Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Hundertsechsunddreißigster Band
35. Jahrgang 1911: Januar—März

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W. 30/Traunsteinerstr. 3

Inhalt des 136. Bandes: Januar/Februar/März 1911

Politik, Geschichte und Volkswirtschaft:

v. Borscht, Geheimer Hofrat, Oberbürgermeister: Die Zukunft Münchens 253
Canalejas, Ministerpräsident José: Mein Programm 5
Canalejas, Ministerpräsident José: Autobiographie 89
Kerschensteiner, Stadtschulrat Dr. Georg: Die industrielle Arbeitsteilung und das Problem der Volkserziehung 309
Kuhlo, Dr. Alfred: München als Industriestadt 317
Lipp, Dr. Franz: Die Freundinnen eines großen Staatsmannes und Dichters 93
Matthias, Dr. Adolf, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat: Eine deutsche Frau aus den Werdetagen unsers Liberalismus . . . 365
Schnitzer, Prof. Dr. Josef: München und der fortschrittliche Katholizismus 282
v. Strantz, Regierungsrat Kurd: Eine nationale Diplomatie . 173
*** Die verbündeten Niederlande 9
*** Hans v. Dallwitz 445

A. B.: Das 57jährige Jubiläum der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland 347
von Bieberstein, Rogalla: Der heutige Stand unsres Nordseeküstenschutzes 238
Corbach, Otto: Hansabund und Parteipolitik 67
Friedegg, Dr. Ernst: Olivier 505
Lipp, Dr. Franz: Die Vorposten Rußlands auf dem Balkan 65
L., Dr. F.: Die Hohenzollern in Italien 150
ri.: Die letzten Tage des Ministeriums Oliviers 430
v. S.: Ein politisches Geschäft 151
v. S.: Berufskonsuln 510
Spectator alter: Der homosexuelle Skandal am Papsthof 429
Spectator alter: Der Untergang Roms 152
Spectator alter: Die Bekennertragödie des Prinzen Max von Sachsen 233
Spectator alter: Der neue Kommandant der päpstlichen Schweizerwache 67
v. Stetten: Die Zukunft der Türkei 149
v. Stetten: Jungtürkischer Optimismus 350
v. Strantz: Die polnische Enteignung 425
Verus: Der serbische Prinz 346
*** Das stärkere Rom 345
*** Die Partie auf dem Balkan-Schachbrett 506

Wissenschaft und Reisebeschreibungen:

Cajetan-Milner, Käte: Etwas vom Wert der deutschen Landerziehungsheime 119
Freimarck, Hans: Moderne Theosophie 401
Goldstaub, Dr. Max: Aus der Tiermythologie der Griechen . . 407
Grützmacher, Prof. Dr. Georg: Der Untergang des Templerordens 203
Kläger, Emil: Maskerade im Verbrechen 224
Niemann, Dr. Walter: Althollands Hausmusik 13
al Raschid Bey, Omar: Das Erwachen der Menschheit aus der Erscheinung 339
Friedegg, Ernst: Wustmann 244

Romane, Novellen und Skizzen:

Ganghofer, Ludwig: Das Schindelbach 297
Hamsun, Knut: Gedämpftes Saitenspiel . . . 38, 127, 213, 321, 415
Hirschfeld, Dr. Georg: Die Nixe vom Güldensee . 23, 109, 186, 392

Literatur und Theater:

Ebert, H.: Jugendbriefe von Friedrich Rückert 100
Jaffé, M.: Sprüche 424
Kaiser, Dr. Georg: Der Rosenkavalier 382
Kilian, Dr. Eugen: Der Regisseur im Kasten 332
Kißner, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Alfons: Rügelieder eines Friedfertigen 58
Ullmann, Ch.: Die bulgarische Literatur 31
Wollmar, Leopold: Die Naturbühne 138
Altmann, Prof. Dr. W.: Thayer 164
Amend, C.: François Villon 72
A. J.: Theater bei Gräfin Gabrielle Hoyos 354
C. K.: Großstadtjuden 163
Dr. E. F.: Ein Handbuch des internationalen Rechts 514
Flake, Otto: Vom Wert der französischen Romane 70
Friedegg, Ernst: Liebesbriefe von Musset 511
Gomoll, Wilhelm Conrad: Ein Volksgoethe 156
Ihringer, Bernhard: Artzibaschews Revolutionsgeschichte 165
Kaiser, Dr. Georg: Julius Bittners Musikant 246
Kleine Menschen in der großen Stadt 513
Lennemann W.: Eine neue Evangelienharmonie 161
Leow-Fränkel, Gertrud: Neue Novellen 68
Pr.—l.: Im Frührot 434
Schönlank, M. R.: Curt Hermanns Kampf um den Stil 355
Schönlank, M. R.: Der Knabe Wlaß 166
Stössinger, Felix: Karl Kraus 352
Trotzky, J.: Rußlands Seele 180
W. A.: Der junge Wagner 75
w.: Gedichte in Prosa 74
*** Memoiren der Markgräfin von Bayreuth 164
*** Die Flugmaschinen 165

*** Zwischen Heuberg und Donau 247
*** Herwegh 248
*** Lowenfeld, die Kunst der Kapitalsanlage 433
*** Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts 435
*** Geschichten aus dem alten Pitaval 432

Gedichte:

Braun, Nora: Eremitage bei Bayreuth 471
Fessel, Karl: Weltliebe 22
Heyse, Paul: Weihspruch in das goldene Buch der Stadt München 266
Kyser, Hans: Ringende Liebe 20
Myller, Otto: Ich möchte 12
Schickele, René: Die Sorgen 202
Schultheiß, S. M.: Die Mutter 406
Schüler, Gustav: Allein 232
Walter-Freyr, Robert:: Nelkenfeld 20

Bildende Kunst:

Mayer, Alfred: Olaf Gulbransson 472
Mayr, Prof. Karl: Fritz Erler 276
von Miller, Wirkl. Geh. Rat Ferdinand: Die Münchner Denkmäler 263
Rapsilber, M.: Max Rabes 198
von Stuck, Prof. Franz: Die Kunststadt München 261
Corwegh, Robert: Rudolf Czapek, Die neue Malerei 75
h.: Rubens 433
Schlaf, Johannes: Emil Preetorius 154
Schönlank, M. R.: Weiß und Schwarz 241
R. E.: G. Gronau, die Künstlerfamilie der Bellini 350
*** Unsre Kunstschule 160

Verschiedenes:

Felder, Erich: Münchner Toilettefragen 288
Lux, Josef August: Münchens Genius loci 270
Müller-Meiningen, Dr. M. d. R.: Warum wir München so lieben? 762
Lebensschule und Schulleben. Eine Rundfrage mit Antworten von: Exzellenz M. v. Brandt, Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Adolph Wagner, Staatssekretär a. D. Dr. Bernhard Dernburg, Dr. Walther Rathenau, Oskar Tietz 179
Ferner von: Geh. Medizinalrat Prof. Dr. E. Schweninger, Oberst a. D. E. Schweninger, Wilhelm Freiherrn von Pechmann 295
Ferner von: Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. P. Ehrlich, einem der größten und erfolgreichsten Bankiers, Ministerialdirektor

Dr. H. Thiel, Geheimrat Richard Witting, Fabrikbesitzer Heinrich Freese, Geheimrat Max Grube, Kommerzienrat Karl Siegismund 375

Musikbeigaben:

Boehm, A. P.: Tagesanbruch 516
Braunfels, Walter: Nachklänge Beethovenscher Musik 356
v. Kaskel, Karl: Der Gefangene der Zarin, Lied 77
Knopf, Martin: Wir zwei 436
Text von Prof. Dr. Wilhelm Altmann 360
Text von Prof. Dr. Wilhelm Altmann 519
Text von Prof. Schramm-Macdonald (Dresden) 83
Text von Dr. J. Stirner 439

Kunstbeigaben:

Battoni, Pompeo: Die lesende büßende Magdalena (Dreifarbendruck) 489
Coques, Gonzales: Der junge Gelehrte und seine Schwester (Dreifarbendruck) 2
Duyster, Willem Cornelisz: Soldatenrauferei bei Teilung der Beute (Vierfarbendruck) 409
v. Defregger, Franz: Ein Tiroler Alter (Gravüre) 117
v. Defregger, Franz: Studienkopf (Gravüre) 265
Eberlein, Gustav: Nach des Tages Mühn (Bromsilberphotographie) 362
rler, Fritz: Gold 265
rler, Fritz: Eisen 281
rler, Fritz: Herbst 297
Erler, Fritz: Fremdlinge 399
Gulbransson, Olaf: Knut Hamsun 442
Gulbransson, Olaf: Fritz Mauthner 473
Hartmann-Mc. Lean: Der Tanz (Bromsilberphotographie) . 86
Holbein, nach Hans dem jüngern: Die Madonna des Bürgermeisters Meyer (Dreifarbendruck) 134
Michelangelo da Caravaggio: Der Falschspieler (Dreifarbendruck) 313
Mola, Francesco: Hero stürzt sich über den Leichnam Leanders (Vierfarbendruck) 457
van der Neer, Aiglon: Die Lautenspielerin 17
Rabes, Max: Der Zuckerverkäufer 170
Rabes, Max: Karl Neufeld 185
Rabes, Max: Sevilla 201
Rabes, Max: Konstantinopel im Nebel 217
Rembrandt van Rijn: Die steinerne Brücke (Vierfarbendruck) 329
van Ruisdal, Jakob: Die Mühle von Wyk bei Duurstede (Dreifarbendruck) 477
v. Slingenland, Peter: Die Musikprobe 41
Wouvermann, P.: Reitergefecht vor der brennenden Windmühle (Dreifarbendruck) . . . . .

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd Zeitschriften-Verlag G.m.b.H. Berlin W.30/Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 136. Heft 421. Erstes Januarheft 1911

Ministerpräsident José Canalejas, Madrid: Mein Programm

Zehn Monate sind es her, daß ich an der Spitze der spanischen Regierung stehe. Die Arbeit, die ich in dieser Zeit geleistet habe, und mein Programm sind alles eher denn ein Geheimnis. Nachdem ich die Ziele und Zwecke der rechten Seite und der liberalen Partei in den Cortes ergründet hatte, mußte es mein Ziel sein, beide Flügel zu vereinen. Es schien mir nicht wünschenswert, dem einen Flügel vor dem andern den Vorzug zu geben. Ich ging dabei von der Erwägung aus, daß man seinen Freunden einen schlechten Dienst leistet, wenn man sie klassifiziert.

Ich glaube, im spanischen Volk eine steigende Welle demokratischer Strömungen zu erkennen, und wenn ich auch nicht weiß, ob mir eine lange Regierungszeit beschieden ist, so möchte ich doch jene demokratischen Neigungen heute benützen, um ein Werk zu verwirklichen, dem meiner Meinung nach eine spanische Regierung sich heute nicht entziehn kann. Um dieses Werk zu vollenden, möchte ich freilich der Hilfe der nationalistischen und republikanischen Minoritäten in den Cortes nicht gerne entraten. Denn ich halte dafür — und diese Ansicht ist so alt wie mein politisches Denken überhaupt — daß die Mithilfe aller dazu gehört, damit eine Regierung g u t regiere. Es macht mir wenig aus, ob die Parteien monarchisch oder republikanisch sind. Es belustigt mich im höchsten Grade, daß auf der rechten Seite der Cortes davon getuschelt wird, ich wäre ein Gefangener der Linken, die Linke verfahre mit mir nach ihrem Belieben.

In der nächsten Nummer von „N o r d u n d S ü d" werden wir eine Autobiographie des spanischen Premiers publizieren. Die Redaktion.

Ich bin kein unbeschriebenes Blatt und will meiner Vergangenheit treu bleiben. Ich kann meine Vergangenheit nicht vergessen. Könnte ich sie vergessen, so wäre ich ein Nichts, höchstens ein unbestimmtes Etwas, das plötzlich aus dem Dunkel huscht und schemenhaft wieder verschwindet. Es wäre eine Torheit von mir, mir selbst untreu zu werden, und ich lege Wert darauf, zu erklären, daß ich mich an die Spitze der Regierung habe stellen lassen, gestützt auf meine Vergangenheit, in der Absicht, die Meinungen zu vertreten, die ich zu allen Zeiten hatte.

Dieses war mein Standpunkt zur Kirche und wird es immer sein: Ich glaube, daß wir Menschen alle religiös sind, daß wir die Religion brauchen wie das tägliche Brot. Aber meine unerschütterliche Ueberzeugung ist es, daß es nicht notwendig ist, katholisch zu sein, um fromm zu sein. Ich glaube vielmehr, daß man umso religiöser sein kann, je weniger man katholisch ist. Die rechte Seite der Cortes beehrt mich mit einem Haß, den ich nicht verdiene, indem sie die Behauptung aufstellt, ich wolle dem spanischen Volk die Religion aus dem Leibe ziehn. Schon daß mich die Rechte haßt, setzt sie ins Unrecht. Denn mit Haß hat noch nie ein Mensch richtig gedacht und gerecht geurteilt.

Ich stehe an der Spitze der Regierung, um das zu vollenden, was ich kann, was ich gedacht habe wovon ich überzeugt bin, und nicht, um etwas durchzusetzen, wovon ich geträumt habe. Ich habe nichts zu verbergen, weil ich ein Mann bin, der jeden Tag stärker darnach strebt, das zu tun, was mir mein Gewissen gebietet, oder zum mindesten zu zeigen, was ich in meinem Herzen hege. Ich bin dem königlichen Ruf gefolgt, um das religiöse Problem in einer juristisch und moralisch gerechten Form zu lösen, in einer Form, die mir für die Entwicklung unsrer Wirtschaftsverhältnisse von der größten Bedeutung zu sein scheint. Gelingt es mir nicht, den von mir bei den Cortes eingebrachten Gesetzentwurf durchzusetzen, dann betrachte ich meine Mission als gescheitert, gleichgültig, ob ich sonst wie viel immer erreiche.

Google

Vor allem andern wünsche ich, daß den Kongregrationen ein gerechter Prozeß gemacht werde. Damit kein andrer mit mir die Verantwortung für dieses Gesetz teile, habe ich selbst die Materie mit heißem Mühn studiert. Ich weiß sehr wohl, daß das Gesetz der Kongregationen nicht an einem Tag und nicht in einem Monat vollendet werden kann. Es soll in Ruhe und mit Ernst durchberaten werden und wird uns wahrscheinlich die ganze zweite Legislaturperiode der Kammer beschäftigen.

Vier Monate beschäftigt uns dieses Gesetz schon. Man wirft mir vor, ich hätte längst alles durchsetzen können — in längstens zwei Monaten. Ich lege aber Wert darauf, das Gesetz in rechtmäßiger Art durchzuführen, und ich hoffe, daß die jetzige Kammer das Ende der Beratung erleben wird. Wenn ich vorher zusammenbreche und die Regierungsbank verlassen muß, werde ich an dem Schmerz der entschwundenen Illusionen schwer zu tragen haben.

Ich hoffe, daß die Rechte der Cortes auf den Versuch verzichten wird, diesen Gang der Dinge zu stören. Meine Maßnahmen erscheinen mir als eine dringende Notwendigkeit. Ich muß sie durchsetzen, weil ich sie liebe, weil meine Freunde mit mir sein werden, weil ich nicht an der Spitze der Regierung bleibe, wenn sie scheitern.

In den Kommissionsberatungen des Gesetzes über die Kongregationen wurde oft gefragt, worin uns denn die Mönche störten. Ich glaube: Wenn sie uns nicht stören, so stören sie doch die Kirche. Denn die Kirche braucht nicht noch mehr Mitesser. Die Mönche beuten die Kirche aus und führen die Kirche und uns ins Elend.

Was sind die Brüder der religiösen Orden? Sie verleugnen das Vaterland! Sie verleugnen die Welt! Indem sie sich in ein Leben des Geizes, in ein Leben der Ausbeutung, in die Einsamkeit zurückgezogen haben, haben sie darauf verzichtet, die Welt zu befruchten.

Von der Rechten der Cortes wird behauptet, diese Weltflucht, dieser Geiz der Mönche sei der spanischen Menschheit genehm. Das ist nicht wahr. Kein Verständiger verlangt von den Mönchen ein

Google

solches Verhalten. Die Frauen der spanischen Bauern, denen tief in der Seele der Glaube wohnt, verabscheun die Mönche, weil sie sie mit ihrem Aussaugesystem um ihr Brot gebracht haben. Wenn ich demnach die Orden bekämpfe, mache ich mich zum Dolmetsch der volkstümlichsten Gefühle. Wenn die Rechte der Cortes sich diesen Gefühlen verschließt, so ist sie taub und blind zugleich.

In erster Linie gilt es, bei den Cortes die Aussperrung der Mönche durchzusetzen. Es muß unter allen Umständen vermieden werden, daß während meiner Verhandlungen mit Rom und während der Beratung über das Gesetz der Kongregationen ein weiterer Zuzug von Mönchen nach Spanien möglich werde.

Ich bin dessen gewiß: die Vorlage des Gesetzes über die Kongregationen wird im Laufe der nächsten zwei Jahre allgemein gewürdigt werden. Geschieht das nicht, so werde ich abgehn, bin aber überzeugt, daß keine Regierung, die sich liberal nennen darf, in der Lage sein wird, ohne dieses Gesetz zu regieren.

Mein ferneres Programm heißt: Eine neue Unterrichtsordnung, Herabsetzung der Steuern, Reform der Gemeindeverfassung. Die Gemeinden müssen selbständiger werden. Wie die Gesetze im einzelnen beschaffen sein werden, weiß ich nicht. Im kommenden März gedenke ich, sie den Cortes vorzulegen.

Das Gesetz der Kongregationen und des Unterrichts sind aber meine beiden Arme, sie sind die Ruder, deren ich mich bedienen werde, um das Schiff zu steuern, auf dem ich stehe. Hindernisse schrecken mich nicht.

Google

Die „verbündeten Niederlande“

Acht Jahrzehnte lang schmücken belgische Patrioten an der „Place des Martyrs“ in Brüssel das Denkmal der für die Freiheit des jungen Königreichs gefallenen Volksgenossen, acht Jahrzehnte danken sie ihnen für die Tat, ein einiges Belgien haben schmieden zu helfen, im Herzen der „Niederlande“ ein Königreich errichtet zu haben, das, frei von den Abenteuern ruhmsüchtiger Oranier, friedlich sich entwickeln durfte. Ein neues Jahrzehnt bricht an und es soll anders werden? Man sagt es. —

Seit der frühere niederländische Gesandte in Stockholm, Baron van Heeckeren, im Februar 1909 in der ersten Kammer im Haag erklärte, der Souverän eines Nachbarstaates habe ihn vor einigen Jahren wissen lassen, daß er gezwungen wäre, niederländisches Gebiet zu besetzen, wenn die Niederlande ihre Verteidigungsmittel gegen England nicht instand setzten — seit jenem Tage haben die Diplomaten der „Rue de la Loi“ im Haag Verständnis gefunden. Die politische Lage beider Staaten ist zu ähnlich, als daß ein Zusammenschluß beider in gewissen Grenzen nicht wünschenswert sein sollte. Belgien wurde auf der Londoner Konferenz vertragsmäßig für neutral erklärt, während die Niederlande vom Zeitpunkt der Trennung ab gleichfalls die Neutralität, welche ihnen die geschwächte Stellung gebot, bewahrten. Beide jedoch waren bis heute kaum in der Lage, ihre Neutralität im Ernstfalle mit den Waffen in der Hand hinreichend schützen zu können. Nicht gegen das holländische Volk hatte sich 1830 der Belgier erhoben, sondern gegen Hollands König Wilhelm I., jenen beschränkten, starrköpfigen Oranier, der in gewissenloser Vorliebe für sein holländisches Land, Belgien benachteiligte und die Schlange der Revolution in ihm großzog. In den dreißiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts vollzog sich die Trennung zweier politisch und von Natur zusammengehöriger Länder.

Aus einer durchaus einwandfreien Quelle gehn uns diese wichtigen Informationen zu. Die Redaktion.

Google

Die „verbündeten Niederlande“

Belgien, das wie ein Keil zwischen Deutschland und Frankreich getrieben schien, bald einer Dependance Frankreichs gleichend, bald als ein Dominium Deutschlands angesprochen, litt in der Folgezeit unter den sich türmenden Gegensätzen beider Nationen, deren politische wie wirtschaftliche Fehden auf seinem Gebiet ausgefochten wurden. Dies gab den entscheidenden Anstoß. Belgiens Staatsmänner, denen der Gedanke eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Holland allmählich immer vertrauter geworden war, suchten und fanden Gegenliebe beim Nachbarstaat. Die Katholiken, die herrschende Partei Belgiens, waren einem Bündnis mit Holland, namentlich, wenn diesem auch eine Verständigung mit Deutschland zur Seite stände, durchaus nicht abgeneigt. Man fürchtete den schädlichen Einfluß Frankreichs, dessen kirchenfeindliche Politik nur zu leicht auch in Belgien Nachahmer finden konnte, während man sich von der kirchenfreundlichen Politik der deutschen Krone nur die beste Einwirkung auf den belgischen Liberalismus versprach. Zugleich hoffte man durch die Verbrüderung mit Holland, seinen Einfluß auf die protestantischen Konservativen Hollands, deren Einigung mit der katholischen Partei des Landes schon vor Jahr und Tag erfolgt war, noch zu vertiefen.

Ebenso waren die Liberalen Belgiens einem Bündnis mit Holland günstig gesinnt. Handelte es sich für sie selbst nur um Handels- und gewerbliche Interessen des Mutterlandes, so verkannten sie doch andererseits auch nicht die Gefahr, welche die Streikpolitik der staatsfeindlichen Massen der französischen Republik mit sich brachte, in welcher der Sozialismus der Regierungsgewalt vollständig zu entschlüpfen drohte. Auch sie traten daher, neben der Frage der Verbrüderung mit Holland, dem Projekt einer Verständigung mit Deutschland sympathisch gegenüber. Die einzige Partei nur, die wohl ein Bündnis mit Holland begrüßen möchte,*) sich einem Einvernehmen mit Deutschland aber direkt widersetzt, ist die sozialistische.

Dieser politischen Lage ward deutlich Ausdruck, als Kaiser Wilhelm als erster aller fremden Staatsoberhäupter nach Brüssel kam und die Ehrungen, welche ihn seitens des belgischen Volkes trafen, nur von dem Gejohle einiger sozialdemokratischen Demonstranten unterbrochen wurden.

---

*) Sie hoffen in den großen niederländischen Städten wie Amsterdam &c. durch Gewinnung neuer Anhänger ihre Partei zu stärken.

Go gle

Belgien, wie wir gesehen haben, nicht der Fall war, die religiöse Frage ganz aus. Man sah nur die großen Vorteile des Schutzes, welche die neu organisierte belgische Armee den schwachen Miliztruppen Hollands im Ernst falle bieten könnte, man vergegenwärtige sich, in welchem Maße die Manufaktur Belgiens den Handel Hollands bei politischer Verbündung bevorzugen könnte. Im ganzen war man vielleicht eigennützig, sehr eigennützig, aber auch der Eigennutz hat sein Gutes, wenn er den Weg zum gemeinsam angestrebten Ziele fördert.

Als die Knospen an den Bäumen sprangen, als der Heeferen-Zwischenfall durch planmäßige Dementierung der Vergessenheit anheimgefallen zu sein schien, setzte man in Belgiens und Hollands Residenzen die Präliminarien für eine Konferenz der Regierungen beider Länder fest. Man faßte die Sache zu natürlich als quasi interne Staatsangelegenheit auf, man war nicht verschwiegen nach außen. Aus zwei Gesandtschaften liefen eilige Berichte an die von ihnen vertretenen Regierungen. Das Echo kam bald. Man sähe in dem vorgeschlagenen Bündnis die Basis einer Offensiv- und Defensiv-Union zwischen Belgien, den Niederlanden und Deutschland, deren Bildung man mit allen Mitteln entgegenzutreten geneigt wäre.

Belgien und die Niederlande respektierten den Protest — sie zogen sich zurück. Doch nicht für lange. Vor ein paar Monaten traten die führenden Mitglieder der belgischen und niederländischen Kammern unter dem Vorsitz des belgischen Staatsmannes Bernaert zu einer Konferenz zusammen. Ein paar Wochen später erklärten sie sich in Permanenz. Ihre Versammlungen finden abwechselnd im Haag und in Brüssel statt. Durch diese regelmäßigen Konferenzen verbindet bereits ein offizielles Band die beiden Länder. Die öffentlichen Verhandlungen beziehen sich nur auf ökonomische Fragen, Tarife, Zölle usw., doch man sagt, daß in geheimen Sitzungen Dinge von weit größerer Tragkraft verhandelt werden.

Besteht so in der Tat bereits ein politisches Bündnis zwischen beiden Staaten durch die praktische Vereinigung der Parlamentarier beider Länder, so sprechen die militärischen Vorkehrungen, die Belgien und die Niederlande jüngst getroffen haben, auch für ein militärisches Uebereinkommen zwischen den beteiligten Staaten. Der belgischen Heeresorganisation von 1909 folgte das holländische Küstenverteidigungsprojekt von 1910. An der ganzen holländischen Küste werden mit einem Aufwand von 40 Millionen Flor. Forts errichtet werden.

Google

Die „verbündeten Niederlande"

Vlissingen soll als moderne Festung ausgebaut werden. Dadurch würde dann die belgische Festung Antwerpen stark entlastet werden. Man hat zur Erklärung dieses Verhaltens der Niederlande die bisherige Politik der Generalstaaten herangezogen und argumentiert, Holland wolle durch die Befestigung Vlissingens und infolgedessen Sperrung der Schelde, das neutrale Belgien bei einer etwaigen Invasion Deutschlands von dem alleinigen Retter „England" abschließen. Aber ein Frontwechsel hat sich vollzogen. Es ist nicht mehr Furcht vor Deutschland, Sympathie für England, oder irgend ein anderer Beweggrund in dieser Richtung. Holland und Belgien, die verbündeten „Niederlande", wünschen sich heute mehr denn je in der Lage zu sehen, ihre Neutralität mit eigenen militärischen Machtmitteln bis aufs äußerste verteidigen zu können. Sie haben beide klar erkannt, daß, wenn ein Land fällt, es das andere notwendig im Sturz mitreißt. Solches zu verhindern, entstehen nach 80 Jahren unfruchtbarer Separation, auf anderer Basis zwar als vor 1830, aus den vereinigten Niederlanden, die „verbündeten Niederlande".

Ich möchte!

Ich möchte deinen Tag mit hellem Licht bestreun
Und deinem nächtlich dunkeln Wege Helle spenden
Ich möchte jeden Schritt, den du versuchst, betreun,
Ich möchte deinem grauen Leben Sonne senden.

Ich möchte schmale Rosen von den Stämmlein brechen
Und sie dir zärtlich in das Haar verweben
Ich möchte liebe, liebe Worte zu dir sprechen
Und Dir den Glauben an die treuen Menschen geben.

Otto Myller.

Google

Dr. Walter Niemann:
Althollands Hausmusik
Ein Kulturbild aus der Zeit der Oranier.

Hollands musikalische Ruhmesperiode war seiner Blütezeit der Malerei um fast zwei Jahrhunderte vorangegangen. Das 15. und 16. hatte jene rätselhaft reiche Reihe hochbedeutender und für die musikalische Kunstauffassung ganz Europas vorbildlicher Meister vielstimmiger Kirchenmusik gesehen, die wir die Zeit der Niederländer nennen. Dufay, Binchois und Dunstaple in England bilden das Triumphtor; die Meisterschar um Busnois und Ockeghem (Ockenheim) in der ersten, um Obrecht, Brumel, de la Rue bis zu Josquin de Près die zweite und gewaltigste Ruhmeshalle. Das 17. Jahrhundert fand die Lösung seiner Aufgaben auf ganz anderem Gebiete. Um 1700 war die Erlösung von dem schließlich als drückend empfundenen Empfindungskreise des verallgemeinerten Ich in vielstimmiger Form durch die ganz subjektive Aussprache des Ich in einstimmiger (monodischer) Form in Italien von einer Gruppe schöngeistiger Florentiner geschehen. Oper, Oratorium und große Kantate wurden geboren.

Im holländischen Bürgerhause des 17. Jahrhunderts waren dieselben musikalischen Instrumente wie im übrigen Europa zuhause. Der Gesang überwog in Motetten, Psalmen, weltlichen Liedern und mehrstimmigen Gesellschaftsliedern (Madrigalen). Aus hübsch in braunes Leder gebundenen Stimmbüchern, die man vor sich auf Tisch oder Pult legte, trug man sie gemeinschaftlich vor. Als rechtes Hausinstrument herrschte hier wie überall in Europa die Laute. Sie ersetzte auch in Holland unser heutiges Klavier; viele altholländische Bilder belehren uns über ihre Wichtigkeit. Originalkompositionen gab

Google

es nicht für sie. Man spielte, wie heute Opern und große Instrumental- oder Vokalwerke aus Klavierauszügen, so damals aus der besonderen Eigenart dieses Instrumentes angepaßten Lauten-Auszügen oder Lautentabulaturen: Volksweisen, Volkstänze und Suiten-Tanzstücke der Spielleute, Arrangements berühmt gewordener vielstimmiger Vokalsätze, und bestritt auch für das ganze häusliche Orgel- und Klavierspiel den Bedarf aus diesem Material, indem man aus den einzelnen Stimmbüchern „intavolierte", d. h. in Orgeltabulatur setzte, was für die Technik der Tasteninstrumente und den Geschmack des Spielers zu passen schien.

Neben die Laute trat ihre jüngere und kleinere Tochter, die Guitarre, die aber wie in Deutschland, so auch in Altholland keine sonderliche Verbreitung fand. Wie fast alle Instrumente, baute man auch die Lauten in verschiedenen Stimmlagen und konnte sie so zum Chore zusammenstellen. Auf vielen altholländischen Gemälden sehen wir, wie freudig auf diesen Instrumenten musiziert wurde.

Zur Laute und Guitarre gesellten sich die übrigen Geschwister der großen Lautenfamilie. Da haben wir die sechssaitige Viola di Gamba, die Gambe, jenen zarten Vorläufer des Violoncell, gleich der Laute gern mit eingelegter Arbeit, Elfenbeinschmuck und schön geschnitztem Kopf geziert. Dann die wiederum im Stimmenchor gebauten kleineren Violen; sie und die in den verschiedensten Formen und Ausstattungen gebauten zierlichen Tanzmeister-Geigen (Pochettes) — so genannt, weil der Herr Tanzmeister sie gern zum Tanzunterricht mitbrachte — schon die engsten Geschwister unserer Geige. Oder jener Kavalier plagt sich mit der mächtigeren Baßlaute (Archiliuts) und der Theorbe, vergrößerten Lautenabarten, die zur Erzielung größerer Klangfülle und größeren Tonumfanges neben den Spielsaiten auf besonderem Halse die Begleitsaiten — zusammen oft über ein Dutzend zählend — laufen ließen.

Daneben die Familie der Tasteninstrumente. Das zarte Clavichord, das rauschende Clavicymbal mit seinen Unterarten, dem Spinett, Virginal und, seltener, dem Clavicytherium, einem harfen-

Google

förmigen, aufrechtstehenden Vorläufer des Giraffenklaviers und unseres Pianinos.

Die holländische Musik des 17. Jahrhunderts stand unter zwei großen Einflußgebieten: Italien und England. Italiens Macht nahm die gebietende Stellung eines überwältigenden italienischen Einflusses auf die holländische Malerei des 16. Jahrhunderts ein; England wirkte dagegen durch seine, mit dem Ende des 16. Jahrhunderts geborene nationale Virginalmusik für Klavier hauptsächlich auf die Gestaltung der altholländischen Klavier- und Orgelmusik ein. Wohl verstanden, seiner Klavier- und Orgelmusik, denn eine scharfe Scheidung zwischen beiden ist in der Komposition auch des 17. Jahrhunderts noch ganz unmöglich, und erst in diesem Jahrhundert bildet sich durch das Muß, den Zwang der technischen Eigenart jedes Instrumentes eine selbständige Klavier- oder Orgelliteratur allmählich heraus.

Den Anfang machten die kolorierten, d. h. mit aus dem Stegreif gespielten oder aufgeschriebenen Verzierungen versehenen Orgel- und Klavierstücke, die Contrapunti, Ricercari und Fantasien der Willaert und Buus um 1550, deren Wirken freilich fast ganz Italien zugehörte, machten die zahlreichen großen Sammlungen arrangierter Volksweisen und Tanzstücke eines Tielman Susato oder Boskop (Buschop) um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Einen gewaltigen Schritt vorwärts brachte nun im folgenden Jahrhundert Jan Pieters Sweelinck (1562—1621) die altholländische Orgel- und Klaviermusik. Er gibt, ein von allen Kunstfreunden gleich hoch verehrter Komponist und außerordentlicher Orgel- und Klavierspieler, der Blütezeit altholländischer Malerei das musikalische Gegengewicht. Als Komponist hat er die italienische Form und die englische Satztechnik seiner Zeit in seiner harmonischen Persönlichkeit zur Einheit verschmolzen. Die Orgel- und Klavierkomposition, die auch in Altholland anfangs noch ganz in den Banden des „Kolorierens", des Kolorismus steckte, hob er durch Einführung und persönliche Durchdringung neuer, weiter gespannter Formen wie der Toccata und Choralvariation auf eine bedeutend höhere Stufe und wandte ihr in seinen Lied- und

Google

Tanzvariationen den ganzen Schatz von Bereicherungen an, speziell aufs Klavier zugeschnittenen Ausdrucksmitteln und technischen Fortschritten zu, wie sie die englische Virginalmusik der Klaviermusik kurz vorher neu erobert hatte. Die italienischen Einflüsse: das „Echo", die Freude an der Nebeneinanderstellung von Laut und Leise in den großen dreiteiligen Fantasien, die Mehrchörigkeit, die Sequenzenarbeit hatte er sich gleich so manchem Kunstbruder in Malerei, Architektur oder Kunstgewerbe an der Quelle selbst geholt: in Venedig, wo er als Schüler Zarlinos jedenfalls auch zu den beiden Gabrieli und Merulo in persönliche Beziehungen trat. Sein Fingersatz ist im wesentlichen der italienische des Diruta.

Die englischen Einflüsse lagen in der Luft. Vieles wird er durch zwei bedeutende englische Virginalkomponisten empfangen haben, die gleich manchen ihrer Kunstgenossen in den politischen und religiösen Umwälzungen, die England um 1600 heimsuchte, sich im heutigen Belgien ansiedelten: durch John Bull und Peter Philips. Bull, der bereits 1601 als Orgelvirtuos eine Triumphreise durch die Niederlande, Frankreich und Deutschland ausgeführt hatte, kam 1613 als Hoforganist des Statthalters Erzherzog Albert, und seiner Gattin Isabella nach Brüssel und wurde hier ein Kollege von romanischen Künstlern wie Guami und Juan Zacharias. Ende 1617 bis zu seinem Tode 1628 wirkte er als Nachfolger Waelrants und Organist an der Kathedrale Antwerpens. Philips lebte bereits seit 1596 in Antwerpen, gab dort seine Madrigale heraus und wurde vom Statthalter zum Hoforganisten ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode (nach 1624) wirkte.

Beide Künstler waren Sweelincks wahrscheinlich persönliche Verehrer, wie denn auch Sweelinck in England hochgeschätzt war und seine Kompositionen die Ehre erfuhren, teilweise in das Virginalbuch der Königin Elisabeth aufgenommen zu werden. Sweelinck bearbeitete die Pavana Philippi von Philips und fügte seiner Kontrapunkt-Lehre einen Canon Bulls an, Bull widmete Sweelinck, mit der einige Monate nach des Meisters Tode geschriebene Fantasie auf ein Thema Sweelincks und den Variationen über Sweelincks Lieblingsmelodie, den „Lustigen

Google

Eglon van der Neer:
Die Lautenspielerin

Google

Google

Mai", zwei musikalische Totenopfer. Beide brachten die englische Virginalmusik in ihrer Praxis als eminente Organisten nach dem südlichen Holland, beide erfuhren aber auch, wohl durch Sweelincks und Guamis Schaffen, auch Einwirkungen der inzwischen erwachten italienisierenden Bestrebungen in der altholländischen Orgel- und Klaviermusik und nahmen von ihnen das ihrem Charakter Entsprechende für ihre Toccaten, Fantasien und Ricercare an.

Bedenken wir die um Jahrhunderte spätere Entwicklung der Tonkunst und legen wir dazu unsere gefühlsmäßige wie unsere technische Lebenswerte, die uns die holländische, Musik des 17. Jahrhunderts, hunderts in die Wagschale, so müssen wir bei einer Abschätzung der Lebenswerte, die uns die holländische, Musik des 17. Jahrhunderts vornehmlich also die Sweelincks, geben könnte, zweierlei unterscheiden. Zu den italienischen Formen der in den strengen alten Kirchentonarten gesetzten Toccata, Fantasia, des Ricercar usw. können wir nur noch technisches Verständnis, doch kaum geistige Fühlung gewinnen. Die Lied- und Tanzvariationen dagegen gestatten zum guten Teil noch ein gefühlsmäßiges Erfassen; freuen wir uns doch schon an den frischen und volkstümlichen, meist der englischen, durch die Virginalmusik zuerst in die Kunst übergeführten Volksmusik entnommenen Themen und ihres kurzweiligen und in feinem kontrapunktischem Filigran gesponnenen Variationensegens. Also ganz das gleiche Resultat, wie es eine unbefangene Prüfung der deutschen Orgel- und Klaviermusik des 17. Jahrhunderts ergibt.

In diesen Themen zu Variationen spiegelt sich ein ganzes Stückchen Zeitgeschichte. Vergegenwärtigen wir uns, wie der Vater der norddeutschen Organistenschule, der von seinen Zöglingen herzlich verehrte und geliebte Lehrer eines S c h e i d t in Halle, S c h e i d e m a n n und J. P r ä t o r i u s in Hamburg, eines Melchior S c h i l d t in Hannover und P. S i e f e r t in Danzig die regsten Beziehungen zu Niederdeutschland bis hoch hinauf nach Preußen (S t o b ä u s in Königsberg, Danzig) unterhielt,*) so wundert's uns nicht, wenn wir beispielsweise in Scheidts

*) Vgl. Max Seiffert, J. P. Sweelinck und seine direkten deutschen Schüler. Leipzig 1891.

Google

Frescobaldi, als junger Mann in Flandern weilte, das Froberger eine Tabulatura nova (Neue Tabulatur) von 1624 so manchem, uns aus Sweelincks Klaviermusik bekannten Thema wie der wallonischen Volksweise „Est-ce Mars" oder „Soll es sein" wiederbegegnen. „Mein junges Leben hat ein End'", „Ich fuhr mich über Rhein" versetzen uns nach Niederdeutschland. Eine Pavana Philippi, eine Paduana Hispania, also zwei Proben der würdevoll-gemessenen spanischen Pavana, beschwören noch einmal die dunkeln Schatten des langen Unabhängigkeitskampfes mit dem „spanischen Wolf" herauf.

Die Wirkungen der recht eigentlich in Sweelinck verkörperten holländischen Tonkunst des 17. Jahrhunderts auf das übrige Europa waren groß. Frescobaldi und Froberger lernten die eigenen Schönheiten einer in Halbtönen fortschreitenden instrumentalen Chromatik von den Niederländern. Wir wissen, daß der größte Organist Roms, Toccata mit dem Vermerk: „geschrieben in Brüssel 1650" versah. So führte Frescobaldi diese chromatische Schreibweise für Orgel oder Klavier und die mehrteilige fugierte Form der Orgelkompositionen in Italien, Froberger in Süddeutschland und Oesterreich ein. So wanderten die belebenden Strahlen Sweelinckschen Schaffens in alle Richtungen: nach England über das südliche Holland, nach Niederdeutschland bis Königsberg und Danzig, nach Mitteldeutschland bis Halle, nach Italien und an den Donaustrand.

Einen einheimischen Tonsetzer von gleicher Größe wie Sweelinck konnte das katholische südliche Holland (ungefähr das heutige Belgien) den nördlichen Provinzen nicht entgegensetzen. Zwar hatte es als Brüsseler Hoforganisten einen Pieter Cornet (um 1610), doch gelang es diesem nicht, die hier gleicherweise bemerklichen italienischen (Toccaten, Fantasien, Ricercare in der Art des Venezianers Merulo) und englischen (Tänze und Variationen) Einwirkungen gleich harmonisch und organisch in seiner Persönlichkeit zu durchdringen. Dafür besaß es aber zwei äußerlich kunstfördernde, wichtige Besonderheiten: einen Verleger von der Rührigkeit, dem Spürsinn eines Peter Phalèse d. Jüng. († 1617) in Antwerpen (seit 1579), der seit 1572 mit Jean Bellère

Go gle

(† 1598) für italienische, französische und englische Zufuhr sorgte, und eine, im 16. und 17. Jahrhundert hochberühmte Familie trefflicher Erbauer von Clavicem balis wie die Ruckers in derselben Stadt, die indirekt durch ihre Fabrikate wieder auf Englands Virginalmusik wirken konnten, da ihre Ausfuhr vornehmlich nach dem Inselreich gerichtet war. Im 17. Jahrhundert zeichneten sich namentlich Anton (geb. 1581), Andreas Ruckers d. Aelt. (geb. 1579) und Andreas Ruckert d. Jüng. (um 1636—76) im Bau vlämischer Cembali aus, deren meist barock geformter, wuchtiger und vergoldeter Unterbau, deren liebliche Malereien auf Resonanzboden und Innendeckel eine rechte Augenweide für den Kenner bildeten.

Mußte sich Beaumarchais de la Barre, der Verfasser der geistreichen „Briefe über Holland" (2. Ausg. Frankfurt 1738), im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts auch schon beklagen, daß es dem öffentlichen Musikleben Hollands an Anspornung, Belohnung, an großen Zielen und Gelegenheiten einer imposanten Ausübung der Tonkunst, an Oper Kirchenmusik, wenn auch nicht an gelegentlichen Konzerten und Stadtpfeifern fehle, konnte er zu seiner Zeit als Schaffende von großer Gediegenheit und überragendem Können auch nur die Robert und Albicastro im Haag nennen, so mußte doch auch er noch für seine Tage bekennen: „La Musique est fort aîmée et cultivée en Hollande," „Man liebt und man pflegt die Musik in Holland mit großer Hingebung."

So war die Musik des großen oranischen Zeitalters das, was wir heute so sehnsüchtig und zumeist vergeblich für das unsrige erstreben: eine edle, echte Hausmusik!

Google

Gedichte

Nelkenfeld.

Die roten Blüten wehen
und funkeln vor der fernen Welt.
Meine Augen gehen
darüber glückerhellt.

Ich wandre auf und nieder
und hüte meinen jungen Mut.
Wandre hin und wieder . .
vorüber der versprühten Glut.

Oh wie in diesen Tagen,
die rot von Blüten sind,
sich meine Wünsche jagen
feldüber im Wind.

Nur mein Herze feiert.
Mein Herz belauscht das Sonnenfeld.
Und hinter den Blüten schleiert
und schimmert die Welt.

Robert Walter-Frehr.

Ringende Liebe.

Sie:

Ich bin dir noch in jedem Traume treu geblieben,
In jedem Wunsche war ich dein,
Nun reißt dich fort von mir mein allzu treues Lieben,
Und du läßt mich allein.

So geh und kehr bei Einer ein:
Das Ungetreue, nie gefunden, dort zu finden,
Auch ich will gehn, mich einem Glücke zu verbinden,
Das mich erlöst von dieser Pein.

Google

Dann wollen wir, zwei Wissende, uns wiedersehn,
Und beide treulos-glücklos auseinandergehn.

Er:

O Worte, die uns beide dornenbitter stechen!
So stürzend küß ich deine Knie:
Ich laß dich nicht! Nie darfst du, nie
Wie ich, unheiliger Mann, die heilige Ehe brechen.

Du keusche Mutter meiner Kinder, sieh, o sieh
Auf meine irre Qualgebärde,
So halt ich dich umschlungen, nie, o nie!
Ich laß dich nicht um alles Glück der Erde!

Wie ich aus tiefstem Manneselend zu dir schrei,
O hör es an: sei treu, du brichst mich sonst entzwei.

Sie:

So bleibe bei mir.

Er:

Gütige hab doch Erbarmen!
Du bist aus Treue treu der Welt,
Doch meine Treue ist umstellt
Ein wundes Wild von Menschensehnsucht, die mich Armen

Mit allen Adersträngen hinreißt nach der Welt,
Nach Sturm, Schmerz, Aufruhr, nach Verwandeln,
Ich finde Leben nur im Handeln,
Und ist doch nichts, was mich in mir zusammenhält,

Als daß ich mich in meiner Seele engem Kreis
Ich treulos-Ungebundner ganz gebunden weiß.

Sie:

So muß ich leiden, denn ich kann dich nicht begreifen,
Doch seh ich deinen Augen an,
Daß etwas in dir, dem ich möcht entgegenreifen,
Nie an mir treulos werden kann.

Google

Nenn die nicht gültig, die dir nie verzeihen kann.
Dein Glück, ich will und muß es hassen,
Und kann doch nimmer dich verlassen,
So laß denn mich allein, du treulos-treuer Mann.

Er:

Und läßt du mich allein, wird Schmerz mein Glück zernagen.

Sie:

So gib mir deine Pein, dein Glück kann ich nicht tragen.

Hans Kyser.

Weltliebe.

Welt, o Welt, laß dich umarmen,
laß in trunkenem Gefühl
mich an deiner Brust erwarmen,
seis in Nächten dunkelschwül,
seis an hellen Sonnentagen,
wo das jauchzend grelle Licht
mich durchströmt wie Wellenschlagen,
Welt, o Welt, sei mir Gedicht!

Sei Erlebnis dem Poeten,
heb ihn an die Mutterbrust,
an die Quelle laß ihn treten,
laß ihn trinken Leid und Lust,
stärk ihm seine Seheraugen,
denn das Künden ist sein Zweck,
laß ihn Glück und Unglück saugen,
aber stoß ihn nicht hinweg!

Ewig muß er lieb behalten
dich, die an sein Innres rührt,
wie der Zufall auch mag walten,
wie ihn auch das Schicksal führt;
höher noch als Freud und Leiden
steht die Liebe ihm zu dir,
darfst ihn nicht den Nerv zerschneiden,
Welt, o Welt, geh nicht von mir!

Karl Fessel.

Google

Georg Hirschfeld:
Die Nixe vom Güldensee

Ein Märchen der Gegenwart

Copyright bei S. Schottländer, Schles. Verlagsanstalt, Berlin 1910.

Fortsetzung

Ein stolzer Marsch ertönte. Unter seinen Klängen hob man die Tafel auf und zog ins Freie hinaus. Es war schon dunkel geworden, ein warmer, duftender Sommerabend umfing die Erhitzten. Auf der breiten Terrasse, die dem See sich zuwandte, und unten am Ufergelände wollte man tanzen. Das schlug Franzl, der Leiter des Festes, vor. Sein Vorschlag wurde mit Jubel aufgenommen. Bald walzten die Paare in heißer Freude dahin, oben und unten, umsprüht vom Feuerzauber der Illumination. Schwarz und still lag der See, die Berge jenseits waren verschwunden, nur die Gipfelzacken zeichneten sich silbergrau am Sternenhimmel ab.

Auch Freia tanzte. Anfangs mit Sebastian, dann mit allen, allen Männern. Ein glutvolles Entzücken warb um sie. So hatte noch kein Weib getanzt. Die Männer beteten zu ihr, die Frauen umstanden sie neidlos. Der Donauwalzer wurde zum Gottesdienst der Wiener. „Ich hab' ihn mit der Donaunixe getanzt!" rief ein junger Mensch, als er taumelnd von Freia abließ und zu seinen besorgten Eltern zurückkehrte. Er war totenbleich, aber von einer unsichtbaren Krone gekrönt. Sebastian erschrak. Ein Stern fiel funkelnd über den Nachthimmel. Die Nixe der Donau war es nicht — aber nur er wußte, wer sie war. Galt das nicht als höchster Preis und Segen eines Gatten? Früher! Jetzt war er beladen und umstrickt von ihrem dunklen Geheimnis. Er konnte sich nicht

Google

an ihr freuen. Er tanzte nicht mehr. Er stand abseits und ließ Freia nicht aus den Augen. Die jungen Männer bestürmten sie, allein einen Tanz zu tanzen, etwas, was sie für einen Nationaltanz aus ihrer Heimat hielten, und was sie ihnen einmal versprochen hatte. Freia wandte sich, seltsame Glut in den Augen zu Sebastian. „Darf ich?“ rief sie etwas scharf, wie mit verlockender Hexenstimme. Er schüttelte den Kopf. Sie aber begann ihn trotzdem, den Tanz ihres Heidentums, ihrer fernen Gewalten. Ganz allein, auf der mondbeglänzten Veranda. Und wer spielte dazu? Wen hatten die Trunkenen überredet, die Geige zu holen, allein sie zu begleiten, mit einem schrankenlosen Liede seiner Phantasie? Der Bucklige war es, Fiselinus. Mit ohnmächtigem Haß erblickte ihn Sebastian. Aber Eifersucht und Hohn erstarben auf seinen Lippen. Der Künstler war zu stark, und stärker noch die entfesselte Gottheit. Stumm, gebückt, in sehnsüchtiger Spannung umringte die beiden die dunkle Schar der Gäste. Bald sahen sie auf die groteske Gestalt des Geigers, bald auf die wundersamen Linien der Tänzerin. Sie waren eins in ihrer rätselhaften Gewalt und hatten doch noch nie miteinander gesprochen. Plötzlich aber endete Fiselinus jäh, und Freia stand starr wie ein Marmorbild auf den Stufen. Sie sah, wie er, auf den See hinaus. Und die Blicke aller folgten ihnen. Ein Aufschrei. Dort! Der Scheinwerfer war von der Hand des verträumten Maschinisten auf den See gerichtet worden. Taghell, wie flüssiges Silber, lag er jetzt da. Und war besät, besät, vom nahen Ufer bis jenseits zu den fernen Schilfbuchten, mit schimmernden, neugierigen Fischköpfen. Tausende von Zuschauern hatte Freias Tanz gehabt, das sah man jetzt. Sie drängten sich, gebannt, verzaubert, immer zahlreicher, immer näher an das Ufer. Und plötzlich enthüllte sie das tückische Licht. Sie hielten ihm eine Sekunde lang stand in namenloser Ueberraschung — dann aber verschwanden sie alle, als hätte eine Riesenhand sie ins Wasser hinuntergeschlagen. Glatt lag der silberne See.

Die Gäste faßten sich. Sebastian mühte sich um Freia, die in die Kniee gesunken war. „Sie hat sich erschreckt,“ flüsterte er.

„Was war denn das?“ fragte eine Dame betäubt, aber lächelnd.

„Täuschung, Täuschung. Das macht das plötzliche Licht. Da glaubt man alles mögliche zu sehen. Namentlich, wenn man was Gutes getrunken hat.“

Das beruhigte die Gemüter. Man sah sich nach dem Geiger Fiselinus um. Er war verschwunden.

Google

VI.

Mit Glotz war seit Freias Hochzeit eine große Veränderung vorgegangen. Voll Sorge beobachteten ihn die Tiere im See. Achtlos und langsam, wie mit halb gelähmten Flossen, schwamm er beständig im seichten Uferwasser umher, als ob die verborgenen Netze und heimtückisch ausgelegten Angeln nicht vorhanden wären. In die Köder zu beißen, lief er freilich nicht Gefahr, denn er hatte keinen Appetit mehr, und an den Sackgassen der Netze kam er immer wieder vorbei. Sein Sinn war tief beschwert. Wer wußte etwas davon? Wer konnte es richtig einschätzen, was den Zweihundertjährigen aus seiner Lebensbahn gebracht hatte? Er hatte Freias Hochzeitstanz gesehen. Die törichten Fische waren davon bezaubert gewesen, denn es war der Wodanstanz, die höchste, heiligste Ekstase der nackten Seele, die wenige Minuten dauerte und viele Jahre an Lebenskraft forderte. Die Menschen kannten ihn nicht. Wenn sie gewußt hätten, was sie sahen, so wäre ihnen das Herz dabei gebrochen. Nur der zwerghafte Geiger, der zu ihrem rasenden Tanz gefiedelt hatte — er schien die Bedeutung des Zaubers zu ahnen. Und brauchte nicht zu sterben daran — das ahnte Glotz. Aber der Karpfen wußte, welche Ursache, welche Folgen der Tanz für Freia hatte. Schon hatte die Strafe ihres Verrates sie ereilt. Schon packte sie das Unheil, sich an einen Menschen verkauft zu haben. Denn der Wodanstanz, der die Nixe am schönsten gemacht, war kein Jubel, kein Blühen ihrer Jugendseele, wie die stumpfen Menschen wähnten — er war ihre wildeste Klage, ein Gebet um Erlösung zu dem nie gerufenen Gott, eine Preisgabe jeglichen Friedens, jeglicher bescheidenen Sicherheit. Ihre Glieder schrieen, wenn sie so tanzte. Ihre Augen baten um Blindheit mit feurigem Strahl. Ihr Mund war versiegelt. Keine Befreiung, keine Erkenntnis, kein Kuß in dem allen. Der alte Glotz wußte es wohl. Er hörte ja auch aus dem Walde das Weinen der Vögel, nicht nur ihr Lachen. Die wilde Liebessehnsucht der Einsamen, nicht nur ihr vereinigtes Gezwitscher. Er wußte, daß die schillernden Glasflügel der Insekten im Sonnenkusse erlahmten, daß kein wirres, sinnlos seliges Tanzen den Mückenschwarm über den See bewegte, sondern ein Daseinskampf von Tausenden, ein Leben und Töten von Millionen, sichtbar und unsichtbar für Menschenaugen, überall erbitterter Kampf. Aber die Menschen schienen das nicht zu verstehen. Nicht zu wissen, was es hieß, durch die Sonne leben und an der Sonne sterben, einen Tag nur von Gott geschenkt zu erhalten in dieser lichten Welt. Sie klagten um das

Google

Froheste und freuten sich am grausigsten Leid. Glotz erinnerte sich, daß eines Abends ein Jäger aus dem Walde hervorgetreten war und einem jungen Weibe, das seine Heimkehr erwartet, die Beute gezeigt hatte. Es war ein Fasan, paradiesisch schön und stark, die Brust wie mit Edelsteinen besetzt, Schnabel und Füße keusch wie aus Gottes Künstlerfingern, das Gefieder weiche Farbenwunderseide. Der wilde, freie Vogel war von einer Kugel durchbohrt worden. Schlaff und starr hing er jetzt in der Faust seines frohen Mörders. Ein entweihtes Rätsel, ein zu Tode gehetztes Kind. Und ein Braten für des Menschen Küche. Das hübsche Weib klatschte in die Hände und streichelte die Leiche sogar. Sie konnte es nicht fühlen, was so traurig war, sie liebte sogar den Jäger noch mehr darum und wanderte an seinem Arm nach Hause. Glotz aber nahm sich vor, nie wieder ein Kind des Jägers, das sich beim Baden einer Untiefe näherte, durch sein Dazwischenkommen heilsam zu erschrecken, so daß es ans rettende Ufer kam. Die Rechnung blieb ewig ungleich. Menschen jagten Tiere, die sie zur Nahrung brauchten — Tiere aber ekelte der Mensch, und sie dachten, wenigstens am Güldensee, nicht an solchen Leckerbissen.

Arme Freia — sie werden dich fressen, seufzte Glotz. Denn du — du frißt sie nicht. Könnte ich dich warnen. Aber du meidest mich. Du blickst nicht hin, wenn du am Ufer wandelst, wo ich liege und harre. Auf die Berge und in den Himmel blickst du. Neulich sah ich, wie du dich ruhig von einer Wespe stechen ließest, wie zur Buße. Du erschlugst sie nicht, du nährtest sie mit deinem Blut. O Freia, die Wespe konnte zu dir gelangen, und ich — —?

So klagte Glotz. Das Getier im See wunderte sich darüber und begriff ihn nicht. Sie sahen Freia als glückliche Herrin der Menschen und des Landes. Sie zu beneiden, tat ihnen wohl, weil sie so sicher in ihrem Versteck waren. Wer mochte die Stolze bedauern? Nein, ihre Neugier hielt sie beständig im Bann, es war jetzt lustig am Güldensee, jeder Tag brachte eine neue Ueberraschung. Und wie bequem war es doch für kalte Fischköpfe, den gefährlichen Lebensweg einer Verwandten verfolgen zu können, ohne ihn mitmachen zu müssen. — —

Sebastian verfiel inzwischen einem heftigen, aber kleinen und ergebnislosen Kampfe. Hinter alles, was ihm jetzt als Erfolg seines Strebens entgegentrat, mußte er ein bitteres Fragezeichen setzen. Das nährte seinen trotzigen Stolz, aber es umnebelte auch den Himmel seines Glückes. Das Haus gedieh, er konnte es kaum herbeischaffen, was der

Google

wachsende Fremdenstrom von ihm forderte — aber war der Grundstock seines Reichtums nicht das böse Teufelsgold aus dem Erdinnern, einem scheußlichen Dämon abgerungen? Was hätte der Kaufmannssohn vom Alsergrund darum gegeben, wenn es in ehrlich abgegriffenen Dukaten geprägt gewesen wäre? Er hat jetzt den dumpfsten Respekt vor jedem, der es bürgerlich nachweisbar erworben hatte. Hier erst fühlte er sich ganz als Mensch unter Menschen. Die Märchenstunden, die ihn mit der Nixe umsponnen hatten, waren halb vergessen, und der furchtbare Raubzug zur Goldquelle, den er mitgemacht, konnte und durfte nur ein abgeschüttelter Traum sein. Sebastian wäre jetzt so herzlich gern im Glück auch „brav" gewesen. Es kam ihm nicht darauf an, das Grundkapital für eine neue Kirche zu stiften, sich von armen Leuten überlaufen zu lassen, wie ein frommer, überzeugter Wohltäter. Er weinte oft fast um das Glück, das ihm so nahe lag und doch ferner, als in den Tagen der Armut. Er grollte Freia, denn sie, die Allwissende, höher Geartete, sie hatte ihn nicht gewarnt. Sie war nur ihrer wirren Verliebtheit gefolgt. Und nun? War sie sein Weib? Hatte er sie, sie ihn errungen? Er glaubte nicht mehr daran, denn er war nicht fähig, die Antwort einzig aus dem Grunde ihrer Seele zu erlauschen. Er holte sich von der Meinung der Mitmenschen sein Urteil. Er schwelgte mehr darin, von der Menge beneidet zu werden, als in einsamem Glück zu besitzen. Er fühlte sich beobachtet, nicht bewundert. Er fürchtete Verrat, nicht Neid. Der Zauber, der Freia von allen anderen Frauen unterschied und der höchste Stolz ihres Besitzers hätte sein müssen, wurde ihm allmählich zur Last. Er hätte jetzt lieber eine gewöhnliche Köchin, die gut lieben und arbeiten konnte, zur Frau gehabt, als die verkappte Gottheit. Immer graute ihm vor einem plötzlichen Zerreißen des Schleiers, vor dem Augenblick, wo man mit Fingern auf ihn zeigen, ihn verhöhnen und den Fischschweif entdecken würde unter einem keuschen Frauenrock.

Was aber das schlimmste für Sebastian war — er fühlte sich als Mann von ihr ferner. Ferner — und — geringer. Sie sah auf ihn herab, es konnte nicht anders sein, und das ertrug er nicht. Seine Leidenschaft wurde allmählich jammernde Bitte. Freia hatte nur noch mitleidige, zuweilen auch bittere Gewährung, wo er beglückte Unterwerfung forderte. Fordern konnte — er, der schönste Mann von Wien, der Hausbesitzersohn aus dem Alsergrund. Mit einer langen Liste der buntesten Abenteuer konnte er sich brüsten. Er war gewöhnt, den Gott zu spielen — das Weib, das sich ihm gab, hatte dazu kein Recht. Aber

Google

sie spielte es ja auch nicht, sie war es. Da steckte der Stachel. Da brannte die Wunde, die nicht heilen wollte und sein Glück zerfraß. Nie kam Sebastian über ihr höheres Wesen weg, das er Hochmut, Dünkel, ja Schamlosigkeit nannte, nur um es klein zu bekommen, unter sein eigenes Selbst. Aber er war hier machtlos. Was auf Menschenfrauen gewirkt hatte, verstand sie nicht, und wo er sie hätte unterdrücken können, da wagte er nicht, sie zu unterdrücken.

Die Sorge und Bangnis der Nächte warf ihre Schatten allmählich auch auf den Tag. Seitdem er einmal um Mitternacht erwacht war und das Lager neben sich leer gefunden hatte, seitdem er ans Fenster gestürzt und Freia draußen im Mondlicht am Seeufer erblickt hatte, im Hemd, das goldene Haar vom Winde zerweht, mit starren Augen dann zum silbernen Wasser hinunterschreitend — seit jener Stunde traute Sebastian ihr nicht mehr. Er war ihr damals nachgeeilt, von Frost und Entsetzen geschüttelt, er hatte sie beschworen, in das Haus zurückzukehren, und sorgfältig hatte er nachgeforscht, ob sich kein Beobachter zeigte. Aber sein Vertrauen war hin, und ihrer Versicherung, daß sie sich unsichtbar gemacht, schenkte er keinen Glauben. Wie leicht konnte jetzt ein Mitwisser seines Geheimnisses im Hotel leben. Wie nachdrücklich war er gewarnt worden, ihrem Schwur, daß sie sich völlig von ihrem früheren Dasein gelöst hätte, zu glauben. Sein besonderer Haß aber richtete sich gegen den Geiger Fiselinus. Auch der Bucklige war schon beobachtet worden, wie er in hellen Nächten am Seeufer gewandert war, und mehrmals hatte man die Seelenstimme seiner Geige aus dem wallenden Nebel vernommen.

Da ihm sein plumpes Herrengefühl aber doch noch das Glück einer gewissen Sicherheit gab, übersah er, wie sie allmählich gegen ihn erkaltete. So gern und demütig sie auch den Menschen in ihm kennen lernen wollte, in ihm allein den echten und guten Menschen — mehr und mehr fühlte sie sich doch in sich selbst zurückgedrängt, und sie erkannte, daß hier kein Halt und keine Wahrheit war. Dieses Schwanken, wo Festigkeit einzig helfen konnte, diese Wehleidigkeit vor jedem Uebel, das einfach unter dem Willen zum Frohsinn erstorben wäre — sie kämpfte anfangs dagegen, doch als sie erkennen mußte, daß Sebastian sich in dem Treibhause seiner Stimmungen wohl fühlte, ließ sie ihn darin. Schwerer aber noch wurde ihr der Entschluß, daß sie auch ihr Mitleid, das sie seiner feinen Schwäche statt der Bewunderung stets geschenkt hatte, aufgeben mußte. Dieser empfindliche, selbstbewußte, reizbare Ehren-

Google

mann hatte nicht das geringste Bedenken, sich seinen Mitmenschen gegenüber, wo es der Vorteil verlangte, völlig zu verwandeln. Er kroch, er steckte Beleidigungen ein, er machte schmutzige Geldgeschäfte, und sein stolzes Herrentum bewies er eigentlich nur den Dienstboten gegenüber. Sein Gesinde behandelte er am schlechtesten, und Freia hatte das Gegenteil erwartet. Jeder gute Diener schien ihr der besonderen Liebe des Herrn wert. Aber auch bei den Unterdrückten erlebte sie eine Enttäuschung. Das Gold oder Geld, wie Sebastian es nannte, hatte überall die gleiche Macht. Ihm zuliebe machte man sich abhängig von seinem Besitzer und zog sich in geheimen Trotz und schillernde Falschheit zurück. Dieses ungeheure System der Geldabhängigkeit war es überhaupt jetzt mehr und mehr, was Freia als Verhängnis der Menschen erkannte. Auch sie hatte in ihrem großen See gehaßt und geliebt, gelacht und getrauert, Feinde und Freunde waren ihr begegnet — aber sie kannte nur das wahre, ausgelebte Gefühl, das freie, im Boden der Natur wurzelnde Nebeneinander der Persönlichkeiten. Niemand diente oder buhlte um die Neigung des anderen in ihrer Welt. Jeder, dessen Empfindung sich nicht anschließen wollte, war sofort seiner Freiheit und eingeborenen Würde wiedergegeben. Wie anders war es bei den Menschen. Welcher Knäuel von Lüge, Feigheit, Roheit, Unbeständigkeit. Abhängig leuchtet in blutroten Flammenzeichen über jedem Leben. Und unheimlich verlockend wurde es für Freia, nachdem sie ihre bleischwere Erkenntnis auf sich genommen hatte, nachzuforschen, tiefer einzudringen, immer mehr zu wissen von Menschenweh und Menschenerniedrigung. Dazu verhalf ihr, ohne daß sie sich wehren konnte, ihre göttliche Gabe, sich unsichtbar zu machen. Wie ein Reh durch den Frühlingswald in den Kreis der lauernden Schützen rennt, so irrte jetzt Freia aus dem Paradies ihrer Blindheit in die furchtbare Hölle des Sichtbaren. Sie mochte, von heißer Neugier getrieben, lautlos unter den Gästen weilen, von ihren Blicken wie eine fühllose Marmorsäule getroffen, sie mochte im Bureau des Hotels die Gespräche der Beamten hören, am Seeufer das Geflüster spielender Kinder — überall schnitt Falschheit und Würdelosigkeit in ihr Herz, überall lag das Netz der Abhängigkeit, das keinen aus seinen Maschen ließ. Die Gäste verachteten Wirt und Wirtin, die Beamten die Gäste, die Kinder ihre Eltern, da man sie in einer Lüge über ihr Selbst ließ, welche sie mit eigener Hand, wie eine Knospe, vorzeitig aufbrachen. Freia schauderte. Und sie beschloß, die Gabe der Unsichtbarkeit nicht mehr zu brauchen. Sie hätte

Google

sonst dieselbe Schuld auf sich geladen, wie Sebastian. Er war in das Rätsel ihrer Natur gedrungen, sie in das der seinen. Unlösbar waren beide.

Sie stand bald ganz allein. Fremdartig war sie allen in ihrer wunderbaren Wesenheit, unheimlich und allmählich auch verdächtig. Man schwankte nur, ob man ihrem Verstande oder ihrer ehrlichen Herkunft mißtrauen sollte. Sebastian war das ein Schreckensgespenst, und so unterstützte er ohne Skrupel den Verdacht gegen ihre geistige Gesundheit. Er selber urteilte natürlich liebevoll und mild, er ließ sich bemitleiden und kam so sachte in das sichere Lager der Philister hinüber. Sein ganzes Wesen schien zarteste Rücksicht für die arme, schöne Kranke zu sein. Sie mußte ja krank sein. Immer wieder traf man sie mit nackten Füßen auf den Marmorstufen der Treppe, das goldene Haar gelöst, durch ein Fenster in die Abendröte starrend. Die Stubenmädchen erzählten, daß sie den halben Tag wie eine makellose Eva in ihren Räumen umherwanderte und mit Sebastians Hund sprach, der alt und krank vor ihrer Ankunft gewesen, jetzt aber seltsam kräftig und verjüngt war. Ueberhaupt, was sollte man von ihrem sonderbaren Verkehr mit den Tieren denken? Libellen setzten sich ihr ins Haar, diese scheuesten Flattergeister, die nie zu erhaschen waren. Oft trug sie einen Kranz von den schimmernden Glasflüglern auf dem Haupt — die Tiere schienen den Duft ihres Haars wie Blütenhonig zu saugen. Auf ihren Wanderungen, die sie immer allein unternahmen, wußte sie die Vögel an sich zu locken, und es gab Schwalben, die auf sie warteten, bis sie aus dem Hotel heraustrat, und dann neben ihr herflogen, als ob sie sich mit ihnen unterhielte. Auch sah man oft die Fische wie einen funkelnden Streif im Uferwasser still verstohlen ihrer Straße folgen. Eine Kreuzotter, die sich einem spielenden Kinde genähert hatte, machte auf Freias Geheiß kehrt und verkroch sich — so war glaubhaft berichtet worden.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Google

Ch. Ullmann:
Die bulgarische Literatur

Die veränderte politische Lage hat auf die Literatur in Bulgarien sehr günstig gewirkt. Das literarische Leben, das durch die Mißwirtschaft des Osmanenreiches, in Jahrhunderten der Unterdrückung und der unerbittlichsten Zensur in den Balkanstaaten lange tot war, hat in Bulgarien nach der Befreiung vom türkischen Despotismus einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen, und die 1892 in Sofia gegründete Zeitschrift „Missel" erwarb sich ein unverkennbares Verdienst dadurch, daß sie eine nationale Bewegung zur Erhaltung der zahlreichen Sagen und Märchen hervorrief, die typisch-bulgarische Charaktere und Lebensverhältnisse schildern, um die nationale Eigenart des Volkes zu wahren; daß sie die Volkslieder sammelte, aus denen die Schwermut zu uns spricht, die dem Lande eigen, gepaart mit der Sehnsucht nach Erlösung.

Die bulgarische Volkssage überliefert uns mehr das Rätselhafte, Geheimnisvolle in Natur- und Volksleben als die religiösen Elemente dieses mit Türken, Griechen, Serben, Rumänen, Wallachen usw. stark durchsetzten Volkes, das mehr als ein Jahrtausend den Kult der griechisch-orthodoxen, mohammedanischen, katholischen und jüdischen Religionen auf engem Wohnsitze vereinigte.

Als eigentlicher Held und Träger der Mythen begegnet uns immer wieder der Vater Balkan, der sich majestätisch durch das Land zieht, durch seine Anzeichen einstiger vulkanischer Tätigkeit, seine ausgedehnten Eichen-, Buchen- und Tannenwälder mit den dazwischen eingesenkten Becken, mit den in den Brüchen und Falten hausenden Bären, Wölfen, Wildschweinen und Schakalen der Volkssage reiche Nahrung boten. Vater Balkan nahm als lebenatmendes Naturwesen an dem Geschick seines unterjochten Volkes teil. Mit der Ruhe und Macht

Google

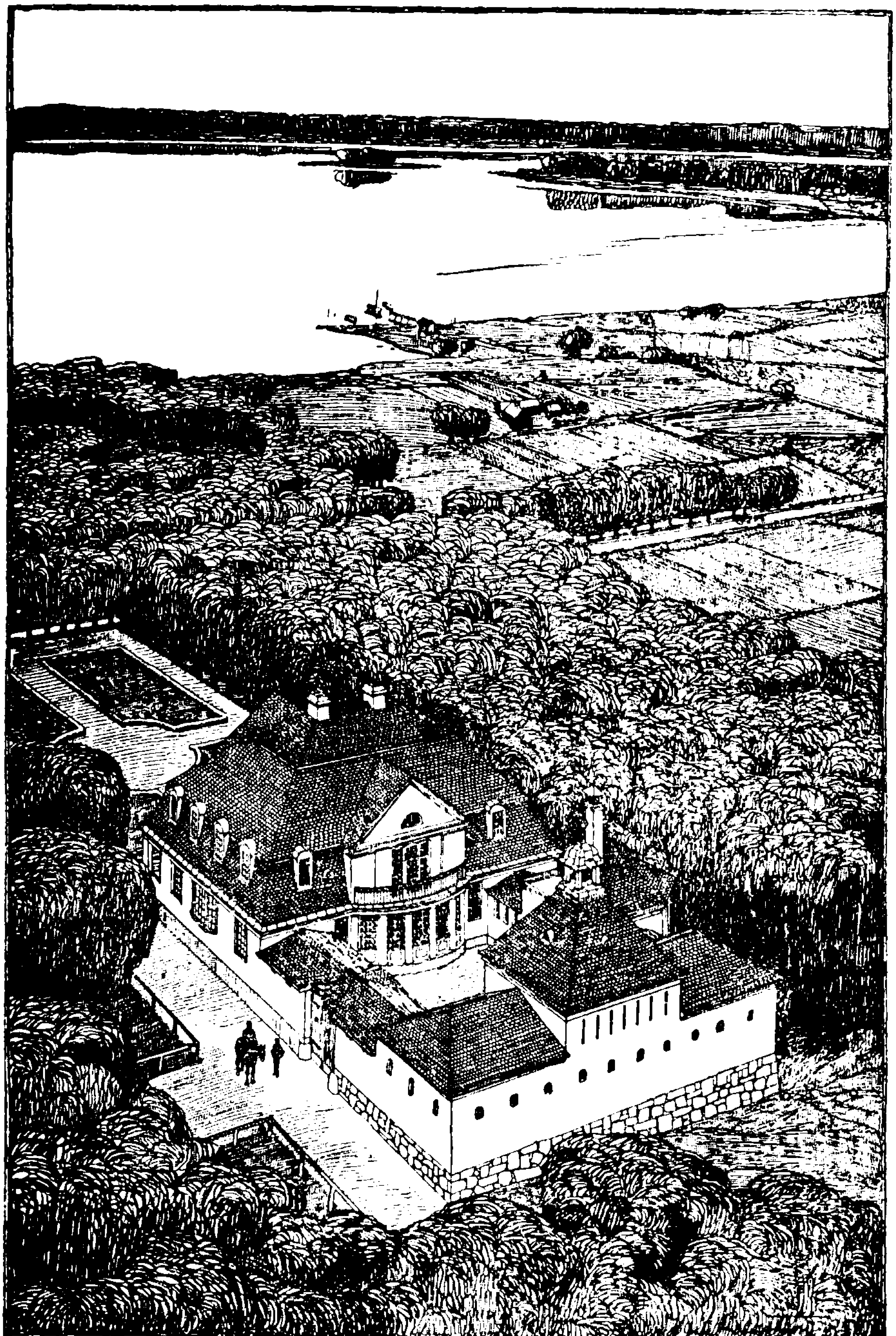
ewiger Naturgewalten wachte er über seine vielgeprüften Kinder; Lawinen und gewaltige Steine schleuderte er zwischen die Verderber; geheimnisvolle Heere, kämpfende Geister, hielt er in den Lüften bereit zum Schutze seiner Lieblinge, der Bulgaren. Ja bei den monatelangen erbitterten Kämpfen am Schipkapaß 1878 zog er wie ein homerischer Gott mit in die Schlachten, indem er seine elementarischen Kräfte, die sausenden Winde, die tötende Kälte und die eisigen Schneegestöber sandte, um den Feind zu verderben.

Und die Begeisterung zu dieser Erhebung Bulgariens hat vornehmlich Christo Boteff (1847—1876) seinem Volke gepredigt, das größte dichterische Genie der bulgarischen Lyrik bis heute. Er verklärte den bulgarischen Volkscharakter in seinen Liedern, um neue Ideale zu wecken und um die geistige und moralische Kraft seines Volkes zu stärken, die durch innere Spaltungen und fortwährende Kriege mit den stammverwandten Serben gelitten hatte. Der leidenschaftliche Sänger rief seine Landsleute immer wieder auf zu glaubensstarkem Mut, zu tatenfrohen Kämpfen und männlichem Ausharren, um die Befreiung zu erringen. Er malte seinem Volke mit feurigen Worten eine Erhebung aus eigener Kraft mit der Darstellung der glücklichen Zukunft, und seine Lieder wurden den Bulgaren zu kräftigem, köstlichem Lebenswasser, das sie mit zu ihrer staatlichen Selbständigkeit erweckte.

Und nach dem Frieden von San Stefano und seit dem von Bismarck im Sommer 1878 einberufenen Berliner Kongreß zog jene Stille ein in die bulgarische Volksseele, die nach ausgetobten Stürmen jene Befriedigung wiederspiegelt, die eine ihrer tiefsten Bedürfnisse frohe Menschheit verrät. Es vollzog sich eine große Wandlung in der Entwicklung dieses Slawenstammes; mächtig entflammte die Begeisterung für deutsche Dichtwerke, deutsche Kunst und deutsche Wesensart, begünstigt durch die Herrscherhäuser sowohl in Bulgarien wie auch in Rumänien. Dementsprechend zeichnet sich die jüngere Generation der neubulgarischen Literatur durch Ruhe und Einfachheit des Ausdrucks aus. Psychologische Verinnerlichung und künstlerische Ausgestaltung bilden jetzt das Kennzeichen der bulgarischen Lyrik, welche ihre Motive nicht mehr nur geschichtlichen Ueberlieferungen entnimmt, sondern die großartigen Bilder der Natur und des Meeres, Mensch, Leben und Tod mit gleicher Wärme umfaßt.

Petko Thodoroff wird der Schöpfer der ersten nationalen Dramen, der an eigenartigen Persönlichkeiten die typisch-bulgarischen Züge und

Google



GÅRD I VESTERGÖTLAND FÖR LÖITNANT H. HEDENSTIERNA

NORD UND SÜD

Zu unserm Aufsatz: „Land und Gartensiedlungen"

(Dem im Verlage von J. J. Weber in Leipzig soeben erschienenen Werke „Das Einzelwohnhaus der Neuzeit" entnommen, das von Erich Haenel und Heinrich Tscharmann herausgegeben ist.)

Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Google

Gebräuche verkörpert und einen harten Kampf mit der noch unentwickelten Sprache führt.

Und der Dichter Bulgariens, der heute die erste Stelle in seiner Heimat einnimmt und um den sich viele Anhänger scharen, Pentscho Slaweykoff, verrät einen starken Einschlag von Goethe in seinen Dichtungen. Seine Flamme glüht in einem Aufstieg und flackert nicht mehr. Mehr und mehr nähern sich die Verse dem Architektonischen durch ihr klares Ebenmaß, durch ihre künstlerische Komposition. Ein großer Teil seines Schaffens zeigt die tiefe Einwirkung der Antike — in „Phryne", und schon in seiner Sammlung „Charakterstudien" will er die junge Generation seines Volkes zu neuen Idealen führen: in „Beethoven" — die Ueberwindung des Jammers des Daseins durch die Freuden des Schaffens; „Lenau" — eine meisterhafte Darlegung des Geisteszustandes mit dem Ausblick der widerstrebenden Charaktereigenschaften, aus denen die völlige Umnachtung des unglücklichen Dichters erfolgte; „Michelangelo" — das Problem des Künstlers behandelnd, seine Stellung zur Weltanschauung, zu den Kämpfen des Tages, die Mission der Kunst im Weltgetriebe, in der Richtung des Wahren, Guten und Schönen. Innerlich bereichert und gebildet singt der Dichter nach der Veröffentlichung dieser Studien die Ehrfurcht vor dem Schönen, der harmonischen Schönheitsform, denn in ihm ist der Glaube an die Dichter, daß sie die Wecker und Führer ihrer Zeit sein müssen, daß von ihnen die Reinigung und Befreiung von der Enge und befleckten Nähe des Alltags einzig ausgehen könne.

In dem kleinen Balkanstädtchen Triawna wurde Pentscho Slaweykoff im Jahre 1866 geboren. Der Vater war der Begründer der neuen bulgarischen Literatur, Dichter und der einflußreichste Kämpfer der nationalen Interessen und Bestrebungen, die ihn zum unausgesetzten Herumziehen mit seiner Familie nötigten, um den Verfolgungen vor der Befreiung — 1878 — zu entgehen. Diese mannigfachen Anregungen waren bedeutsam für die Entwicklung des jungen Slaweykoff; so umgaben ihn von Kindheit an die brennendsten Fragen des Landes und lehrten ihn früh, in der Volksseele zu lesen.

Die rührendsten Töne für sein nationales Empfinden gibt uns der jugendliche Dichter in seiner Lyrik und in den Koledari („Weihnachtssänger"), sowie in den drei kleinen poetischen Volkserzählungen „Pferdeknecht", das Lied von dem unglücklichen Brautpaar, das in schmerzlicher Trennung nacheinander verschmachtet. Er muß mit in den Serail

Google

des Pascha am Bosporus und erliegt in der Ferne den Verführungskünsten. Diese Untreue wird sein Unglück. Daheim bei seiner Mutter wartet in dem kleinen Dorfe am Rhodopegebirge seine Braut vergebens auf ihn; „Kalitza" — die Gestalt der treuen jungen Gattin, die, das teure Andenken an ihre erste und einzige Liebe im Herzen hegend, ihr Glück nur in ihrem heranwachsenden Kinde findet, aus dessen klaren Augen sie ihr Iwo anblickt, „und auf ihren bleichen Lippen erblüht wieder das selige Lächeln, mit dem sie nur ihm zugelächelt"; — und „Boiko" — die Tragödie der stumm leidenden Ehegattin, das Bild des bulgarischen Weibes, dem Volksleben entnommen.

Auch in seinem Nationalepos „Das Lied vom Blut" entwirft der Dichter ein ausgeprägtes Bild des bulgarischen Lebens mit seinen mannigfachen Strömungen und Eigentümlichkeiten, doch schon in der „Symphonie" befreit sich Slaweykoff von den eng-nationalen Schranken und tritt in Beziehung zu der europäischen Geisteskultur. In der langen Reihe der Gestaltungen. die der prometheussche Mythus erfahren, hat der Dichter in diesem Werk eine neue geschaffen — Empörung des Menschengeistes! Der Menschengeist, einst von Prometheus aus der Finsternis des Seins heraufbeschworen, erscheint nach Jahrtausenden vor seinem noch in Fesseln schmachtenden Schöpfer, um ihm zu fluchen ob des ewigen Hin und Her des menschlichen Geistes zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit, zwischen Bejahung und Verneinung des Lebens: „Ans harte Kreuz tatfroher Hoffnungslosigkeit geschlagen, steh' ich da, — am finstern Felsen nichtiger Hoffnung gebunden — du; dein eignes Opfer du, ich das deinige. Nebeneinander, einer dem andern zur Qual, werden wir bis ans Ende der Zeiten leben —".

Die Weiterführung dieser Grundidee findet sich in dem jüngsten Werk Slaweykoffs „Hymnen auf den Tod des Uebermenschen", wo die einzelnen Gesänge eine dichterische Darstellung der historischen Religionen enthalten und psychologisch dartun, daß jedesmal aus dem Grabe einer sich ausgelebten religiösen Anschauung neue und höhere Auffassung des Göttlichen entspringt. Es geht ein tiefer Schaffensernst durch Slaweykoffs Werke. Das Ringen seiner Seele nach Wahrheit gestaltet seine Poesie zu philosophischen Dichtungen, zu ergreifenden und offenbarenden Schöpfungen; zur Hochlandschaft des Geistes und Gedankens werden seine Werke mehr und mehr. Dieser Dichter gibt uns keine allgemeinen weltanschaulichen Abstraktionen, sondern seine

Google

Zweifel, sein Suchen sind intim-persönliche Seelenoffenbarungen, ein künstlerisch-instinktiv ergriffenes Heilmittel. Die Ueberwindung der Mühsale des Erdendaseins durch die Offenbarung der Liebe des ganzen Weltalls finden wir in der Dichtung „Psalm des Dichter" als Spiegel erhöhten Menschentums, edelster Kulturblüte.

Der Zeit vorauszuwandern und schöpferisch das Kommende zu bereiten in seinem Vaterland, war Pentscho Slawejkoff beschieden. Der Dichter steht in der Blüte seiner Jahre — noch nicht 45 Jahre zählt der Barde —; um ihn scharen sich die begeisterten Jünglinge seiner Heimat; ihm ist der Schlüssel zu dem Schatzhause dieses schlafenden Volkslebens gegeben durch die Liebe zur Art und Sprache der Heimat, den Wunsch, sie zu erhalten und zu neuer Blüte zu entwickeln, sie erweiternd zu bereichern, dadurch tritt die bulgarische Literatur in ein neues Stadium, das geeignet ist, ihr den regsten Anteil der literarischen Welt zu sichern.

Google

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Copyright 1910 by Albert Langen, Munich.

Fortsetzung

Ich beobachtete ihn dabei! Er fuhr ordentlich zusammen und sah mich einen Augenblick starr an; dann zog er sein Taschentuch heraus und wischte sich das eine Auge, wie wenn ihm ein Staubkorn hineingeflogen wäre.

„So?“ sagte er. „Hat sie das gesagt?“

„Ja, ich meine mich ganz bestimmt daran zu erinnern. Es ist schon lange her, aber . . .“

„Du faselst,“ sagte er, und damit ging er davon. Ich hörte noch, wie er sich drüben auf dem Hof stark räusperte.

Eine gute Weile verging; ich stand müßig und wußte nicht, was tun. Mit dem Anstreichen wagte ich nun nicht fortzufahren, aus Angst, den Kapitän noch mehr zu erzürnen.

Nachdem ich dann wohl eine Stunde lang im Schuppen Holz klein gemacht hatte und wieder an meine Leiter trat, streckte der Kapitän pözlich den Kopf zu einem offenen Fenster im oberen Stockwerk heraus und rief:

„Du kannst jetzt ebensogut weitermachen, nachdem du schon so weit bist. So etwas ist mir noch nie vorgekommen!“

Dann schlug er das Fenster zu, obgleich es vorher offengestanden hatte.

Ich aber strich weiter an.

* * *

Google

Eine Woche verging, und ich wechselte mit der Arbeit ab. Bald war ich auf dem Feld beim Heumachen, bald strich ich an. Grindhusen war ganz gut zum Kartoffelhäufeln und zum Mähen an den Rainen, aber im Auffangen von Heu war er nicht sehr geschickt. Nils aber, der arbeitete wie ein Satan.

Während ich das Wohnhaus zum dritten Mal anstrich — die feine graue Farbe mit dem weißen Rahmen verlieh dem Haus das Aussehen eines richtigen Herrschaftssitzes —, kam der Kapitän eines Tages auf dem Wege daher. Er schaute mir eine Weile zu, dann zog er sein Taschentuch heraus, wie wenn ihm die Hitze unerträglich wäre, und sagte:

„Ja, jetzt, wo du so weit gekommen bist, geht es schon an. Ich muß übrigens zugeben, daß sie gar keinen schlechten Geschmack bewiesen hat, als sie es sagte. Aber du hast das natürlich nur gefaselt. Hm."

Ich gab keine Antwort.

Wieder gebrauchte der Kapitän sein Taschentuch.

„Es ist schrecklich heiß heute," brummte er. „Was wollte ich doch sagen? Nein, es wird übrigens nicht häßlich, wirklich nicht. Da hatte sie also Recht, — ich meine, du hast die richtige Farbe gefunden. Als ich vorhin drüben auf dem Feld stand, sah das Haus geradezu schön aus. Und außerdem bist du jetzt schon zu weit damit."

„Mir geht es wie dem Herrn Kapitän," sagte ich, „es macht sich hübsch!"

„Ja, es putzt das Haus geradezu. Hat sie das von dem Walde dahinter auch gesagt? Ich meine, meine Frau. Ob sie das von der Lage gesagt hat?"

„Es ist jetzt schon so lange her, aber ich glaube sicher..."

„Na, es ist auch einerlei. Ich muß gestehen, ich hatte nicht geglaubt, daß es so — hübsch würde. Aber dann hast du wahrscheinlich nicht genug weiße Farbe?

„Hm. Doch, ich hab die gelbe umgetauscht."

Da lächelte der Kapitän, und kopfschüttelnd ging er seiner Wege.

Ach nein, mein Eindruck hatte mich nicht getäuscht!

Dann mußte das Heu eingeführt werden, und das nahm meine Zeit in Anspruch, bis die Heuernte zu Ende war. Dafür half mir Nils dann an den Abenden ein wenig: er strich das Gartenhaus an. Selbst Grindhusen tat mit und nahm einen Pinsel in die Hand.

Er sei zwar kein so rechter Maler, sagte er, nein, ganz und gar nicht,

Google

aber eine Wand könne man ihm schon anvertrauen. O Grindhusen sei jetzt durchaus kein elender Tropf mehr!

Und dann standen die Häuser in ihrem neuen Staat da und waren fast nicht wieder zu erkennen.

Nachdem wir auch noch in dem Syringenwäldchen und in dem kleinen Park etwas ausgeputzt hatten, war Ovrebö ein ganz andrer Hof, und der Kapitän dankte uns ganz besonders dafür.

Als die Roggenernte begann, setzte auch Regen ein; aber wir schnitten ruhig weiter, und dazwischen kamen wieder sonnige Tage. Alles wurde auf Heureuter gesetzt. Wir hatten große Aecker mit dickem vollem Roggen und dazu große Aecker mit Gerste und Hafer, die noch nicht reif waren. Das waren reiche Ackerfelder. Der diesjährige Klee setzte schon Samen an, aber die Rüben waren nicht sehr groß. „Es fehlt ihnen der richtige Trieb," sagte der Knecht Nils.

Ein paarmal mußte ich für den Kapitän die Postsachen holen oder hintragen. Eines Tages war ein Brief an seine Frau darunter; er gab mir mehrere Schreiben auf einmal, und das an seine Frau lag in der Mitte. Es war an ihre Mutter in Christianssand adressiert.

Als ich am Abend mit den geholten Postsachen zurückkam, war des Kapitäns erstes Wort: „Du hast doch wohl die Briefe abgegeben?"

„Jawohl, Herr Kapitän," antwortete ich.

Wieder verging einige Zeit, dann wollte der Kapitän an nassen Tagen, wo auf dem Feld nicht viel getan werden konnte, einiges im Wohnhaus angestrichen haben. Er zeigte mir die Lackfarben, die er gekauft hatte, und sagte:

„Zuerst kommt jetzt die Treppe an die Reihe. Sie soll weiß werden, ich habe auch schon einen dunkelroten Läufer dazu bestellt. Dann kommen ein paar Fenster und Türen, die das Anstreichen recht nötig haben; aber alles muß jetzt ein wenig schnell gehen, ich hab es schon viel zu lange hinausgeschoben."

Das war zweifellos eine ausgezeichnete Idee vom Kapitän. Seit Jahren hatte er in Saus und Braus dahingelebt und sich nicht im geringsten um das Aussehen seines Hauses gekümmert. Jetzt waren ihm die Augen dafür aufgegangen; und das war eine Art Erwachen. Er ging überall mit mir umher und zeigte mir, was gemacht werden sollte. Bei dieser Gelegenheit sah ich Bilder und Büsten im Erdgeschoß, einen großen Löwen aus Marmor und Bilder von Askevold und dem großen Dahl. Das waren wohl Erbstücke. Das Zimmer der gnädigen Frau

Google

Pieter van Slingenland:
Die Musikprobe

Google

Google

im obern Stock sah noch ganz bewohnt aus; allerlei Kleinigkeiten lagen auf ihrem Platz, und am Kleiderriegel hingen ein paar Kleidungsstücke. Das ganze Haus war alt und vornehm, mit Stuck an den Decken, und die Wände waren teilweise mit kostbaren Tapeten bekleidet, aber der Anstrich war überall vergilbt oder abgefallen.

Die Treppen waren breit und bequem, mit Geländern und Absätzen aus Mahagoni.

Während ich beim Anstreichen der Treppe war, kam der Kapitän eines Tages zu mir und sagte:

„Ja, wir sind jetzt mitten in der Ernte, aber das Anstreichen ist auch eilig, denn meine Frau kommt bald heim. Ich weiß nicht, was wir tun sollen; es wäre doch hübsch, wenn hier drinnen auch alles hübsch hergerichtet wäre."

Dann hat er seine Frau wohl in jenem Brief zurückgerufen, dachte ich. Immerhin, dachte ich weiter, sind seither schon mehrere Tage vergangen, und ich bin auch wieder auf der Post gewesen, aber es ist noch keine Antwort von ihr gekommen. Ich kenne ja ihre Handschrift seit sechs Jahren. Der Kapitän meint offenbar, wenn er sagt: Komm! dann kommt sie sofort. Na, vielleicht hat er Recht, und sie macht sich inzwischen zur Reise fertig. Was weiß ich!

So große Eile hat das Anstreichen jetzt, daß der Kapitän selbst in die Ansiedlung ging und Lars holte, der nun statt meiner auf dem Acker half. Nils war zwar nicht so sehr erfreut über diesen Tausch; der gute Lars Falkenberg gehorchte hier, wo er selbst einmal Großknecht gewesen war, nur höchst ungern.

Aber es hätte gar keine Eile mit dem Anstreichen gehabt. Der Kapitän schickte den Kleinknecht noch ein-, ja zweimal nach der Post; ich lauerte ihm auf, aber nie brachte er einen Brief von der gnädigen Frau. Nein, sie kam möglicherweise gar nicht; so schlimm stand es. Oder sie fühlte sich zu gering und war daher zu steif und kalt, um gleich Ja zu sagen, sobald der Mann rief. Ja, so war es vielleicht.

Aber das Anstreichen ging seinen Gang. Die Farbe wurde trocken, der rote Treppenläufer kam an und wurde mit Messingstangen festgemacht; die Treppe sah nun wunderschön aus, und ebenso wurden die Fenster und Türen droben in den Zimmern wunderschön; aber die gnädige Frau kam nicht. Nein. Sie kam nicht.

Wir fuhren den Roggen ein und begannen in guter Zeit mit dem Schneiden der Gerste; aber die gnädige Frau kam nicht. Der Kapitän

Google

wanderte mit erwartungsvollen Augen auf dem Wege umher, er sah ganz mager aus. Wenn er zu uns aufs Feld hinauskam, ging er sehr häufig eine ganze Strecke neben uns her, ohne ein einziges Wort zu sagen. Aber wenn Nils ihn etwas fragte, schien er in seinen Gedanken gar nicht weit weggewesen zu sein, sondern antwortete sofort und war ganz bei der Sache. Er sah gar nicht niedergedrückt aus, und das magre Aussehen kam nur daher, daß Nils ihm das Haar geschnitten hatte.

Dann wurde ich wieder nach der Post geschickt, und nun war wirklich ein Brief von der gnädigen Frau angekommen. Dem Poststempel nach aus Christianssand. Ich eilte mit dem Briefe heimwärts, legte ihn mitten zwischen die andern Postsachen und übergab dem Kapitän den ganzen Pack auf dem Hofe.

„Danke," sagte er und machte gar kein erwartungsvolles Gesicht. Er hatte sich jetzt daran gewöhnt, enttäuscht zu werden. „Haben die Leute ihr Getreide schon eingefahren? Wie ist denn der Weg beschaffen?" fragte er, indem er seine Briefsachen der Reihe nach durchsah.

Während ich auf diese beiden Fragen antwortete, kam er an den Brief von seiner Frau; da nahm er alle Briefe zusammen und fragte mich noch genauer nach dem Wege und den Fortschritten bei der Ernte.

Er nahm sich wohl selbst in die Zucht und wollte keine Gemütsbewegung zeigen. Als er dann ins Haus hineinging, sagte er noch einmal „Danke!" und nickte mir zu.

Am nächsten Tag putzte der Kapitän selbst den Landauer aufs schönste; er wusch und schmierte ihn; aber es vergingen noch zwei Tage, ehe er ihn brauchte.

Eines Abends, als wir eben beim Nachtessen saßen, kam der Kapitän in die Küche und sagte, es müsse morgen jemand mit ihm nach dem Bahnhof fahren. Er könnte gut selbst fahren, aber da die gnädige Frau vom Ausland heimkäme, müsse er den Landauer nehmen, falls es regnen sollte. Da sagte Nils, Grindhusen könnte er schließlich dem Herrn Kapitän noch am besten als Kutscher abtreten.

Wir übrigen arbeiteten auf dem Felde. Es war da schrecklich viel zu tun; außer dem Roggen und der Gerste, die noch nicht eingefahren waren, gab es noch eine Menge ungehäufelte Kartoffeln und ungejätete Rübenäcker. Aber die Milchmagd und Ragnhild halfen dazwischen kräftig mit; sie waren beide jung und stürmisch.

Wieder mit meinem alten Kameraden Lars Falkenberg zusammen

Google

auf dem Felde zu arbeiten, hätte für mich ein wirkliches Vergnügen sein können, wenn er sich nur mit Nils nicht so schlecht vertragen hätte, so aber herrschte statt fröhlichen Scherzens meist trübes Schweigen auf dem Felde. Lars schien zwar seinen Widerwillen vom letzten Mal einigermaßen überwunden zu haben, aber wegen seines Grolls gegen Nils war er mürrisch und kurz angebunden gegen uns alle.

Schließlich bestimmte Nils, nun solle Lars die beiden Braunen nehmen und sich ans Pflügen für die Wintersaat machen. Da fühlte Lars sich gekränkt und schlug es ihm rundweg ab. Er habe noch nie gehört, daß man die Aecker umpflüge, ehe sie abgeerntet seien.

„O nein," sagte Nils, „ich auch nicht; aber wir können dir ein halbes tausend Morgen anweisen, wo schon abgeerntet ist."

Wieder stritten sie sich; Lars meinte, alles sei jetzt so unvergnüglich auf Oevrebö. In früheren Zeiten habe er am Feierabend der Herrschaft vorsingen dürfen; jetzt sei hier nichts als Widerwärtigkeit und Schweinerei.

„Meinst du damit das Pflügen für die Wintersaat?" fragte Nils. „Na, ich danke! Du verstehst das nicht, und du weißt nicht, daß man jetzt zwischen der Heu- und Getreideernte pflügt."

„Nein, das versteh ich allerdings nicht," erwiderte Lars und verdrehte die Augen. „Aber wer es versteht, das ist der Oberknecht Nils! So ein eingebildeter Tropf!"

Aber schließlich wagte es Lars doch nicht, dem Oberknecht den Gehorsam zu verweigern, und so entschloß er sich, zu pflügen, bis der Kapitän wieder da wäre.

Mir selbst war eingefallen, daß ich bei meinem letzten Fortgehen etwas Wäsche bei Emma zurückgelassen hatte. Aber ich wollte lieber nicht nach der Ansiedlung gehen, solange Lars so wenig umgänglich mit mir war.

10.

Der Kapitän kam am nächsten Tage mit seiner Frau an. Nils und ich hatten uns beraten, ob wir die Flagge aufziehen sollten. Ich wagte es nicht zu entscheiden, aber Nils war weniger bedenklich. Er tat es, und die Fahne flatterte stolz und schön an der weißen Stange.

Ich war in der Nähe, als die Herrschaft aus dem Landauer stieg. Die gnädige Frau ging weit in den Hof hinein, sah sich um und schlug die Hände zusammen. Ich hörte auch einige verwunderte Ausrufe, als

Google

sie in den Flur hineingegangen war; das war wohl, als sie die Treppe mit dem roten Läufer sah.

Grindhusen hatte kaum die Pferde in den Stall gebracht, als er auch schon ganz überwältigt vor Erstaunen über irgend etwas zu mir herankam und mich bat, ein bißchen mit ihm abseits zu gehen, er müsse etwas mit mir besprechen.

„Da kann unmöglich alles in Ordnung sein, das ist doch nicht Frau Falkenberg," sagte er. „Oder sollte der Kapitän wirklich mit dieser Frau verheiratet sein?"

„Jawohl, Grindhusen, der Kapitän ist mit seiner Frau verheiratet. Warum fragst du denn?"

„Aber es ist ja das Geschwisterkind, und du darfst mir gleich den Kopf abschlagen, wenn sie nicht dieselbe Person ist. Es ist das Geschwisterkind vom Floßinspektor."

„Nein, nein, Grindhusen. Aber es ist vielleicht ihre Schwester."

„Du darfst mir den Kopf abschlagen, ich hab sie oft beim Inspektor gesehen."

„Na ja, deshalb kann sie doch gut sein Geschwisterkind sein. Was geht uns das an?"

„Ich erkannte sie sofort, als sie aus dem Zug stieg. Und als sie mich sah, fuhr sie zusammen. Sie mußte erst eine Weile verschnaufen. Also flunkre mir nur nichts vor — aber ich versteh es nicht —, ist sie denn von hier?"

„War sie vergnügt oder niedergedrückt?" fragte ich.

„Das weiß ich nicht. Doch, sie war es wohl." Grindhusen schüttelte den Kopf und konnte durchaus nicht verstehen, daß das die gnädige Frau sein sollte. „Du hast sie auch beim Inspektor gesehen?" sagte er. „Erkennst du sie denn nicht wieder?"

„War sie wirklich vergnügt, wie du sagst?"

„Vergnügt? O ja, das war sie wohl. Ich weiß nicht. Sie redeten recht freundlich miteinander. Drunten auf dem Bahnhof sogar noch mehr. Große Strecken weit verstand ich nichts von ihrer Unterhaltung. „Jetzt kommt es darauf an, ob ich die richtigen Worte finde," sagte sie, „aber ich bitte dich von ganzem Herzen um Verzeihung für alles," sagte sie. — „Ja, das tu ich auch," erwiderte er darauf. Hast du je so etwas gehört? Und sie haben sicher alle beide da drinnen im Landauer geweint. — „Ich habe das Haus anstreichen und auch sonst allerlei Kleinigkeiten machen lassen," sagte der Kapitän. — „Wirklich?" sagte

Google

sie. Dann sagte er, daß alle ihre Sachen noch ganz unberührt daliegen; ich weiß nicht, was für Sachen, aber er sagte: „Ich glaube, ich kann mit Wahrheit sagen, daß sie noch auf demselben Platze liegen!" Hast du je so etwas gehört? „Deine Sachen," sagte er. Und dann sprach der Kapitän von einer, die er Elisabeth nannte, und daß er nie an sie gedacht hat, so klang es. Da weinte die Frau bitterlich; sie wurde ärgerlich, ja sie geriet außer sich. Aber sie sagte nichts davon, daß sie im Ausland gewesen ist, wie der Kapitän gesagt hatte. Ach was, sie kommt sicher vom Inspektor!"

Mir wurde allmählich ganz angst; es war doch wohl sehr verkehrt von mir gewesen, Grindhusen mit nach Oevrebö zu nehmen. Nun war es freilich schon geschehen; aber ich bereute es. Und das sagte ich Grindhusen mit kurzen, dürren Worten gerade ins Gesicht. Die gnädige Frau hier auf dem Hofe sei gegen jedermann so gut wie nur möglich, und der Kapitän ebenfalls, das solle er ja nicht vergessen. „Aber an demselben Tage, wo du hier herumklatschst, wirst du aus dem Hofe hinausgeprügelt, hörst du! Ich glaub aber, du wirst dir das zweimal überlegen. Hier hast du eine gute Stelle mit gutem Lohn und guter Kost; denk daran und halt deinen Mund!"

„Ja, da hast du Recht," sagte Grindhusen ausweichend. „Ich sag auch nichts weiter, ich sag nur, daß sie dem Geschwisterkind aufs Haar gleicht. Was hab ich denn sonst gesagt? Wie du nur bist, ich kenn dich ja gar nicht mehr! Und wenn ich es recht bedenke, so hat sie vielleicht sogar noch etwas helleres Haar als das Geschwisterkind dort, deshalb will ich nicht behaupten, daß es dasselbe Haar ist. Und das hab ich auch nicht gesagt. Aber wenn du wissen willst, was ich gleich dachte, so kann ich dir das auch rundheraus sagen. Ich dachte, sie ist zu gut für sein Geschwisterkind. Akkurat das hab ich gedacht, denn es mußte sehr ärgerlich sein, wenn sie das Geschwisterkind von so einem wäre, und ich glaube auch, niemand auf der Welt wäre das angenehm. Es ist nicht wegen des Geldes, und du weißt auch, weder du noch ich wären über den Verlust eines Zweikronenstückes unglücklich; aber es war schofel von ihm, es mir zuerst hier in diese Hand zu drücken und es dann bei der Abrechnung abzuziehen. Jawohl. Mehr sag ich nicht, aber ich weiß gar nicht, wie du in der letzten Zeit geworden bist. Ich mach kaum den Mund auf, dann fährst du auf einen los. Was hab ich gesagt? Der Filz gab mir nur zwei Kronen per Tag, dabei mußte ich mich noch selbst verköstigen, und er handelte bei allem herunter, jawohl. Jetzt will ich nicht weiter

Google

mit dir darüber reden, aber akkurat so hab ich gedacht, wenn du es wissen willst!"

Aber all dies Gerede konnte nicht verdecken, daß Grindhusen Frau Falkenberg erkannt hatte und seiner Sache noch immer ganz sicher war.

* * *

Und jetzt war alles in Ordnung. Die Herrschaft war wieder daheim, wir hatten schönes Wetter und eine reiche Ernte; was konnten wir weiter verlangen!

Die gnädige Frau begrüßt mich freundlich und sagt:

„Ovrebö ist ja nicht wieder zu erkennen, seit du überall so hübsch angestrichen hast. Mein Mann freut sich besonders darüber."

Sie erschien mir ruhiger als bei unserem letzten Zusammentreffen auf der Treppe des Hotels damals in der Stadt. Als sie mich sah, atmete sie nicht so erregt wie bei dem Anblick von Grindhusen, und das kommt wohl daher, daß ihr das Wiedersehen mit mir nicht so peinlich ist, dachte ich mit Freude. Aber warum hatte sie ihre neue Gewohnheit, immer ihre Augen herumflackern zu lassen, nicht abgelegt? Wenn ich der Kapitän wäre, würde ich ihr das sagen. Sie hat übrigens an den Schläfen ein paar sonderbare braune Flecken bekommen; aber es tut nichts: deshalb ist sie doch noch ebenso hübsch.

„Aber leider bin ich nicht die, welche auf diese hübsche graue Farbe gekommen ist," fährt sie fort. „Da hast du dich geirrt."

„Dann versteh ich es nicht. Aber es ist einerlei; jedenfalls hat sich der Herr Kapitän dafür entschieden."

„Die Treppe ist auch ganz wunderhübsch geworden, und ebenso die Zimmer droben; sie sind jetzt noch einmal so hell."

Ja, die gnädige Frau selbst ist es, die doppelt hell und freundlich sein will; das verstehe ich recht wohl. Sie meint, sie sei mir diese Freundlichkeit aus irgendeinem Grunde schuldig, und ich denke mir: „Gut, aber nun ist es genug; dabei soll es sein Bewenden haben."

Es wird Herbst, der Jasmin duftet stark und aufdringlich im Syringenwäldchen. Das Laub auf den bewaldeten Hügeln prangt längst in roter und goldner Pracht. Auf dem ganzen Hof ist niemand, der sich nicht über die Heimkehr der gnädigen Frau freute. Die Fahne tut auch das ihrige dazu; es ist wie ein Sonntag, und die Mägde haben auch frisch geplättete Schürzen umgebunden.

Gegen Abend gehe ich die Stufen zum Syringenwäldchen hinunter und setze mich da nieder; der starke Jasminduft dringt nach dem heißen

Google

Tag wie eine Wolke von Wohlgeruch auf mich ein; dann kommt Nils, der mich gesucht hat, herbei und sagt:

„Jetzt sind keine Gäste mehr auf dem Hofe, und niemand macht mehr Spektakel. Oder hast du irgendeinen Spektakel bei Nacht gehört, seit der Kapitän von Moen zurück ist?"

„Nein."

„Und das ist jetzt volle zehn Wochen her. Was meinst du, soll ich nicht lieber dies gleich abtrennen?" sagt Nils und deutet auf das Zeichen des Abstinenzvereins. „Der Kapitän trinkt nicht mehr, die gnädige Frau ist wieder da, und ich brauche um keines von ihnen mehr besorgt zu sein."

Damit reicht er mir sein Messer, und ich trenne das Zeichen ab.

Wir unterhielten uns noch eine Weile über die Felder, — die Felder stecken ihm im Kopf.

„Ja morgen Abend haben wir Gott sei Dank das meiste geborgen," sagte er. „Dann säen wir den Winterroggen. Ist es nicht merkwürdig, Lars ist jahraus, jahrein hier gewesen und hat mit der Maschine gesät und meinte, das wäre schon recht. Nein, nein, mit der Hand muß man säen."

„Warum denn?"

„Bei so einem Gelände, wie dem unsrigen! Sieh einmal unsern Nachbar dort drüben; er hat vor drei Wochen mit der Maschine gesät, — aber ist etwas aufgegangen? Nein, nicht ein Hälmchen. Die Maschine legt das Saatkorn viel zu tief in die Erde."

„Ach, wie herrlich der Jasmin heute Abend duftet!"

„O ja. Nun ist es mit der Gerste und dem Hafer tüchtig vorwärts gegangen. Nein, ich glaube, es ist am besten, ich leg mich aufs Ohr."

Fortsetzung im nächsten Heft

Google

Kgl. Baurat Karl Siebold: Ländliche Ansiedelungen von Arbeitern

Unter ländlichen Ansiedelungen von Arbeitern verstehe ich kleine Einzelhäuser, welche mit so viel Garten bezw. Land versehen sind, als der Arbeiter in seiner freien Zeit zum Zwecke der Erzeugung von Gemüse und sonstigen Gartenfrüchten bearbeiten kann, dessen Größe ihm auch die Möglichkeit gewährt, etwas Kleinvieh, wie Ziege, Schwein oder Hühner zu halten.

Die Schaffung solcher Bauten außerhalb der Städte und der Arbeitsstelle, aber nicht zu weit von dieser entfernt, erscheint mir als eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart.

Die ganze Frage muß von drei Gesichtspunkten aus betrachtet werden: 1. von der sozialen, 2. von der wirtschaftlichen und 3. von der architektonisch-technischen Seite. Alle drei Gesichtspunkte spielen zwar ineinander über, im Interesse einer gründlichen Darlegung erscheint es aber richtig, sie von jeder Seite besonders zu betrachten.

1. Die soziale Seite. Diese ist wohl die wichtigste. Wer etwas von dem Wohnungselend und von der Wohnungsnot kennen gelernt hat, die heute kein Verständiger mehr anzweifelt, der weiß, was an sittlichen Kräften, Familienglück, Gesundheit und wirtschaftlichen Werten durch unsere schlechten kleinen Wohnungen innerhalb vieler Städte jährlich

---

Männer mit Namen von ausgezeichnetem Klange zeigen vereint in einem soeben bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen Prachtwerk „Land- und Gartensiedelungen“ wie wir in der Landsiedelungsbewegung stehn. „Der Kern der ganzen sozialen Frage ist die Wohnungsfrage, schreibt Ministerialdirektor Dr. H. Thiel, der bekannte Vorkämpfer auf dem Gebiet der ländlichen Wohlfahrtspflege, in der Einleitung des Werks. So ist denn die soziale Seite der Landsiedelung in jedem Sinne berücksichtigt, jeder Mitarbeiter nimmt mit seinem Gebiet dazu Stellung. Da aber der einzelne Siedler zuächst an sich selbst denkt, an s e i n e n Vorteil, an s e i n Behagen, so ist das Werk von seinem Herausgeber, dem kgl. Hofgärtner

Google

Landhaus von Richard H. Gude (Dresden)

Dem im Verlage von J. J. Weber in Leipzig soeben erschienenen Werke „Das Einzelwohnhaus der Neuzeit“ entnommen, das von Erich Haenel und Heinrich Taharmann herausgegeben ist.

NoRD UND SÜD

Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Google

zugrunde geht. Wer andererseits Kleinsiedelungen gesehen hat, die Freude kennt, welche die Bewohner solcher Einzelhäuser empfinden, und wer selbst die Annehmlichkeit eines Einzelhauses mit Garten und Land genießt, der weiß ebensogut, welche Schätze des Gemütes und des Verstandes wieder emporsprießen können, wenn die Möglichkeit eines ruhigen Familienlebens gegeben ist. Ein gesundes Staatsleben beruht auf gesundem Familienleben. Nicht nur ein besonderer Volksstamm liebt das Einzelhaus, es ist das Naturgemäße für jede Familie, wie man aus der Geschichte der Völker erkennen kann. Das Ungesunde unserer jetzigen Bauweise ist zwar entwickelungsgeschichtlich verständlich, muß jetzt aber verschwinden.

Außer anderen wirtschaftlichen Gründen hat jedenfalls auch die Not, sich gegen Feinde wehren zu müssen, die Städtebildung mit ihren Ringmauern hervorgerufen, und dadurch das enge Bebauen, an dessen Konsequenzen wir noch heute leiden. Nachdem infolge einer ganz anderen Kriegführung Städtemauern gar keinen Sinn mehr haben, und ebenso infolge unserer erstaunlichen Verkehrsverbesserungen die Entfernungen nur noch relativ sind, sollte man endlich auch für das Wohnen die Konsequenzen ziehen und zu einer naturgemäßen Wohnweise zurückkehren.

Vom sozialen Standpunkt kann daher nicht radikal genug vorgegangen werden. Man muß es beklagen und mit allen Mitteln zu verhindern suchen, daß in Städten, sei es auch in bester Absicht, überhaupt noch Versuche gemacht werden, in großen, wenn auch noch so schönen Mietskasernen mit allem modernen Komfort kleine Wohnungen zu schaffen. Es ist und bleibt ein Herdenwohnen, das unserer Entwickelung nicht mehr entspricht. Darum hinaus vor die Städte, auch wo noch keine Verkehrsgelegenheit vorhanden ist, sie wird schon nachfolgen, sobald die Ansiedelung geschehen! Gartenstädte, Gartendörfer!

Willy Lange, so eingerichtet worden, daß sich die einzelnen Abschnitte an die Interessen der einzelnen Lesers wenden. Auf einer breiten Grundlage, dem Abschnit Natur und Siedelung, ruht der gesamte Aufbau des Buchs, während ein Abschnitt „Die verschiedenen Siedlungsformen", zugleich ein Führer durch das Werk selbst, uns zeigt, wie die verschiedenen Abhandlungen einander ergänzen. Das Thema des kgl. Baurats Siebold, das noch wenig bearbeitet ist, die Wohnungsfrage der Landarbeiter, dürfte wohl die Leser von „Nord und Süd" allgemein interessieren. — Im Verlag von J. J. Weber erscheint gleichzeitig ein Prachtwerk „Das Einzelwohnhaus der Neuzeit", herausgegeben von H. Erich Haenel und Heinrich Taharmann, dem wir zwei reizvolle Illustrationen entnehmen. Die Redaktion.

Google

2. Die wirtschaftliche Seite. Man hört und liest jetzt viel von den schönen Arbeiterdörfern in Port Sunlight, Bournville und ähnlichen Anlagen. Auch ich habe sie gesehen und bin wie andere von ihrer landschaftlichen und architektonischen Schönheit begeistert, kann sie jedoch keineswegs als mustergültig und vorbildlich für kleine Ansiedelungen betrachten, ebensowenig die Muster-Arbeiterhäuser, welche man vielfach auf Ausstellungen sieht. Solche Anlagen können sich nur Genossenschaften und Fabrikherren anlegen, welche auf irgend einem Gebiete ein Monopol haben, denen es nicht darauf ankommt, alle Jahre einige hunderttausend Mark an ihren kleinen Wohnungen zuzusetzen. Ich halte sie fast eher für schädlich als nützlich, weil dadurch unwillkürlich die Vorstellung wachgerufen wird, als müßte die Industrie überall solche Verhältnisse schaffen. Das hieße aber große Industriezweige einfach lahmlegen, oder die ganzen Lebensverhältnisse und Lebensmittel so verteuern, daß die Allgemeinheit schwer darunter zu leiden hätte, und in weiterer Konsequenz die Ansiedelung überhaupt unmöglich machen. Für jedermann, darauf kommt es doch an, ähnliche Wohnungsmöglichkeiten zu schaffen wie die oben erwähnten, ist nicht durchführbar. Solche Anlagen können daher nur unter dem Gesichtspunkte der Wohlfahrt aufgefaßt und hergestellt werden. Dieser Gesichtspunkt muß aber bei richtigen Ansiedelungen im Interesse der Würde jedes Menschen ausgeschaltet werden. Die Ansiedelungen müssen geschehen auf wirklich gesunder Basis, d. h. auf wohlberechneter, wirtschaftlicher Grundlage, wozu der „gesunde Egoismus" des Menschen auch gehört. Es handelt sich doch nicht um Ausstellungsobjekte zur Reklame oder aus Wohltätigkeitsdrang, sondern um Ansiedelungen, die unter gegebenen Verhältnissen wirtschaftlich möglich sind. Die Industrie muß es leisten und der einzelne Mann zahlen können. Dabei kommt es nicht einmal darauf an, daß in diesen Ansiedelungen die Bewohner alle Eigentümer werden, sondern daß ihnen die Möglichkeit geschaffen wird, in einem Einzelhaus ohne die täglichen Reibungen mit der Nachbarschaft leben zu können, und daß der Familie die nötige Bewegungsfreiheit mit Luft und Licht gegeben wird, ein Garten, in welchem die Kinder mit den Haustieren sich ungestraft tummeln können. Es ist erstaunlich, zu beobachten, wie die Freude an diesen Dingen eine Familie zusammenschließt und an die Scholle bindet.

Bei der wirtschaftlichen Seite kann die Bodenfrage nicht übergangen werden. Sie ist fast der Schwerpunkt der Sache. Zwar ist es

Google

heute noch möglich, in nicht zu weiter Entfernung von mittleren und manchen größeren Städten Ansiedelungen mit Einzelhäusern zu machen, aber für die Allgemeinheit wird es nur möglich sein durch Herbeiführung einer wirklichen Bodenreform. Die Bestrebungen der Bodenreformer haben glücklicherweise in den letzten Jahren so stark Wurzel gefaßt, daß die Bewegung nur bei einem wirklichen Erfolge zur Ruhe kommen wird. Aber auch hier helfen nur ganz radikale Mittel. Die Steuer nach gemeinem Wert und die Wertzuwachssteuer werden es vorläufig nicht erreichen, daß der Boden in den Städten sehr viel billiger wird, da leider zuviel schon in festen Händen ist. Es muß eine Reform des Hypothekenwesens eintreten, die es den Städten, Kommunen und Kreisen ermöglicht, in erster Linie als Hypothekengeber aufzutreten und durch Amortisation die Ländereien wieder zu erwerben. Vorläufig heißt es darum auch hier wieder: Weiter aus der Stadt heraus, in großzügiger Weise Ländereien ankaufen und sich von vornherein den Wertzuwachs zugunsten der Gemeinheit sichern!

3. Die architektonisch-technische Seite. Die architektonische Seite ist schon unter 2. berührt. Gewiß ist es nötig, unserem ausgeprägten Kunstgefühle Rechnung zu tragen und die Bauten ästhetisch einwandfrei zu machen, aber nicht genug kann gewarnt werden vor den Ausstellungsobjekten und den sogenannten Musteranlagen, welche den wirklichen Fortschritt im Kleinwohnungswesen fast erschweren. Es handelt sich in erster Linie doch nicht darum, architektonische Gebilde zu schaffen, was für einen wirklichen Baukünstler nicht besonders schwierig ist, sondern die wichtigeren Aufgaben für uns Baumeister und Architekten sind die, unseren Mitmenschen zu einer menschenwürdigen Wohnung zu verhelfen und alle unsere Kräfte darauf zu richten, unter Benutzung der heutigen zahlreichen technischen Mittel einfache, aber doch ansprechende, hübsche Wohnungen mit genügenden Räumen zu schaffen, zu Preisen, die es einem normalen gesunden Arbeiter ermöglichen, ein kleines Häuschen zu erwerben, oder wenigstens mietweise zu bewohnen. Um das zu können, muß man freilich mit den Traditionen des alten Städtebaues sowie der städtischen Bauweise radikal brechen. Es gilt, Ansiedelungen zu schaffen außerhalb der Städte mit den dazu erforderlichen Verkehrsmöglichkeiten.

In Deutschland haben wir in dieser Hinsicht leider nur schwache Anfänge im Vergleiche zu anderen Ländern, wie z. B. Belgien, aber aus Erfahrung weiß ich, daß auch bei uns dasselbe Bedürfnis und dieselbe

Google

Möglichkeit vorliegt. Ein Arbeiter geht oder fährt gern einen Weg von 1 bis 1½ Stunden täglich hin und zurück zu seiner Arbeitsstelle, wenn ihm nur die Möglichkeit des Alleinwohnens und eines Gartens gegeben wird, wofür man zahlreiche Beispiele finden kann.

Will man ländlich ansiedeln, muß man absehen von den teueren Kanalisationen und Wegeanlagen. Man betrachte doch unsere größeren Dörfer und kleinen Städte! Wo ist denn da eine Kanalisation? Wo sind große Straßenanlagen? Gewiß sind in vielen die Anlagen nicht mustergültig, aber für ländliche Verhältnisse völlig genügend, und welche schönen, malerischen Eindrücke kann man oft in Dörfern gewinnen, und wie gesund ist im großen und ganzen die Bevölkerung! Bei einer neuen Anlage mache man daher nur einige Hauptstraßen, auf welchen der Fahrverkehr vor sich geht, im übrigen aber schmale gewundene Wege, an denen die Häuschen hinter breiten Vorgärten liegen. Regen und Abwässer führe man in offene, mit Gras bewachsene Gräben zu beiden Seiten der Wege ab. Von den Abwässern wird nicht viel übrig bleiben, wenn jeder einen viertel Morgen Land bekommt, während der Dung der Familie vollständig auf dem Lande verbraucht wird. Hygienisch ist es nicht notwendig und wirtschaftlich geradezu falsch, in so weit angelegten Ansiedelungen teuere Kanalisationen und Straßenanlagen auszuführen und die Bewohner auf diese Weise zu zwingen, nicht nur mit großen Kosten ihre wertvollen Dungstoffe wegzuführen, sondern auch noch teuere Dungstoffe zu kaufen. Wohl ist es erforderlich, gutes Trinkwasser vorzusehen, welches am besten durch eine zentrale Wasserleitung geschieht, da bei Anwendung von Brunnen die Gefahr der Verschlechterung des Grundwassers nicht ausgeschlossen ist, obwohl sie lange nicht so groß ist, wie man in der Regel glaubt. Das beweisen wiederum die vielen ländlichen Ansiedelungen und kleinen Städte, die seit Jahrhunderten bestehen und viel enger zusammengebaut sind, als es nach meinem Vorschlage geschehen sollte.

Wenn jedes Haus ein Viertel oder ein Drittel Gartenland bekommt, so ist damit eine Weiträumigkeit der Bebauung gegeben, welche bei nicht zu losem Boden und gut gemachten Brunnen die Gefahr der Verseuchung so gut wie ausschließt.

Weiter gilt es, den Kampf fortzusetzen gegen die teilweise unsinnigen baupolizeilichen Bestimmungen, in welchen ich schon vor Jahren durch meine Schrift: „Viventi satis“ eingetreten bin. Dank der Unter-

Google

stützung mancher Behörden und Kollegen ist der Kampf nicht ohne Erfolg gewesen, und in dieser Hinsicht wird hoffentlich der kürzlich geschehene ministerielle Erlaß noch weitere Willigkeit bei den unteren Behörden schaffen. Auch hier führt nur Beharrlichkeit zum Ziele. Die baupolizeilichen Bestimmungen, soweit sie für größere Häuser gemacht und notwendig sind, müssen für Kleinwohnungen fallen und hierfür besondere Erleichterungen gegeben werden, um die Ansiedelungen nicht unnötig zu verteuern.

Was endlich das Haus selbst betrifft, so muß es Grundsatz sein, es so reichlich mit Räumen auszustatten, daß eine Familie sich darin entwickeln kann. Das Haus muß daher bei völligem Ausbau fünf Räume haben, wovon gleich drei unten liegen müssen und zwei oben. Die englischen, heute vielfach so gepriesenen Reihenhäuser mit zwei Räumen unten, sind nach meinen Erfahrungen für eine Arbeiterfamilie, die sich keine Dienstboten halten kann, wenig praktisch. Es ist immer die Gefahr vorhanden, daß die eine Stube unten Küche und die andere Schlafzimmer für Eltern und kleinere Kinder wird, weil es für eine Hausfrau ohne Dienstboten viel zu unbequem ist, die Schlafzimmer für die Kinder und ihr eigenes oben zu haben. Die meisten Leute möchten sogar unten vier Räume haben, der leichteren Bewirtschaftung wegen, was aber leider der hohen Kosten wegen selten möglich ist.

Außer diesen Zimmern muß ein Raum vorhanden sein, in welchem die Hausfrau waschen kann, damit es nicht in der Küche geschieht, ein Abort und ein kleiner Stall für Ziege, Schwein und Hühner. Ferner ein nicht zu kleiner Boden zum Trocknen und für allerlei Geräte und Gegenstände.

Häuser für rein ländliche Arbeiter, im Anschluß an größere Güter müssen natürlich größer ausgestattet werden, mit Diele und Ställen für mehrere Schweine, eine Kuh usw., da diese Leute meistens viel mehr Land zu bearbeiten haben.

Endlich ist ein Keller nicht zu vergessen, der bei günstigem Terrain unter die Räume gelegt werden kann, bei hohem Grundwasser aber als Anbau konstruiert werden muß. Als Anbau angelegte Keller sind sehr praktisch, wenn sie von außen genügend gegen Frost geschützt werden, da sie nur wenige Stufen unterhalb des Fußbodens im Erdgeschosse liegen, an der Schattenseite des Hauses.

Google

Was die Einteilung des Gartens betrifft, so lege man vorn um das Haus herum einen kleinen Ziergarten zum Zwecke der Anlage von Blumenbeeten und Ziersträuchern an und schließe ihn mit einem Zaun ab. Weiter folge ein kleiner Baumhof, der ebenfalls mit einem Zaun abgeschlossen werden muß, da er auch den Haustieren als Auslauf dienen muß. Der übrige Teil bleibe Gemüseland. Nach Westen hin schütze man, wenn irgend möglich, das Haus durch besonders dichte Bäume gegen die Einflüsse der Witterung. Gerade diesen Schutz kann man häufig bei ländlichen Häusern beobachten. Die dichten Linden an der Westseite der Häuser sind meistens nicht nur des Schmuckes wegen, sondern zum Schutze der Häuser gegen die Unbilden der Witterung angepflanzt.

Die Abb. 64, 73, 76 zeigen Darstellungen von Häuschen aus einem kleinen Dorfe, darutner die zugehörigen Grundrisse. Sie sind bezüglich der Wohnungen nach den oben angeführten Gesichtspunkten entworfen und ausgeführt. Sie unterscheiden sich im einzelnen nur dadurch, daß bei einigen die Diele zugleich der Haupteingang ist, während bei anderen noch ein besonderer kleiner Flur vorgesehen wurde, in dem zugleich die Treppe nach den oberen Zimmern hochführt. Letztere Anordnung ist beliebter und zweckmäßiger, weil dadurch eine zweite Trennung von den Ställen stattfindet, die sonst nur durch die Diele geschieht.

Alle diese Häuser kosten 3800—4500 Mark, je nach Größe und Ausführung. Nachdem ich in den verschiedensten Gegenden Nord- und Westdeutschlands Kolonien angelegt habe, glaube ich behaupten zu dürfen, daß zu diesen Preisen fast überall derartige Häuser errichtet werden können.

Ein wenig größeres Haus, in etwas weiterer Entfernung von der Stadt, mitten in die Heide hineingestellt, zeigt Abb. 79. Die Gesamtansicht einer Kolonie gibt die Abb. 69 wieder. Sie ist gleich nach der Fertigstellung aufgenommen, so daß von Gärten und Anpflanzungen, abgesehen von der einen Straße, leider noch nichts zu sehen ist. Aus den Abbildungen der Häuschen 64, 73 und 79 dagegen, welche schon länger fertig sind, kann man, meine ich, sehen, mit welcher Liebe sich die Bewohner ihren Garten zurechtgemacht haben, und hat es handgreiflich vor Augen, wie solche Arbeit an die Scholle bindet.

Google

Sämtliche Häuser sind in Anlehnung an den niedersächsischen ländlichen Stil ausgeführt, in anderen Gegenden müßten sie selbstverständlich auf den heimatlichen Ton gestimmt werden.

Ja es ist eine dankenswerte schöne Aufgabe, ländliche Ansiedelungen zu machen. Ueberall, wo wir anfingen, zeigte sich, nachdem die ersten Schwierigkeiten und Anfechtungen überwunden waren, ein ganz erstaunliches Verlangen nach Einzelwohnungen, das kaum zu befriedigen war. Bei der tatkräftigen Unterstützung der Behörden und dem weiten Entgegenkommen der Landesversicherung bei der Beleihung ist es nicht schwer, solche Ansiedelungen zu schaffen. Darum sei den Kollegen und allen, welche für das Wohl unseres Volkes tätig sein wollen, die schöne Arbeit auf diesem Gebiet auch hier dringend ans Herz gelegt.

Google

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Alfons Kißner: Rügelieder eines Friedfertigen

Der Geist der Verneinung, der uns das Bekritteln des Nächsten so lieblich erscheinen läßt, war vielleicht niemals und nirgends so mächtig wie in den gepriesenen Tagen der Hochrenaissance, in dem Italien des „großen Papstes" Leo des Zehnten. Leben und Literatur waren von diesem Geist erfüllt; überall spürt man den Flügelschlag seiner Fledermausschwingen. Sich selbst zu bejahen, muß man den Nächsten verneinen. Dies schien allgemeiner Grundsatz; er galt in der Geselligkeit, in der gelehrten Welt und in der Dichtung. Wer als „angenehmer Mann" erscheinen wollte, mußte geschickt die Waffen der Polemik zu handhaben wissen, die Rede mit Anspielungen und beißenden Sarkasmen würzen. Witz, der gefeierte, und Bosheit waren kaum zu trennen. Freilich warnte der Meister des guten Tons, Baldassarre Castiglione, in seinem Cortegiano den Uomo Piacevole vor Schachtelreden, womit man zur Rache reize und Unglückliche kränke; aber befolgt wurden seine Mahnungen kaum. Die Flagge des Witzes mußte die bedenklichste Ladung decken. Italien war (nach dem Ausdruck Jakob Burkhardts) eine Lästerschule geworden, wie die Welt seitdem keine zweite mehr aufzuweisen gehabt hat; selbst in dem Frankreich Voltaires nicht. Man weiß, daß Kaiser und Könige mit gefürchteten Schmährednern paktierten, wie ja Karl V. und Franz I. einander in der Gunst eines Pietro Aretino den Rang abzulaufen suchten.

Ein einziger Mann hat es verstanden, den feinsten Witz zu spenden ohne den üblen Beischmack der Bosheit. Es war Ferraras Ludovico Ariosto. Welche Fülle schalkhafter Anmut der Orlando Furioso bietet, wer möchte das wiederholen, nachdem Goethe gesprochen hat! Auch manches Polemische findet sich in der großen Epopöe, aber stets abgetönt, zur Schönheit gemildert, niemals giftig. Empörung wie Schmerz scheinen gebändigt, stilisiert: „Selber der Brust Angstschrei werde dem Ohr zur Musik!"

Google

Hierher gehören tadelnde, gewissermaßen philosophische Betrachtungen über allgemein menschliche Fehler und Schwächen, über die Falschheit und Arglist, über „Zauberer und Zaubererinnen",

Die mit Verstellung, Hinterlist und Lügen
Ums Herz die Bande, unzerreißbar, fügen,

ferner über den Fluch der bösen Tat, über die Ohnmacht der Vernunft gegenüber dem Trieb:

Zwar hat ein schwacher Zaum schon die Bewegung
Des mut'gen Pferds zu hemmen oft die Kraft,
Doch selten ist's, daß des Verstandes Regung
Zur Umkehr bringt die tolle Leidenschaft.

Berühmt ist die Philippika gegen das Feuerrohr, im elften Gesang (St. 22—28). Ein Stanze daraus möge hier Platz finden:

Erfindung frevelhaft und tief zu hassen,
Was kamst du je in eines Menschen Sinn?
Durch dich muß alter Waffenruhm erblassen,
Durch dich sinkt ehrenlos das Kriegswerk hin;
Durch dich steht Mannheit jetzt und Mut verlassen,
Denn über Wert ist Feigheit Siegerin:
Nicht Heldenschaft, nicht Kühnheit hell entglommen
Kann mehr im Feld jetzund zur Probe kommen.

Zusammenfassend schließt die nächste Stanze:

Es hat der schlimmste aller Menschengeister
Im Feuerrohrerfinder seinen Meister.

Sehr schön sind von diesen allgemeineren strafenden Ergüssen noch die Stanzen über die Eifersucht (Ges. 31, 1—6) und die gegen den Geiz (Ges. 26, 1—2 und Ges. 43, 1—5), dem sogar die Frauen zum Opfer fallen:

In alten Zeiten gab es edle Frauen,
Die Tugend liebten und den Reichtum nicht;
Jetzt solche finden — wer mag sich's getrauen?
Nur auf Gewinn sind sie zumeist erpicht!

Auch Fürsten der Geister, Feldherren, Künstler, Forscher erliegen der Habsucht:

Verruchter Geiz! O Hunger, zu erwerben!
Mich wundert's wenig, daß gemeiner Sinn,

Google

Bei dem schon alles Gute brach in Scherben,
Gefangen bleibt in deinen Netzen drin:
Doch reißt der gleiche Strick auch zum Verderben,
Der gleiche Griff der Klaue einen hin,
Den man, wenn er nur dir entgangen wäre,
Von hohem Geiste nannte, wert der Ehre.
Der hat den Himmel, Erd und Meer gemessen,
Kennt der Natur Gesetze groß und klein,
Darf alles zu erklären sich vermessen
Und blickt dem Herrgott in die Brust hinein: —
Und weil dein Giftzahn ihn hat angefressen,
Läßt er's sein heißestes Bestreben sein,
Gold anzuhäufen; dieses zu gewinnen,
Ist Heil und Hoffnung ihm, ist all sein Sinnen.

Man fühlt sich versucht, hier die Modelle namhaft zu machen, die dem Dichter vorgeschwebt haben mögen.

Eine zweite Gruppe strafender Oktaven bilden die Stellen, wo direkt auf Zeitereignisse hingewiesen wird. So brandmarkt Ariost die Plünderer der heiligen Stadt:

Seht, wie sie unsrer Roma Jammer bringen
Allüberall, durch Mord und Räubereien,
Am Heiligen frevelnd und an Menschendingen,
Durch Brand und Schändung alles rings entweihn!

Sein Vorwurf macht nicht vor dem Throne seines Herrschers Halt. Dem grausamen Herzog Alfonso, der zwei seiner Brüder einer Verschwörung wegen in ewiger Kerkerhaft hielt, wird die Mahnung, Gnade zu üben, entgegengeschleudert: „Die armen sind ja doch von eurem Blut!" — Und welche flammenden Verse treffen das Gewissen des Papstes und der Monarchen Europas, die, Italiens Wohlstand vernichtend, einander zerfleischen, statt gemeinsam Front gegen den Türken zu machen!

Das gleiche Thema wird in den „Satiren" aufgenommen und noch nachdrücklicher und rückhaltloser durchgeführt.*) Im ganzen jedoch schwingt Ariost in jenen reizenden Versepisteln die satirische Geißel nur beiläufig, und zuweilen, lachend, eigentlich mehr gegen sich selbst als gegen andere.

*) Vergl. Poetische Briefe Ludowico Ariostos (Band 123, Heft 368 dieser Zeitschrift, Nov. 1907, S. 185)

Google

Dagegen enthalten seine „Reime", von denen im zweiten Juliheft dieser Zeitschrift, einiges mitgeteilt wurde, verschiedene Dichtungen, die man, nach dem Vorgang der Provenzalen und unserer Minnesänger als Rügelieder bezeichnen möchte.

Manchmal gibt der Unmut über eine recht geringfügige Veranlassung ihm Stoff zu grollenden Versen. Man nehme folgenden Fall. Ariost trug, wie sich aus der zweiten Elegie ergibt, an vielen Stellen seiner Kleidung eine goldverzierte schwarze Feder (penna negra fregiata d'oro), über deren Sinn sich die Leute den Kopf zerbrachen. Den Neugierigen wird nun tüchtig der Text gelesen:

Von meiner Feder, schwarz mit goldnen Streifen,
Den Sinn zu wissen, den sie nicht begreifen,
Verlangen viele, doch es schweigt mein Mund.

Verschlossen bleib es in der tiefsten Seele;
Ob man mich bitte oder plag und quäle,
Ich mache nimmer das Geheimnis kund.

Die höchste Weisheit, die dem Schöpfer eigen,
Will sich in unsres Herzens Lage zeigen:
Er hat es tief im Innersten versteckt.

Er wollte dem Gedanken und dem Weben
Geheimer Regung hier die Stätte geben;
Die bleiben vor der Neugier dort verdeckt.

Die goldgestreifte schwarze Feder trag ich
An tausend Stellen des Gewands, doch sag ich,
Wenn sie sich offen allen Blicken beut,

Damit noch nicht, warum es wohl geschehe:
Ich will nicht, daß ein jeder gleich verstehe,
Ob meine Seele klagt, ob sie sich freut.

Wollt ihr darin nun Eigensinn erkennen,
So werd ich euch zudringlich, lästig nennen
Und guter Lebenssitte gänzlich bar.

Ich weiß nicht, habt ihr wohl bereits vernommen,
Wie übel es gar manchem ist bekommen,
Daß er nach Dingen andrer lüstern war . . .

Warnend erinnert der Dichter an die Verwandlung des ursprünglich weißen Raben in einen schwarzen (wegen Verrats des Liebeshandels

Google

Apollos mit Koronis), an Teiresias und an Aktäon, die für Vorwitz büßten, und schließt:

Schien dies Vergehen nun so schwere Sache,
Erheischt' es solche ungeheure Rache,
Daß man den schönen Körper nackend sah,

Sprecht, ob es mich nicht mehr erbosen sollte,
Wenn einer durchs Gewand mir blicken wollte,
Zu spähen, was im Herzen drin geschah!

Mein Wert vermag nicht jene auszustechen:
Ich will mich nicht an euch so grausam rächen,
Daß es euch schrecklich wie den beiden ginge,

Ich sage: dessen Recht scheint mir geringe,

Der immer sinnet und keine andern Dinge
Mehr denkt als einzig dieses: zu begreifen

Den Sinn der Feder mit den goldnen Streifen.

Wenn der Ariostbiograph Barufaldi mit seiner Vermutung das Rechte getroffen haben sollte, so wiese das Schwarz der Feder auf das Kleid Alessandras, das Gold auf ihr blondes Haar. Ludovico hätte dann nach Art der alten Ritter dies an die Geliebte erinnernde Abzeichen an sich getragen.

In der vierten Elegie (Era candido il corvo), die mit der Hindeutung auf den ursprünglichen weißen Raben an die zweite anknüpft, läßt Ariost eine unter übler Nachrede leidende Dame sprechen und sich verteidigen. Abermals wird eingeschärft:

Auf jede Zunge sollt' ein Zaum sich legen,
Die Lehre allen in das Herz zu prägen:
Späh' nicht, was andre tun! Besprich es nicht!

Das — immerhin merkwürdige — Gedicht schließt mit dem Verlangen:

Die Strafe, die so unerhörtem Falle
Gebührte, nun auf jenen Schurken falle,
Aus dessen Mund die falsche Rede floß!

Waren die beiden zuletzt erwähnten Gedichte sozusagen moralische Rügelieder, würdig eines Peire Cardinal, so ist das fünfte Capitolo ein persönliches; im Dienste übermäßig angestrengt,

Google

macht Ariost seinem Unmut über den Kardinal Luft (wohl hinter dessen Rücken; der recht unbequeme Gebieter hätte eine offene Auflehnung vermutlich übel vermerkt):

Kein Dromedar so schwere Lasten drücken
Und keines Elefanten schwiel'gen Rücken
In Nubien oder duft'gem Inderland,

Der überbürdet ist: er kann nicht stehen,
Geschweige sich bewegen, vorwärtsgehen;
Schon vorher war die Kraft ja überspannt.

Kein Schiff geht nach den östlichen Gestaden
Von Gades: welch Gewicht darauf zu laden,
Bis in das kleinste rechnet man es aus.

Will man darauf zu viele Waren häufen
Und Sand dazu, wird es die Flut ersäufen:
Kein Mast, kein Wachtkorb blickt da mehr heraus.

Es hält kein Bau, nichts auf der Welt kann dauern,
Was stützen soll; in Trümmer sinken Mauern,
Wenn das Gewicht der Tragkraft nicht entspricht.

Es nützt kein Horn, kein feiner Stahl dem Bogen,
Sei's der des Herkules: zu straff gezogen,
Erträgt er nicht das Uebermaß, — er bricht . . .

Er vergleicht sich dem Atlas, der den Himmel ohne Rasten trägt, dem Typhöus unter dem Epomeo auf Ischia, dem Giganten Enkelados unterm Aetna. Im Anfang schien ihm seine Last leicht, und fröhlich trug er sie:

Doch kaum war ich mit ihr auf Weges Mitte,
Da wuchs sie — wächst noch jetzt mit jedem Schritte,
Macht mich gebeugt und völlig lahm und krumm.

Bin nicht nur müde, kann mich kaum noch regen; —
Nein, will man noch dazu ein Quentchen legen,
Sei's nur ein einziges, so komm ich um . . .

Er ist das überfüllte Schiff und der überspannte Bogen, der, wenn der Schütze sich nicht gelinder zeigt, statt zu töten, zerspringen wird.

Das Schmerzendulden hat ja Maß und Ziele:
Bedrängen uns nun ihrer gar zu viele,
So wird ein Krampf daraus, — der Mensch ist tot.

Google

Ich wär ein Tor, wollt ich hier schweigend stehen,
Durch Lasten unerträglich stumm vergehen.
Drum will ichs sagen, eh Vernichtung droht:
Mir stehn nicht weitre Kräfte zu Gebot.

Den Beschluß mache ein strafendes Sonett (Se con speranza), worin Ariost ziemlich herb einigen Damen, die ihn mit der Bitte um weitere Liebespoesien bedrängt hatten, antwortet; man höre, wie er sie abfertigt:

Wenn mir die besten Jahre hingegangen,
Ach, Blätter zu beschreiben groß und klein
Und drin zu schildern meine Herzenspein
Und, wie ich schwärmte für der Schönheit Prangen,

Und wenn mir keine Werke noch gelangen,
So fein, zu rühren jenes Herz von Stein,
Wird auch von neuen nichts zu hoffen sein;
Zum Ziele kann ich nimmermehr gelangen.

Drum laßt mich schweigen, statt noch mehr zu sagen!
Ich kann in Versen keinen Nutzen schau'n,
Als daß sich andre freu'n an meinen Plagen.

Seid ihr ein Phalaris — verzeiht, o Frau'n —,
Ich will der Mann nicht sein, an dessen Klagen
Und Sterbelied sich andre Leut erbau'n.

Ist das nicht wahrhaft moderner Ton? Viele dieser Sonette, Elegien usw., von einem zeitgenössischen Dichter geboten, würden uns in der Tat als Geist von unserm Geist anmuten; man staunt, daß solche Verse vor vierhundert Jahren geschrieben worden sind: Thema, Durchführung, Stimmung, — alles spricht uns an wie von Zeitgenossen gedacht und empfunden, zumal da wir neuerdings mit der Sonettform wieder mehr Fühlung gewonnen haben.

Der Geist des göttlichen Ludwig strahlt am hellsten in seinem „Rasenden Roland"; wer seinem Herzschlag lauschen will, der nehme des Dichters „kleinere Werke" zur Hand.

Google

Rundschau

Die Vorposten Rußlands auf dem Balkan

Am 29. August 1910 überreichte der Großfürst Peter Nikolajewitsch im Auftrag des Zaren Nikolaus II. dem König Nicola Petrowitsch Niégos in Cetinje den reich mit Edelsteinen geschmückten Marschallstab als Zeichen der höchsten militärischen Würde; dadurch wurde der Montenegrinerkönig „Generalfeldmarschall“ über die 31 Armeekorps des russischen Reichs. Als der Gefeierte auf den Balkon seines schlichten Wohnhauses trat, begrüßte ihn der jubelnde Zuruf von zweihundert russischen Marinesoldaten, die mit ihren Gewehren von Neu-Antivari, dem einzigen slavischen Hafen an der Adria, nach dem alten Klosterdorf der Czernagora hinaufgestiegen waren, um vor allen Gesandten Europas darzutun, daß fortan die Matrosen aus der Krim und aus dem Baltenland mit den Söhnen der Schwarzen Berge in einer und derselben Armee dienen. Beide tragen die gleiche Uniform. Die malerische Tracht der Czernagorzen wurde auf russischen Befehl abgeschafft, weil sie mit ihren grellen Farben (Rot-Weiß-Blau) für die modernen Gewehre auf die Entfernung von 2000 Metern ein allzu deutliches Treffobjekt abgaben. Zusammen mit den graugrünen Uniformen nach russischem Schnitt kamen aber auch das russische Reglement und die russische Sprache als Kommandosprache. Als absoluter Instruktor des montenegrinischen Heers amtet seit dritthalb Jahren der Oberst Nicola Potapoff, der alsbald dem Gesandten P. W. Maccimow als Militär-Attaché zugeteilt wurde, auf daß das Kind seinen rechten Namen bekomme. Zehn Gebirgsbatterien und sechsunddreißig Maschinengewehre sind als Geschenk dem Zaren Nikolaus II. verdankt worden. Da jedoch der Zar sich auch als Freund und Förderer des Friedens feiern läßt, so ist es nur in der Ordnung, daß der Kanonenspender gleichzeitig auch die Summe anwies, in Cetinje eine große Kirche in griechisch-orthodoxem Ritus zu erbaun, deren Grundstein König Nikolaus während seines Jubiläums legte. Die neuen Positionsgeschütze sind italienischen Fabrikats. Mitte September gingen sodann zwei Batterien Mörser im Kaliber von 240 mm von Piacenza und Rom über Bari nach Neu-Antivari. Der italienische Kriegsminister Spingardi hat dies Material als antiquiert verkauft und die erlöste Summe in den Staatsschatz abgeliefert. Gegen diese Manipulation ist verfassungsrechtlich wenig einzuwenden. Als vorgeschobener Käufer fungierte für einen sozial sehr hohen, körperlich kleinen Herrn ein gewisser Astuto; dieser Name ist für das Vertrauensamt seines Trägers wertvoll. Astuto heißt nämlich zu Deutsch: „Schlaukopf“.

Das Studium des montenegrinischen Staatshaushalts ist amüsant. Während der Minister des Innern L. Voïvoditsch für sein Departement 581 913 Kronen verrechnet, ist für den Krieg seit Jahrzehnten die runde Summe von 200 000 K. ausgeworfen. Für eine Armee, die drei Tage nach der Mobilisation 37 500 Kombattanten mit 36 Maschinengewehren, 10 Gebirgsbatterien, 8 Batterien Feldartillerie und 60 Positionsgeschützen ins Feld stellen kann und noch über einen Landsturm von 18 000 Mann verfügt, — gewiß eine beneidenswert geringe Ziffer.

Leider enthält jedoch die Angabe „200 000 K.“ zwei Druckfehler. Es handelt sich nicht um 200 000, sondern um zwei Millionen, und nicht um Kronen, sondern um Rubel. Dieser Betrag ist seit 1875 als Geschenk vom Väterchen Zar ins Land der Czernagora gekommen, freilich recht unregelmäßig, oftmals mit arger Verspätung und obendrein mit schlimmer Ramponierung der großen Lappen, aber er

Google

kam. Nur wegen des japanischen Krieges und noch zehn Monate nach dem Portsmouther Frieden blieb diese Subvention ganz aus. In jener kritischen Zeit scheint ein Verwandter des Hauses Petrovitsch Niégos in die Lücke gesprungen zu sein.

Die Verleihung der Würde eines Generalfeldmarschalls der russischen Armee an den Montenegriner-Häuptling scheint in den Ministerien der Auswärtigen Angelegenheiten Europas richtig verstanden und gewürdigt worden zu sein: sie bedeutet „la rentrée solenne“ der russischen Politik in die Balkanangelegenheiten, nachdem das ostasiatische Abenteuer mit dem japanisch-russischen Vertrag vom 4. Juli 1910 seinen förmlichen Abschluß gefunden hat.

Die Strategen des Zaren betrachten Montenegro als ihre weit vorgeschobene Festung auf dem Balkan. Schon durch seine Natur bildet die Czernagora eine Felsenburg, die neuerdings durch Anlage und Verstärkung der Forts oberhalb Cattaros, bei Krstac, Piva, Medun, Zabljak seine Zugänge stark verschlossen hält. Als Rußlands Waffenplatz in starker Defensive, bedroht es die Oesterreicher bei jedem Vorstoß über Novibazar ostwärts in der rechten Flanke, dient im Süden den aufrührerischen Skipetaren und Mirditen als Zuflucht und gefährdet eine Operation der Türken von Epirus aus gegen Griechenland. Der Besitz einer seit vier Jahrhunderten uneinnehmbaren Festung, die zwei Armeekorps des Gegners vor ihren Bergwällen festzuhalten vermag, das Oberkommando über die Besatzung, die im Bedarfsfall mit drei Divisionen einen Ausfall bis Uesküb und Monastir unternehmen kann, um den Bulgaren die Hand zu reichen, — und das alles für nur zwei Millionen Rubel pro Jahr, heißt ein brillantes Geschäft! —

König Ferdinand von Bulgarien, der seine Minister fürs Auswärtige und für den Krieg zu den Unterredungen mit Nicola I. und Viktor Emanuel III. nach Cetinje mitgebracht hatte, sendet jetzt diesen Kriegsminister General Paprikoff als Gesandten nach St. Petersburg, während der radikale Parteiführer Rachko Madjaroff an Stelle des zurückgerufenen Obersten Hessaptscheff sich dem König Karlos von Rumänien als Gesandter Bulgariens vorstellt. Das drohende Auftrumpfen des jungtürkischen Gesandten Azzim Bey in Sofia, der binnen vier Tagen ein den Osmanen genehmes Ministerium Daneff begehrte, erzielte bei dem Phlegmatikus Ferdinand just das Gegenteil. Malinoff erscheint wiederum als Chef des neuen Kabinets mit dem Programm: Gegenüber den Türken weder Rückzug noch Herausforderung. Das bulgarische Heer (neun Divisionen mit 1080 Geschützen) ist so vortrefflich diszipliniert und derart von Kampfeslust und Siegeszuversicht erfüllt, daß es die Türkenhorden nicht fürchtet.

Endlich wurde Farbe bekannt! Das listige Spiel der Halbasiaten mit einer Balkankonföderation unter dem Vorsitz der Türkei ist zu Ende. Nicht **mit** den Osmanen zur Erhaltung des famosen „Status quo“, sondern **gegen** die Osmanen war von Anfang an der „Balkan-Dreibund“ der vereinten Serben und Bulgaren unter dem Schutz und Schirm des heiligen Rußland gedacht. In Belgrad wie in Sofia und Cetinje hegt man nämlich seit Pfingsten 1910 die feste Ueberzeugung, daß das Experiment mit dem liberalen Regiment in Konstantinopel binnen kurzem fallieren müsse, und so stehn die ungeduldigen Erben des „kranken Mannes“ von neuem vor seiner Kammertür und tuscheln und wispern über die Symptome der letzten Wochen. „Das Land Yemen und das glückliche Arabien sind schon aufgegeben — die Armenier unruhig und die Kurden im vollen Aufstand — Albanien seit fünf Monaten nicht beruhigt — die mohammedanischen Bauern aus Bosnien, die, angelockt durch glänzende Versprechungen, nach Rumelien auswanderten, erhielten seit dem Ramazan nicht einmal mehr den Laib Brot, der ihre Familien vor dem Hungertod bewahrt — die jüngste Anleihe bei Frankreich findet Schwierigkeiten . . .“

Die Erben müssen sich gedulden.

„Ehe noch zehn Jahre verstrichen sind, wird die Türkei verschwunden und ihr europäischer Besitz von Rußland verschlungen sein.“ Also schrieb 1884

Go gle

der preußische Gesandte Diez aus Konstantinopel nach Berlin.

Totgesagte Personen pflegen ein patriarchalisches Alter zu erreichen.

Dr. Franz Lipp.

Der neue Kommandant der päpstlichen Schweizerwache

Papst Julius der II. Rovere, der Kriegsmann, rief die Schweizertruppe als seine Leibwache ins Leben, die, fünfhundert Mann stark, sich aus den Urkantonen und Wallis rekrutierte. Es ist eine Sage, daß Michelangelo ihre Uniformen, gelb-rot-schwarz gestreifte Hanswurstjacken, gezeichnet habe. Nachdem ihr bisheriger Kommandant, Meyer von Schauensee aus Luzern, gestorben, hat jetzt der Papst den anno 1902 zum Oberst-Brigadier ernannten Journalisten Jules Repond aus Freiburg im Uechtland als dessen Nachfolger nach Rom berufen. Repond bekleidete seither das Amt eines Berner Korrespondenten für die protestantisch-konservative „Gazette de Lausanne" und schrieb militär-kritische Studien für verschiedene Zeitschriften, nachdem sein eignes Blatt, „Bienpublicard", mit dem Redakteur François Carry eingegangen ist. Carry aus Genf wurde erster Redakteur an Leos XIII. Leibblatt: „Le Moniteur de Rome", Privatsekretär des dreibundfreundlichen Kardinals Galimberti und nach dessen vorzeitigem Tode vatikanischer Mitarbeiter des „Corriere della Sera" in Mailand. Repond verlor durch den Tod innerhalb weniger Jahre seine Frau und alle seine Kinder. Die Aufmerksamkeit der Kurie wurde durch einen Vortrag Reponds über Pius X. auf den Schweizer Offizier gelenkt, der jetzt mit 58 Jahren Oberstkommandierender der auf ca. einhundert Mann zusammengeschmolzenen Schweizer Wache wird. Meyers aus Luzern Vorgänger war der Walliser De Courten. Das erste Fremdenregiment der päpstlichen Truppen kommandierte der Oberst Anton Schmid aus Uri; sein Name wurde berüchtigt durch die himmelschreienden Grausamkeiten beim Blutbad und der Ausplünderung von Perrugia am 20. Juni 1859. Als Major des 1. Bataillons jener Truppe amtete Mayer von Soletta, der im November 1867 mit achthundert Mann einen halben Tag lang operierte, bis er die von den Gebrüdern Enrico und Giovanni Cairoli mit dreißig Mann verteidigte Villa Glori einzunehmen vermochte. In jenem Fremdenregiment, das der Historiker Ferdinand Gregorovius aus dem Auswurf der Menschheit gebildet nannte, diente damals als blutjunger Freiwilliger der von den Benediktinern erzogene Bayer Georg von Vollmar, jetzt sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter für München II.

Spectator alter.

Hansabund und Parteipolitik

Der Angehörige eines freien Berufs ist vom Hause aus unpolitisch. Er gibt dem Staate gern, was dieser von ihm fordert, solange seine Arbeit unter dem Schutz der regierenden Gewalten gute Früchte bringt. Das ist der Grund, weshalb das Interesse an der Politik in den Kreisen von Gewerbe, Handel und Industrie ab- oder zunimmt, je nachdem das geschäftliche Leben blüht oder welkt. Weil das wirtschaftliche Leben in den Vereinigten Staaten unaufhaltsam steigt, gibt es dort außerordentlich wenige, weil es in England sinkt oder das Tempo seiner Entwicklung doch rasch verlangsamt, gibt es hier außerordentlich viele tüchtige Kaufleute oder Industrielle, die sich der Politik widmen. Auch in Deutschland waren bis in die jüngste Zeit Handel und Gewerbe viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie den politischen Vorgängen genügend Aufmerksamkeit schenken könnten. Auch nachdem sie merkten, daß die regierenden Gewalten angefangen hatten, sich auf Kosten ihrer wichtigsten Lebensinteressen zu betätigen, zögerten sie

Go gle

noch, bis die Behandlung der Reichsfinanzreform im Reichstage die für sie verhängnisvolle Wendung nahm und ihre Geduld erschöpfte.

Der Einheitsgedanke der im Hansabund vereinigten Gruppen ist und kann nur wirtschaftlicher Natur sein. So verschieden die politischen Ueberzeugungen sein mögen, so entspringen ihre wirtschaftlichen Nöten doch alle einer Quelle, dem Mißverhältnis zwischen dem, was sie zum Unterhalt des Staates beisteuern, und dem, was die Regierungen für sie tun. Nur Handel und Industrie können jedes Jahr einem Bevölkerungszuwachs von 900000 Menschen Beschäftigung verschaffen; um so bedenklicher muß es stimmen, daß unter den vorherrschenden gesetzgeberischen Verhältnissen immer weniger Leute noch Neigung haben, geschäftlich etwas Eigenes zu unternehmen, und manche Großindustrielle, wenn die Lasten, die die Industrie tragen muß, noch weiter in dem Maße zunehmen wie bisher, ihre Werke schließen und sich ganz zurückziehn wollen.

Für den Hansabund ergibt sich die Aufgabe, die regierenden Kräfte so zu beeinflussen, daß sie das Erwerbsleben wieder fördern; das geschieht jetzt nicht mehr, sonst könnten die Lasten, die Handel und Industrie zu tragen haben, den Unternehmungsgeist nicht lähmen, sie müßten vielmehr durch entsprechende Gegenleistungen aufgewogen werden. Die Parteipolitik kann in dieser Richtung wenig schaffen, weil es ihrem Wesen entspricht, wirtschaftliche Gegensätze eher zu verschärfen als zu mildern, während die Erwerbsstände unter sich zu gegenseitiger Verständigung getrieben werden, sobald sie ihre wahren Bedürfnisse erkennen. Nur der Gegensatz zwischen der Bureaukratie nnd den Erwerbsständen läßt die wirtschaftliche Gliederung des Volkes im parlamentarischen Leben nicht schon viel vollständiger hervortreten, als es der Fall ist. Führt die Beamtenbewegung dazu, daß in der Bureaukratie allgemein das Bewußtsein der Abhängigkeit der eignen wirtschaftlichen Lage von dem Gedeihn der freien Erwerbsstände geweckt wird, so wäre das wirtschaftliche Gleichgewicht bald im ganzen Volkskörper hergestellt. Das müßte zu einer starken Beschränkung der eigentlichen Parteipolitik führen, weil in den großen wirtschaftlichen Vereinigungen das Verlangen vorwiegt, durch Berufsgenossen zur Wahrung von Berufsinteressen im Parlament vertreten zu sein. Das nimmt man auch beim Hansabund wahr. Im deutschen Reichstage sind nur 16,6 v. H., im preußischen Abgeordnetenhause nur 10 v. H., im Herrenhause nur 2,8 v. H. der Mitglieder Angehörige von Handel, Gewerbe und Industrie. Hierin eine Aenderung hervorzurufen, will der Hansabund in erster Linie erstreben. Ausdrücklich wird dabei betont, daß die Zugehörigkeit zu den eignen Kreisen, also die Sachkenntnis eines Parlamentariers wichtiger erscheint als sein politisches Bekenntnis: wie im Rechtswesen; so scheint auch in der Politik die Entwicklung allmählich wieder zu dem altdeutschen Genossenschaftsgedanken zu-

Google

rückzukehren: Jeder soll möglichst von seinesgleichen, jeder von seinen Genossen gerichtet und — regiert werden.

Otto Corbach.

Neue Novellen von Georg Engel

Georg Engel hat seinem „Verbotenen Rausch" einen neuen Novellenband folgen lassen. Und auch die „Leute von Moorluke" (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt), die so still und anspruchslos in unser Zimmer treten, uns mit einem halb schüchternen, halb überlegenen Lächeln zu bitten: „Nehmt uns auf — wir kommen frisch vom Bobben und haben noch Salzluft im Haar" . . . auch diese markigen Leutchen heißen wir fröhlich willkommen. — Georg Engel ist einer, der die seltne, unerlernbare Gabe besitzt, mit vollen Händen aus den Tiefen des Lebens zu schöpfen, und einer, dem der Blick für die Wesentlichkeiten des Lebens eignet. Mag er mit seinen Pointen ins Schwarze treffen, mag er auch ab und zu vorbeischießen, wie es dem glücklichsten Gestalter zuweilen passiert — immer haben wir den Eindruck einer reifen, starken, eigengewachsenen Kunst, die darum unentrinnbar fesselt, weil sie das Große im Kleinsten erspäht, festhält, verdichtet, ohne doch das Große durch die Nebensächlichkeiten zu entstellen. Diese fünf Geschichten von ganz verschiedenem Wert und Charakter tragen an der Stirn ein gemeinsames Merkmal: Den Willen des Dichters zur gesunden Natur! Und die, fast möchte man sagen, strotzende Gesundheit, die aus den Büchern unsrer Besten heute so selten blühte, bedeutet selbst ein Stück des unabtötbaren Humors, der sich bei Engel nicht in losen Späßen und grotesken Purzelbäumen, sondern fein bescheiden unter der Oberfläche als ein Goldkorn Menschlichkeit, als die fruchtbarere Hälfte unsres innern Wesens offenbart. Auf den Eingangsseiten jener köstlichen Idylle, die im elterlichen Leid das häßliche Charakterbild der „zänkischen Durtig" spiegeln, steht kaum ein Witz — vielleicht nicht einmal ein Scherzwort — und dennoch habe ich beim Lesen laut aufgelacht — im heimlichen Vergnügen — den Dichter an den Quellen einer tiefern Komik, die Menschlichkeiten, nicht Umstände schaffen, ertappt zu haben. Und wieviel sprudelnder Humor saugt nicht die heimliche Tragik, jene fast weichliche Sentimentalität in sich auf, die über die moralische Genesung, den jähen Stimmungsumschlag der unausstehlichen Durtig im Augenblick der Angst um ihres Gatten Leben ausgegossen ist! — Ein Kabinettstück unverwüstlichen und zeugungskräftigen Humors ist der famose „Vogel Phönix" — eine etwas obskure Versicherungsgesellschaft, durch deren unfreiwillige Vermittlung ein bestohlener Schullehrer wieder zu seinem Eigentum gelangt. Auch diesmal ist es die natürliche Entwicklung, die aus den menschlichen Charakteren resultierende Selbstverständlichkeit der Geschehnisse, ihr scheinbar glatter und doch im Grunde so unsäglich komplizierter Ablauf, der die tiefe

Google

und eigentliche Komik auslöst; das dörfliche Milieu der allerliebsten Skizze, die ganz verstohlen in die wenig differenzierte Psyche dieser schlichten Küstenmenschen leuchtet, atmet etwas wie holländische Sattheit der starken Behäbigkeit, humorvolle Toleranz.

Gertrud Leow-Fränkel.

Vom Wert des französischen Romans

Schriftsteller haben am wenigsten Zeit, Schriftsteller zu lesen. Aber manchmal, nicht wahr, gönnt man sich doch eine freie Stunde und nimmt ein gutes Buch zur Hand. Neulich las ich wieder einen der Romane von Anatole France und stellte dann einige Ueberlegungen an. Jeder französische Roman, der uns in die Hände gerät, bringt uns auch wieder zur Erinnerung, um was wir den französischen Kollegen beneiden.

Reuter, Jean Paul, gute deutsche Bücher überhaupt, mag man mit mehr Versenkung, mit mehr Stimmung lesen, aber gute Romane sättigen unser Verständnis für künstlerische Aufgaben und beunruhigen unsern Ehrgeiz durch die Lockung, die von der Vorstellung, man könnte auch eine Flaubertsche Prosaikerexistenz führen, ausgeht. Alles Energievolle, Geschmeidige, Aristokratische, was mit dem Begriff sichtbarer, formender Kunst verknüpft ist, wird geweckt.

Ueber den primitivern deutschen Zustand, sich von dem Schreiber eines Romans zu wünschen, er möchte uns massiv aufzuwühlen, überhaupt gründlich nach seinen Absichten zu leiten verstehn, wird man rasch hinweggehoben und gesteht dafür als sachverständiger Fachmann, daß eine bewunderungswürdige Reife anerkannt sein will. Statt sich für den Autor zu erhitzen, läßt man sich von ihm imponieren, wie es sich unter selbstständigen, europäischen Menschen gehört, und angenommen, man wäre selbst ein guter Schriftsteller, dann würde man einen Herzensbruder neben sich fühlen, mit dem man sich einen Augenblick trifft, um dann die eigne Arbeit wieder aufzunehmen.

Das ist die pädagogische Wirkung französischer Bücher auf deutsche Schriftsteller; sie erziehn zur Selbständigkeit, statt zu verwirren. Allem Lateinischen wohnt diese Kraft inne, und wenn uns alle andern Fächer auf der Schule verdorben worden sind, so hat sich vielleicht einzig die Sprache des Titus Livius und des Sallust unsre Zuneigung zu bewahren gewußt.

Erst in der jetzigen Periode deutscher Kultur, in der wir aus poetischen Menschen endlich künstlerische zu werden beginnen, verstehn wir diesen Reiz französischer Literatur und haben alle eine Zeit, in der wir uns dem Zug nach dem Westen, dem ewig Französischen entgegen, mehr oder weniger hingeben. Die französische Schriftstellerexistenz ist ein Amt, das die reifsten, die rassenhaften Eigenschaften des abendländischen Geistes verwaltet.

Wildes „Dorian Gray“, um ein Beispiel zu nennen, ist für den durchschnittlichen Leser deutscher

Google

Zunge genau in den Kapiteln schleppend und reizlos, die romanisch geschrieben sind: es geschieht nichts in ihnen, sondern sie geben mit einer bewußten und absichtlichen Ausführlichkeit eine Aufzählung der sichtbaren Dinge, die sich sammeln lassen. Es ist der Geist der „Tentations de Saint-Antoine", der Geist, der Flaubert Bibliotheken durcharbeiten ließ, um die Lehrsätze hellenistischer Philosophen und streitender Sektenbischöfe aneinanderreihen, um „Bouvard et Pécuchet" zu einer singulären summa stultitiae machen zu können, und es ist der Geist der in Huysmans wieder ursprünglich und dunkel, zum Mittelalter selbst geworden ist.

Das aber, wovon wir hier reden, das Romanische, ist nichts andres als Klarheit, Klarheit des Geistes und der künstlerischen Mittel. Um bei Anatole France zu bleiben, so wird das vor keinem seiner Bücher deutlicher als vor der „Garküche zur Königin Pédauque", die wir übrigens neuerdings auch in der Wieglerschen Uebersetzung auf deutsch lesen können. Der Mann, der sich den französischsten aller Namen zum Pseudonym wählte, den Frankreichs selbst, betonte darin gerade diese scholastische Seite des gallischen Wesens. Der Buchhändlersohn, der nach des Uebersetzers Ausdruck selbst ein Buchmagazin gleich den offnen Läden der Seinekais ist, fühlt sich im Grunde von einem einzigen Problem bestimmt: das Verhältnis des gelehrten, ordnenden, synthetischen Triebes zum Leben und zur Kunst zu erschöpfen. Der moderne Gelehrte jedoch wird kaum mehr zur Gestaltung reizen, denn jede Entwicklung ist an ihrem Ende nüchtern und streng und nur in ihrem Anfang, wo sie von dem schöpferischen Geist der Zeit aus dem Dunkel hervorgestoßen wird, phantasievoll, ein Strudel, in den alle andern Probleme des Menschlichen zur gleichen Zeit hineinstürzen. Daher geben sie auch nur die Anfänge einer Weltstimmung ab, und sie eignen sich vor allem zum Thema eines starken Kunstwerts.

Anatole France griff auf die Periode des französischen Geistes zurück, als die Woge der Renaissance und der eben erst gebornen Naturwissenschaft zwar bereits nicht mehr Frankreich überschwemmte, um es zu befruchten, wohl aber, reichlich ein Jahrhundert später, mächtig genug geblieben war, um in den Herzen der neuen Adepten noch als leidenschaftliche Erregung nachzuzittern. Die ausgegrabenen Klassiker waren eine neue Welt, in der man die geheimnisvollen Resultate der Erkenntnis durch bloßen philosophischen Eifer wiederfinden zu können glaubte, und man sah sich schon in ihrem Besitze, den Abstand um ein paar Jahrhunderte zu niedrig einschätzend.

Die Disputationen und der philosophische Eifer des Abbés Coignard, des geheimnisvollen Alchimisten, der dem Jacobus Menetrier den Verkehr mit Sylphidenweibern in Aussicht stellt, werden uns also nicht erspart, aber durch jene bewußte Formung, die Flaubertschen Geistes, wirken sie suggestiv und erziehn zur unüber-

Go gle

stürzten, künstlerischen Lektüre. Und dann spielen wieder Episoden hinein, in denen die andern Seiten des gallischen Wesens unvergleichlich zum Ausdruck kommen, eine hitzige, geschmeidige Erotik und gute Rabelaissche Ueberlieferung.

Otto Flake (Paris).

„François Villon" von Leo Lenz

Eine „romantische Komödie" hat Leo Lenz das Stück genannt, das zu Beginn des Jahres 1910 im Wiesbadner Hoftheater vor einer beifallsfreudigen Zuhörerschaft aus der Taufe gehoben wurde. Ein Untertitel, der in seiner Abgedroschenheit beinahe von vornherein gegen den Autor einnimmt. Man denkt da unwillkürlich an des „blutigen Oskars" (ach, wie ist er jetzt schon milde geworden!) fürchterliche Trochäengeschichte vom „toten Löwen", an den nimmermüden, von der Muse nur mit den Restabfällen der Poesie begabten Julius Wolff und an andre Leutchen, die der blauen Blume am liebsten mit Kodak, Automobil, ausgeschnittener Hemdenbrust und Lackschuhen nachspüren und von dieser Jagd meistens nur etwas sacharinhaltige Süßlichkeit mit nach Hause bringen. Und nun gar das Wörtchen „Komödie". Wer schreibt heute nicht alles „Komödien"! Hier in Wiesbaden beinahe jeder dritte Mensch. Gehn Sie nur einmal in eine Wiesbadner Gesellschaft: ihre Zier bilden die berühmten Männer, die keine „Komödien" verbrechen. Aber man kann sie zählen, diese Berühmtheiten! Sie werden begreifen, daß ich ein leises Graun verspürte, als ich hörte, daß auch der Fremdling, der sich den Pforten des Königl. Theaters vertrauensvoll nahte, eine Komödie im Rockschoß barg. Und sieh da! Dieser junge Mann hat soviel Geschmack besessen, nun einmal aus lauter Trotz eine richtige romantische Komödie zu schreiben.

Schon der Stoff und die Fabel seines Stücks wirken wie ein Bad im frischen Quell nach der brütenden Hitze des Tags. Mit kecker Hand werden da zwei geschichtliche Figuren herausgegriffen, die beide in der klassischen Art ihres Witzes einfach nicht umzubringen sind. König Ludwig XI. von Frankreich und François Villon, das gallische Dichter-Genie des 15. Jahrhunderts. Der Witz, der sie beseelt, ist allerdings nicht für eschstruthbegeisterte junge Mädchen geeignet. Für einen Ludwig XI. besteht der tägliche Hauptspaß darin, einen Widersacher am Galgen baumeln zu sehn; und François Villon erblickt den bedeutendsten seines Lebens in der Tatsache, daß er als Betrunkner jeden Rinnstein von Paris aus trautester Nähe kennt, jeder Jungfrau zur Tugendfalle wird, seinen Degen mit der Virtuosität eines Grandseigneurs führt und daneben Lieder von geradezu prickelnder Frechheit dichtet.

François Villon will König werden, er kennt Ludwigs XI. vorzügliche Begabung zum Königshandwerk noch nicht und singt dem als Bürger verkleideten Roi in der Dirnenkneipe „Zum Tannenzapfen" das Lied mit dem wie Peitschenhiebe klatschenden Refrain vor: „Wie anders ging es in

Google

Frankreich her, wenn Villon König von Frankreich wär!" Ludwig XI., der Mann mit der bigotten Laune und dem nach Aasvögeln riechenden Witz, kauft sich diesen Dichtervagabunden und macht ihn zum — Konnetabel von Frankreich; allerdings nur für sieben Tage: am achten Tage soll der Konnetabel den Dichter, also sich selbst, an den Galgen knüpfen. Und nun beginnt die grausig-romantische Komödie. Villon, der Weinvertilger und Habenichts in prächtiger Gewandung, den königlichen Truppen und den Hofschranzen befehlend, anfangs noch ohne rechte Ahnung seiner Lage, dann durch den freundlich lächelnden Blick des Königs belehrt, rafft er sich zu vollem Menschentum auf: auch wenn er am achten Tage stirbt, will er vorher zeigen, daß ein zum Höchsten geborenes Wesen in ihm steckt. Die Liebe zu einem Hoffräulein, die schon den Vagabunden aus der Kneipe kannte und liebte, jetzt aber mit sehnsüchtigem Herzen dem schlanken Kavalier sich zu eigen geben will, ohne zu wissen, wer er in Wahrheit ist, diese Liebe spornt seinen Ehrgeiz aufs äußerste an, voller Hoffnung auf Sieg zieht er in den Kampf gegen Burgund, da zwingt ihn der König, sich und seine Herkunft von der Straße dem Edelfräulein zu enthüllen: Hält ihre Liebe diese Probe aus, so soll Villon vom Galgen freikommen. Das Fräulein von Baucelles — so der Name der stolzen Schönen — wendet sich mit Ekel von ihm ab, moralisch zertreten, eilt Villon in die Schlacht, erringt einen völligen Sieg und bietet sein Haupt dem Henker dar. Catherine von Baucelles will ihn lösen, aber jetzt verschmäht er ihre Hand, schließlich macht der von einem abergläubischen Traum beeinflußte König der Szene ein Ende, indem er den Dichter begnadigt, ja ihm von neuem den Konnetabel anbietet. Doch auch diesem lockenden Anerbieten versagt sich Villon; König kann er nicht sein, so will er ein freier Dichterfürst bleiben und zu seinen Zechgenossen im „Tannenzapfen" zurückkehren.

Man sieht auf den ersten Blick, daß die Handlung reichlich verworren ist und eine logische Entwicklung nicht kennt. Zufälligkeiten und Unwahrscheinlichkeiten treiben ihr böses Spiel, und die psychologische Kunst des Autors ist nicht eben groß. Namentlich die Liebesepisode zeugt von rührender Naivität. In derselben Naivität liegt aber die Wurzel der dichterischen Kraft von Leo Lenz. Denn ein Dichter hat diese Komödie geschrieben. Darüber kann kein Zweifel bestehn. Er hat in seinem Stück Szenen geschaffen von hinreißender Wucht, und was dem Ganzen an Kompositionstalent abgeht, das kommt den einzelnen Auftritten an Großartigkeit des Aufbaus und Unmittelbarkeit des Effekts zugute. Der erste Akt, der im „Tannenzapfen" spielt, ist szenisch ein kleines Meisterstück; erst mit dem dritten Akt beginnt die Disharmonie. Von den Charakteren ist Ludwig XI. am prächtigsten gelungen. Wer diesen König aus Balzacs „Contes drolatiques" kennt, und wer zudem ein klein wenig von der Geschichte Frankreichs weiß, der wird seine

Google

helle Freude an dieser vom Dichter mit vollster Einheitlichkeit und Plastik gezeichneten Gestalt haben. Mag die Logik des Stücks zum Teufel gehn, dieser König hat Logik in den Knochen, dieser Herrscher übt mit seiner ironisch betriebenen Staatskunst, mit seiner Schlagfertigkeit des Geistes seinen eigenen Zauber aus. Hier ist eine schon in der Geschichte überaus interessante Figur zu neuer, dichterischer Größe erwachsen. Und gerade diese Rolle hatte in Hermann Leffler einen ausgezeichneten, mit den Mitteln eines Künstlers arbeitenden Darsteller gefunden.

Dann noch ein Wort — und nicht das geringfügigste — über die Sprachkunst des Autors. Sie ist eigentlich die bezeichnendste an diesem neuen dramatischen Werk. In seiner Sprache offenbart sich der Dichter Leo Lenz. War es schon eine glückliche Idee, mit einem locker gewebten Jambenversmaß zu arbeiten, so gab dem Verse selbst doch erst das Talent des Verfassers vollatmendes Leben, Kraft und Anmut. In den Szenen zwischen dem König und Villon tritt die sprachliche Meisterschaft besonders hell in Erscheinung. In gleichwertiger Weise handhabt der Dichter dabei den Ausdruck der Derbheit und Tatkraft wie den des Schmerzes.

So entstehn Sätze und Reden von volkstümlicher Wucht. Leere Kunstpoesie ist nirgends zu finden. Ja, Leo Lenz hat in dem Ueberschwang seiner jungen Jahre an einzelnen Stellen an Derbheit fast zuviel getan. Auch gewisse, allerdings nur ganz selten vorkommende Schnoddrigkeiten könnten ausgemerzt werden.

Leo Lenz hat sich mit seinem „François Villon" jedenfalls das Recht auf Beachtung erworben. Ob er die ihm noch anhaftenden Mängel, so vor allem den einer einheitlichen Komposition und den einer in sich geschlossenen Handlung, bei der sich die äußern Vorgänge aus den innern naturgemäß entwickeln, beseitigen wird, ist die Frage für die nächste Zukunft. Das Zeug zum dramatischen Dichter ist da, ein loderndes Feuer strahlt aus seinem Stück. Wird er es mit der weise waltenden Kraft des Künstlers bändigen und den Gesetzen und Anforderungen der großen Komödie tributpflichtig machen?

Für das Wiesbadner Hoftheater und seinen literarisch hochbefähigten, feinsinngen Intendanten, Dr. von Mutzenbacher, bedeutete die Aufführung eine Tat. Daß ein Kgl. preußisches Hoftheater so forsche, von modernem Geist durchwehte Komödien zur Erstaufführung bringt, läßt mich noch manches Gute für die Zukunft erhoffen.

C. Amend.

J. Turgenjeff: Gedichte in Prosa
Insel-Verlag, Leipzig

In zweiter Auflage erschien die von Heinrich Vogeler-Worpswede ausgestattete Insel-Ausgabe von Turgenjeffs „Gedichten in Prosa", jenen berühmten Dichtungen eines Greises, die so wundersam übergoldet sind von den letzten milden Strahlen einer zur Rüste gehenden Lebenssonne. Gerade dies Werk zeigt die Vorzüge Turgenjeffs im leuchtendsten Glanze; die feinsinnige Stimmungsmalerei und die vollendete Meisterschaft der Charakteristik, verbunden mit einer aus den geheimsten Tiefen seiner

Google

echten Poetennatur hervorquellenden lyrischen Empfindung, die hier vielleicht mehr und entschiedener als in den größern Werken des Dichters zur Geltung kommt. W.

Der junge Wagner

Dichtungen, Aufsätze, Entwürfe 1832—1849. Herausgegeben von Dr. Julius Kapp. Schuster & Löffler, Berlin. Preis 5 Mark.

Eine ungemein interessante Ergänzung zu Wagners Schriften und Dichtungen. Es ist sehr mit Freuden zu begrüßen, daß die Familie Wagner endlich in die Veröffentlichung dieser Jugendarbeiten des Meisters gewilligt hat, nachdem sie bereits früher Herrn Prof. Richard Sternfeld gestattet hatte, in seinem Buche „Aus Richard Wagners Pariser Zeit" Wagners musikalische Berichte an die Dresdner Abendzeitung zu veröffentlichen. Leider fehlt noch der Text zu der Oper „Das Liebesverbot". Ungemein wertvoll ist Wagners umfangreicher Dresdner Reorganisationsentwurf „die Königliche Kapelle betreffend".

Prof. Dr. W. A.

Rudolf Czapek: Die neue Malerei

Bd. 2 der Sammlung „Kunst und Kultur", herausg. von Prof. Dr. W. v. Oettingen. Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

Dem kleinen Büchlein von Czapek wünsche ich recht viele Leser, aber nur verständige, denn sonst ist diese Schrift, die zu überreden sucht, gefährlich. Den kritischen Leser hingegen wird beinah das Meiste zum Widerspruch anregen und dadurch in vielerlei klären, da es die besten Gedanken aus dem Verneinen andrer entlehnt.

Diese Schrift ist das erste Erzeugnis eines bildenden Künstlers, der sich einmal aussprechen möchte, und so spricht er über alles andre mehr als von der Kunst, die sein Gebiet ist.

Von den 97 Teilen beschäftigt sich über die Hälfte mit tausenderlei Dingen, die mit Kunst recht wenig zu tun haben, und bei denen man nur zu oft prosaisch denkt: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Zum Beweis nenne ich nur einige Kapitelüberschriften: „Forderung der Zeit" (dies im Munde Bülows zur Phrase gewordene Goethewort), „Sachlichkeit", „Um die Erde", „Vom Willen zur Macht".

Allein man könnte mich ungerecht schelten, griesgrämig, einem flott geschriebenen Buche so wenig Verständnis entgegenzubringen, darum muß ich mich etwas klarer ausdrücken und weiter meine Bedenken ausführen.

Schon an dem ersten Bändchen dieser Sammlung, dem geistreichen Buch von Endell, störte mich der Unterton, den ich immer mitklingen fühlte und der erst im Sinne Scherls und seiner Organe lautete: Wie haben wir es doch so herrlich weit gebracht!

Diese Note tönt in verstärktem Maße im Band 2 der Sammlung. Czapek überschlägt sich in „Wortfontänen" über die Errungenschaften unsrer Technik, unsres Weltverkehrs, unsrer Großstädte, die „hochgespannte Höchstleistungen an Leistungs- und Aufnahmefähigkeit" forderten.

Als Idealgestalten unsrer Tage erscheinen ihm Roald Amundsen,

Google

Thomas Edison, Theodore Roosevelt, Wilbur Wright. Es fehlte nur, daß er den „größten Mann des Jahrhunderts", Zeppelin, noch nannte, und der Autor hätte seine Lächerlichkeit selbst eingesehn. Roosevelt, der Commis voyageur des Imperialismus, eine Idealgestalt! Ja, wir haben es herrlich weit gebracht! Aber wir können und dürfen uns nicht wundern, Czapek nennt Richard Wagner, Friedrich Nietzsche mit dem „Rembrandtdeutschen" Langbahn in einem Atemzug, ohne sich der Majestätsverletzung gegen jene Großen bewußt zu sein. Er, der sagt: „Die Lebensarbeit Goethes uud Kants wird endlich verstanden," errötet nicht beim Niederschreiben des Satzes: „Natur präsentiert sich nicht; sie ist da." Hat denn Kant für ihn gar nicht gelebt? Da Czapek den „Rembrandtdeutschen" gelesen hat, sollte er jetzt auch Chamberlains „Kant" lesen. Vielleicht widerruft er sich dann selbst. An das Original der Kantschen Schriften soll er sich nach dieser Lektüre wenden, und er wird erkennen, daß Kant in seinem angeblich unverständlichen Stil nie so Unverständiges geschrieben hat, wie „Goghs echt nordländische fried- und heillose Ueberweltseele".

Nur wo Czapek von der bildenden Kunst selbst spricht, folgt man ihm willig und gern; denn man empfindet: hier hat er etwas zu sagen, hier schreibt er keine banalen Feuilletons.

Doch halt! Ich bin, glaube ich, etwas ausfahrend geworden; allein zu Zeiten sind goldene Rücksichtslosigkeiten wohltuend, besonders wohltuend einem Buch gegenüber, das betont: „Sachlich denken muß jederzeit modern denken bedeuten", ein Satz, den ich in seiner Umkehr dem Verfasser sagen möchte:

Erst wenn man sachlich denkt, denkt man modern.

Robert Corwegh.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Norddeutschen Lloyd in Bremen bei, den wir der gefälligen Beachtung unsrer Leser empfehlen.

Der ganzen Auflage unsres Blattes liegt ein Prospekt der Firma A. Philipp in Hamburg bei, auf den wir unsre Leser besonders aufmerksam machen.

Google

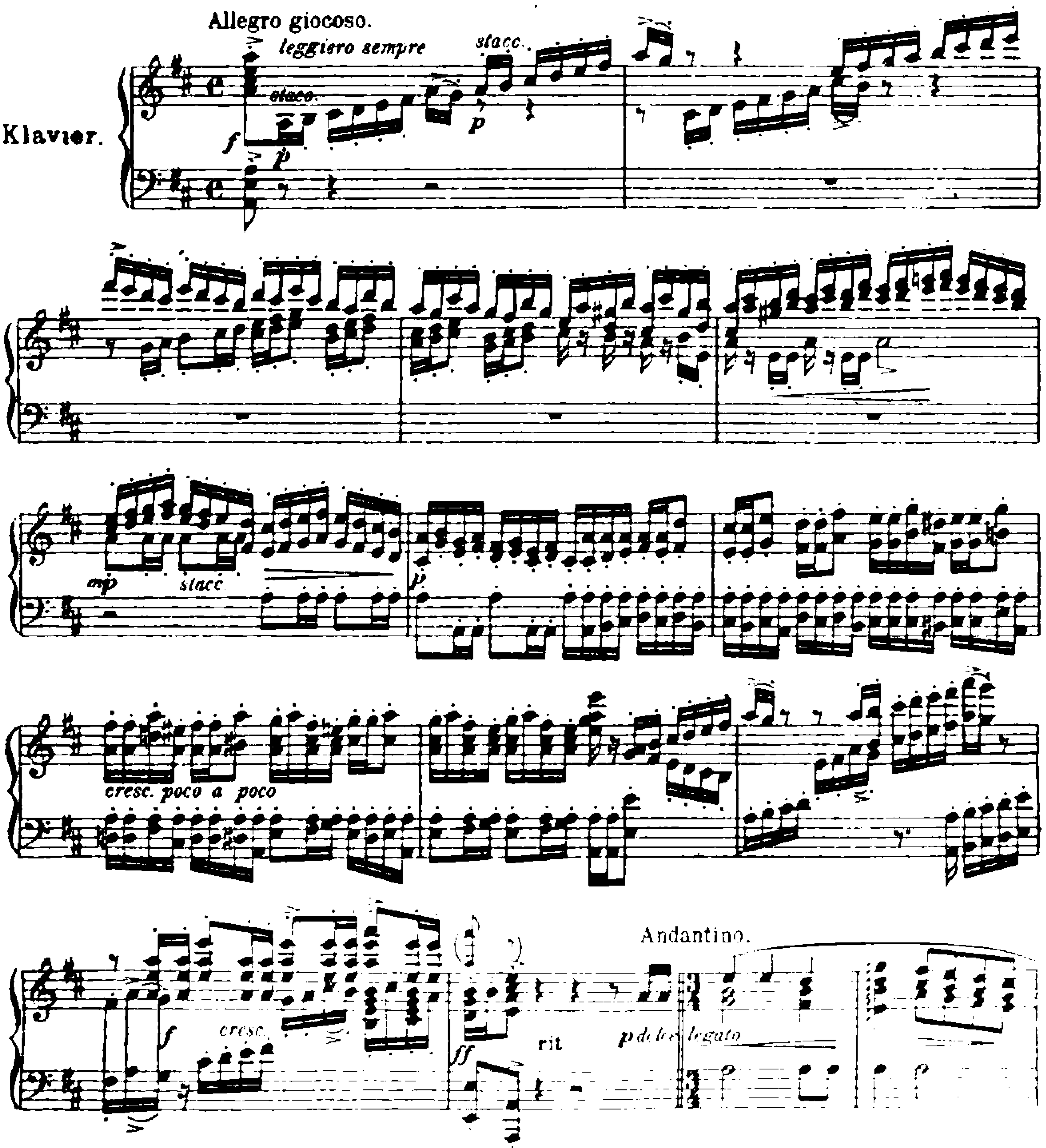
Der Gefangene der Zarin.

Karl v. Kaskel.

97

Zweiter Akt.

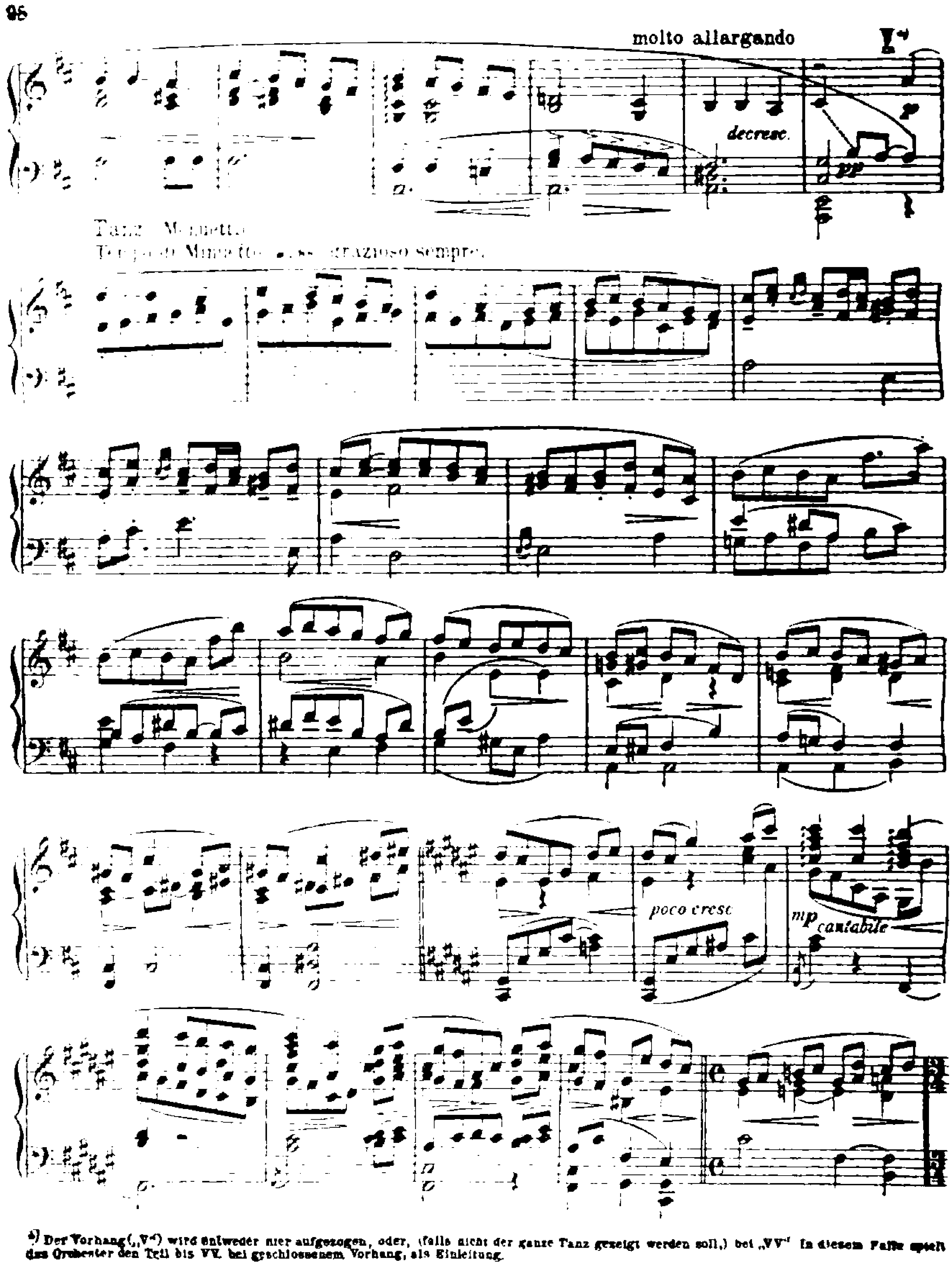
Ein Saal im Sommerpalais in Petersburg. Rechts ein Erker, links (etwas zurück) ein Tafel-Klavier in damaliger Form. Im Hintergrund führt ein Bogen in einen zweiten Saal, Flügeltür in der Mitte, durch die man, wenn sie geöffnet wird, in eine Gallerie sieht. Abend, festliche Beleuchtung. Im Hintergrund allgemeiner Tanz. Die Zarin tanzt vorn allein mit Sascha Menuett. Wenn der Tanz zu Ende ist, verbeugt sich Sascha tief vor seiner Dame. Die Kaiserin erwiedert gnädig diese Huldigung mit einem leichten Beugen des Kopfes, dann entläßt sie die Gäste



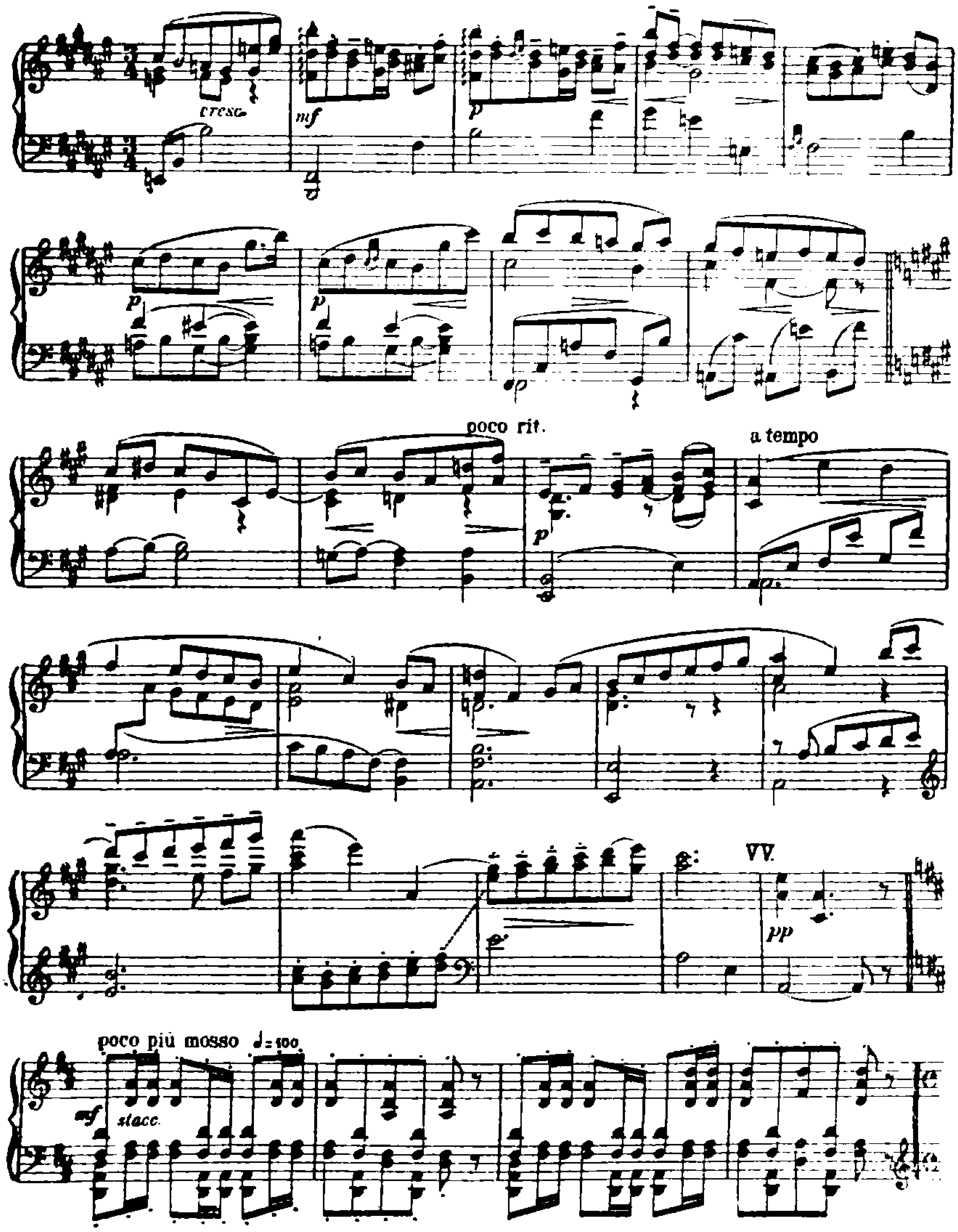
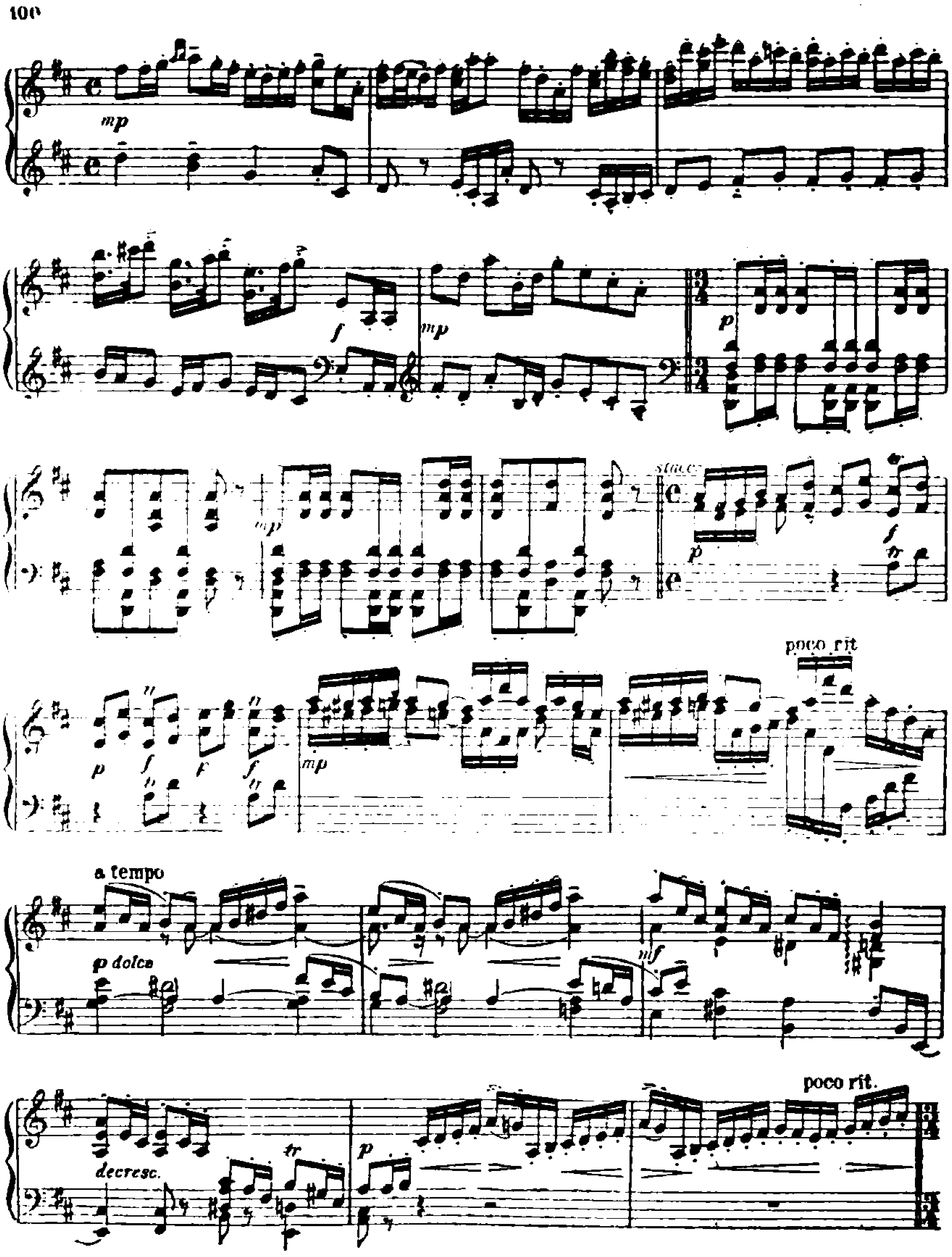
147

Copyright including the right of performance 1910 by Harmonie Berlin W.
Verlag Harmonie, Berlin. U. S. A.: T. B. Harms & Co., New-York.
Rußland: P. Neldner, Riga.
Mit Erlaubnis des Verlags „Harmonie", Berlin.

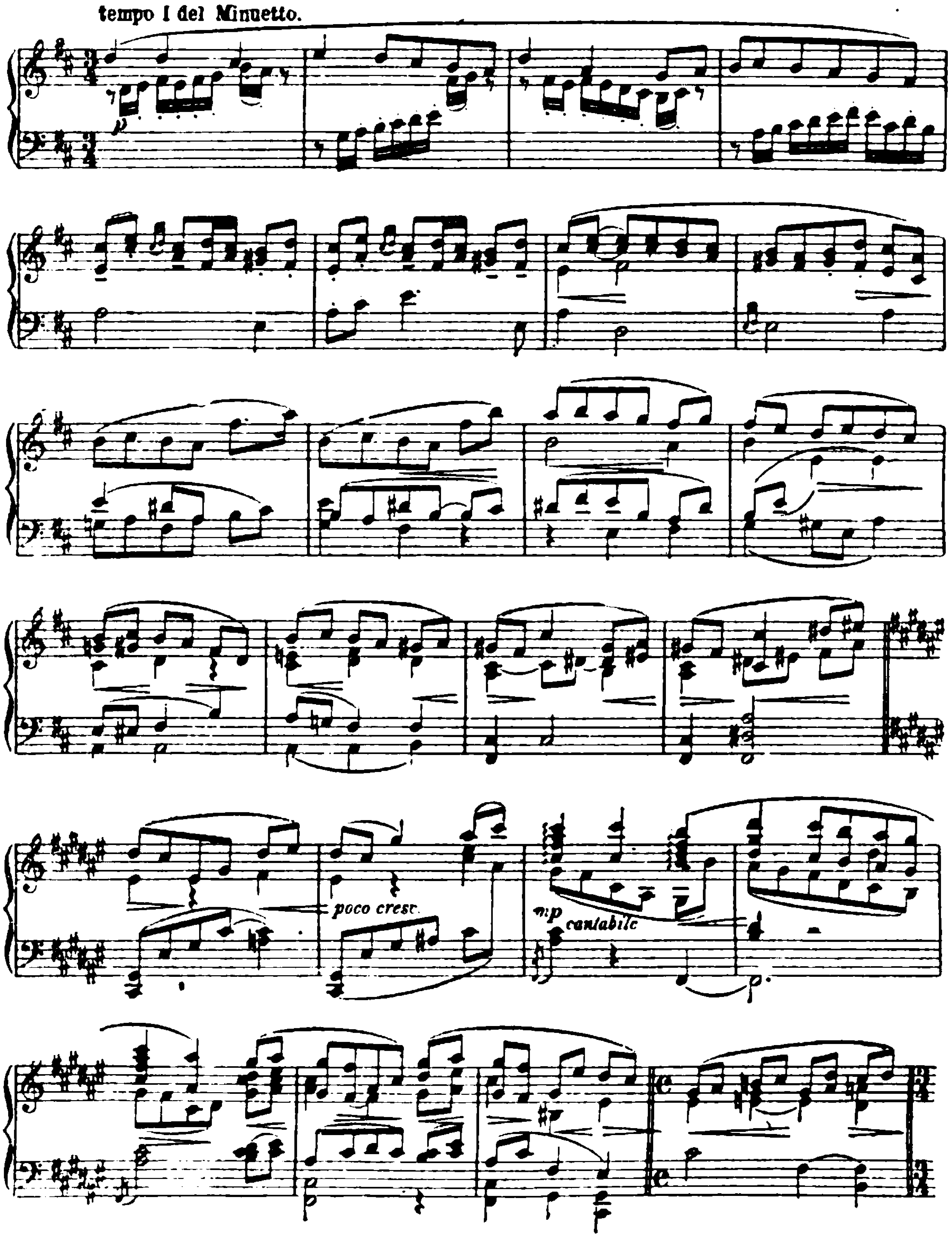
Google

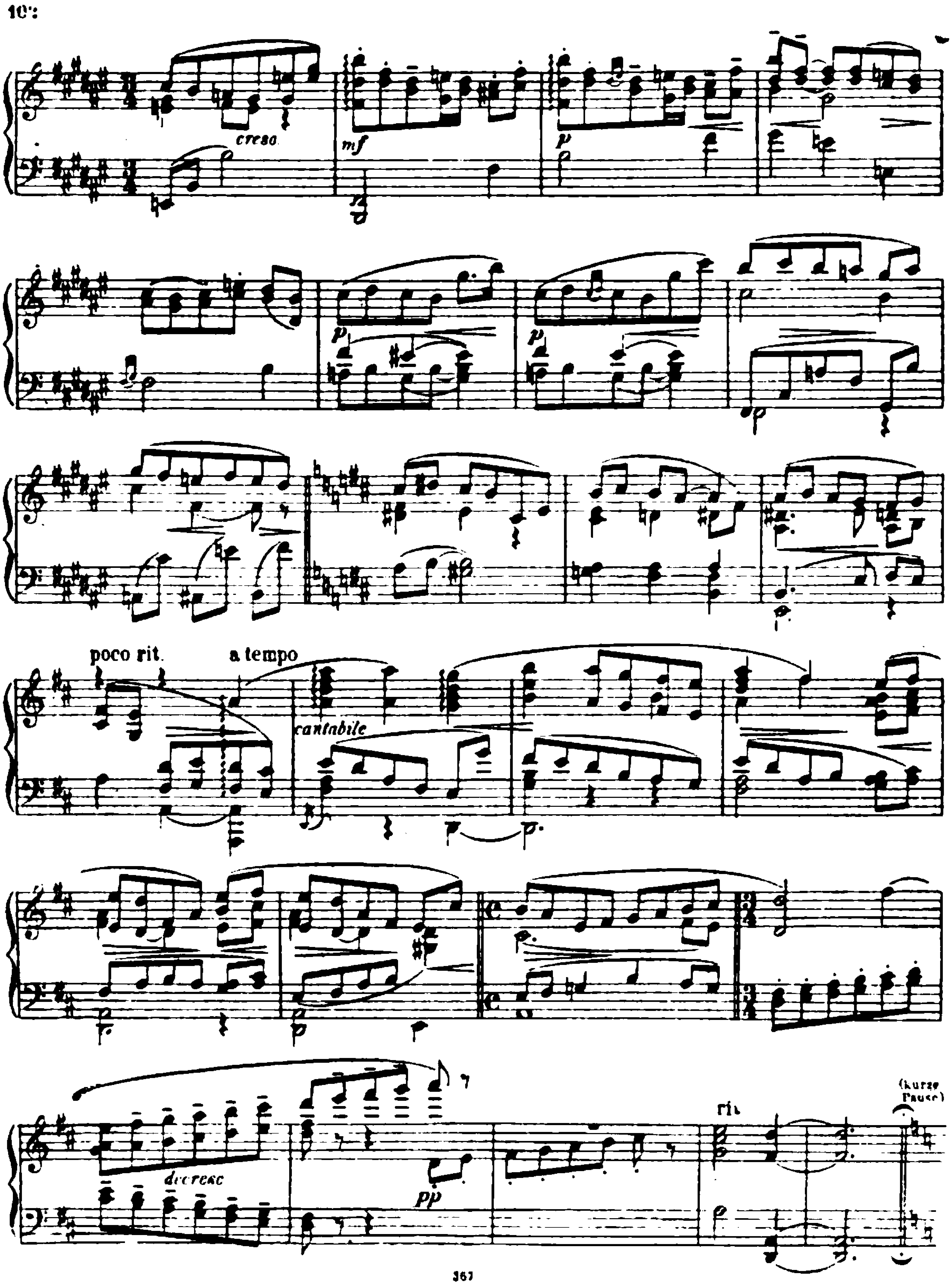
Musikbeigabe

*) Der Vorhang („V“) wird entweder hier aufgezogen, oder, (falls nicht der ganze Tanz gezeigt werden soll,) bei „VV“. In diesem Falle spielt das Orchester den Teil bis VV. bei geschlossenem Vorhang, als Einleitung.

367

Google

467

100
mp
f
mp
p
stacc.
p
f
mp
p
f
f
f
mp
poco rit
a tempo
p dolce
mf
decresc.
tr
tr
p
poco rit.

Go gle

101

637

Google

cresc.
mf
p
poco rit.
a tempo
cantabile
decresc.
pp
rit.
(kurze Pause)
367

Google

NORD UND SÜD

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Google

H. Hartmann-Mc. Lean:
Der Tanz

Google

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30, Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 136. Heft 422. Zweites Januarheft 1911

Google

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Go gle

Ministerpräsident José Canalejas: Autobiographie

Mein Name ist José Canalejas y Mendez, ich bin zurzeit spanischer Premier-Minister.

Ich wurde als Sohn des Don José Canalejas y Casas, eines ausgezeichneten Ingenieurs, und der Donna Ampar y Mendez am 31. Juli des Jahres 1854 zu Ferrol (Provinz Galicia) geboren und kam als kleiner Knabe nach Madrid, wo sich meine Familie niederließ und wo ich als Jüngling allen meinen Studien oblag. Das Lernen wurde mir leicht. Im Alter von 10 Jahren übersetzte ich aus dem Französischen ein Werkchen, das den Titel führt: „Louis oder der junge Emigrant.“ Es wurde gedruckt. Ich studierte für mein zweites Examen im Kollegium „de Pantoja“ und im Gymnasium San Isidoro. Nach beendetem Studium der Rhetorik wandte ich mich für einige Zeit der Rechtsgelehrsamkeit und der Philosophie sowie der Literatur zu, und zwar an derselben Universität.

Mein Vater war mittlerweile Direktor der Eisenbahnen von Madrid und Badajoz geworden, und da er mich für einen begabten Menschen hielt, vertraute er mir das Generalsekretariat an. Ich studierte daneben alle Fragen des öffentlichen Lebens, die ja nach meiner Meinung mit dem Eisenbahnbetrieb in einem gewissen Zusammenhang stehn. Ich fand schließlich noch die Zeit, zwei Bände über die Geschichte der lateinischen

Google

Literatur zu schreiben. Ich nahm auch an den Debatten der wissenschaftlichen Athener in Madrid teil. In ihren Versammlungen trug ich meine politischen Ideen vor, die schon in jener Zeit zur Demokratie neigten. Fernandez Latone und seine Freunde stimmten mit den Republikanern grundsätzlich überein. Da ich mit ihrem modus procedendi nicht einverstanden war, riß ich mich bald von Latone los und wurde Anhänger des Don Christino Martos.

In den Cortes erschien ich zum erstenmal 1881 als Deputierter für Soria. Obwohl ich in der Opposition gegen die Regierung stand, erntete ich viel Ehren. In der nächsten Legislaturperiode vertrat ich den Kreis Agreda, der in derselben Provinz liegt. Ich stand nun auf dem Boden der liberalen Partei und war mit Martos bestrebt, die Ideen der Demokratie mit dem monarchistischen Prinzip in Einklang zu bringen.

Man sagt mir eine gute Dialektik nach und eine advokatorische Beredsamkeit. Von diesen Gaben konnte ich Gebrauch machen, als es galt, die Zustände im Heer zu kritisieren, die ich eifrig studiert habe. Es wurde von allen Einsichtigen eine Armeereform angestrebt, und im Jahre 1887 wurde ich, als Deputierter des Distrikts Algeciras, zum Vorsitzenden der Kommission gewählt. Drei Monate arbeitete ich damals als Sekretär des Staatsrats (Ministerrats) und war 1888 dritter Vizepräsident der Cortes.

Im Juni, als die Fortschrittspartei ans Ruder kam, wurde mir das Portefeuille für das Schutzzollwesen anvertraut, und ich nahm sofort auf allen Gebieten des Ministeriums große Umwälzungen in Angriff. Aus jener Zeit datiert meine Arbeit über das Recht des Parlaments, die ich für mein bestes Werk halte.

Noch im Dezember desselben Jahres wurde ich Handels- und Justizminister; diese beiden Ministerien habe ich bis zum Februar 1890 behalten.

Google

Vom Dezember 1894—1895 war ich Landwirtschaftsminister. Dieses Amt übernahm nach mir der Ministerpräsident Sagasta.

In den Cortes war ich nacheinander Deputierter von Soria, Agreda, Algeciras und Alcoz.

Ich habe während dieser Jahre zahlreiche Broschüren und Artikel verfaßt.

Bei der Eröffnung der Madrider Akademie für Rechtswissenschaft fiel mir die ehrende Aufgabe zu, die Eröffnungsrede zu halten, die viel Beifall fand. Nicht minder gelobt wurden die Reden, die ich während der Beratungen im Militärkasino in Madrid gehalten habe, meine Rede über die Bedeutung der Landwirtschaft und meine Reden über die auswärtige Politik.

Die meisten meiner Artikel sind in der Tageszeitung „El Heraldo de Madrid" erschienen, und ich darf wohl behaupten, daß ich dieses Blatt in seine heutige moderne Richtung gelenkt habe.

Im Jahre 1902 trat ich als Minister für Ackerbau, Industrie und Handel in das Kabinett Sagasta ein. Ich hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, hauptsächlich wegen der Unentschlossenheit meiner Minister-Kollegen. Ich hatte im Jahre 1900 die Fahne gegen den Klerikalismus und Jesuitismus erhoben, und meine größte Sorge galt der Regelung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat.

Ich erwähne noch, daß ich im Jahre 1898 mehrere Monate auf Cuba gelebt habe, um Grund und Boden zu prüfen und die Bestrebungen der Einwohner persönlich kennen zu lernen.

Schließlich verwaltete ich noch einige Jahre das Amt eines Dekans des Kollegiums der Advokaten und war später Präsident der königlichen Akademie der Jurisprudenz. Am 13. März 1900 wurde ich Ehrenmitglied für politische Wissenschaften, und am 15. Dezember 1904 Akademiker der Espanola. — Ich besitze das Großkreuz des Ordens Isabella der Katholischen, den Mérito Naval am weißen Bande und das Großkreuz des Mérito Militair.

Google

Am 9. Februar 1910 wurde ich Premier-Minister. Ich habe die Macht unter kritischen Umständen übernommen, ich habe große Aufgaben zu lösen, vor allem das religiöse Problem.

Werde ich es erreichen?

Jedenfalls stehe ich an der Spitze der Regierung, um auf ordnungsgemäße Art die religiöse Frage zu lösen. Ich werde sie lösen oder mich ins Privatleben zurückziehn.

P. S.: Canalejas heißt zu deutsch „Röhrenleitung". Möge es mir durch Gottes Gnade vergönnt sein, meinem teuern Vaterlande gute Röhren zu legen!

Google

Die Freundinnen eines großen Dichters und Staatsmannes

Die letzte Oktoberwoche des Jahres 1823 brachte dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, der damals im Rufe eines mächtigen und klugen Staatsmannes stand, eine schwere Menge Arbeit: er steckte bis zum Halse in Sorgen über den Krieg Spaniens, sein gichtkranker Souverän, Ludwig XVIII., bereitete ihm Hindernisse über Hindernisse, obendrein mußte er die französische Diplomatie gegen ganz Europa verteidigen. Allein zwischen den Vorträgen bei Hofe, den Ministerberatungen und einem Wohltätigkeitsfest, das von seiner Gattin veranstaltet wurde, vergaß er seine intimen Angelegenheiten durchaus nicht; während er mit einem freundlichen Billettchen eine Geliebte älteren Datums tröstete, bereitete er einen geheimen Ausflug mit einer jüngeren und lebhafteren Freundin ans Meer vor. Der Herr Minister hatte seine 55 Jahre überschritten, aber sein Herz widerstand unerschütterlich allen Unbilden der Zeit. Am Ende einer langen Nacht, worin er an alle Souveräne und Kabinette Europas geschrieben, sandte er ein Brieflein an seine jüngste Freundin mit den Seufzern: „Meine Hand ist müde, aber nicht so mein Herz." — „Vor dem Einschlafen werde ich eine Locke deines Haares an die Lippen führen." Wenige Tage später, als der geheime Ausflug schon vorbereitet war, schrieb er: „Du wirst sehen, wie ich dich lieben werde, weit weg und beschirmt vor den Störungen der Menge." Der Herr Minister verschaffte sich ein amtliches Alibi, indem er zu verstehen gab, daß er eine hohe Dame in einem Schlosse der Normandie aufsuchen müsse, die ihm einst aus Gründen der hohen Politik ihre Gunst geschenkt hatte; jetzt aber ließ ihr reifes Alter den Verdacht an liebliche Allotria nicht aufkommen; in Wahrheit begab sich jedoch der Herr Minister mit seiner jungen Freundin nach Dieppe, und dieser Ausflug bereitete ihm viel Vergnügen trotz einer raschen Rückberufung aus politischen Gründen; denn der zärtliche Briefwechsel dauerte viele Monate fort und wurde immer glühender:

Google

„Ich trug heute während des ganzen Tages Deinen Brief auf meinem Herzen" — also schreibt der Herr Minister — „sage mir, wann ich kommen darf, um Deine kleinen Füße zu küssen."

Der galante Minister hieß René Graf Chateaubriand, ohne alle Zweifel der glücklichste aller Don Juans der modernen Literatur, und zweifellos auch der Politik. Bei seinen erfolgreichen Abenteuern ist nicht zu verwundern, daß er den Krieg mit Spanien gründlich vernachlässigte — wegen der schönen Augen der Markgräfin von Castellane; denn nachdem er am Staatenkongreß zu Verona teilgenommen, machte der berühmte Schriftsteller die Beobachtung: „Nicht selten liegt uns eine geheime Schwäche mehr am Herzen als das Geschick eines Kaiserreiches. Der frivole Handel ist im Grund unserer Seele eine sehr ernsthafte Geschichte. Ein Königreich wiegt und gilt nicht soviel als ein Vergnügen." Und wenige Monate schon nach dem Liebesausflug in das Seebad von Dieppe beklagten die leidenschaftliche Markgräfin von Castellane und die getreue Julie Récamier den Triumph einer neuen Nebenbuhlerin, die von dem nimmermüden Herzen ihres René Besitz ergriffen hatte.

In den Augen aller Respektspersonen und insbesondere in denen seines sehr dicken Königs war Chateaubriand ein frivoler Herzenjäger, sicherlich der unbeständigste unter allen berühmten Liebhabern. Aber seine Bewunderer haben eine geistreiche Theorie zurechtgemacht, um seinen großartigen Egoismus glanzvoll zu drapieren. In seinem Leben spielten eine Unmenge von Frauen eine Rolle; aber er empfand das Bedürfnis, durch die Intrigen der Liebe seinen Geist zu schärfen und durch die seelischen Aufregungen seiner nie ruhenden Phantasie Genüge zu schaffen: darum rage er unter den größten Dichtern Frankreichs empor, er, der ausschließlich in Prosa schrieb und gleichwohl auf die Literatur und die Gefühlswelt Frankreichs im 19. Jahrhundert einen enormen Einfluß ausübte und dadurch indirekt auch auf die maßgebenden Federn im Ausland einwirkte. Gewisse feine Färbungen verhaltener Trauer, melancholische Perversitäten im Genuß, jähe Wechsel zwischen Frivolität und Leidenschaft, schwankende Gefühle, die eine charakteristische Darstellung des französischen Seelenlebens bilden: all' diese Finessen in wahrer Schilderung verborgener Herzensfalten haben die scharfsinnigsten Psychologen gerade von Chateaubriand hergeleitet.

In einem an Dokumenten reichen Band weiß André Beaunier scharmante Szenen aus dem Leben des einflußreichen Ministers und

Google

berühmten Schriftstellers der romantischen Schule Frankreichs zu erzählen.

Als seine erste und bekannteste Freundin wird die entzückende Pauline de Beaumont genannt, die in der Kirche des Hl. Ludwig der Franzosen zu Rom ihr Grab gefunden hat. Auf tragische Weise war das feine Mädchen dem revolutionären Sturm entgangen, der eine wahre Niederlage unter seinen Nächsten angerichtet hatte. Ihr Vater, Minister unter Ludwig XVI., wurde auf entsetzliche Weise von der tobenden Menge ermordet; sie selbst ward mit allen ihren Familienangehörigen in dem Schlosse, wo sie Zuflucht gefunden hatten, verhaftet; allein die Schergen fanden sie derart schwach und unansehnlich, daß sie das arme Ding am Straßenrand liegen ließen; denn alle hielten sie für sterbend. Wenige Tage später wurde ein Trupp Aristokraten aufs Schafott geführt. Bei jedem Kopf, der unterm Messer der Guillotine fiel, rief Paulines Bruder: „Hoch lebe der König!", schwieg aber, als der zwanzigste Kopf in den Korb rollte; denn das war der Kopf seiner Mutter, und dann endlich kam sein eigener an die Reihe. Pauline lebte traurig, ein schwächliches und nervöses Wesen, bis sie mit dem Verfasser der „Atala" zusammentraf, der damals mutlos dahin vegetierte, wie sie selbst, und an dem sie sich festklammerte bis zu ihrem Tode.

Die beiden Liebenden nahmen eine Villa auf den Hügeln von Savigny in Miete. Hier entstand der „Geist des Christentums". Die intelligente und leidenschaftliche Pauline wurde dem Verfasser zur wertvollen Mitarbeiterin, für den sie aus alten Bänden eine Unmenge von Zitaten auszog, Texte der trockensten und langweiligsten Art; wie wunderte sie sich in täglichem Entzücken, als sie hörte und las, wie das dürrste Holz neue Blüten trieb und berührt vom Zauberstab der Poesie Leben und Duft ausatmete! Die gemütvolle Verteidigung der Religion der Christen entsproßte in jener Einsiedelei zwischen den Küssen zweier Verliebten, von denen der eine von der Frau, die andere vom Manne getrennt war. Der tosende Beifall des Werkes verführte sie, ihr süßes Asyl zu verlassen, und der Dichter berauschte sich gern an seinem jungen Ruhm. Als er im nächsten Frühjahr, zum Gesandtschaftssekretär ernannt, nach Rom ging, wollte ihm Pauline dorthin folgen, um in seinen Armen ihren letzten Seufzer auszuhauchen. Der Dichter reiste ihr bis Florenz entgegen und traf sie dort schon so schwach, daß

Google

die Reise im Wagen nur Schritt vor Schritt zurückgelegt werden konnte. Bei ihrem Hingang beweinte Chateaubriand die Flüchtigkeit der Liebe.

Aber der berühmte Mann tröstete sich rasch und bereicherte seine Eroberungen mit den Namen hoher Damen, eine von ihnen, Natalie de Noailles, die Heldin des „Letzten Abenceragen", fiel in Wahnsinn, als er sie verließ. Die marmorkalte Julie Récamier, Frankreichs schönste und unnahbarste Frau, die Dutzende von Anbetern, darunter den eigenen Gatten, ohne Erhörung schmachten ließ, ergab sich ihm im vierzigsten Lebensjahre und blieb ihm auch späterhin eine gute Freundin, wenn er in täglichen Gesprächen mit der von ihm verehrten Frau einen Trost suchte für politische Bitternisse und eine Ruhestation zwischen den Gemütsbewegungen anderer Liebschaften.

Chateaubriand hatte schon die 60 überschritten und bekleidete voll Ernst und Würde den Botschafterposten beim Heil. Stuhl in Rom, als er den Besuch einer graziösen Dame von 28 Jahren erhielt, Hortense Allart, die allerlei Romane zusammenkritzelte über ihre mannigfaltigen Erlebnisse. In Wahrheit war sie selbst jedoch viel anziehender als ihre Bücher. Der alte Diplomat, der einen zärtlichen Briefwechsel mit Frau Julie Récamier und mit zwei entfernt von Rom weilenden Freundinnen unterhielt, verliebte sich Hals über Kopf in die Reize der munteren Schriftstellerin und brachte sie mit sich nach Paris, wo er ihr eine kleine Wohnung in der Nähe des von seiner Gemahlin eingerichteten Hospizes mietete: von dem frommen Asyl bis zur Wohnung seiner Schönen war der Weg kurz und angenehm.

Hortense war zu Mailand geboren worden anno 1801 als Tochter eines französischen Agenten, der mit dem siegreichen Heere nach Italien gekommen war. An literarischer Fruchtbarkeit wetteiferte sie mit George Sand und kam auf eigentümliche Weise in die internationale Schriftstellerwelt hinein: sie trieb nämlich das kritische System Sainte-Beuves auf die Spitze, indem sie die Werke aus dem intimsten Privatleben ihrer Verfasser zu erklären versuchte. Darum wurde sie geradezu die Geliebte der von ihr studierten Autoren, um ihnen das intimste Geheimnis ihres Schaffens und ihrer Wesensart zu entreißen. Von einem portugiesischen Adeligen in Florenz verlassen, knüpfte sie dort mit dem Politiker und Schriftsteller Gino Capponi ein Verhältnis an, das mehrere Jahre hindurch dauerte. Stendhal wurde ihr Freund und suchte als galanter Nothelfer ihr einen Verleger. Später eroberte sie Sainte-Beuve, der das wenig anziehende

Google

Aeußere eines Sakristans hatte, sie machte ihm den Hof, um ihm eine Reihe von Indiskretionen zu entreißen, Geheimnisse eines großen Mannes, den sie um seinen Ruf beneidete. In der Zwischenzeit hatte sie auf einer Reise durch England sich sterblich in einen britischen Dichter, den Verfasser der „Letzten Tage von Pompeji", Bulwer-Lytton, verliebt, dem sie beinahe 5 Jahre lang treu blieb, obwohl er sie oftmals und lange Zeit beiseite schob, um an den Beratungen über die Parlamentsreform im Hause der Gemeinen teilzunehmen. Mit 43 Jahren endlich heiratete sie einen Edelmann aus Toulouse, mit dem sie jedoch nicht lange zusammen zu leben vermochte. Sie wurde nie müde, ganze Ballen Papier mit ihrer Schriftstellerei zu verderben und schließlich dicke Bände voll abstruser Philosophie und anekdotenreicher Geschichten zu produzieren. Adolf Thiers verschaffte ihr eine kleine Pension, und vor ihrem Tode plauderte in einem allerletzten Roman die achtzigjährige Dame all die galanten Abenteuer ihres langen und bewegten Lebens aus. Gino Capponi erhielt ihr Buch als Geschenk, las es voll Eifer und verglich es in seiner Florentiner Ironie mit den Bekenntnissen des Heiligen Augustin.

Chateaubriand macht in seinen „Erinnerungen vom jenseits des Grabes" keine Anspielung auf seine Beziehung zu Hortense Allart; sie bildete den letzten Capriccio seiner Sinne. Der alte Diplomat, immer noch aufrecht, liebenswürdig und elegant, machte Spaziergänge mit der Freundin, gab ihr Rendezvous in einem Museum oder am Ufer der Seine; er frequentierte mit Vorliebe die schattigen Wege im Jardin des Plantes, dann führte er sie zum Abendessen in den bescheidenen Salon eines kleinen Restaurants. Sie plauderten dort von der Politik und Literatur. Er las ihr einen Abschnitt aus seinen ernsten Werken oder geriet in Rührung, wann er sie die ergreifendsten Seiten seiner „Atala" oder den „Martyrern" deklamieren hörte. Dann aber, nach einigen Gläsern Champagner, wollte er die neuesten Reime von Béranger genießen. — Diese romantischen Spaziergänge und heimlichen Zusammenkünfte der greisen Minister-Exzellenz müssen jedoch allerhand Tuschelcien verursacht haben; denn nach einiger Zeit empfahl Chateaubriand selbst seiner Freundin eine Reise nach England. Als er sie wieder sah, war sie in den jungen Dichter und Abgeordneten Bulwer-Lytton verliebt und der große Mann verstand gut, daß er ihr jetzt nicht mehr zumuten konnte, sich auf einem „alten Wrack einzuschiffen". Als Zeichen seines Protestes wider das neue Regiment

Google

hatte er alle Aemter und Würden zurückgewiesen, und in Armut geraten, schrieb er auf dem Weg ins freiwillige Exil an seine Hortense: „Sie sind mein letzter Sonnenstrahl. Schicken Sie mir noch einen jener Briefe, welche die Seele erwärmen, so, wie Sie mir Briefe schrieben zu Beginn unserer Liebe. Ich empfinde das Bedürfnis, mich noch geliebt zu fühlen. Ich werde Ihnen dafür an einem Tage mehr geben, als ein anderer in langen Jahren." — Hortense, die ihm aufrichtig wohl wollte, versuchte ihm nützlich zu werden: sie brachte Béranger dahin, ein Gedicht zu verfassen, das den Exminister von neuem populär machte, diese stärkste Säule der legitimen Monarchie. Chateaubriand, aus der Schweiz zurückgekehrt, besuchte den Sänger der Demokratie in seiner Dachkammer. Béranger gab ihm den Besuch zurück, als Chateaubriand wegen der Befürchtung der Regierung vor einem legitimistischen Komplott zwei Wochen lang im Untersuchungsgefängnis saß. Bevor der alte Staatsmann Frankreich verließ und in die Schweiz reiste, wo ihn die Gattin und Madame Récamier erwarteten, speiste er noch einmal zu Abend mit seiner hochherzigen Freundin im kleinen Restaurant beim Jardin des Plantes.

Die Freundschaft voll der entzückendsten Erinnerungen an jene Frau, die zur Zeit des ersten Kaiserreiches als die schönste und umschwärmteste in Europa galt, wiegte das Greisenalter in süßen Halbschlummer ein. Julie Récamier hatte eine kleine Wohnung bezogen, welche ihr die Nonnen eines alten Klosters eingeräumt hatten, im Zentralquartier am linken Seineufer. Chateaubriand begab sich jeden Tag dorthin, um in ihrer Gesellschaft die Nachmittagsstunden zu verplaudern; dabei war er stets mit Eleganz gekleidet, mit feinen Handschuhen, frisch und rüstig. Sie verschaffte ihm die einzigen Freuden, die ihm noch gewährt werden konnten: einen Kranz von Bewunderern, die mit Andacht die Vorlesung seiner letzten Werke anhörten. Als das Gewicht des hohen Alters seinen Rücken belastete, stellte er gleichwohl die Besuche nicht ein; zuerst erklomm er die Treppe, indem er sich zweier Stöcke bediente, später ließ er sich, unter den Armen gestützt, hinaufführen. Die letzten Jahre waren traurig. Madame Récamier hatte das Augenlicht verloren; wohl überstand sie die Staroperation gut; als sie jedoch einen alten Verehrer während seiner schweren Krankheit besuchte und vorzeitig die Binde abnahm, erblindete sie völlig. Chateaubriand seinerseits war völlig taub geworden. Aber Tag für Tag ließ er sich in das Zimmer der Freundin tragen, und tief in den Lehn-

Google

fesseln zusammengesunken, blieben die beiden Alten in tiefem Stillschweigen beieinander, beide hingegeben dem Gedenken an die schöne Vergangenheit und in klarer Ergebenheit den Tod erwartend. Als Chateaubriand, nahezu achtzigjährig, Witwer geworden, machte er Julien den Vorschlag, ihn zu heiraten. Aber sie weigerte sich und bat ihn, ihre vollkommene Freundschaft nicht zu ändern. In den letzten Monaten zog sie zu ihm, um ihm die nötige Pflege zu gewähren. Der revolutionäre Tumult des Jahres 1848 störte das Ende des berühmtesten Verteidigers der Monarchie. Julie war an seiner Seite, als er zum sterben kam, in dem schmucklosen Zimmer, das auf einen weiten Garten hinaus ging. Da sie blind war, und da ihr Dichter nicht mehr sprach, so war sie außerstande, die einzelnen Phasen seines Todeskampfes wahrzunehmen. Erst als die Gebete der Anwesenden verstummten, begriff sie, daß der Freund dahingegangen. Sie folgte ihm wenige Monate später ins Grab, von der Cholera weggerafft, die für Frankreichs schönste Frau — ein geradezu einzigartiger Fall — die regelmäßige Schönheit ihres marmornen Angesichts auch noch im Tode ehrfürchtig schonte.

Chateaubriand erscheint als der wahre Vater des Romantizismus, der viel ursprünglicher und zartfühlender als J. J. Rousseau diese geistige Krankheit des schwärmerischen Jahrhunderts erfand und zur Darstellung brachte. In den neuesten Biographien Chateaubriands mag der Dichter dem Leser wie seinem gichtbrüchigen König Ludwig als frivoler und unbeständiger Schwerenöter erscheinen. Aber man muß gleichzeitig sein Leben und sein Werk aus seiner Zeit heraus beurteilen, sein Werk war im innersten Wesen subjektiv. Die Neigungen und Leidenschaften wurden zum antreibenden Stachel für sein schwerblütiges Talent und verschärften die Sensibilität, die Bitternis und den Lebensekel, lauter Seelenzustände, die ihn von neuem veranlaßten, unaufhörliche Zerstreuung zu suchen und Trost aus jeder neuen Leidenschaft zu schlürfen. Die Gräfin von Boigne, die Chateaubriand aufs genaueste kannte, schrieb, daß er unermüdlich neue Aufregungen der verschiedensten Art suchte, um die peinvolle Langeweile tot zu schlagen. Das ist vielleicht ein Vorwand, den leichthin auch andere Don Juans für ihre Streiche geltend machen können, nur fehlen ihnen die mildernden Umstände, nämlich die, zu den bedeutenden Staatsmännern und den ruhmreichsten Dichtern einer großen Nation zu zählen.

Dr. Franz Lipp.

Google

H. Ebert:
Jugendbriefe von Friedrich Rückert

Unter den veröffentlichten Briefen Friedrich Rückerts sind solche aus seiner Jugendzeit nur spärlich vertreten. In diese Lücke treten einige unbekannte Briefe aus dem Nachlasse des im Jahre 1855 gestorbenen Pfarrers Laurentius Sixt, eines Jugendfreundes von Rückert, ein. Der briefliche Verkehr wurde veranlaßt durch den Abgang des um einige Monate ältern Rückert vom Gymnasium Schweinfurt. Der sechzehnjährige Student schrieb an Sixt:

Montag am 18. Nov. 1805.
Wirzburg.

Lieber Lorenz!

Meinem Versprechen zu Folge schreibe ich Dir diesen Brief, in der ersten Stunde, die ich mit Muße darauf verwenden kann. Daß diese Stunde nicht schon früher sich vorgefunden hat, wird Dich nicht verwundern, wenn Du bedenkst, daß es das Werk eines einzigen Tages ist, einen solchen Haushalt, wie der unsrige nunmehr ist,*) in allen seinen verschiedenen Fächern gehörig einzurichten! Doch sollte es auch seyn, daß während meines Aufenthaltes in hiesiger Stadt schon eine oder die andere Stunde sich darbot, wo ich ans Briefschreiben denken konnte; so lag der Grund davon, daß ich sie nicht benutzte, um an Dich zu schreiben, nicht in dem Mangel an Verlangen darnach, sondern blos in dem Wunsche, eine noch schicklichere Gelegenheit, als die irgend vorhandene, abzuwarten, um Dir desto ungestörter zu schreiben. Doch da mir das Warten auf eine solche anfängt zu lange zu dauern, so muß sich die gegenwärtige Stunde zum Briefschreiben verwenden lassen, wenn ich sie gleich zum Vorbereiten auf die Institutionen verwenden sollte. Wisse also, daß das Treibhaus unseres studierenden Kleeblattes, dessen Drittheil ich ausmache, nunmehr ganz wohl bestellt ist; wir sind bis itzt einig und gesund, nur daß Voit seit einigen Tagen über Unpäßlichkeit klagt, welches aber bei ihm, wie auch Du vielleicht wissen wirst, so gar viel nicht zu bedeuten hat. Ich habe nun die Residenz-Universi-

*) Rückert wohnte mit seinen Schweinfurter Mitschülern Voit und Handschuch zusammen.

Google

P. Wouwermann:
Reitergefecht vor der brennenden Windmühle

Google

Google

tätsstadt in ihren vorzüglichsten Theilen kennen gelernt, und befunden, daß sie etwa ein wenig größer als Schweinfurt sey. Auch die Professoren habe ich zum Theil kennen gelernt, und befunden, daß sie zwar größtentheils wackere Männer sind, doch aber auch ihre Eigenheiten und Fehler haben, die mir nicht behagen. Hufeland zum Beispiel ist zwar einer von den modischen, philosophischen Juristen, auch ist sein Vortrag, wie sein Lehrbuch, gründlich; doch hat er den Fehler, daß er sich nicht recht deutlich und verständlich machen kann; wenigstens würde ich ihn oft nicht begriffen haben, wenn ich nicht aus den Beispielen, die er häufig zur Erläuterung anführt, seine Meinung errathen hätte. Auch war mir seine Aussprache in manchen Stücken anfangs unverständlich, zumahl durch die Versetzung des „r". Statt Begriff scheints, als spräche er Begirf; statt betroffen — betorfen. Ueberdies vollendet er oft seine Sätze nicht, und da entsteht dann zuweilen eine Art von dem Gehack, dessen non plus ultra Dir, wie mir bekannt ist. — Kleinschrot setzt oft den Daumen vor den obern Theil seines Schädels, wackelt mit dem Kopfe, und ist so erpicht auf seinen Lieblingsschluß: „Davon in der morgenden Stunde", mit dessen Vollendung er sogleich vom Catheder herunter, aus dem Lehrzimmer in sein Wohnzimmer eilt, (er liest nemlich in seiner Wohnung) daß er ihn sogar am vorigen Sonnabend anwendete. — Metz spricht döm Systhöm statt: dem Systhem, und schnupft mir zu viel Tobak; übrigens aber gefällt mir sein Vortrag sehr wohl. — In Professor Rückert habe ich einen weit solidern Mann getroffen, als man ihn mir geschildert, und an seiner Gemahlin ein weit alltäglicheres — ja ungestalteteres Weib, als man sie mir gepriesen hat. Ich fand hier mehrere Academiker, als man bey gegenwärtigen Umständen erwarten sollte. Prof. Mannert hat ein so zahlreiches Auditorium, als er wegen seiner Annehmlichkeit seines Vortrags nur zu verdienen scheint. Doch sind auch im Gegentheile manche Kollegien noch nicht zu Stand gekommen, und manche werden gar nicht zu Stand kommen. Unter erstere gehört das Naturrecht bei Prof. Schmidtlein, Pandekten bei Hufeland, auch Tacitus bei Matini; doch hat dieser letztere nun die verlangte Anzahl beisammen (ich war ungefähr der achte, der sich unterzeichnete) und wird also nächstens anfangen. Ich wünsche und hoffe, daß der Inhalt und selbst die innere Form seines Vortrags besser ausfallen möge, als es die äußere Form desselben wegen seiner Aussprache seyn kann. Unter die letzteren gehören Goldmayers Vorlesungen über Litterärgeschichte und Andres Collegium über Sallust und Virgil, bey welchen letztern ich erst vor einigen Tagen der erste war, der sich aufzeichnete.

Die Bibliothek besuche ich, so oft es mir möglich ist; auch hat mir Prof. Rückert die Versicherung gegeben, mir die nöthigen Creditivscheine auszustellen, um ein benöthigtes Buch aus derselben nach Haus erhalten zu können. Von politischen Neuigkeiten muß ich Dir schreiben, daß man hier theils von Wiens Einnehmung, theils von Napoleons Gefangennehmung spricht; in diesen Gerüchten findet der Patriote sowohl, als

Google

der Kaiserl. Gesinnte Nahrung für seine Wünsche. Sicher ists, daß die Churfürstl. Familie, nachdem sie vor einigen Tagen von hier abreiste, vorgestern ohne die Churfürstin*) wieder hier eintraf, und daß man auch die Churfürstin zurück erwartet (d. i. glaubt, daß sie zurückkommen werde; denn in einem andern Sinne läßt sich nicht vom Erwartetwerden der Churfürstin in Wirzburg sprechen).

Ich schließe mit dem Wunsche, daß Du mir bald antworten mögest.

Dein aufrichtiger Freund

Friedrich Rückert.

Wohnhaft
in der Kapuzinerstraße,
Nr. 34 in dem Hause der Wittwe Gedek.

Auf Sixts bilderreiche Antwort folgte im Dezember ein weiterer Brief.

Wirzburg, d. . . . Decbr. 1805.

Lieber Lorenz!

Mit vielem Vergnügen habe ich vor wenigen Tagen Deinen Brief erhalten, welcher mich belehrte, daß Du noch immer in dem erhabenen Tone schreibst, durch welchen in der höheren Bildungsanstalt bereits Deine Aufsätze sich vor allen übrigen charakteristisch auszeichneten. Mir sind indeß Deines Helikons und Deiner gelehrten Schächte so schroff aneinander gesetzte Höhen und Tiefen viel zu hoch und schwindelerregend, als daß ich versuchen möchte oder könnte, ihnen Parallelen entgegen zu stellen. Nur das einzige muß ich anmerken, was Dir freilich schon außerdem bekannt genug ist, daß unser Helikon**) in der Regel ziemlich schmutzig und ungesäubert ist und daß er auf seinem allerhöchsten Gipfel statt des Tempels eines Apollo oder eines Herakles Musagetes den eines musenfeindlichen Ares hat.***) Auch wird aus unseren gelehrten Schächten nicht lauter Gold gegraben; mit saurer Mühe ziehen wir mitunter Eisen oder Bley (und ein Glück ists, wenn nicht noch etwas schlechteres uns zu Theil wird) aus denselben hervor; und die klugen Gnomen, die dafür wachen, daß die Metallminen nie versiegen, wollen uns bereden, sie für baares Gold zu nehmen. Sollte dieß vielleicht die Ursache seyn, warum so viele Bergknappen saumselig in ihrer Arbeit sind, weil sie wähnen, daß die Ausbeute weniger werth sey, als die darauf verwandte Mühe? Doch dadurch läßt sich ein fleißiger Arbeiter unserer Art nicht abschrecken, er bestrebt sich vielmehr, als ein künstlicher Alchymist, Gold aus dem unedlen Bley zu producieren; Fleiß und Anstrengung der Geisteskräfte auf der einen, Tinte, Papier und Bücher auf der andern Seite sind die Ingredienzien des kostbaren Pülverchens, das,

*) Die Gemahlin des Großherzogs von Toscana, des damaligen Regenten von Wirzburg.
**) Die Stadt Wirzburg.
***) Die Festung Marienberg.

Google

wie Du von jedem alchymistischen Praktikus erfahren kannst, zum Goldmachen absolut erforderlich ist. Doch ich versteige mich auch allmählich in die Regionen, wo die Pfade mir ziemlich ungeläufig sind; nur Du befindest Dich da in Deiner Sphäre, Du, der Du Tropen und Bilder so vollkommen in Deiner Gewalt hast. Zwar fehlt diesen bei Dir nicht selten diejenige Einheit, die sie, verbunden mit der ihnen zugetheilten Fortgesetztheit, zu dem Namen einer Allegorie qualificieren könnten. Das Aber wirst Du mir ersparen; ich berufe mich auf Schröckhs *) häufigen Vorgang. Nun komme ich zu dem Puncte, um dessentwillen ich vorzüglich so schnell auf Deinen Brief antworte. Er betrifft Deine Melancholie, zu deren baldmöglichster Curierung ich hiermit meinen möglichen Beitrag thun will. Du mußt wissen, daß ich im Begriffe stehe, Doctor zu werden; als solcher muß ich, dem Schweinfurter und auch wohl anderer Orte Sprachgebrauche gemäß, allerlei Krankheiten kennen und zu heben wissen. Willst Du Dich aber mit diesem Sprachgebrauche, der Doktor und Arzt identificiert, nicht begnügen, so muß ich Dir sagen, daß ich in specie doctor philosophiae werde, und sonach in dieser Eigenschaft vorzüglich Gemüthskrankheiten, und also auch Deine Melancholie muß beurtheilen und heben können. Ich rathe Dir demnach, erstens fein früh aufzustehen und nicht, wie Du gewöhnlich zu thun pflegst, bis acht Uhr in den Federn zu verweilen; zweitens, welches das Hauptmoment meiner Cur ist, so viel als möglich Sauerkraut, selbst als Frühstück und Vesperbrod, zu genießen. Dieß ist ein probates Mittel, dessen Wirksamkeit ich selbst empfunden habe. Denn in Oberlauringen war ich immer in einem hohen Grade hypochondrisch (NB. hier kommt es nicht auf spitzfindige Distinction zwischen Milz- und Schwarzgallsucht an), weil ich daselbst fast gar kein Sauerkraut essen mochte; als ich nach Schweinfurt auf die Schule kam, nahm meine Hypochondrie in demselben Grade ab, in welchem meine Eßlust zum saueren Kraute sich vermehrte. Aber auch da warf man es mir, wenigstens in meiner Eltern Hause vor, daß ich dasselbe nicht gern esse. Drum konnt' ich auch nicht völlig curiert werden. Dieses ist nun endlich hier erfolgt, wo das viele Collegiengehen und Studieren meine Eßlust bis Mittag so sehr steigerte, daß ich nach dem Sauerkraute, wie man sagt, die Finger lecke. Ueberdieß möchte es nicht undienlich seyn, wenn Du statt Deines Thukydides den scherzenden Lukian vornähmest, um das Zwerchfell zur Vertreibung böser Grillen zu erschüttern. Zu guter Letzt schreibe ich Dir, daß diese ganze Woche hindurch und vermuthlich auch in einem großen Theile der künftigen eine Bücherversteigerung ist, wobey viele Bücher von unserem ehemaligen Herrn Conrector vorkommen. Ich habe bisher davon so viele an mich zu bringen gesucht, als mir das eifrige, oft übertriebene Hinanstreichen anderer, vorzüglich mehrer hiesiger Seminaristen, möglich macht. Ein gleiches thaten Handschuch und Voit.

*) Schröckh, Kirchenhistoriker, geb. 1733 zu Wien, gest. als Professor zu Wittenberg 1808. Sein Hauptwerk „Christliche Kirchengeschichte“ besteht aus 35 Bänden.

Go gle

Von Zweibrücker Ausgaben habe ich Curtius, Plautus und Terenz erschnappt. Wir suchten vorzüglich dadurch die Bücher wohlfeiler an uns zu bringen, daß wir vorher den Preiß herausrißen, den der Herr Conrector in die meisten hineingeschrieben hatte. Das trug vielleicht etwas dazu bey, daß Handschuch das Drümmelische Lexikon um 1 fl. 20 Kr. erstrich; da der Preiß zu 9 fl. angegeben war.

Lebe und schlafe wohl! Ich werde ein Gleiches thun, denn in einigen Minuten wird es zwölf schlagen, da will ich mich hurtig ins Bett schieben und die Augen fein zudrücken, damit ich nicht der Mitternacht grauße Geistergestalten erblicke, so wie ich itzt schon den Athem meines Mundes sehe, welches von der Erkaltung des Ofens zeugt und gleichfalls die Bettwärme zu suchen rathet.

Von Deinem aufrichtigen Freund

Friedrich Rückert.

NS. Handschuch, den ich Deinen Brief habe lesen lassen, fand an Deiner Bildersprache so viel Ergötzen, daß er mir auftrug Dich zu bitten, ihm bald einen ähnlichen Brief zu schreiben. Voit sucht uns dazu zu bestimmen, Weihnachten nach Schweinfurt zu wandern, falls das Wetter so günstig bleibt. Heute, am Sonntag, sind aus dem Dom, wo das Militärdepot ist, allerley diesem zugehörige Sachen mit Wägen auf die Festung geschafft worden; auch Brod und Wein werden dahin gebracht. Der Main treibt hier sehr mit Eis. Schneit es oben bei Euch ebenso wie hier? Hat — doch soeben laßen mich Voit und Handschuch nicht weiter schreiben; das Licht soll ausgelöscht werden, es ist auch kein Schade, denn es wäre doch nichts weiter, als unbedeutende Fragen und Anmerkungen zum Vorschein gekommen.

NB. Ganz sicher ist es auch, daß morgen hier in Wirzburg die erste Ziehung zum Militärdienste vorgeht! —

Ein dritter in meinem Besitz befindlicher Brief an den gleichen Freund ist zwei Jahrzehnte später geschrieben, in einer Zeit, wo Rückert Professor in Erlangen, Sixt Pfarrer in Gochsheim war. Die Stellung, welche er dort einnahm, ist so eigenartig, daß es gestattet sein mag, mit einigen Worten darauf einzugehen.

Nachdem Sixt einige Jahre Professor am Schweinfurter Gymnasium gewesen war, folgte er einem Ruf der Gochsheimer Gemeinde. Die Umgebung dieses, unweit Schweinfurt gelegenen, Dorfes gleicht einem fruchbaren Garten. Ausgedehnte Gemüsefelder breiten sich rings aus. Auch der Weinbau wurde damals noch eifrig gepflegt und die Weinsuppe bildete das abendliche Nationalgericht. Ein großes Arbeitsfeld bot sich dort dem tatkräftigen jugendfrischen Pfarrer. Dabei wurden auch die wissenschaftlichen Studien nicht vernachlässigt. Er sammelte

Google

im Laufe der Jahre eine ansehnliche Bibliothek, welche Inkunabeln und andere wertvolle Werke enthielt. Die wohlgepflegten Pfarrgärten erfreuten sein Auge. Im Winter liebte er es, nach der Abendmahlzeit in der traulichen Wohnstube sitzend, den Seinen klassische Schriften vorzulesen, während die feinsinnige Gattin und die lieblichen Töchter die Spinnräder rührten und eifrig lauschten. Wagen- und Schlittenfahrten vermittelten den Verkehr mit Schweinfurt und den übrigen Nachbarorten. Gern benützte er auch zuweilen die Nähe des Bades Kissingen, um dort Erholung zu suchen. Seine humorvolle Laune machte ihn dort zum Mittelpunkt eines Freundeskreises aus Nord und Süd. Was er aber in seinem Leben mit am höchsten schätzte, war seine Stellung in seiner Gemeinde. Gochsheim war vor dem Jahre 1806 ein freies Reichsdorf gewesen, und es kam die Bauern anfangs hart an, ihr Recht nicht mehr auf der eigenen Scholle, sondern bei den Schweinfurter Gerichten suchen zu sollen. Nachdem sie sich Sixt zum Pfarrer gewählt hatten, kehrten sie zur alten Gewohnheit zurück. Statt in Schweinfurt ließen sie in vielen Fällen ihre Rechtsstreitigkeiten in der Studierstube ihres Pfarrherrn zur Entscheidung bringen, indem sie seiner Klugheit und seinem Gerechtigkeitsgefühl unbegrenztes Vertrauen schenkten. Einige seiner Bauern nannten ihn scherzweise den König von Gochsheim. Dies patriarchalische Verhältnis zu seiner Gemeinde und das für seine Studien günstige ländliche Stilleben befriedigten Sixt in so hohem Grade, daß er zeitlebens in Gochsheim blieb. — Kurz nach dem Antritt seiner Erlanger Professur schrieb Rückert an Sixt:

Erlangen d. 2t Weihnachtstag 1826.

Lieber Freund!

Du verzeihst mir gewiß, daß ich Dir so spät und so wenig schreibe. Du kannst Dir vorstellen, (und stellst es Dir vielleicht noch ärger vor als es ist), daß mir die Psalmen vollauf zu schaffen machen. Wirklich sitze ich Tag und Nacht darüber; doch ich habe die Freude zu sehen, daß es geht und daß etwas herauskommt, was für den Anfang passieren mag. Im nächsten Jahr werd' ich schon fester im Sattel sitzen. Meine Vorlesungen über die Psalmen fange ich am Donnerstag nach Neujahr an; noch weiß ich nicht, wie viel oder wenig Zuhörer ich haben werde. Ich habe zwar am schwarzen Brett angeschlagen (Dein Herr Bruder war so gefällig, es zu besorgen), daß die Herren zu mir kommen möchten, um sich mit mir über die Wahl einer Stunde (weil fast alle Stunden mit nothwendigen Theologicis schon besetzt sind) zu besprechen; aber ich hab' es leider, wie es scheint, zu spät gethan; sie waren schon alle auf die Weihnachten nach Hause gelaufen. Auch Deinen Herrn Bruder hab' ich

Google

nicht wieder gesehen; sitzt er etwa auch bei Dir, oder in Schweinfurt? Für Deinen Golius *) danke ich; ich erkenne Deine freundschaftliche Aufopferung, daß Du Dir selbst ein nöthiges Hülfsmittel entziehst. Freitag druckt bereits an seinem Lexikon, wie er mir schreibt, und Golius wird, wills Gott, endlich entbehrlich werden. Also Du treibst Dein Leibelstudium noch so eifrig und gründlich? Das muß mich schon von Amts wegen freuen. Aber laß doch nur das arabische Lexikon dabei ganz aus dem Spiel, es sind dort für Bibelauslegung meist nichts als Scheinbilder und arge Verwirrungen zu holen. Mein beständiger Krieg ist gegen den Mißbrauch des arabischen Lexikons und gegen den selbst nach Gesenius**) noch viel zu geringen Gebrauch der arabischen Grammatik als des höchsten Regulativs für alles semitische überhaupt. Das klingt parador, aber ich muß Dir die Erörterung dießmal schuldig bleiben, weil mich der 18 te Psalm ruft, an dem ich eben laboriere.

Meine Frau empfiehlt sich mit mir Dir und Deiner Frau schönstens! Behalte lieb

Deinen alten Freund

Rückert.

Zum Schlusse sei noch ein weiteres Zeichen dieser Freundschaft angefügt, ein Blatt aus dem Stammbuch Sixts:

Schweinfurt Sept. 1810.

Dieß schrieb zum bleibenden Denkmal unserer Freundschaft

Dein unveränderlicher

Friedrich Rückert stud.

* * *

Die Worte bedeuten: „Ich werde sein, der ich sein werde", II. Mose, 3. 14. Rückert wollte damit die Unwandelbarkeit seiner Freundschaft zum Ausdruck bringen. Daß er dazu ein hebräisches Schriftwort wählte, ist bezeichnend für sein damaliges Leben und Weben in den orientalischen Sprachen. Die beiden Freunde teilten diese Neigung. Auch Sixt war ein eifriger Orientalist. Der bedeutendste seiner Schüler war Ignaz Döllinger, den er in den Jahren 1811—1813 privatim im Hebräischen unterrichtete. So sehr auch die Lebenswege von Rückert und Sixt auseinandergingen, das Endziel blieb doch für beide das gleiche, ungestörtes Stilleben inmitten einer lieblichen Natur, in der Geborgenheit eines harmonischen Familienkreises, bei rastloser Geistesarbeit. Sixt hat dies Ziel schon in jungen Jahren erreicht, während Rückert erst an der Schwelle des Alters durch die Uebersiedlung nach seinem idyllischen Landgut Neuses zu der ihn voll befriedigenden Lebensführung gelangt ist.

*) Lexicon Arabicum Latinum von Golius 1596—1667. Golius war Professor der orientalischen Sprachen in Leiden.

**) Gesenius 1786—1842 war seit 1810 Professor der orientalischen Sprachen in Halle.

Google

Georg Hirschfeld:
Die Nixe vom Güldensee

Ein Märchen der Gegenwart

Copyright bei S. Schottländer, Schles. Verlagsanstalt, Berlin 1910.

Fortsetzung

Was sollte man davon denken. „Sie ist ein höheres Wesen“, sagten die älteren Leute, ohne recht zu wissen, was sie damit meinten. „Nein — sie ist verrückt“, widersprachen die jüngeren. Die Frauen glaubten damit ihren dämonischen Zauber auf die Männer entwerten zu können, während diese den keuschen Freimut der Nixe völlig mißverstanden und durch ihre Unnahbarkeit enttäuscht sich rachsüchtig von ihr zurückzogen. „Lieber eine Närrin als eine Teufelin im Hause“, dachte Sebastian. Aber er fühlte sich doch nicht sicherer. Immer wieder ereigneten sich Zwischenfälle, die Freias Menschenexistenz unmöglich machten.

Das Stubenmädchen Josefine hatte Freia besonders gern — ihr konnte sie nichts Falsches oder Böses zutrauen. Da aber nun einmal der Stachel des Mißtrauens in ihr festsaß, wurde sie ihrem Vorsatz, nie mehr unsichtbar unter Menschen zu weilen, doch wieder untreu. Eines Nachmittags sprach sie das Wodanswort aus und folgte dem Mädchen lautlos in die Gesindekammer. Da saßen schon andere Mägde und tratschten beim Kaffee. Bald kam das Gespräch auf Freia. Alle hatten jetzt etwas an ihr auszusetzen, für närrisch hielt sie die ganze Gesellschaft — aber als es darauf ankam, ihrem redlichen Herzen ein Zeugnis auszustellen, und als die anderen verstummten, wandte die Unsichtbare sich mit heftiger und stummer Aufforderung an Josefine. Die Kleine, die sie so geliebt hatte, verleugnete sie. Ihr Urteil war eine stumpfe Gemeinheit. Sie suchte den anderen dadurch zu gefallen, denn sie war von den älteren Kolleginnen abhängig. Da geschah es, daß Freia auf sie zuschritt, ihr eine schallende Ohrfeige versetzte und

Google

die Kammer verließ. „Ein Geist! Ein Geist!" Man hatte sogar die Tür schlagen hören! Entsetzt stob alles auseinander. Josefines Wange brannte, niemand hatte sich ihr genähert — der Spuk im Güldenseehotel war gewiß. Man hatte es längst vermutet, und bleich, mit mißtrauischen Blicken beobachtete man die Wirtin. Unter den Gästen entstand ein großes Gelächter. Diese Großstadtmenschen waren zu sehr an trockene Wirklichkeit gewöhnt — Spukgeschichten gab es nicht für sie. Sebastian lachte mit, konnte es aber nicht hindern, daß sein ganzes, weibliches Gesinde mit Sack und Pack das Hotel verließ. Sie konnten wohl sein Haus nicht in Verruf bringen, die Ungebildeten, Abergläubischen. So lange die Gäste nicht unruhig wurden . . . Aber gefährlich wurde es allmählich doch, und in schlaflosen Nachtstunden machte er Freia brutale Vorwürfe.

Nach wenigen Tagen schon ereignete sich etwas anderes, was Sebastians schwanken Lebensbau in den Grundfesten erschütterte. Freia wanderte meist unruhig im Hause umher. Eines Vormittags betrat sie unerwartet die Küche. Diesen Teil des Hotels vermied sie sonst, wie den unheimlichen Bannkreis einer Richtstätte. Sie ahnte, was dort geschah, über ihren Willen und Sebastians Versprechen hinweg. Sie wollte es lieber außerhalb ihres Bewußtseins lassen, um nicht wieder zerstörend ins Menschenleben einzugreifen. Aber die Tür stand heute offen, sie sah etwas, was sie bannte und starr, voll entsetzter Neugier, näherzog. Eine lange, hölzerne Bank stand da in dem heißen, fettdurchdufteten Raum. Rote und gelbe Kessel leuchteten von den rauchumwallten Wänden. Die ganze Bank war mit Fischen bedeckt, mit Karpfen, Aalen, Schleien, Hechten. Die Fische waren tot. Noch stand der dienstbare Geist dieser Hölle, eine dicke, böhmische Köchin, das Schlachtmesser in der Hand, und summte einen Walzer vor sich hin, während das Blut der Getöteten auf die Marmorfliesen sickerte. Ihr zur Seite sah man einen ungeheuren Bottich, in dem es noch sehr lebendig war. Dort wälzten sich an fünfzig Fische im niederen Wasser, und eben griff die rote Hand der Böhmin wieder hinein, um ein neues Opfer zu erhaschen. Rasch trat Freia heran. Sie hatte unter den Toten mehrere Verwandte von Glotz und Fresser, den Hecht, erkannt. Um ihn, der sie im Leben stets gekränkt hatte, empfand sie jetzt die bitterste Trauer. Der kühne Räuber hatte unter dem Messer einer Magd geendet. Weiter wollte sie jetzt morden, und was packten ihre plumpen Hände da, was fing sie mit staunendem Gelächter, weshalb rief sie alle Mägde und Küchenjungen von der Arbeit zu sich herüber,

Google

als wollte sie ihnen ein Wunder zeigen? Man umstand den gefangenen Riesenfisch, den die Köchin mit beiden Armen umspannen mußte, denn er zuckte und schlug gewaltig, er wehrte sich bis zuletzt. Es war Glotz.

„Da schaut her — das ist ein uralter Karpfen!"

„Der schmeckt nicht mehr — der hat schon Moos angesetzt!"

„Ah, was weißt du! Das Fleisch von den alten ist am besten! Der wird geschunden und gebacken, und eine pikante Soß dazu!"

„Man sollt' ihn vorher ausstellen und den Gästen zeigen! Das ist ja ein Riesenkerl! Ich denk', der Wirt hat's verboten, die alten Herrn aus dem See zu holen?"

„Ah was! Was ins Netz geht, ist da! Da fragt man nicht viel! Aber ich kann ihn nicht mehr halten, ich kann ihn nicht stechen! Er schlagt mich zusammen!"

„Komm her —nimm du ihn beim Kopf — ich halt ihn am Schwanz — dann geht's schon!"

„Sakra! Schlag zu! Ist das ein Mordsvieh!"

Plötzlich drängte sich Freia in den lachenden Schwarm. Zorn und Entsetzen umleuchteten ihre hohe Gestalt. Man stob auseinander. Die Köchin ließ Glotz vor Schrecken zu Boden fallen, so daß er krachend aufschlug und matt nur noch den Marmor peitschte.

„Was tut ihr! Laßt den Fisch frei! Der muß in den See zurück! Der darf nicht geschlachtet werden!"

„Aber gnä' Frau, heut' gibt's doch Karpfen bei der Table d'hôte —?"

„Habt ihr denn keine Ohren, kein Gefühl? Seht ihr denn nicht, wie er leidet? Hört ihr nicht, daß er stöhnt und schreit?"

„Aber gnä' Frau, gnä' Frau! Das ist doch ein Fisch! Der schreit doch net!"

„Ihr stumpfen, grausamen Geschöpfe! Da liegen schon hundert Leichen! Aber die hier im Bottich, die werden nicht geschlachtet — das schwör ich euch!"

„Sie ist narrisch geworden," flüsterte der Koch, und alle zogen sich scheu von der Wirtin zurück.

„Ich tu' nur, was mir angeschafft wird, und Schimpfworte möcht' ich mir schon verbitten," grollte die Köchin, indem sie sich abwandte und ihr blutiges Messer fortwarf.

Freia kniete jetzt bei Glotz. Sie faßte ihn mit ihren beiden zarten Händen. Konnte sie ihn heben? War er nicht viel zu schwer? Einst

Google

hatte er sie getragen, am ersten Frühlingsmorgen. Unter ihrer Berührung erwachte er aus seiner Betäubung. Er starrte sie an.

„Komm', Oheim," sagte sie voll Erbarmen. „Bist du verletzt? Im Wasser wird dir besser werden. Komm'. Es soll dir nichts geschehen. Ich trage dich hinunter und werfe dich in den See zurück. Ich werde dich schon tragen können."

„Freia — arme Freia!"

„Armer Glotz."

„Sie spricht mit dem Fisch!!"

Ein Aufschrei entrang sich dem Küchengesinde. Alle drängten sich zur Tür und stürzten durch die Gänge des Hauses. „Eine Zauberin!" „Ah was — eine Närrin ist sie!" „Die Frau Wirtin hat den Verstand verloren!"

So zeterte es durch das ganze Hotel. Aus allen Türen kamen erschrockene Gestalten, manche lachten, manche zürnten über die Küchenrevolution. Die Ursache verstand noch keiner. Jetzt erschien auch Sebastian. Rasch entschlossen gebot er den Verstörten Schweigen und trat Freia entgegen, die seltsam beladen auf ihn zukam. Mit beiden Armen schleppte sie einen ungeheuren, lebenden Fisch, einen Zentnerkarpfen, unter dessen Last sie fast zusammenbrach. Bleich, jede Fiber Schmerz und Verachtung, stand sie vor ihm. Der seltsame Anblick legte sich wie ein eisiger Schrecken auf die Zuschauer.

„Was tust du, Freia!"

„Laß mich!"

„Besinne dich! Denke an dich, an mich! Vergiß nicht, wo du dich befindest!"

„Ihr seid keine Menschen!"

Mit diesen Worten stieß sie ihn zur Seite, so daß er taumelte, und im nächsten Augenblick hatte sie das Freie gewonnen. Angstvoll und mitleidig wandten sich die Gäste zu dem Wirt. „Sie ist wohl auch kein Mensch," flüsterte man.

„O, was glauben Sie! Sie ist nur unglücklich!" Weinend entfernte sich Sebastian und folgte Freia. Er ließ ihr den Willen, sie schritt voraus und schleppte ihren Oheim zum See hinunter. Bevor sie ihn losließ, zitternd und völlig erschöpft, hörte sie ihn noch einmal „Freia" flüstern.

„Was, lieber Oheim?"

„Ich danke dir! Komm' bald! Komm' nach!"

Google

„Wenn ich noch kann!"

„Du möchtest?!"

Da ließ sie ihn los, und klatschend fiel der schwere Fischleib in die Flut. Sie wandte sich rasch, das Antlitz in die Hände gepreßt, ab. Nach einer Weile fühlte sie, daß Sebastian vor ihr stand. Sie starrte ihn an.

„Versprichst du mir jetzt beim Wohl unseres Hauses, unserer Zukunft, daß dergleichen niemals wieder vorkommt?"

Er hatte sie angeherrscht und wollte eigentlich ruhig bleiben. Sie richtete sich auf. „Ich verspreche dir nichts mehr! Ich bin ja im Menschenleben! Ihr haltet auch nicht, was ihr versprochen habt!"

„Freia, willst du mich zugrund richten?"

„Nein!"

„Schone mich, Freia!"

„Schone du mich, Sebastian!"

„So geh', du verdammtes Wassergezücht! Du glattes, fühlloses Echo! Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben! Geh'!"

Er stieß sie von sich und stürzte in den Wald. Sie stand eine Weile, den ganzen Körper von Weh erfüllt, in düsteres Sinnen verloren. Dann schritt sie langsam den Uferweg entlang. Schon kamen Herbstnebel vom Wasser her, umhüllten sie, entzogen ihre wankende Gestalt den Menschenaugen. Aus dem brauenden Duftgewoge klang plötzlich eine leise, süße Stimme an ihr Ohr. Dicht vor ihr. Sie lockte sie gleichsam, sie rief sie mit tiefer Seelengewalt. Fiselinus' Geige war es — der Mißgestaltete mußte in der Nähe sein.

Bald war sie vor ihm. Er hockte auf einem Granitblock, wie ein Gnom, und zog mit leisem Bogen die Klage seiner Einsamkeit aus dem braunen Wunderholz. Als Freia vor ihm stand, unterbrach er sich nicht, denn seine Seele blutete, und er hatte jetzt keine Gewalt über ihren Strom. Freia hörte mit gesenktem Haupte zu. Nur das eine Mal, in der Hochzeitsnacht, als sie zu seinem Spiel getanzt hatte, war sie ihm nahe gekommen. Später war er ihr kaum begegnet, und niemals hatte sie mit ihm gesprochen. Aber sie kannten sich doch seit jener Nacht — dieses dunkle Gefühl, wie ein Schlüssel zum Tempel der Göttlichkeit, den beide besaßen, beherrschte beide.

Er schloß. Er senkte Geige und Bogen. Dann erhob er sich errötend und grüßte sie ehrerbietig. Als er sich entfernen wollte, hielt sie ihn fest. Mit ihrer raschen, wundersamen Herzlichkeit. Sie faßte

Google

ihn beim Arm, den Unberührten, und bat mit leiser Stimme: „Bleib! Ich möchte dich was fragen."

„Was ich dir sagen kann, hast du gehört," war Fiselinus' leise Antwort.

„Ist dies deine wahre Stimme?"

„Ja."

Sie dachte nach. Sie war ruhiger geworden. „Geiger, ich möchte eines wissen," sagte sie dann, indem sie ihn ringend ansah. „Kennst du die Menschen?"

„Ich kenne die vielen und die wenigen."

„Was meinst du damit?"

„Ich weiß, daß die vielen roh und alltäglich sind — sie nennen sich Menschen und werden es nie. Aber die wenigen —"

„Die wenigen?"

„Die haben gelitten und ehren das Leid. Von jeder Kreatur."

„So bin ich immer nur an die vielen geraten."

„Das weiß ich."

„Wofür hältst du mich?"

Er sah sie mit seinen großen, dunkeln Augen an. Freia staunte, wie schön sie waren.

„Du bist das schönste Weib, das ich je gesehen habe. Es ist ein Leichtes, dich für überirdisch zu halten, nicht von dieser Welt. Es schmerzt einen Mann, der die Erde lieb hat. Er möchte gern glauben, daß es Wesen wie du auf Erden gibt. Aber ist nicht alles sterblich Geborene irdisch? Oder bist du nicht sterblich?"

„Nein."

Sie weinte. Es war kein Entsetzen, das ihn da packte, sondern der höchste Flug seines Daseins. Er fürchtete sie nicht. Er näherte sich ihr, als wollte er den Saum ihres Kleides küssen. Durch den Nebelschleier glühte jetzt matt, wie unter Tränen, die silberne Mittagssonne.

„Warum weinst du?"

„Weinst du nicht auch mit deiner wahren Stimme, dort, auf der Geige, die dir Gott gegeben hat?"

Er kniete vor ihr. „Ich frage dich nicht, wer du bist, denn du hast mich nicht gefragt, was die Menschen den Künstler fragen. Wir kennen uns lange. Laß' mich dir dienen. Ein häßlicher Zwerg im Wegstaub der Königin — so sieht es die Welt. Ein einsames Lichtlein für zwei im Walde Verirrte — du für mich und ich für dich. So wissen wir es. Denn die Seelen sind sich verwandter als die Körper."

Google

„Warum bist du ein häßlicher Zwerg?"

„O, Vater — das fragt sich die Schönheit der Welt!"

„Wie?"

„Ich bin enterbt. Das siehst du doch. Ich liebe und darf nicht lieben."

„Ich verstehe dich nicht, Geiger. Zwerge sind edle und mächtige Wesen. Sie kennen die Wege ins Innere der Welt, und der Himmel leuchtet ihnen noch im Kern der Erde. Wie oft habe ich mir gewünscht: O, wär' ich ein Zwerg. Und häßlich? Die Menschen sagen schön und häßlich und verstehen es nicht . . ."

„O, das ist wahr. Wie wahr es ist, kannst du nicht ermessen."

„Vielleicht! Du stolzer Geiger, traue mir nicht zu wenig zu. Und sei nicht traurig. Glaubst du, daß ich zu den vielen gehöre? Nun also. Ich sage dir, du hast keine Mißgestalt, denn es ziemt keinem Geschöpf, die Natur in sich selber anzuklagen. So, wie du bist, so bist du gewollt. Etwas seltsames, feines, einziges, wie die Distel dort, der bröckelnde Stein, die zottige Hummel. Du weißt es wohl nicht — ich kann es dir sagen: kein Tier will anders sein, als es ist. Im Körperlichen gibt es weder Neid noch Sehnsucht. Kein Frosch beneidet den Fasan um sein Gefieder, kein Fisch die Spinne um ihre acht Beine. Nun lachst du. Ja, es ist auch eines herzlichen Lachens wert. Weh mir, ich kann auch nicht mehr lachen unter den Menschen."

Fiselinus kniete noch, den wirr behaarten Kopf in die Hände gepreßt. „O, ich habe kostbare Jahre in dumpfem Kummer verpraßt. In schwächlichem Selbstgenuß habe ich mich vereinsamt und die Menschen gemieden. Warum bin ich dir nicht früher begegnet? Doch nein!" Er erhob sich hastig. „So ist es nicht! Ich konnte nicht anders leben! Leiden, überwinden, abseits stehen! Du bist anders geschaffen, als ich! Du kannst nicht mit mir verwandt sein!" Er warf den Kopf zurück und betrachtete sie trotzig, fast feindlich.

„Am Ende nur verwandt mit deiner Geige."

Er nickte schwer. „Ja, das wird es sein. Und diese Geige ist kein Weib. Sie gibt mir alles, sagt mir alles — aber ein Weib ist sie nicht. Weder Geliebte, noch Schwester."

„Du wendest dich? Du willst schon gehen? Willst du mich abermals meiden?"

„Ich meide dich nicht — du begleitest mich immer."

„Was soll ich dir schenken?"

Google

„Leb' wohl!"

„Ich will dir sagen, wer ich bin!"

„Nein, laß mir den Schleier! Ich brauche die Hülle des Möglichen! Ich bin ein armseliger Zwerg, aber beständig von Riesengewalten umgeben! Meine Mutter kannte ich nicht, aber ich weiß, daß mein Vater, der sein Erdendasein schimpflich verpraßt hat, mit einer hohen Fee auf Berghöhen lebte! So wogt es in mir durcheinander! So hält es mich unten als elenden Wurm und gibt mir die Flügel doch zu sonnigen Gipfeln!"

„Meine Mutter war auch eine hohe Fee — —"

„Und dein Vater — —?"

„Ich kannte ihn nicht. Er war ein Mensch."

„Ein Mensch — — —?"

„Darum trag' ich, wie du, die Last und den Flug in mir."

„Das kann nicht sein! Wie ich? Wie ich?" Das kann ich nicht dulden!"

Er stürzte davon. Die Geige ließ er liegen. Sie hob sie auf, mit wehem Staunen, wie ein verlassenes Kind, und trug sie ihm nach.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Google

Franz von Defregger:
Ein Tiroler Alter
(Nach einem unveröffentlichten
Oelgemälde)

Go gle

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Google

Kaete Cajetan-Milner:
Etwas vom Wert der deutschen Landerziehungsheime

Es zweifelt heutzutage wohl keiner mehr daran, daß unsere Zeit einen ungewöhnlichen Verbrauch geistiger Kräfte erfordert, und daß der Ausgleich zwischen Vermögen und Anforderung nur selten vorhanden ist. Ueberall der Kulturmensch mit seinen sensibelsten Ansprüchen, überall das Streben nach dem Neuen — Originellen — noch nie Dagewesenen. Ein Wettringen auf allen Gebieten, viel ernstes Erkennen, Wollen und Streben nach Befreiung. Aber ebensoviel Zerfahrenheit und Unklarheit, die das Gährende nicht zum Nutzbringenden ausreift. Die Nerven-Sanatorien wachsen wie Pilze aus der Erde und, so schlecht organisiert sie meist sind, sie haben alle ihre Gäste, denn irgendwohin muß der Mensch mit seiner Qual, mit seinem zerrütteten, überreizten verworrenen Gehirn. Es ist eine alte Tatsache: je höher die Kultur eines Volkes, um so mehr Abnormität, Geisteskrankheit, Perversitäten — mit der Ueberkultur geht es bergab und der Verfall beginnt.

Wie dem abhelfen — wie ein Volk gesund und tatkräftig erhalten? — Mit der Gesundheitsfrage beschäftigt man sich ja heute genügend. Aerzte und Naturheilkundige bereichern den Büchermarkt täglich und man fällt aus einem System ins andere. So wird probiert und kuriert, der eine hat Nutzen, der andere Schaden davon. Und schließlich — alte zerfahrene Kähne werden im Hafen geflickt, so gut es geht. Aber die jungen, neuen Schiffe, die soll man stark bauen und besonnen, damit sie nicht so leicht morsch und leck werden.

Das Uebel bei der Wurzel packen, das ist das Wahre und Wirkliche, was erstrebt werden muß. Es wird auch erstrebt — aber mit welchem Mangel an rechter Erkenntnis? — Wollen wir uns ein gesundes Volk der Zukunft schaffen und erhalten, so muß die Reform der Schule und Erziehung noch eine ganz anders durchgreifende werden. Es ist da

Google

schwer genug für den Einzelnen, gegen das hergebrachte System der Gesamtheit zu arbeiten — besonders bei den Deutschen, die die große Maschine nicht gern aus dem gewohnten Geleise bringen, und wo es fast unmöglich gemacht ist, daß Schule und Eltern Hand in Hand arbeiten.

Die Debatten über das Hin und Wider der verschiedensten Reformen im Unterrichtswesen nehmen kein Ende. Man kann sagen, daß die Technik der wissenschaftlichen Ausbildung einen gewaltigen Fortschritt gemacht hat. Den Kindern wird das Lernen erleichtert, doch hat dies die Folge gezeitigt, daß von den kleinen Menschen ein Uebermaß von allgemeinem Wissen verlangt wird. Sie sollen auf jedem Gebiet womöglich Spezialisten sein, ein gutes Zeugnis wird in allen Fächern von den Begabten erwartet.

Der Fehler, der von jeher der größte aller deutschen Schulen gewesen, die Kinder mit unzähligen Weitschweifigkeiten und mit Nebensächlichem zu quälen, für die sie die genügende Reife noch nicht besitzen, wird jetzt noch verschärft — statt ihnen eine einfache Grundlage hauptsächlicher Werte zu geben, die sie später ausbauen und sich je nach ihren Anlagen weiter bereichern können.

Man lasse sich von einem klugen Kind, das eine gute Schule besucht hat, beim Austritt einen klaren Umriß der allgemeinen Weltgeschichte geben und man wird finden, daß es diese Aufgabe nicht übersichtlich zu lösen vermag. Das Kind ist mit so viel unwesentlichen Einzelheiten überladen worden, daß es die leitenden Ereignisse nicht mehr aus dem allgemeinen Chaos zu lösen vermag. Und so ist es fast in allen Fächern. Ueberall ein Zuviel, selten Bilder, die mit bleibenden festen Strichen gezeichnet sind.

Unsere Kinder haben vier, meist fünf Schulstunden täglich, und selbst wenn eine von praktischer Natur, wie Handarbeit, Singen, Turnen dazwischen fällt, und wenn sie auch nach jeder Stunde ein paar Minuten Erholungspause haben, so ist die Lernzeit doch eine bei weitem zu große, da außer ihren Privatausbildungen in Musik usw. noch wenigstens zwei bis drei Stunden Schularbeit für die oberen Klassen verlangt wird.

Was bleibt da übrig für die Bewegung und Kräftigung des Körpers, die der Mensch zu seiner Entwickelung so nötig braucht und die zur allgemeinen Festigung der Gesundheit ihm allein helfen kann, in der

Google

Unrast unserer Zeit im späteren Leben standzuhalten und zur Selbständigkeit durchzudringen.

Wieviel einsichtiger auf diesem Gebiete ist das englische Volk und wieviel gesünder und widerstandsfähiger hat es sich entwickelt! Dies liegt durchaus nicht nur in der Rasse und Veranlagung, sondern zum größten Teil liegt es daran, daß sie von jeher in klarem Erkennen die Erziehung ihrer Kinder zweckmäßig gestaltet haben. Die gleiche Berücksichtigung geistiger und körperlicher Pflege ist bei ihnen stets das leitende Moment. Das Kind lernt daher anscheinend nur halb soviel, bleibt aber meist gesund, wird früher selbständig praktisch und wir können nicht behaupten, daß der gebildete Engländer ebenso wie die gebildete Engländerin im Durchschnitt an Kenntnissen, die für das gewöhnliche Leben erforderlich sind, anderen Nationen nachsteht. Jedenfalls haben sie nicht soviel körperlich und geistig Verkrüppelte. Ein fachverständiger Arzt stellte vor einiger Zeit fest, daß in einer Anzahl deutscher Schulen, deren Kinder er untersucht, 90 Prozent nicht gesund d. h. bleichsüchtig waren oder zu Rückgratverkrümmungen neigten.

Es ist unglaublich, daß so viele Eltern und Erzieher diese Bedenken, die durch solche Tatsachen sich ihnen doch aufdrängen müssen, unbekümmert einschläfern und sich daran halten, daß die Jugend im allgemeinen dem Anscheine nach doch fröhlich heranwächst und blühend gedeiht.

Es ist ja auch, wie gesagt, für den Einzelnen nicht so einfach, individualisierend vorzugehen.

Die Eltern haben mit der Schule zu rechnen, und die Schule hat das ihr gegebene Pensum zu bewältigen. Und bevor nicht in dem Umfang und dem Gehalt dieses Pensums von oben herab wesentliche Umgestaltungen vorgenommen werden und der allgemeinen körperlichen Ausbildung mehr Zeit und Recht eingeräumt wird, werden wir unserer Jugend nicht helfen können, wie wir wollen.

In jedem Kind müßte von vornherein der Ehrgeiz zur körperlichen Ausbildung gleichmäßig mit dem zur geistigen geweckt werden. Es müßte täglich seine Turn- und Spielstunden haben, genau so konsequent durchgeführt wie der wissenschaftliche Unterricht, wie wir es in englischen Lehranstalten und Familien finden.

Es ist ja mit Freuden zu begrüßen, daß in den letzten Jahren die englischen Turn- und Laufspiele sich auch in Deutschland eingebürgert haben, und auch in vielen Schulen, nur nicht g e n u g, gepflegt werden.

Google

Sie werden meist nur sport- und vergnügungsmäßig betrieben, und nicht, wie es sein sollte, jedem Kind zur Pflicht gemacht.

Auch in das Unterrichtswesen bemühen sich einige in großen Städten erstandene Reformschulen eine wesentliche Umgestaltung dadurch zu bringen, daß sie nur drei Stunden jeden Morgen wissenschaftliche Lehrstunden erteilen und nur acht bis zehn Schülerinnen aufnehmen, deren Ausbildung ganz gewiß dadurch nur Gewinn haben kann.

Auch sind die Bemühungen der sogenannten Wald- und Freiluftschulen, solange sie vernünftig geleitet werden, zu rühmen, die wenigstens den bleichen Stadtkindern das Stubenhocken soviel wie möglich beschränken.

Aber gerade auf dem Gebiet der Reformschule sollte, soweit es die sozialen Verhältnisse erlauben, noch bedeutend erweitert werden.

Den richtigen Weg zur gesunden, zweckmäßigen Heranbildung des werdenden Menschen zeigen, soweit es möglichst ist, die in den letzten zehn Jahren erstandenen Landerziehungsheime, deren erstes 1898 von Dr. H. Lietz in der Nähe von Ilsenburg gegründet wurde.

Die vortrefflichen Grundsätze, die Dr. Lietz dem Aufbau seines Unternehmens zugrunde legte, und ihre sachgemäße Ausführung hatten zur Folge, daß die Zahl der Zöglinge sich rasch vergrößerte, so daß ein Teil des Institutes nach Haubinda in Thüringen verlegt werden mußte. Die Erfolge, die Dr. Lietz bei seinen Knaben erzielte, veranlaßte im Jahre 1900 Frau von Petersenn in Stolpe-Wannsee im gleichen Sinne ein Erziehungsheim für Mädchen zu gründen, das ebenfalls rasch aufblühte. Da die Räumlichkeiten bald zu beschränkt wurden, und Frau von Petersenn die Bedingungen in der Nähe Berlins nicht günstig erschienen, wanderte sie mit den älteren Schülerinnen nach Schloß Gaienhofen am Bodensee, während Frau Auguste Bollert die Fortführung des Heims für junge Mädchen in Sieversdorf (Mark) übernahm.

Was die deutschen Land-Erziehungsheime (D. L. E. H.) zu erstreben suchen, ist, einer möglichst gleichmäßigen Entwickelung für Geist und Körper bei der ihr anvertrauten Jugend gerecht zu werden und sie sowohl wissenschaftlich wie praktisch in gleicher Weise tüchtig auszubilden.

Was in Privatschulen nicht erreicht werden kann, ist hier möglich: Lehrer und Schüler, die den ganzen Tag zusammenleben und arbeiten, stehen in freundschaftlicher Beziehung zueinander. Es ist vor allen Dingen im Sinn der D. L. E. H., daß das Verhältnis der Lehrenden zu den Lernenden ein vertrautes ist, damit die Individualität des ein-

Google

zelnen Kindes nicht verschleiert und jedes nach seiner Eigenart berücksichtigt werden kann. Dieser Eigenart wird dann auch in den Unterrichtsstunden wesentlich Rechnung getragen. Fächer, für die dem einzelnen Kind gänzlich Begabung und Interesse fehlt, können vom Unterrichtsplan mit Einverständnis der Eltern gestrichen werden, insoweit dies die gewünschte Ausbildung erlaubt, die nach den verschiedensten Richtungen und ganz nach dem Wunsche der Eltern stattfinden kann.

Der Lehrplan im allgemeinen lehnt sich an den der Oberrealschule an, soweit dies mit den pädagogischen und didaktischen Ueberzeugungen des D. L. E. H.-Gründers vereinbarlich ist. Vom 13. Jahre ab erhalten die Kinder auf Wunsch lateinischen und griechischen Unterricht, so daß sie leicht zu einem Reformgymnasium übergehen können, oder ohne großen Zeitverlust die Prüfung eines Gymnasiums nachholen, auf dem sie die der Realschule bestanden haben.

Die wissenschaftliche Ausbildung ist fast immer eine durchweg tüchtige und eine die Kinder erfreuende, da beim Unterricht alles Schablonenhafte vermieden wird. Der Lehrer bemüht sich, nichts zu bringen und zu sagen, was der Schüler nicht selbst finden kann. Alles tote Namen- und Zahlenwesen ist ausgeschlossen. Ebenso wird der freie Vortrag des Lehrers möglichst vermieden. Die Stunden werden vielmehr in der Art von Unterhaltung betrieben, was möglich ist, da in den Klassen ja immer nur eine beschränkte Anzahl von Schülern sich befindet. Und es ist Ehrensache eines D. L. E. H.-Lehrers, das Interesse eines Schülers so zu wecken, daß jeder Arbeitszwang fortfällt.

Es ist wunderbar und wird doch fast bei allen Kindern der Landerziehungsheime erreicht, daß sie vollständig aus eigenem Interesse für die einzelnen Stunden arbeiten und die ihnen gestellten Aufgaben ohne Zwang erledigen, trotzdem sie bei Unterlassung nie gestraft werden.

Beim Unterricht werden vor allem der Kultur der Gegenwart die Stoffe entnommen, und die Vergangenheit wird nur soweit hereingezogen, als sie zum Verständnis der Gegenwart dient. Mathematik und Naturwissenschaften werden bei den Knaben im Zusammenhang mit dem modernen kaufmännischen und industriellen Leben unterrichtet. Und bei den Knaben sowohl wie bei den Mädchen wird als Hauptzweck immer im Auge behalten, das herauszuholen und zu lehren, was sie später im praktischen Leben am nötigsten brauchen. So ist trotz der beschränkten Arbeitsstunden die Ausbildung für beide Teile eine vorzügliche. Die

Google

Mädchen können sich bis zum Abiturientenexamen vorbereiten oder auch für besondere Berufe besondere Anleitung bekommen.

Gut ist es für die Kinder, daß sie sich gewöhnen müssen, im freien Vortrag zu sprechen, wozu ihnen an jedem Sonnabend, wo der gewöhnliche Unterricht ausfällt, Gelegenheit gegeben ist. Jedes Kind muß sich zu diesem Zweck ein bestimmtes Thema vorbereiten, um darüber zusammenhängend vor allen anderen sprechen zu können.

Auch ist sehr erfreulich, daß vermieden wird, die Kinder im Unterricht sowohl wie im Zusammenleben irgendwie politisch oder konfessionell zu beeinflussen — und daß der Religionsunterricht den Kindern aller großen Religionen das Gleiche geben kann: das unbefangene Verständnis für den tiefsten Sinn und Ursprung des christlichen Lebens.

Was die modernen Sprachen anbetrifft, so wäre es wünschenswert, daß die D. L. E. H.'s, wie sie es vorhatten, möglichst ausländische Kräfte heranzögen, und daß die Kinder vor allem im Sprechen geübt würden. Dies ist noch ein wunder Punkt, der noch nicht in allen D. L. E. H.'s ausgeglichen ist, hoffentlich aber mit der Zeit größere Berücksichtigung findet.

Die meisten Stunden werden bei gutem Wetter in warmer Jahreszeit im Freien gehalten, und viel Zeit des Tages für Spiel und Sport verwandt. Sehr gründlich wird jedes Kind in der Gartenarbeit unterwiesen, und es ist eine Freude, die braunverbrannten, kleinen Gärtner und Gärtnerinnen mit Verständnis und Eifer pflanzen, gießen, düngen, ja sogar Bäume okulieren und im Herbst ihre Ernte einheimsen zu sehen. Mitten aus dem Unterricht werden sie im Sommer, wenn ein Gewitter heraufzieht, geholt, um das Heu zu bergen. Für Hühner und anderes Getier müssen sie sorgen, ja, in Gaienhofen hat man sogar eine Bienenzucht angelegt. Und je nachdem es Interesse und Gesundheit der einzelnen Kinder erfordert, werden sie mehr oder weniger mit häuslichen, ländlichen oder wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Jedes Mädchen muß einmal in der Woche in die Küche, um das Mittagbrot selbständig oder helfend zubereiten.

Die Kost ist kräftig und gut. Alle aufreizenden Nahrungsmittel, Gewürze, Kaffee, Tee, Alkohol werden gänzlich vermieden.

Viel Wert wird darauf gelegt, die Handfertigkeit und Geschicklichkeit zu entwickeln. Es wird selbst angestrichen, tapeziert, ja eine Hafenmauer haben sich die Gaienhofener Mädchen selbst gebaut. Statt zierlicher, spielerischer Handarbeit lernen sie Besen binden und Körbe flech-

Google

ten, während die Knaben Tischler- und Drechslerwerkstätten haben.

Gezeichnet wird stets nach der Natur, ebenso viel modelliert, auch ist man bemüht, die musikalischen Talente besonders auszubilden.

Sehr abgehärtet wird das junge Volk der Landerziehungsheime. Prüderie und falsches Schamgefühl darf nicht aufkommen. Nackend laufen sie täglich in den See und sonnen sich auf den Badewiesen. Es ist da freilich eine ernste Aufgabe der Erzieher, diese körperliche Trainierung nicht zu übertreiben und Maß zu halten, ebenso bei den oft anstrengenden Fußtouren und Reisen, die sie unternehmen, denn es werden immer einige zarte Naturen unter den Kindern sein, denen ein Zuviel schadet und die gegen die Einflüsse von Luft und Wasser empfindlicher sind als die anderen.

Im ganzen aber machen die Kinder dieser D. L. E. H. s einen vollständig anderen Eindruck als unsere sonstige heranwachsende Jugend. Es geht ein frischer, natürlicher Zug durch diese braungebrannte arbeitslustige Schar, und die konsequente Erziehung zur größten Einfachheit tut ihnen sehr wohl. Sie schlafen in ziemlich harten, eisernen Betten unter Wolldecken in großen luftigen Zimmern, die sie selbst reinigen und in Ordnung halten müssen. Sie tragen alle die gleichen, einfachen und praktischen Anzüge (Matrosenkleidung), laufen aber bei der Arbeit meist in Hosen und Schürzen herum. Und wenn man ihnen auf Ausflügen begegnet, sind sie von weitem an ihren leuchtenden roten Mützen zu erkennen.

Da, wo Knaben- und Mädchenheime nahe beieinander liegen, wird dafür gesorgt, daß die Kinder sich gegenseitig kennen lernen und öfter zu Spielen zusammenkommen.

Auf den Reisen, die sie mit ihren Lehrern zweimal im Jahr, Frühling und Herbst, unternehmen, dürfen sie, obgleich immer ein Erwachsener zur Begleitung als Freund und Kamerad bei ihnen ist, sich ganz nach Wunsch einrichten, um an ihren Erfahrungen lernen zu können. (Diese gewisse persönliche Freiheit, die ihnen auch während der Schulzeit in ihren freien Stunden gegeben wird, schafft den Kindern das besondere Glücksgefühl.) Alles, was geeignet ist, Disziplin, Umsicht und Selbstüberwindung, vor allem aber Selbständigkeit zu entwickeln, wird ihnen auf solchen Reisen möglichst geboten. So lange sich diese Ferientouren auf Fußwanderungen und Fahrten in schöne Gegenden beschränken, sind sie nach meiner Ansicht sehr zu begrüßen. Jedoch sollte der Aufenthalt in Städten möglichst ausgeschaltet werden. Es

Google

wird so manches sensible und nervös veranlagte Kind in diese Heime gebracht, damit es sich im Gleichmaß der Tage und ländlicher Ruhe gesund entwickle. Und diesen Werdegang sollte man dann nicht durch zu viel andere Eindrücke, die sie später im Leben genug haben können, stören.

Auch sonst sollten die Vorsteher nicht glauben, man müßte den Kindern, weil sie auf dem Lande leben, noch besondere Vergnügungen und Abwechslungen während der Schulzeit bieten. Gerade weil sie auf dem Lande leben, haben sie ja viel mehr Freuden wie die Stadtkinder, und dazu, daß sie keine Theater und Konzerte besuchen und nicht in Museen herumlaufen, kann man nur Gott sei Dank sagen.

Es ist natürlich nicht leicht für die Leiter und Leiterinnen der D. L. E. H.'s, alledem gerecht zu werden, was den vielseitigen Wünschen und ihren idealen Zielen entspricht, und es gehört eine große Aufopferung und das Einsetzen einer vollen Persönlichkeit dazu, um einem solchen Heim in richtiger Weise vorstehen zu können.

Aber die jetzigen Landeserziehungsheime, soweit sie mir bekannt, sind von vorzüglichen Kräften gegründet, die soviel als möglich versucht haben, die richtigen Menschen zur Mitarbeit heranzuziehen. Ich weiß, mit wieviel Kampf und Schwierigkeit das verbunden ist, und wie dann immer noch so manches bleibt, was nachhinken muß.

Ein wichtiges und sehr wünschenswertes Moment ist, daß die D. L. E. H.-Leiter verständig genug bleiben, in die einzelnen Anstalten nur eine beschränkte Anzahl von Schülern aufzunehmen, nicht mehr als dreißig, da sonst die großen Werte dieser schönen Unternehmung in Frage kämen, und auch die Kraft der Vorsteher zu sehr aufgebraucht würde. Dieser kleinen Schar aber können sie sich dann voll und ganz widmen, so daß ein jedes nicht das Gefühl hat, die schablonenhafte Nummer einer Organisation zu sein, sondern sich als Mitglied einer Familie fühlt. Und in diese Familie können Eltern, denen die Bedingungen in Stadt und Schule nicht genügen, ihr Kind getrost senden. Und sie sollten dann, wenn es ihnen möglich, sich manchmal persönlich überzeugen, wie diese Landkinder aufblühen und wie sie in den Heimen leben. Das wird ihnen Freude und Genugtuung bringen — und vielleicht auch ein wenig Bedauern: selbst dort nicht noch einmal jung sein zu können.

Google

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Copyright 1910 by Albert Langen, Munich.

Fortsetzung

Nils steht auf, ich aber bleibe sitzen. Nils betrachtet sich das Wetter und prophezeit einen schönen Morgen, dann schwatzt er noch ein bißchen von dem guten Gras im Garten, das auch gemäht werden müßte.

„Bleibst du noch sitzen?" fragte er plötzlich.

„Ja. Warum? Nein, ich geh besser wohl auch hinein."

Nils macht ein paar Schritte, dreht aber wieder um und sagt:

„Du solltest nicht länger hier sitzen bleiben, sondern mit hineingehen."

„So, meinst du?" erwidre ich und erhebe mich sogleich; denn mir geht ein Licht auf.

Nils ist nur gekommen, mich wegzuholen, und er hat eine Absicht dabei.

Sollte er mich durchschaut haben? Aber was war denn da zu durchschauen? Wußte ich denn selbst, warum ich ins Syringenwäldchen gegangen war? Ich erinnerte mich jetzt, daß ich auf dem Bauch gelegen und an einem Grashalm gekaut hatte. Im obern Stock des Wohnhauses war ein gewisses Fenster erleuchtet; das hatte ich betrachtet. Das ist alles.

„Ich bin zwar neugierig, aber was ist denn los?" frage ich Nils.

„Nichts," erwidert er. „Die Mädchen sagten, du wärst hier, und so ging ich herunter.

„Dann haben mich also diese Mädchen durchschaut," dachte ich, un-

Google

angenehm berührt. „Es ist Ragnhild, das Teufelsmädchen; und sie ist so durchtrieben, sie hat natürlich viel mehr gesagt, als Nils verraten will. Und wie, wenn mich die gnädige Frau selbst von ihrem Fenster aus gesehen hätte?"

O, von nun an wollte ich den Rest meines Lebens kalt wie Eis sein. Das war mein fester Entschluß!

* * *

Ragnhild hat es jetzt sehr leicht. Der dicke Läufer auf der Treppe dämpft ihre Schritte; nun kann sie hinauflaufen, so oft sie will, und jeden Augenblick lautlos wieder herunterhuschen, so bald man sie braucht.

„Ich verstehe mich nicht mehr auf die Gnädige," sagt Ragnhild. „Nun ist sie doch wieder da und sollte froh und vergnügt sein; aber sie weint und schluchzt nur. Heute hat der Kapitän zu ihr gesagt: „Sei nun ein wenig vernünftig, Luise," sagte er. „Ach verzeih, ich will es nie wieder tun," erwiderte die gnädige Frau; und nun weinte sie, weil sie unvernünftig gewesen war. Aber daß sie es nie wieder tun wolle, das hat sie nun seit ihrer Rückkehr jeden Tag gesagt und es doch immer wieder getan. Die Aermste, heute hatte sie so heftig Zahnweh, daß sie laut weinte . . ."

„Geh du jetzt wieder zum Kartoffelhacken," unterbricht sie Nils. „Heut haben wir keine Zeit zum Schwatzen."

Dann geht es wieder aufs Feld hinaus; alle müssen mit. Ach, wir haben so viel zu tun! Der Knecht hat Angst, das Korn könnte auswachsen, deshalb will er es lieber so rasch wie möglich einfahren. Gut! aber dann müssen wir das meiste sofort dreschen und das Korn auf allen Fußböden in den Wirtschaftsgebäuden ausbreiten; ja selbst auf dem Boden der großen Gesindestube liegt eine Lage Korn zum Trocknen. Und haben wir nicht sonst noch Eisen im Feuer? O doch, viele, viele, und alle sind weißglühend. Das Wetter hat sich verändert, und es kann noch schlechter werden, deshalb darf nichts aufgeschoben werden. Wenn gedroschen ist, müssen wir das Stroh gleich hacken und im Viehstall in Verschlägen einsalzen, sonst verdirbt es. Ob wir dann fertig sind? O nein, es glühen noch viele Eisen in unserer Esse. Grindhusen und die Mägde hacken die Kartoffeln heraus. Als das Wetter sich für ein paar Tage aufhellt, benützt Nils die kostbare Zeit, ein paar Dutzend Morgen Roggenland einzusäen. Der Kleinknecht muß dann ordentlich

Google

mit der Egge darübergehen, und Lars Falkenberg pflügt unentwegt weiter. Der gute Lars hat sich drein gefunden und ist, seit die Herrschaft zurück ist, ein großer Pflüger geworden. Wenn das Erdreich auf dem Acker zu weich wird, bricht er Wiesen um, und nach ein paar Tagen mit Wind und Sonnenschein pflügt er wieder Aecker.

Alles geht gleichmäßig und sicher vorwärts; nachmittags ist auch der Kapitän mit draußen und hilft mir, das letzte Getreide einfahren.

Der Kapitän ist kein Schwächling bei der Arbeit; groß und stark ist er und dabei sehr geschickt. Er ladet den Hafer auf; nun ist er schon am zweiten Wagen.

Da sehe ich die gnädige Frau auf dem Wege daherkommen, jetzt eben geht sie quer übers Feld auf uns zu. Ihre Augen glänzen; es gefällt ihr wohl, ihren Mann bei solcher Arbeit anzutreffen.

„Gott segne deine Arbeit!" sagt sie.

„Vielen Dank," versetzt der Kapitän.

„So sagt man bei uns im Norden," fährt sie fort.

„Was?"

„So sagt man bei uns im Norden."

„Jawohl."

Der Kapitän unterbricht seine Arbeit nicht; und da die Garben rascheln, versteht er nicht immer, was sie sagt. Er muß oft zweimal fragen, und das ärgert beide.

„Ist der Hafer reif? fragt sie.

„Ja, gottlob."

„Aber er ist doch wohl noch nicht ganz trocken?"

„Ich versteh nicht, was du sagst."

„Ich hab nichts gesagt."

Eine lange, stumme Verstimmung. Der Kapitän versucht zwar ab und zu ein lustiges Wort hinzuwerfen, bekommt aber keine Antwort.

„Soso, du kommst, um zu inspizieren," sagt er im Scherz. „Bist du auch auf dem Kartoffelacker drüben gewesen?"

„Nein," antwortet sie; „aber ich kann ja hingehen, wenn du mich hier nicht magst."

Es war sehr ungemütlich, und ich mußte wohl die Stirne etwas gerunzelt und mein Unbehagen gezeigt haben. Da erinnerte ich mich plötzlich, daß ich ja auch aus einem gewissen Grunde kalt wie Eis sein wollte, und so runzelte ich die Stirne noch mehr.

Google

Da sah mich Frau Falkenberg fest an und fragte:

„Warum machst du denn so ein böses Gesicht?"

„Was — du machst ein böses Gesicht?" sagt auch der Kapitän und zwingt mich damit zum Lachen.

Frau Falkenberg greift sofort zu und sagt:

„So, jetzt konntest du auf einmal hören."

„Ach Luise," erwidert er nur.

Da verdunkeln sich ihre Augen; einen Augenblick steht sie unbeweglich da, dann aber läuft sie mit tief gesenktem Kopf hinter die Korndieme und schluchzt laut.

Der Kapitän geht ihr nach und fragt: „Was hast du denn, Luise? Sag es mir doch!"

„Nein, nein, es ist nichts. Geh nur, geh!" erwidert sie.

Ich höre, daß sie sich hinter der Dieme erbricht und ein wenig jammert: „Ach Gott, hilf mir!"

„Meine Frau fühlt sich heute recht unwohl; wir andern verstehen das nicht recht," sagt der Kapitän.

„Es soll eine Seuche in der Gegend herumgehen," erwidre ich, nur um etwas zu sagen. „Eine Art Fieber; ich hab es auf der Post gehört."

„So? Da hörst du's, Luise!" rief er. „Es geht eine Seuche herum; du wirst sehen: die hast du."

Frau Falkenberg gab keine Antwort.

Der Kapitän und ich luden wieder Garben auf, und je weiter wir vorrückten, desto weiter zog sich Frau Falkenberg wohl zurück; aber schließlich nahmen wir die letzte Garbe weg, und nun stand sie vor uns, wie auf etwas Bösem ertappt. Sie sah nach der plötzlichen Uebelkeit sehr bleich aus.

„Soll ich mit dir nach Hause gehen?" fragte der Kapitän.

„Nein, ich danke. Durchaus nicht," erwiderte sie und wendete sich zum Gehen.

Da blieb der Kapitän draußen und lud Getreide auf bis zum Feierabend.

* * *

Aber dann war ja alles wieder in Unordnung.

Ach, wie schwierig war es doch für alle beide, für den Kapitän und auch für seine Frau!

Google

Und es war ja natürlich auch nicht etwas, was mit ein wenig gutem Willen von beiden Seiten, wie alle klugen Leute sagen würden, wieder hätte ins Geleise kommen können; es war etwas Unüberwindliches, ein Wirrsal auf dem Grunde ihrer Herzen. Zum Schluß hatte die gnädige Frau sich überdies kurzerhand gegen ihre ehelichen Pflichten aufgelehnt und verschloß nun abends ihre Türe; Ragnhild hatte den Kapitän durch die Tür gekränkt mit ihr reden hören.

Aber für heute abend habe der Kapitän eine Unterredung auf dem Zimmer der gnädigen Frau verlangt, ehe sie sich schlafen lege, und da gebe es eine neue Auseinandersetzung. Beide hätten gewiß den besten Willen, alles wieder gut zu machen; aber es sei unausführbar, es sei zu spät. — Wir, Nils und ich, sitzen noch in der Küche und hören Ragnhild zu, und ich habe Nils noch nie so mutlos gesehen wie heute.

„Wenn es diesmal wieder nicht gut abläuft, dann ist es vorbei," sagt er. „Schon im Sommer hab ich mich gefragt, ob der Gnädigen nicht eine ordentliche Tracht Prügel gehörte; aber jetzt seh ich ein, daß es Verrücktheit bei ihr ist. Hat sie gesagt, sie wollte wieder auf und davon?"

„Ja, sie spielte darauf an," antwortete Ragnhild. Und dann erzählte sie ungefähr folgendes:

„Es fing damit an, daß der Kapitän fragte, ob sie nicht meine, sie habe die Seuche, die hier herumgehe; aber Frau Falkenberg meinte, das sei doch wohl keine Seuche, daß sie so einen Widerwillen gegen ihn habe. — „Hast du so einen Widerwillen gegen mich?" — „Ja, ich könnte gerade herausschreien. Du hast den Fehler, daß du so schrecklich viel ißt." — „So, ich esse so viel?" sagte der Kapitän. „Ich weiß nicht, ob das gerade ein Fehler ist, es ist eine Eigenschaft, und es gibt doch kein vorgeschriebenes Maß, wieviel man essen soll." — „Nein, aber wenn ich dir so lange zusehen muß, wird mir übel, und dann muß ich mich erbrechen." — „Jetzt trinke ich aber jedenfalls nicht zu viel," sagte er; „das ist doch immerhin etwas besser als früher." — „Ach nein, es ist viel schlimmer als früher." — Nun sagte der Kapitän: „Gerade heraus gesagt, meine ich, du könntest wohl ein wenig nachsichtig gegen mich sein, dafür daß ich — für das, was du mir im Sommer angetan hast." — „Ja, du hast recht," entgegnete seine Frau; und dann fing sie zu weinen an. — „Es plagt und wurmt mich Tag und Nacht, aber ich habe jedenfalls noch kein Wort zu dir gesagt," wendete der Kapitän ein. — „Ach nein, ach nein!" schluchzte sie und weinte noch heftiger. — „Und

Google

ich habe dich doch auch aufgefordert, zurückzukehren," fuhr er fort. Aber nun dachte sie wohl, er rechne ihr zu viel vor; sie weinte nicht mehr, sondern warf den Kopf in den Nacken und sagte: „Es wäre viel besser gewesen, du hättest mich nicht aufgefordert, wenn ich nur zu diesem hierher zurückkehren sollte." — „Wozu zurückkehren?" fragte er. „Du tust jetzt genau ebenso, was du willst, gerade wie früher, aber du kümmerst dich um nichts, nicht einmal den Flügel rührst du mehr an. Du wirst nur immer schwieriger zu behandeln und meinst, nichts sei gut genug für dich, und mir schließt du am Abend die Tür vor der Nase zu. Aber, bitte, riegle nur zu!" — „Nein, du selbst bist schwer zu behandeln, das kann ich dir sagen," warf sie ein. „Beim Aufstehen und Schlafengehen denke ich immer: Gib dir nur alle Mühe, daß er nicht an den Sommer erinnert wird. Du sagst, du spielst mit keinem Wort darauf an. O doch, mein Freund, es vergeht nicht viel Zeit zwischen dem einen und dem nächsten Mal, bis du es mir wieder an den Kopf wirfst. Einmal hatte ich mich versprochen und Hugo zu dir gesagt. Und was hast du da getan? Da hättest du mich wohl ein wenig streicheln und mir darüber weghelfen können; aber du machtest ein finstres Gesicht und sagtest: Ich bin nicht der Hugo. Ach, ich wußte recht wohl, daß du nicht der Hugo warst, und schalt mich selbst genug dafür, daß mir das Wort entschlüpft war." — „Das ist es ja gerade," sagte der Kapitän. „Bereust du die Geschichte mit Hugo auch wirklich?" — „Jawohl," erwiderte seine Frau, „ich bereue sie." — „Es kommt mir nicht so vor," warf er ein; „du bist ja ebenso hochfahrend wie früher." — „Und du, was bist denn du?" fiel sie ihm ins Wort. „Hättest du vielleicht nichts zu bereuen?" — „Du hast zwei Photographien von Hugo auf deinem Flügel stehen, und du machst durchaus keine Anstalten, sie wegzunehmen, obgleich ich dir nicht nur einmal, sondern wohl fünfzigmal gezeigt habe, wie sehr ich es wünsche, ja dich geradezu darum angefleht habe." — „Du quälst dich ja schrecklich um diese Photographien ab," sagte sie. — „Ja, aber versteh mich recht; wenn du sie jetzt entfernst, jetzt, nachdem ich dich wohl fünfzig mal darum gebeten hatte, hat es keinen Wert mehr für mich. Es hätte nur ein bißchen weniger Unverfrorenheit bewiesen, wenn du die Bilder an dem Tag, wo du wieder hierherkamst, verbrannt hättest. Statt dessen liegen hier in deinem Zimmer auch noch Bücher mit seinem Namen herum, und das Taschentuch ist auch mit seinem Buchstaben gezeichnet." — „Ach, das ist nur Eifersucht von dir, ich verstehe nicht, was das zu sagen hat,"

Google

SITY

NORD UND SÜD

Nach Hans Holbein dem jüngern:
Die Madonna des Bürgermeisters Meyer.

Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Google

widersprach Frau Falkenberg. „Ich kann ihn doch nicht geradezu totschlagen, wie du so gern haben möchtest; und das würde auch meinen Eltern nicht gefallen, ich habe doch mit ihm zusammen gelebt und bin mit ihm verheiratet gewesen." — „Mit ihm verheiratet?" — „Ja, so sage ich, und nicht alle betrachten Hugo und mich so, wie du es tust." — Da schwieg der Kapitän eine gute Weile und schüttelte nur immer den Kopf. — „Uebrigens bist du auch ganz allein schuld daran," begann Frau Falkenberg wieder. „Du bist damals mit Elisabeth fortgefahren, obgleich ich dich gebeten hatte, zu Hause zu bleiben. Damals ist es geschehen; wir hatten an dem Abend viel getrunken; alles drehte sich vor mir im Kreise." — Noch immer erwiderte der Kapitän nichts; erst nach einer Weile sagte er: „Ja, es war unrecht, daß ich damals wegfuhr." —

„Ja, das war es," schluchzte Frau Falkenberg und brach wieder in Tränen aus. „Du wolltest nichts hören. Und immer wirfst du mir nun das mit Hugo an den Kopf, aber du denkst nicht daran, was du selbst getan hast." — „Der Unterschied ist nur der," ergriff der Kapitän das Wort, „daß ich mit der Dame, an die du denkst, niemals zusammengelebt habe, nie mit ihr verheiratet gewesen bin, wie du das nennst." — Darauf atmete Frau Falkenberg nur tief auf. — „Niemals," wiederholte der Kapitän, und schlug mit der Hand auf den Tisch. Seine Frau zuckte jäh zusammen und sah ihn starr an. „Aber dann begreif ich nicht," sagte sie endlich, „warum du immer so hinter ihr her warst und dich im Gartenhaus und in allen Ecken mit ihr verstecktest?" sagte sie. — „Nein, du bist im Gartenhaus gewesen, nicht ich," warf er ein. — „Ja, immer muß ich es sein," sagte sie, „du nie." — „Nein, der Grund, warum ich mich mit Elisabeth einließ, war kurz und gut der, daß ich dich wiedergewinnen wollte," sagte der Kapitän. „Ich hatte dich verloren und wollte dich wiedergewinnen." — Da überlegte Frau Falkenberg eine Weile, dann sprang sie auf, umschlang ihn mit ihren Armen und rief: „Dann hast du mich ja doch lieb gehabt! Ich hatte geglaubt, das sei vorbei, du warst mir auch seit vielen Jahren schon so ferngerückt, weißt du es noch? Alles war verkehrt, ich glaubte nicht . . . Ich wußte nicht . . . Aber dann hast du mich also doch lieb gehabt! Aber, dann ist ja alles gut." — „Setz dich nur wieder," sagte er; „das einzige ist, daß noch etwas dazugekommen ist." — „Was? Wieso etwas dazugekommen?" — „Siehst du, nun hast du es vergessen. Darf ich nun fragen, ob du das auch wirklich bereust, was dazu gekommen ist?" — Da wurde die gnädige Frau wieder ganz bitter und sagte: „Ach, du

Google

meinst Hugo. Das ist nun einmal geschehen." — „Das ist keine Antwort auf meine Frage." — „Ob ich es wirklich bereue? Und du, bist du ganz ohne Schuld?" — Jetzt stand der Kapitän auf und wanderte im Zimmer hin und her. „Das Schlimmste ist, daß wir keine Kinder haben," begann Frau Falkenberg wieder. „Ich habe keine Tochter, die ich zu einem bessern Menschen erziehen könnte, als ich einer bin." — „Ich habe auch daran gedacht," versetzte der Kapitän, „und vielleicht hast du Recht!" Darauf wendete er sich rasch nach ihr um und fügte hinzu: „Es ist ein schweres Erdbeben über uns hingegangen, Luise; aber sollen wir beiden Ueberlebenden nun nicht fest zugreifen und die Balken und den Schutt und alles, was uns seit Jahren begraben hat, wegräumen, damit wir wieder aufatmen können? Du kannst noch eine Tochter bekommen." — Da stand Frau Falkenberg auch auf und wollte etwas sagen, brachte es aber nicht heraus. „Ja," sagte sie nur. „Ja," sagte sie noch einmal. — „Du bist jetzt aufgeregt und müde; aber denk nachher ein wenig darüber nach. Gute Nacht, Luise." — „Gute Nacht!" sagte auch sie.

11.

Der Kapitän machte dem Knecht Nils eine Andeutung, daß er den ganzen Wald schlagen lassen wolle oder die Stämme auf der Wurzel verkaufen. Nils meinte, der Kapitän wolle das tun, damit nicht noch mehr fremde Leute auf den Hof gezogen würden. „Es steht gewiß wieder ebenso schlecht wie früher zwischen ihm und seiner Frau," sagte er.

Wir sind jetzt bei der Kartoffelernte; und da wir nun einmal soweit gekommen sind, haben wir es nicht mehr gar so eilig. Aber wir haben doch recht viel zu tun; mit dem Pflügen sind wir noch im Rückstand, und deshalb pflügen jetzt Lars und ich auf dem Acker und den Wiesen.

Der Knecht Nils, dieser sonderbare Mensch, fand, es sei wieder so unbehaglich auf Oevrebö, er möchte am liebsten seine Stelle aufkündigen und seiner Wege ziehen; dann aber wollte er die Schande, daß er aus dem Dienst gelaufen sei, doch nicht auf sich nehmen. Er hatte seine eignen bestimmten, durch viele Generationen ererbten Begriffe von Ehre. Ein Knecht auf einem großen Hof mußte sich anders benehmen als irgend ein hergelaufener Knecht, und überdies war er hier noch nicht lange genug gewesen. Oevrebö war heruntergekommen gewesen, als er hier anfing, und es gehörten viele Jahre dazu, es wieder

Google

hinaufzubringen; erst in diesem Jahre, wo er ordentliche Mannshilfe gehabt hatte, war er imstande, das Gut mit Nutzen umzutreiben. Aber von jetzt an konnte er die Früchte seiner redlichen Arbeit auch wirklich sehen. Solch eine Ernte! Welche prachtvollen Aehren! Der Kapitän sah auch seit vielen Jahren zum erstenmal mit Erstaunen und Dankbarkeit eine so reiche Ernte. Er konnte in großen Partien verkaufen.

Aber dann war es ja ganz sinnlos von Nils, jetzt Oevrebö verlassen zu wollen. Er wollte natürlich einen kleinen Besuch in seiner etwas weiter im Norden gelegenen Heimat machen; und nachdem alle Kartoffeln herausgenommen waren, gewährte er sich einen zweitägigen Urlaub. Er hätte wohl einen triftigen Grund dazu, wollte vielleicht sein Mädchen treffen, dachten wir andern; und als er dann zurückkam, war er fleißig und tüchtig wie immer und tat seine Arbeit wie zuvor.

Eines Tages saßen wir beim Essen in der Küche, als wir Frau Falkenberg in großer Erregung durch den Haupteingang herauskommen und den Weg hinunterlaufen sahen. Der Kapitän kam hinter ihr drein und rief: „Luise! Aber Luise, wo willst du hin?"

Sie aber erwiderte nur: „Laß mich in Ruhe!"

Wir sahen einander an; Ragnhild stand vom Tisch auf, um der gnädigen Frau nachzueilen.

„Ja, das ist recht," sagte Nils so ruhig wie immer, „aber geh zuerst ins Wohnzimmer und sieh, ob sie die Photographien weggetan hat."

„Sie stehen immer noch da," entgegnete Ragnhild im Hinausgehen.

Auf dem Hofe hörten wir den Kapitän zu Ragnhild sagen:

„Geh und sieh nach meiner Frau, Ragnhild."

Niemand überließ die gnädige Frau ihrem Schicksal; alle waren besorgt um sie.

Fortsetzung im nächsten Heft

Google

Leopold Wollmar:
Die Naturbühne

Ist es eine neue Richtung in der dramatischen Dichtung, die von der Bevorzugung der Natur-Bühne ihren Beginn nehmen will, wie neuerdings behauptet wird?

Wenn wir uns im Freien ergehen, und hier und da nach irgend einer Stelle in der Landschaft streben, weil der oder jener Blick uns wohlgefällt, so sind es immer dieselben Gegenstände, die uns anziehen: Berg und Baum, Strom und Felder, Gebäude und Tal, wohl auch Küste und Meer. Aber durch die Verschiebung dieser Gegenstände beginnen in der Natur sich Anfänge dessen wahrnehmbar zu machen, was für uns Kunst ist.

Wird es nun vielleicht in einer Gesellschaft, die in einer schönen Landschaft sich tummelt, lebendiger, und fängt Lied und Gesang nicht nur, sondern auch Spiel und Tanz an, sich zu regen, so wird der reizvolle Ort zum unvorhergesehenen Schauplatz, und aus dem natürlichen Grunde erwächst ein neues, wenn auch der Landschaft genauestes, so doch ungewöhnliches Bild, das von vornherein in der freien Natur nicht liegt. Wir Menschen, die wir für uns ja auch Natur sind, sind hinzugetreten. Es erwuchs Natur aus Natur, und dennoch daraus, absichtslos, weitere Keime der Kunst.

Nun braucht nur noch ein Wille bewußt solche Vorgänge hervorzurufen, und anstatt der von selbst gewordenen Vorgänge absichtliche hier eintreten zu lassen, und wir haben den natürlichen Schauplatz, zu dem, wenn einsichtsvoll gewählt, die hinzugekommenen Menschen und Dinge so vortrefflich stimmen, als wenn sie von vornherein dazu gehört hätten.

Man wird vielerorten dergleichen gehabt haben. Man denke auch an die großen Veranstaltungen, die sich auf einem alten, geschichtlichen Boden bewegen, wie die in Meran, Dinkelsbühl, Rothenburg a. T. und andere mehr.

Es ist neuerdings die Aeußerung in die Welt gegangen: „Das Schauspiel gehört nicht in die Natur"; das will sagen: die Kunst gehört

Go gle

nicht in die Natur. Wenn aber die Kunst nicht in die Natur gehört, dann war das Schauspiel der Hellenen und Römer ein weltgeschichtlicher Mißgriff und eine menschheitliche Torheit. Sehr richtig! Die Kunst, an die bei diesem Ausspruch gedacht worden ist, gehört nicht in die Natur. Was in Wirklichkeit Kunst ist, das gelangt oft von selbst, gewöhnlich fast ohne unser Zutun, in die freie Natur, und in das, was wir im allgemeinen Natur nennen. Immer erst durch die Natur hindurchdringen muß die Kunst, wenn der Einzelne schafft und echte Kunst geben will. Das ist mit aller Kunst so, mag sie redende oder bildende sein. Gehört die Kunst in die Natur oder nicht?

Wenn dann vor unseren Augen Menschen in anregende Gegenseitigkeiten zueinander treten, wenn sie durch allerlei Interessen und unmittelbare Empfindungen oder vielleicht erschütternde Leidenschaften ihre Beziehungen zueinander in wirkungsvolles Wesen und Handeln umsetzen, wenn sie durch ein lebendiges Hin und Wider ihrer Wünsche und Begierden und Bestrebungen in hinreißender Bewegung durcheinander getrieben werden und durch köstlich ergötzende Erlebnisse oder entsetzliches zermalmendes Schicksal die innerste, seelisch mitempfindende Anteilnahme ihrer zuschauenden und es mitzuerleben meinenden Mitmenschen erwecken, daß wir leicht erheitert oder ebenso menschlich niedergeschmettert, wie übermenschlich und weihevoll erhoben, man möchte sagen, wie in ein Ewiges emporgehoben, auseinandergehen, so bewegt sich dies, wie auf dem Boden der menschheitlichen Natur, so auch im letzten Grunde auf dem gewachsenen Boden der Erde, der nur hier und da in der Aufwärtsbewegung der Zeiten durch unsere Kultur über diese urwüchsige Grundlage herausgehoben ist in die kulturgeschaffenen Werke, die uns durch geschlossene Räume und intime Daseinsgelegenheiten gegeben sind. Aber an und für sich gehören diese Dichtungen in die freie Natur, wie alles, was Leben aus ihr genommen hat, und sein Leben in ihr weiter führt.

Auch wir Menschen sind ja Natur, und aus den Verschiebungen der Menschen gegeneinander — und ihrer äußeren Bestandteile in den bildenden Künsten — entwickelt sich die Kunst, die diese wechselnden Verschiebungen alles Natürlichen zum Vorwurf nimmt, und sie gesetzmäßig nach den unabänderlichen Geboten der Naturnotwendigkeit weiter ausgestaltet. Das Schauspiel der menschlichen Schöpfungen, das sich auf dem Boden des Menschentums regt, bewegt sich eben als Gleiches bei Gleichem und befindet sich in seiner ureigenen Heimat. Es entwickelt

Google

sich also von der Natur aus von selbst, und in den Meisterwerken der Menschheit sowohl von selbst, wie zugleich unter der Beihilfe des menschlichen Schöpfergeistes. Das ist es, was aller Kunst innewohnt und innewohnen soll. Nicht nur die Bühnendichtung, es muß alle Kunst, wie betont, durch die Natur hindurchgehen, und wiewohl absichtliche Kunst, die sie ist, doch eine unabsichtliche Natur scheinen.

Kann nun aus der im Freien geübten Kunst eine neue Strömung in der Dichtung entspringen?

Man könnte höchstens sagen: das bis zur Gegenwart entwickelte Schauspiel der Menschheit sucht dadurch neue Kraft zu gewinnen, daß es auf die Urbedingungen seines Daseins und damit auf die Uranfänge zurückgeht.

Es ist nämlich neuerdings vielfach die Rede davon, das Griechentum — wiewohl dieses ja über die Anfänge des Dramas erst etwas hinausgegangen ist — zum Vorbilde für die Bühne in freier Luft zu nehmen, und wie die Griechen an heiligen Stätten in weihevoller Umgebung ihre Theater errichteten, so uns an alte, germanische, heilige Stätten zu halten und sie zu Schaubühnen umzugestalten. Hier dürfte eine große Verkennung der geschichtlich gewordenen gegenwärtigen Lage eingerissen sein. Die Heiligtümer der Griechen, beziehungsweise die verwandten Stätten der Römer waren ihnen noch lebendig, und ihr Schauspiel ein immer noch einem leibhaftig gedachten Gotte, dem Dionysos, erwiesener Dienst. Bei uns ist alles vergangen und größtenteils vergessen, und unsere christliche Religionsübung ist eine in ihrem tiefsten Wesen ganz andere geworden, als das germanische Heidentum. Wir müssen uns die alten Sagen und vielleicht gar erst mühsam wieder ausgegrabenen geschichtlichen Ueberlieferungen auf den alten heiligen Stätten wieder aufbauen für den inneren Blick; aber von etwas, was auch nur entfernt an gottesdienstliche Dinge gemahnt, kann nichts wieder auferstehen in einer Zeit, die ein und mehr Jahrtausende darüber hat hinweggehen lassen. Alle alten Stätten nachträglich wieder als Heiligtümer zu empfinden, ist nur durch eine besondere Willensanstrengung möglich, zu der nur wenige geneigt, und die allerwenigsten auch nur fähig sein würden; ja, es ist eine Forderung, durch die sehr leicht Witzeleien hervorgerufen und Satyren in Bewegung gesetzt werden könnten.

Nun wird aber mehrfach sogar verlangt, daß auch der griechische Chor wieder aufgenommen werden soll. Das ist ein ganz ungerecht-

Google

fertigter Archaismus. Die Gesänge des Chors sind bekanntlich lyrische Ruhepunkte im Drama. Daß die Mitglieder in die Handlung eingriffen, geschah zwar in älterer Zeit, wie es scheint, wie noch in Aeschylos' Agamemnon,*) unterblieb aber später gänzlich, wahrscheinlich auf Priester-Geheiß. Daß es noch bei uns geschähe, ist wohl nicht beabsichtigt. Aber selbst, wenn es ihn wieder derart mit dramatischem Geist zu erfüllen versucht würde, wäre es doch, den langhin die Handlung unterbrechenden und verzögernden Gesang seines lyrischen Wesens zu entkleiden nicht möglich. Im Drama muß indessen alles, was lyrische Stimmung im Stoff ist, in Rede und Gegenrede, in Handlung und Gegenhandlung umgewandelt werden. Der Chor ist dementsprechend auch gar nicht aus dem Drama entstanden, sondern ein liturgischer Bestandteil der in Drama umgesetzten gottesdienstlichen Handlung. Nehmen wir also den Chor wieder auf, den ja auch Schiller in seinen reiferen Dramen wieder hat fallen lassen, so schrauben wir uns widernatürlich und ungeschichtlich zu ersten Anfängen wieder zurück. Das ist nichts für die Menschen unserer Zeit.

Es wird auch die Forderung nach einem dramatischen Styl für unsere Zeit gestellt. Warum sie besonders stellen? Er ergibt sich ganz von selbst. Man erwäge: Die Bühne soll nur ausnahmsweise in die nächste Nähe, gemeinhin aber soll sie in die Ferne hin wirken. Daraus ergibt sich schon für die Szenerie das Erfordernis der Fernwirkung. Dekorationen, Trachten und dergleichen dürfen nicht aus der Miniatur-Malerei, oder überhaupt einer Miniatur-Kunst hervorgegangen sein, weil diese nur in dichtester Nähe wirkungsvoll sein können. So darf auch die dramatische Dichtung, vielleicht zwar wohl ausnahmsweise, allenfalls einmal für den Liebhaber- oder den Hausbedarf, eigentlich aber wohl kaum jemals Miniaturkunst sein. Das weist unabweislich darauf hin, daß z. B. der Konversations-Styl auch nur ganz ausnahmsweise einmal im großen Drama verwandt werden darf, wie z. B. in Shakespeares Othello, wiewohl es auch dort nur in einzelnen Teilen geschieht. Vom Konversationsstück würde nie der große Styl des Dramas ausgehen können.

Was auf die große Menge und in die räumliche Ferne wirkt, ist, wie wir uns alle Tage in öffentlichen Versammlungen überzeugen können, vor allem eine rednerische Kunst. Darum sind auch die französischen Klassiker, und unser Schiller in vielen seiner hochpathetischen

*) Aischylos, Agamemnon, von 1600—1604.

Google

Dramen, ihrer Erfolge sicher gewesen. Aber wir empfinden darin immer einen Mangel. Es ist die Gefahr der tönenden Redensart und eines ungefühlten Hersagens und Abspielens gar zu nahe liegend, eine Verlockung, der oft die kraftvollsten und willensstärksten Geister erliegen, besonders wenn ein Wohlgefallen daran aus irgend einem Grunde im Zuge der Zeit liegt. Da nun aber die Massen- und Fernwirkung erreicht werden muß, so ist es freilich unumgänglich, daß der große Styl sich in einer anfühlenden Nähe zum Rednerischen hält, da er immer etwas Starktönendes und Fernhinhallendes haben muß. Dabei muß der Dramatiker innerhalb des allgemeinen Erfordernisses des Freskostyls alle erdenklichen Style schreiben können, da ja jeder Mensch seinen eigenen Styl spricht, und Othello anders als Jago, Makbeth anders als Julius Cäsar spricht, und so fast ins Unendliche. Aber die hauptsächliche Bedingung ist ganz so, wie für die Hilfskräfte der Bühne, nicht Kleinkunst, sondern Kunst al fresco. Es gibt nun freilich in künstlerischen Dingen kaum ein wahreres Wort, als das bekannte: „Der Styl, das ist der Mensch." Nur von einem großen Menschen wird ein großer Styl ausgehen; er mag wollen oder nicht, er kann nicht anders. Die Natur drängt ihn von selbst dazu. Also kurz gesagt: ins Auge fallendes Maß, und hinreißender Reiz, und wirkende Kraft, wozu denn wohl auch, besonders in den Stimmungen hochgehender Begeisterung oder niederwerfender Leidenschaft ein gewisser Anklang an das Rednerische treten mag, wohl auch von selbst treten wird, das ist's was nottut.

Wie ist nun aber die Formgebung in diesem Styl? Wir müssen zum eigentlichen Wesen der dramatischen Form hindurchdringen. Wie ist aber innerhalb dessen die gestaltengebende Form zu denken? Erwägen wir alles, so dürfte sie nicht ganz leicht sein. Im größeren Drame, besonders mit weitauslagerndem, stofflichem Unterbau sollten aus den Volksmassen Grenzen hervortreten, die gewissermaßen in Relief oder Halbfiguren ausgeführt wären, — besonders natürlich in geschichtlichen Volksschauspielen — und aus ihnen sich die Hauptgestalten, scharf umrissen und hell beleuchtet in jeder Linie und Farbe und in natürlich wechselnder Bewegung und Leben, hochragend sich erheben. Die Formen aller Künste, der bildenden in architektonischer, plastischer und malerischer Art, der redenden Künste in allmählich sich steigernder Empfindung und geistiger Bewegung, sollten zusammenwirken, um vor uns aufzurichten, was wir als Wesen und Wirkung höchster, dramatischer

Google

Kunst empfinden. Aber das liegt in Fernen. Freilich, wo kommen die Kräfte her, und kommen sie uns überhaupt noch jemals?

Und nun ein monumentales Drama? Natürlich! Ein großes Drama könnte ohne Monumentalität nicht sein. Daß diese aber nur von der Naturbühne ausgehen könnte, wie behauptet wird, davon kann keine Rede sein. Dann wären ein Lear, Hamlet, Faust, Tell usw. keine monumentalen Dramen geworden. Daß aber ein Drama, das sich auf einem gewaltigen Landschaftsbilde der Natur erhöbe, den Eindruck innerer Monumentalität auch äußerlich verwirklichen müßte, ist so klar, daß darüber nicht weiter zu reden ist. Das ist es ja, was überhaupt unserer Bühne noch fehlt. Wir haben die Bühne, die den intimen Stimmungsreiz das eine Mal des Gesellschaftssaales und das andere Mal des Musikzimmers hat. Das entspricht der schon hervorgehobenen lyrisch-musikalischen Wesensart unseres Zeitalters. Nun aber hat die Tonsetzung selbst schon begonnen, über das eigentlich Musikalische hinauszugehen, und auf ein naheliegendes Gebiet überschweifend, absichtslos und doch nach der Absicht der Welt-Entwicklung, in den verwandten, aber dennoch fremden Bezirk der Dichtung und damit zu einer neuen Zeit, durch R. Wagner u. a. überzuleiten.

Für ein monumentales Stück ist die bisherige Bühne ein ganz unzulänglicher äußerer Unterbau. Einen Anfang aber zur zeitgemäßen Weiterbewegung hatte das Festspielhaus in Worms gemacht, indem es einen Vorraum, eine Art von Plattform, vor die eigentliche Bühne gelegt hatte, und zu dieser Treppen hinaufleiten ließ. Wenn nun über diese hinweg einzelne Darsteller oder ganze Volksmengen aus den Anwesenden heraus zu dem eigentlichen Spielplatz hinaufzogen, so erwuchs die Darstellung scheinbar aus der gemeinen Wirklichkeit und dem täglichen Leben hinauf in freiere Räume. Von der urwüchsigen, menschlichen Natur stiegen die Gebilde, dennoch den Forderungen der Natur gehorsam, in die Leichtigkeit und Freiheit des dichterischen Bildes und seiner äußeren Verkörperung hinauf. Leider ist diese Einrichtung wieder beseitigt worden, und dem glücklichen Anfang einer großen Bewegung ist keine glückliche Fortsetzung gefolgt. Die Entwicklung einer geeigneten Form dafür ist einer geklärteren Zeit vorbehalten. Wo es indessen sein kann, ist selbstverständlich die freie, große Natur der unersetzliche Untergrund für den äußerlich sichtbaren monumentalen Aufbau eines großen dichterischen Kunstwerkes.

Nun dringt man auch darauf, unser Theater dem Volkstum zurück-

Google

zugeben. Das ist eine liebenswürdige, aber nicht zu verwirklichende Illusion. Hat denn ein Volkstum das Theater schon einmal inne gehabt? Können wir überhaupt jemals gewissermaßen „ein Volk der Kunst" erwarten? Darüber herrschen merkwürdig unsichere Ansichten, die im Grunde meistens nur Postulate sind.

Nicht das Echte und Ewige ist es, was die Menge des Volkes im ganzen von vornherein verlangt, sondern die Dinge, die es von sich aus und vor allem auch für den Tag zu interessieren vermögen. Und nun gar in den höchsten Künsten, in der Musik, besonders in der Kammermusik, den Oratorien und dergleichen, und in der Dichtung, besonders in der Lyrik und im Drama! Vor allem im Drama und Schauspiel, verlangt die ungeheuere Masse des Volkes im Grunde des Herzens nichts weiter, als was das landläufige Vergnügungs-Etablissement, der bessere Tingeltangel oder das sogenannte „Amüsier"-Theater bieten. Allenfalls erregt sie sich dafür, eine ausgesprochene Mode mitzumachen, wie wir ja alle wissen. Und wenn es darauf ankommt, nicht als der Unempfängliche, als der Verständnislose, oder als der Ungebildete gar zu gelten, dann bequemt sich der einzelne, und damit allmählich auch die Masse dazu, sich das Echte und Höchste, das Reinste und das Weihevollste vorführen zu lassen, und bei ihnen Stunden lang, kaum hier und da mit Vergnügen, vielleicht kaum jemals mit wirklichem Genuß, allenfalls in Selbsttäuschung und beschaulichem Ausharren, meist aber mit öder Langerweile und mit innerster Ungeduld auszuhalten. So ist es von jeher gewesen, auch im Altertum, — denn die Menschen sind immer und überall dieselben — auch bei den Leuten des quattro und cunquecento, und bei den Zeitgenossen eines Shakespeare, sowie in den letzten Jahrhunderten, wo es in der Tonkunst nicht einmal einem Bach, dem schlichten, armen Kantor, und dem größten Tonsetzer aller Völker und Zeiten, gelang, durchzudringen.

Dazu kommen dann die Irreführungen, die aus den verschiedensten Ursachen, sei es aus Beweggründen des Erwerbs und des nacktesten Daseinskampfes, oder aus sonstigen materiellen Anlässen, sei es aus seelischen Antrieben, wie Eitelkeit, Ehrgeiz, Herrschafts- oder Machtansprüchen, Eifersucht, Neid und dergleichen, aus befremdlichen Erwägungen staatlicher Art, oder aus kirchlichen, vermeintlichen oder vorgeblichen Notwendigkeiten, und welches die Gründe alle sein mögen, absichtlich bewerkstelligt werden, kurz, aus hier und da den unglaublichsten Gründen, durch welche manche Zeiten und Völker sich schwer zu

Google

verkündigen lieben. So wird es immer sein, wenn Natur und Menschen sich nicht sehr ändern. Von einem Volkstum, dem die Bühne gehörte, wird allenfalls, so unwahrscheinlich es auch ist, später einmal geredet werden können, wenn die poetische Anschauung der Dinge einmal an der Spitze aller künstlerischen Hervorbringungen und aller geistigen Bewegungen schreiten wird; aber in unseren Zeiten ist kein Gedanke daran.

Wenn indessen verlangt wird, eine etwaige Nationalbühne vor allen Dingen zur Volksbühne, womöglich mit freiem Eintritt für jedermann, zu machen, so muß trotzdem diesem Begehren beigepflichtet werden, und wenn man einige Wirkung auf das Volk und einige Volksbildung von der Volksbühne erwartet, muß erst recht und von ganzem Herzen beigestimmt werden. Allerdings dient die Bühne, die wir jetzt haben, und die aus den Bedürfnissen der großen Gesellschaft hervorgegangen ist, besonders den vermögenden Schichten des Volkes, vor allem bei den jetzt allmählich ins Unerschwingliche sich steigernden Preisen und bei der gerade jetzt schmachvoll über uns hereingebrochenen Teuerung, und wird ihr weiterhin dienen. Im übrigen ist es ja ein Jammer, daß die Schaubühnen, so sehr sie auch das Gegenteil versichern, zum allergrößten Teil spekulative Unternehmungen sind, — aber sie können allerdings auch nur ausnahmsweise es nicht sein, da sie in der Lage sind, in überwiegendem Maße sich selbst erhalten zu müssen. Ein Karl August von Weimar und ein Georg von Meiningen werden sobald nicht wieder erstehen. Hier können allenfalls nur Hochbegüterte, und hätte, wie immer und immer wieder betont werden muß, das Deutsche Reich selbst eintreten müssen zur Errichtung und Erhaltung der Haupt-Bühnen, deren man bedarf.

Nun wird auch wieder angelegentlich auf ein Nationaltheater gedrungen. Aber haben wir nicht eine Menge recht tüchtiger Bühnen? Mag sein! Und eine Nationalbühne? Es ist eine ganz trostlose, graue Erkenntnis, daß die meisten unserer Bühnen nur zur augenblicklichen Erholung, zum flüchtigen Vergnügen oder zum leichten Genuß dienen sollen, und darum auch — den Forderungen ihrer Zuschauerschaft sehr willig entsprechend — fast überall nur diesen Wünschen gerecht zu werden bestrebt sind, und so naturgemäß zu Bühnen hinabsinken, die nicht sonderlich höher stehen, als die sogenannten Vorstadtbühnen, oder gar bessere Variétés und dergleichen. Dies ist unwürdig eines großen Reiches, eines der höchst entwickelten Völker der Welt und einer un-

Google

aufhaltsam vorwärts schreitenden Zeit. Es wird nicht verlangt und darf nicht verlangt werden, daß unablässig weihevolle Darstellungen dem Volke und der Zeit vorgeführt werden, was wohl für ziemlich alle unter uns so wenig zu ertragen wäre, wie ununterbrochene Sonn- und Feiertage. Aber wir sollten und müßten zu bestimmten Zeiten weihevoll festliche Tage gehabt haben und sie noch haben, die der Zeit das Vollendetste in dichterischen Dingen böten, was sie zu leisten vermöchte: in bester Ausstattung mit den besten Kräften die denkbar beste Wiedergabe der Meisterwerke aller Völker und Zeiten, und besonders der großen Schöpfungen, die in unserm Blut und unserm Geiste ihren Ursprung gehabt haben. Ein oder mehrere Nationaltheater würden vor aller Welt das Höchste darstellen müssen, was die Nation in Dingen der Dichtung für die Bühne und in ihrer möglichst unmittelbaren Verkörperung und ihrem Aufbau zu leisten vermag.

Freilich muß man sagen, daß eine Nationalbühne mit ihren Aufführungen allerdings nur eine Ausnahme würde sein können und vor allen Dingen die Spiele Festspiele würden sein müssen. Und hier auch würde besonders, wenn sie überhaupt jemals eintritt, eine Wiedergeburt des idealen Dramas, und vor allem der großen Komödie und Tragödie sich vollziehen müssen. Aber freilich, die Folgerung, die man aus der geforderten Freiluftkunst macht, daß nationale Bühne und monumentales Drama sich nur von einer Naturbühne aus entwickeln können, ist eine willkürliche. Denn dann dürfte ein Drama der Nationalbühne niemals, ob ganz oder teilweise, im Winter spielen, und alle Vorgänge in geschlossenen Räumen wären auszusondern, das eine so unnatürlich, wie das andere, und darum, undenkbar.

Vor allem hätte eben mit dem neuen Reich eine Reichsbühne kommen müssen: Aber wann wird dies wohl, oder vielmehr wird das überhaupt jemals geschehen? Da hoffe und harre, wer will! Allenfalls, daß sie in ferneren Zeiten einmal eintreten wird, wo es heißen wird: Zu spät! Die rechten Augenblicke sind schon längst in die Fernen der Zeiten hinweggeschwunden, woran reichsfremde und reichsfeindliche Kräfte mit befriedigter Ausdauer gearbeitet haben. Zu spät! Denn die zu einer großen Kunst auf einer Nationalbühne erforderlichen Kräfte finden sich nur in der Höhen-Entwicklung eines Volkes, und von seiner Höhen-Entwicklung hat unser Volk, wem nicht zum Leidwesen? — trotz allem und allem — den Abstieg längst angetreten. Es werden natürlich, wie das im Laufe der Welt zu geschehen pflegt, und wie sich voraus-

Google

sagen läßt, einige erheblichere Befähigungen kommen, die man zu Größen emporschwindeln wird; aber ihre Wirkung wird naturgemäß mit der Zeit dahinschwinden und allmählich in sich selbst zerfallen. Damit ist nicht zu rechnen.

Alles in allem genommen, nicht zu verwerfen, sondern sehr zu begrüßen ist die jetzige Bewegung für die Naturbühne. Wie die wahre Kunst eine, wie absichtslos gewordene Weiterentwicklung der Natur ist, so mußte jedes Schauspiel, gleichviel von welcher Gattung es wäre, in der freien Natur gespielt werden. Hier regt die Natur an, hier spielt sie selbst mit, hier weht die frische Luft uns an, hier atmen wir die würzigen Düfte, hier dringen all die Naturlaute an uns heran; wir hören das Rauschen der Wasser, das Singen der Vögel, hier greift sie wohl auch unmittelbar ein, herzerfrischend und erquickend, hier gibt sie uns ein Gefühl von etwas, wie Wirklichkeit, und wir selbst, allen Unannehmlichkeiten eines geschlossenen Raumes enthoben, nehmen mit frischerer Empfänglichkeit und mit stärkerer Aufnahmefähigkeit, mit reinerer Herzensfreudigkeit und leichterem Geiste auf, was uns in freier Luft geboten wird. Alles tritt mit nicht wieder zu erreichender Eindringlichkeit an uns heran, wiewohl es nicht von selbst gewordene Wirklichkeit, sondern durch einen menschlichen Willen zu einer höheren Wahrheit gemachte Wahrheit, kurz, Wahrheit in Natur und Kunst ist.

Wir können vieles auf der Freiluftbühne geben: Tänze, Singspiele, Dramen des Altertums, geschichtliche Schauspiele und dergleichen, wie das festliche Hermannsspiel in Detmold, die Spiele im Harz, in Wiesbaden, und was sonst dem Aehnliches ist, oder wie sie in Frankreich, in Orange, Arle, Villiers-Conteret, und an einer Menge von anderen Orten aufgeführt worden sind; wie sie in Italien d'Annunzio am Albaner See plant, wie sie in Böhmen, in der Schweiz, in Tirol gegeben werden, oder selbst in Rußland, wenn recht berichtet wird, ins Werk gesetzt werden sollen.

Gehen wir einmal nach Rothenburg an der Tauber. Wir sehen, wie man nach der Stadtmauer strömt, und finden ein großes Feldlager aus früheren Jahrhunderten; das wimmelt von alten Trachten und Waffen, fast möchte man sagen, von Menschen der alten Zeit. Wir leben und weben darin mit vertrauensvoller Anempfindung; wir werden mit fortgerissen und erleben die Vergangenheit, als wäre sie um uns in leibhaftiger Gestalt wieder erstanden, und wir gehörten in sie hinein. Aber dann müssen wir dem Zuge durch die Straßen folgen,

Google

die, so alt sie sind, doch ganz und gar von der neuen Zeit überhaucht und stellenweise überwunden sind, und so gelangen wir zum Rathause. Nun sind wir wieder zurückversetzt in das Einst, blicken in das Gewühl alles Alten hinein, sehen den Trunk mit an und lassen auf uns wirken, was durch und mit ihm vor sich geht. Aber was in freier Luft begonnen ist, hat der Unerbittlichkeit kultureller Verhältnisse weichen müssen, und das Spiel hat in geschlossenen Räumen fortgesetzt und beendigt werden müssen.

Und das ist es. Die Freinaturbühne mag sich jetzt und in fernerer Zeit einer wachsenden Beliebtheit vielleicht erfreuen. Aber hier sind, wie es nicht anders sein kann, die Grenzen seines Wesens. Die Bühne kann, wie es selbstverständlich ist, und wie schon angedeutet, der Salons, Gewölbe, Kammern, Grüfte und dergleichen nicht entbehren; diese aber in die freie Luft versetzen zu wollen, würde innerlich widerspruchsvoll sein. Also auch in dieser Beziehung oder vielmehr ganz und gar aus dieser Rücksicht heraus kann die Freiluftbühne niemals zum Ausgangspunkt einer besonderen Richtung werden. Es ist unzutreffend, hier von einer neuen Richtung zu sprechen. Die Naturbühne wird unersetzlich in vielen vortrefflichen Vorführungen und für viele vorzügliche Werke sein, aber immer nur vorübergehend, und als etwas außerordentliches, und nicht mehr.

Ich will eins noch anfügen. Wir haben manche Gegenden, die sich eigneten, zu einem Nationalpark erklärt zu werden. Warum das nicht tun, wie es in Amerika geschehen ist? Eine der schönsten Gegenden in deutschen Landen, berühmt über die ganze Erde hin, ist Heidelberg mit seiner Umgebung. Wer weiß, was noch geschieht! Vielleicht wird diese Stadt und ihre Umgegend noch einmal zum deutschen Nationalpark erklärt. Dann wäre es ja angemessen, wenn auch ein Nationaltheater dorthin käme. Aber die morsch und brüchig gewordene Alte Welt mag zusehen, daß ihr nicht einmal die Neue Welt zuvorkommt. Nordamerikas Yellowston-Park wäre eine einzige Stätte für eine Nationalbühne und hier, wo die verschiedensten Völker miteinander zusammenstießen, wo die Rosse der Menschheit ihren Kampf ums Dasein ausfochten, wo die Urgeschichte sich seinerzeit bis in die neueste Zeit hinein abspielte, wenn auch hier der Kampf der Urzeit mit der Neuzeit nichts weniger als immer rühmlich gewesen ist.

Google

Rundschau

Die Zukunft der Türkei

Hinter dem politischen Begriff „Türkei" steht seit langem ein Fragezeichen. Früher wegen der Aufteilung der dem Zerfall zugehenden alten Türkei, jetzt der Zweifel wegen, ob aus der Reformbewegung tatsächlich ein Dauerprodukt hervorgehn werde, denn darüber ist die Jungtürkei noch nicht hinaus.

Mit der Armee, die aber auch unter dem Lottersystem der hamidischen Verwaltung willig und tüchtig war, ist der Umsturz vollzogen worden. Fast ein Jahrzehnt habe ich unter Türken gelebt und gewirkt und war daher gar nicht erstaunt über die auswärts viel bewunderte Disziplinleistung der Saloniker Truppen, die den Jungtürken die Kastanien aus dem Feuer holten. Dagegen fand ich es nicht so leicht zu erkären, daß diese Armee, die — wie ihre gegenwärtige Haltung es immer deutlicher hervorkehrt — im Kern alle Eigenschaften der Rasse, des Nationalbewußtseins, der sozialen, religiösen und moralischen Alttürkei bewahrte, dem an fremden Anschauungen großgenährten und notgedrungen nichttürkische Stützen gebrauchenden Jungtürkentum Dienste über den Sturz des verhaßten Regiments hinaus leisten sollte. Tatsächlich tut sie es auch nur in beschränktem Maß. Armee und Komitees stehn sich mißtrauisch — gegenseitig jeden Schritt des Andern beobachtend, jede tiefere Reform hindernd — gegenüber. Die Armee, deren populärer Vertreter Mahmud Schewket Pascha ist, will einen Haltepunkt in der Reformbewegung, weil sie befürchtet, daß das Türkentum seine alten Qualitäten, die die Stärke des türkischen Soldaten begründeten, im sozialen Umschwung der Neuerer, einbüßen werde. Damit steht nicht im Widerspruch, daß sich die Armee willig und dienstbereit zeigt, wenn es gilt, Ordnung und legale Zustände in einzelnen Teilen der Türkei, wie in Albanien, Arabien, Armenien, Makedonien, herzustellen. Die Armee wird auch kaum den Komitees in den Arm fallen, wenn sie dringend nötige und noch immer ausstehende Reformen in der Verwaltung, Justiz und im öffentlichen Unterricht durchführen. Wird aber sofort opponieren, wenn diese Neuordnung — wie sie viele Jungtürken wollen — ganz nach abendländischer Kulturschablone, ohne Berücksichtigung der grundverschiedenen Rechts- und Weltanschauung der Islamiten, versucht werden sollte. Als Folge dieser Armeekontrolle macht sich Zaghaftigkeit, Unschlüssigkeit, Unsicherheit im jungtürkischen Lager bemerkbar. Jeder wichtigern innern Reform geht entweder ein Kampf gegen

Google

die Militärpartei oder eine Hintergehung dieser Partei voran. Das reibt die jungtürkischen Kräfte auf. Sie müssen ungemein weit ausholen, um die einfachsten Neuerungen einzuführen. So versuchen sie jetzt, die islamitische Geistlichkeit zu grundlegenden Aenderungen ihrer Einflußsphäre und innern Organisation zu veranlassen, um an der Hand des Beweises, daß selbst die Hüter des Islams beginnen, die alttürkischen Prinzipien zu modifizieren, der Starrheit im Alttürkentum mittelbar entgegenzutreten.

Nicht planlos haben die Jungtürken beim Umsturz darauf gedrungen, dem durch hamidische Behandlung willen- und farblos gewordenen jetzigen Sultan die Krone zu bewahren, obwohl es ihnen leicht gefallen wäre, diese Puppe darauf verzichten zu lassen. Aber die Armee hat die Spekulation mit dem Marionettensultan von Komiteegnaden gründlich durchkreuzt. Schewket Pascha hat erst kürzlich seinen Soldaten öffentlich gesagt, daß die Zukunft der Türkei ausschließlich von einer starken Armee und einem in seiner Macht nicht beschränkten Kalifen abhänge.

Die Komitees haben auf einem jüngst in Saloniki abgehaltenen Kongreß als Grundstatut aufgestellt: Ausschluß der Armee von jedem Einfluß auf die innere Politik und politische Emanzipation der Türkei von jedwedem äußern Einfluß, also auch Vermeidung jeglichen Anschlusses an eine Mächtegruppe in der äußern Politik.

Unter diesen, hier nur angedeuteten Verhältnissen erscheint die Realisierung des jungtürkischen Ideals, von einer neuen Kulturtürkei, von einem groß-osmanischen Reich mit Freiheits-, Gleichheits- und Brüderlichkeitsstatut noch in weite Fernen gerückt. Weit eher dürfte sich das Ziel der Militärpartei, einen durchaus national-türkischen Staat mit islamitischer Vorherrschaft und weitgehender Toleranz gegen Andersnationale und Andersgläubige, unter Schutz einer starken Armee wenigstens annähernd erreichen lassen. Politisch aber wäre eine solche Türkei doch k e i n Dauerprodukt. Ein andrer Schluß ist derzeit nicht zu ziehn, wenn man dort die Dinge objektiv sieht.

Freiherr v. Stetten.

Die Hohenzollern in Italien

Der Domherr L. Balduzzi veröffentlicht im „Giornale Araldico Genealogico Diplomatico" eine Studie, wonach die Vorfahren der Hohenzollern mit den Langobardenkönigen nach Italien kamen, und zwar in die Mark Treviso, wo sie ein Schloß bauten. Durch kaiserliche Belehung erhielten sie Treviso; einer dieser Trevisaner Grafen, Peter mit Namen, wanderte nach dem Jahre 1000 ins Schwabenland, wo er die Burg „Hohenzollern" erbaute, das im Italienischen so viel als „hoher Hügel" (Colle alto) deutet. Jener Auswanderer nannte sich „Etzel de Tarviso." Andre Mitglieder der Familie Colle alto blieben dauernd in Deutschland; von ihnen stammen die Hohenzollern ab, die spätern Burgherren von Nürnberg und Kurfürsten von Brandenburg. Nicht nur die Aehnlichkeit der Namen Colle alto, Hochberg, Zollern, Solze, Söller,

Google

Hohenart, sondern die völlige Gleichheit des Wappenschilds gaben Anlaß, diese nahe Verwandtschaft zu stabilieren. Dazu kommt eine wichtige Urkunde. Der kaiserliche Feldmarschall Rambald Graf von Collalto bestimmte in seinem Testament, niedergeschrieben zu Alessandria am 8. April 1630, daß für den Fall, wenn seine Nachkommenschaft aussterbe, seine Majoratsgüter zu Pirnitz und Rudoletz in Mähren an das kurfürstliche Haus der Hohenzollern fallen sollen als seine natürlichen Erben, weil diese — wie er sich wörtlich ausdrückte — seine nächsten Agnaten seien.

Dr. F. L.

Ein politisches Geschäft

Zwischen Oesterreich und Ungarn, denen es, trotz abgewirtschafteter Unabhängigkeitsidee auf magyarischer Seite, bisher nicht gelungen ist, die richtige politische Distanz zu einander zu finden, schwebt ein „Geschäft", das die Verständigung nun angeblich besorgen soll. Es entspräche dem Jahrhundert des „Geschäfts", in dem auch die Politik ganz busineß geworden ist, wenn der Tauschhandel Erfolg hätte. Ungarn soll die unter Schmerzen annektierten Provinzen Bosnien und Herzegowina erhalten und dafür Armee-, Zoll-, Bank- und Münzeinheit an Oesterreich konzedieren. Vorläufig ist zwar noch keine Einigung über das Geschäft erzielt worden, doch spricht die Richtigkeit der erhobenen Einwände dafür, daß die Realisierung beiderseits günstigen Nährboden anträfe.

Von ungarischer Seite wird ein ganz unhaltbares, historisches Anrecht auf diese Länder, die einst zum Besitz der Stefanskrone gehört haben sollen, erhoben. Dieser dubiose Rechtstitel schwindet aber von selbst neben dem unzweifelhaft erworbenen, praktischen, österreichischen Anrecht auf die okkupierten und dann annektierten Provinzen. Ueberdies wollen die Magyaren noch die Garantie der Armeeeinheit vom Uebernahmspreis abfeilschen. Nachdem diese Bedingung aber gerade den Anteil der Krone an dem Geschäfte darstellt, ist sie a priori eine hoffnungslose ungarische Forderung, die wohl nur das Dekorum der Verteidiger ungarischer Rechte wahren soll.

Von österreichischer Seite wird die Bedenklichkeit einseitiger Machtverstärkung Ungarns in der Gemeinsamkeit ins Treffen geführt. Doch ist auch dieser Einwand nicht allzu ernst zu nehmen, da man in Wien gar wohl einzuwerten weiß, daß die Angliederung der zwei slavischen Provinzen keinen direkten Kraftzuwachs für die magyarische Sache bedeutet. Ueberdies lenkt ein höherer österreichischer Bureaukrat die Aufmerksamkeit Cisleithaniens darauf, daß die Abtretung der annektierten Provinzen an Ungarn völkerrechtliche Bedenken auslösen könnte, indem die internationale Anerkennung der Umwandlung des Okkupationsmandats in die Einverleibung ausdrücklich an Oesterreich-Ungarn erfolgt sei. Es könnten sich daher malkontente Bosnier, etwa über Aufreizung von serbischer Seite, mit einem Rechtsanschein an ein internationales Forum

Google

wenden und abermals die bosnische Frage aufwerfen. Aber auch diese rein akademisch gesehene Lesart ist in der modernen Realpolitik gänzlich unhaltbar. Die Annexion ist vollzogen, anerkannt und besiegelt. Damit ist jedes Berufungsrecht der fraglichen Provinzen an das Ausland eo ispo aufgehoben worden. Und es müßte jede internationale neuerliche Einmengung in die Frage als Eingriff in die innern Rechte Oesterreich-Ungarns betrachtet werden.

Diese Einwände sind also samt und sonders hinfällig. Ob das Geschäft tatsächlich zustande kommt oder nicht, ist eine durchaus interne Sache der zwei Parteien: Oesterreich und Ungarn — das ist der Standpunkt, der für die ganze politische Welt einzig maßgebend sein kann.

v. S.

Der Untergang Roms

Geschichtliche und psychologische Studie. Von Giorgio Bartoli. Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Fr. Pfäfflin, Leipzig 1910, Arwed Strauch. IX und 303 Seiten.

Der Verfasser dieses ausgezeichneten Buchs ist der italienische Hoensbroech: der ehemalige Jesuitenpater Professor Giorgio Bartoli, der dem Jesuitenorden siebenundzwanzig Jahre lang mit kindlicher Treue und unbegrenztem Gehorsam gedient hat; er unterrichtete in Sprachen, Literatur und Naturwissenschaften an verschiedenen Erziehungsanstalten Europas und Asiens; er verkündigte in vielen Ländern das Evangelium in verschiedenen Sprachen und arbeitete fünf Jahre lang als Redakteur an der leitenden Jesuitenzeitschrift „La Civiltà Cattolica." Durch seine glänzenden Geistesgaben wird dieser encyklopädische Geist seinen Obern bald verdächtig. Im Jahre 1907 wird ihm plötzlich der Aufenthalt in größern Städten verboten. Die Möglichkeit zu Studien und zur Drucklegung seiner Schriften wird ihm entzogen. Die Peinigung schreitet gradweise vorwärts. Bald wird ihm auch die Annahme von Lehrstellen untersagt; dann folgt das Verbot, zu predigen. Schließlich wurde er in eine kleine Landschaft verbannt, die für alle Studien und geistigen Arbeiten erstorben ist, mit dem strengen Befehl, sie niemals zu verlassen. In dem armen Nest soll der geistvolle Gelehrte ohne Amt und ohne Beschäftigung versauern und verbauern; denn Bartoli darf sein Zwangsdomizil nur in Begleitung eines Ordensbruders verlassen, der seine Gespräche zu überwachen hat. Alle die Maßregelungen und seelischen Torturen ergingen stets ohne Mitteilung von Gründen: alle Vorstellungen und Beschwerden des Gepeinigten blieben stets ohne Erfolg, ja sogar ohne Antwort. Diese Verfolgungen zeitigten schwere innere Kämpfe. Schon im Jahre 1896 erhielt der gelehrte Jesuitenpater einen tiefen Einblick in die Schwächen des katholischen Lehrsystems und in den kunstvollen Dogmenbau ohne Fundament. Es war zu Bombay, als ein deutscher Jesuit ihn ersuchte, einen Aufsatz

Google

gegen einen englischen Geistlichen zu verfassen, der eine Streitschrift wider die übertriebenen Ansprüche der römischen Kurie veröffentlicht hatte. Bartoli glaubte nun, in dem von ihm geschriebenen Artikel den anglikanischen Ketzer geradezu zerschmettert zu haben, indem er den hl. Cyprian vom Jahr 250 als Eideshelfer dafür anrief, daß dieser Kirchenvater schon ums Jahr 1870 dasselbe über das Primat des römischen Papstes gelehrt habe, was die Kirche durch das ökumenische Konzil mit dem Unfehlbarkeitsdogma vom 18. Juli 1870 festgelegt hat. Als der deutsche Jesuitenpater Bartolis Aufsatz gelesen, sagte er beinahe zornig: „Sagen Sie einmal, hält man denn in Italien die Worte des hl. Cyprian für echt? Und nach so vielen Studien der Gelehrten, nach den österreichischen und deutschen Ausgaben des hl. Cyprian weiß man in Rom immer noch nicht, daß die von Ihnen zitierten Worte, mit denen Sie förmlich triumphieren, unecht sind? Wo haben Sie denn Theologie studiert?“ Bartoli stand starr und stumm vor Entsetzen und Kummer. Seine Gläubigkeit erhielt einen tötlichen Stoß. In zehnjährigem Studium revidierte er seine theologischen Studien-Ergebnisse und kam zu dem Schluß, „daß eine wahrhaft katholische Uebereinstimmung, das heißt eine allgemein bindende Uebereinstimmung der alten Kirchen-Väter und -Gelehrten in den gegenwärtigen Dogmen der römischen Kirche weder jetzt vorhanden ist noch je war.“ In dem vorliegenden Buch nun schildert Bartoli in der Form eines vortrefflich geschriebenen Romans die Gründe seines Austritts, das Leben und Treiben der Kurienkardinäle, den tollen Aberglauben, das System der Spioniererei und der Vergewaltigung, das die ganze Kirche Roms als furchtbare Zwangsanstalt durch ihre weltumspannende Organisation charakterisiert. Held der Erzählung ist der edle Priester Don Octavio Sinibaldi. Die Luft und der Boden und das ganze Milieu Roms sind vollendet wiedergegeben. Die ganze Darstellung ist frisch und rasch vorwärtsschreitend. Viele Auftritte sind wortwörtlich dem Leben entnommen, die Figuren voll Blut und Leben und die Vision des kranken englischen Arztes von poetischer Schönheit, die vornehme Betschwester mit ihrer trüben Vergangenheit ein Kabinetstück des leicht satirischen Humors. Jede Seite des Buchs fesselt; denn es passiert vielerlei, und die Abwechslung wirkt anregend und der Aufbau spannend. Der Held will der katholischen Menschheit das Urchristentum in seiner unvergänglichen Schönheit erhalten und zeichnet den engelhaften Papst, den Gioberti, Rosmini und Giusti ersehnt durch des reinen Christentums Idealprogramm: „Verzicht auf die weltlichen Ansprüche; Aufgabe der gewinnbringenden Fabel von der vatikanischen Gefangenschaft; Ablegung des halb orientalischen und königlichen Prunks, der das Papsttum umgibt; Verzicht auf die Nobelgarde und Heimschicken der andern Höflinge und Schmarotzer; Wiedereinsetzung der Bischöfe in ihre alten Rechte; die

Google

Dezentralisierung der kirchlichen Angelegenheiten (wo bleiben dann die Einnahmen der Kurie Roms?); Abschaffung des Kirchenlateins, indem man jede Nation in ihrer eigenen Sprache beten läßt; Aufhebung des Zwangs der Ehelosigkeit für die Geistlichen; Zurückführung des Christentums in Dogma und Moral zur alten Einfachheit und endlich die evangelischen Ermahnungen: den Gläubigen nur diejenigen Glaubensartikel auferlegen, die nach der Formel des heiligen Vincenz von Lerin „immer überall und von allen" geglaubt wurden; mit allen Kirchen Freundschaft schließen und in Frieden und Gemeinschaft leben, auch mit denen, die jetzt in unwesentlichen Punkten von uns getrennt sind; jeden für einen wahren Christen halten, der an die Gottheit Jesu glaubt und die Gebote seiner Religion hält, endlich allen Einfluß der Religion und alle Kräfte der Geistlichkeit aufbieten, damit das Christvolk die zehn Gebote Gottes pünktlich einhalte. Da kein Papst Roms diese idealen Forderungen zu erheben, geschweige durchzuführen vermag, so ist der Untergang der römischen Kirche unvermeidlich.

Bartolis Buch ist von hervorragender religionsgeschichtlicher und kulturhistorischer Bedeutung; die Uebersetzung Pfäfflins flüssig und elegant.

Spectator alter.

Emil Preetorius.

Eine Neuausgabe von Claude Tilliers prächtigem altem „Onkel Benjamin". In Hans von Webers Hyperion-Verlag (München). Ueber dies unverwüstliche Muster einer guten Erzählung und gallischen Humors brauchen wir weiter kein Wort mehr zu verlieren. Sie empfiehlt sich mit all dem guten Andenken, in dem sie von jeher bei uns stand, von selbst. Wohl aber lohnt es sich, diesmal bei der ganz ausgezeichneten Ausstattung zu verweilen, die der nach solcher Richtung bereits verdienstvolle Verlag dem Buche gegeben hat. Und bei den köstlichen Zeichnungen, mit denen Emil Preetorius es geschmückt.

Emil Preetorius ist ein in München lebender junger Darmstädter. Seine ersten Zeichnungen datieren seit kaum drei Jahren. Sie wurden teils in der „Jugend", teils im „Simplizissimus", teils in Gestalt bildnerischer Beigaben zu Büchern veröffentlicht. So hat Preetorius eine Neuausgabe von Chamissos „Schlemihl" und Lukas Roman von Tristan und Isolde Weißhand illustriert. Aber seit diesen zwei Jahren hat Deutschland einen Könner und eine starke Persönlichkeit auf dem Gebiete der Zeichnung mehr!

Das will, und namentlich für das heutige München, sicher etwas besagen. Aber selbst in der gegenwärtigen, so glänzenden Zeichenkunst der Münchner bedeutet Preetorius nicht bloß einen neuen Mann zu allen übrigen, sondern eine ganz eigenartige Erscheinung, und zwar eine Erscheinung, die die Entwicklung dieser Kunst zu einer ganz besondern Offenbarung emporzuführen zum mindesten verspricht. — München hat solche erstaunliche Virtuosen zeichnerischer Technik wie Th. Th.

Google

Heine und Gulbranson. Doch sind sie sicherlich mehr brillant, als daß ihnen eine treue und liebevolle Versenkung in das Leben gegeben wäre. Alles ist bei ihnen die technische Virtuosität der lediglich arabeskenhaft verkarrikierten Linie. Und vielleicht ist gerade den beiden eben genannten Zeichnern ihre Linie schon allzu geläufig geworden. Sie sind nichts weniger als Künstler, die auf ihrem Gebiet eine so besondere Entdeckung gehabt hätten oder noch vor sich hätten. Sie sind außerdem wohl auch nicht ohne eine gewisse, nur allzubewußte Koketterie.

Man wird sich aber nun den so sehr wesentlichen Unterschied zwischen der bisherigen Neu-Münchner Zeichenkunst und Preetorius sofort deutlich gemacht haben, wenn man etwa den erstaunlich vielseitigen Reichtum an Physiognomien, wie Preetorius ihn bietet, mit den so auffallend wenigen physiognomischen Typen vergleicht, die man bei Heine und Gulbranson und den übrigen Neu-Münchner Zeichnern findet, die immer nur eine sehr kärgliche Zahl von Typen zu wiederholen imstande sind. — Ein ganz erstaunlicher Meister gerade im Physiognomischen aber ist der junge Preetorius! Das Physiognomische, nicht bloß als Gesichts-, sondern als allgemeine Körper-Physiognomie genommen. Und zwar ist Preetorius ein Physiognomiker von Trieb, aus innerster, eingeborenster Naturanlage heraus. Er verfolgt keine allzubewußt und raffiniert unterstrichenen Zwecke, verkrüppelt und verarabeskiert seine Gestalten nicht — selbst dann nicht, wenn er seine Linien zur meisterhaften Arabeske auszieht — verführt und verblüfft nicht durch ein virtuosenhaft geläufiges Vermögen der Linienführung, wird niemals der Sklave seines linearen Virtuosentums oder darin verliebt: sondern alles ist vor allen Dingen sein treu, liebevoll und umfassend hingegebener Blick und Einblick in das Leben! Haltung, Gesten, Körperform, Gesichtsausdruck seiner vielen und so erstaunlich mannigfaltigen und dramatisch lebensvoll zu einander in Beziehung gestellten Gestalten zeigen durchaus jene bannende Selbstverständlichkeit und selbständige Eigenlebendigkeit, die noch stets das Zeichen rein gerichteter, künstlerischer Meisterschaft und Persönlichkeit war.

Die bisherige Münchner Zeichnung ist glänzendes Talent, ist Virtuosität, aber sie hat bisher noch keine Persönlichkeit hervorgebracht, die uns jenen unsagbar warmen, rund in sich geschlossenen, umfassenden und unmittelbar hinnehmenden, auf wirklich treue Ausdauer hinnehmenden Zauber mitteilte, der jeder echten Kunst eigen ist. Man kann sich an den brillant bestechenden Zeichnungen eines Heine und Gulbranson wohl bald sattsehn; die Zeichnungen von Preetorius werden einen immer wieder von neuem anziehn und stets mit einer neuen Offenbarung überraschen und fesseln. Sie haben die so seltene Eigenschaft, daß sie einem sympathisch bleiben.

Preetorius steht in seinen ersten Zeichnungen im Anschluß an die von Th. Th. Heine aufgebrachte lineare Tradition. Doch sind gute Anzeichen in seiner stetig vorschreitenden Zeichnung vorhanden, daß er über diese Traditon hinaus zu einer mehr plastisch gra-

Google

phischen Kunst gelangen wird. Sein treuer Trieb auf seelisch vielseitig belebte Lebendigkeit muß das bedingen. Vorboten dieser Richtung seiner Kunst bedeuten wohl schon seine ganz ausgezeichneten Silhouetten zu Chamissos „Schlemihl". Einen weitern Fortschritt aber bieten ganz offensichtlich diese Illustrationen zu „Mein Onkel Benjamin". So gibt er z. B. hier das strenge Schattenprinzip der Silhouette auf, bringt weiße Linien und Flächen in den Schatten und belebt ihn damit zu einer ganz prächtigen Mannigfaltigkeit und Ausdrucksfähigkeit. Er könnte sich hier wohl Valloton vergleichen lassen und erzielt zuweilen etwas von dessen frappant malerisch farbigen Wirkungen. — Zu bewundern ist auch, wie köstlich ungezwungen, unauffällig und ununterstrichen es Preetorius gelungen ist, sich in seinen Zeichnungen der Zeitseele des Tillierschen Romans anzupassen und sie dennoch mit moderner Intimität und Vielseitigkeit selbstständig zu beseelen. Und ferner mit welch sicherm und selbstverständlichem Geschmack Preetorius seine Bilder mit den typographischen und sonstigen technischen Eigenschaften der Ausstattung des Buchs in Einklang zu bringen gewußt hat. Das Buch ist in dieser Hinsicht ein Meisterwerk und eine Tat des Hyperion-Verlags. Es ist eine Lust und eine Freude, es zu durchblättern.

Es ist im übrigen wohl nicht zu viel gesagt, wenn ausgesprochen wird, daß ein Zeichner von der künstlerischen Treue, Vertiefung und sichern, beseelten Lebenserfassung, wie sie Preetorius eignet, für ein Versprechen gelten kann, daß unsre gegenwärtigen, bildnerischen Künste endlich einmal aus all ihrer bloßen Technik, ihrem brillierenden Virtuosentum und ihren Strich- und Farbenexperimenten heraus und zu einer Höhenkunst gelangen werden, die einen umfassendern und seelisch belebtern Lebensgehalt gestaltet. Denn hätten wir den etwa bereits? Böcklin wenigstens ist noch immer nur ein großer und genialer Spezialist. Und Thomas Deutsch innige Liebenswürdigkeit könnte umfassender und monumentaler sein.

Johannes Schlaf (Weimar).

Ein „Volks-Goethe"

Mit Posaunen und Trompeten hat es eine Verkündigung über die andre gegeben: „Die Kunst dem Volke!" — Gewiß der Gedanke ist groß und gut, wie wenige hat er die tiefe, innere Berechtigung, zu fordern, daß er mit aller Macht vertreten werde. Und doch ist es bei aller Berechtigung und bei allem Fordern bisher niemals zu einer rechten Tat gekommen, die die aufgestellten Thesen erfüllen konnte. Einen Schwächekeim trugen alle bisherigen Versuche in sich. Nun ist aber, ganz ohne vorangehende laute Worte, auf dem Gebiet der Literatur endlich eine Tat geleistet worden, der ein jeder seine Anerkennung und Bewunderung restlos zuwenden muß. Es ist das die Ausgabe des „Volks-Goethe", den Professor Schmidt, beauftragt und unterstützt durch die Goethe-Gesellschaft in Weimar, im Insel-Verlage zu Leipzig herausgegeben hat. Allen daran Beteiligten: dem Herausgeber, der fördernden

Google

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Goethe-Gesellschaft, dem Insel-Verlage sind wir für diese gemeinnützige Gabe zu Dank verpflichtet! Schlicht, in sechs geschmackvollen Pappbänden, und zu dem erstaunenswerten Preis von einer Mark für den einzelnen Band liegt sie vor uns. Druck-Ausstattung und Papier sind ganz vortrefflich. Der alte, sich seit langem bewährende Geschmack des Verlags, der auf die deutsche Buchkunst schon vielseitig erzieherisch, anregend und neu befruchtend einwirkte, wird auch mit dieser mustergültigen und billigen Goethe-Ausgabe einen neuen, glücklichen Einfluß ausüben können. Und so wie diese äußerlichen Dinge nur lobenswert erschienen sind, ist es im gleichen Maße auch um den innern Gehalt der Ausgabe bestellt.

Professor Erich Schmidt hat mit diesem „Volks-Goethe" endlich einmal eine gründliche Revision des alten Begriffs der „Ausgewählten Werke" gegeben. Brachten die bisherigen Ausgaben, die unter dieser Flagge hinausgesegelt sind, nichts andres als eine oft sehr unüberlegt vorgenommene Zusammenstellung aus dem großen Schatz des Gesamtschaffens, so setzte Professor Erich Schmidt seine überragende Kenntnis des Goethe-Werkes für eine wirkliche und wertvolle volksbildnerische Goethe-Auswahl ein. Nicht auf die billige Hingabe durch oberflächliche Wahl herausgegriffener Abteilungen kam es an — die hier und da mehr eine Belastung als eine Bereicherung, mehr eine Verschleierung als eine Klärung von Goethes Werk für das Volk bedeuten mußten! — sondern auf eine mit feinstem Verständnis und Gefühl getroffene Auslese, die eine unsre Kultur fördernde, dem Verständnis Goethes in der Masse des breiten Volks dienende werden konnte und damit nicht nur die Liebe zu Goethe, sondern zur deutschen Dichtung überhaupt zu pflegen berufen war. Was Professor Erich Schmidt nach dieser Seite hin geleistet hat, ist geradezu bewunderungswürdig. Die sechs umfangreichen Bände des „Volks-Goethe" zeigen mit ihrer Auswahl seine Meisterschaft in der Beherrschung des Stoffs. Einen besondern Vorzug bildet für die Ausgabe aber auch noch die ihr vom Herausgeber vorangesetzte Einführung, die die Gestalt Goethes in lebenskräftiger Weise herausarbeitet und allen denen einen großen Dienst erweisen wird, die sich in das Leben und Streben des Dichters einfühlen wollen.

Es würde hier zu weit führen, auch nur eine annähernd genaue Uebersicht des Inhalts geben zu wollen. Erwähnt sei, daß sich das Bild des Goethischen lyrischen Schaffens, der „westöstliche Divan" und die Spruchdichtungen mit eingeschlossen, von allem üblichen Beiwerk entlastet, im ersten Band wunderbar zusammenfügt und dem Leser so eine große Fülle von Schönheit vermittelt. Die hier getroffene Auswahl stellt ein außerordentlich lebendiges lyrisches Porträt Goethes selbst dar, und zwar in einer Reinheit und Geschlossenheit, wie wir es bisher noch nicht besessen haben. Dieser erste Band enthält dann weiter noch die beiden Teile des „Faust". Verteilt auf die andern Bände, mit einem be-

Google

sondern Sammelpunkt im sechsten Band, der Goethes geniale Vielseitigkeit ganz außerordentlich wiederspiegelt und einige sonst leider sehr wenig beachtete Stücke seiner Prosa wünschenswert hervorhebt (z. B. den Nekrolog für Anna Amalia, die schöne und innerlich reiche Trauerrede auf Wieland und Proben aus seiner Biographie Winckelmanns) sind in diesem „Volks-Goethe“ noch enthalten: im zweiten — Dramen, im dritten — der „Werther“, die „Wahlverwandtschaften“, „Hermann und Dorothea“, im vierten — „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ und im fünften Bande „Dichtung und Wahrheit“. So kurz diese gedrängten Angaben sind, sie vermitteln doch ein Bild des ganzen Inhalts.

Es ist zu hoffen, daß dieser neuen, im besten Sinne volkstümlichen Goethe-Ausgabe ein recht großer Erfolg erblühn werde. Trifft das zu — ich bezweifle es keinen Augenblick; denn gerade die jetzige Zeit erscheint mir im Anschluß an die Dürre des dahingesunkenen Naturalismus einen guten, entwicklungsfähigen Boden abzugeben — so segnet sich das Volk selbst. Die großen Richtlinien sind ja für uns klar abgesteckt: Kunst, Kunstgenuß und Persönlichkeit. Durch die Verinnerlichung geht der Weg zur Befreiung des Menschen. Wie könnten wir diese Verinnerlichung aber besser erlernen, und wo wäre uns der Weg zu einer großen innerlichen Befreiung klarer vorgezeichnet als bei unserm Goethe?! Ist seine Kunst, seine Schönheit, sein innerer Reichtum uns aufgegangen, so muß das alles auch unser eigenster Besitz werden. Durch Goethes Dichtung fließen die Lebensströme breit und ruhig. Sie spiegeln die Welt wieder, die unser, die eines jeden Menschen Besitz ist, die wir nur zu erfassen brauchen, da sie sich uns täglich darbietet, um sie schön — lebenbejahend gestalten zu können!

Wilhelm Conrad Gomoll.

Rußlands Seele

Meine deutschen Freunde klagen oft, daß die deutsche Literatur kein gutes Buch über Rußland besitze, das sie über den tiefen psychologischen Umschwung, der in der russischen Intelligenz augenblicklich vorgeht, über das russische Chaos, über die weite, krankhafte, zitternde russische Seele aufklären würde.

Nun erschien das Werk eines noch ganz jungen Schriftstellers, von dem man in den Berliner literarischen Kreisen mit großem Interesse und mit Aufmerksamkeit spricht, „Petersburger Nächte“ von Paul Barchan. Ich habe das Buch mit großem Interesse gelesen, es verdient die allerweiteste Verbreitung. Barchan ist der Politik fern, jegliche Parteilichkeit, Voreingenommenheit und überhaupt jegliche Tendenz sind ihm fremd. Als feiner Beobachter und ausgezeichneter Psycholog hat er in sein Gedächtnis alles Gesehene und Gehörte eingetragen. In seinem Kopf malt sich Rußland als großartiges, psychologisches Rätsel, das er, seiner Kraft und seiner Begabung entsprechend, zu lösen bemüht ist. Es sind keine Verallgemeinerungen, keine Aburteilungen in Bausch und Bogen, sondern mit jedem Kapitel

Google

lüftet er ein Stück des Schleiers von der litauischen Sphinx, die da russische Seele geheißen.

„Rußland ist das Land, wo noch bei hellichtem Tage die Heiligen wandeln."

Für den deutschen Leser, der das russische Wesen zu erkennen sich bemüht, ist Barchans Buch buchstäblich ein Schatz. Er findet darin erschöpfende Erklärungen für die Brechungen der russischen Gedanken, sieht das lebendige, denkende Rußland mit seinen sämtlichen Vorzügen und Fehlern. Hier haben sich zum bunten Reigen vereint Bauer, Soldat, Kaufmann, Beamter, Student, Schriftsteller, Krämer und Diurnist, Schutzmann und Dirne, alle mit stark ausgeprägter Individualität, Weltanschauung und einer eignen Lebensauffassung.

Und über diese ganze Schar vorzüglich gezeichneter Typen dominiert die Frau. Ja der russischen Frau hat Barchan einen besondern Platz eingerämt. Als roter Faden geht sie durch das Buch, mit ganz eignen Gedanken, einem eignen Lächeln und Begreifen. Charakteristisch ist der Stil des Autors. Er schreibt nicht, sondern malt. Jedes Kapitel ist eine farbenschillernde Leinwand, jede Phrase ein Pinselstrich.

Man liest das Buch, und in einer Reihe von Bildern zieht an einem Rußland vorüber mit der gemischten Bevölkerung, mit dem Sprachengewirr, mit dem Gedankengewirr, mit den Bestrebungen, Gott zu schaffen, Anarchismus zu verkünden, Gott zu suchen, kurz, all das, was den innern Gehalt der russischen Seele ausmacht. Da ist z. B. ein glänzendes Kapitel: „Ein Abend bei Choboton."

Wer das literarisch-künstlerische Petersburg kennt mit seinen schlaflosen Nächten, mit den sprunghaften Disputationen, mit dem scharfen Neid auf fremden Erfolg und der Leidenschaft zum Klatsch, der wird in der Beschreibung von Barchan die volle Wirklichkeit wiedererkennen.

Hier ist der kratzbürstige Kuprin, der kranke und erbitterte Artzibaschew, der listige Dymow, der weiche und sanfte Tschirikow, der alle versöhnende Juschkewitsch und der boshafte Akim Wolzuski, der die gesamte moderne Literatur vernichtet. Dann kommt Warschau, Finnland, in halbbelletristischer Form werden die Nationalitäten charakterisiert. Selbstredend finden wir auch Tolstoi, Turgenjew, Andrejew, Tschechow, Gorki, Michailowsky und deren Einfluß auf die Gesellschaft. Er gedenkt auch der Kommissarchawskaja, Jaworskeija, der künstlerischen Theater und Stanislawskis, der Selbstmorde und deren Gründe, des Draufgängertums, der Ssaninbewegung, kurz all dessen, was das komplizierte, verwickelte, gewundene stürmende russische Leben dem Verständnis näher bringt.

Ich wiederhole, der Autor ging an seine Arbeit mit größter Liebe und ohne Voreingenommenheit heran, und darin liegt sein großes Verdienst.

Dieses Buch verdient, auch vom russischen Publikum gelesen zu werden, auch diesem kann es viel geben.

J. Trotzky.

Google

Unsre Kunstschule

von Lothar von Kunowski und Gertrud von Kunowski. Ein Handbuch des Lehrens und Lernens. 93 große Lichtdrucke: Akte, Porträts, Blumen, Tiere, Stillleben, Wandbilder in allen Entwicklungsstufen. Verlag der Nationalstenographie. Subskriptionspreis 36 Mark, Ladenpreis 40 Mark.

Fast ein Dezennium ist es her, daß Lothar von Kunowski die ganze deutsche Kunstwelt in Erstaunen versetzte, als er, ein langes Schweigen brechend, plötzlich mit einem großen Werke, „Durch Kunst zum Leben", an die Oeffentlichkeit trat und innerhalb zweier Jahre Schlag auf Schlag vier Bände davon erscheinen ließ, dem später ein fünfter folgte. Mächtig rüttelte er die Gemüter auf, indem er dem bisherigen Bildungsgange der künstlerischen Jugend den Spiegel vorhielt, Forderungen aufstellte und neue Wege wies. Ein wahrer Strom begeisterter Kritik ergoß sich über ihn, man nannte ihn den deutschen Ruskin. Aber er fand auch Mißverständnis, Widerspruch, offene und heimliche Gegnerschaft. Viele hielten seine sprudelnden, programmatischen Gedanken für Ueberschwänglichkeiten eines Phantasten, manche witterten umgekehrt hinter seinen praktischen Lehren graue Theorien eines Pedanten. Nur die Scharfäugigsten erkannten von vornherein seine Bedeutung als Lehrmeister der deutschen Kunst. Prophetisch schrieb Schulze-Naumburg 1901 in der „Kunst für Alle": „Es kann garnicht fehlen, daß das Buch vorerst verurteilt wird und diejenigen K. den Titel eines Schulmeisters und Pedanten anhängen, die unfähig sind, ihn zu verstehn. Er ist gerade das Gegenteil eines Pedanten und Schulmeisters. Er wird durchdringen. In zehn Jahren sprechen wir uns wieder!"

Und er ist durchgedrungen! Seine Bücher waren nicht Erzeugnisse des Schreibtischs, sondern Extrakte eigner praktischer Lehrtätigkeit, und diese Lehrtätigkeit hat L. v. K. seitdem zehn Jahre hindurch mit immer steigendem Erfolge fortgesetzt. Mit ihren Früchten hat er nach und nach die Führer im deutschen Kunstleben, Bode, Tschudi, Liebermann usw. usw., für sich und seine Lehre gewonnen. Fast sämtliche Kunstkenner ersten Rangs, die Deutschland besitzt, kennen nun die Leistungen seiner Schule und billigen ihre Prinzipien. Einige haben sie auch praktisch gefördert. Seine Schulausstellungen in München, Breslau, Leipzig, Berlin waren Kunstereignisse, und seine Ateliers üben dauernde Anziehungskraft auf die feinsten Köpfe deutscher Kunst aus. Schon 1906 schrieb Scheffers im Rigaer Tageblatt: „K.s Werke beginnen bereits den Unterricht an Kunstschulen und den Zeichenunterricht an allgemein-bildenden Schulen zu beeinflussen." Und als K. in diesem Jahre, einem Rufe des Kultusministeriums folgend, die Leitung des Düsseldorfer Zeichenlehrerseminars übernahm, da klagte R. Breuer in „Den Rheinlanden", daß „Berlin einen Meister des Kunstunterrichts verliere".

Zehn Jahre fruchtbarster Lehrtätigkeit faßt Lothar von Kunowski jetzt zusammen in dem Werke Un-

Google

sere Kunstschule, das er in Gemeinschaft mit Gertrud von Kunowski, seiner Gattin, seiner Schülerin und Mitarbeiterin, der deutschen Kunst auf den Weihnachtstisch legte.

Ein schlichter Titel für einen gewaltigen Inhalt! Es handelt sich hier nicht um das Programm oder um Erzeugnisse einer beliebigen Kunstschule, sondern um nichts Geringeres, als um eine Neugründung des Zeichen- und Malunterrichts überhaupt, um eine moderne Grundlegung aller künstlerischen Bildung, um ein allgemeines Handbuch der Kunst, eingekleidet in eine ebenso eigenartige, wie lebendige Form: in ein persönliches Beispiel des Lehrens und des Lernens.

Das Werk zerfällt in einen kürzern erzählenden Teil und in eine Kette von anschaulichen Lehrvorträgen, die den Hauptinhalt bilden.

In dem einleitenden Text schildert L. v. K. in großen Zügen den äußern und innern Entwicklungsgang seiner Schule, der gleichbedeutend ist mit dem Ausbau seiner Lehre und ihrer praktischen Erprobung.

Im Hauptteil des Werks führt L. v. K. in 94 großen, wunderbaren Lichtdrucken „das Jugendwerk Gertruds von Kunowski" vor, den Extrakt einer zehnjährigen Lehrzeit und entrollt in begleitenden Lehrvorträgen ein vollständiges Programm seiner Lehre und ein plastisches Bild seiner Lehrweise.

Ein erstaunliches Werk nach jeder Richtung hin! In einer Hinsicht ein völliges Unikum: ein Lehrgang und sein Erfolg Schritt für Schritt einander gegenübergestellt! Die lebendigste Vorführung eines ganzen Lehrgebiets vom Elementarsten bis zum Höchsten. Ein Werk, das durch die Ueberfülle des Gebotenen, durch den entfesselten Sturm der Anregungen fast erdrückt, und doch zugleich ein Werk von einheitlichem Guß und innerer Harmonie, einladend zu reinem Genießen.

In 94 Abbildungen von höchster Treue und Feinheit der Wiedergabe, die jede Technik, jeden Griffel- und Pinselstrich, jede Faser der reinen Leinwand erkennen läßt, spielt sich vor unsern Augen die Entwicklung eines Talents vom ersten Einsetzen methodischen Unterrichts bis zur Reife ab. ***

Eine neue Evangelienharmonie

Unsre Zeit ist religiöser geworden; sie sucht den Ewigkeitsgehalt des Christentums von den zerfressenen und rostigen Ketten überlieferter und dreimal geheiligter Dogmen zu befreien und für die Kulturen aller Zeiten zu retten. Dabei wird allerdings der Schwerpunkt des Christentums von der Kirche weg in das lebendige Leben und an Stelle des „Glaubens" das „Erleben" treten. Unzählige Gottsucher unsrer Tage erneuern den alten Jakobskampf: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." K. E. Knodt konnte die Gottsucher seiner Tage sammeln in der Anthologie „Wir sind die Sehnsucht", Röttger versuchte es einige Jahre später mit der noch engern „Moderne Jesuslieder." Kürzlich wurde vielfach auf die religiösen Gesänge Gustav Schülers, als eines Erneuerers unsrer alten Kirchengesänge, hingewiesen, und nun liegt die Evangelienharmonie Hans Benz-

Google

manns (Verlag Fritz Eckardt-Leipzig) vor mir.

Das Buch enthält eine wohlgeordnete Reihe von Einzelgedichten und alten Holzschnitten (Dürer, Lucas Cranach, Altdorfer und Burgmair) die in ihrer Geschlossenheit die geschichtlichen und christlichen Heilswahrheiten der Evangelien umfassen. Die Gedichte wollen in erster Linie als individuelle und logische Einzelschöpfungen betrachtet werden. In bunter Reihe wechseln einfache, legendenhafte Wiedererzählungen, rein lyrische Stimmungsbilder, weihevolle Gespräche und dithyrambische Gesänge. Das Buch beginnt mit Gedichten aus der Wartezeit des jüdischen Volks, geht zu den „Vorerscheinungen" über und beginnt in dem Zyklus Marie mit der eigentlichen Evangelienharmonie. Die Lehrtätigkeit Christi wird in ihrer ganzen Entwicklung und ihrem tragischen Abschluß dargestellt. Eingeschoben ist wieder eine Gedichtreihe „Die Wüste", in der die Gottsuchergedanken Hiobs, Moses, Buddhas, Zarathustras, Platons und die Kulte Mithras und Astartes auf ihre Ewigkeitsgedanken untersucht werden.

Es kommt Benzmann im wesentlichen darauf an, Jesus als den Lebenskünder, als den Vertreter eines lebensbejahenden Idealismus hinzustellen. „Des Lebens Grund und Geist ist Lebenslust." Das klingt nicht nach Nietzsche.

In manchen Gedichten jedoch ward ihm reichlich Gelegenheit gegeben, Nietzsche auf seinen Gedankenwegen zu begleiten. So erblickt dieser große Antichrist in Jesus den ersten, wenn auch unbewußten Vertreter der ewigen Wiederlehr; Benzmann sagt in Astarte:

Woher wir kamen? — O, erkennt die Urnaturen
Der Sonnenkindschaft, hinter euch die Spuren
Eurer ewigen Wiedergeburt! . . Seht nun empor:
Laßt Weltenliebe sich aufs neu erfüllen,
Der Liebe Kreislauf will sich neu enthüllen! . . .

Hat der Dichter schon in diesem Gedicht in die monistischen Ideen der Neuzeit eingegriffen, so noch mehr in der Bergpredigt, die ihm vielfach Veranlassung gab, die Worte Christi für die Neuzeit auszulegen oder umzuwerten. An Nietzsche erinnern Worte wie:

Ihr habt gehört, daß Ueberkraft
An Eigensucht Leben zerstört und schafft,
Sich also über Gut und Böses stellt,
Sich also für den Grund der Dinge hält —
Ich sage euch, das ist der Widergrund,
Des ungeheuern Lebens dunkler Geist,
Der ewig wechselt, ewig rastlos kreist —
Mein Mund ihn als Gefährten preist.

Oder die Bitte:

Gib uns Kraft und Willen,
Daß wir uns mehr und mehr erlösen, s e l b st erlösen!

Im allgemeinen faßt auch Benzmann, der neuern Theologie folgend, Jesus durchaus als Menschen auf, er läßt ihn nicht am Kreuze sterben.

Google

Sehr fein und keusch weiß er den frommen Betrug seiner Jünger anzudeuten: Die Jünger und die Frauen entfernen sich von dem Gekreuzigten, da, . . . in ihrem Weh

Sehen die Frauen kaum, wie sich die beiden,
Joseph und Nikodem, von ihnen scheiden,
Sich wieder rückwärts wenden und . . . schon hebt die Nachtigall
Tief in den Gärten wieder süß zu singen an.

Den Tod Christi führt uns das Schlußgedicht *Die Insel* in stillen und wehen Worten vor.

Das wäre Inhalt und *engere* Deutung der Benzmannschen Evangelienharmonie. Sie birgt Gedichte von hohem, poetischem Wert, feine logische Schöpfungen, volksliedartige, naiv und keusch hingeworfene Strophen, oder voll Schwung und Kraft und ruhige, abgeklärte, erzählende Gedichte voll Worten der Wahrheit und Güte.

Ich zähle dieses Gedichtbuch zu den besten lyrischen Schöpfungen der letzten Jahre.

Eine weitere Deutung könnte dem Gedichtzyklus Maria, Kindheit, Wüste, Versuchung gegeben werden, wollte man sie „als einen Spiegel des typischen wie des besondern bedeutsamen Menschenlebens" betrachten. Aus dem Grunde hat wohl auch der Dichter einige Worte in diese Reihen hineingebracht, die nur lose mit dem Evangeliengedanken zusammenhängen, die aber wohl in den Bannkreis der Mächte gehören, die die Seele des heranwachsenden Menschen beeinflussen.

W. Lennemann.

Adolf Dessauer. Großstadtjuden

Roman. Wien 1910. Wilhelm Braumüller, Universitätsbuchhandlung.

Ein schauderhaftes Machwerk! Frech und hohl stolzieren darin papierne Menschen mit Tinte anstatt Blut in den Adern. Jede beabsichtigte Pointe, jeder gewollte Witz — es ist alles bei der Absicht und dem Wollen geblieben — ist bis zum Ueberdruß übertrieben und dick unterstrichen. Roh ist die Diktion, roh die Ausarbeitung. Man ist heutzutage — dem Himmel sei Dank! — an andre Kost gewöhnt. Es wäre ein schöner Vorwurf in dem Stoffe des Romans für einen wahren Dichter gewesen. Aber es ist verwunderlich, daß noch so viele Menschen glauben, wenn sie einen flüssigen Stil schreiben, so wären sie schon Dichter. Wie anders hat ein ähnliches Thema Georg Hermann in seinem Roman „Jettchen Gebert" angepackt! Wenn man die beiden Arbeiten vergleicht, wird man so recht den Abgrund absoluter Leere gewahr, in den Dessauer mit seinem täppischen und unvermögenden Erstlingsversuch gestürzt ist. Er hätte die Materie von einer neuen Seite beleuchten können, hätte uns den Juden darstellen können, der, verirrt und erschreckt durch die unverdiente Verachtung seiner Rassengegner, sich selbst verliert, oder noch besser, dem die Tragik seines Lebens zu einer höhern Stufe des Daseins verhilft. Statt dessen treffen wir in dem Buche nichts als Phrasen, Verzerrungen, Karrikaturen und besten Falls Schablonen.

C. R.

Go gle

Rundschau

Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth

Deutsch von Annette Kolb. Mit drei Heliogravüren. Zwei Bände. Inselverlag, Leipzig.

Zugleich das subjektivste und das objektiv-interessanteste Frauenbuch aller Zeiten dürfen diese Memoiren jener problematischen Frau genannt werden, die Carlyle als die „schrille Prinzessin“ charakterisierte und der ihr Bruder, Friedrich II. von Preußen, im Park von Sanssouci jenen Freundschaftstempel von korinthischen Säulen errichtete, zu dem er bis zu seinem Lebensende so gern pilgerte. Niedergeschrieben in der Verstimmung einer zum Teil selbstverschuldeten Zurückgezogenheit, sind diese Erinnerungen an den Hof ihres Vater, des „Soldatenkönigs“, oft ungerecht bis zum Uebermaß, und die Inselausgabe erfüllte eine historische Pflicht, indem sie ihnen durch die beigegebe Darstellung der gleichen Vorgänge aus der Feder Friedrichs des Großen auf die beste Art das richtige Licht gab. Aber, ganz abgesehn von unvergeßlichen tragischen Höhepunkten, wie der Hinrichtung Kattes: — welcher Reiz liegt gerade in diesen einseitigen Aufnahmen, die ja nicht Haß, sondern beleidigte Liebe genommen hat! Es ist darum erfreulich, hier eine Ausgabe zu erhalten, deren geschichtlicher Ernst nicht nur aus der Beigabe der erwähnten Parallelerzählung hervorgeht, sondern vor allem daraus, daß die letzte bisher bekannte französische Fassung neu ins Deutsche übertragen wurde, während die bisherigen deutschen Ausgaben einen ältern, von der Verfasserin später selbst umgearbeiteten, 1810 deutsch veröffentlichten Text zugrunde legten. Die beiden stattlichen Bände, mit drei Bildnissen von Pesne und Huber in Lichtdruck, werden bei allen Freunden vaterländischer Geschichte und allen Liebhabern eigenartig persönlicher Dokumente eine herzliche Aufnahme finden.

Thayer

Alex. W.: Ludwig von Beethovens Leben. Nach dem Original-Manuskript deutsch bearbeitet von Hermann Deiters. 2. Band, 2. Auflage. Leipzig: Breitkopf & Härtel 1910.

Seit Jahren ist der zweite, 1871 herausgekommene Band dieser monumentalen Beethoven-Biographie vergriffen gewesen. An die Herausgabe einer neuen Auflage dieses Bandes hatte Deiters nicht eher gehn wollen, als bis er das unvollendet gebliebene Thayersche Werk mit dem 4. und 5. Bande zum Abschluß gebracht hatte. Ueber der Drucklegung dieser beiden Bände ist der hochverdiente Forscher bekanntlich gestorben, freilich nicht ohne Vorarbeiten zu der neuen Bearbeitung des zweiten Bandes hinterlassen zu haben. An seine Stelle ist wieder eine Autorität ersten Ranges, Hugo Riemann, getreten, der starke Umwälzungen großer Partien vornehmen mußte, weil mittlerweile viele der undatierten Briefe durch neuere Forschungen ganz anders wie früher eingereiht worden sind, so der berühmte Brief an die „unsterbliche Geliebte“ in das Jahr 1812, wenngleich noch immer nicht mit Bestimmtheit deren Namen ermittelt worden ist. Auch die neueingefügten musikalischen Analysen der Werke Beethovens rühren von op. 22 an von Riemann her. Auf Glätte der Darstellung und leichte Lesbarkeit konnte natürlich nicht so viel Gewicht gelegt werden, wie auf Gründlichkeit der Forschung. In dieser letzten Hinsicht ist der zweite Band, der die Jahre 1796 bis 1806 behandelt, geradezu großartig. Ueber die Entstehung jedes einzelnen Beethovenschen Werks dieser Periode und dessen ernste

Google

Schicksale, über jede Person, die in Beethovens Gesichtskreis damals getreten ist, erhalten wir möglichst eingehende Belehrung; ein staunenswertes, immenses Material ist zusammengetragen und nach Möglichkeit auch verarbeitet. In der Schilderung von Beethovens Charakter werden die Schattenseiten ebensowenig verschwiegen, wie die vorwiegenden Lichtblicke. Neuerdings hat man das Gros der Beethovenschen Briefe bedeutend überschätzt und seinen bedeutungslosesten Zettelmitteilungen ist eine Wichtigkeit sondergleichen beigelegt. In dieser Biographie wird offen ausgesprochen: „Nur eine geringe Zahl von Briefen zeigt Spuren einer sorgfältigen vorherigen Ueberlegung, nur in den seltensten Fällen werden Gegenstände von irgend welchem tiefern Wert behandelt . . . In der Mehrzahl seiner Briefe sucht man vergeblich irgend etwas auf die Theorie oder die Kunst der Musik Bezügliches." Sehr wichtig und interessant sind die Mitteilungen und Ergebnisse von Deiters über die ersten Streichquartette und die Prometheus-Balletmusik. Wer sich mit Beethoven näher beschäftigt, wird unbedingt zu dieser Biographie greifen müssen, deren dritter Band in der Neubearbeitung von Riemann hoffentlich nicht allzu lange auf sich warten läßt.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Artzibaschews Revolutionsgeschichten

Es ist bald zwei Jahre her, daß ich „Ssanin" in den „Zeitfragen" besprach. Während der Zeit hat er noch viel Staub aufgewirbelt und zu manchem Meinungsausbruch im freundlichen wie im feindlichen Sinne Anlaß gegeben. Das allgemeine Interesse, das sich darin kund gab, darf gewiß nicht unterschätzt werden: Die Nervenkunst der Russen, wie wir seit Dostojewski kennen, hat wieder einmal ihre suggestive Kraft bewiesen. Und dennoch hat Ssanin uns Deutschen nicht viel geboten. Alfred Freiherr von Berger hat recht, wenn er in seinen „Glossen zu russischen Romanen" (Oesterreichische Rundschau XIII,4) meint, es gäbe auch einen Realismus der Barbarei, und das sei der russische. Seine Voraussetzungen seien scharfe Sinnesorgane, ein empfindliches Nervensystem und ein gutes Gedächtnis für alles Gewahrte und Empfundene; aber dieser barbarische Realismus stehe vor dem menschlichen Leben wie ein Orang-Utang vor einem Gemälde. Er sehe auf das schärfste und mit minutiöser Genauigkeit die Farbenkleckse, aus denen das Gemälde besteht, aber er sei unfähig zu erfassen, was diese Farbenkleckse in ihrer Totalität bedeuten.

Wie treffend diese Ausführungen sind und wie scharf sie den Kernpunkt treffen, wurde mir klar, als ich Artzibaschews Revolutionsgeschichten las und da Punkt für Punkt diesen gekennzeichneten Realismus widerfand, der „Ssanin" auf einige Jahre zu einer aufregenden Erscheinung machte. Aufregend ist in der Tat alles, Stoff und Form, die mit Sekundengenauigkeit arbeitende Charakteristik der Personen, das düstere Abend-

Google

rot einer im Innersten aufgewühlten Zeit. Artzibaschew, der als Jünger Stirners den Zusammenbruch aller Theorien, der staatlichen wie der sozialistischen, künstlerisch verklären will, findet ein gewisses quälerisches Gefallen daran, diesen Abstieg nur stufenweise anzudeuten, ihn zu verlangsamen, um die nervenerregende Freude des Zuschauers recht lange zu genießen. Er predigt nicht, er doziert nicht, er zerlegt nur mit sicherm grausamem Messer den ganzen Körper der Gesellschaft — fein langsam, damit alle zusehn können — und sagt: „Sie sehn, so oder so, es ist immer der alte Irrtum. Nur der einzige ist die Macht, die ihr Recht behauptet, ihr Eigentum."

Und so hat sich denn Artzibaschew auch hier wieder nicht versagen können, wenigstens einen „Ssanin", einen Menschen nach seinem Herzen und Gefallen einzuführen. Es ist der Student Andrejew in den mit „Morgenschatten" betitelten Novellen, der seinen weltverbesserungslustigen Freunden zuruft: „Ihr seid gute Jesuiten, stets seid ihr bereit, vor der heiligen Tätigkeit eines Arbeiters, eines Bauern und so weiter in den Staub zu fallen. Aber euch sollte nur einmal das Schicksal zwingen, Steine zu klopfen oder Lehm zu kneten, rotznäsigen Kindern das Abc einzupauken, dann werdet ihr melancholisch, schämt euch, einem Bekannten zu begegnen! . . . Und weshalb? . . Weil es keinen Stolz in euch gibt, keine Liebe und Achtung vor euch selbst . . Ihr wollt nicht daran glauben, daß euch jedes Leben soweit „interessant und wichtig sein muß, als es eben euer Leben ist." Das ist also genau dieselbe Doktrin, die wir vom „Ssanin" her genugsam kennen, ein Mischmasch aus Stirner und Bahnsen; nur das Eigene hat Wert, nur die eigene Persönlichkeit gibt das Gesetz. Auf einen groben Gegensatz gebracht, lauten die Devisen: Hie Ideologe, hie Bestie.

Wenn man diese „edelanarchistischen" Dogmen einmal verdaut hat (und Artzibaschew tut sein möglichstes, um sie schmackhaft und einleuchtend zu machen), mag man bis zu einem gewissen Grade bewundern, wie unaufdringlich und doch wirksam die ganze Revolutionsstimmung sich herausarbeitet. In diesem kulturgeschichtlichen, allgemein menschlichen Hintergrund liegt wieder, wie beim „Ssanin", der eigentliche Wert des Buchs, das, was es über eine Tendenzschrift von nur mittelbarer Bedeutung für uns hinaushebt. Wie viele seiner Landsleute, hat auch Artzibaschew das Zeug zum kulturgeschichtlichen Roman großen Stils. Er vermeidet die Pose, überhaupt alle äußern Mittel und Mittelchen des Tendenzschriftstellers und läßt den „Zug der Zeit" nur ganz leise und unmerklich von innen heraus ans Tageslicht wachsen. So wenig Zuneigung man persönlich für seine in bedrückender Kleinmalerei verharrende Kunst übrig haben mag, das ist jedenfalls sicher: er setzt die russische Tradition fort, die immer Neigung zum langsamen Aufbau, zur allmählichen, alle Fasern des Nervensystems aufreizenden Entwicklung gezeigt hat. Man denke an Raskolnikoff, an die „toten Seelen". Verglichen mit diesen Monumenten der russischen Literatur ist Artzi-

Google

baschew noch ein gemütlicher Spießbürger.

Was der Vater des „Ssanin“ für das moderne Rußland bedeutet, können wir nicht beurteilen, für uns jedenfalls nicht allzuviel. Mehr schon in seinen „Revolutionsgeschichten*). Hier haben wir ein Zeitgemälde, das in seinen grellen und düstern Farben zu dem Bilde paßt, das uns von dem jungen Rußland vor Augen schwebt; — dort aber die Utopie eines Mannes, der im Grunde seines Herzens selbst Ideologe ist, ein Sinner und Grübler, der sich mit seiner Philosophie der Bestie gegen sich selbst wehren will.

Bernhard Ihringer.

Die Flugmaschinen. Theorie und Praxis. Berechnung der Drachen- und Schraubenflieger. Von Georg Wellner, Maschineningenieur, Hofrat, Professor i. R. Verlag von A. Hartleben, Wien und Leipzig.

Aus dem Vorwort des Werkes

Ueber 30 Jahre lang beschäftige ich mich, so weit es Beruf, Zeit und Geld gestatten, mit theoretischen und praktischen Aufgaben der Flugtechnik. Schon im Jahre 1876 hielt ich im deutsch-polytechnischen Verein in Prag einen Vortrag „Ueber die Möglichkeit der Luftschiffahrt“, der dann in den „technischen Blättern“ in erweiterter Form in einer Broschüre unter demselben Titel in Brünn 1880 und 1882 veröffentlicht wurde und mit Anstoß gab zur Schaffung flugtechnischer Vereine.

Ich stand und stehe der Ballonfrage kühl gegenüber, halte die Drachenflieger für wenig sicher und vertrete deshalb die Schraubenflieger. Die Bücher, die den Stoff behandeln, sind entweder nur praktisch und beschreibend oder rein theoretisch gehalten; ich aber glaube, daß gerade hier die Verbindung von Theorie und Praxis am Platze sei. Ich wählte bei den Berechnungen absichtlich nicht den allgemeinen analytischen Weg, der alle Möglichkeiten vorsieht und neben dem gleichförmigen Horizontalflug auch die beschleunigte, sowie die auf- und abgehende Bewegung berücksichtigt, sondern begnügte mich mit dem synthetischen Aufbau möglichst bequemer und durchsichtiger Gleichungen für die einfachsten Fälle des dynamischen Beharrungszustands, die mit der Praxis gut übereinstimmen.

Ich vermied wucherndes Gestrüpp mathematischen Formelkrams, in dem die fruchtbringenden Keime oft ersticken und kaum herauszufinden sind.

Annäherungen und Kürzungen wurden vorgenommen, vielleicht schon über das zulässige Maß; der Vorwurf kann mich treffen von seiten der Theoretiker: „Zu wenig Theorie!“ und von seiten der Praktiker: „Zu viel Theorie!“ Mein Bestreben galt vornehmlich, Klarheit zu bringen über das Wesen der dynamischen Tragkraft, die darauf beruht, daß Luftmassen nach unten geworfen werden, und dann die brennende Frage: Drachenflieger oder Schraubenflieger und ihr gegenseitiges Verhältnis dadurch zu erläutern, daß ich zuguterletzt die Umwandlung des einen Systems in das andre vorführe.

*) München, Georg Müller.

Google

Ich trachtete, jenen übertriebenen Optimismus, den ich nach gesammelten Erfahrungen für schädlich halte, zu zerstören, und hoffe, durch die vorliegende Arbeit Flugtechnikern und Laien neue Gesichtspunkte sowie mancherlei Aufklärung und Anregung zu bieten.

Ossip Dymow: Der Knabe Wlaß

Verlegt bei Paul Cassirer.
Berlin 1910.

Ich mußte bei der Lektüre dieses Buchs an ein Bild von Henri Matisse denken. Es war eine rosarote Fläche. In dieser breiten Grundfarbe, die in sich abgetönt war und die Stimmung des Ganzen angab, lag diagonal ein weiblicher Akt, das Fleisch rosafarben abgetönt, die Konturen mit breiten Pinsellinien scharf und formbildend umrissen. So schreibt auch Dymow. Seine Gestaltungsgabe ist außerordentlich, und die Szenen namentlich am Schluß sind sehr lebendig, vital geworden. Vielleicht kann man seiner Jugend noch mit Recht vorwerfen, daß sie nicht die Kraft hat, die einzelnen Szenen und Bilder zu einem ebenso lebendigen Ganzen zusammenzufügen.

Dafür aber darf ich sagen, daß ich seit langem wieder einmal am Stoff interessiert war. Dymow gibt nicht die Psychologie eines Erwachsenen, wenn er den Knaben Wlaß wachsen läßt, sondern er schildert das moderne Kind: die ererbte Nervosität, die Ehrfurcht des Wunderbar-Geheimnisvollen, die Wollust einer kalten, zersetzenden physiologischen Skepsis, kurz das um 1890 als Produkt der Generation Ibsen-Maeterlinck-Marx geborene Geschlecht.

Indem sich Herr Cassirer nach Rußland wandte, ist er auf einen sehr fruchtbaren Weg geraten. Man hat uns Amerikaner und Ungarn, Belgier und Schweden und Norweger gezeigt. Vielleicht zeigt uns Herr Cassirer endlich die interessantesten Künstler: die Russen.

M. R. Schönlank

Wie unsern Lesern gewiß noch erinnerlich ist, hat dem ersten Januarheft unsrer Zeitschrift ein Prospekt der Compagnie Generale Transatlantique Paris 6 rue Aubert beigelegen und nicht, wie es im Hinweis hieß, der Firma A. Philipp in Hamburg. Die Firma Philipp ist lediglich die Vermittlerin des Auftrags gewesen.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Google

NORD UND SÜD

Google

Max Rabes:
Der Zuckerverkäufer
(Im Privatbesitz des Herrn
Dr. Curt Rablauer, Berlin.)

Go gle

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30, Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 136. Heft 423. Erstes Februarheft 1911

Google

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Google

Regierungsrat Kurd von Strantz: Eine nationale Diplomatie

Eine „deutsche" Diplomatenfrau hat ihre Erinnerungen an das dienstliche Leben ihres Gatten veröffentlicht.*) Schon die beiden Gatten sind ihrer Abkunft nach bezeichnend für die damalige preußische Diplomatie, der Bismarck schon angehörte und die er bald leiten sollte. Der Gemahl der Verfasserin diente noch unter ihm als Chef. Sie eine geborene Französin englischer Abstammung, die Schwester des späteren Botschafters in London und Ministerpräsidenten Waddington, er der Sohn einer reichen Engländerin, die den Hauslehrer, den Theologen Bunsen geheiratet hatte, den späteren preußischen Gesandten in Rom und London, den Freund Friedrich Wilhelms IV. Die Welt erzählte sich folgendes treffende Witzwort von ihm: Die Diplomaten behaupten, er sei ein großer Gelehrter, die Lehrer usw., er wäre ein großer Diplomat. Er war so unfähig, daß ihn selbst sein königlicher Gönner fallen lassen mußte. So waren die damaligen Mitarbeiter des größten deutschen Diplomaten. Diese Französin, die schon unecht war, sollte als Vertreterin des Preußen- und Deutschtums in Turin ihrem Gatten zur Seite stehen.

Der preußische Gesandte selbst war ein geborener Franzose, der nach damaliger Uebung auch amtlich französisch berichtete und bloß französisch sprach. Auch ihn mußte Bismarck wegen seiner Unfähigkeit abberufen. Bunsen war Legationssekretär, der in Rom und London aufgewachsen war, also die väterliche Heimat nur oberflächlich kannte. Sein Bruder wurde englischer Diplomat und ist jetzt Botschafter. Diese hier vorausgeschickten, uns jetzt höchlich befremdenden Tatsachen erwähnt natürlich Frau v. Bunsen gar nicht, da sie ihr nicht ungehörig erschienen und sich leider auch jetzt noch Seitenstücke im deutschen auswärtigen Dienst finden, freilich nicht mehr in dieser gar zu internationalen Buntheit. Indessen hat erst Bismarck die deutsche Dienstsprache eingeführt, die jedoch im Außenverkehr der Missionen nicht gilt. Noch heute ist ziemlich

*) Frau Karl von Bunsen, an 3 Gesandtschaften, Berlin 1910 Siegismund

grundlos die amtliche Verständigungssprache die französische, die nur an der leitenden Behörde durch deutsch im Verkehr mit England und Frankreich, wie auch Belgien ersetzt wird, die ihrerseits ihre Muttersprache gebrauchen. Hierbei unterläuft der Irrtum, daß französisch die Landessprache Belgiens wäre, obwohl das niederdeutsche Vlämisch gleichberechtigt und die Mehrheitssprache ist. Die Schweiz amtierte in Berlin zu meiner diplomatischen Zeit deutsch, doch fürchte ich, daß sie bei ihren französischen Neigungen wieder diese Mundart vorzieht.

Frau v. Bunsen beginnt ihre Erinnerungen nach dem Krimkrieg und kurz vor dem Ausbruch des Waffenstraußes von 1859, wo also Turin auch für Preußen ein wichtiger Posten war, was der Gesandtschaft wohl kaum klar wurde. Die Tätigkeit dieser Turiner Diplomaten kennzeichnet eine zutreffende Bemerkung eines Russen: „Ich gehe etwa um ½1 Uhr auf die Kanzlei der Gesandtschaft, erzähle mir etwas mit S., dann gehe ich zum Chef (Grafen Stackelberg), wir sprechen ein Weilchen, dann frage ich, ob etwas zu tun ist. Nichts. Ich gehe hinunter zu S., um ihm mitzuteilen, daß er spazieren gehen kann. Er geht. Weil es heiß in der Kanzlei ist, ziehe ich in den Salon, wo es angenehm ist, dort lege ich mich auf zwei Fauteuils und lese ein Buch alter Depeschen; um 3 Uhr gehe ich fort." Viel wird sich die aufreibende Tätigkeit der preußischen Gesandtschaft von diesem russischen Stilleben nicht unterschieden haben. Auch heute gibt es noch derartige diplomatische Geschäftigkeit und nicht nur an den kleinen deutschen Höfen.

Bei Frau v. Bunsen, die heute ganz Engländerin geworden ist, tritt noch eine Eigenschaft deutlich hervor, die nicht nur für die Ausländerin bezeichnend ist, der gänzlich mangelnde politische Sinn und das wachsende Interesse für die gesellschaftlichen Nichtigkeiten. Sie entstammt einer wohlhabenden bürgerlichen Familie, die stark politisch gesinnt ist. Als deutsche Diplomatenfrau eines geadelten Gatten macht ihr eine russische Prinzessin als Kollegin großen Eindruck, obwohl die russischen Fürsten mit den deutschen ranglich gar nicht zu vergleichen sind. Sie bedeuten als Bojaren bloß den alten Adel. Nicht weniger ist dies bei ihr der Fall gegenüber den italienischen marocesas und contessas, die häufig höchst mangelhafter Herkunft sind, da noch heute der italienische Adel, nicht nur vom Papste, käuflich ist. Befremdlich wirkt es, daß die Verfasserin als alte welterfahrene Frau in den Briefen an ihre Eltern diese unverhohlene Bewunderung der kleinen Bürgerlichen bei der Herausgabe des Buches nicht gemildert hat. Freilich sagt man der fran-

Google

zösischen Republik nach, daß sie titeltoller als die vorhergehenden Monarchien sei, und es ist nachgewiesen, daß gegenwärtig drei Viertel des sogenannten französischen Adels unecht ist, von den päpstlichen Grafen der haute finance ganz abgesehen.

Aber diese Ueberschätzung nichtiger Aeußerlichkeiten ist freilich noch jetzt für die Auffassung des Diplomatenlebens bezeichnend. Heute, wo in der deutschen Diplomatie die Hälfte als frischgebackener Neuadel aus Handel und Industrie stammt, hat dieser wenig staatsmännische Maßstab sogar noch zugenommen. Früher waren die frisch geadelten Bürgerlichen der Diplomatie gewöhnlich wohlhabende Söhne verdienstvoller Beamten; heute genügt schon Vorsicht in der Wahl der Eltern in geldlicher Beziehung, was gesellschaftlich und noch mehr geschäftlich die geistige Stufe des Standes kaum gehoben haben dürfte. Diese deutsche Diplomatenfrau ist bloß Gesellschaftsdame, ihre Fremdheit im angeheirateten Staate mag ihr dessen Verhältnisse auch nicht näher gebracht haben. Aber unmittelbar dienstlich macht sich eine Pflichtverletzung geltend, da auch die Gattin eines Beamten gewisse Verbindlichkeiten zu erfüllen hat, besonders die Frau des Vertreters einer Großmacht im Auslande in so kritischer Zeit.

Die Französin Bunsen-Waddington ist natürlich österreichfeindlich und freut sich des Einmarsches der kleinen chasseurs de Vincennes in Turin. Sie muß amtlich wissen, daß Preußen bereits gegen Frankreich rüstet, die Kriegsbereitschaft ist schon befohlen. Mehr scherzhaft berührt es sie, daß Italiener und Franzosen die Oesterreicher richtig als Allemands bezeichnen und beschimpfen. Sie fühlt sich dadurch ein wenig als Gattin getroffen. Während der Spannung vor dem Kriege lag der preußischen Gesandtschaft die österreichische Vertretung ob. Frau v. Bunsen wäre also zu besonderer Zurückhaltung verpflichtet gewesen. Sie kümmert sich aber schon rein menschlich gar nicht um die österreichischen gefangenen Kranken und Verwundeten, sondern nur um die französischen und — elsässischen, die deutsche Bücher erbitten. Dies duldet der preußische Gesandte, der als Graf Brassier ein Franzose ist.

Aber das ganze diplomatische Korps ist international gemischt. Die Frauen sind größtenteils anderer Herkunft als ihre Männer in nationaler Beziehung. Dabei fühlt es sich als eine abgeschlossene Kaste. Die nationalen Interessen des vertretenen Volkes spielen gar keine Rolle, wenigstens in gesellschaftlicher Beziehung. Sollte dies sich jetzt ganz geändert haben?! Ich meine hiermit in der Gegenwart nicht die Eng-

Google

länder, Franzosen und Amerikaner, zumal bei diesen manchmal ein Uebermaß gesellschaftlicher Vertretung zweifelhafter Elemente hervortritt. Kann man sich bei solchen Verhältnissen darüber wundern, daß Preußen vor Bismarck eine klägliche Rolle spielte, und erhellt nicht mancher Mißerfolg der nachbismarckischen Zeit aus diesem Spiegelbild einer erst sehr geringen Vergangenheit? Frau v. Bunsen hält es für bemerkenswert, daß sie amtlich die drei Kriege 1859, 1866 und 1870 durchlebt und auf den drei Posten ihres Mannes auch drei höfische Hochzeiten mitgemacht habe. Diese Zusammenstellung wirkt bei einer alten Diplomatenfrau und Schwester eines beträchtlichen französischen Staatsmannes einigermaßen befremdlich.

Ich würde diesem Buch eine solche kritische Beachtung nicht geschenkt haben, wenn darin nicht eine Anschauung hervorträte, die noch heute in der Diplomatie herrscht, die aber bei dem schwachen deutschen Nationalgefühl gerade in der deutschen Diplomatie besonders schädlich wirkt. Bismarck verabschiedete unter Umständen Untergebene, die Ausländerinnen heirateten, jedenfalls duldete er nicht, daß der Gatte in der Heimat der Frau tätig war. In der nachbismarckischen Zeit wurde das Gegenteil geradezu Mode, am schlimmsten in Nordamerika. Diese Ausländerinnen hielten es auch gar nicht für nötig, soviel Takt zu zeigen, daß man ihre Abkunft nicht mißfällig bemerkte. Eine französisch erzogene Belgierin, die sich ihrer vlämischen Abstammung gar nicht bewußt ist, fungiert wieder als deutsche Botschafterin in Paris.

Der ungünstige Einfluß der Fürstin Bülow, soweit Italien als ihre Heimat in Frage kam, kann jetzt nicht mehr bestritten werden, wo die Unzuverlässigkeit Italiens seit Algesiras gar zu formlos zutage trat, ohne daß man irgendwie dagegen vorstellig wurde. Dieser Uebelstand wird aber bei anderen Völkern niemals gefährlich werden, da ein nicht scharf national gesonnener Diplomat Frankreichs oder Englands überhaupt undenkbar ist. Right or wrong, only my country ist ein englischer Diplomatenspruch, nach dem auch rücksichtslos mit Fug und Recht gehandelt wird. Die deutschen Ehegatten sind leider viel zu schwach, um ausländischen Gemahlinnen den richtigen Weg zu weisen. Die Botschafterin Speck v. Sternburg entbehrt dazu jedes Taktes und war der Schreck der Botschaftsbeamten, ohne daß von Berlin eingegriffen wurde. Es besteht die leise Hoffnung, daß solche Zustände bei uns künftig tunlichst vermieden werden. Das gedachte Buch kann als abschreckendes

Google

Beispiel wirken, zumal es der großen Menge und damit der öffentlichen Meinung das nationale Gewissen schärft.

Auch der Kastengeist schädigt hauptsächlich deutsche Interessen, da ein Franzose bei aller Verbindlichkeit in erster Reihe Franzose ist und bleibt, mag er Royalist oder Republikaner sein. Der empfindungslose Diplomat ist stets ein Zerrbild. Kühle des Verstandes bedeutet nicht mangelndes Nationalgefühl, das sonst amtliche Pflicht ist, für die der Mann bezahlt wird. Bismarcks Temperament war kein Fehler, sondern seine Stärke. Vor diesem politischen Feuerberg kroch der Gegner ins Mauseloch. Aber die Zeiten der kalten Wasserstrahlen aus der Wilhelmstraße sind vorbei. Würde es versucht, würde sich keiner mehr fürchten. Wir müssen schon an das geschliffene Schwert appellieren. Unsere Diplomatie hat trotz vieler tüchtiger Kräfte versagt. Einen der Mängel wollte ich aufdecken und nicht den schlimmsten und folgenschwersten.

Google

Lebensschule und Schulleben
Eine Rundfrage.

Das deutsche Geistesleben steht heute zweifellos im Zeichen der Akademisierung. Wir glauben, es dem Lande der Dichter schuldig zu sein, wenn wir unsrer Hochschulprovinz immer weitere Grenzen ziehn. Jeder Stand, jede Beamtengruppe will für sich wissenschaftliche Bedürfnisse anerkannt sehen, zu deren Befriedigung entweder die Universität auf dem Wege der Spezialisierung ihrer Lehrarbeit fortschreiten oder der Staat eigene Fachhochschulen begründen soll. Für unsre Kaufmannschaft sind in einem Dezennium sieben Handelshochschulen eingerichtet worden. Sogar die Vertreter der „liberalsten" Berufe, der Journalisten und Bühnenkünstler, liebäugeln mit dem Hochschulgedanken.

Deutschland glaubt an den „Schulmeister von Sadowa", an die Unerläßlichkeit einer möglichst guten allgemeinen Bildung und möglichst umfassenden theoretischen Spezialbildung für die Erreichung praktischer Lebenserfolge. Daher die Wertschätzung der Schule. Welcher Vater nur irgend die Mittel dazu erschwingen kann, läßt sein Kind Schulen besuchen. Die unmittelbare Folge dieses Schulglaubens ist die Ueberfüllung aller „besseren" Schulen und ein gewaltiges Anschwellen der Studentenziffern, aber auch das Anwachsen eines geistigen Proletariats, dessen soziale Unzufriedenheit notorisch ist.

Wir meinen, daß es vielleicht an der Zeit wäre, das Dogma von der alleinseligmachenden Schule einer Revision zu unterziehen, und haben uns deshalb an eine große Anzahl erfolggekrönter Männer auf allen Gebieten menschlichen Schaffens gewandt mit der Bitte, uns ihre Meinung über das Verhältnis von Schulbildung und Lebenserfolg kundzugeben. Was war zur Erreichung des Erfolges unerläßlicher, ein sorgfältiges S c h u l l e b e n oder die tüchtige L e b e n s s c h u l e, in die wir vom Schicksal genommen wurden? Wir holen uns unsre pädagogische Meinung leider viel zu viel von denen, die sich von Berufswegen mit Erziehungsfragen oder Angelegenheiten der Geisteskultur

Google

befassen. Darum wollten wir einmal auch Persönlichkeiten fragen, die den weithin sichtbaren Erfolg auf ihrer Seite haben.

Unsre Fragen haben wir folgendermaßen formuliert:

Glauben Sie, daß die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfragen kranken?

Stellen Sie sich dem Streben, auch die praktischen und liberalen Berufe mehr und mehr zu akademisieren, sympathisch gegenüber oder nicht?

Falls Sie ein Mann ohne akademische Bildung sind, haben Sie dann diese Tatsache jemals bedauert aus der Erwägung, daß der Erfolg Ihres Lebens nach empfangener Hochschulbildung ein größerer, für die Allgemeinheit beglückenderer geworden wäre?

Es ist eine beträchtliche Zahl von Antworten eingelaufen, die wir in den nächsten Heften von „Nord und Süd" publizieren werden. Die weitaus meisten Persönlichkeiten haben die Ansicht bestätigt, daß in deutschen Landen heute mehr gelehrt wird, als für den Erfolg im Leben notwendig ist, und daß diese Ueberbildung den Erfolg beeinträchtigt.

Exzellenz M. von Brandt

Kaiserl. Gesandter a. D. (Weimar):

Ich beehre mich auf das sehr gefällige Schreiben in betreff der „Lebensschule und Schulleben" ganz ergebenst zu erwidern, daß ich die erste der in demselben gestellten Fragen mit „Ja", die zweite mit „Nein" beantworte. Ich möchte zu beiden bemerken, daß meinen Eindrücken und meiner Erfahrung nach sich das Drängen nach Akademisierung in den meisten Lebensberufen vielmehr aus persönlicher oder Standeseitelkeit entwickelt hat, als aus einem wirklichen Bedürfnis. Darum sind auch die Sitten und Unsitten des Studententums das erste gewesen, was von den Schülern dieser neuen Akademien angenommen worden ist, und die Auswüchse des Professorentums der Universitäten haben sich bald auf das lehrende Personal der Akademie übertragen. Die dritte Frage kann ich dahin beantworten, daß ich keine

Google

akademische Bildung besitze, ihren Mangel aber weder empfunden, noch jemals bedauert habe. Meine persönliche Erfahrung und meine Beobachtung haben mich gelehrt, daß vieles, was man auf der Schule und wohl auch auf der Universität lernt, für die praktischen Aufgaben des Lebens überflüssiger Ballast ist. Offene Augen und offener Kopf und der Wille und die Fähigkeit zu lernen, sind das, was der Mensch hauptsächlich im Leben braucht. Ich kann mit dem Erfolg meines Lebens ganz zufrieden sein, und ich glaube, daß die, die hören wollen und können, auch manches von mir zu lernen imstande gewesen sein werden. Das Ziel, die Allgemeinheit zu beglücken, habe ich mir freilich nie gesetzt, und ich möchte auch annehmen, daß dasselbe überhaupt nur äußerst selten, wenn jemals, erreicht wird. Im engsten Familien- und Freundeskreise zum Glück der Nächsten beizutragen, ist, glaube ich, alles was der Mensch erreichen kann und was man von ihm erwarten darf. Und wie vielen Menschen wird es gelungen sein, in dieser Beziehung einen wirklichen Erfolg verzeichnen zu können?

Exzellenz Dr. Adolph Wagner

Wirklicher Geheimer Rat, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin:

Ueber die mir vorgelegten Fragen kann ich in Kürze wenig sagen. Zu längeren Ausführungen habe ich weder Zeit noch Kraft und Sie keinen Raum. Ich kann daher hier nur sagen, daß ich, obwohl ebenfalls alter Schulmeister, dem, was Sie die fortschreitende Akademisierung nennen, doch auch etwas skeptisch gegenüberstehe, sowohl bezüglich der Vorbildung für praktische Berufe als auch für manche wirklich freie, sogenannte liberale. Schon auf dem ganzen geisteswissenschaftlichen Gebiete möchte eine Ueberschätzung des Schulmäßigen, wie es heute z. B. in den Seminaren vor sich geht, vorliegen, auf dem Gebiete der bildenden Kunst wohl ebenso. Die eigenartige freie geistig-

Google

schöpferische Entwicklung kommt dabei wohl nicht immer zu ihrem Rechte. Das möchte unsere Zeit im Vergleich zu anderen und zugleich Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern mit weniger schulmäßigem Betriebe zeigen.

Exzellenz Dr. Bernhard Dernburg

Staatssekretär des Reichskolonialamts a. D. schreibt uns:

Sie haben die Güte gehabt, mir Fragen über die Bewertung akademischer Bildung vorzulegen. Soeben von einer längern Reise zurückgekommen, gestatte ich mir den Empfang des Schreibens zu bestätigen, bitte mir aber zu verzeihn, wenn ich eine ausführliche Meinungsäußerung unterlasse. Mein Bildungs- und Entwicklungsgang ist ein derartig ungewöhnlicher, und die Umstände zum Teil so glückhafte, daß ich nicht glaube, durch Beantwortung der Fragen zur Klärung der Meinungsverschiedenheiten im allgemeinen beitragen zu können. Ich bin überhaupt der Ansicht, daß es im wesentlichen Frage der Persönlichkeit ist, ihres Wissens- und Bildungsdranges, ihrer Fähigkeit, sich das betreffende Material zu assimilieren, ob eine empirische Bildung erhebliche Resultate erzielen, oder eine akademische in einem Fehlschlag enden wird.

Dr. Walter Rathenau

Aufsichtsratspräsident der Berliner Handelsgesellschaft:

I. Ich glaube, daß Deutschland seine Suprematie geistigen Werten verdankt. Zu den geistigen Werten gehören das Wissen und die Bildung.

II. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, zu viel zu wissen. Wohl aber ist es möglich, zu viel zu lernen. Auf den Nutzeffekt des Lernens kommt es somit an.

III. Ich glaube, daß der Nutzeffekt des Lernens in Deutschland heute beklagenswert gering ist, so daß er nur durch einen unverhältnismäßigen Aufwand an Zeit und

Google

Arbeit ausgeglichen werden kann. Ich glaube, daß unsre Technik des Lehrens schlechter ist als zu früheren Zeiten und schlechter als in vielen andern Ländern, wo etwas weniger gewußt und weit weniger gelernt wird. Es wird erstens bei uns mehr Unwichtiges gelernt als Wichtiges; zweitens das, was gelernt wird, schlecht gelernt, und somit bald vergessen. Dies gilt vor allem von unsrer höheren Schulbildung, die die Grundlage aller weiteren Bildung sein sollte und es nicht ist. Ein normaler Abiturient verfügt über zwei Drittel unwichtige und ein Drittel wichtige Kenntnisse, und ein Student im sechsten Semester hat von diesem Gemenge zwei Drittel wieder vergessen.

IV. Ich halte die humanistische Bildung für die höchste uns erreichbare Vorschulung des menschlichen Geistes und glaube, daß von denen, die sie bekämpfen, die meisten sie nicht kennen, zum mindesten sie nicht besitzen. Was wir jedoch als humanistische Durchschnittsbildung staatlich abstempeln, ist ein klägliches Zerrbild dieses hohen Begriffs. Ist es gesundem Menschenverstand faßbar, daß ein junger Mensch, der neun Jahre seines Lebens lateinisch gelernt hat, am Ende dieser Zeit weder lateinisch reden noch schreiben noch lesen kann? Ich möchte wissen, wie viele Abiturienten sich ihres Studiums der Geschichte, der Religion, der deutschen, griechischen und römischen Klassiker mit froher Begeisterung erinnern. Und doch war ihnen das Höchste geboten, was menschlicher Geist menschlichem Geiste an Wissen zu überliefern vermag.

V. Die Mängel der Schulbildung sind die Ursache, weshalb die erwachende Bewußtheit sich ratlos nach neuen Lernstoffen umsieht und auf allerhand Spezialitäten verfällt, die zum Teil mehr belletristisch genossen als ernsthaft verarbeitet werden. Es gibt, glaube ich, keine Fachschule, und wäre sie für Apotheker, auf der nicht sogenannte Kunstgeschichte und sogenannte Nationalökonomie getrieben wird. Wenn ein Bedürfnis nach weiterer Wissensbildung als die Schule sie gibt, sich regt, so sollten vor allem die Dinge und Gesetze der Natur betrachtet werden. Physik, Chemie, Mechanik, Geologie, Zoologie, Botanik, Physiologie umschließen in einem

Google

gewissen Sinne unser irdisches Leben und sollten keinem Gebildeten gänzlich fremd sein. Eine gute Schulbildung jedoch, die uns leider fehlt, wäre besser als alle außerberufliche Spezialisierung, denn sie gäbe die Methodik, die Grundlage und die Hilfsmittel für jede gewollte Angliederung.

VI. Zur Bekräftigung des Gesagten möchte ich daran erinnern, daß ein großer Teil erwachsener Schüler — und dabei sind keineswegs die unfähigsten und nachlässigsten gemeint — an vergeudete und verquälte Schuljahre mit Abneigung zurückdenkt. Es wäre eine noch verdienstvollere Umfrage als die gegenwärtige, wenn eine Zeitschrift feststellen wollte, wie hoch der Prozentsatz schulverdrossener Erinnerung sich beläuft. Einem Kinde die glücklichsten Lebensjahre zu vergällen, nenne ich aber die schlechteste Schulung, die überhaupt denkbar ist.

VII. Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Reform und abermals Reform der Schule. Reform der Lehrstoffe, Reform der Lehrmethoden, Reform der Lehrenden. Die dritte aber ist die wichtigste, denn sie enthält die beiden ersten.

Bis zum Ueberdruß hat man nachgesprochen, Preußen, ja Deutschland verdanke seine Größe dem Schullehrer. Gewiß ist der deutsche Lehrer ein überaus pflichteifriger, genügsamer, idealgesinnter Mann. Aber die Ueberanstrengung des Berufes, die Enge der Lebensführung und die Trockenheit der anerzogenen Methode beeinträchtigt seine innere Freiheit, seine Initative, seine Stimmung und seinen Horizont. Unterschätzt wird dagegen der deutsche Schüler, dessen unermüdlicher Fleiß und Wissensdurst erst dann ungehemmt hervorbricht, wenn er den Schullehrer und den Schulärger längst vergessen hat.

Geh. Kommerzienrat Eugen Gutmann

Direktor der Dresdener Bank (Berlin):

Ich besitze Ihr gefl. Schreiben vom 17. cr. und beantworte es gern. Ich halte eine gediegene Allgemeinbildung in jedem Beruf für außerordentlich wünschenswert. Leider

Google

sind nicht jedem jungen Menschen die materiellen Mittel zum Besuch einer höheren Lehranstalt gegeben und die meisten von ihnen haben auch nicht die Zeit zum Besuch derselben, sondern müssen mit 14 oder 15 Jahren in einen Beruf eintreten, um ihren Unterhalt zu verdienen. Ich halte indessen auch eine höhere Schulbildung zur Erlangung einer guten Allgemeinbildung nicht für unbedingt erforderlich, namentlich nicht in einer Zeit, wo auch außerhalb der Schulen und Universitäten es jedem verhältnismäßig so leicht gemacht wird, seinen Bildungskreis zu erweitern. Ich habe manche Beispiele in meiner Bank, wo junge Leute mit 14 oder 15 Jahren in die Praxis eingetreten sind und durch privates Lernen und Lesen in ihren Mußestunden, durch Hören von Vorträgen, Besuch von Abendkursen und dergleichen sich im Laufe der Jahre eine gute Allgemeinbildung angeeignet haben. Die zunehmende Akademisierung der praktischen Berufe halte ich für sehr bedenklich, da die praktische Lehre und Erfahrung durch kein akademisches Studium ersetzt werden kann. Ich selbst habe meinen Weg von der Pike auf gemacht und weit entfernt davon, den Mangel einer akademischen Vorbildung zu bedauern, bin ich vielmehr der Meinung, daß mich ein akademisches Studium und die dadurch bedingte Unterbrechung meiner beruflichen Laufbahn in der nachdrücklichen Verfolgung meiner praktischen Berufsziele eher gehemmt haben würde.

Oscar Tietz

Chef des Kaufhauses Hermann Tietz

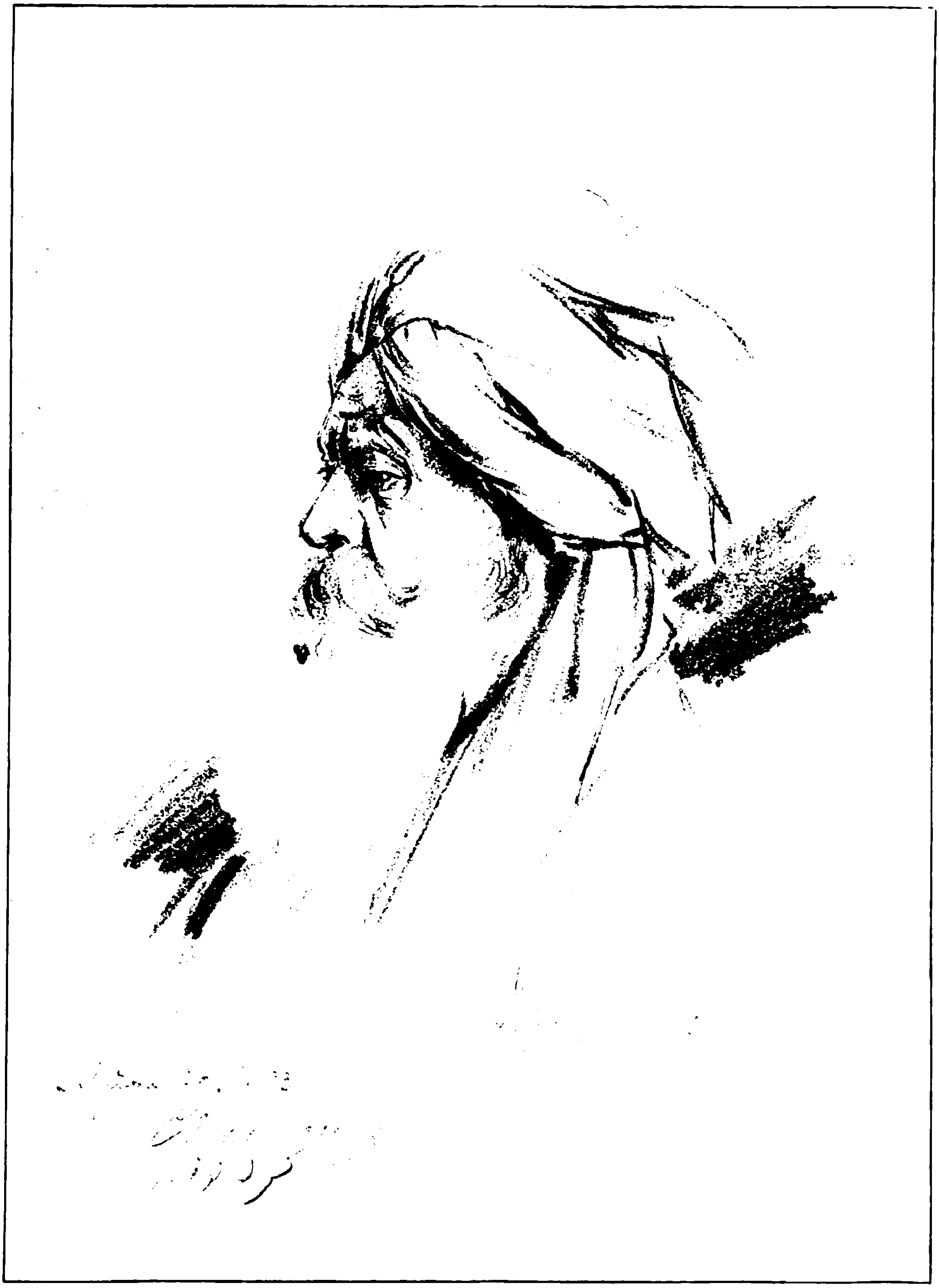
Ihre an mich gestellten Fragen beantworte ich wie folgt:

Wissen ist Macht und je mehr Wissen dem Volke beigebracht wird, um so vorteilhafter ist es für dasselbe.

Ich stehe deswegen dem sympathisch gegenüber, wenn in die praktischen und liberalen Berufe immer mehr akademische Wissenschaft eindringt.

Ich bin zwar ein Mann ohne akademische Bildung,

Google



Max Rabes:
Karl Neufeld

Go gle

habe aber in meinen jüngeren Jahren in vielen Fällen bedauert, einen Mangel an wissenschaftlicher Bildung zu haben, so daß ich aus eigenem Antriebe bis in die Nächte hinein das Fehlende nachzuholen versucht und mit schwerer Mühe mich bis zu meiner heutigen Erkenntnis durchgerungen habe. Ich bin daher der Meinung, daß der Erfolg meines Lebens mit empfangener Hochschulbildung ein größerer und für die Allgemeinheit beglückenderer geworden wäre.

Es ist unstreitig, daß Können ohne Wissen leichter als Wissen ohne Können zum guten Ziele führt, aber beides vereint, ist das Vollkommenere.

Google

Georg Hirschfeld:
Die Nixe vom Güldensee

Ein Märchen der Gegenwart

Copyright bei S. Schottländer, Schles. Verlagsanstalt, Berlin 1910.

Fortsetzung

VII.

Sebastian bereute seine Heftigkeit. Je mehr er gegen Freia erkaltete und ihre Erkaltung fühlte, desto vorsichtiger und klüger wurde er in ihrem Besitz. Er schlug sich vor den Kopf, der erfahrene Wiener, und grollte seiner eigenen Torheit und Leidenschaftlichkeit. Hatte er denn ganz vergessen, wie er sie brauchte, das geheimnisvolle Weib? Noch einmal mußte sie ihm in den stillen Herbsttagen zur Goldquelle hinuntersteigen und Geralt, dem Drachen, neue Schätze abringen. Er wußte, wie Furchtbares er von ihr verlangte, aber er mußte es verlangen — dem Gewinn des Sommers standen ungeheure Schulden gegenüber, und noch war der Boden, auf dem das Güldenseehotel stand, nicht fest. Auch hatte sich Sebastian einem verschwenderischen Leben, wie er es ersehnt hatte, hingegeben, und der Spieler war zum Dämon des soliden Arbeiters geworden. Als das Hotel nur noch wenige Gäste beherbergte, unter ihnen Fiselinus, näherte er sich Freia und bat sie um Verzeihung. Anfangs beschämt und erfreut, wurde sie bald wieder herabgestimmt, als er seiner herzlichen Annäherung das schreckliche Verlangen folgen ließ. Sie warnte ihn. Sie wisse nicht, ob sie diesmal wiederkommen werde, denn Geralt habe keinen Glauben mehr an sie. Den wahren Grund ihrer Furcht verschwieg Freia. Nicht Geralts Glaube war ins Wanken gekommen — der Drache durchschaute sie längst — ihr eigener hielt sie nicht mehr aufrecht. Sie wagte eine Reise ins Totenreich, ohne die Sonnenfackel des Lebens in der Hand zu

Google

tragen. Ihr Herz war müde und schwer. Wofür tat sie es? Was sollte sie dem Ungeheuer sagen? Aber Sebastian ließ nicht von seiner Bitte ab. Er schien von ihrer Erfüllung Trennung oder Wiedervereinigung abhängig zu machen. Wie er dies vermochte, begriff die Nixe nicht. Sein rücksichtsloser Wunsch gab sie ja preis, er schickte sie ja selbst in den Abgrund hinab. Wenn sie mit Gold beladen heimkehrte, war sie ihm willkommen. Wenn sie dem Raub des Goldes zum Opfer fiel — auch? Sie bebte in tiefem Gram. Dann machte sie sich rasch auf den Weg.

Während der „Reise" seiner Frau gewann sich Sebastian das Stubenmädchen Josefine, auf das er es so lange abgesehen hatte. Zugleich eröffnete er einen wohldurchdachten Feldzug auf das Herz einer ungarischen Witwe, die zwar alt und häßlich war, aber ehrlich geprägte Goldstücke und Papiere besaß, die ebensoviel wert waren, wie Freias Zauberschätze. Er wollte sich, falls Freia nicht wiederkehrte, jedenfalls sicherstellen, denn die kokette Dame schien ihm eine Werbung nicht so schwer zu machen. Eine ganz geheime Ueberlegung aber riet ihm auch, sich ihrer für den Fall zu versichern, daß Freia zurückkam, denn wie bald konnte eine neue Katastrophe seine Ehe für immer trennen, und an einen abermaligen Besuch der Nixe beim Drachen Geralt war kaum zu denken.

Er hatte Zeit zu seinen wichtigen Unternehmungen, denn Freia blieb diesmal nicht Stunden, sondern Tage fort. Ihr Ausbleiben beunruhigte ihn wenig, er hatte so viel mit sich selbst zu tun. Schon fing er an, mit ihrem Verschwinden und seiner glänzenden Zukunft an der Seite der Ungarin zu rechnen, als Freia bei Morgengrauen vor ihm stand, bleich wie eine Wasserrose, das Goldhaar wirr über Brust und Schultern hängend. Sie trug den großen Sack, den sie mitgenommen hatte, zum Bersten gefüllt, auf dem Rücken. Sie keuchte, aber die Perlenhaut ihres Antlitzes zeigte keinen Schweiß. Er nahm ihr beglückt und höflich, wie einen kostbaren Mantel, die schwere Bürde ab.

„Hast du dich geängstigt?" fragte sie leise.

„Aber natürlich! Du bist ja ziemlich lange fortgeblieben!"

„Ziemlich lange? Ewigkeiten. Da unten ist jeder Tag eine Ewigkeit. Ich kann niemals wieder hinuntersteigen."

Sie weinte. Jetzt strömten unaufhaltsam die ausgestandenen Qualen in Tränen aus. Ihre Worte hatten ihn zwar abgekühlt, aber

Google

er faßte sich und streichelte die Zitternde. „Warum denn? War es so arg?“

„Er hat mich acht Tage gefangen gehalten. Ich sollte auf sein ekles Lager kommen, aber . . .!“

„Dieses Scheusal! Könnt ich ihm mit meiner guten Büchse eins in die grünen Augen brennen!“

„Das möchtest du? Und nimmst sein Gold?“

„Was soll ich denn anfangen, Freia . . . Aber viel hast du mitgebracht. Sehr viel. Das reicht für lange. Fürchte dich nicht, mein Kind.“

„Ich gehe nicht mehr zu Geralt. Denn wenn ich noch einmal ginge, käme ich nicht wieder. Das würde dir also auch nichts nützen.“

Mit diesen Worten ließ sie ihn allein. Er sah ihr nach, zum erstenmal den lauernden, bösen Blick in den Augen, der ewig entfremdet. Verachtete sie ihn? Das war ja nicht möglich. Er wandte sich rasch dem Goldsack zu. Nachdem er noch die Türen verriegelt hatte, stürzte er sich auf den Schatz und stülpte ihn um. Es funkelte ihm rot entgegen. Er wühlte in der feuchten, bröckelnden Masse, und plötzlich schrie er auf. Eine kleine, schwarze Schlange war mit dem Golde gefangen gewesen und biß jetzt dem Befreier in die Hand. Die Angst, vergiftet zu sein, jagte ihn durch das ganze Haus zu Freia. Sie legt ihren Mund auf die Wunde, und das Gift war entwertet. Staunend empfand er wieder ihre Macht, aber in diesem Augenblick gerade wurde es ihm klar, daß er sie loswerden mußte, um sich selbst zu erhalten. Der Widersinn dieser Erkenntnis machte ihn fast wahnsinnig. Er schlich sich in Josefines Kammer, um sich bei dem dummen Kind, das Freia eine Hexe nannte, auszuweinen.

Am nächsten Tage aber unterließ er es nicht, die Eroberung der ungarischen Witwe wieder in Angriff zu nehmen. Sie wollte über den ganzen Herbst bis in den Winter hinein Gast des Güldenseehotels bleiben — das legte sich Sebastian als Triumph und feste Hoffnung aus, während Freia sich über die dauerhafte Dame ärgerte und vergebens auf klare Herbsttage, Ruhe und Frieden gehofft hatte. Sie haßte das geräuschvolle, putzsüchtige Weib und gab sich nur zufrieden, als Sebastian ihrem seltsamen Geiger nicht kündigte. Sie war jetzt viel mit Fiselinus beisammen. Jeden Abend lauschte sie auf der Veranda seinem Spiel. Sie ahnte nicht, daß Sebastian inzwischen mit der Ungarin spazieren ging und Josefine in ihrer Magdkammer vor Eifersucht weinte. Fise-

Google

linus' Geige gab sie sich selbst zurück. Sie sprachen fast nie miteinander — nur die Musik vermittelte das Bündnis ihrer Seelen. —

Als der Winter sich näherte und mit ihm das Einsetzen einer bewegteren Zeit, wurde der Besitzer des Güldenseehotels von einer neuen, quälenden Sorge beschlichen. Wie, wenn Freia jetzt dem rätselhaften Drange ihrer Natur verfiel, zu schlafen wie ein welker Busch in der Schneefülle? Zu erstarren, monatelang, unweckbar, bis der Morgenruf des Frühlings sie weckte? Wie sollte er sie verbergen, wenn es ihr in seinem Hause geschah, wenn sie einer Toten gleich in den Räumen des Lebens bleiben wollte? Ihre Grotte suchte sie wohl nicht mehr auf — fast hätte er sie dorthin gewünscht. Wie sollte das werden? Was konnte er mit ihr anfangen? Wurde nicht sein Bündnis mit einem höllischen Wesen dann gewiß?

Schon sah er, wie sie langsam welkte, einer Gardenie gleich, deren Elfenbeinblätter an den Rändern erschlaffen und vergilben, schon wankte ihr Schritt, verlangsamt, wie in tastendem Traum, der kurzen Grabesruhe zu. Ihre Augen schlossen sich oft und sahen in sich selbst hinein, nicht in die schneeige Weite. Das war unmöglich, das durfte nicht geschehen — über alles war er fortgekommen, aber monatelang ihren Zauberschlaf zu verbergen, das konnte sie nicht von ihm verlangen. Angstschweiß bedeckte seine Stirn, als sie ihm an der Mittagstafel gegenübersaß und nickte und plötzlich wie ein Kind einschlief. Er führte sie mit Hilfe der Ungarin auf ihr Lager. Dort blieb er stehen und starrte sie an.

„Aber Herr Wirt," sagte jetzt die gutmütige Witwe tröstend. „Sie brauchen sich nicht so zu ängstigen. Sie sind kein erfahrener Mann. Ich weiß, was Ihrer lieben Gattin fehlt."

Die Haare sträubten sich ihm. „Nun — — was?"

„Es fehlt ihr — nichts. Im Gegenteil. Sie hat etwas bekommen. Es regt sich was in ihr. Nun? Hab ich recht oder nicht?"

Sie verließ ihn lächelnd. „Das kann nicht sein," flüsterte Sebastian. Da erwachte Freia. Sie hatte seine letzten Worte vernommen.

„Was kann nicht sein?" fragte sie unbeweglich.

„Freia — daß du dich — Mutter fühlst?! Ist es so? O, nimm die Ungewißheit von mir!"

„Es ist so. Aber wir haben wohl nicht die rechte Freude."

„Doch, doch, Freia! Was sagst du! Aber wie soll es denn werden

Google

— der Winter kommt — du gehst in deinen langen Schlaf — und das Kind, das Kind — wird es nicht daran sterben?"

Da lächelte Freia. Ein unbeschreiblich wehes und tiefes Lächeln war es. „Du törichter Mensch. Du spendest und weißt nicht, was. Du lebst und weißt nicht wie. Was ich in mir trage, ist es doch, um was ich dich gebeten habe. Menschenleben zumeist. Und wenn es in mir wachsen und reifen soll, so brauche ich den Winterschlaf meines Nixentums nicht mehr. So wache ich und harre ich und lerne euer wahres Glück begreifen."

Er zitterte. Er senkte den Kopf, blutrot und dann wieder leichenblaß. Er entfernte sich wie ein abermals Besiegter. — —

Der Winter brachte Freia ein Wachen, so stark, wie einst ihr langer Schlaf. Jetzt erst sah sie sich im Menschenleben um, und seltsam — jetzt erst gefiel es ihr recht. Sie begriff, wie entschieden sich Tierwelt und Menschenwelt trennten, sobald Erstarrung über die Erde kam. Der endlos rieselnde Schnee deckte offenbar viel Treibendes, Dumpfes, Unbeseeltes im Menschen zu — das Höhere seiner Bestimmung trat reiner hervor, da er nicht zu trägem Schlaf, sondern zu Arbeit und Spiel sich rüstete. Der Mutter Sonne eisig beraubt, gewann er sich am irdischen Feuer Wärme und bewahrte im Kreislauf seines wachen Blutes, was ein schimmerndes Winterleichentuch ihm mondelang entzog. Jetzt wurde der Mensch zum Herrn der alten Erde, wie sie es einst gehofft hatte. Unter ihm schlief es — er aber blieb munter und stark.

Durch Sebastian gewann sie sich freilich nicht diese Hoffnung. Der wurde nur ein noch beweglicherer Geschäftsmann in dieser Zeit — seine Sorge war immer nur wieder Geld und den müden Winterwanderern einen Ausgleich durch raffiniertes Behagen zu bieten. Ihren Märschen und Spielen schloß er sich nicht an — er lebte nach wie vor im Hause. Freia aber trieb es mächtig hinaus — es war ja der erste Winter ihres Lebens. Und begeisterte Kameraden fand sie sofort. All' die Schlittenfahrer und Skiläufer sahen einen wundersamen, lockenden Schutzgeist in ihr. Man staunte, wie schnell die junge Wirtin erlernte, was ihr völlig fremd gewesen war. In wenigen Tagen machte sie nicht nur die gewöhnlichen Ausflüge mit, sondern übertraf schon die waghalsigen Kunststücke der Kühnsten. „Ein Sportgenie!" riefen die Ahnungslosen. Sie freute sich an dieser Bezeichnung. Sport war ein gutes Menschenwort.

Google

Mister Jonathan aus Birmingham aber wurde ihr eigentlicher Wanderfreund. Bald zog sie nur noch mit ihm in die Berge, Skis an den Füßen oder den kleinen Rodelschlitten hinter sich herziehend. Eifersüchtig sahen die anderen dem Paare nach, aber sie mußten Jonathan den Vorzug lassen. Niemand übertraf ihn an sportlicher Kraft und Geschicklichkeit, niemand konnte sich auch in männlicher Schönheit mit ihm messen. Der Engländer war ein Riese, aber von beflügelter Grazie und Beweglichkeit. Wie aus Stahl die schlanke Gestalt, wie aus Bronze gegossen das schöne, etwas harte Antlitz. In seinen grauen Augen lebten Entschlossenheit, Trotz und Herrschsucht. Freia gefielen diese Eigenschaften schrankenlos, weil sie ihr noch nicht verdächtig waren. Aber ihr klarer Blick wurde wieder getrübt, er gefiel ihr zu gut — sie vergaß, daß sie die wichtigsten Eigenschaften in seinen Augen nicht entdeckt hatte: Güte und Treue.

Er lehrte sie, was ihr zu lehren war, und als sie ihn übertraf, ließ er sich von ihr belehren. Sein Wille zur Ueberwindung menschlicher Unzulänglichkeit war unbegrenzt. Aber er begriff nicht, was ihn so an dem Verkehr mit ihr bezauberte. Jauchzend jeden leuchtenden Tag in Todesgefahr, die Kameradin vor sich, neben sich, hinter sich — ein Abgrund wurde zur Stufe, wenn sie lachte, ein Sturz war kindliches Spiel, wenn sie ihn aufhob und mit weicher Hand das Blut von seiner Stirn wischte. Sie maßen sich jeden Tag, sie steigerten sich gegenseitig ins nicht zu Ueberbietende. Staunend sahen ihnen die anderen zu. Er jagte einer Göttin nach — das wußte er nicht. Hätte er es gewußt, so wäre aus seiner dumpfen Sehnsucht klare Seligkeit geworden. Denn Furcht kannte Jonathan nicht.

Freia aber verfiel allmählich der Gefahr dieser Kameradschaft. Sie lernte vergleichen. Und wie ein Schneemann an der Mittagssonne, so schmolz ihr alles Starke und Ehrwürdige ihres Gatten lächerlich dahin. Sebastian war auch nur ein Schneemann, in falscher Macht und Bedeutsamkeit von ihren Kinderhänden aufgebaut. Das erkannte sie jetzt. O, hätte sie lachen können in dieser Erkenntnis. Aber ihr graute. Sie floh davon — zu Jonathan. In ihm sah sie die Kraft der Flamme, mitten in die erstarrte Welt gestellt. Den Selbsterlöser, der nichts brauchte, als sein Ich, einen Mitfreudigen mehr als einen Mitleidigen. Nicht schwach und falsch und am Golde haftend — dem Vogel gleich, der von zufälliger Luftbeute lebt und glücklich bleibt, solange er Flügel hat. Was war dagegen dieser Abhängige, dieser Geldsammler, dieser

Google

eitle Eifersüchtige? Was war sogar die edle Geigenstimme einer traurigen, verzweifelnden Seele dagegen? Sie mußte es an sich reißen können, was ihr Glück geben sollte — es durfte ihrer Natur nicht feindlich oder fremd sein. Zu ihr gehören mußte es, und was sich lügnerisch an sie herandrängen wollte, das stieß sie in strahlender Wahrhaftigkeit zurück. Ihre Treue war nicht Menschentreue. Und doch war es jene Treue, die von den Menschen aufrichtig oder verlogen ersehnt wird. Sie gehörte sich selbst — auch im Geliebten. Sie wählte und kannte kein Verbot in ihrer Wahl. Betrug war ihr ein dumpfes sich Bescheiden, ein anderes Fühlen als Handeln — Wahrheit allein die schrankenlose Hingabe, die jeden sich selbst zurückgab, den Gatten, das Weib und den Freund.

Aber begriff der Engländer Jonathan diese Unmoral? War der körperlich Freie auch geistig frei im Weltenraum der Leidenschaft? Die Nixe zweifelte nicht daran. Sie wollte Sebastian verlassen, dem Engländer folgen, als seine Lebensgefährtin erst des wahren Menschenglücks gewiß sein. Und als sie eines Tages zur Dämmerstunde heimkehrten aus dem tief verschneiten Bergwald, die Glut des Sonnenunterganges im Antlitz, da schienen sie sich plötzlich ganz zu verstehen. Das Haus im Talschatten, wo Sebastian auf sie wartete, wurde Freia heute zur dunklen Drohung. Ein Kerker, der auf sie lauerte, die nichts begangen hatte, als wahr gegen sich selbst zu sein. Aehnliches mußte der Engländer fühlen. Er blieb stehen, als sie an den Rand des Waldes gelangten und zum See hinuntersteigen sollten. Er drückte ihre Hand, und sie fragte ihn leise: „Was willst du?“ Er schwieg und sah sie an, wie sein Lebensziel. Da küßte sie ihn und sprach: „Wir wollen uns nie mehr trennen.“ —

Einige Wochen voll süßen, seligen Truges kamen jetzt für Jonathan. Er konnte sie doppelt genießen, weil das Weib an seiner Seite sie nicht als Trug empfand. Sie war glücklich. Vor Sebastian hinzutreten, ihm zu entdecken, was geschehen, und Trennung zu fordern, erschien ihr noch nicht als Recht des „Betrogenen“, obwohl der Engländer mit matten Gewissensbissen darauf hinwies. Sie hatte ja entdeckt, daß Sebastian jede Nacht Josefine besuchte, der mächtige Wirt und fromme Hüter der Moral, seine niedrige Magd in der Kammer. Heimlich zu tun, was seine letzte Aufrichtigkeit war — das überließ sie Sebastian. Freia war gesonnen, aus ihrem neuen Glück kein Hehl zu machen, es einfach darauf ankommen zu lassen, daß Sebastian das Selbstverständ-

Google

liche entdeckte. Schwer wurde es ihr freilich, den Geliebten von dieser Auffassung zu überzeugen. Jonathan hatte eine tiefe Abneigung gegen die große Auseinandersetzung. Er wußte sie immer wieder zu verhüten und war in der Erfindung neuer Heimlichkeiten unerschöpflich. Wege gingen sie, wo ihnen kein anderer Menschenfuß begegnen konnte, Verabredungen wurden getroffen, die eine widerliche Täuschung des arglosen Sebastian waren. So ging es Tag für Tag. Freia kämpfte gegen ihre aufsteigende Verstimmung, denn sie begriff allmählich, wie flüchtig und gefährdet irdisches Frauenglück war. Sie wartete. Sie ließ dem sonst so kühnen Manne seinen kleinmütigen Willen und warf sich dem bösen Geheimnis in die Arme, da ehrliche Enthüllung in nebelhafter Ferne lag.

Eines Tages fiel ihr auf, daß sie den Geiger Fiselinus nicht mehr sah. Seitdem sie sich einmal im Walde begegnet waren, sie zärtlich hingegeben an Jonathans Seite, und er, der kleine Einsiedler, tiefsinnig durch abendrote Bäume wandelnd — seitdem war der Geiger verschwunden. Sie fragte nach ihm, denn jetzt erst fühlte ihr stockendes Herz, wie wert er ihr war. Von Sebastian erhielt sie folgende Auskunft: „Der? Den siehst du nicht wieder! Gott sei Dank! Der hat plötzlich die Rechnung verlangt und ist ohne Abschied, bei Nacht und Nebel, abgereist. Verrückter Kerl! Ich bin froh, daß wir den ekelhaften Buckel los sind." —

Da es nicht anders sein sollte, ließ sie es beim Betrug. Aber ihre Hoffnung auf die Zukunft sank. Sie schämte sich vor Sebastian, sie bedauerte ihn, obwohl sie sein niedriges Treiben im eigenen Hause kannte. Ihre Ehrlichkeit ließ sie jetzt den ersten Fehler begehen, sie zeigte ihm ein so viel freundlicheres, liebevolleres Wesen, daß ihre Beweggründe ihm verdächtig werden mußten. Er urteilte nach seiner Erfahrung bei irdischen Frauen und hatte so unrecht nicht — auch Freia war jetzt erst tief ins irdische Leben verstrickt worden. Sebastian beobachtete, der Engländer aber dachte an sein Heil. An Freia dachte er nicht.

„Er weiß es," sagte er eines Abends, als sie auf der Veranda standen und in den blitzenden Sternhimmel aufblickten.

„Das kann nicht sein," antwortete sie erzitternd.

„Er weiß es ganz gewiß. Er wird uns auflauern."

„Was würdest du dann tun?"

„Ich würde ihn vielleicht niederschlagen."

Google

„Du bist furchtbar."

„Und du? Was bist denn du? — —"

Sie wurden unterbrochen. In den nächsten Tagen verabredeten sie sich nicht — beide waren einer qualvollen Unruhe preisgegeben. Sie mieden einander, und Freia empfand in diesen Tagen aufs neue jene seltsame Pein, die Wonne und Weh zugleich war — ihre Mutterschaft. Sie konnte an den Spielen und Märschen nicht mehr teilnehmen, sie mußte auf einem Diwan liegen und horchen, wie es sich in ihrem Innern regte, in leiser, gebieterischer Werdelust. Eines Tages besuchte der Engländer sie und teilte ihr mit, daß er am nächsten Morgen mit mehreren Kameraden einen weiten Skimarsch nach Bayern unternehmen würde. Er wolle mehrere Tage fortbleiben. Das sagte er mit einer leisen, gleichsam zerbrochenen Stimme, seine Augen waren offen, aber ohne Blick. Er gab ihr eine kalte, schlaffe Hand, zum erstenmal, dieser heiße Riese. Dann neigte er sich mit steinernem Gesicht und verließ das Zimmer.

Freia glaubte ihm genau so, wie er zu ihr gesprochen hatte. Sie litt und wartete. Jonathan blieb lange aus — länger, als er angegeben hatte. Sie sah mit ringenden Augen zum Fenster hinaus, in die leuchtende Winterpracht, die er, der Gesunde, jetzt allein genießen konnte. Sie wartete vom Morgen bis zum Abend — aber er kam nicht. Und es schien ihr, als ob Sebastian, dessen freundliche Rücksicht jetzt ihr verdächtig wurde, ein leises, seltsames Lächeln auf den Lippen trug. Ein spöttisches Wissen von etwas, was sie nicht wußte. Jonathan blieb aus. Und eines Mittags kam ein lärmender Trupp ins Hotel zurück — die Skifahrer, Jonathans Begleiter. Der Engländer war nicht unter ihnen. Sie stieg in die Halle hinunter, trotz ihrer Hinfälligkeit, sie sprach mit den Männern, aber ohne eine Frage nach Jonathan zu wagen. Als sie sich trostlos wieder in ihr Zimmer hinaufgeschleppt hatte, entdeckte sie plötzlich einen Brief in ihrer Manteltasche. Einer von den Skifahrern mußte ihn ihr heimlich zugesteckt haben — es konnte nicht anders sein. Der Brief trug Jonathans Handschrift. Sie las ihn, und als die Pflegerin bald darauf in ihr Zimmer kam, fand sie die junge Frau ohnmächtig am Boden.

Er hatte sie verlassen. Sein Brief war roh und schlecht. Eine feige Flucht nur — ohne Hoffnungszeichen. Und der Ton doch so hochmütig selbstgewiß, wieder ganz der starke Mann, sobald er dem Rächer entkommen war. Irgendwo anders fand er jetzt reine, arglose Herzen,

Google

wo anders wurde er wieder der starke, betörende Held. Bis er auch dort entfloh. Ein Lügner seiner selbst. Sie schrie es in wildem Gram und zerriß den Brief. Auslöschen, austilgen wollte sie das Bild des Betrügers in ihrem Herzen. Und nun erst fühlte sie, wie wohltätig Tränen waren. Sie weinte sich satt, durch viele Stunden, bis es Nacht war. Da hörte sie Schritte. Ihr Gatte kam noch einmal in ihr Zimmer hinauf. Er wollte nach der Leidenden sehen, und diese Rücksicht rührte sie jetzt tiefer, als die Seligkeit der ersten Liebesstunden. Ihr Entschluß stand fest. Sie hatte ihn noch nicht belogen — gestehen wollte sie immer. Jetzt sagte sie ihm alles, und dann wurde alles noch gut. Es war ja so klar, was sie zu ihrem Irrtum getrieben hatte — ihre und seine Schuld. Sie mußte auch ihm durch diese Aussprache eine Last von der Brust nehmen. Beichte und Klärung waren ganz gewiß der Anfang eines neuen, schöneren Zusammenlebens.

Als er vor ihr stand und sich über ihr Lager beugte, lächelte er wieder. Sie hätte ihn anflehen mögen, jetzt ernst zu sein, denn er mußte ja ahnen, was sie litt. Stockend, in sich zusammengekauert, sagte sie es ihm. Jonathan sei nicht zurückgekommen. In diese Worte faßte sie alles.

„Nicht zurückkommen," wiederholte er mit dünner, gleichsam kochender Stimme. Ein giftiges Blitzen kam dabei aus seinen geröteten Augen.

Sie weinte und umklammerte ihn plötzlich. Er aber — er tat es wirklich — er stieß sie zurück.

„Du brauchst mir nichts mehr zu sagen!" schrie er. „Ich weiß alles! Du schamlose Betrügerin!"

„Das bin ich nicht, Sebastian!"

„Ich weiß, was du bist! Ich weiß es! Schamlos bist du!"

„Weil ich mich schämte, gestand ich dir alles."

„Was heißt das! Hast du nicht Wochen lang mit ihm gelebt? Bin ich nicht durch dich zum Gespött der Leute geworden? Predigt nicht der Pfaffe im Dorf jeden Sonntag wider dich?"

„Was kümmert mich der Pfaffe? Was kümmern dich die Leute?"

„Ja, du! Du gehst über alles weg! Nimm nur das „ Glück" zurück, das du mir gegeben hast mit deinem Teufelsgold! Du Hexe! Es hat mir keinen Segen gebracht! Ich bin unehrlich durch dich geworden!"

„Durch mich?" Ich glaube, du wahrst immer unehrlich, Sebastian."

Google

„Das wagst du mir zu sagen? Und hast mich schändlich hintergangen —"

„Tat ich das nach euren Menschenbegriffen, so versteh' ich es nicht und erkenn' es nicht an. Wenn ich bei dir geblieben wäre, kalt, beleidigt, voll Haß, gezwungen dir hingegeben — dann hätte ich dich hintergangen. Ich wollte dir nie verbergen, daß ich einen anderen Mann statt deiner lieb gewann. Nur Jonathan, der Feigling, riet zum Betrug. Ich schüttelte ihn ab, ich sagte dir alles. Ist es verboten, zu lieben und geliebt zu werden?"

„Reize mich nicht!"

„Gehöre ich nicht dem, der mir gehört?"

„Du Dirne!"

„Du Mensch! Du solltest mich wiederhaben! Wie kläglich du bist!"

Er zitterte, denn sie hatte ihn wie mit einem scharfen Dolche getroffen. Ein häßliches Gelächter schlug er auf und ließ sie allein. Als sie ihn nicht mehr hörte, umfaßte Freia ihren Leib, in dem das Kind erwacht war, und starrte in wesenlose Ferne. Sie sehnte sich nach ihrer Heimat. Sie dachte an den Güldensee. Und daß sie dem Beleidiger nicht entgegengeschleudert hatte, was sie von ihm wußte, sein schimpfliches Verhältnis mit einer Magd — diese einzige, echt menschliche Waffe, die sie gegen ihn hatte, fiel ihr nicht ein.

VIII.

Was Freia im Leben der Menschen hielt, sollte der Frühling erweisen. Der Frühling, dem das Wachsen und Werden in ihrem gepeinigten Leibe entgegenharrte. Einsamkeit war jetzt die einzige Nahrung ihrer Seele — sie suchte und fand sie, wo sie zu finden war. In die dunkle Ferne der geheimnisvollen Zukunft sah sie hinaus, bis sie den Stern ihrer Wahrheit darin entdeckte. Sie sollte der Menschheit einen Menschen geben. Sie, die nicht mehr glaubte an Menschengröße und Wahrhaftigkeit. Sie sollte das tiefste, einzige Glück des Weibes erfahren und einem Irrtum, den sie in Qualen büßte, verdanken. Der Vater ihres Kindes war ihr Irrtum. Und wenn sie sich fragte, ob wohl die anderen Menschenkinder alle Wahrheiten zu Vätern hatten, so zweifelte ihre traurige Erfahrung im Innersten daran. Sie hatte ja vielen Männern ins Herz ihres Wesens gesehen. Und vielen Frauen — so kurz sie am Erdenleben teilgenommen hatte. Ueberall wucherte der bunte, leichtfertige Irrtum der Sinne — Unkenntnis und Selbstbetrug — das

Google

war gewiß. Was gefehlt worden, trugen die Erben stärker in ihrer kranken Wurzel, als was gut und groß mit ihnen gewollt worden war. Geburt auf Geburt — die Leidenschaften blieben wach, die Seelen gingen schlafen. Das kommende Geschlecht war kein Ziel, sondern nur der Uebergang zum Kommenden. Gab es überhaupt ein Ziel für den Menschen?

Mutter werden — wie hatte sie sich geflüchtet zu diesem gewaltigen Orgelklang des Lebens. Mutter werden — wie graute ihr jetzt davor. Sie dachte an Fiselinus. Hatte der Mißgestaltete ihr nicht gesagt, daß sein Vater ein leichtfertiger Mensch und seine Mutter eine Unsterbliche gewesen? Wie er, sah das Kind solcher Ehe aus. Wie er, hatte ein Menschengotteskind zu leiden. Was war ihm die Geige? Nur eine Zauberblume, in die schwache Hand gedrückt, um seinen empfindlichen Geist in verbotene Fernen zu locken. Nein, den Widerspruch seiner selbst zu gebären — das könnte ihr Wunsch nicht sein. Und an ihre eigene Herkunft dachte sie jetzt seltsamerweise nicht. Auch sie war eines Menschen und einer Göttin Tochter. Sie trug die Geige ihrer Sehnsucht nach menschlichem Glück im Herzen. Eine gefährliche Sehnsucht, wie die des Fiselinus. Sie hatte sie fast schon in den Abgrund gestoßen. Am Rande blieb Freia stehen. Das unsichtbare Wesen, das in ihr Leben gewann, hielt sie fest. Sie wollte zu einem Entschlusse kommen.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Google

M. Rapsilber:
Max Rabes

Professor Max Rabes ist ein weltbefahrener Mann und Künstler, auf dessen großer Palette sich Nord und Süd, wie Ost und West auf das beste einigen. Aber er ist kein Globetrotter nach englischer Art, keiner von den Gentlemen und Worldpainters, die in allen Haupt- und Hafenstädten des Erdenrunds eigentlich nichts weiter ergattern als eine stattliche Sammlung von Hotelrechnungen, um diese erhebenden Dokumente sich dann in Folio und Saffian einbinden zu lassen zu prunkvoller Beglaubigung ihrer Jagd- und Reisehistorien. Rabes folgte einer Stimme der Vorsehung, als er in die weite Ferne schweifte. In seinen Werdejahren wurde er von denselben Visionen heimgesucht wie auch der junge Freiligrath, dem die Palmen, die Löwen, der Samum und die Trommel, mit Schädeln behangen, als Inbegriff aller irdischen Herrlichkeit in das muffige Kaufmannskontor hineinspukten. Wenn der junge Rabes als Schüler des ehedem berühmten Architekturmalers Prof. Graeb an der Berliner Staffelei saß und die imprägnierten Papierpalmen zu konterfeien hatte, beschlich ihn ein unbändiges Sehnen nach den naturwüchsigen Palmen und nach den glutäugigen Menschen, die unter solchen Palmen tagtäglich ungestraft wandeln dürfen. Und so führte ihn die erste Studienreise nicht nach Paris oder Venedig, sondern geradenwegs nach Sizilien, in die Welt der Agaven, Oliven und stolzen Monokotyledonen, die ihre Riesenfächer dem ewig blauen Himmel entgegenbreiten. Ja, das war seine Welt, und daher wagte er frischweg den Sprung hinüber in die Märchenstadt Cairo, wo er sich von erster Stunde an heimisch fühlte und mit seinem orientalisch klingenden Scheich-Namen sofort alle Türen öffnete. Die ganze Strecke des Islam hat Rabes in den Bereich seiner Studien einbezogen. Als Gast des Sultan wie des Khedive, des Bey von Tunis wie der zänkischen Herrschaften von Marokko wurde er sozusagen als künstlerischer Mittelsmann zwischen Orient und Occident überall willkommen geheißen. Mit

Google

seinem geläufigen Arabisch verständigte sich der Künstler mit dem ordenbelasteten Pascha und dem armseligen Fellachen, mit dem hochfahrenden Berberschech und dem ebenholzschwarzen Aethiopen aus der Region der Nilquellen und eben diese Menschenkunde spiegelt sich in der ethnographisch-exakten Darstellung des morgenländischen Lebens wieder und gewiß hat kein anderer Künstler so tief eingeblickt in die unzugängliche Seele des Arabers und seines Familienlebens. Es sind nicht die farbenglühenden, stimmungsreichen Landschaften allein, die der Künstler meisterte, die ganze, auf tausendjährigen Bräuchen beruhende Erscheinungswelt des Islams hat er in einer heute unvergleichlichen Echtheit erfaßt und gestaltet, woher sich denn auch seine Erfolge gerade im Pariser Salon erklären. Der künstlerische Ernst von Rabes bekundet sich vor allem wohl in dem Umstande, daß seine Kunst und Erfahrung niemals einen industriellen Beigeschmack bekam, daß er beliebte Vorwürfe nicht dutzendweise des bequemen Geldgewinnes wegen ausschlachtete. Er hat sich niemals wiederholt oder kopiert, selbst nicht auf Bestellung, unter den tausenden seiner Motive befindet sich keine Doublette. Daher ist mir des Künstlers Vielseitigkeit und Regsamkeit immer bewunderungswürdig vorgekommen und so könnte man ihn einem Proteus im Superlativ vergleichen. Aus dieser Rastlosigkeit und dem leichtentzündlichen Enthusiasmus für alles Schöne und Interessante unter dem wechselnden Mond erklärt es sich ferner, daß Rabes an der Orientmalerei allein auf die Dauer nicht sein Genüg fand. Vor acht Jahren trat ein markanter Wendepunkt ein. Damals hatte er für einen deutschen Maecen, den Landrat Wilkins in der Lausitz, einen Cyklus von zwanzig Wandgemälden, eine malerische Weltreise darstellend, geschaffen. Als hierbei sein Verlangen nach einer großen Gestaltung der morgenländischen Welt in Erfüllung gegangen und ein seit jeher vorschwebendes Ziel glücklich erreicht war, drängte die ihm angeborene Expansionskraft sofort auf verschiedenartige neue Gebiete über. Es war die dekorative Monumentalmalerei in öffentlichen Gebäuden und Theatern, die ihn zuvörderst reizte und zu Erfolgen förderte. Dann bereiste der Künstler Italien, wo er sich für Landschaften und Elegien mit klassischer Stimmung begeisterte, entdeckte das malerische Spanien und Portugal, huldigte der Großartigkeit der Pyrenäen, wie der feierlichen Einsamkeit der Eifel, wurde in San Sebastian und Biarritz heimisch und malte das elegante Paris und Belgien mit impressionistischem Esprit. Daneben lief eine Reihe

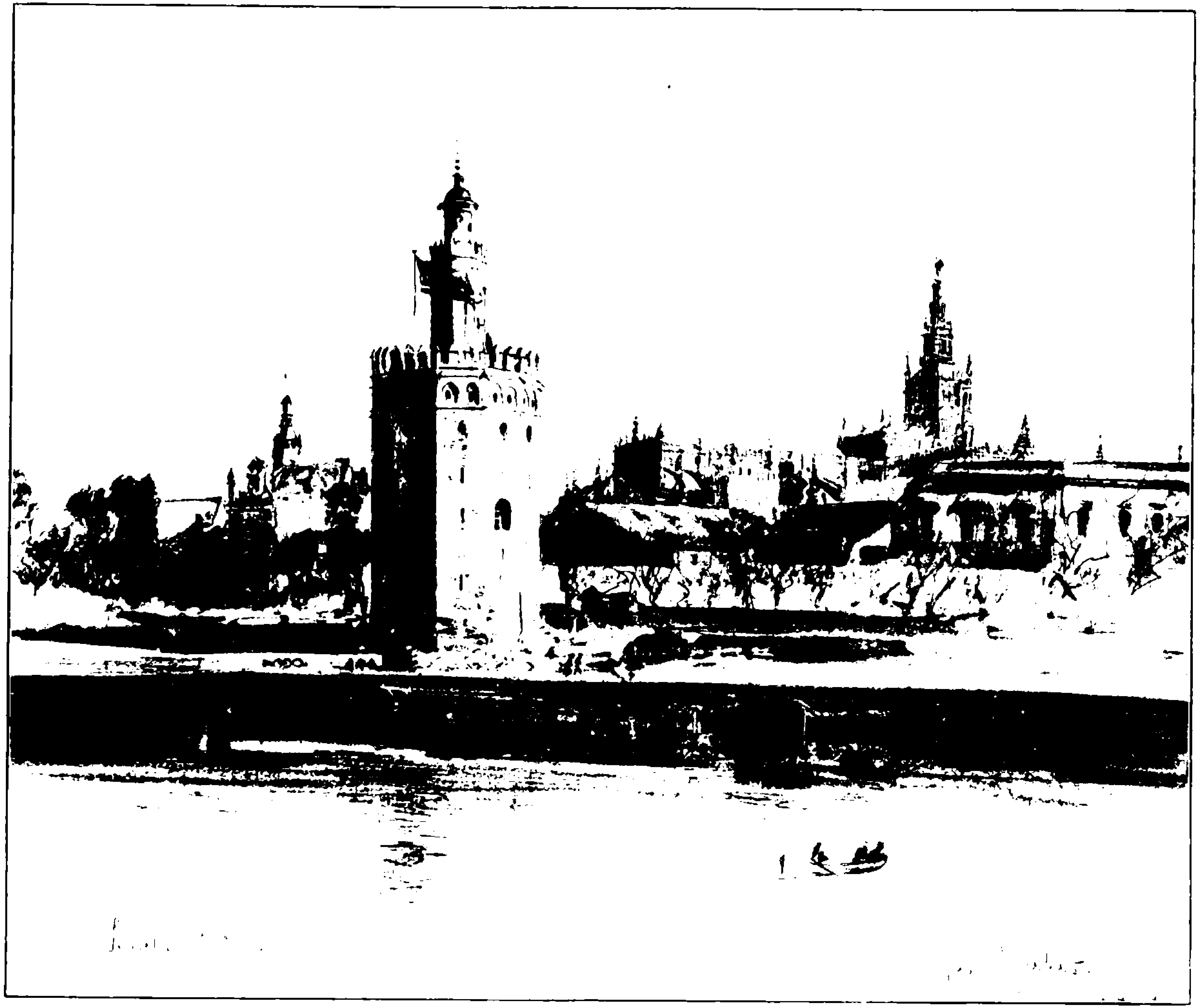
Google

deutscher Landschaften aus den Bergen und an der See, eine Reihe von blendenden Akten und Figurenkompositionen und noch nicht genug damit, wandte sich der Künstler dem eleganten und vornehmen Damenportrait zu, eine Kunstübung, die sich besonders erfolgreich gestaltete. Endlich folgte Rabes auch im vorigen Jahre als regelmäßiger Teilnehmer der Kieler Woche einer Einladung zu den Manövern der deutschen Hochseeflotte, um sofort als Marinemaler zu debütieren. Die seit Jahresfrist geschaffenen Bilder der Panzer und Torpedos, der Seetypen und Marine-Gefechte im donnernden Ernstfall erwiesen sich als Meisterwerke und fanden den lebhaften Beifall des Kaisers und des Prinzen Heinrich. Man stelle sich nun aber einen Künstler mit so inhaltsreichen Antezedenzien nicht als Jubelgreis vor — Professor Rabes hat eben erst das vierzigste Lebensjahr überschritten.

Die bildlichen Darstellungen werden die mehr oder weniger kühnen Behauptungen in der allgemeinen Kennzeichnung des Künstlers bestätigen. Fangen wir mit dem Entferntesten an. Vor sieben Jahren drang Rabes am weitesten in den afrikanischen Süden vor und zwar über Khartum hinaus in die dunklen und gefährlichen Gebiete des Sudan, von wo er die merkwürdigsten Rassestudien mitbrachte und die Kunde von der bestrickenden und üppigen Schönheit des schwarzen Fleisches übermittelte. Auf dem Wege zum blauen Nil traf er in Assuan den Afrikaforscher Karl Neufeld, der bekanntlich zwölf Jahre in der Gefangenschaft des Mahdi geschmachtet und über seine Studien und Leiden ein berühmtes Buch geschrieben hat. Während Rabes bei einem Frühstück sich von Neufeld berichten ließ, zeichnete er den Märtyrer der Kultur und Wissenschaft, der sich übrigens als liebenswürdiger und feingeistiger Mann und von anderem Schlage als z. B. Stanley darstellte. Nach alter Gewohnheit trug er immer noch den sudanesischen Turban und auf dem durchfurchten Gesicht waren die ausgestandenen Leiden noch deutlich erkennbar.

Es mag Wunder nehmen, daß man das goldene Horn nicht bloß politisch, sondern auch metereologisch umnebelt erblickt. Nun, das herrliche Stambul liegt zuweilen sogar tief im Schnee, wie es auch einmal, am 27. Februar 1898, in Jerusalem ganz gehörig geschneit hat. Aber gerade diese Morgennebel, die Ausgeburten einer schwülen Nacht, erschienen dem Künstler interessant. Man schaut da von Pera zum Serail hinüber, durch die wallenden Schleier ahnt man das Gewühl

Google



Max Rabes:
Sevilla

Google

Google

der Schiffe und Kais und den wimmelnden Weltverkehr. Eine halbe Stunde noch und die Riesenstadt wird sich funkelnd entschleiern.

Das geistreiche Bild von dem Militärkonzert am Sonntag Mittag zu Algier hat die königliche Pinakothek in München angekauft. Es sollte auch für Paris erworben werden, so sehr frappierte die Franzosen dieser Esprit der Schilderung, die Brillanz der Farben und überhaupt das echte, lichtschreiende Milieu.

Von einer malerischen Reise durch Spanien hat Rabes auch den Goldenen Turm von Sevilla mitgebracht, eine charakteristische, leichtkolorierte Bleistiftzeichnung. Der uralte Maurenturm schützt die Stadt von der Wasserseite und beherrscht den Hafen. Man hat den Blick auf die Kathedrale, deren gotische Architektur sich wie Spitzengewebe gegen den hellblau luftigen Sonnenhimmel abhebt.

Eine Frucht von des Künstlers Aufenthalt in Paris ist das Bildnis der Mrs. M., einer aristokratischen und geistvollen Dame, die in der großen Welt eine glänzende Rolle spielt. Im Bildnis hat Rabes seine glückliche Eigenart. Bei seiner vielerprobten Menschenkunde hat er den sicheren Blick für das Edelblütige und Rassige und mit chevalereskem Takt versteht er die Schönheit blendend zu inszenieren, ohne dabei flach und fade zu werden und das Urwüchsige des Charakters modemalerisch schmeichelnd zu übertünchen. So betonte er am Porträt der Mrs. M. das eigenartige Profil, das in spöttischer Neckerei hellaufblitzende Auge und den Mund, dem man es ohne weiteres anmerkt, daß er feinziselierte Bonmots zu entsenden pflegt, wie Pfeile des Leonidas. Das tiefblonde Haar steht ganz famos auf dem goldgelbgrau flimmernden Hintergrund und das begründet die koloristische Noblesse des Bildes.

Die römische Elegie unter dem tiefblauen Nachthimmel, mit den schwarzstarrenden Zypressen, dem zerfallenen Gemäuer und der weiblichen Trauergestalt ist durch ein Villenmotiv in der ewigen Stadt inspiriert. Das ist eine schwerblütige Malerei, voll träumerischer Sehnsucht nach der alten goldenen Zeit und ein wehmütiger Gruß aus dem Zeitalter des Autos an die ewig versunkene Herrlichkeit.

Die Judith endlich (oder ist es eine Zobaide oder Salome?) ist für den Rassemaler Rabes außerordentlich kennzeichnend. Es ist ein Idealbild und doch wieder ein Ausschnitt aus dem Leben. Der Sternenhimmel über der schwarzhaarigen Tänzerin in dem blutroten Seidengewande und dem gelbgleißenden Turban ist die Nachtglorie über

Google

Cukors uraltem Tempel, wo der Künstler das Motiv leibhaftig erschaute. Das Mädchen hat das echte Pharaonengesicht mit der verhaltenen und dämonischen Glut unter den schweren Lidern der mandelförmig geschnittenen Augen. Der Kopf wird von einem zehntausendjährigen Rätsel umwittert, als ob er eben aus einem Grabe der ersten Königsdynastie aufgetaucht wäre. Die schwüle Sinnlichkeit, die auf den korallenroten Lippen lagert, ist das Kennzeichen der Judith oder eigentlich der Salome, die bis auf den heutigen Tag im Orient noch nicht ausgestorben ist.

Die Sorgen

Und so — wie warst du starr, wie waren deine Hände heiß! —
Sahn wir sie kommen: eine hungrig drohnde Krüppelschar von Sorgen,
Und Tränen blutend wollten sie nicht weitergehn.
Als wäre solche Wehmut schon die Hoffnung, sangst du leis:
Nie wieder werde ich den Tag in Glut erstarren und den Morgen
Wie große Küsse auf den Beeten schmelzen sehn.

Ich träume noch davon.
Ich komm nach Haus und schleich zu dir, es ist schon Morgen,
Und du — weinst auf den Knieen über deinem Sohn.
Dann schlafe ich. Die Tage sind, die Nächte gleich.
Endlos bewegen sich die Sklavenzüge meiner Sorgen
Auf krummen Wegen durch ein Schattenreich.
Doch manchmal färbt die Nacht sich rot
Und eine Glocke heult: Die Not!
Ich träume noch davon.

René Schickele.

Google

Prof. Dr. Georg Grützmacher:
Der Untergang des Templerordens

Wenn die Geschichte uns helfen soll, das große und schwere Rätsel des Lebens zu lösen, so müssen wir, sagt Jacob Burkhardt, den Blick in entfernte Gegenden lenken, wo er nicht sofort egoistisch getrübt wird, wo wir das Werden, Blühen und Vergehen nach Hauptvorgängen und geistigen, politischen und ökonomischen Zuständen verfolgen können. Ein solches Ereignis, das in ungewöhnlicher Weise unser Interesse in Anspruch nimmt, ist der Untergang des mächtigen Templerordens am Anfang des 14. Jahrhunderts. Wir empfinden bei dieser erschütternden Tragödie aufs tiefste den jähen ungeheuren Bruch, den gewaltigen Abstand der mittelalterlichen Geschichtsepoche von der unsrigen. Es will uns zunächst völlig unglaublich erscheinen, daß Hunderte von Gliedern des von Päpsten so hoch gerühmten Ordens, Ritter aus den ersten Geschlechtern Selbstbekenntnisse abgelegt haben sollen, in denen sie sich widernatürlicher Laster, unsittlicher Küsse und Sodomie, abscheulicher Frivolitäten, der Bespeiung des Kreuzes und der Blasphemie Christi bei der Aufnahme in den Orden, und endlich auch des kindischsten Aberglaubens, der Anbetung eines Idols und des Glaubens an die Erscheinung des Teufels in der Gestalt eines Katers bei ihren Festen beschuldigten.

Und doch besitzen wir authentische, in jüngster Zeit erheblich vermehrte Urkunden in den Prozeßakten der Templer, die die Bekenntnisse dieser ungeheuerlichen Dinge unter Angabe intimer Einzelzüge enthalten.

Hat der Orden wirklich die ihm schuld gegebenen Vergehen begangen? Denn daß einzelne Templer z. B. das abscheuliche Orientlaster der Sodomie geübt haben, kommt nicht in Frage und daß auch der Orden selbst in mancher Beziehung durch sein Verhalten die Kritik herausforderte, soll ebenfalls nicht geleugnet werden. Ist aber der Orden tatsächlich, wie man gemeint hat, in den letzten Dezennien seines Bestehens

Google

zu einer ketzerischen Genossenschaft geworden und hat er in furchtbarem Widerspruch zwischen dem, was er schien, und dem, was er war, mitten in der katholischen Christenheit, sein Geheimnis allen Uneingeweihten gegenüber mit furchtbarer Strenge hütend, eine abenteuerliche Existenz geführt, bis ihn das verdiente Strafgericht traf? Dann hätte Lessing in seinem Nathan dem Weisen den Tempelherrn wirklich mit historischer Treue gezeichnet, der von dem Aberglauben, in dem er aufgewachsen ist, nichts wissen will, der sich über den Streit der Religionen hinausgestellt weiß und bekennt: Ich hab' in dem gelobten Lande — und drum auch mir gelobt auf immerdar — der Vorurteile mehr schon abgelegt. Der Historiker Trotz hat mit unermüdlichem Eifer in zahlreichen Publikationen die Schuld des Templerordens zu erweisen versucht. Er ist der Meinung, daß die Templer verbittert durch die ihnen im Orden gebotenen Enttäuschungen, gleichsam niedergedrückt durch die Fesseln des unwiderruflichen Gelübdes und inmitten der Zuchtlosigkeit des Orients sich von allen religiösen Ueberzeugungen loslösten und gelegentlich den Neuling auf die Probe stellten, indem sie ihn das verhaßte Kreuz bespeien ließen und zu anderen Schandtaten verführten. Oder ist der Orden an all' diesen Dingen, zu denen sich Hunderte von Templern bekannt haben, darunter auch solche, die im Kampfe mit den Ungläubigen ergraut waren, unschuldig und die Vernichtung des Ordens durch Philipp, den Schönen, von Frankreich am Anfang des gärenden 14. Jahrhunderts einer der gräßlichsten Justizmorde, die die Geschichte kennt? Aber wie erklären sich dann die zahllosen Schuldbekenntnisse, die die Glieder des Ordens, vom Templergroßmeister Jacob von Molay und seinen Großwürdenträgern bis herab zu den schlichten Servienten, im Templerprozeß gemacht haben?

Der Freiburger Historiker Heinrich Finke hat in einem 1907 erschienenen, umfassenden Werke „Das Papsttum und der Untergang des Templerordens“ [1]) das interessante Problem, das dieses Ereignis uns stellt, behandelt. Viele Rätsel lösen sich uns jetzt und es fällt der Schleier durch die dort veröffentlichten Urkunden, die diese denkwürdigen Begebenheiten umhüllten. In dem Kronarchiv zu Barcelona hat er die Briefe der aragonesischen Templer aufgefunden, die uns die Stimmung zur Zeit des Untergangs des Ordens aufs lebendigste widerspiegeln, aber auch das unerschöpfliche vatikanische und das Pariser Nationalarchiv haben wertvolles Material für seine Darstellung der letzten Tage

[1]) Zwei Bände, Münster i. W. Aschendorff.

Google

des Ordens hergegeben. Das von früheren Gelehrten gesammelte Tatsachenmaterial zum Templerprozeß ist jetzt erheblich vermehrt. Besitzen wir doch nun beispielsweise auch das Geständnis des Großmeisters Jacob von Molay, das dieser am 25. Oktober 1307 vor der Universität Paris ablegte, so daß wir nun die einzelnen Episoden jenes tragischen Ereignisses uns psychologisch verständlich zu machen vermögen.

Aus dem religiösen Enthusiasmus der Kreuzzugsbewegung war am Anfang des 12. Jahrhunderts neben den Johannitern und Deutschrittern der Orden der Tempelherren entstanden, ein eigentümliches Gebilde, das die stärksten Gegensätze in sich schloß: die armen Ritter des Tempels waren Mönche, die Keuschheit, Armut und Gehorsam gelobten, die durch Gebet und fromme Uebungen sich den Himmel verdienen wollten, und gleichzeitig Ritter, die sich zum blutigen Kriegshandwerk verbanden, die im Kampfe mit den Ungläubigen das heilige Land der Christenheit erhalten wollten. Das weltliche und geistliche Ideal des Mittelalters, das Ideal des Ritters und Mönchs hatten in diesem Orden einen innigen Bund geschlossen.

Fast 200 Jahre ist der Orden diesem seinem Ideal treu geblieben. Hunderte von Templern sind auf dem Schlachtfeld gefallen, andere in die Gefangenschaft der Sarazenen geraten. Noch bei der Eroberung der Templerburg Safed durch den furchtbaren Sultan Bibars im Jahre 1265 haben sie nach dem Zeugnis der Zeitgenossen wie Löwen gekämpft, und von den mehr als Hunderten damals in die Gefangenschaft geratenen Brüdern hat nur einer seinen Glauben verleugnet, die übrigen sind mutig den Märtyrertod gestorben. Dem von den Päpsten, vor allem von Alexander III., dem Besieger Barbarossas, in außerordentlicher Weise begünstigten Orden kann kein einziger Verrat an der christlichen Sache vorgeworfen werden. Zwar hat man den drittletzten seiner Großmeister, Wilhelm von Beaujeu, eines solchen bezichtigt, aber durch seine kluge Friedenspolitik hat er nur den Fall Accons hinauszuschieben versucht. Als ihm aber der Kampf aufgezwungen wurde, hat er bei der Verteidigung der Stadt den Heldentod zu sterben gewußt. Am 18. Mai 1291 war Accon, der letzte Stützpunkt der christlichen Macht im heiligen Lande, nach verzweifeltem Widerstand gefallen, die wenigen Ordensbrüder, die dem Blutbad des Sultans Aschraf entgangen waren, waren nach Cypern geflohen. Hier gelang es dem unternehmenden Großmeister Jacob von Molay den Orden nach mancherlei Konflikten mit den Königen von Cypern heimisch zu machen. Die Insel sollte zu einer

Google

Festung gestaltet, dem Anprall des Muhammedismus auf seinem Zuge nach Westen Einhalt gebieten und gleichzeitig das Ausfalltor bilden, wenn die Christenheit nach schweren Niederlagen sich endlich zu einem gewaltigen Angriffe gegen die Ungläubigen aufraffte. Noch glaubte der Großmeister der Templer und mit ihm die gesamte katholische Welt an die bedeutsame Rolle, die dem Orden in der nächsten Zukunft bei dem geplanten Kreuzzug zufallen werde, da brach mit der Verhaftung der französischen Templer durch Philipp den Schönen am 14. Oktober 1307 die Katastrophe über den Orden unaufhaltsam herein. Noch im August 1307 hatte Jacob von Molay dem Papst Klemens X. ein mit tiefer Sachkenntnis ausgearbeitetes, großzügiges Gutachten über den Kreuzzugsplan vorgelegt, und fünf Jahre später hatte der Orden aufgehört, zu bestehen, und abermals zwei Jahre danach bestieg der Großmeister den Scheiterhaufen.

Wollen wir uns die plötzliche Vernichtung begreiflich machen, so müssen wir zunächst den Charakter und die politischen Ziele Philipps des Schönen von Frankreich zu verstehen suchen. Man hat Philipp IV. als einen modernen Menschen gezeichnet, durch dessen ganzes Dasein schon der schneidende Luftzug der neueren Geschichte weht. Man hat ihn als religiösen Skeptiker und Aufklärer, als Feind des Christentums und der Kirche aufgefaßt und ihm den Vernichtungskampf gegen Kirche und Papsttum als letztes Ziel seiner Politik zugeschrieben. Solche Gedanken und Pläne lagen dem französischen Herrscher ganz fern. Gewiß war Philipp eine starke und selbständige Herrscherpersönlichkeit, durchglüht von dem Gedanken, seinen Staat mächtig in sich und unabhängig von jeder äußeren Macht, von den anderen Weltmächten wie von der Herrschaft des Papsttums zu machen. Seinen eigenen Söhnen hat er den Fluch angedroht, falls sie jemals zugäben, ihre Herrschaft über Frankreich von einem anderen zu haben als von Gott. Im Kampf mit dem Papsttum hatte sich das staufische Geschlecht verblutet, aber der Sieg des Papsttums über das Kaisertum hatte dem Papst die moralische Herrschaft über die Gemüter der Menschen gekostet. Unermeßlich war die Autorität des Papsttums gestiegen. Da setzte sich Frankreich unter Philipp dem Schönen in nationaler Einmütigkeit dem gewalttätigen Papste Bonifacius VIII. entgegen, und die stolze Weltherrschaft des Papsttums brach unerwartet schnell zusammen. Der Besieger des Papsttums aber war kein politischer Stürmer, kein leidenschaftlicher Neuerer, sondern ein die politischen Kräfte ruhig abwägender und seine

Google

Ziele mit unendlicher Zähigkeit und rücksichtsloser Brutalität verfolgender Fürst. Und was uns am eigentümlichsten erscheinen will: Mit der energisch durchgreifenden Herrschernatur paarte sich in dem französischen König die starrste Rechtgläubigkeit. Im Kampfe mit dem Papsttum und später bei der Vernichtung des Templerordens glaubte er, nicht nur in seinem Interesse und dem seines Staates, sondern auch im Auftrag Gottes und zum Ruhm seiner Kirche zu handeln. Wir dürfen nicht nur religiöse Heuchelei bei seinen großen politischen Aktionen annehmen. Philipp war ein echt mittelalterlich denkender und empfindender Fürst, dessen dynastisch-politische Interessen unauflöslich mit seinen religiös-kirchlichen verknüpft waren, der als christlicher Fürst die Uebergriffe des Papsttums zurückwies und dem der abscheulichen Ketzerei verdächtigen Templerorden den Untergang bereitete.

In den Tagen des gewaltigen Kampfes mit Bonifacius VIII. hatten sich die französischen Templer auf die Seite des Königs gestellt und der großen nationalen Bewegung angeschlossen. Noch in einem feierlichen Schutzbrief vom Jahre 1304 hatte der König ihnen seinen Dank für die wertvolle Unterstützung ausgesprochen. Kaum ein Jahr später war er ihr furchtbarster Feind geworden. Welches waren die Motive für diesen Umschwung in seinem Verhalten? Finke hat auf die Denunziation eines früheren Ordensbruders Esquin von Floyran im Frühjahr 1305 hingewiesen, der dem König in einer Audienz erstmalig von den angeblichen Ketzereien des Ordens Mitteilung gemacht hat. Gewiß mußte dieses Zeugnis auf den König, wenn wir seine Persönlichkeit richtig gezeichnet haben, von Eindruck sein. Aber sofort würde der König den politischen Vorteil scharf ins Auge gefaßt haben, den ihm eine etwaige Vernichtung des Ordens bot. Ließ es sich doch nicht leugnen, daß der mit Vorrechten aller Art ausgestattete Orden einen Staat im Staate bildete und die von Philipp so energisch erstrebte Zentralisation der Gewalt in der Hand des Königs hinderte. Und dann stand Frankreich nach dem Kampfe mit dem Papsttum und dem kostspieligen Feldzug in Flandern trotz aller Erfolge am Rande des Bankerotts. So reizten ihn die Güter des reichen Ordens, die ihm bei einer Aufhebung zufallen mußten. Philipp gehörte aber zu den Herrschern, die schweigen konnten. Mit der ihm eigenen Verschlossenheit ließ er nichts von seinen Plänen verlauten, sondern spann mit sicherer Hand das Netz, dessen Maschen er immer enger um den Orden zog. Wir wissen jetzt, daß er zwölf Spione in den verschiedenen Provinzen in

Google

den Orden eintreten ließ, die alle Gebräuche erfüllten und später wieder austraten, um den König über die Geheimnisse des Ordens informieren zu können. Aber allein — darüber war sich Philipp klar — vermochte er die Aufhebung des Ordens nicht zu erzwingen, dazu brauchte er noch die höchste kirchliche Autorität des Papstes. Klemens V., der erste Papst, der seine Residenz in Avignon nahm, war eine schwächliche Persönlichkeit, dessen ganzes Streben auf die Versorgung seiner Nepoten gerichtet war. Von natürlicher Gutmütigkeit, besaß der von Beginn seines Pontifikats kränkelnde Papst auch wieder eine sprunghafte Energie, die sich in kleinlicher Rachsucht gegen seine Gegner äußerte. In der Hand des zielbewußten Philipp war dieser Papst wie weiches Wachs, das dieser kneten konnte, wozu er wollte. Bereits die Zeitgenossen urteilten, daß der französische Herrscher alles, was er will, vom Papst und der Kirche machen läßt. Er hat sich zeitweilig dem König zu widersetzen versucht, aber schließlich immer wieder nachgegeben. Die Rolle, die er im Templerprozeß gespielt hat, ist eine unendlich traurige. Soll er doch die frivolen Worte gesprochen haben, die seine erbärmliche Schwäche charakterisieren: Wenn der Orden nicht auf dem Wege der Gerechtigkeit vernichtet werden kann, so wird er es auf dem Wege des Vorteils, damit unser lieber Sohn, der König von Frankreich, nicht geärgert wird.

Wir wollen nicht auf die Einzelheiten des schändlichen Handels zwischen Papst und König eingehen, sondern nur das in überstürzender Eile sich abspielende Drama in seinen Hauptzügen schildern. Schon kurz nach der Wahl Klemens V., 1305, und dann wieder bei ihrer Zusammenkunft in Poitiers 1307, hatte der König den Papst zu einem Einschreiten gegen die Templer zu veranlassen gesucht. Der Papst, der die ungeheuerlichen Anschuldigungen zuerst für das, was sie waren, für niederträchtige Verleumdungen auf Grund von allerlei Klatsch und dunkeln Gerüchten gehalten hatte, hatte endlich auf Drängen Philipps in einem Schreiben an den König eine Untersuchung gegen den Orden zugesagt. Ehe aber eine solche stattgefunden, befahl Philipp am 14. September 1307 die Verhaftung sämtlicher Templer seines Reiches durch die Baillis. Noch am 12. Oktober 1307 wohnte der Großmeister Jacob von Molay dem Begräbnis der Schwägerin des Königs, der Prinzessin Katharina, bei und versah den Ehrendienst, indem er die Zipfel des Leichentuches hielt, und bereits am Morgen des folgenden Tages befanden sich sämtliche französische Templer mit ihren Priestern und Servienten in der Gefangenschaft des Königs.

Google

Furchtbares Aufsehen erregte dieser Gewaltakt des Königs. Man hat seine Berechtigung zu diesem Vorgehen in Zweifel gezogen, aber der kluge Herrscher war formell durchaus im Recht. Er handelte scheinbar nur im Auftrage der Inquisition, wenn auch tatsächlich der Generalinquisitor, der Dominikaner Wilhelm von Paris, ein Werkzeug des Königs war. Die Inquisition aber durfte oder richtiger mußte einschreiten, da der heftige Verdacht der Ketzerei gegen die Templer erhoben war, um den bedrohten Glauben zu schützen. Alles, was nun folgt und uns so unverständlich erscheint, die Bekenntnisse Hunderter von Templern und ihr phantastischer Inhalt, indem sie sich beispielsweise der Buhlschaft mit dem Teufel in der Gestalt einer schönen Frau beschuldigten, wird psychologisch verständlich, wenn wir uns die himmelschreiende Ungerechtigkeit und die entsetzliche Härte des Inquisitionsverfahrens zum Bewußtsein bringen.

Der der Ketzerei Beschuldigte galt als derselben verdächtig und wurde demgemäß behandelt. Es handelte sich in dem ganzen Prozeß nicht um einen Gegenbeweis, den er führen durfte, sondern einzig und allein um ein Geständnis seiner Schuld, das er ablegen sollte. Die Inquisitoren hatten kein anderes Ziel im Auge, als ein solches Geständnis mit allen Mitteln zu erpressen. Half die Einkerkerung nicht, so entzog man dem Gefangenen die Nahrung und hielt ihn in harter Haft bei Wasser und Brot. Versagte auch dies, so griff man zu dem fürchterlichsten Mittel mittelalterlichen Gerichtsverfahrens: zur Folter. Bei diesem brutalen Verfahren mußten auch die kräftigsten Naturen zusammenbrechen. Schon die teuflische Art, mit der man, ehe man zur Folter schritt, die Delinquenten durch die Vorzeigung der Folterwerkzeuge schreckte und zu Geständnissen lockte, mußte auf die Templer, die, abgesehen von den kriegerischen Strapazen, das behagliche Wohlleben eines vornehmen Ritters geführt hatten, von erschütternder Wirkung sein. Aus Furcht vor der Folter hat denn auch der Großmeister Jacob von Molay — er ist selbst nie gefoltert worden — am 25. Oktober 1307 gestanden, bei der Aufnahme in den Orden Christum verleugnet und neben das dargebotene eherne Kreuz gespieen zu haben. Und das Entsetzlichste an dem Verfahren der Inquisition war, daß der, der ein Geständnis der Ketzerei ablegte, so abschwor und die auferlegte Buße erfüllte, freikam, während des hartnäckigen Leugners der ewige Kerker harrte. Dadurch war gerade ein Preis auf die Verleugnung gesetzt, und das charakterlose Verhalten zahlloser französischer Templer findet

Google

dadurch seine Erklärung. Hatte aber der Beschuldigte einmal unter den Qualen der Folter gestanden, so mußte er bei seinem Geständnis bleiben, sonst wartete seiner der Feuertod. Vergegenwärtigen wir uns dieses Inquisitionsverfahren, so beweisen die Bekenntnisse der Templer, die aus Furcht vor der Folter oder durch die Folter erzwungen worden sind, für die Schuld des Ordens nichts. Auch wo die Geständnisse scheinbar aus willig freiem Antriebe abgelegt wurden, erklären sie sich aus der peinlichen Situation, in die der Orden getreten war, und sind aus der Furcht heraus geboren. Wenn sie auch noch so massenhaft sind und den Schein des Erlebten durch viele intime Züge an sich tragen, so brauchen wir ihnen doch nicht zu glauben. Wir besitzen jetzt das Geständnis des Großmeisters Jacob von Molay, das dieser am 25. Oktober 1307 ablegte. Aus Furcht vor der Folter und durch die falsche Klugheit verleitet, sich dadurch den Zugang zum Papst zu öffnen, vor dem er dann alles widerrufen wollte, hat er es über sich gewonnen, Dinge zu bekennen, die er nie begangen. Der Mann, der erst, als alles verloren war, den Mut zum Martyrium wiedergewann, trägt die Hauptschuld an dem Untergang seines Ordens. Denn nun wurde eilig im Auftrage Philipps das Geständnis des Großmeisters in einem Briefe sämtlichen Brüdern mitgeteilt, in dem er kraft der Ordensgewalt allen Templern befahl, trotz der entgegenstehenden Gelöbnisse und Eide der Inquisition oder den Bischöfen die reine Wahrheit zu gestehen. Ist es verwunderlich, daß sich jetzt Hunderte von Templern zu den entehrendsten Selbstbeschuldigungen herbeiließen?

Die gewagte Aktion Philipps gegen den Orden rief den Protest Klemens V. vom 22. Oktober 1307 hervor, aber dieser Brief des Papstes ließ nur zu deutlich sein eigentliches Motiv erkennen. Er reklamierte die gefangenen Templer und ihre Güter für sich. Es kam ihm darauf an, bei dem schamlosen Handel den Raub oder wenigstens einen Teil des Raubes für die Kirche zu reklamieren. Vielleicht darf man Klemens nicht den Vorwurf machen, daß er dabei völlig ehr- und gewissenlos gehandelt hat, das Geständnis Molays und der übrigen Templer hatte auch ihn in dem Glauben an die Unschuld des Ordens irre gemacht. Ein hochstehender Templer, den er selbst verhörte, gestand freiwillig ohne Folter ein, daß er in einer großen Ordensversammlung auf Cypern Christus verleugnet hatte. Aber die Bulle Pastoralis praeeminentiae vom 22. November 1307, in der er allen Fürsten die Verhaftung der Templer und Beschlagnahme ihrer Güter befahl, ist doch ein Dokument

Google

der erbärmlichen Nachgiebigkeit des Papstes gegen die Wünsche Philipps. Nicht religiöse Motive, sondern gemeine Habgier hatten Klemens V. dabei geleitet. Das Papsttum war und wurde in Avignon je länger je mehr aus einer ethisch-religiösen zu einer finanziell-politischen Macht. Wir können nicht alle Schlangenwindungen Klemens V. verfolgen, aus denen sich zeitweilige Hemmungen des Templerprozesses ergeben. Seit der Zusammenkunft Philipps mit Klemens in Poitiers 1308 ist das Schicksal des Ordens besiegelt. Hier hatte der gewandte Anwalt des französischen Königs, Wilhelm von Plaisians, in einer großen Anklagerede alle Register gegen den verhaßten Orden gezogen. Er hatte dem wundersüchtigen Zeitalter von den schrecklichen Zeiten des Himmels erzählt, wie einem Templer in Beaucaire, der nicht bekennen wollte, der Hals in schrecklicher Weise angeschwollen sei. Erst als er das Geständnis abgelegt hatte, sei der Hals in seine natürliche Verfassung zurückgekehrt, und alle Brüder zu Beaucaire legten, geängstigt durch dieses Wunder, noch am selben Tage ein reumütiges Bekenntnis ihrer Verbrechen ab. Das einzige, worauf Klemens V. bestand, war, daß nach dem königlichen und inquisitorischen Verfahren gegen die Templer noch eine kirchliche Untersuchungskommission eingesetzt wurde, die teils durch vom Papst besonders eingesetzte Kommissare, teils durch die Bischöfe die Templer wegen der erhobenen Beschuldigungen inquirieren sollte.

Der mächtige Strom mutvoller Begeisterung ergriff jetzt noch einmal den Orden. Am 28. März 1310 waren die furchtbar Mißhandelten im bischöflichen Garten zu Paris zu einer großen Massenversammlung vereint, die päpstlichen Kommissare hatten ihnen lateinisch die Anklageartikel verlesen und fragten, ob sie sie ihnen in ihre Muttersprache übersetzen sollten, da ging ein Schrei der Entrüstung durch die Reihen der Ordensbrüder: Wir wünschen keine Auslegung dieser erlogenen Gemeinheiten. 500 Templer erklärten sich zur Verteidigung ihres Ordens bereit. Am 12. Mai 1310 wurden daraufhin 54 Templer als rückfällig nach den frühern Geständnissen vor der Inquisitionskommission verbrannt. Dieses Autodafé erstickte den letzten Mut der Unglücklichen. Ein armer Templerservient, der die 54 zum Tode hatte führen sehen, erscheint bleich und bebend vor den päpstlichen Kommissaren. Er wünscht sich augenblicklich den Tod, und daß sein Leib und seine Seele vor den Augen der Richter in die Hölle fahren sollte, falls er lüge. Er zerarbeitet sich die Brust mit Fäusten, hebt die Hände zum

Google

Altar, kniet nieder und schreit heraus: Der Orden ist unschuldig, wenn er auch infolge der Martern anders ausgesagt habe. Aus Angst vor dem Lose der 54 will er aber alles gestehen, was man von ihm verlange, ja, daß er auch den Heiland selbst getötet habe.

Seit jenem Tage, wo die Flamme des Scheiterhaufens gen Himmel gelodert war, war der Widerstand der französischen Templer gebrochen. Nur in den andern Ländern gab es hinfort noch solche, die die Ehre des Ordens gerettet haben. Wir möchten nur auf die mutigen aragonesischen Templer, die unschätzbare Dienste ihrem Königshaus im Kampf mit den Sarazenen geleistet hatten, hinweisen. Sie haben lieber ihr Leben hingegeben, als daß sie sich zu Schuldbekenntnissen herbeiließen. Am 3. April 1312 auf dem allgemeinen Konzil zu Vienne hob Klemens V. den Orden auf, nicht als überführt der ihm schuld gegebenen Verbrechen, sondern kraft seiner päpstlichen Vollmacht. Weil es ein Skandal sei, daß ein so verrufener Orden bestehen bleibe, in den kein guter Mensch mehr eintrete, deshalb hebe er kraft päpstlicher Provision den Orden auf und verbiete das Tragen des Ordenshabits. Die Güter sollte der Johanniterorden erhalten, tatsächlich fielen sie in Frankreich zum größten Teile der französischen Krone zu. Zwei Jahre später folgte noch ein entsetzliches Nachspiel. Jacob von Molay und Gottfried von Charney ließ das Gewissen keine Ruhe: sie beteuerten die Unschuld des Ordens. Philipp aber ließ sie sofort verbrennen, sie mußten mit dem Feuertode ihre folgenschwere Schwäche sühnen.

Die Vernichtung des Templerordens durch König und Papst am Anfang des 14. Jahrhunderts gibt einen grandiosen, furchtbaren Eindruck vom Mittelalter mit seinen leidenschaftlichen Kämpfen, die namenloses Elend über die Menschen brachten. Und doch waren es die Geburtswehen, in denen der nationale Staat mit seiner starken monarchischen Zentralgewalt geboren wurde.

Google

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Copyright 1910 by Albert Langen, Munich

Fortsetzung

Wir andern gingen wieder aufs Feld hinaus, und da sagte Nils zu mir:

„Sie sollte die Photographien wegtun; es ist nicht recht von ihr, daß sie sie immer noch dastehen hat. Sie ist ganz wie ausgewechselt."

„Was weißt du davon?" dachte ich. Ach, ich verstand mich sehr gut auf die Menschen und hatte auf meinen Wanderungen gar viel gelernt; deshalb wollte ich nun den Knecht ein wenig prüfen, vielleicht spielte er sich nur auf:

„Ich finde es rührend von dem Kapitän, daß er die Bilder nicht schon lange genommen und verbrannt hat," sagte ich.

„Nein," erwiderte Nils, „das hätte ich auch nicht getan."

„So?"

„Denn das zu tun wäre nicht meine, sondern ihre Sache."

Wir gingen schweigend weiter. Doch dann sagte Nils ein paar Worte, die Zeugnis von seinem tiefen, sichern Instinkt ablegten.

„Die arme Frau! Sie kann wohl nicht über ihren Fehltritt vom Sommer hinwegkommen, sondern sie hat wirklichen Schaden dadurch gelitten. Es ist nun einmal nicht anders: die einen können einen solchen Fall überstehen und mit gelben und blauen Flecken am Leibe weiterleben, andere aber können sich nicht wieder aufrichten."

„Es hatte aber doch den Anschein, als nähme sie es einigermaßen leicht," sage ich, um Nils weiter auszuhorchen.

Google

„Das wissen wir nicht. Meiner Ansicht nach ist sie schon die ganze Zeit her wie ausgetauscht gewesen," erwiderte er. „Sie muß ja natürlich weiterleben; aber sie hat vielleicht ihre innere Harmonie für immer eingebüßt. Ich verstehe mich nicht darauf, aber ich meine wirklich Harmonie. Ach, und essen und lachen und schlafen, — das kann sie freilich; aber gerade jetzt bin ich bei der Leiche von einer gewesen, die auch so war," sagte Nils.

Da konnte ich nicht länger steif bleiben und mich klug stellen; ich fühlte mich im Gegenteil dumm und beschämt und sagte nur:

„So? Ist sie gestorben?"

„Ja, und das war ihr auch das liebste." Doch plötzlich richtet sich Nils auf und sagt: „Pflügt nun fleißig drauf los, du und Lars, wir haben jetzt nicht mehr viel vor uns."

Damit ging er seiner Wege und ich auch.

Und ich dachte: „Vielleicht war es eine Schwester von ihm, zu deren Begräbnis er daheim gewesen ist. Ach du lieber Gott, ja, es gibt solche, die so etwas nie überwinden; es erschüttert sie in ihren Grundfesten, es ist wie ein Erdbeben. Und dann kommt es ganz darauf an, wie roh die einzelnen sind. Blaue und gelbe Flecken, sagte Nils. — Da stieg mit einem Male ein Gedanke in mir auf, vor dem ich mitten auf dem Wege wie angewurzelt stehen blieb. Vielleicht war es gar nicht seine Schwester, sondern sein Mädchen gewesen!

Durch eine Ideenverbindung fiel mir da plötzlich meine Wäsche ein, und ich beschloß, den Kleinknecht nach der Ansiedlung zu schicken und mir die Wäsche holen zu lassen.

* * *

Es war am Abend.

Ragnhild kam zu mir und bat mich, noch eine Weile wach zu bleiben, es stehe wieder ganz schlimm bei der Herrschaft! Ragnhild war sehr aufgeregt und wollte jetzt in der Dämmerung durchaus auf meinem Schoß sitzen. Das war immer so: bei Gemütsbewegungen bekam sie Angst und wurde zärtlich, ja, sie bekam Angst und wurde zärtlich.

„Kannst du denn fort sein? Ist jemand an deiner Stelle in der Küche?" fragte ich.

„Ja, die Köchin gibt acht, wenn geklingelt wird. Du, ich halt es mit dem Kapitän," erklärte sie dann. „Und ich bin auch schon die ganze Zeit her auf seiner Seite gewesen."

„Das tust du nur, weil er ein Mann ist," versetzte ich.

Google

„O nein.“

„Und du solltest lieber zu deiner Frau halten.“

„Das sagst du nur, weil sie eine Frau ist,“ entgegnete Ragnhild. „Aber du kennst die Welt nicht so gut wie ich. Die gnädige Frau ist so unvernünftig. Sie sagt, wir kümmerten uns nicht um sie und ließen sie einfach zugrunde gehen. Hast du je so etwas gehört? Und ich bin ihr doch gleich nachgelaufen. Nein, und wie schrecklich sie sich betragen hat!“

„Ich will nichts hören,“ sagte ich.

„Aber ich hab nicht gehorcht, ich glaube, du bist verrückt! Nein, ich stand im selben Zimmer und hörte alles, was beide sagten.“

„So, du hast es gehört? So bleiben wir hier, bis du dich beruhigt hast, dann gehen wir zu Nils hinüber.“

Und so verscheucht und zärtlich war Ragnhild, daß sie ihre Arme um mich schlang, weil ich freundlich gegen sie war. Sie war ein ungewöhnliches Mädchen.

Dann gingen wir miteinander zu Nils hinüber.

„Ragnhild meint, einer von uns sollte noch eine Weile aufbleiben,“ sage ich.

„Ja, drüben steht es gar so traurig,“ fährt Ragnhild fort. „So schlimm ist es noch nie gewesen, Gott mag wissen, was der Kapitän tut, vielleicht geht er gar nicht zu Bett. Ach gerade, weil sie den Kapitän lieb hat, und der Kapitän sie auch, gerade deshalb ist es so schlimm geworden! Als sie heute zum Haus hinauslief, stand der Kapitän im Hof und sagte zu mir: „Sehen Sie nach der gnädigen Frau, Ragnhild!“ Da ging ich ihr nach. Hinter einem Baum am Wege stand sie, und sie lächelte und weinte zugleich, als ich herankam und sie bat, doch mit mir hereinzukommen. Aber sie erwiderte, wir kümmerten uns doch nicht um sie, es sei ganz einerlei, wo sie sei. — „Der Herr Kapitän schickt mich!“ sagte ich. — „So?“ fragte sie. „Jetzt eben? Hat er dich eben jetzt geschickt?“ — „Ja,“ antwortete ich. — „Dann wart ein wenig,“ befahl sie. Sie blieb noch eine gute Weile nachdenklich stehen. „Willst du die abscheulichen Bücher, die in meinem Zimmer liegen, zusammensuchen und verbrennen?“ sagte sie dann. „Oder nein, ich will es selbst tun,“ unterbrach sie sich, „aber ich werde dir heute abend klingeln, und dann mußt du sofort kommen, hörst du?“ — „Ja,“ antwortete ich; „und dann ging sie mit mir zurück.“

Google

„Denkt euch, sie ist in anderen Umständen," sagte Ragnhild plötzlich.

Wir sahen einander an; das Gesicht des Knechts nahm einen unerklärlichen Ausdruck an, er sah ganz welk aus, und es war, als schliefen seine Augen. Warum nahm er sich das so zu Herzen? Nur um etwas zu sagen, fragte ich:

„Hast du nicht gesagt, die gnädige Frau wolle dir klingeln?"

„Doch, und sie tat es auch. Sie wolle dem Herrn etwas sagen, habe aber Angst, und deshalb wolle sie mich bei sich haben, erklärte sie. „Zünde dir noch ein Licht an und lies alle die unglaublich vielen Knöpfe zusammen, die mir vorhin hinuntergefallen sind," sagte sie. Dann rief sie den Kapitän in ihr Zimmer herein. Ich zündete mir ein Licht an und begann die Knöpfe zusammenzulesen. Es waren viele Dutzende und von den verschiedensten Sorten. Der Kapitän trat ein. „Ich wollte dir nur sagen," begann die gnädige Frau sofort, „daß es sehr gut von dir war, mir Ragnhild nachzuschicken. Gott segne dich dafür!" — „Na," sagte er lächelnd, „du warst so nervös, meine Liebe." — „Ja, ich war nervös," gab sie zu, „aber es wird schon wieder besser werden. Nein, der Fehler ist der, daß ich keine Tochter habe, die ich zu einem richtig guten Menschen heranziehen könnte. Für mich ist alles aus." — Der Kapitän setzte sich auf einen Stuhl. „Nein, nein," sagte er. — „Ach, du sagst: Nein, nein. Ja, in dem Buch dort steht das allerdings auch — o die elenden Bücher, Ragnhild, nimm sie und verbrenn sie!" sagte sie. „Nein, nun will ich sie vorher in tausend Fetzen zerreißen und dann selbst hier in den Ofen werfen," unterbrach sie sich. Dann zerriß sie die Bücher; sie riß viele Blätter auf einmal heraus und warf sie in den Ofen. — „Sei doch nicht so nervös, Luise," sagte der Kapitän. — „Ins Kloster, das hat drinnen gestanden," sagte sie. „Aber ich kann ja nicht ins Kloster gehen, deshalb ist für mich alles aus. Du meinst, ich lache, wenn ich lache," wendete sie sich an den Kapitän; „aber mir ist es wahrhaftig nicht nach Lachen zumut." — „Ist dein Zahnweh vorbei?" fragte er. — „Nein, und du weißt wohl, daß bei mir das Zahnweh nicht so schnell aufhört," versetzte sie. — „So, das wußte ich nicht." — „Nicht?" — „Nein." — „Aber mein Gott, siehst du denn nicht, wie es mit mir steht?" rief die gnädige Frau. Der Kapitän sah sie nur an, ohne etwas zu sagen. „Ich bin doch . . . Du sagtest heute, ich könnte vielleicht noch eine Tochter bekommen; weißt du das nicht mehr?" In diesem Augenblick fiel mein Blick auf den Kapitän . . ."

Google

Max Rabes:
Konstantinopel im Nebel

Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Google

Ragnhild lächelte und schüttelte den Kopf, dann fuhr sie fort:

„Gott verzeih mir, wenn ich lache," aber der Kapitän machte ein gar zu verdutztes Gesicht. Wie ein Schaf. — „Hattest du es noch nicht gemerkt?" fragte seine Frau. — Der Kapitän sah zu mir herüber und fragte: „Was tust du denn da so lange?" — „Ich hab ihr befohlen, meine Knöpfe aufzulesen," sagte Frau Falkenberg. — „Jetzt bin ich fertig," warf ich ein. — „So, bist du fertig?" fragte sie und stand auf. „Laß mich einmal sehen!" Damit nahm sie die Schachtel in die Hand; aber bautz! lagen alle Knöpfe noch einmal auf dem Boden und rollten davon, in alle Winkel, unter den Tisch, hinter das Bett und den Ofen. — „Ach du liebe Zeit!" rief die gnädige Frau. Aber dann redete sie rasch wieder von sich und wiederholte: „Nein, daß du nicht gemerkt hast —, wie es mit mir steht!" — „Könnten die Knöpfe nicht bis morgen liegen bleiben?" fragte der Kapitän. — „Doch, warum nicht? Aber dann trete ich darauf. Ich bewege mich so schwer — ich kann mich fast nicht mehr bücken — aber einerlei, laß sie nur liegen, Ragnhild!" sagte sie, indem sie zugleich nach des Kapitäns Hand griff und sie streichelte. „Lieber, lieber Mann," sagte sie. Da zog er seine Hand zurück. — „Ja so, du bist böse auf mich," sagte sie. „Aber warum hast du mich denn dann wieder herkommen lassen? — „Luise, Luise, wir sind nicht allein," erwiderte er. — „Du mußt doch wissen, warum du mich hast kommen lassen?" — „Wahrscheinlich, weil ich hoffte, es werde noch alles gut werden." — „Aber es ist nicht gut geworden?" — „Ach nein!" — „Aber woran hast du denn gedacht, als du schriebst? An mich? Daß du mich wieder haben wolltest? Ich verstehe nicht, was du damals gedacht hast." — „Wie ich sehe, ist Ragnhild jetzt fertig," warf der Kapitän ein. „Gute Nacht, Ragnhild," sagte er."

„Und dann gingst du?"

„Ja, aber ich wagte es nicht, weit von der gnädigen Frau wegzugehen. Ihr dürft mirs glauben, es ging ihr nicht gut, nachdem ich gegangen war; deshalb mußte ich bei der Hand sein. Und wenn der Kapitän herausgekommen wäre und etwas gesagt hätte, dann hätte ich rasch geantwortet, in dem Zustand, wo die gnädige Frau sei, könne ich nicht von ihr weg. Es war aber nicht nötig, der Kapitän kam gar nicht heraus; sie redeten nur immer weiter drinnen.

„Ich weiß schon, was du sagen willst," begann die gnädige Frau, „und vielleicht bist du auch nicht — ja, vielleicht bist du auch nicht der Vater," sagte sie. „Das heißt, es könnte doch sein; aber bei Gott im

Google

Himmel, ich weiß nicht, welche Worte ich gebrauchen soll, damit du mir vergibst!" schluchzte sie. „Ach du Lieber, vergib, vergib mir!" fuhr sie fort und ließ sich auf die Kniee nieder. „Du hast ja nun gesehen, daß ich die Bücher verbrannt habe, und das Taschentuch mit seinen Buchstaben hab ich schon früher verbrannt, und dort liegen die Bücher, siehst du." – „Ja, und da liegt ein anderes Taschentuch mit denselben Buchstaben," sagte der Kapitän. „Ach du lieber Gott, wie du mich behandelst, Luise!" Frau Falkenberg war sehr unglücklich. „Es tut mir leid, daß du es gesehen hast," sagte sie. „Es muß im Sommer zwischen meine Sachen gekommen sein; ich hatte vergessen, meine Wäsche durchzusehen. Aber das macht doch nichts, oder doch?" — „Nein, nein," sagte er. — „Und wenn du mich nur ein wenig anhören wolltest," fuhr sie fort, „dann bist du schließlich doch der — dann ist es doch dein Kind. Warum auch nicht? Ich kann nur die richtigen Worte nicht finden." — „Setz dich wieder," sagte der Kapitän. Aber Frau Falkenberg mißverstand ihn wohl; sie richtete sich auf und sagte: „Da siehst du, du willst mich nicht anhören. Aber dann muß ich wirklich fragen, warum du mir schriebst und mich nicht da gelassen hast, wo ich war?" Darauf antwortete der Kapitän etwas, von jemand, der in einem Gefängnis, so sagte er, aufgewachsen sei. „Nimm ihn aus dem Gefängnis heraus, und er wird sich wieder dahin zurück sehnen," sagte er; da sei etwas Wahres daran. — „Aber ich war bei meinem Vater und meiner Mutter, und sie waren nicht so hart wie du. Sie sagten, ich sei mit ihm verheiratet gewesen, und sie waren gar nicht unfreundlich gegen mich. Nicht alle Leute sehen die Sache so an wie du." — „Jetzt kannst du wohl das Licht ausblasen, das Ragnhild gehabt hat," sagte der Kapitän; es sieht da neben der Lampe beinahe aus, als schäme es sich." — „Ueber mich?" fragte sie. „Ja, das hast du gemeint. Aber du bist selbst auch viel schuld daran." — „Jawohl," sagte er sofort, „ich hab auch viel verschuldet, aber damit brauchst du mir gegenüber nicht zu protzen." — „Nein, das denkst du nicht." — „Nun hab ich doch noch nie . . ." — „So, du hast also keine Schuld?" — „Doch," sag ich. „Zwar keine solche, wie du gemeint hast, aber manche andere, neue und alte. Aber ich bringe dir doch wenigstens keinen Bastard unter meinem Herzen mit heim." — „Nein," erwiderte sie, „aber du bist es doch wahr und wahrhaftig gewesen, der nicht wollte, daß ich . . . daß wir Kinder bekämen. Ich wollte es allerdings auch nicht, aber du hättest es besser wissen sollen. Das haben sie daheim bei mir auch gesagt. Denn wenn ich eine Tochter hätte . . ." — „Du kannst

Google

dir diese Romanphrasen sparen," warf der Kapitän ein. Dieses Zeitungsfeuilleton oder so etwas sagte er, könne sie sich sparen — „Ja, aber es ist wahr," erwiderte Frau Falkenberg, „und du wirst es nicht leugnen können." — „Nein, ich leugne nichts. Setz dich nun ruhig hin, Luise, und höre mich an. Die Kinder und die Tochter, mit denen du dich jetzt so eifrig beschäftigst, — das ist etwas, wovon du erst kürzlich hast reden hören; und als du es hörtest, meintest du, darin liege eine Rettung für dich. Aber früher hast du keinen Anspruch auf Kinder gemacht, das hab ich nie gehört." — „Ja, aber du hättest es besser wissen müssen." — „Wieder etwas, was du erst kürzlich gehört hast; aber das ist nun einerlei. Es kann wohl sein, daß wir mit Kindern glücklicher geworden wären, auch mir ist das klar geworden, aber leider zu spät. Denn da sitzt du nun so, wie du jetzt bist." — „Aber lieber Gott, vielleicht bist du doch der — ich weiß es nicht —, ach nein." — „Ich?" fragte der Kapitän kopfschüttelnd. „Eigentlich sollte die Mutter das wissen, aber in diesem Fall ist es also nicht die Mutter, die es weiß. In meiner Ehe ist es nicht die Mutter, die es weiß. Oder weißt du es?" — Darauf gab sie keine Antwort. — „Weißt du es?" frage ich. Auch darauf schwieg sie; aber sie kniete sich wieder hin und weinte. — Ach Gott, ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich es nicht doch schließlich mit der gnädigen Frau halte," sagte Ragnhild, „es war so furchtbar für sie. Ich war auch schon auf dem Punkt, anzuklopfen und hineinzugehen, als ich den Kapitän sagen hörte: „Du schweigst. Aber das ist auch eine Antwort und zwar ebenso deutlich wie laute Worte." — „Ich kann nichts mehr sagen," erwiderte sie, noch immer weinend. — „Ich liebe vieles an dir, Luise," fuhr der Kapitän fort, „und darunter ist auch deine Wahrheitsliebe." — „Danke," sagte sie nur. — „Man hat dich doch noch nicht zum Lügen gebracht. Steh jetzt auf!" — Der Kapitän selber half ihr aufstehen und setzte sie auf einen Stuhl. Ach, und die gnädige Frau weinte zum Herzbrechen. „Laß jetzt das Weinen," sagte er, „ich will dich noch etwas fragen. Sollen wir abwarten, wie es aussieht, was für Augen es hat und dergleichen mehr?" — „Ach ja, das wollen wir, Gott segne dich dafür! Ach du lieber, lieber Mann, Gott segne dich!" — „Und dann will ich versuchen, es zu tragen. Es wühlt und würgt, es wühlt und würgt in mir. Aber ich bin auch nicht ohne Schuld." — „Gott segne dich," sagte sie noch einmal. — „Dich auch," entgegnete er. „Nun, gute Nacht für heute." — Da warf sich Frau Falkenberg über den Tisch vor und weinte ganz verzweifelt. — „Warum weinst du denn jetzt?" — „Weil du gehst," ant-

Google

wortete sie. „Vorher hab ich mich vor dir gefürchtet, und jetzt weine ich, weil du gehst. Kannst du nicht noch ein wenig dableiben?" — „Hier? Bei dir, jetzt?" fragte er. — „Nein, ich meinte nicht — so meinte ich es nicht," sagte sie, „aber ich bin so allein. Nein, nein, ich meinte nicht das, was du denkst." — „Ja, aber ich geh jetzt. Und du wirst begreifen, daß ich nicht gerade dazu aufgelegt bin, noch länger hier zu bleiben. Klingle dem Mädchen!" sagte der Kapitän. Und da lief ich davon," so schloß Ragnhild ihren langen Bericht.

Erst nach einer Weile fragte Nils:

„Sind sie nun zu Bett gegangen?"

Doch das wußte Ragnhild nicht. Ja, vielleicht, im übrigen gebe die Köchin Acht, falls geklingelt würde. „Aber, du lieber Himmel, wenn ich die gnädige Frau wäre und mich so in die Nesseln gesetzt hätte, dann könnte ich sicher nicht schlafen!"

„Du solltest nach ihr sehen."

„Ja," sagte Ragnhild, und stand sogleich auf. „Aber nein, ich halt es wirklich mehr mit dem Kapitän, was ihr auch sagen mögt. Jawohl, das tu ich."

„Man kann nicht so leicht entscheiden, was man eigentlich soll. Denkt euch: von ihm in der Hoffnung zu sein! Nein, daß sie das tun konnte! Und dann sei sie auch noch nachher in der Stadt gewesen. Hat das nun einen Sinn? Sie hat eine Menge von seinen Taschentüchern, und viele von ihren eigenen sind verschwunden, sie haben sie also wohl durcheinander gebracht. Mit ihm zusammen gelebt!" sagte Ragnhild. „Wenn sie doch schon einen Mann hatte!"

Der Kapitän hat Ernst gemacht und seinen Holzschlag verkauft. Jetzt dröhnt und kracht es im Walde draußen. Wir haben auch einen milden Herbst, und das Erdreich ist noch ganz locker; es läßt sich leicht umbrechen, und Nils nützt die Zeit aus wie ein alter Wucherer, um möglichst viel fürs Frühjahr vorzuschaffen.

Nun handelt es sich darum, ob Grindhusen und ich in den Wald gehen sollen. Da fällt mir ein, daß ich eigentlich auf die Beerenheiden und die Moore, wo die Multebeeren gedeihen, und auf die hohen Berge gewollt habe. Was wird nun aus dieser Wanderschaft? Und außerdem war Grindhusen jetzt kein Holzfäller mehr, mit dem dem Kapitän gedient war; er konnte nur eben mitkommen und die Säge ein wenig halten.

Google

Nein, Grindhusen war schwächlich geworden. Aber zum Kuckuck, wer konnte das verstehen? Er hatte alle seine Haare noch, einen ganzen roten Haarschopf! Er hatte sich auf Oevrebö ordentlich erholt und hatte auch immerfort den besten Appetit. Und ob es ihm hier gut ging! Den ganzen Sommer hindurch und noch in den Herbst hinein hatte er seiner Familie ein hübsches Stück Geld heimgeschickt, und er war des Lobes voll über den Kapitän und seine Frau, die so räsonabel bezahlten und eine so gute Herrschaft seien. Das sei etwas anderes als der Inspektor, der um jeden Pfennig feilsche und einem schließlich noch zwei Kronen abknöpfe, die man ehrlich und redlich — pfui! Er, Grindhusen, könne mit dem größten Vergnügen ein Zweikronenstück drangeben, wenn jemand anders einen wirklichen Nutzen davon hätte oder es sich um den eigenen Vorteil handelte. Aber zum Kuckuck! Ob der Kapitän so etwas tun würde?

Aber Grindhusen war jetzt sehr nachgiebig geworden und konnte nicht einmal mehr ordentlich böse auf irgend einen Menschen werden. Er würde vielleicht sogar noch ein Mal bei dem Floßinspektor um zwei Mark für den Tag arbeiten und ihm nach dem Munde reden. Das Alter, die Zeit hatte Grindhusen eingeholt.

Sie holt uns alle ein.

Der Kapitän sagte:

„Du hast früher einmal von einer Wasserleitung gesprochen; ist es für dieses Jahr zu spät, noch etwas daran zu machen?"

„Ja," sagte ich, „es ist zu spät für dieses Jahr."

Der Kapitän nickte und wendete sich zum Gehen.

Ich war noch einen Tag mit dem Pflug draußen, da kam der Kapitän wieder zu mir heraus. In dieser Zeit war er überall, drinnen und draußen, legte selbst fleißig Hand an und hatte die Oberaufsicht über alles. Kaum hatte er gegessen, so war er auch schon wieder da, in der Scheune und im Stall, auf dem Feld und im Wald bei den Holzfällern.

„Du mußt jetzt doch mit der Wasserleitung anfangen," sagte er. „Das Erdreich ist locker und bleibt vielleicht noch lange so. Wer soll dir dabei helfen?"

„Grindhusen könnte mir helfen," erwiderte ich. „Aber . . ."

„Ja, und Lars. Was wolltest du sagen?"

„Es kann ja jeden Tag frieren . . ."

„Es kann aber auch Schnee kommen, und dann friert der Boden

Google

nicht. Der Boden ist hier gar nicht alle Jahre fest gefroren. Du mußt dir mehrere Leute zur Hilfe nehmen und die einen graben und die andern mauern lassen. Du hast doch dergleichen schon früher gemacht?"

„O ja."

„Ich habe Nils schon vorbereitet; du brauchst also keine Widerwärtigkeiten zu befürchten," fügte er lächelnd hinzu. „Stell jetzt die Pferde in den Stall."

Er hatte es so eilig, daß er mich ansteckte und ich die größte Lust hatte, sofort anzufangen. Ich lief mehr, als ich ging, mit den Pferden heimwärts. Nun, nachdem der Hof angestrichen und so hübsch geworden und überdies die Ernte so reich ausgefallen war, hatte er große Lust zu der Wasserleitung. Und außerdem ließ er auch mehrere tausend Bäume im Walde fällen; damit konnte er seine Schulden bezahlen, ja noch mehr.

Ich zog also auf die Hügel hinauf und fand auch die Stelle wieder, die ich mir schon vor langer Zeit zum Wasserbehälter ausgewählt hatte. Nun überschaute ich das Gefälle bis zum Hof hinunter, schritt es ab und maß es aus. Ganz vom Gipfel des Berges herunter kam hier ein Bach dahergerauscht, ein tiefer Bach mit so raschem Fall, daß er im Winter nie zufror; da mußte eine kleine Brunnenstube ausgemauert werden, mit ein paar Oeffnungen in den Wänden wegen der größeren Wassermenge im Frühjahr und Herbst. O ja, Oevrebö sollte eine Wasserleitung bekommen! Die Mauersteine konnten wir aus dem Platze selbst heraussprengen; es war Granit, eine Schicht über der andern.

Um Mittag am nächsten Tag waren wir schon in voller Arbeit. Lars Falkenberg grub den Graben für die Leitung. Grindhusen und ich sprengten die Steine heraus. Das war uns von der Eisenbahn in Greja her eine gewohnte Arbeit.

Gut.

Vier Tage lang wurde ununterbrochen gearbeitet, dann kam der Sonntag. Ich erinnere mich gut an diesen Sonntag. Hoch und klar wölbte sich der Himmel über uns, im Walde war alles Laub von den Bäumen geweht, so daß die Bergkuppen überall still und grün aufragten, und droben in Lars Ansiedlung stieg aus dem Schornstein Rauch in die Höhe. Am Nachmittag hatte Lars Falkenberg vom Kapitän Pferd und Karren entlehnt, um sein großes Schwein nach der Bahn zu fahren; es war schon geschlachtet und sollte nun in die Stadt geschickt werden; auf dem Rückweg sollte er dann die Post für den Kapitän mitbringen.

Google

Da kam mir der Gedanke, diesen Tag könnte der Kleinknecht wohl benützen, meine Wäsche in der Ansiedlung zu holen; nun war Lars auswärts, dann würde sich niemand mehr über die Wäsche ärgern.

„Ja, da hast du nun die beste Absicht," sagte ich zu mir selbst, „wenn du den Kleinknecht die Wäsche holen läßt. Aber das ist kein guter, triftiger Grund, du wirst sehen, daran ist nur das Alter schuld."

Dies ließ ich wohl eine Stunde lang auf mir sitzen. Aber es war wahrscheinlich überhaupt nur ein Gefasel; der Abend war wunderbar schön, und Sonntag war es überdies. Da gabs keine Arbeit und eine leere Gesindestube. Ist es Altersschwäche? Kann ich die Hügel nicht mehr ersteigen?

So nahm ich den Weg selbst unter die Füße.

Am nächsten Morgen in aller Frühe war Lars Falkenberg wieder auf dem Hof. Er rief mich abseits, wie früher schon einmal, denn er wollte dasselbe von mir wie damals. „Du bist gestern wieder droben bei mir gewesen. Das war zum letzten Mal. Merk dir das!"

„Es war auch die letzte Wäsche," sagte ich.

„Ach, Wäsche hin, Wäsche her! Hätte ich nicht während der Ernte das elende Hemd hundert Mal selbst mitbringen können?"

Ich wollte dich nicht mehr daran erinnern."

Das war doch auch die reine Hexerei, daß er von meinem gestrigen Abendspaziergang schon etwas erfahren hatte! Das hatte gewiß die Ragnhild mit ihrem Klatschmaul wieder angerichtet, anders konnte es nicht sein.

Aber nun wollte es der Zufall, daß auch diesmal Nils auf der Bildfläche auftauchte. Ganz unschuldig kam er von der Küche über den Hof; und sogleich wurde Lars gegen ihn noch ausfälliger als gegen mich.

Fortsetzung im nächsten Heft

Google

Emil Kläger: Maskerade im Verbrechen

Bis vor kurzem hat im Wiener Landesgerichte ein merkwürdiger Richter amtiert. Ein kleiner, alter Herr, juristisch bis an die Zähne bewaffnet. Und dennoch laienhaft objektiv. Die zeitraubende Eigenschaft hat man ihm viele Quinquennien lang nicht verziehen. Der merkwürdige alte Herr nämlich duckte lange, unmäßig lange, über einem Fall. Er verstand nichts, rein nichts, von Prozeßökonomie. Einen ganzen Tag wendete er oft, wenn es sich um einen Unbescholtenen handelte, an eine kleine, dumme Diebesgeschichte. Nach der übrigens kein Hahn krähte. Zu so etwas war dieser Vorsitzende wirklich imstande. Man hat niemals ein Witzwort von ihm gehört. Es war ein durchaus pointenloser Richter. Von einer unerschütterlichen ledernen Gründlichkeit. Von einer grundsätzlichen sachlichen Langweile. Wie die Gerechtigkeit selber. Erst allmählich hat man sich an ihn gewöhnt, an dieses Original, diesen Sonderling der Justiz. Und als er sich endlich nach einem recht kargen Avancement in die Pension zur Ruhe zurückzog, war man herzlich froh, daß keiner kam, der so hemmend in das Sausen der Justizmaschine eingriff. Denn er war wirklich ein unbequemer Richter.

Dieser sonderbare Vorsitzende hatte eines Tages von der Mode im Verbrechen gesprochen. Nicht etwa als Aperçu oder als Sentenz zum Fenster hinaus, sondern befangen in einem plötzlich aufsteigenden Verdacht während des Verhöres mit einem Liebesmörder.

Es war ein junger koketter Bursche, von einer gefallsüchtigen Zierlichkeit, der mit einer unglücklichen Liebe paradierte. Ein unsäglich pathetischer, geckenhafter Unglücklicher. Das Motiv des Mordes schmolz allmählich auf die Uebertreibung eines lächerlichen Zwistes mit der Geliebten zusammen. Und da, fast am Ende des Beweisverfahrens, drängte sich dem Vorsitzenden der Gedanke auf, daß sich die Tat nicht schicksalsmäßig vollzogen haben könnte. Und er wendete sich an den Angeklagten mit der Frage, die etwa folgendermaßen lautete: „Sie haben

Google

uns Ihr Motiv nicht genügend erklärt. Sie sprechen von einem Unglück, das wir nicht begreifen können. Geben Sie acht: Haben Sie nicht etwa getötet, weil Sie erfahren haben, daß junge Leute oft ihre Mädchen töten und daß sich das gutmacht? Daß man diese Burschen bewundert, und daß es ein sehr interessantes Abenteuer ist, das meist gut abläuft? Haben Sie nicht getötet, weil das jetzt so Mode ist?"

Eine solche Frage wurde amtlich zum erstenmal gestellt. Sie klang in dem Munde des kühlen nüchternen Richters doppelt verwunderlich. Wie ein Ulk kollerte sie in das Lamento der Schauerballade und verbreitete einen Streifen ironischer Heiterkeit über die Gerichtsszene. Nur weil sie so nachdenklich und ehrlich erwägend gesprochen wurde, ist man nicht gar so sehr darüber erschrocken.

Die Mode als Mordmotiv. Die trockene Erklärung mußte verblüffen. Daran hat man sich mindestens gewöhnt, so einem Mörder zuzubilligen, daß es in seiner Seele vulkanisch zugegangen sein muß, ehe sich die Tat entlud. Gewöhnlich tituliert man ihn eine Bestie, findet bei ihm gerne einen Raubtiertrieb, der sein Wesen dröhnend erfüllt. Die Unterschiebung dieses Motivs war wie ein Sakrileg an der Fürchterlichkeit des Verbrechens.

Vielleicht hat der Richter mit der Forschergeduld übrigens mit der Frage gar nicht so tief greifen wollen. Vielleicht hat ihn nur die Häufigkeit der Erscheinung zu der Aeußerung verführt. Für mich aber hatte sie die Bedeutung eines Stichwortes, das eine lange Reihe halbverschollener Eindrücke in meiner Vorstellung versammelte. Aus meiner fünfjährigen Gerichtssaalpraxis fanden sich die mysteriösen Täter zusammen, deren kriminellen Mechanismus ich nur ungenügend enträtselt, und die ich schließlich unzufrieden aus meinen Gedanken entlassen hatte. Allen diesen Verbrechern war eine amtliche Etikette mit dem Motiv aufgeklebt worden. Es war die nächste unmittelbare Veranlassung zur Tat.

In meinen überreichen Erfahrungen suchte ich nach. Ich fügte die Eindrücke zusammen und verglich und stand vor seltsamen Resultaten. Natürlich hatte ich gleich von vorneherein jene Verbrecher aus Beruf aus meinen Erwägungen fortgeschoben, die auf diese Weise den Kampf ums Dasein verstehen. Ich sonderte den großen Rest, drang mühselig in die psychologische Mechanik ein und sammelte Serien von Verbrechen, die ins Lager der Gesellschaftsfeinde gegangen waren, ohne daß man den Sinn ihrer jähen Abkehr von unserer Ordnung verstanden hätte. Verwirrt trafen sie im gesellschaftlichen Jenseits ein, waren hinein-

Google

geraten, als ob sie sich in der Adresse geirrt hätten. Und ich fand andere, die aus dem Stegreif ins Verbrechen sprangen und damit ihr bisheriges braves, oft sogar frommes Leben, verhöhnten. Ohne jeden unmittelbaren Anlaß. Es gab keine Fäden, die den Verbrecher mit seinem früheren Menschen verbanden. Und ich habe gefunden, daß ihr Verbrecherantlitz ein falsches Gesicht ist.

Vor allem dachte ich an die merkwürdigen Verbrecher, die ich als Katastrophenmenschen bezeichne. Das sind Leute, die gar nichts seriös betrachten können, weder Leben noch Sterben und auch fremdes Blut nicht. Sie sind nicht etwa großzügige Menschen, sondern junge, blutarme Leute von einer unbefangenen Verspieltheit, die verträumt an irgend einer Idee haften, die sie überschätzen und anbeten. Ihr ureigenstes Privatleben ist ein einziger Kultus dieser Idee. Dabei ist in ihrer Verspieltheit etwas schwermütiges und immerwährende Bereitschaft, zu opfern, sich selbst und andere.

Ihr äußeres Leben ist scheinbar geordnet. Sie erfüllen ihren Beruf unauffällig, pflichtgetreu. Aber mit einem versteckten Lächeln. Denn sie warten. Bis sie eines Tages zufällig aus ihrer Verspieltheit erwachen und ohne unmittelbaren Grund an das Leben mit einem kategorischen Imperativ heranrücken. Entweder oder. Ganz grundlos kompliziert sich jene kleine Idee, die sie so überschätzen, zur Katastrophe. Mit einem Male verlangen sie eine Lösung ihres Konfliktes, und zwar sofort. Mit kindlichem Starrsinn, kindisch grundlos, aber auch mit der furchtbaren Konsequenz eines verspielten Kindes, das mit dem Tode wie mit einem harmlosen Spielkameraden tändelt. Es ist grotesk, daß der Keim zu einer solchen Katastrophe gar nicht in der Seele, in der Eigenart, in der Beschränktheit oder hysterischen Sentimentalität des Individuums gelegen sein muß. Ein Wort, das ihm zugeflogen ist und ihm gefallen hat, eine Geste, die es gesehen und die von ihm Besitz ergriffen hat, entfacht dieses Schicksal. Die Psyche des betreffenden Menschen fühlt sich erst befriedigt in dem Besitz eines unstillbaren Schmerzes, einer vergeblich hochstrebenden Sehnsucht. Es fahndet nach der Möglichkeit, sich als Märtyrer verklären zu können, und folgt auf diesem Wege dem unbewußten Triebe der Nachahmung und Eitelkeit.

Diese Eitelkeit tritt in den verschiedensten Verkleidungen auf. Zwischen ihr und der Tat selbst liegen noch verschiedene Anhaltspunkte, die als Ursachen gedeutet werden; indessen ihre Triebkraft ist es, die den kriminellen Mechanismus vieler Verbrechen ausschließlich in Be-

Google

wegung setzt. Jene Leute, die im Banne ihrer Märtyreridee stehen, wählen bei ihren Nachahmungen eine gefällige Form für ihre Tat. Sie imitieren Verbrechen, deren Glanz ihnen in die Augen sticht.

Die Edelverbrechen, die das brutale oder hämische Gesicht des Verbrechens haben und dabei den besten menschlichen Instinkten ihr Geschehen verdanken, die Familienväter in Schrecken stürzen und vollblütige, sehnsüchtige Menschen in einen kleinen Rausch des Entzückens, weil sie eine Sehnsucht vollstreckt haben, mit einem kühnen rücksichtslosen Sprung über den Gesetzeszaun ins Ideale. Unter dem Kostenaufwande der ganzen bürgerlichen Existenz: Ein Mord aus Liebe, ein Meineid aus Freundschaft. Taten, die geboren werden in einem Turnier zwischen Edeltum und Anständigkeit. Und in denen das Edle die Anständigkeit mit einem Faustschlag zu Boden wirft, nachdem es sich zornvoll über den eigensinnigen, verbissenen und etwas beschränkten Gegner emporgereckt hat.

Temperamentvolle Leute träumen davon. Aber Pflichtmenschen sehen nur den Faustschlag und strafen ihn ohne Bedauern. Man überlegt: Ein Gesetzgeber kann kein Illusionist sein. Er muß die Justiz als ein moralisches Ebenbild des Normalmenschen formen. Sie hat für jeden zu taugen.

Katastrophenmenschen aber werden durch solche Taten revoltiert. Sie leuchten in das dunkelste Bürgertum hinein und sind dort, unbegriffen, dennoch ein angestauntes Phänomen. Der Mut, die Verve verblüffen, und vor allem imponiert die Uneigennützigkeit. Daß dieser Mensch sogar nichts für sich gewann als innere Befriedigung, als einen seelischen Vorteil. Darum schöpft man Verdacht, daß es da nicht ganz gewöhnlich zugegangen sein mag. Das wird schließlich als mysteriös empfunden, und man betrachtet die Tat, indem man sie verurteilt, doch als ein Fabelding.

Furchtbar ernst aber packt sie die Katastrophenmenschen, die verzückt nach dem Glanze dieses Verbrechens greifen und den Augenblick der Erfüllung gekommen sehen.

Das ist dann eine tolle Maskerade. Sie vermummen sich als Unglückliche, steigern den mäßigen Anlaß ins Ungemessene. Sie schwelgen in ihrem Unglück und erhitzen sich bis zur Ekstase.

Denn ihre Seele braucht eine Katastrophe, um aufzublühen. In der Exaltation liegen ihre Entfaltungsmöglichkeiten, zu denen es sie hindrängt. Sie wollen sich ins Unrecht gesetzt sehen, sich hinopfern, trinken

Google

Befriedigung aus ihrem eingebildeten Leiden. Wie ein Schauspieler auf der Bühne ersehnen sie eine Bombenrolle im Leben. Ihre Hysterie baut zu dem geringsten Vorwurf ein Gerüst für ein Märtyrertum. Sie erborgen tragische Gesten, kopieren wirkungsvolle Aeußerlichkeiten, wenn sie nicht genügend Einbildungskraft haben, um aus den selbst suggerierten Schmerzen zu schöpfen. Gerührt, in Tränen aufgelöst, bemitleiden sie sich selbst, empfangen sie selig das Mitgefühl ihrer Umgebung und sind im verzückten Genießen ihrer nachgebildeten Rolle bereit, zu sterben. Für diese Pose.

Manchmal erfindet einer mit hysterischer Genialität eine Tat. Die anderen aber sind elende Kopisten. In ihrer tragischen Einfalt kopieren sie nicht einmal das Original, sondern plagiieren das so und so vielte Plagiat eines Edelverbrechens.

In diesen Tagen ist der Liebesmord für Katastrophenmenschen Mode. Dutzende Fälle ereignen sich wegen kleiner Liebesnöten. Jeder publizistisch dankbare Fall zieht sofort eine große Menge Nachahmer hinter sich her. Die Jury verweigert ihre Mitwirkung bei der Verurteilung dieser Leute. Sie erblickt in ihnen nicht die antisozialen Merkmale, die den Verbrecher zu ihrem Feind stempeln. Sie wollen die verdrehten Schwärmer nicht mit dem gerichtlichen Maße messen, und so sieht die Justiz mit in den Schoß gelegten Händen zu, wie diese modische Psychose sich unter der Ergriffenheit eines Teils der Oeffentlichkeit austobt.

Da steht dann beispielsweise ein junger Mensch vor Gericht, der seiner Geliebten während eines langen Kusses ein ebenso langes Messer in den Rücken stach und dann einfach erklärt, er habe gefürchtet, ihre Liebe könnte möglicherweise doch nicht ewig währen. Oder ein gar nicht mehr junger Mensch erschießt ein Mädchen und versucht Selbstmord. Vor den Geschworenen erklärt er, daß eine ihm bis dahin unbekannte Leidenschaft seine Verwirrung verschuldet habe. Sie habe ihn entschieden zu wenig geliebt.

Die Geschworenen sind gerührt, sprechen frei. Ein Jahr später erschießt der Mann wieder ein Mädchen. Aus ganz den gleichen Gründen. Auch die Liebe zu diesem zweiten Mädchen hat in ihm so rumort, daß er versichert, er habe absolut nicht anders können. Mit diesem zweiten Mord hat er die Tragik des ersten persifliert. Er war offenbar mit dem Erfolg des Rührstückes, in dem er die Hauptrolle spielte, sehr zufrieden. Nun haben ihn die Geschworenen verurteilt.

Google

Andere Verbrechermasken. Leute, die aus Heimweh zu ihrem Menschentum zu Ueberläufern werden. Sie entlaufen ihrer Anständigkeit, weil sie sich für betrogen erachten, obwohl keine Veranlagung oder Neigung sie in diese Richtung drängt. Wie durch einen Notausgang flüchten sie aus den gesetzlichen Umfriedungen aus dem Staatsgebäude in die Kriminalität und schlagen die Türe krachend zu. Nur um ins Freie zu gelangen. Dorthin, wo sie sich ihrer Persönlichkeit bewußt werden können, wo der einzelne etwas gilt, wenn auch nur — in der Verachtung der anderen.

Man muß da die konventionellen Schleier lüften, die Staatsraison über diese Verhältnisse gebreitet haben. Muß sich den sozialen Weltplan in dürren, wahren Linien hinlegen und dann in den Seelen dieser Leute suchen. Es sind nämlich Menschen, denen ein unpassender Platz im Leben zugewiesen wurde. Sie sind ohne Bildung, besonders ohne Schulwissen, ohne Erziehung, aber sie haben Fähigkeiten. Oder auch nur Temperament. Ganz zu unterst, am Ende der sozialen Leiter, haben sie ihren Platz gefunden.

Sie verbringen ihr Leben, indem sie beispielsweise als Diurnisten in einem Amt auf einlangende Geschäftsstücke das Datum des Einlaufs stempeln. Oder indem sie die Stücke zählen, die Summe verbuchen. Tagaus, tagein, jahraus, jahrein stempeln, zählen. Oder sie sortieren die Stücke in Branchen, tausend oder fünfzehnhundert Stücke müssen sie täglich sortiert haben. Es ist von amtswegen ihr Pensum. Sie genießen nicht einmal die Abwechslung der ganzen mechanischen Prozedur, des Stempelns, Zählens und Sortierens. Nein. Nur stempeln, nur zählen und nur sortieren. Individuen von dünnem Blut, minderem Intellekt verstumpfen sich an dieser Tätigkeit, versteinern zur Maschine. Nahrungssorgen schüchtern sie auch noch ein, und so bleiben sie ergeben an ihrem Arbeitsplatz kleben.

Besser befähigte Schicksalsgenossen aber fühlen sich entmenscht. Brachliegende Energien ruhen in ihnen, das drängende Verlangen, etwas zu schaffen, mit Kopf oder Hand. Ein Quadratchen Wirkungskreis im Leben. Nicht die Teilarbeit einer Maschine leisten müssen, sondern etwas, was einen Menschen erfordert. Ihre Eitelkeit wird krank. Auf der Bühne der Oeffentlichkeit begeben sich täglich große Dinge. Menschen schwingen sich hinauf, vollbringen Wichtiges, erringen Beifall, Reichtum. Die unten leben in Dürftigkeit.

Eines Tages reißen sie sich los und flüchten ins Kriminelle. Sie

Google

retten sich aus dem ungeheueren Klumpen der namenlosen Millionen, indem sie als Partikelchen des Arbeitsheeres existieren, durch einen Exzeß in ein Eigenleben. Sie brechen aus der Unbescholtenheit aus, in der sie zusammengepferchт in der Dunkelheit hausen. Um gesehen, gehört zu werden, damit man mit ihnen als einem bestimmten Menschen rechnen müsse, sie als einen besonderen nehme, und nicht in dem Massenbegriff mit verrechne. Ringsum ist alles verbarrikadiert, sie ersticken in dem engen Raum, der ihnen zum Leben gelassen wird, verloren in dem Gedränge der Abertausende. Darum versuchen sie es mit der Kriminalität. Ohne Ueberzeugung, nur als erklügeltes Mittel zum Zweck.

Denn ein Angriff auf die Gesellschaft, ihr Eigentum, ihre Sicherheit, gibt dem Attentäter Bedeutung. Indem sich der Staat gegen ihn wendet, die Oeffentlichkeit ihn ächtet, ist er jemand geworden. Er hat etwas Wirkungsvolles vollbracht, und seine Eitelkeit befriedigt sich an der zeremoniellen Wichtigkeit des Justizaktes, mit dem der Staat die Uebeltat an ihm rächt.

Und was verlieren diese Menschen und was gewinnen sie? Sie verlieren den gesellschaftlichen Rang, die bürgerlichen Ehren, die ein armer Teufel zu verlieren hat, der des Vorteils seiner Unbescholtenheit erst gewahr wird, wenn er bestraft werden soll. Und da zeigt es sich auch, wie viel sie ziffernmäßig für ihn wert war: er hat sich einen Milderungsgrund errungen, mit seinem untadeligen Leben. Aber wer hat ihn geachtet, woran hat er seinen ergebenen Verzicht auf die Lebensansprüche ermessen? Wer konnte ihn achten, da er von niemandem b e a c h t e t wurde? Allerdings, an dem Tage, da ihm der Prozeß gemacht wurde, erkannte man ihm feierlich die Achtung der Allgemeinheit ab, die er nie besaß. Aber gleichzeitig nahm man auch die Geringschätzigkeit von ihm, mit der man seine Klasse behandelt, denn die Gesellschaft bewies ihm ihren Respekt, indem sie fand, daß er durch Gesetze unschädlich gemacht werden müsse.

Solche Instinkte reifen in vielen Individuen zum Antrieb zur Tat. Ein Köpenick setzt die Welt in Erstaunen, indem er eine Staatseinrichtung verhöhnt und sich gleichzeitig zu bereichern trachtet. Und sofort erhalten die Gesetzesüberschreitungen dieser Sorte von Verbrechen die Form der Aufsehen erregenden Tat. Nun gibt es Streiche à la Köpenick in Menge. Das brennende Verlangen dieser Menschen der Welt, von der sie sich verstoßen fühlen, zu beweisen, daß etwas Besseres in ihnen

Google

schlummert, führt sie zu einem Trick, der bereits den Erfolg für sich hat. Sie wollen den Beifall des Publikums und sind froh, daß schon ein Weg dorthin gefunden wurde. Und sie beschreiten ihn nun. Der Köpenicker sackt Sympathien und Ruhm ein, seines genialen Witzes wegen umfängt ihn die Kulturwelt mit zärtlicher Fürsorge. Seine Zukunft wird rosig, er selbst hochberühmt, nicht einmal berüchtigt. Und so kommt eine Zeit lang das System Köpenick in Gebrauch. Er wird Mode. Wochenlang melden die Blätter von größeren und kleineren Köpenickern. Unbescholtene Leute werden zu Verbrechern. Sie verblüffen durch Nuancen, übertölpeln irgendeine als bombenfest geltende bureaukratische Einrichtung, sie finden eine Lücke in dem gesellschaftlichen Sicherungssystem, die als uneinnehmbar galt, und erringen schadenfrohe Bewunderung. Aber wie man sich für diese Tricks in der Oeffentlichkeit abkühlt, verschwinden die Köpenickstreiche sofort.

Mitten durch die eingefleischte echte Kriminalität marschiert der seltsame Maskenzug verirrter Menschen. Am Gerichtstage führt man ihr Schicksal auf, das sie sich selbst zusammengeschneidert haben. Nun kommen die großen Szenen, und im Schwurgerichtssaal ist alles für das Theater bereitet.

So ein Prozeß vor den Geschworenen ist ja eine wunderbar dramatische Vergeltung. Hier ist eine bühnensichere Regie am Werk. Das Stück heißt immer: „Die Gerechtigkeit" und ist bald Drama, bald Schauspiel und oft genug Komödie. Und dieses Stück hat immer vier Akte. Erster Akt: Die Anklage, die Exposition. Das ist die Fabel des Stückes. Dann der zweite Akt: Die Verantwortung des Angeklagten und der erste Konflikt. Der Vorsitzende trainiert Pointen, schärft Situationen, bereitet Wirkungen vor. Leise läßt er die Ahnung vorausgesehener Verwicklungen anklingen: man wird ja sehen, wie sich alles wenden wird. Dritter Akt: Die Zeugen. Jetzt beginnt die große dramatische Kurve. Nun platzen die aufregenden Szenen aufeinander. Der Angeklagte ringt mit jedem einzelnen Belastungszeugen. Ein wenig geschützt von seinem sekundierenden Verteidiger, der im geeigneten Moment einen dialektischen Säbelstich nach dem Zeugen stößt, den wieder der Staatsanwalt gerade hält und immer wieder ins Feuer schickt. Und in diesen funkensprühenden Kampf fließen die abkühlenden, resumierenden Worte des Vorsitzenden, der förmlich Bulletins der Situation spricht.

Mein Gott, ist das eine Aufregung im Saale. Im Publikum fiebert

Google

es von Spannung, dort hat man schon seine Sympathien verteilt und bebt für den erwählten Liebling.

Nach dem dritten Akt tritt bekanntlich eine größere Pause ein. Der eiserne Vorhang fällt über das Beweisverfahren, die Geschworenen ziehen sich zur Beratung zurück. Und jetzt, der vierte Akt, der Komödie Ende: Das Urteil. Das Publikum klatscht Beifall, ruft Bravo oder lehnt einfach die Darstellung und die Aufführung ab.

Katastrophenmenschen und Uebeltäter aus verlorener Individualität, das sind zwei Kategorien modischer Gelegenheitsverbrecher, deren Definition ich hier versucht habe. Es sind verbrecherische Nichtverbrecher. Gäste in der Kriminalität. Die einen suchen im Gerichtssaal eine Bühne für ihre Hysterie, die anderen eine weithin hörbare Verkündigung ihrer traurigen Existenz und die öffentliche Ausbietung ihrer nicht gewürdigten Fähigkeiten.

Mit dem echten Verbrechertum haben sie nichts gemeinsam, weil ihnen der redliche verbrecherische Wille fehlt. Sie sind nur Komödianten, und was sie treiben, ist verbrecherische Maskerade.

Allein

Mit wem du auch magst wandern,
Du wanderst viel allein.
Ein jeder von deinen andern
Mag gern sein eigen sein.

Wohl kann es mit dem Lachen
Noch gut zu zweien sein,
Das Weinen und das Wachen
Ist gern mit sich allein.

Gustav Schüler.

Google

Rundschau

Die Bekennertragödie des Prinzen Max von Sachsen

Infolge einer unglücklichen Liebe widmete sich der Prinz Max Wilhelm August Albert Karl Gregor von Sachsen, geboren am 17. November 1870 als Sohn der streng katholischen Infantin Marie-Anne Braganza von Portugal, dem geistlichen Stande.

Im bayrischen Städtchen Eichstätt an der Altmühl erhielt der Prinz seine theologische Ausbildung; hier wurde er am 26. Juli 1896 zum Priester geweiht. Voll Eifer zog der junge Missionar in die Fremde und pastorierte zuerst die Landsleute in London, als Kaplan in Nürnberg störte der hagere Asket den konfessionellen Frieden; er begehrte allen Ernstes die Behandlung katholischer Wöchnerinnen durch katholische Aerzte. Hervorragend sprachenkundig, predigte der Prinz zu Plauen im Voigtland vor italienischen Arbeitern in der Sprache Dantes, pries ihr unermeßliches Glück, im römischen Glauben geboren zu sein, und verdammte gleichzeitig das Luthertum in Grund und Boden — und das im stockprotestantischen Heimatland. Damals plante der Politiker Leo XIII. die Erhebung des hochgebornen Zeloten auf den Straßburger Bischofssitz. Vergebens. Die deutsche Reichsregierung bestand mit Zähigkeit auf ihrem Kandidaten, dem Rheinpreußen Doktor Fritzen. In Prag hielt der unermüdliche Wanderprediger am Tage des heiligen Nepomuck in der Kirche Sankt Johann auf dem Felsen die Festrede über das Sakrament der Buße und über die Treue zum römischen Glauben und erregte damit einen Sturm der Entrüstung bei den Hussiten und Tschechen. Aber auch von deutscher Seite blieb die herbe Kritik nicht aus, als der Sohn des uralten Wettiner Hauses in der Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre zu Paris, die dem Revanchekult ihre Entstehung verdankt, in der Sprache Bossuets und Voltaires seine Vorträge hielt. Gleich darauf wurde sogar die verfaulte Moral des Neapler Advokaten Alfons von Liguori von dem deutschen Prinzen mit Feuereifer verteidigt. Als der Kampf gegen die Kongregationen in Frankreich losbricht und die Laisirung des Unterrichts sich ausdehnt, eilt der geistliche Prinz nach Paris und gibt bei dem Präsidenten Emile Loubet seine Karte ab. Loubet, am Vorabend seiner Reise nach Rom zum Besuch des Quirinals, erwidert den Besuch nicht. Der Ruhm des gefeierten Hochschullehrers bleibt dem Professor der Liturgie und des Kirchenrechts an der Dominikaneruniversität von Freiburg im Uechtland versagt:

Google

es fehlen seinem Vortrag die durchsichtige Klarheit und der folgerichtige Aufbau. Papst Leo XIII. hat dem unruhigen Missionar die Idee hinterlassen, als Mehrer der Kirche die Orientalen mit den Lateinern zu vereinigen. Der schlaue Politiker auf dem Papstthron lockte einst die Griechen mit politischen Verheißungen: Kommet zu uns, und alle katholischen Staaten des Westens müssen Euch wider die ungläubigen Fürsten helfen; denn der Heilige Stuhl allein kann den Panhellenismus als Sieger nach Byzanz führen! Den Prinzen nehmen dagegen die Mystik und der Zauber der morgenländischen Liturgie gefangen; er besucht wiederholt das Heilige Land, Syrien, Griechenland und die europäische Türkei. Als glaubenseifriger Vorkämpfer Roms studiert der Prinz in dem Bestreben, nichtrömische Christen für das Papsttum zu gewinnen, die Schriften, den Kult und die religiösen Bräuche der Morgenländer, um sie zu widerlegen. Dabei werden ihm selbst die Augen für das Unrecht des römischen Systems geöffnet. So wird aus dem Missionar der Vermittler. Die Verlustseite im römischen Hauptbuch wächst nachgerade ins Große: Frankreich, Portugal, Spanien; zum Ausgleich muß daher den Morgenländern viel versprochen werden, um sie als Gewinn buchen zu können. Schwerlich operierte der Prinz auf eigne Faust: gelingt sein Unternehmen, so streicht die Kurie zufrieden den Machtzuwachs ein; mißlingt es, so wird der hochgeborne Unterhändler abgeschüttelt. Anno 1908 ist der Unruhige in London beim Eucharistischen Kongreß und wohnt zusammen mit dem Kardinal Gibbons aus Baltimore und dem Erzbischof Aumette von Paris im Palast des Herzogs von Norfolk als Gast. In der französischen Sektion hielt der religiöse Agitator in französischer Sprache einen Vortrag: „Der heilige Chrysostomos und das Abendland" und sprach andern Tags über dasselbe Thema in der englischen Sektion in der Sprache Shakespeares. Gleich darauf eilt der nur aus Haut und Knochen bestehende Prädikant von Neuem in den Orient; zu Pera assistiert er in der griechisch-unierten Kirche im Priesterrock der griechischen Messe und singt die Liturgie mit; nach dem Evangelium betritt er den Ambon und hält in schönem Griechisch eine Homilie über den Brief an die Galater. Im Sommer 1910 bespricht der Prinz mit dem König Georg und dem Athener Metropoliten die Aussichten eines Anschlusses der griechischen Kirche an Rom. Die Kurie will namhafte Zugeständnisse machen. Zweifellos war der Prinz zu diesen Erklärungen ermächtigt. Die Griechen sollen den Papst als Kirchenfürsten anerkennen, daneben jedoch den ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel, sowie die Patriarchen von Jerusalem und Alexandria als selbständige Hauptvertreter der eigenen Nationalkirche für sich weiter behalten. In Athen haben diese Vorschläge tiefen Eindruck gemacht, und die athenische Kirchensynode verständigte davon unverzüglich das Patriarchat von Konstantinopel.

Im Herbst 1910 baten die ge-

Google

lehrten Basilianermönche der Abtei Grottaferrata bei Frascati den gelehrten Prinzen um einen grundlegenden Artikel für ihre Monatsschrift, Rivista Criptoferratense „Roma e l'Oriente"; Abt und Mönche fühlten sich voll Hoffnungen und kühner Erwartungen über die großen Wirkungen des Aufsatzes: „Pensées sur la question de l'Union des Eglises."

Kaum war jedoch das Heft Ende November erschienen, so wurde der Abt Arsenio Pellegrini augenblicklich durch die Kurie gezwungen, den Aufsatz seines ersten Mitarbeiters als „skandalös, von historischen und dogmatischen Irrtümern strotzend und ketzerisch" öffentlich zu verleugnen und eine Widerlegung der Meinungen zu schreiben, womit das erste Heft so verheißungsvoll eröffnet worden war — unter Androhung der Absetzung und des großen Banns.

Die durch warmherzigen Idealismus und wissenschaftliche Gründlichkeit ausgezeichnete Studie des Prinzen Max ist infolge des Inquisitionsverfahrens, wodurch das kaum erschienene erste Heft sofort wieder eingezogen und vernichtet worden ist, rar und wertvoll geworden.

Die bisherige Politik der röm. Kurie gegenüber den Orientalen findet darin eine scharfe Kritik. Die erstrebenswerte Vereinigung soll mit reiner Liebe, interesselos und ohne Hinterhältigkeit betrieben werden, einer solchen Liebe soll man besonders unter Geistlichen begegnen. Dagegen werden die Griechen vom Westen allzeit mit Härte, Hochmut und Eigennutz behandelt. Die Union darf nicht mit Unterwerfung gleichgesetzt werden, sondern als die Vereinigung zweier gleichberechtigten, voll ebenbürtigen Schwestern. Die römische Kirche hat kein Vorzugsrecht und keine Gesetzgebungsbefugnis über die morgenländische. Die Völker des Orients sind die ältern, ihre Bischöfe besitzen die gleiche Würde wie die des Westens. Die griechische Kirche kann sich der römischen niemals unterwerfen; denn sie würde damit in eine Lage kommen, die nie zuvor bestanden hat. Die römische Kirche hat heute eine andre Verfassung als in der alten Zeit. Damals regierte jeder Bischof unabhängig seine Diözöse; niemals hat der römische Bischof eine Jurisdiktion über das Morgenland ausgeübt. Erst durch die Pseudo-Isidorischen Dekretalien erhielt die römische Gemeinde im achten Jahrhundert ihre absolutistische Spitze. Als dieser Absolutismus den Griechen aufgezwungen werden sollte, mußte er mit Naturnotwendigkeit zur Kirchenspaltung führen. Jetzt soll das Papsttum das Opfer der Selbstverleugnung bringen, für das Wohl der ganzen Christenheit, und dem morgenländischen Christen das Recht weitgehender Selbstverwaltung einräumen, das sie bisher genossen. Dann erst wird man im Orient anfangen, an die Uneigennützigkeit Roms und an die Aufrichtigkeit seiner Vereinigungsbestrebungen zu glauben. Dort meint man nämlich, daß Roms Triebfeder bei all seinem Tun Ehrgeiz, Herrschsucht und Habgier sei. Wollte der Papst die Orientalen seine Macht in

Google

gleichem Maße fühlen lassen, wie seine Lateiner, das heißt für jede Präkonisationsbulle mehrere Tausend Franken verlangen und nicht viel weniger für die Bewilligung der Dispense, so würden alle Orientalen im Wunsch der Abendländer nach Wiedervereinigung mit Recht nichts andres erblicken, als den Durst nach Gold. Stellt dagegen Rom dem Morgenland gegenüber den alten Zustand wieder her und verlangt dafür keinen Sou, dann wird sein Ansehn ungeheuer wachsen; denn es wird sonnenklar werden, daß es nur die Sache Gottes und das Heil der Seelen sucht.

Wegen der Dogmen ist eins zu beachten. Die griechische Kirche hat die Dogmen der alten Zeit als ehrwürdige Denkmäler unverändert bewahrt und kann darum die nach der Trennung von der abendländischen Kirche allein neugeschaffenen Formeln nimmermehr anerkennen. Durch Aufdrängung der neuen Dogmen zwänge man die Leute zur Heuchelei, Dinge zu bekennen, die sie für falsch halten. Die Heiligen der ersten Jahrhunderte waren ohne Zweifel schöne Zierden der katholischen Kirche, ohne an das Ausgehn des heiligen Geistes auch vom Sohn („filioque") an das Fegefeuer, an die unbefleckte Empfängnis und so weiter (an die Unfehlbarkeit des Papstes!) geglaubt zu haben.

Kraft der pseudo-konstantinischen Schenkung haben die Päpste den Byzantinern ihren rechtmäßigen Besitz in Italien entrissen. Der stehende Vorwurf Roms gegen die Griechen lautet auf Falschheit. Die Griechen können jedoch diese Anklage doppelt heimgeben, indem sie sich auf unbestreitbare geschichtliche Vorgänge stützen. Die Verfolgungen der Griechen durch die Päpste waren schrecklich. Unerträglich wirkten der Hochmut, die Herrschsucht und die Grausamkeit des Papstes Nikolaus I., die Bullen Leos IX. waren voll der heftigsten und bittersten Schmähungen, mit gewalttätiger Roheit beraubte Innocenz III. die Griechen ihrer Kirchen, setzte ihre Bischöfe ab und riß ihre Kirchengüter an sich, um Kirchen, Güter und Benefizien seinen Lateinern zu schenken. Auf dem Konzil zu Florenz im fünfzehnten Jahrhundert werden die Texte der Kirchenväter gefälscht und durch die künstliche pseudo-cyrillische Traditionskette ebenso gefälscht die Beschlüsse der vorangegangenen Konzilien nur zu dem Zweck, um die Ansprüche der Lateiner gegen die Griechen zu stützen.

In diesem Aufsatz hat sich die deutsche Ehrlichkeit und der Wahrheitsmut des geschichtsforschenden Prinzen stärker erwiesen als sein Bekehrungsfanatismus. Die Kurie machte darum ganze Arbeit: sie eröffnete vor den Kongregationen des Index und der hl. Inquisition das Strafverfahren gegen den Abt Arsenio Pellegrini von Grottaferrata und gegen den für das „Imprimatur" verantwortlichen Bistumsverweser Lupi von Frascati wegen Haeresie.

Gleichzeitig mußte die „Kölnische Volkszeitung" ihren Lesern zu verstehn geben, daß die Arbeit des Prinzen nur ein Plagiat aus dem

Google

Werke des Münchner Professors Aloys Pichler vorstelle, das schon anno 1864 auf den Index gesetzt worden sei, während Monsignore Benigni in seiner „Corrispondenza Romana“ die Frage aufwarf: „Wie kann ein Mensch von dem Katheder einer theologischen Fakultät lehren, der nicht einmal seinen Katechismus kennt?“ — Die Basilianer Monatsschrift: „Roma e l'Oriente“ wurde erbarmungslos unterdrückt, nachdem das in Hast hergestellte zweite Heft zwei angebliche Widerlegungen des prinzlichen Aufsatzes auf den Markt gebracht hatte.

Am 22. Dezember leistet der Prinz der Vorladung Folge, kommt nach Rom und wird alsbald in das Kloster des Dominikanerordens in der Straße San Vitale übergeführt. Das kolossale Anwesen ist mit einem Aufwand von anderthalb Millionen Franken erbaut worden. Der General des Ordens, P. Cornier, und die Konsultoren haben von der Kurie die Weisung erhalten, den Prinzen augenblicklich aufs strengste zu isolieren und jeden Besucher unnachsichtlich abzuweisen. In langen Exerzitien und gründlichen Gewissenserforschungen findet der Freiburger Professor Zeit und Anlaß, darüber nachzudenken, daß der Dominikanerorden, dessen Gastfreundschaft er genießt, seinen Lehrstuhl einem Häretiker anvertraut hat. Da der Prinz neun Jahre lang die Frage der Vereinigung Roms mit den ältern Kirchen des Morgenlands studiert hat, so muß er bekennen, daß er seinen Aufsatz „inconsideratamente — unbedachtsam, rücksichtslos und leichtfertig“ abgefaßt habe, ohne einen richtigen Theologen als Mentor zugezogen zu haben. Der Dominikaner P. Esser, Sekretär der Index-Kongregation, verstand es meisterhaft, für den schwer erkrankten Präfekten seiner Kongregation, den Kardinal F. Segna, die eine wissenschaftliche Existenz endgültig auslöschende Urkunde abzufassen, die der stellvertretende Vorsitzende der Inquisition, Kardinal Mariano Rampolla del Tindaro, seinerseits gutgeheißen hat. Erst nachdem dies in alle Einzelheiten gehende Dokument des reuevollen Widerrufs von achtzehn dogmatischen, philosophischen und historischen Irrtümern und der „kindlichen Unterwerfung“ unter das unfehlbare Pontifikat unterzeichnet war, erhielt der Nachkomme des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen die Erlaubnis, sich im Vatikan zu des Papstes Füßen niederwerfen zu dürfen, um von seiner Gnade die Verzeihung zu erflehn. Diesem Vorgang tränenenreicher Zerknirschung mußten der P. Hyacinth Maria Cornier und der Generalankläger P. Desqueyrone, die Obersten des Ordens für die Reinheit des Glaubens, als Zeugen beiwohnen; des Büßers schriftlicher Widerruf wurde dem Archiv des Vatikans und dem des Dominikanergenerals einverleibt, um beim nächsten Rückfall des Prinzen in häretische Irrtümer unnachsichtlich veröffentlicht zu werden.

Die pseudo-isidorischen Dekretalien, die pseudo-cyrillische Tradition und die pseudo-constantinische Schenkung sind damit für die röm. Kurie und ihren „lieben Sohn Max“ von neuem abgetan.

Google

Nach dieser Unterwerfung haben die weitern Reden, Lehren und Meinungen des „Bekenners“ Max von Sachsen für die Welt der Laien allen Wert verloren.

Spectator alter.

Der heutige Stand unsres Nordseeküstenschutzes

Hatte schon der englische Spionageprozeß die Aufmerksamkeit auf den Stand unsrer Nordseeküstenverteidigung und auf die Frage gelenkt, ob die Ergebnisse jener Spionage ihr nachteilig gewesen sind, so ist dies infolge der jüngsten Emanationen der englischen Presse in der „Daily Mail“ und im „Daily Expreß,“ die Sonderberichterstatter zur Ermittelung deutscher Kriegsvorbereitungen nach Holland und Emden und dem dänischen Esbjerg entsandten, und namentlich den Artikel des „Daily Expreß.“ Die gepanzerte Faust! Deutschlands Vordringen an der dänischen Grenze! erneut der Fall. Von seiten der Anklage in jenem Spionageprozeß wurden die Ergebnisse der englischen Spionage, als die Interessen unsrer Landesverteidigung gefährdend, bezeichnet, zumal der Beweis erbracht sei, daß die beiden englischen Offiziere den größten Teil ihrer im Laufe des Sommers gemachten militärischen Beobachtungen und Skizzen bereits vor ihrem Eintreffen an ihrer letzten Station, Borkum, an ihren Auftraggeber, das englische Intelligence Departement, gesandt hätten. Wenn nun auch der Gerichtshof und die Sachverständigen diese Auffassung nicht teilten und ein wichtiger Teil der Erkundungsergebnisse und Skizzen der beiden Offiziere mit Beschlag belegt wurde, so können, wenn auch nur wenige Zahlen, so doch die Hauptmomente der Rekognoszierungsergebnisse sich dem Gedächtnis der beiden routinierten Offiziere eingeprägt haben, so daß deren spätere Wiedergabe, falls sie sie während ihrer Festungshaft schriftlich zu fixieren Gelegenheit hatten, möglich erscheint. Eine Kontrolle in dieser Richtung wird sich daher empfehlen, um letzteres zu verhindern. Wenn als Zweck der Ermittlungen der englischen Offiziere von fachmännischer Seite eine Operationsbasis für eine englische Landung zu schaffen (richtiger: zu ermitteln) bezeichnet und von der Rechtsanwaltschaft erklärt wurde, daß ihre Kundschaftsdienste von hohem Wert für einen plötzlichen, unvorhergesehenen Angriff auf die deutschen Küsten sein können, so könnte dies bei uns den Eindruck hervorrufen, als wenn deutscherseits, etwa im Kriegsfall mit Frankreich, eine englische Landung an den deutschen Nordseeküsten zu befürchten wäre. Allein wenn England auch die bereits bei frühern Erörterungen hinsichtlich Dänemarks auf 30000 Mann veranschlagte Landungsstreitmacht unter dem Schutz seiner überlegenen Flotte in der Nordsee auftreten lassen könnte, so würde diese zwar wirksam nur in weit stärkerer Anzahl*), im unmittelbaren Anschluß

*) Neuerdings wird vielfach angenommen, daß England bei einer Inlands-Friedensarmee von 255000 Mann einschließlich der Truppen der kleinen Kolonien und bei 320000 Reserven, künftig 100000 Mann auf dem Kontinent landen könne.

Google

an den nördlichen Flügel der französischen Heere über Calais, Dünkirchen, Havre und Boulogne in jenen Kampf eingreifen können, zumal Frankreich in Anbetracht der schnellern deutschen Mobilmachung, anfänglich in der Defensive, anzunehmen ist, weil so die Neutralität Belgiens und Hollands respektiert und namentlich, falls dies nicht geschähe, und der Durchmarsch durch eins dieser Länder englischerseits beschlossen würde, die Entsendung sehr erheblicher englischer Streitkräfte zur Bewältigung etwaigen, keineswegs ausgeschlossenen Widerstandes, mindestens Bereithaltung für alle Fälle für einen jener beiden Staaten notwendig werden würde. Allein das Eingreifen einer englischen Landarmee auf dem Wege durch Frankreich in jenem Kampfe müßte die freie Verfügbarkeit des nordöstlichen französischen Bahnnetzes für den englischen Truppen- und Heeresbedarfstransport und mindestens zweier Bahnlinien als Verbindungslinien mit der Küste, voraussetzen, was, in Anbetracht des eigenen Bedarfs Frankreichs in jenen Richtungen, zu Anfang des Kriegs als mindestens sehr zweifelhaft, wenn nicht als ausgeschlossen gelten kann. Daher könnten sich etwaige Landungsabsichten Englands, wie schon aus seiner Erkundung der Verhältnisse des dänischen Esbjerg und dem Erscheinen seiner Manöverflotte im Sommer 1909 vor diesem Hafen und selbst dortigen Landungsvorgängen hervorging, entweder auf die dänische Nordseeküste oder aber auf die deutsche richten. Einer englischen Landung in Dänemark aber stehn ähnliche politische und militärische Verhältnisse wie bei Belgien und Holland entgegen, wenn auch Dänemarks Neutralität nicht wie die Belgiens von den Mächten garantiert ist, und wenn auch nicht hinsichtlich des Bahnnetzes, so daß eine englische Landung an den deutschen Nordseeküsten politisch und militärisch die unabhängigste von nahen ausländischen Nachbarn wäre. Allein die dortigen geographischen, maritimen und militärischen Verhältnisse schließen die Aussicht auf das Gelingen selbst einer überraschend erfolgenden Landung und Invasion eines englischen Landheers, namentlich zwischen der Elbmündung und der holländischen Grenze, dem Dollard, etwas weniger an der schleswig-holsteinischen Küste hinsichtlich der ersten Operationen im Landesinnern, aus. Die Gewässer unsrer Nordseeküsten sind bekanntlich fast überall meilenweit infolge ihrer Untiefen und Sandbänke, ihrer Nebel und Einwirkung der Gezeiten, sowie ihrer schmalen Fahrwasser der Flußmündungen der Elbe, Weser, Jade und Ems schwer navigierbar und bei fortgenommenen Seezeichen für ihrer nicht Kundige unpassierbar. Jene Flußmündungen aber sind überdies durch starke Befestigungen und vorbereitete Minensperren geschützt, und die nur für Kriegsschiffe geringern Tiefgangs passierbaren Zugänge zu den schleswig-holsteinischen Küsten gehn bekanntlich der Herstellung geeigneter Befestigungen entgegen. Schiffe größern Tiefgangs vermögen dort nicht an die Küste selbst heranzugelangen, um durch das Feuer ihrer denen der Feldartillerie des Verteidigers der Küste überlegenen Kaliber eine Landung größern Stils

Google

zu erzwingen. Das deutsche Nordseeküstenbahnnetz aber und die Truppendislokationen in jenen gesammten Küstengebieten, sowie die Bereitschaft starker Reserven zur Küstenverteidigung sind genügend entwickelt, um jedem feindlichen, größern Landungsversuch mit voller Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können. Die Torfmoore und Marschen Ostfrieslands und Oldenburgs sowie die Weichlandsstrecken und zahlreichen Wasserläufe des nördlichen Hannovers erschweren überdies die Operationen einer Landungsarmee im Landesinnern ungemein, so daß es sich bei den stattgefundenen englischen Rekognoszierungen kaum um die Vorbereitung der etwaigen Landungsoperation und der Invasion einer englischen Armee, wie viel mehr um die Vorbereitung des Angriffs auf die der Küste vorliegenden Befestigungen und zur Landung geeigneten Stellen, zur Gewinnung von Stützpunkten und Anlage von Kohlen- und Munitionsdepots, zunächst für die enge Blockade und nur für den eventuellen spätern Angriff auf einzelne Küstenbefestigungen selbst und wichtige offene Plätze, sowie um die Ermittlung der Navigierbarkeit der betreffenden Gewässer und ihrer Landungsbrücken überhaupt, gehandelt haben dürfte. Gegen eine wirksame enge Blockade und jenen Angriff aber ergänzt unsre heutige starke, vorgeschobene Nordsee-Verteidigungslinie den bereits vorhandenen Schutz. Sie erstreckt sich demnächst von Sylt über Helgoland und Wangeroog bis Borkum, und infolge der englischen Rekognoszierungen wird dem Reichstag ein Nachtragsetat zum Militäretat zur Abänderung ihrer Schutzanlagen, wo diese erforderlich ist, zugehn. Die weitreichenden schweren Geschütze Helgolands aber beherrschen, vortrefflich gegen die Wirkung feindlicher Schiffsgeschütze geschützt, einen namhaften Teil des englischen und dänischen Kurses. Die Insel bildet den Lugausposten und Stützpunkt schneller, im Kriegsfall von dort aufklärend gegen feindliche Geschwader vorgehender Kreuzer und mit ihrem Torpedoboothafen künftig einen vortrefflichen Stützpunkt für die Aktion einer Torpedobootflottille gegen jene Geschwader. Sie unterstützt so im Verein mit unserm Nordseedreadnoughtgeschwader und andern Schiffen der Nordseeflotte die Verteidigung der Elbe-, Weser- und Jademündung und das Débouchieren jener Flotte aus den schmalen Fahrwassern jener Mündungen, sowie das der Ostseeflotte aus dem Nordostseekanal und der Elbmündung, so daß unsre Flotte, da das Auftreten feindlicher Dreadnoughts in der Ostsee auf dem Wege der für sie sehr schwierig passierbaren Belte, als so gut wie ausgeschlossen gelten kann, mit ihren Hauptkräften gemeinsam auf unserm wahrscheinlichsten und wichtigsten Seekriegsschauplatz, dem der Nordsee, zu operieren vermag. Somit aber können wir bei der Gesamtlage der in Betracht kommenden Verhältnisse, ungeachtet der stattgefundenen erfolgreichen englischen Ermittlungen, nicht nur gegen das Landungsunternehmen und die Invasion einer englischen Armee, sondern auch gegen eine enge Blockade unsrer Hauptnordseehäfen als gesichert gelten.

Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein.

Google

Weiß und Schwarz

Vom Kenner wird jede Ausstellung zeichnender Künste freudig begrüßt werden, weil er hier die Möglichkeit hat, die Psyche des Künstlers unmittelbar zu fassen, weil ihm hier die einfachste Handschrift, die gleichsam nur die Verlängerung der Fingerschrift sein kann, wenn Bleistift und Kohle vorherrschen, alle Hüllen vom Schaffensakt fortzieht, der durch das Denken für ein technisch kompliziertes Material oder durch sorgfältige Ausführung bedingt sind. Ein Ausstellung zeichnender Künste führt immer direkt in die Werkstatt, in die Psyche des Künstlers, indem sie seine unmittelbarsten Aeußerungen zeigt.

Wenn sich trotzdem die Ausstellungsleitung der alten Sezession jährlich von neuem über das mangelnde Interesse im Publikum beschwert, so könnte man daraus einen neuen Beweispunkt für die scheinbar wieder abhanden gekommene These ziehn, daß Pubfikum und Kunst Berührungspunkte im Verständnis nicht haben. Freilich wird man gegen die Leitung zugeben müssen, daß die Ausstellungstechnik bei den zeichnenden Künsten eine höchst unvollkommene ist. Jeder, für den das Verhältnis zur Zeichnung ein intimes ist, wird über die Trennung durch unmögliche Glasscheiben oder unsehliche Höhendifferenzen (diesmal besonders bei Guys) zurückgeschreckt werden. Wieviel mehr, wenn der Künstler selbst z. B. bei den Illustrationen mit einer ganz andern Augenrichtung gerechnet hat, mit einem ganz andern Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen! Ist es so schwer tunlich, solche Blätter mappenartig auf Pulten auszulegen und gleichzeitig das gesamte Buch?

Um die Aesthetik einer Ausstellung zeichnender Künste zu erschöpfen, würde man ausführlich die Stellung der Zeichnung innerhalb der modernen Kunst erörtern müssen. Wenn ich die Radierung und jede andre Technik ausscheide, die ein Umsetzen der Objekte, ein Anpassen an das ihr eigene Verfahren bedingt — man sollte in den Ausstellungen immer die einzelnen Techniken trennen — so bleibt für die Zeichnung eine doppelte Aufgabe. Einmal den Eindruck der Natur (oder des Gedankens) an sich festzuhalten. Man lernt aus diesen Blättern das unmittelbare Augenverhältnis des Künstlers zur Natur kennen, sein spezielles Stoffinteresse, seine augenblickliche Problemstellung und die Stufe seines Könnens, die Fähigkeit, Gewolltes zu erreichen. Dann die verschiedenen Notizen vor der Natur, die Kompositionsskizzen durchzuführen, alle Stufen zur Vollendung eines größern Werkes zu bezeichnen. Und indem die Folge der Zeichnungen die Etappen der Entstehung zeigt, ein in seinem Resultat so einfaches, selbstverständliches Werk als das Produkt mühevoller Arbeit erscheinen und die göttliche Notwendigkeit großer Kunst gleichsam aus einem Chaos wieder gebären läßt, bringt sie zwischen Laien und Künstler jenes einzig berechtigte Verhältnis der Achtung vor einer großen geistigen Leistung, der Distanz zu einer überragenden Potenz zustande.

Eine Schwarz-Weiß-Ausstellung

sollte also — die Berechtigung von Radierungen etc. immer zugegeben — hauptsächlich eine Studienausstellung in diesem doppelten Sinne sein. Daß dies selbst bei Impressionisten möglich ist, hat Liebermann einst bewiesen, als er im Salon Cassirer die Studien zu seiner Judengasse zeigte. Es war der vorzüglichste und instruktivste Eindruck, den ich von Liebermannscher Kunst empfangen habe. In der Sezession vertritt Hodler diese Aufgabe. Aber die Hängekommission hat sich eines großen Teils der Wirkung beraubt. Rhythmus und Cäsur sollten in ihrer Wirkung doch jedem Künstler so in Fleisch und Blut übergegangen sein, daß solches Auseinanderhängen zusammengehöriger Dinge und eine solch lineare Aufreihung als völlig unzulänglich hatte empfunden werden müssen. Sonst ist dieser Saal der gediegenste, interessanteste der Ausstellung. Man kann an den Skizzen zum „Rückzug von Marignano" oder zur „Empfindung" Hodlers Schaffensart verfolgen, ein Erlebnis, das mich zu den Konstruktionen seiner vollendeten Bilder in ein reiferes Verhältnis gesetzt hat. Und indem die Möglichkeit geboten ist, Hodler mit Rethel auf der einen, mit Klimt auf der andern Seite zu vergleichen, lernt man nicht nur Hodlers große Zeichenkunst richtig einschätzen, sondern man kann auch den Anteil erkennen, mit dem dieser der Gegenwart scheinbar so fremde Künstler der Art unsrer Zeit seinen Tribut zahlt. Das Stück Dekadenz, das aus jedem Bilde Hodlers herauszulesen war, kann man mit Klimt vergleichend präzis definieren.

Notizen sind wohl am meisten durch Großmann vertreten, und da er einer der Jungen ist, dem der Vorstand eine Wand eingeräumt hat, so verlohnt es sich, näher auf ihn einzugehn. Die Stoffe, die diesen Künstler reizen, findet er an den Grenzen der großen Stadt. Es ist ein Vorstadtleben jenes Dasein, das zwischen Großstadt und Dorf pendelt und eine eigene Atmosphäre von Sinnlichkeit und Verderbtheit gezeitigt hat. Hinter einer Wiesenebene schießt ein himmelhoher Häuserwirrwarr auf. In einer Häuserecke ist ein Karussellrummel eingeklemmt. Kaffees in morbider Farbe mit zweifelhaften Geschöpfen. Eine Vorstadtbühne. Wenn man sich das Stoffliche, das bei vielen jungen Künstlern wiederkehrt, ganz klar macht, wird man bald sehn, daß die rein künstlerischen Reize dieser Notizen zunächst nicht sehr groß sind. Wenn man diese Notizen z. B. mit denen gleichen Inhalts von Pechstein in der neuen Sezession vergleicht, wird man nicht lange zweifeln können, wo die größere Kraft und das größere Können liegt; die Intensität in der Erfassung des Objekts und die Gefügigkeit der Hand ist bei Pechstein so weit überlegen, daß Großmann steif, flau, stammelnd erscheint.

* * *

Der nüchterne Gegenwartsverstand des Sezessionsvorstandes scheint romantisch geworden und, den Tag und die Stunden vergessend, in glorreicher Vergangenheit und ungewisser Zukunft zu schwelgen mit jener romantischen Feierlichkeit, die Ahnherren verehrt und die goldenen

Google

Brücken von der großen Kunst der Vergangenheit in die der Zukunft aus luftigen Glaubensversicherungen baut. Wo Taten fehlen, müssen Worte helfen: „Wir können mit gutem Gewissen behaupten, daß mehr denn je künstlerische Aeußerungen individueller junger Talente zu finden sind, die eine ersprießliche Reife über Jahr und Tag erhoffen lassen." (Aus dem Katalog).

Die Ahnengalerie ist beinah vollständig und hat den Vorzug, daß sie nicht verstaubt wirkt. All diese Bilder sprechen unmittelbar. Und schüttelt man den Kopf: Das also ist der revolutionäre Impressionismus, über den die ältere Generation sich schlug? Wir genießen ihn schon historisch, mit der langen Frage auf den Lippen: Und wir?

So sind wir geworden: Goya war Zeuge mit seinen leicht in Flecken hingeworfenen Zeichnungen. Delacroix war Vater mit seinem scharfen Auge für farbige Wirklichkeit (nur seine göttliche Phantasie ist verloren gegangen. Es wird gut sein, das Lob nachzulesen, das Goethe ihr mit Bezug auf die hier ausgestellten Faust-Lithographien spendet. Eckermann notiert: „... Denn die vollkommene Einbildungskraft eines solchen Künstlers zwingt uns, die Situation so gut zu denken, wie er sie selber gedacht hat. Und wenn ich nun gestehn muß, daß Herr Delacroix meine eigene Vorstellung bei Szenen übertroffen hat, die ich selber gemacht habe, um wieviel mehr werden nicht die Leser alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!") Dauier mit seinen zwei Welten bergenden Karrikaturen war Pathe (doch ist die Größe seiner Anschauung, die Monumentalität seines Pathos nur selten erhalten) und als Widerspiel Corots inniges Gefühl für die Landschaft, das an Unmittelbarkeit und Frische Jüngere weit übertrifft. Dann kommen die Manet, Degas, Renoir, die Klassiker von heute; schließlich die jüngsten Franzosen: Pierre Bonnard mit Lithographien aus dem Pariser Leben und Maurice Denis mit Lithographien, die in ihren äußerst feinen Stimmungen für sentiment an der aufgehängten Stelle völlig deplaciert sind.

Die Brücke, die von hier zu den verheißungsvollen Jungen führte, ist doch zu wacklig, und um den jungen Künstlern nicht Unrecht zu tun, wird man sie besser an einem zweiten Tage betreten. Aber auch dann kann ich in keinem von ihnen, die ganze Wände bedecken dürfen, eine so starke künstlerische Kraft sehn, daß irgend welche romantischen Zukunftsgefühle am Platze wären. Nirgends fühlt man jenen Energiestrom künstlerischer Potenz, die selbst bei unzulänglichen Aeußerungen in den Werken Hoffnungen erweckt. Hier hat man nur die bange Frage, wann diese Modeberühmtheiten soweit verpäppelt sein werden, daß Nachfolger sie geräuschlos ablösen müssen.

Hans Meid, der über Nacht berühmt gewordene und mit einem Preise ausgezeichnete, ließ im Sommer aus seinen Bildern auf eine rege Phantasie, aber geringere Gestaltungskraft schließen. Auf seinen graphischen Blättern dagegen weist er seine Phantasie als ein Stückchen Slevogt aus, seine Linie als

Google

einen Ableger andrer Künstler. Ob auf diesem Wege wirklich eine ersprießliche Tätigkeit herauskommen kann, wird die Zeit erweisen müssen. Was sonst von der Jugend gezeigt wird, ist gar zu oft mit Liebermann zu bezeichnen, eine Tatsache, die vielleicht ebenso für das starke Talent des Führers wie für die Kraftlosigkeit der Jugend zeugt.

Zwischen Vergangenheit und Zukunft liegt manches Wertvolle der Gegenwart eingebettet. Vor allem Corinths Zeichnungen und Studien. Sie sind von solcher Unmittelbarkeit und Frische, daß man dem Künstler gern folgt und von Blatt zu Blatt schreitend ihm näher kommt, während wir ihm vor seinen Bildern gar zu oft fremd bleiben. Dazwischen findet man phantasiestarke Kompositionsstudien und kräftige Zeichnungen nach der Natur von Beckmann, Röslers sehr naturnahe Landschaften und Pascins Illustrationen. Von Barlach einen Saal mit Plastiken und Zeichnungen.

M. R. Schönlank.

Wustmann

Gustav Freytags Romanen war ein so glänzender materieller Erfolg beschieden, daß sich der Dichter ein sehr feines Schloß als Wohnsitz zulegen konnte. Er fühlte sich dort außerordentlich wohl und meinte, die ganze Welt seinem Genie untertänig gemacht zu haben. Eines Tags lernte er die bitterste Enttäuschung dieses Glaubens kennen. Er hatte einen kleinen Spaziergang gemacht, hatte sich dabei verirrt und geriet schließlich in ein Dorf, eine Wegstunde von seinem Herrensitz entfernt. Er trat in die Gemeindewirtsstube und aß und trank, was ihm schmeckte. Der Dorfschulze, der Bürgermeister und der Lehrer waren anwesend. Als Freytag zahlen sollte, machte er die unangenehme Entdeckung, daß er kein Geld zu sich gesteckt hatte, trat aber, im Bewußtsein seines Namens, ohne Angst, für einen Zechpreller gehalten zu werden, an den Wirt heran, und stellte sich als Gustav Freytag vor, den Dichter der verlornen Handschrift, die damals in der Tat mindestens die halbe Welt gelesen hatte. Auf den Wirt machte der Name ebenso wenig Eindruck, wie auf den Bürgermeister, den Dorfschulzen und den Lehrer. Aber der Wirt fühlte immerhin ein menschliches Rühren. Er sah ein, daß er einen feinen Herrn vor sich hatte, und ließ ihn ungeschoren ziehn. Freytag durfte darüber froh sein, so billigen Kaufs davon zu kommen — der Wirt hätte den Unbekannten ja auch dem Dorfschulzen oder Bürgermeister zur weitern Amtshandlung überweisen können — aber der Dichter hat erwiesenermaßen über die Szene bittere Tränen vergossen, und als er sich beruhigt hatte, merkte er, wie groß die kleine Welt und wie klein der größte Dichterruhm ist.

So ähnlich ist es Gustav Wustmann ergangen, der in diesen Tagen siebenundsechzigjährig in Leipzig gestorben ist. Er hat in den neunziger Jahren eine Kritik der deutschen Sprache von heute geschrieben, die ein für ein Sprachbuch beispielloses Aufsehn erregt hat, und nun, etwa fünfzehn Jahre nach dem Lärm, den das Werk

Google

„Allerhand Sprachdummheiten" gemacht hat, wurden dem toten Verfasser von den Zeitungen etwa zehn Zeilen übers Grab nachgerufen. „Allerhand Sprachdummheiten" waren eine Grammatik des Häßlichen, des Zweifelhaften und des Falschen und die Titelworte sind vielleicht ein Jahrzehnt lang geflügelt gewesen.

Wustmann hatte in der Sprachkritik nur wenige tüchtige Vorgänger. Unter Schopenhauers nachgelassenen Schriften fanden sich etwa fünfzig Seiten höhnender Scheltworte über die verrotteten deutschen Sprachzustände der fünfziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, und Ludwig Börne hat von Schopenhauer ein paar witzige Essais über das nachklassische Deutsch geschrieben, die er selbstzufrieden mit dem Satz schloß: Man kann annehmen, daß heute jeder Schriftsteller grammatisch richtig zu schreiben weiß. Wustmann ging über Börne und Schopenhauer weit hinaus. Er war in allen Einzelheiten schärfer und kam zu einem Gesamturteil, das dem Börnes entgegengesetzt war: Man könnte annehmen, daß **kein** deutscher Schriftsteller richtig deutsch schreiben kann. Wustmann stellte in der Einleitung zu allerhand Sprachdummheiten fest: Ein sprachkundiger und sprachfühlender Mann kann heute getrost eine Wette eingehn: man nehme aus dem Schaufenster einer Buchhandlung blindlings ein neu erschienenes in deutscher Sprache geschriebenes Buch, gleichviel welchen Inhalts, gleichviel von wem verfaßt, von einem Universitätslehrer, einem Schulmann, einem Beamten, einem Musiker, einem Techniker, einem Fabrikanten, einem unsrer „führenden" Schriftsteller, einem Blaustrumpf, man schlage es auf, wo man will, und setze den Finger hinein: in einem Umkreise von fünf Zentimetern Durchmesser um die Fingerspitze soll ein grober grammatischer Fehler zu finden sein, die Geschmacklosigkeiten ganz ungerechnet, — soweit sind wir jetzt. Wustmann hat ein paar vortreffliche Nachfolger gefunden: Schröder, der eine Sammlung seiner Feuilletons herausgab, und vor allem Wustmanns Verleger, Grunow, der die Lehren seines Autors in einem erfolgreichen, alphabetisch geordneten Lexikon unterbrachte. Ich selbst habe etwa vor sechs Jahren die alten und die jungen Schriftsteller in einem nicht gerade glänzenden Bande „Deutsche Sprachsünder" bei Siegfried Cronbach (Berlin) auf ihre grammatischen Kenntnisse abgeklopft, und wenn ich mit meinem schwachen Opus in den allermeisten Stücken auch nicht mehr einverstanden bin, so halte ich doch die Schlußfolgerung aufrecht, daß auch heute, nach Wustmanns Tode, die deutschen Schriftsteller wohl hier und da schreiben, aber nicht **deutsch** schreiben können.

Auf die Schriftsteller hat Wustmann so wenig gewirkt, wie auf die Kaufleute oder die Juristen. Im deutschen Kaufmannsleben hat sich ein Jargon gebildet, der ein unglaubliches Gemisch aus Französisch, Italienisch und — Chinesisch ist. An den neuen deutschen Gesetzbüchern mögen Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins mitgearbeitet haben — das

Unglück ist nur, daß es die meisten Genossen dieser Sprachgemeinschaft über eine höchst lederne Sprachweisheit hinaus nicht bringen — aber in ihren Urteilen und ihren Schriftsätzen haben sich unsre Richter und Rechtsanwälte vom sprachreinigenden Streben Wustmanns und seiner Jünger mindestens ebenso rein zu erhalten verstanden, wie die Schriftsteller selbst.

Dennoch hat Wustmann nicht umsonst gelebt, hat nicht wirkungslos sein caveant consules hergesagt. Sein Wirken hat die unerträglichen deutschen Sprachzustände gebessert, und er ist sicher nicht im trostlosen Glauben Voltaires gestorben, der an seinem Lebensabend pessimistisch äußerte: „Nous laisserons ce monde-ci aussi méchant que nous l'avons trouvé en y arrivant.“ Wenn Wustmann auch den Schaffenden, die ihn bequem als Schulmeister abtun, nicht geholfen hat, den Genießenden hat er genützt, und die Leser mögen sich bei den sprachlichen Genüssen, die ihnen in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen geboten werden, nicht selten verständnisvoll die Nase zuhalten ob der entsetzlichen Düfte, die sich aus dem neuen Schrifttum erheben, als fegte man den Mist aus sechsunddreißig Gruben! Und auch die Schulmänner, Beamten, Baumeister, Techniker, vielleicht sogar die Universitätslehrer schreiben und sprechen heute besser — nach Wustmanns Ideal ist schreiben und sprechen dasselbe, und ein guter Schriftsteller schreibt so, wie er spricht, wenn er gut spricht.

Auf die zünftigen Sprachgelehrten hat Wustmann niemals Eindruck gemacht. Für ihren Geschmack hat er übertrieben, und zu übertreiben ist nicht die Art der Wissenschaft. Die wahre Wissenschaft kritisiert nämlich nicht — Gott seis geklagt — sie urteilt nicht, sie stellt fest. Sie ist objektiv, und Objektivität war nicht Wustmanns Art. Er tobte gegen die verrotteten Sprachzustände, weil er sie haßte, weil er in die deutsche Sprache verliebt war, und er war so ungerecht, wie nur Haß und Liebe einen machen können. Er hat — Gott seis gedankt — stark übertrieben, und in seiner Unbedingtheit, in seinem Subjektivismus, in seinen Extremen liegt das Geheimnis seines Erfolgs, der groß und nachhaltig war.

Ernst Friedegg

Julius Bittners „Musikant“

Julius Bittners Oper „Der Musikant“ ging im Dresdner Opernhaus mit großem Erfolg in Szene. Der angekündigte Messias ist auch Bittner nicht, aber seine „zwei Akte“ — warum nicht Volksoper? — erwiesen sich doch in Dichtung und Musik von so trefflicher Einheitlichkeit, daß man ihnen von Herzen gut sein kann. Bittner verfügt über ein beträchtliches Maß guter Empfindung, seine Oper läßt in ihrer dramatischen Gestaltung einen ungewöhnlich lebenskräftigen Pulsschlag fühlen. Nicht Welten will das Werk einreißen, nicht abgrundtiefe Probleme lösen; mit anmutigen, kecken und immer volkstümlichen Weisen und in einer erquickend klaren poetischen Sprache, jedem ohne weiteres verständlich, will es in Tönen ein Kulturbild geben aus jener Zeit, wo die deutsche

Google

Sprache ihre melodischen Reize endlich auch im vertonten Liede zeigen und bewähren durfte, wo das Vorherrschen des Italienischen als der fast einzigen Gesangssprache aufhörte, wo auch nur noch ein letzter verschwindender Rest von Musikern in beinah leibeigenem Dienste eines hohen Herrn und unter der eigenwilligen Obhut eines „Spielgrafen" in Ergebenheit künstlerischen Frondienst leistete. Der Dichter legt die Handlung in ein Salzburg von 1780, und jeder halbwegs Wissende sieht nun die Gestalt des Helden Wolfgang Schönbichler als mozartisch an, nicht zum Nachteil des Helden, der uns so menschlich näher rückt. Der gute Wolfgang, der noch eben in wenigen Stunden für seinen Lohnherrn eine bestellte Nachtmusik gemacht hat, die notabene auf der Bühne ergötzlich geprobt wird, sieht sich in seiner Liebe zur Sängerin Violetta arg betrogen. Dieses „Mensche", wie ein Gscheidelheimer Bauer bemerkt, singt nicht nur kalte italienische Bravourarien lieber als Wolfgangs deutsches Liedchen im Joh. Fr. Reichardt-Stil, nein, sie läßt sich auch vom Spielgrafen mit Erfolg vom glänzenden Nachtleben des küssereichen Paris vorschwärmen und entweicht der Musikantenbande mit ihrem Kavalier in einer schönen Sommernacht. Gottlob gibt es in der Truppe ein stilles Geigerlein, die gute Friederike; sie singt die deutschen Liedlein des Herrn Schönbichler gern, und sie wird diesem Autor nicht nur ihre Unterstützung leihn als Sängerin, sondern wird, wie sich aus einer langen, ein bissel sentimentalen Unterhaltung mit ihm bei Vollmondschein erhoffen läßt, seine Liebeslieder auch weiterleben. Der gute Meistersinger-Nachtwächter schließt endlich das ganze mit einem seiner wirklich gut poetischen Sprüchlein: „O Kinder Gottes, es schlägt drei! Die finstre Nacht ist bald vorbei. Ein braves Herrgottsengelein putzt schon die Sonnenlampe rein." — Triviale Wendungen weist die Musik freilich ein paar auf, sie ist aber im Grunde herzerfrischend gesund und in den komischen Partien, die reich vertreten sind, von höchst erheiternder Wirkung. Wie Bittner z. B. die stumpfsinnige Unterhaltung des Bauernstammtisches vom warmen Roßmist musikalisch begleitet, mit Tubakantilene, Fagottgesang und Hörnerfreude, das ist ganz köstlich. Es geht ein gut Teil anzengruberisch zu, kernig und vollebig. Famos getroffen ist im einzelnen der künstlerische Stil jener Zeit, wie das Spinettliedchen, die italienische Arie in Hassescher Manier. Nicht gepackt werden wir, nicht erschüttert; aber auch ein ernstes Gemüt kann sich bei Bittner erleichtern, erfrischen, ermutigen. Man wird mit Bittner, der übrigens als k. k. Richter in Wien fungiert, zu rechnen haben. Die Aufführung unter Kutzschbach war urwüchsig frisch.

Dr. Georg Kaiser.

Zwischen Heuberg und Donau

Humoresken und Skizzen aus der Wienerstadt von Alfred von Wurmb. Silvaverlag Berlin.

Der gemütvolle Wiener Lyriker, dessen frühere Publikationen, die Gedichtesammlungen „In Hallstatt" und „Im Wachen und Träumen"

Google

bei Kritik und Publikum einen für Versbücher nicht gewöhnlichen Erfolg errungen haben, hat mit seinem neuen Buche „Zwischen Heuberg und Donau" den Beweis erbracht, daß er auch auf dem Gebiete der erzählenden Dichtkunst seinen Mann stellt.

Liebenswürdiger, stellenweise übermütig sprudelnder und doch stets unaufdringlicher Humor sowie feine, duftige Stimmungsmalerei sind die Hauptmerkmale dieses charmanten Werkchens, das von den Trivialitäten herkömmlicher „Wiener Schilderung" durchaus freigeblieben ist.

Der Ausstattung des Buchs wurde vom Verlage ein besonderes Augenmerk zugewendet, weshalb es sich — namentlich in der eleganten gebundenen Ausgabe — für Geschenkzwecke vorzüglich eignet. ***

Herwegh

In der so schnell bekannt gewordenen „Goldenen Klassiker-Bibliothek" des deutschen Verlagshauses Bong & Co. ist jetzt auch eine vollständige Ausgabe der Werke Georg Herweghs, von Hermann Tardel besorgt, erschienen.

Herwegh darf heute beanspruchen, rein um seiner dichterischen und geschichtlichen Bedeutung willen gelesen und gewürdigt zu werden, unabhängig von seinen politischen Tendenzen, die ihm einst seinen frühen Ruhm und die ungeheure Wirkung verschafften. Der Herausgeber hat denn auch alles getan, um dem Leser eine objektive Beurteilung des Dichters zu ermöglichen. Außer den „Gedichten eines Lebendigen", auf denen im wesentlichen bis heute Herweghs Ruhm beruht, sind die Sammlungen „Gedichte und kritische Aufsätze" und die nach seinem Tode erschienenen „Neuen Gedichte" hier zum ersten Mal wieder abgedruckt. Eine ausführliche Darstellung des interessantesten Lebenslaufs, Einleitungen zu den einzelnen Sammlungen und erklärende Anmerkungen unterstützen Genuß und Verständnis der Werke aufs glücklichste.

Die Ausgabe ist nach den Grundsätzen der „Goldenen Klassiker-Bibliothek" aufs beste ausgestattet. Der gediegene Einband, das holzfreie Papier und der große, klare Druck lassen nichts zu wünschen übrig. Streng durchgeführte Vers- und Zeilenzählung, reichliche Register erhöhn die Benutzbarkeit nicht unbeträchtlich. Als vortrefflich ausgeführte Bilderbeilage zieren den Band ein Porträt und eine Handschriftprobe Herweghs.

Erwägt man, daß die Ausgabe trotz all dieser Vorzüge für den geringen Preis von Mk. 2— zu haben ist, so wird man mit seiner Anerkennung für diese neueste Leistung des Verlagshauses Bong & Co. nicht zurückhalten und die Ausgabe den weitesten Kreisen zur Anschaffung empfehlen. ***

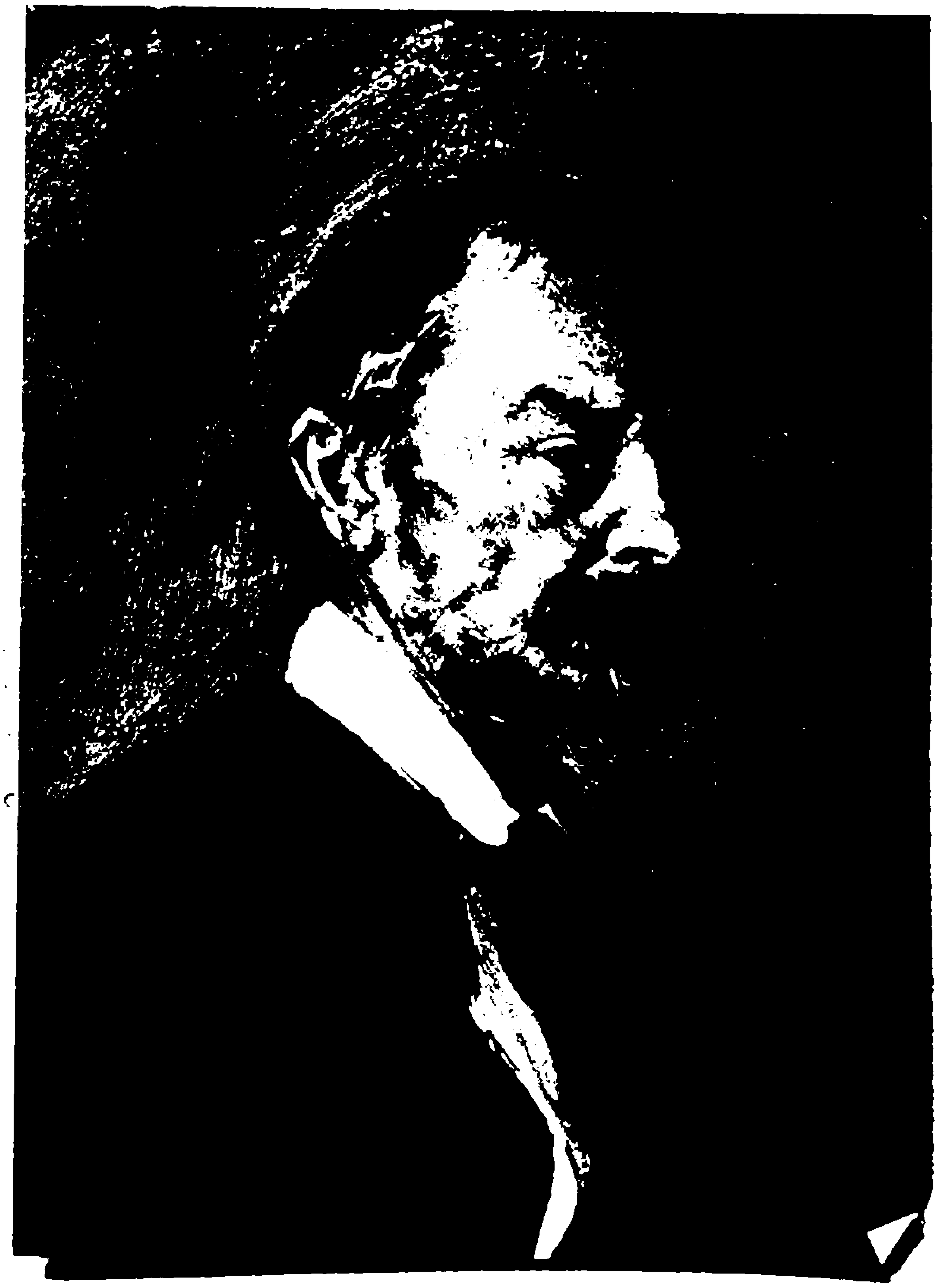
Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. G. G. Friedegg in Schöneberg — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Google

NORD UND SÜD

Google



NoRD UND SÜD

Franz v. Defregger:
Studienkopf

Google

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 136. Heft 424. Zweites Februarheft 1911

Google

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Go gle

Oberbürgermeister Geh. Hofrat Dr. v. Borscht: Die Zukunft Münchens

Bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts war München eine verhältnismäßig kleine Stadt. Während Augsburg und Nürnberg im Mittelalter als freie Reichsstädte in der Politik wie im Wirtschaftsleben des alten Deutschen Reichs eine höchst einflußreiche Stellung einnahmen und dank der ihrer Bürgerschaft eigenen Tatkraft und Wohlhabenheit die kommerziellen und gewerblichen Verhältnisse im Süden Deutschlands beherrschten, beruhte die Bedeutung Münchens fast ausschließlich auf seiner Eigenschaft als Residenz des Fürstengeschlechts Wittelsbach, das sein Augenmerk vornehmlich auf Kunst und Wissenschaft gerichtet hielt und damit zugleich auch auf die Wohlfahrt der Bürgerschaft im allgemeinen in patriarchalischem Sinne einen höchst segensreichen Einfluß übte.

Mit der Erhebung Bayerns zum Königreich nahm die politische Bedeutung Münchens selbstverständlich erheblich zu. Die Bevölkerung blieb aber nach wie vor in wirtschaftlicher Beziehung von dem königlichen Hause abhängig, das als Hauptziel die Verschönerung der Landeshauptstadt, ihre Erhebung zur ersten Pflegestätte der Kunst und Wissenschaft in deutschen Landen im Auge behielt. Das bekannte Wort König Ludwigs I: „Ich will aus München eine Stadt machen, so schön, daß keiner Deutschland kennt, der München nicht gesehen hat" ist charakteristisch für die Auffassung, daß die Fürsorge für das Ansehn und das Wohlergehen Münchens vor allem eine Angelegenheit der Dynastie sei.

Aus der konsequenten Durchführung dieses auch von den Nachfolgern König Ludwigs I. hochgehaltenen Königsworts ergab sich von selbst, daß sich München nicht zur Industriestadt entwickelte. Abgesehn davon, daß es nicht in der Intention der von den höchsten künstlerischen Idealen erfüllten Fürsten lag, München, das ein Ideal an architektonischer Schönheit werden sollte, mit einem Kranze von rußigen Fabrikgebäuden und qualmenden Schornsteinen zu umsäumen, fehlte auch im

Google

allgemeinen der Bevölkerung die Veranlagung dazu, den für die industrielle Entwicklung unvermeidlichen Konkurrenzkampf mit jener zähen Energie durchzuführen, die allein einen nachhaltigen Erfolg sichert. Dieselbe Macht der Tradition, die unter dem Szepter des Hauses Wittelsbach in den alten Reichsstädten Nürnberg und Augsburg auf industriellem Gebiete die alte, auf Selbsthilfe beruhende, Reichtum und Einfluß verbürgende Tatkraft wieder aufleben ließ, hielt bei dem Münchner die von seinen Vätern ererbte Meinung aufrecht, daß bei den günstigen Verhältnissen, die ihm die Eigenschaft seiner Heimat als königliche Residenzstadt bot, behagliches Genießen bei bescheidenem Wohlstande ohne harte Anstrengung dem Streben nach Reichtum unter gleichzeitiger Ueberspannung der Kräfte vorzuziehn sei.

So kam es, daß Nürnberg und Augsburg die Brennpunkte des industriellen Lebens in Bayern wurden, in München aber der Boden für eine allgemeine gewerbliche Entwicklung im Großen fehlte. Nur auf einem Gebiete vermochte sich eine den Weltmarkt beherrschende Industrie zu entwickeln, in der Erzeugung von Bier, jenes Produkts, das zur Naturveranlagung des Münchners in enger Wechselbeziehung steht, weil sein Genuß, auf alter Gepflogenheit beruhend, in seinem Charakter mehr das Nachgiebige, Gemütvolle zur Ausbildung bringt und ihm die allgemeine Sympathie in München allein einen gewaltigen Absatz sichert. Im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts begegnen wir schon den Bestrebungen intelligenter Gewerbetreibenden, die das Aufgehn der zahlreichen unwirtschaftlich arbeitenden kleinen Brauereibetriebe in eine beschränkte Anzahl von sehr leistungsfähigen und solid geführten Großbetrieben anbahnten. Die Begründer der modernen Biererzeugung Pschorr und Sedlmayr können in der Geschichte der bayrischen Industrie wie in der Wirtschaftsgeschichte Münchens nur mit hohen Ehren genannt werden.

Begünstigt durch die zielbewußten Maßnahmen König Ludwigs I. mußten selbstverständlich auch jene Gewerbezweige eine mächtige Förderung erfahren, die an der Lösung künstlerischer Aufgaben mitzuwirken hatten. Sie wurden, dank der weitblickenden Initiative des Königs zum Teil nach jahrhundertelangem Darniederliegen erst wieder zu neuem Leben erweckt. Ich denke dabei vor allem an die Glasmalerei, die, vor fast tausend Jahren im oberbayrischen Kloster Tegernsee erfunden, in München ihre Wiederauferstehung feierte, schon in ihren ersten großen Schöpfungen, den vom König Ludwig I. für den Dom von Cöln ge-

Google

stifteten Glasgemälden, den internationalen Ruhm dieses Münchner Kunstindustriezweiges schuf und sich ihn in einer Anzahl hochangesehener Betriebe zu erhalten wußte.

Ferner kommt hier in Betracht die königliche Erzgießerei, ursprünglich von König Ludwig I. als Staatsanstalt ins Leben gerufen, alsbald aber in ein Privatinstitut umgewandelt, das sich unter der Leitung des um München hochverdienten Erzbildners Ferdinand von Miller senior in der Bavaria vor der Ruhmeshalle zu München, in der Germania auf dem Nationaldenkmal bei Rüdesheim und in zahllosen, über alle Weltteile zerstreuten Meisterwerken des Erzgusses München den ersten Rang auf diesem Gebiete industrieller Betätigung sicherte.

Auch in der Bearbeitung der Metalle, im Handwerk der Goldschmiede, der Schlosserei, im Tischlergewerbe, in der Vervielfältigungstechnik zeigten sich bald Ansätze, die den Uebergang vom Kleinbetrieb zum industriellen Unternehmen größern Umfanges vorbereiteten und in dieser Entwicklung gerade durch ihre Verbindung mit der Kunst nachhaltig gefördert wurden. Welch eine gewaltige Summe künstlerischer Kräfte in dem Münchner Kunsthandwerk vorhanden war, wurde zum erstenmale auf der deutschen Kunstgewerbeausstellung zu München im Jahre 1876 offenbar, in jenem von begeisterten Künstlern und hochintelligenten Kunstgewerbetreibenden durchgeführten Unternehmen, wodurch das deutsche Kunstgewerbe zu neuem Leben erweckt und Münchens Stellung als eine der vornehmsten Pflegestätten der angewandten Kunst begründet ward. Soviele Wandlungen sich auch im Geschmack inzwischen vollzogen haben, ihren im Jahre 1876 siegreich erkämpften Rang hat sich die Münchner Kunstindustrie zu erhalten vermocht.

Ohne mit der alten Tradition und ihren hochangesehenen Trägern zu brechen, hat sie sich das Gute aus der modernen Bewegung zu Nutzen gemacht und in der Vereinigung des Zweckmäßigen und Materialechten mit dem Wohlgefälligen ihren Erzeugnissen jene Eigenart gegeben, die sie marktfähig erhalten und für ihre dauernde Beliebtheit Gewähr leisten. Das Hauptziel wurde darin erkannt, alles, was dem menschlichen Gebrauch dient, gediegen und geschmackvoll herzustellen, mit der Freude am Schönen und Echten alle Verhältnisse des menschlichen Lebens zu durchdringen und den überzeugenden Beweis zu führen, daß die Kunst als Gemeingut aller eine dauernde Heimstätte nicht nur im Palast des Reichen, sondern auch im Hause des Minderbemittelten finden kann.

So hat der Sieg des Gedankens, daß künstlerischer Wert nicht nur

Google

dem Einzelerzeugnis, der Handarbeit, sondern auch der Massenproduktion, dem Maschinenbetriebe innewohnen kann und muß, in München dazu geführt, daß gute Qualität und geschmackvolle Form nicht die Ausnahme, sondern die Regel wurden, daß sich aus dem Münchner Kunsthandwerk eine Kunstindustrie entwickeln konnte. In dieser selbstverständlich nicht auf München allein beschränkten Bewegung haben die beteiligten Gewerbetreibenden auch wirtschaftlich viel gelernt und gewonnen. Im Ringen um die Erhaltung seiner dominierenden Stellung ist dem Münchner Kunsthandwerker jene Umsicht und Tatkraft eigen geworden, die anderwärts, namentlich — um bei den bayrischen Städten zu bleiben — in Nürnberg und Augsburg stets zuhause waren.

Eine wesentliche Stärkung erfuhr die Position der Münchner Kunstindustrie durch die vor zehn Jahren durch den Münchner Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner angebahnte und in der Zwischenzeit nahezu vollständig durchgeführte Reorganisation des gewerblichen Unterrichts, dessen Hauptaufgabe darin besteht, Lehrlinge, Gehilfen und Meister wirtschaftlich, technisch und künstlerisch vollkommen auszubilden.

Bayern war der erste deutsche Staat, der sich die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse durch Erbauung von Eisenbahnen angelegen sein ließ. Wenige Jahre nach der Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth wurde in München von Joseph Anton von Maffei die erste deutsche Lokomotivfabrik errichtet. Im Jahre 1866 folgte die Gründung der Kraußschen Lokomotivfabrik, und um dieselbe Zeit wandte sich die Firma J. Rathgeber dem Bau von Eisenbahnwaggons zu. Auch diese drei Unternehmungen sind hochangesehene Großbetriebe geworden, deren Fabrikate auf dem ganzen Kontinent verkehren. Insbesondere hat sich die Firma J. A. Maffei im Bau von höchst leistungsfähigen Schnellzugslokomotiven neben den Firmen Henschel in Cassel und Borsig in Berlin einen Weltruf verschafft.

Die Zunahme der Bevölkerung Münchens, die sich in hundert Jahren verfünfzehnfacht und in sechzig Jahren um das Siebenfache vermehrt hat, bot naturgemäß von selbst weitern Industrien ein Absatzgebiet, das sich zuerst auf den Stadtbezirk beschränkte, nach und nach aber weit darüber hinausgriff. Diese Unternehmungen auch nur gattungsweise zu nennen, würde zu weit führen. Hier mag die Tatsache genügen, daß München im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl mehr gewerbliche Arbeiter besitzt als Nürnberg und Augsburg. Wenn die bayrische Landeshauptstadt gleichwohl nicht wie diese Städte als Industriezentrum angesehn wird,

Google

so hat das seinen Grund vor allem darin, daß die Zahl ihrer Großbetriebe geringer ist und sich die gewerblichen Arbeitskräfte auf zahlreiche mittlere und kleine Betriebe verteilen.

Ob München jemals als Industriestadt einen Rang einnehmen wird wie Dresden, Leipzig, Cöln, wird von Kennern der Verhältnisse bezweifelt. Ist es an und für sich in unserm heutigen Wirtschaftsleben schwer, sich auf einem Gebiete in die erste Reihe zu stellen, das früher nicht gepflegt worden ist, der ältern Konkurrenz aber wohlbegründetes Ansehn und eine sichere Kundschaft bietet, so kommt für München noch dazu, daß es als die südlichste deutsche Großstadt kein Hinterland für den Absatz im großen Stil besitzt, und daß wegen der hohen Transportkosten sowohl für den Bezug des Rohmaterials als des fertigen Produkts die Spesen in München viel zu hoch sind.

Eine Aenderung in diesen Verhältnissen könnte vielleicht die Ausnützung der weißen Kohle und der Wasserkräfte mit sich bringen, die in den bayerischen Alpen, also in unmittelbarer Nähe Münchens, in einer Fülle vorhanden sind, die in Deutschland ihresgleichen nicht haben. Wäre die Stadt München in der Lage, elektrische Energie aus diesen Wasserkräften der Industrie zu billigstem Preise auf billigem Gelände zur Verfügung zu stellen, so könnten damit wahrscheinlich die mannigfachen wirtschaftlichen Hindernisse, die der Entwicklung Münchens zur Industriestadt entgegenstehn, beseitigt werden. Daß eine solche Beseitigung möglich ist, beweist das Unternehmen der Isarwerke, die unter Ausnützung von etwa 10 000 Pferdekräften in der Isar oberhalb Münchens bedeutende Kraftanlagen geschaffen und damit eine stattliche Zahl von Industrien, darunter solche von mehr als 1000 Arbeitern nach München gezogen haben.

Sind also die Bedingungen, unter denen sich andre deutsche Städte mit Hilfe der Industrie zu mächtiger Blüte entfalteten, für München nicht in gleichem Maße gegeben, so weist diese Stadt dafür andre Vorzüge auf, denen sie ihre Größe verdankt, die ihr auch ihr Ansehen und ihre Wohlfahrt für die Zukunft sichern. Eben jenes Moment, welches ich eingangs meiner Ausführungen als ein Hindernis für die Entwicklung Münchens zu einer eigentlichen Industriestadt bezeichnete, das Streben des Fürstenhauses, insbesondere König Ludwigs I., die Residenz vor allem zur hervorragendsten Heimstätte der schönen Künste zu erheben und dieser ihrer Bestimmung gemäß mit großartigen Monumentalbauten, wie mit herrlichen Kunstschätzen ist ein mindestens gleich-

Google

wertiger Faktor für die Förderung der materiellen und kulturellen Wohlfahrt der Stadt geworden, ein Pivilegium, das von München untrennbar ist.

Wie das Festhalten an der Ueberlieferung der Vergangenheit Nürnberg und Augsburg zu höherer Blüte verholfen, so bildet die Kunstpflege in München, weil mit der Kulturgeschichte der Stadt auf das innigste verwachsen, eine Quelle wirtschaftlichen Gedeihens, die nicht zum Versiegen gebracht werden kann. Gerade der Umstand, daß München keine Industriestadt ist, ist seinem Ansehen und seiner Stellung als Mittelpunkt der Kunstpflege zugute gekommen. Unter dem Hasten nach materiellem Gewinn, der Leidenschaftlichkeit des geschäftlichen Konkurrenzkampfes und dem Lärm der Großindustriebetriebe hätte sich in München nie ein künstlerisches Leben von dem eigenartigen Reiz und der fast alle Verhältnisse beherrschenden Kraft entfalten können, deren Bannkreis sich hier niemand zu entziehen vermag. Wohl aber hat es durch den leichtlebigen Sinn, die Gutmütigkeit der Bevölkerung und die Freude am behaglichen Genießen eine wesentliche Förderung erfahren.

In dieser Mischung von künstlerischem Verständnis und Gemütlichkeit ist der Grund dafür zu suchen, daß sich der Fremde auf seinen Reisen gern in München aufhält, daß unzählige Familien von auswärts in München ihre zweite Heimat gefunden haben, daß es den auswärts wohnenden Münchner mit allen Fasern seines Herzens in seine Vaterstadt zurückzieht. Daß München den Ruhmeskranz, den ihm die schönen Künste gewunden, je an eine andre deutsche Stadt abgeben werde, befürchte ich nicht. Dagegen halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß, begünstigt durch die größere Wohlhabenheit, wie sie der industriereiche Norden unseres weitern Vaterlandes aufzuweisen hat, sich auch in Berlin wie in Dresden und Düsseldorf, ein Kunstmarkt entwickeln kann, der dem Münchner ebenbürtig ist. Ueberzeugt, daß aus einer solchen Entwicklung München niemals ein Schade erwächst, werden wir Münchner eine solche Konkurrenz keineswegs mit scheelen Augen betrachten, vielmehr als einen Ansporn für die hier ansäßigen Künstler ansehen, München seinen alten Ruhmestitel auch fernerhin zu bewahren.

Die in Vorstehendem aufgestellte Behauptung, daß Münchens Zukunft in seiner Verkehrsbedeutung als Fremdenstadt, in seiner dauernden Anziehungskraft auf die Ansiedelung von auswärtsher liegt, findet ihre Bestätigung in der Gründung eines Unternehmens, an dem die Industrie im hervorragendsten Maße beteiligt ist, in dem zu München

Google

im Laufe der letzten Jahre entstandenen Deutschen Museum. Gedacht als eine Sammlung von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik, welche deren Entwicklung von Anbeginn bis zur Gegenwart dartun und die ungeheuren Erfolge dieser wichtigsten Zweige unseres Kulturlebens vor Augen führen sollte, hatte sich das Deutsche Museum von der ersten Stunde an der wärmsten Förderung durch die deutsche Industrie zu erfreuen. Der Gedanke, daß ein solches Institut seine Heimstätte vor allem in einem hochentwickelten deutschen Industriegebiete haben müsse, trat in den Hintergrund vor dem Ansehen, das München als Zentrale des Fremdenverkehrs genießt, vor der Sympathie, die es mit seinen vielen, Geist und Gemüt erfrischenden Anregungen sich weit über Deutschlands Grenzen hinaus erobert hat. Nichts ist wohl charakteristischer für die eigenartige Stellung, die München unter den Städten des Deutschen Reiches einnimmt, als die Tatsache, daß die deutsche Industrie das großartigste Denkmal ihrer Machtentfaltung in seinen Mauern, in einer Stadt errichtet hat, in der sie nicht das wirtschaftliche Uebergewicht besitzt.

Bedingt wird die Eigenschaft Münchens als Fremdenverkehrsstadt allerdings auch durch seine einzigartige Lage in der unmittelbaren Nähe der deutschen Alpen. Was diese Lage für München bedeutet, wird einem jeden offenbar, der an einem klaren Tage von der obersten Zinne des Münchner Rathausturmes den Blick nach Süden schweifen läßt. In überwältigender Schönheit türmen sich die Alpen von Salzburg bis Lindau vor seinen Augen auf. Und wie leicht ist all diese Naturschönheit von München aus zugänglich gemacht! In 2½ ist Salzburg, in 3½ Stunden Lindau zu erreichen. Das Karwendelgebirge, die Berge des Wettersteingebietes, das Kaisergebirge, in nur 100 Kilometer Entfernung von München gelegen, mit ihren bis zu 2000 Metern über dem Talboden sich erhebenden Gipfeln, ihren hochromantischen Tälern, welch' eine Fülle alpiner Pracht und Herrlichkeit schließen diese Namen in sich ein. Der geübte Kletterer, der sich nur mit den schwierigsten alpinen Problemen befaßt, der mindergeübte Bergsteiger, dem es vor allem auf schöne, umfassende Aussicht von leicht zugänglichen Gipfeln ankommt, der Talwanderer, dem sein Gesundheitszustand größere Anstrengungen verbietet, ein jeder kommt hier auf seine Rechnung und wird für sein Vertrauen durch eine Fülle von Genüssen belohnt, die er zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens zählt.

Seitdem man erkannt, welche Vorzüge dem Aufenthalt in den Alpen

Google

auch zur Winterszeit innewohnen, wie wunderbar rein die Luft ist, wenn die alpinen Majestäten in blendendem Hermelin hinaus in die Ebene grüßen, welch' eine belebende Kraft den vom Schnee reflektierten Sonnenstrahlen zukommt, seitdem hat sich auch zur kalten Jahreszeit ein gewaltiger Fremdenverkehr in München wie in dem benachbarten Alpengebiete entwickelt. Es gibt keine zweite deutsche Stadt, in der die Voraussetzungen für die Entwicklung zu einem internationalen Sportsgebiet in höherem Maße gegeben wären, als in München mit seiner alpinen Umgebung. In dem Maße, in dem diese Erkenntnis in immer weitere Kreise dringt, wird auch die Bedeutung Münchens für den Weltverkehr immer mehr und mehr zunehmen.

Zum Schlusse sei mir gestattet, ein kleines Erlebnis mitzuteilen, an dem auch mein verehrter Kollege, Oberbürgermeister Dr. Kirschner in Berlin, mitbeteiligt war. Vor nahezu acht Jahren kamen wir beide zur Feier des 200 jährigen Stadtjubiläums nach St. Petersburg. Wie es sich von selbst versteht, wurde jedesmal Herr Oberbürgermeister Kirschner zuerst, dann ich vorgestellt. Wenn der Name Berlin genannt ward, so prägte sich in den Gesichtszügen der Herren immer großer Respekt, die Hochachtung vor der politischen und wirtschaftlichen Metropole des Deutschen Reiches und vor der Tüchtigkeit ihrer Bevölkerung aus. Sobald aber im Zusammenhange mit meinem Titel der Name München fiel, so verklärte ein freundliches Lächeln die Gesichter, und ein jeder beeilte sich, mir zu versichern, wie schöne Erinnerungen an München er habe, wie gern er nach München zurückkehre. Scherzend meinte Kollege Kirschner, er hätte allen Grund, eifersüchtig zu werden, denn die Bewillkommnung des Münchner Bürgermeisters sei viel wärmer als die Begrüßung, die ihm zuteil werde. Die Russen brachten eben unbewußt zum Ausdruck, was gerade auch in Ihrer Zeitschrift „Nord und Süd" wohl gesagt werden darf, daß Berlin der Kopf, München aber das Herz Deutschlands ist, ein übrigens nicht von mir stammender Satz, der die Bedeutung der beiden Städte für Gegenwart und Zukunft, wie auch das harmonische Verhältnis, das zwischen ihnen besteht, treffend kennzeichnet.

Google

Professor Franz von Stuck: Die Kunststadt München

Es wäre ein müßiges Geschäft, heute darüber Betrachtungen anzustellen, ob die bayrische Hauptstadt die überragende Stellung, die sie in der Kunst seit Jahrzehnten einnimmt, in Zukunft behaupten oder sich mit der zweiten Geige in dem Konzert der deutschen Kunststädte begnügen und die erste Geige an die Zentrale Berlin wird abtreten müssen.

Welche Rolle München in der Zukunft, d. h. in zwanzig oder dreißig Jahren als Kunststadt spielen wird, das hängt von der Entwicklung der jungen Talente ab.

Solcher werdenden Talente gibt es in München genug. Unter meinen Schülern sind vier, an die ich große Hoffnungen knüpfe: Spiro, Weißgerber, Willy Geiger und Pellar. Ob sie und die vielen anderen, die vorhanden sind, das halten werden, was sie jetzt versprechen, kann kein Mensch voraussagen. Dabei zähle ich z. B. Künstler wie Erler und Putz nicht mehr zu denen, die sich erst entwickeln sollen. Ich halte diese beiden für bereits voll entfaltete Individualitäten.

Daß München gegenwärtig noch die erste Kunststadt Deutschlands ist, glaube ich bestimmt. München ist mindestens ein ebenso großer Kunstmarkt, wie Berlin. Wenn ich richtig beobachtet habe, ist er sogar weit größer.

Von Münchnern selbst wird allerdings wenig gekauft. Denn München ist eine Stadt mit wenig sehr reichen Leuten. Aber Belgier, Engländer und Amerikaner wissen sehr wohl, daß sie hier fast alles bekommen, was sie an Kunstschätzen zu beziehen wünschen, sie kommen alle hierher zu unseren Kunstausstellungen, und die regsamen Kunsthändler, die wir haben, sorgen ständig für eine Propaganda, ohne die ja ein Kunstmarkt nicht gut zu denken ist. Was aber München zu einem Kunstmarkt ganz besonders befähigt, ist die Tatsache, daß hier Tausende von Künstlern leben, also im Verhältnis zur Zahl der Bevölkerung weit,

Google

weit mehr als in Berlin, wo die Maler ein winziges Häuflein gegenüber den drei Millionen Menschen bilden.

Fast alle Akademien und Kunstgewerbeschulen in Deutschland holen sich ihre Lehrkräfte aus München. Ich erinnere nur an die Berufungen: Kuehl und Weba nach Dresden, Trübner, Dill und Fehr nach Karlsruhe, Münzer, Peter, Behrens und Huber nach Düsseldorf, Eckmann und Bruno Paul nach Berlin, Landenberger nach Stuttgart usw. usw. Ich habe nie davon gehört, daß sich München eine künstlerische Lehrkraft aus Berlin geholt hätte. Dagegen sind Liebermann, Slevogt und Corinth als fertige reife Künstler von München nach Berlin gekommen.

Daß hier so viele Künstler aus allen Teilen Deutschlands und Oesterreichs zusammenströmen, scheint jedem begreiflich, der auch nur ein paar Monate hier gelebt hat.

Das Leben ist hier ruhiger, nicht so schrill und kreischend wie in Berlin; München ist eine wunderschöne Residenzstadt mit allen Annehmlichkeiten der Großstadt; die Lage ist herrlich, die Umgebung wundervoll. Der bayrische Hof ist überhaupt kunstsinnig und fördert die Kunst, wo er nur kann.

Dazu kommt, daß der Künstler hier in der Gesellschaft, die sonst sehr exklusiv ist und sich von Kaufleuten und Industriellen streng abschließt, gerne gesehen wird. Der Künstler verkehrt mit dem Hof, dem Adel und der höchsten Beamtenschaft auf gleichem Fuße. Dergleichen läßt sich von Berlin sicher nicht sagen.

Man sagt, die Berliner Künstler sollen vor allen andern den Vorzug haben, daß sie mehr arbeiten. In München wird ebensoviel geschafft von den Leuten, auf die es ankommt. Bummler gibt es überall. So weich ist die Atmosphäre nicht, daß sie uns von der Arbeit abhielte.

Wer als Künstler etwas will, kann seine Absichten überall verwirklichen, und wer es mit seiner Kunst nicht ehrlich meint, kann sich auch in der härtern Luft Berlins verbummeln.

Google

Wirkl. Geh. Rat Ferdinand von Miller

Präsident der Akademie der Künste (München):

Die Münchner Denkmäler

Es wird mir schwer, Ihrem Wunsche über Münchener Denkmäler etwas zu sagen, nachzukommen, nachdem ich nie versuchte, mich schriftlich zu betätigen, und muß es Ihnen überlassen, ob Sie folgende, mir in den Kopf kommende Gedanken brauchen und verwerten können.

München ist wohl im Verhältnis zu seiner Größe eine der denkmalreichsten Städte, nicht nur in deutschen Landen, sondern in ganz Europa! War es doch die Zeit der Renaissance unter den kunstsinnigen Fürsten Kurfürst Albrecht I., Maximilian I., Wilhelms usw., wo künstlerische Kräfte vom welschen Lande, aus Frankreich und den Niederlanden herangezogen wurden, die Stadt zu verschönern, wie noch an den Brunnen in der Residenz, an dem äußeren Schmuck der alten Residenz usw. zu ersehen ist. Auch der Hofgarten hatte nicht nur die Diana auf dem Tempel als Schmuck, sondern auch vier herrliche Brunnen mit Wasserkünsten, welche leider um den Bronzewert eingeschmolzen wurden. Auch an der St. Michaels-Kirche der kolossale Erzengel Michael von dem Niederländer Hubert Gerhard gab Beweis, wie sehr die monumental-dekorative Kunst in München zur Zeit der Renaissance gepflegt wurde. Merkwürdigerweise gelangten auch damals schon hauptsächlich Bronze-Monumente zur Aufstellung, sogar in Turmräumen, wie das herrliche Grabdenkmal Kaiser Ludwigs des Bayern in der Frauenkirche und andere mehr zeigen. Es hängt das wohl hauptsächlich mit den klimatischen Verhältnissen der Stadt zusammen. — Dennoch war es möglich, daß die Kunst, zu gießen, in Deutschland ganz ver-

Google

loren ging! — In Berlin mußte man einen Franzosen um teures Geld verschreiben, um die Statue Blüchers in Erz ausführen zu können! — Anfang des vorigen Jahrhunderts lag die monumentale Kunst in München ganz danieder, und auf den Friedhöfen zeigen schwache Versuche, wie man sich bemühte, der plastischen Kunst Bahn zu schaffen! Erst unter König Ludwig I. kam wirklich frisches Leben unter die Bildhauer! Thorwaldsen schuf das Reiterstandbild des Kurfürsten Maximilians I., Rauch das Monument des Königs Maximilians I.

Wie bei den Malern, so wurden auch bei den Bildhauern die ersten Meister herangezogen, um befruchtend auf die jungen, nach Tätigkeit lechzenden Bildhauer zu wirken. Die Bavaria, das größte in Bronze gegossene Werk, schuf auf Geheiß König Ludwigs I., L. Schwanthaler, und in der Stadt, in welcher man wenige Jahre vorher nicht mehr wußte, wie ein einfaches Relief gegossen werden konnte, entstand durch den Altmeister Miller ein Bronze-Denkmal, wie keines in dieser Größe auf der Welt gegossen wurde, noch schwerlich je wieder gegossen werden wird. —

Die Bahn war gebrochen, und so entstand eine Reihe von Denkmälern von mehr oder weniger künstlerischem Wert. Es war die klassische Zeit, welche nicht nur die Bavaria, die Anadriga auf dem Siegestor geschaffen, sondern welche sich auch auf profane Monumente übertrug. Es hatten Meister wie Schaller, Wiedemann, Brugger, Halbig, Zumbusch und wie sie alle heißen fleißig geschaffen, im Geiste ihrer Zeit geschaffen, wie wir es heute auch tun und das Urteil der Nachkommen ertragen müssen, die wohl alle anders denken und auch sehen werden wie wir. Durch Wagmüller und dessen talentvollen Schüler Bümann kam eine andere Richtung in die Münchener Plastik, wie die Statuen von Liebig, Ohm usw. beweisen. Bei den Schöpfungen König Ludwigs II. kam hauptsächlich die dekorative Weise der Periode Ludwigs XIV. zum Ausdruck. All die Künstler zu nennen, welche in dieser Zeit mit viel Geschmack geschaffen haben, würde zu weit führen. Daß durch den damaligen Einfluß dieser Kunstrichtung die Gefahr bestand, die monumentale Kunst

Google

Fritz Erler
Gold

Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Google

in München würde die Strenge der Auffassung verlieren, war wohl berechtigt. Da kam zur rechten Zeit Hildebrand, der aus Italien nach München übersiedelte und sogleich mit seinem ersten Werke, dem Wittelsbacher Brunnen, die Unruhe bannte und nun in München an der Akademie und im öffentlichen Leben weiter wirkte. Mit ihm ist, wie aus den großen und kleinen Werken, auf den öffentlichen Plätzen, an monumentalen Bauten, aus den Denkmälern der Kirchhöfe zu ersehen ist, eine plastische Ruhe und Sicherheit eingetreten, die München ohne Zweifel zu einer der ersten Kunstzentren für Plastik und monumentale Kunst gemacht hat!

Google

Paul Heyse:
Weihspruch in das Goldene Buch der Stadt München

Feste Mauer, hohes Dach,
Tempelhalle, Prunkgemach,
Markt und Gassen, Brück' und Tor
Schaffen nicht der Städte Flor,
Wenn sich kraftvoll nicht erweist
Ihrer besten Bürger Geist.

Schöne Stadt am Isarstrand,
Weit und breit mit Ruhm genannt,
Was dich hoch erhoben hat,
Dank' es jener Männer Tat,
Die begabt mit Geistesmacht
Trefflich Werk in dir vollbracht:
Fürsten, denen Tag um Tag
Dein Geschick am Herzen lag,
Meistern tiefer Wissenschaft,
Künstlern, reich an Sinnenkraft,
Rüst'ger Bürger Fleiß und Müh'n,
Daß Gewerb' und Handel blühn.
So vom Ehrenkranz umlaubt,
Trägst du stolz dein altes Haupt,
Hochwart du der deutschen Art,
Drin ein biedres Volk sich schart.

Zeuge denn dein goldnes Buch
Mannigfalt in Bild und Spruch,
Wer in dir geschafft, gelehrt,
Dein' und seinen Ruhm gemehrt,
Daß im Enkel, stellt die Schar
Edler Ahnen sich ihm dar,
Stachelnd Ehrbegier erwacht,
Bis auch er dir Ehre macht,
Bis auch ihn man wert erkennt,
Daß ihn hier die Chronik nennt.
Und so wachse Blatt um Blatt
Glück und Ruhm dir, teure Stadt,
Durch der Zeiten Sturm und Not
Ungebeugt. Das walte Gott!

Google

M. d. R. Dr. Müller-Meiningen: Warum wir München so lieben?

Nürnberg — München: alte Rivalen in der Gunst des deutschen Volkes und doch so diametral verschiedene Städte! Gegensätze in den Lebenssitten, in der Lebensauffassung der Bewohner, wie sie schärfer kaum gedacht werden können! Ich liebe meine alte Vaterstadt Nürnberg mit all ihrem Zauber, dem Dürer'schen Hauche, dem selbstbewußten arbeitsamen Volke, dem Hüter einer großen Vergangenheit aus eigener Kraft!

Doch liebe ich auch meine neue Heimat, die köstliche Isar-Stadt — so, daß ich meine, nirgendwo anders mehr mich dauernd eingewöhnen zu können. Worin liegt eigentlich der Zauber, der jeden, der in ihren Bannkreis gekommen, in gleicher Weise umfängt und ewig festhält? Das „politische Capua", das wirtschaftlich (z. B. gegenüber Nürnberg) verhältnismäßig unbedeutende, schwer vorwärts kommende Isar-Athen mit all seinen geschäftlichen und anderen Nachteilen! Denn München ist heute infolge der Fremdenindustrie eine teuere Stadt geworden! Naive norddeutsche Bummler sprechen bei dieser Frage in unbewußter Grobheit heute noch vom Bier, dem „schönen billigen Bier". Sie ahnen nicht, daß in München heute das Bier eine weit geringere Rolle spielt, als noch vor einem Jahrzehnt. Leibhaftige Menschen, die im Gasthause Milch und Zitronenwasser genießen, bilden heutzutage (zum Abscheu des alten Münchener Bierspießers) eine gar nicht geringe Gemeinde! Selbst Studenten! Nicht zu glauben! Spielen Bock-, Salvator- und Oktoberfest auch heute noch im Leben des Urmünchners eine

gewisse epochale Rolle, — so wie früher greift das in der Bevölkerung nicht annähernd mehr durch!

Die Schönheit, der Reiz unserer Stadt liegt tiefer. In erster Linie in der herrlichen, köstlichen Natur, in der München selbst liegt: mancher Fremde, der den gewöhnlichen Touristen-Trott vom Norden her nimmt, mag dies mit einem ungläubigen Lächeln aufnehmen; weil er keine Ahnung von dem frischen, urwüchsigen Reiz unseres prächtigen oberbayerischen Gebirgsvorlandes hat. Das köstliche Isartal mit seinen stetig wechselnden Bildern, die Wälder, die sich getrost den schönsten Mittelgebirgswäldern Deutschlands zur Seite stellen können: dahinter aber unser Juwel, die blinkende Kette unserer prächtigen Kalkalpen, dieser Urquell sich immer erneuernder Kraft, dieser Born der Gesundheit für die Münchner Jugend jeglichen Alters! In dieser kräftigen Luft der starkschollígen bayerischen Hochebene kann der Mensch noch jung, frisch bleiben!

Und in der Stadt selbst! Welche Fülle von Anregungen in künstlerischer und wissenschaftlicher Richtung! Nirgends finde ich Natur und Kunst, die beiden Zwillingsschwestern so harmonisch vereinigt, wie hier!

Dazu leichtlebiger österreichischer Charme auf der Basis immerhin reichsdeutscher Ordnung! „Schön g'müatli" und langsam voran, aber doch im Vorzuge vor Wien net z'arg, damit „der Preiß" net allzu höhnisch wird! Der blöde Partikularismus klerikaler Observanz ist übrigens in München auf ein Minimum reduziert! Der Norddeutsche ist ja gegen uns Süddeutsche und Bayern weit liebenswürdiger als umgekehrt. Das mag bei uns ein Defekt sein. Unsere lieben norddeutschen Brüder haben eben nicht immer die Münchner Art richtig zu würdigen gewußt und erregen oft den Anschein, als ob sie den „zurückgebliebenen Bierbayer" gern „dablecken" (verhöhnen) wollten! Dagegen aber ist der Münchner äußerst empfindlich und mißtrauisch!

Auf seine Kunst aber ist er riesig stolz, auch wenn er nie in seinem ganzen Leben in den herrlichen Pinakotheken war.

Ein leichtlebig Völkchen, diese Münchner Künstlerschaft; internationale und urmünchnerische, nunmehr bodenständig gewordene Bohème

Google

zugleich! August Bebel braucht sich trotzdem nicht zu fürchten; er kann unter den Maßkrügen Münchens ungestraft wandeln und braucht Sinn und Seele nicht zu verlieren. Im Gegenteil, er kann bei richtigem Gebrauch sie noch weidlich stärken! Ich hoffe, er probierts!

Nehmt alles in allem: man lebt noch in München; man hastet und jagt nicht nur nach Erwerb; es gibt da noch Menschen mit natürlichem Sinn und in der Bergwelt gestählten Nerven — trotz der großen Stadt: denn „Großstadt" ist München keine und wird es hoffentlich nicht werden, wenn man in der allmählichen Modernisierung und Verscheuchung des alten Münchner Schmutzes auch keinen Schaden erblickt.

Schaut herunter von der Zinne unseres Wendelstein oder von der Riesenwand des heiligen Benediktus oder dem Hochgern oder wo Ihr wollt, auf dieses herrliche Land mit der alten ehrwürdigen Kunstmetropole! Wem da nicht das Herz aufgeht,— der hat keines! Der wird auch niemals der Reize inne werden, die es birgt!

Google

Joseph August Lux:
Münchens Genius Loci

Wo sollte der Künstler hingehen, wenn er Stimmung sucht, wenn nicht nach München? Es ist die einzige Stadt Deutschlands, wo er sich wirklich zu Hause fühlen kann. Hier, am Nordhange der Alpen, in einem Umkreis düsterer Moorlandschaften, ist die selig, unselige Leidenschaft der deutschen Seele nach dem Süden, nach dem Jenseits der Alpen, nach Italien, zu einem steinernen Gedicht geworden, zu einem Kunstwerk, darin sich diese Sehnsucht abspiegelt. Dieses Kunstwerk heißt München. Die Luft ist stark, subalpin, ausgezeichnet für die Nerven, klar und durchsichtig wie in Italien. Italienisch ist auch der Eindruck dieser Stadt und ihrer Prachtbauten, der südliche Traum von offenen Hallen, Triumphpforten, saalartigen Plätzen, unter dem rauhen Klima verwirklicht.

Der Genius Loci grüßt uns in dem Bild der Frauenkirche mit ihren charakteristischen Türmen. Wir lächeln. Man lächelt immer, wenn von München die Rede ist. Selbst der kühle Norddeutsche wird warm bei diesem Wort. Ist es die Nähe der Alpen, ist es das Klima, ist es die Kunst, ist es das Bier, sind es die freieren und behaglicheren Sitten, was es jedem von uns angetan hat? Alles zusammen ist es. Der Deutsche hat hier sein Herz entdeckt; und dieses Herz ist diese Stadt, die schönste unter allen Schwestern, die einzige Kunststadt, die in einer ununterbrochenen Tradition die Schönheit verwirklicht hat, die die anderen Städte erst gewinnen wollen, wenn sie ihre Aufgabe nicht verkennen. Auch hier wird mit leidenschaftlichem Eifer gearbeitet wie überall, die Stadt hat dasselbe unheimlich schnelle Wachstum wie die anderen Städte, aber das neue Antlitz hat nichts von dem Zauber eingebüßt, der München von Altersher auszeichnet und von den Schwesterstädten im deutschen Reiche heute mehr denn je unterscheidet. Auf die Dauer gibt es keinen Arbeitssegen und keine Daseinsfreude, wenn nicht der Adel der Schönheit auf dem Werke ruht. Dieser Gedanke liegt wie

Google

ein heimliches Licht auf den Stirnen dieser Häuser, er ist die Botschaft, die von München aus verkündet wird.

Es ist naturgemäß, daß in einer solchen Stadt der Kunstmaler die Physiognomie des Alltags bestimmt. Wenn das gesagt wird, so ist es allerdings nur eine halbe Wahrheit. Das Lächeln, das auf dem Antlitz dieser Stadt ruht, dieses etwas substanzielle, gutmütige Lächeln des Genius Loci würde verschwinden, wenn nicht die Kunstmalerin, das Malweib, oder die Kunstgewerblerin für das anmutige und leicht exotische Kolorit sorgen würde. Also auch sie herrscht. Fräulein Schwabing! Eben kommt sie die breite, freundliche, monumentale Ludwigstraße herab, mit mehr energischen, als graziösen, männlichen Schritten, neben ihren Herren Kollegen einhergetrappt. Die Haustöchter schielen mit Sehnsucht nach der Kunsttochter, diesem Schwabinger Typus, der einen so starken Akzent in das Treiben bringt. Alles ist zu bewundern an ihr, die gelösten Manieren, die burschikose Art, die Kunst des Zigarettenrauchens, die Tracht, die Frisur. Wie hübsch! Wie kleidsam! Wie dekorativ! Das geflochtene Haar in Schnecken an die Ohren gepreßt, Schwabinger Frisur, das Kleid in starkem, aber mit Bedacht gewähltem Kontrast, kostümhaft mit einer alten Borde, mit einem ungewöhnlichen Ornament, einer selbst entworfenen Stickerei versehen, in der Tat, — eine dekorative Erscheinung. Dieser Typus hat sich in München vollendet, er stilisiert; er bringt einen dekorativen Zug in das Chaos. Fräulein Schwabing ist nicht elegant, oft nicht einmal geschmackvoll; sie will nicht Dame sein, aber sie will ihr Selbst betonen, will sich unterscheiden, auf jede Gefahr hin. Sie will Persönlichkeit sein, obzwar sie nur Typus ist. Sie will, wie die Jugend überhaupt, besonders hier, originell sein. Aber es ist das heimliche Mißgeschick der Jugend, daß sie selbst in ihrer Originalitätssucht nur Nachahmung ist.

Talent? Natürlich hat sie auch Talent. Ich bitte, mir zu sagen, wozu ein junges Mädchen nicht Talent hat. Zwar die Herren Kunsthändler und die Herren Fabrikanten schütteln ablehnend den Kopf. Sie erklären, das dilettantische Zeug nicht brauchen zu können. Das ist ungalant. Selbst die hohe Frau Kunst lächelt nur mitleidig zu den fruchtlosen Anstrengungen ihrer niederen Dienerin. Aber sie ist gnädig und läßt sie gewähren, denn schließlich hat auch dieses Tun seinen Wert. Wenn es auch nicht hinreicht, damit berühmt zu werden, so dient es doch in bescheidenem Maße der Entfaltung persönlicher Eigenschaften. So kommt es, daß von den wenigen Ausnahmen abgesehen, das Malweiblein

Google

und die Kunstgewerblerin meistens für sich arbeitet. Für ihre eigene Person. Was das heißt, kann man auf den zahlreichen Schwabinger Künstlerfesten sehen. Die Kunsttochter versteht sich auf die Stimmung. Das dekorative Element, das sie auf die Straße hinausträgt, steigert sich naturgemäß im Saal. Sie wirkt künstlerisch durch das Besondere ihrer Erscheinung. Aus Nichts etwas zu machen, das ist recht eigentlich ihre Kunst. Etwas, das weder Kunstwert, noch Marktwert hat, das aber auf ein paar Stunden vorhält als angenehme Täuschung, als holder Schein und Augentrug, wie das Kränzlein künstlicher Blumen im Haar. Ungeniert setzt sie sich auf den Teppich am Fußboden, was sie von den Atelierfesten her gewöhnt ist. Zimperlichkeit ist nicht ihre Sache. Ihr Umgang mit den Kollegen hat einen kameradschaftlichen Anstrich, was mit sich bringt, daß sich das Gefühl etwas abstumpft und dickhäutig wird, Schwielen bekommt, Seelenschwielen. Sie hat die unheiligsten Bücher gelesen und ist eine Wissende. Sie hat ihre eigenen Anschauungen vom Leben und huldigt einer fruchtlosen Theorie. Sie schwärmt für freie Gemeinschaft und atmet gar zu gern die verruchte Atmosphäre der Bohème. Sie hat alles abgestreift, was an die Haustochter erinnern könnte. Sie hat ihren eigenen Hausschlüssel und kommt heim, wann sie will. Sie braucht keine Gardedame, sie ist ja unter Kollegen! Vor allem, sie ist ja Künstlerin! Ja, wenn man Talent hat!

Ganz eng verschwistert mit der Kunsttochter ist die Studentin und sind jene zahllosen Frauen und Mädchen, die von auswärts kommen, hier irgend etwas „studieren". Die zahllosen Intellektuellen und Hypersensiblen. Man kann sie leicht in einem der frequentierten Cafés beobachten, am stärksten vielleicht in dem sogenannten Café Größenwahn, wo die Berühmten und die Unberühmten sitzen. Hier ist natürlich nur von Unberühmten die Rede, die als Masse dem Gesamtbilde das eigentliche Relief geben. Man kann sagen, daß Ibsen die Frauenpsyche umgewandelt hat, die Dichtung hat das Leben bestimmt und Typen geschaffen, die vorher nicht existiert haben. Es wimmelt von falschen Noras und falschen Hedda Gabler. Sie kommen in wunderlicher Tracht, sie gehen nicht, sondern sie schweben, sie schweben schier unirdisch durch dieses würdelose Dasein und leben vom Kaffee, der bekanntlich die Menschen verfeinert. Die Pose ist ihre Natürlichkeit. Sie spielen täglich eine andere Rolle, bald sind sie Ophelia, bald Kameliendame, meistens aber eine von Ibsens Heldinnen.

Zwar ist dieses München der Kunst, der Fremden, der Caprice, der

Google

artigen Laune, der mondänen Freiheit und der mitunter sogar weltstädtischen Eleganz bloßer Flugsand, Erscheinungen, die von außen kommen und wieder gehen, keineswegs aus dem hiesigen Volke selbst hervorgegangen. Also nicht wie in Wien, wo derselbe Charme, der die Dame auszeichnet, durch die ganze einheimische Bevölkerung sich durchzieht und in der Vorstadt wurzelhaft ist, wo er sich als das berühmte süße Mädel verkörpert. In München fehlt diese Einheit, obzwar gerade hier die sozialen Unterschiede mehr verwischt sind, als irgendwo. Das berühmte München mit seiner Gesellschaft, seiner großen sommerlichen Theatersaison, seinen karnevalistischen Veranstaltungen, seiner Kunst, seiner Bohême und seiner sonstigen zahlreichen Anziehungskräften, besteht gar nicht aus Münchnern, obzwar gerade diese Nichtmünchner die begeisterten Lobredner dieser Stadt sind. Die zur Kunststadt gehören, sind die einen; aber die eingeborenen Bürger, das Volk, sind die anderen. Zwischen diesem eingeborenen Münchener Volkstum und der gesellschaftlichen und künstlerischen Schicht besteht ein zwar gemütlicher und zwangloser Kontakt, aber kein inneres Verwachsensein. Das bürgerliche und volkstümliche München hat zur Kunststadt kaum ein anderes Verhältnis, als etwa der Zimmervermieter zu „seinem Zimmerherrn". In dem Streit, der gelegentlich ausbricht, ob München noch die Kunststadt ist oder nicht, hat der Münchner Spießer im Hofbräuhaus das richtige Wort gefunden, das zugleich sein eigenes Verhältnis zur Kunst bedeutet: „So lange die Herren Kunstmaler sich in München wohl fühlen, auch wenn sie hungern, bleibt München die Kunststadt! Basta!" Es ist jedenfalls das letzte Wort in dieser Sache.

Wenngleich die Masse der Zugewanderten, die das Kunstleben und das Gesellschaftsleben bilden, wechselt, immer flugsandartig wechselt, so bleibt dennoch immer München — München. Denn der Genius Loci hat seine unveränderlichen Traditionen und wirkt mit einer Macht, wie selten irgendwo. Er modelt das Wesen um, die Anschauungen, die Empfindungsart, die Sitten und vor allem die Fremden, die sich hier niederlassen (die Künstler sind meistens Fremde), so lange bis sie das Lokalkolorit angenommen haben, gleichsam den hiesigen Dialekt reden und mit einem Wort gut münchnerisch sind. Alle, die von weit und breit aus allen Gegenden Deutschlands hierher gekommen sind, um zu studieren, zu arbeiten, Werke zu schaffen, haben diese Erfahrung gemacht, sie wurden Münchner, ob sie es wollten oder nicht. Daher kommt es, daß abgesehen von den individuellen Unterscheidungen die Kunst

Google

Münchens ein durchaus geschlossenes und klar umschriebenes Gepräge hat. Das trifft nicht nur in Bezug auf Bilder, Plastiken, Architekturen und Kunstgewerbe zu, sondern vor allem auch in Bezug auf die Menschen. Daran ist nicht nur die Luft, das Klima, die landschaftliche und bauliche Schönheit der Stadt, und das Bier, das den sozialen Ausgleich perfekt macht, schuld, sondern es liegt auch an einem ganz besonderen Zaubermittel, das der Münchner Genius Loci bereit hat. Dieser lockere Hausgeist hat das Münchner Jahr in einen Festreigen von heiteren, geselligen und zugleich volkstümlichen Veranstaltungen umgewandelt. Volk und Gesellschaft, Künstler und Spießer, alle hat er in ein goldenes Netz von Vergnügungen eingesponnen, darin er sie tüchtig durcheinander wirbelt. Wie ein Riesenrad dreht sich das Münchner Jahr um und verheißt immer neue verlockende Freuden: Karneval, Wintersport, Salvatoranstich, Sommerabende in den viel besuchten Bierkellern, Erfrischung an den nahen Bergseen, die großen sommerlichen Gastspiele, Musikfeste, Ausstellung, Glaspalast und Sezession, Oktoberwiese und zum Kehraus, die Auerdult. Lauter rot angestrichene Kalendertage. Dann kommt eine kurze Pause, indessen die Veranstaltungen auf den kommenden Karneval vorbereitet werden. Und am Faschingdienstag zieht die buntgemischte Gesellschaft am Narrenseil durch die Maximilianstraße. Da sind sie wieder: die Berühmten und Unberühmten, die männliche und weibliche Bohême, Künstler und Nichtkünstler, Bürger und Studenten, Komtessen und Kellnerinnen, Wagnerianer und Anti-Wagnerianer, Sems und Antisems, Christen und Monisten, alle mit einer unsichtbaren Narrenkappe auf dem Kopf, ein unabsehbarer Zug in unechten Kostümen, Schminke, falschen Locken, blechernen Stirnreifen, Bettvorlegern statt Tigerfellen, aber trotz aller Talmihaftigkeit, trotz Kopie und Unechtheit im ganzen ein erfrischendes Bild, eine farbige Blumengirlande durch die weißen Straßen gewunden, und darum wieder so echt münchnerisch.

Freilich, und dies kommt wieder der Kunst zugute, besonders der Malerei, wirkt die landschaftliche Umgebung erheblich mit. Rings um die Stadt breitet sich das still hinträumende Dachauer Moos, aus der Eintönigkeit von Moor und Wald blickt das weiße Antlitz des Schleißheimer Schlosses hervor. Im Schloß wohnt einsam die sehnsuchtskranke Kunst eines Hans von Marèes und träumt unter dem nordischen Himmel auf ehemaligem Gletschergrund von den Wonnen des Südens und der Seligkeit Arkadiens, gleich Mignon vom Heimweh nach dem Lande ver-

Google

zehrt, wo „die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht". In Landschaft, Kultur und Kunst ergeben sich hier aus unaufhörlichen Gegensätzen die Harmonien.

Dabei ereignen sich zuweilen Märchen und Wunderdinge. Wie, daß der Erlkönig über den Sumpf reitet. Draußen in Dachau. Niemand hat es vordem gesehen. Aber die Maler, die sich in der gottverlassenen Gegend angesiedelt haben, geben der Menschheit das Auge, damit sie diese stille zauberhafte Schönheit sähe. Sie malten natürlich keine Erlkönige, sondern die seltsame Stimmung der Landschaft, die diese Suggestion gibt. Seither wird das hübsche Oertchen Dachau von Künstlern und Künstlerinnen überflutet, die das Gesagte nochmals sagen. Heute meint jeder die Ballade zu sehen, die magischen Hintergründe, die im Leben und in der Kunst das Wesentliche sind. Draußen flattert das blaue gezackte Band der Alpen. Wir eilen ihm auf Grußnähe entgegen, die Isar entlang. Besonders im Herbst, die schönste Jahreszeit in München. Der frauliche Sinn des Herbstes hat die Isarufer mit Modefarben geschmückt, eine Schönheit geht auf, wie sie nirgends sonst geschaut werden kann. Der Wald ist bunt wie ein Landsknecht oder wie ein geharnischter Ritter mit purpurner Schärpe, mit goldenen Denkmünzen, silbernen Sporen, kupfernen Schnallen, eine farbensprühende Erscheinung, ein Held, der zum milchgrünen Fluß hinabsteigt. Vielleicht hat der Farbensinn der Frauen, sicher aber der Maler etwas von dieser dekorativen Pracht auf die Palette abgekriegt. Auch hierin schafft der Genius Loci und verbindet das scheinbar Zusammenhanglose dennoch in irgend einer geheimnisvollen Weise, daß es einheitlich wird und wieder so aussieht, daß man es nicht anders und besser nennen kann, — als echt münchnerisch!

Google

Prof. Karl Mayr (München): Fritz Erler

Der Name Fritz Erler hängt aufs engste zusammen mit der Um- und Neubildung der deutschen Wandmalerei. Er hat ihr bei uns zuerst die Bahn gebrochen. Als der feurige Schlesier zum erstenmal vor 15 Jahren den Kunstvereinssaal zu München mit seinen großen Formaten behing, stand er in Deutschland noch ganz allein. Immerhin lachte man ihn nicht aus, wie Hodler in der Schweiz, der um dieselbe Zeit begann. Man bemerkte einen Mann von Können, Phantasie und Willen, der die Dinge von einer ganz anderen Seite ansah als seine Zeitgenossen. Die Alten ärgerten sich über ihn, weil er nicht braun malte und seine großen Tafeln keine Historienbilder waren; sie enthielten nur wenige Figuren und stellten mehr Gefühlszustände als realistische Ereignisse dar. Seine Bildnisse glichen weder den falschen Tizianen, die damals noch nicht den Höhepunkt ihrer Schätzung überschritten hatten, noch den anglisierenden Porträts, die eben in Mode kamen. Was von Künstlern und Kritikern auf Seite der Sezession stand, vermißte zumeist die „Intimität" und gab nur die allerdings unleugbare Frische der Auffassung zu. In der Tat sah man hier durchaus nicht „die durch keinerlei künstliche Zutat oder Abstreichung arrangierte Wahrheit der Natur selbst", wie sie ein damaliger Wortführer forderte. Der junge Künstler zerlegte die Töne nicht, sondern hielt sie zusammen; er gab einem Bilde auch nicht einen Gesamtton in vielerlei Abstufungen, sondern führte die Farben gegeneinander und baute seine Bilder auf Kontraste, die in einfachen großen Flächen dastanden, um so eine neue Harmonie zu erzeugen; freilich war sie anders, als die, welche dem zeitgenössischen Naturalismus vorschwebte. Und während ringsum die Landschaft noch Alleinherrscherin war, so daß es förmlich erschien, als ob die Darstellung den Menschen verboten sei, drückte sich Erler gerade ausschließlich vermittels menschlicher Gestalten aus. Ja, wer genau zusah, der bemerkte sogar etwas von gewissen „Seelenwerten" der Farbe,

Google

wie sie Böcklin seit langem im Widerspruch mit der ganzen zeitgenössischen Malerei anwandte, ohne daß jemand, außer dem jungen Breslauer, die ungeheure Größe dieser Wiederentdeckung begriff.

In dieser denkwürdigen Ausstellung des Jahres 1895 lag der ganze spätere Erler vorgebildet. Das Bedeutsame war, daß mitten in der Periode des allein geltenden Naturalismus sich einer mit der Selbstherrlichkeit der genialen Natur erhob, der sich zwar den französischen Impressionismus in mehrjährigen Studien in Paris angeeignet hatte, der aber nicht dabei stehen blieb, sondern auf deren farbigen Errungenschaften fußend, zu einem neuen Stil auf entschieden moderner Grundlage zu kommen suchte — einer, der durch den Impressionismus hindurch sich auf eine neue Stufe schwang.

Von dieser Zeit ab stand im Kampfgetümmel der deutschen Kunst eine neue Persönlichkeit; sie entwickelte sich ununterbrochen, folgerichtig und vor allem mit dem Reichtum und der leichten Schaffenskraft einer bedeutenden Veranlagung. Seine unbeirrte heiße Aktivität machte Fritz Erler zum Führer der großdekorativen Bestrebungen, denen sich inzwischen viele mit ähnlichen Zielen, aber von anderen Wegen herkommend, angeschlossen haben, wie der hochbegabte W. v. Beckerath in Hamburg u. a. Der Widerstand gegen Erler blieb freilich nicht aus und ist zum Teil noch heute nicht erloschen. Manchem erschien seine Phantasie zu exotisch. Denn durch einseitige historische Schulung waren wir so verbildet, daß unser eigenstes Fleisch und Blut uns fremd erschien, wenn es uns nicht in der Verkleidung Ludwig Richters, des Gotischen oder des süddeutschen Barocks begegnete. Die Opposition anderer gründete sich auf eine falsche Ansicht der Ziele Erlers. Ich glaube nicht, daß es viele gibt, die mit gleicher Unbefangenheit, verständnisvoller und ernster die wirklich bedeutenden Erzeugnisse des Pariser und Berliner Impressionismus in sich aufgenommen haben. Aber allerdings, Erler war weit davon entfernt, ihm seine Arbeitsweise zu unterwerfen. Seine Natur wies ihm Pfade, die dem Impressionismus, wie man an den heroischen Ausartungen der Begabung van Goghs sieht, auf ewig verschlossen sind. Warum sollen nicht beide Strömungen nebeneinander zu Recht bestehen? Richtig verstanden, wird jede von der anderen Nutzen ziehen und der Wege zur Kunst sind — in alter und neuer Zeit, in Ost und West — gar viele. Wer je Gelegenheit hat, die malerischen Naturstudien Erlers zu sehen, wird über den kühnen Impressionismus dieser Eindrucksammlungen staunen. Natura non

Google

vincitur nisi parendo. Du mußt der Natur untertan sein als ein Knecht und als ein Anbeter; sonst wirst du sie niemals beherrschen. Dies monumentale Wort Bacons könnte geradezu als Grundstein des Erlerschen Schaffens bezeichnet werden. Seine eigentümliche Phantasiewelt, die immer fesselnden neuen formalen Lösungen, die quellfrische seiner erquickenden Lebendigkeit — alles würde versiegen und vertrocknen, tränke der Erfinder nicht täglich vom Born der ewigen Natur und stände er nicht kraftvoll und fest mitten in den malerischen Problemen der Gegenwart. Wieder andere stießen sich an der „Farbenfreudigkeit" seiner Fresken. Das mutet an, als ob sich jemand über die Schnelligkeit unserer Verkehrsmittel beklagen wollte. Es kann Fritz Erler nur zur Tugend angerechnet werden, daß seine Werke, im Gegensatz zu vielen Bildern der Schweizer, von Anfang an aus der Farbe heraus geboren, nicht etwa nur rein linear empfunden und sozusagen erst nachträglich mit Farben instrumentiert sind.

Das Wesen der neuen Wandmalerei läßt sich am besten durch Vergleich erklären. Wie werten wir die früheren Arbeiten seit dem Abbruch der Tradition? Daß die Malerei der Cornelius und Genossen trotz der hochbedeutenden Veranlagung ihres Hauptmanns für das Großartige keine Malerei war, gilt heute selbst bei den noch immer nicht ausgestorbenen Bewunderern der „Ideenmalerei" als ausgemacht. Bei Rethels Fresken machten die ausführenden Maler allerdings einige koloristische Versuche, aber ohne die Farbe zu beherrschen. Marées ist es einmal in seinem Leben gelungen, in einem größeren Bilde die Bedenklichkeit seiner Natur zu besiegen, als in Neapel der nasse Kalk von ihm rasche und unwiderrufliche Entschlüsse forderte. In der Farbe blieb er jedoch stets durchaus rückwärts gewandt, obwohl er noch in kräftigen Jahren die europäische Farbenrevolution erlebte; in der Form kam er über den Schematismus von Horizontale und Vertikale kaum hinaus; von Verwendung der Farbe für rhythmische Beherrschung der Komposition und Lebensausdruck, überhaupt von dem freien Rhythmus der Gegenwart ist fast nichts bei ihm zu spüren. Auch Puvis de Chavannes ist in diesen Beziehungen kaum über seine Zeitgenossen hinausgegangen. Noch viel mehr macht sich dieser Mangel bei den minores gentes geltend, die ihre Eselsbrücke in Tiepolo sahen und noch sehen. Denn sie begreifen nicht einmal das Grundgesetz des Wandbildes. Sie lösen die Wand, die sie schmücken sollen, auf und beseitigen durch Landschaft und Himmelsweite die Architektur, durch die sie doch überhaupt erst zum Worte

Google

kommen. Ersetzt man, wie dies neuerdings z. B. in der Münchener Universität geschah, die Vorbilder der Renaissance durch byzantinische Mosaiken oder gar antikisierende Allegorien, so hat damit die ältere Richtung, wie sie sich etwa in den Malereien des Palazzo Casparelli in Rom oder in den allerdings noch erklecklich tiefer stehenden, nur schwer diskutierbaren Bildern des Hamburger Rathauses, oder in denen der früheren Düsseldorfer Richtung unter der Aegide Janssens ausspricht, eigentlich nur das Gewand gewechselt. Im Grunde kranken alle solche Bestrebungen an dem nämlichen Mangel an Gegenwartsgefühl; sie verzweifeln an der eigenen Erfindungsfähigkeit und maskieren sich nun mit einem nur allzu rasch veraltenden Historismus. Kühnere, unabhängige Künstler, wie Besnard, haben versucht, den Impressionismus unmittelbar auf die Wand zu übertragen; sie interessierten sich dabei dafür, wie das Eisen spritzt und die Beleuchtung spielt, aber sie vergaßen alle architektonische Gliederung, und bemerkten zu spät, daß das staffeleimäßig malerische in der Wandferne teils kleinlich, teils unruhig, teils überhaupt nicht wirkt.

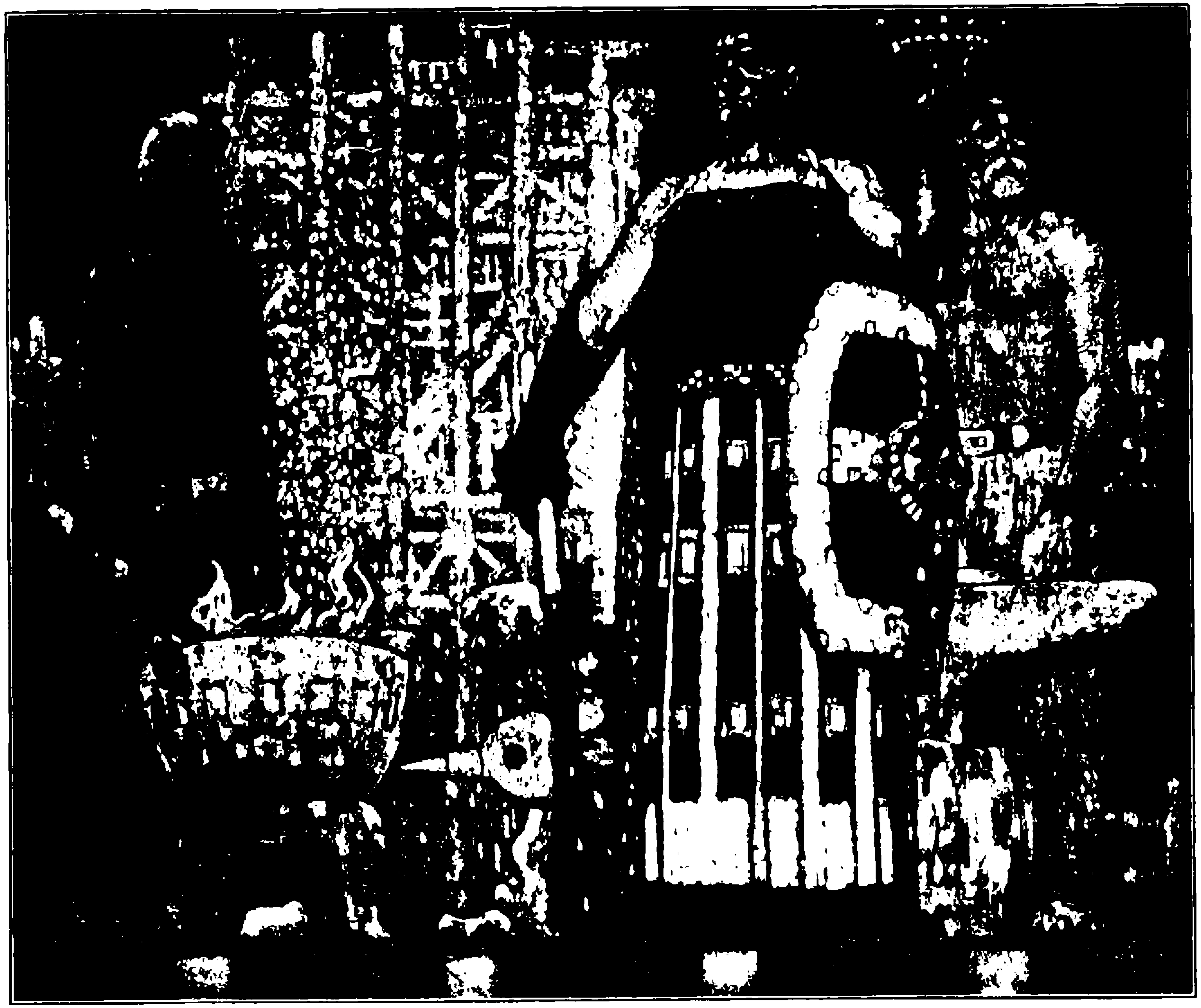
Von allen diesen Wegen sucht sich Erler fern zu halten. Ein Glück, daß er trotz frühzeitiger und genauer Bekanntschaft mit den Alten nicht ihren überwältigenden Wirkungen wie Hunderte andere, starke Begabungen unterlag. Er will ein Kind seiner Zeit sein und verachtet seine Mutter nicht, weil auch vor ihr Meister gewesen sind. Erler ziert seine Wand als solche. Das Bild soll herrschen und den Eindruck des Raumes bestimmen, wie dies etwa, um ein berühmtes und deshalb einleuchtendes Beispiel zu nennen, bei den Fresken des Canepo Santo zu Pisa oder bei der Libreria des dortigen Doms der Fall ist. Das Wandbild will Erler unter keinen Umständen zur bloßen Dekoration herabsinken lassen, wie es etwa in der Barockzeit der Fall war, wo man es an die Decke zurückdrängte und nur ein allgemeiner Eindruck erzielt werden sollte, bei dem Gegenstand und Ausführung in der Regel ziemlich gleichgültig waren, ja zumeist eigentlich von niemand recht ernst genommen wurden. Erlers Wandbilder beabsichtigen nicht die räumliche Tiefe des Staffeleibildes, sondern eher die flächige Wirkung eines Teppichs. Solche großzügige Flächenbehandlung erfordert freilich nur wenige, aber desto ausdrucksvollere Figuren. Erler bildet gerne Serien und hält die einzelnen Gemälde durch wiederkehrende gleiche Töne zusammen; zugleich dienen diese zu kompositorischen Zwecken. In vorbildlicher Weise ist diese Aufgabe bei den Wiesbadener Fresken durchgeführt, wo mit denselben Farben grundverschiedene Stimmungen dargestellt sind.

Google

Was wäre aber die energievollste Arbeit des bewußten Geistes ohne die Beseelung des eigentlich Schöpferischen! Alle Wanddichtungen Fritz Erlers werden von einem gegenwärtig ganz unvergleichlichen, glücklichen und glücklich machenden Temperament wie von einem inneren Licht erhellt. Lebenslust und Lebenskraft sind das primum agens, neues Leben zündend, strahlen sie aus seinen Gestalten wieder. Keine Grübeleien, kein düsterer Pessimismus, aber auch kein gewaltsames, ekstatisches Pathos, keine billige Weichlichkeit oder Prahlerei hat Zutritt zu diesem natürlichen, großen Frohsinn, zu der beglückenden Grazie dieses Geistes. Seine Erfindungen, seine formalen Einfälle scheinen ohne Grenzen. Er wählt als Gegenstand ein naheliegendes, scheinbar verbrauchtes Thema, die Jahreszeiten (Wiesbaden), die Elemente (München 1908 und Haus Brackl), die Lebensalter (Haus Mairowski in Köln), Musiktempi (Breslau) oder die Tageszeiten, und sieh da — mit unbegreiflicher Schnelligkeit entstehen auf kleinen, fast nie geänderten Skizzen, völlig neue Vorstellungen voll Kraft und Frische. Wer hätte je daran gedacht, „Eisen" und „Erde" so zu bilden, wie sie uns Erler vorführt (siehe die Abbildungen); wie ist das Starre und Gebieterische in der Linienführung und in der Erfindung bei der Darstellung des „Eisens" ausgedrückt, das liebevoll Freundliche in der schönen, jeder Erneuerung holden „Erde"!

Weniger als die großen Bilder bedürfen die Porträts Fritz Erlers einer die Einfühlung erleichternden Erläuterung der Anschauungen, aus denen sie entstanden sind. Sie haben rasch überzeugt; denn ihnen half ihre sprühende Lebendigkeit, und das wäre für viele wohl genug. Aber ihre Erfolge beruhen doch, abgesehen von der hohen, rein künstlerischen, weiter nicht erklärbaren Potenz, auf Gründen, die nicht ohne Interesse sind. Der konsequente Impressionismus löst bekanntlich vor allem die Flächen auf und ist deshalb von jeher solchen Aufgaben nicht förderlich gewesen, für die ein genaues Einhalten der Form nun einmal unentbehrlich erscheint. Es ist kein allzugroßes Kunststück, einen Kopf recht malerisch und temperamentvoll hinzuschleudern, wenn es gleichgültig ist, ob Auge und Mund so sitzen und so gestaltet sind wie beim Original oder nicht. Ebenso wenig Schwierigkeiten bereitet es, mit bloß zeichnerischen Mitteln getreu zu arbeiten. Daher gilt das Porträt mit Recht als der Prüfstein des modernen Malers. Hier muß er zeigen, ob er bei der Stange, d. h. bei der gegebenen Form zu bleiben vermag, ohne darum eine malerische Wirkung im modernen Sinne zu verlieren. Am einfachsten und bequemsten wäre es freilich, im Sinne der alten Meister auf harmonistische Wirkung auszugehen, wie es Lenbach getan und nach

Go gle



NORD UND SÜD

Fritz Erler
Eisen

Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Google

ihm Samberger mit weltabgewandter Konsequenz tut. Ein künstlerisches Verdienst läßt sich jedoch dabei nicht erwerben, wenn man glaubt, so tun zu dürfen, als hätte es keinen Erneuerer der Farbe wie Manet, keinen Koloristen wie Böcklin gegeben. Man dringt dadurch nur immer weiter in eine Sackgasse ein, in der Luft und Licht immer mehr versperrt wird. Mit der formverflüchtigenden Zerlegung des Tones oder gar mit der Pointillierung läßt sich auch nicht zum Ziele gelangen, wohl aber, wenn man, wie Erler, mit der hellen, luftigen Farbenskala des entschiedenen und fortgeschrittenen Impressionismus koloristisch zu Werke geht, die Töne so wählt, wie sie dem Ausdruck für die seelische Beschaffenheit des Originals entsprechen, und die Flächen kräftig zu einer Art Architektur zusammenfaßt, die zwar himmelweit vom willkürlichen Naturausschnitt entfernt ist, aber doch die Natürlichkeit bestehen läßt. Bei Erler entstehen so einzigartige Porträts von großer Ruhe und Helltönigkeit, von so moderner Wirkung, daß sie in Räumen alten Stiles nur schlecht angebracht sind, in Zimmern neuerer Prägung aber wie erhellende Juwelen in stillem Glanze leuchten. Takt und Einfachheit sichern ihnen überdies eine dauernde Wirkung, da die Dargestellten weder als unglaubhafte Heroen noch als Angeklagte erscheinen. Ein wahres Prachtstück ist das Repräsentationsbild des Dermatologen Albert Neißer in der schwarzroten Universitätstoga; denn hier vereinigen sich alle Qualitäten der Erlerschen Porträts, und wie vielleicht noch nie die geistige Großmacht des deutschen Forschers so phrasenlos und monumental zugleich ausgedrückt worden ist, so darf dieses Porträt als ein Höhepunkt der modernen deutschen Bildniskunst bezeichnet werden, in dessen Entwicklungsgeschichte Fritz Erler gleichfalls seinen Namen in unvergänglicher Weise eingezeichnet hat.

Google

Prof. Dr. Josef Schnitzer:
München und der fortschrittliche Katholizismus

Als Papst Pius VI. in München weilte (vom 26. April bis 2. Mai 1782), pries der Münchener Patrizier v. Barth die bayerische Residenzstadt glücklich ob der Anwesenheit des hohen Gastes und nannte sie „das deutsche Rom". Und sie verdiente diesen Namen, — eine solche Menge prächtiger Kirchen und reicher Klöster aller Orden zählte sie. Viele Jahrhunderte lang war München der Herd strengster römischer Kirchlichkeit gewesen. Wie die bayerischen Herzöge stets das stärkste Bollwerk katholischer Rechtgläubigkeit im deutschen Süden gebildet und dem dräuenden Ansturm und, wie es schien, unaufhaltsamen Siegeslaufe der neuen Lehre einen unüberwindlichen Damm entgegengetürmt hatten, so hatte sich München neben Wien als die uneinnehmbare Hochburg des alten Glaubens bewährt.

Das änderte sich, als München 1826 Universitätsstadt geworden war. Von nun an war es mit der gemütlichen Exklusivität katholisch-bayerischer Beschaulichkeit vorbei und der frühere Herd kirchlicher Reaktion ward mehr und mehr der Sitz und Ausgangspunkt des fortschrittlichen Katholizismus. Hatte schon die bayerische Verfassung zum Entsetzen der römischen Kurie Glaubens- und Gewissensfreiheit proklamiert und den Protestanten, die man einst so strenge aus den bayerischen Landen fernzuhalten sich bemüht hatte, gleich den Katholiken die staatlichen Vorrechte einer öffentlich anerkannten Religionsgesellschaft eingeräumt, so erhielten nun gerade die protestantischen Elemente der Hauptstadt durch den Zuzug protestantischer Gelehrten bedeutende Verstärkung, und es konnte nicht ausbleiben, daß es zwischen beiden Konfessionen zu Reibungen und Konflikten kam. Aber auch innerhalb des katholischen Lagers selbst begann es zu gären. Nicht umsonst hatte Schelling in München gelehrt (1827—41). Von ihm angeregt wie ihn anregend hatte der geniale Franz Baader († 1841) seine Vorlesungen über spekulative Dogmatik an der Universität München ge-

Google

halten, — ein unerhörtes Unterfangen, das dann auch 1838 durch ministerielles Verbot lahmgelegt ward. Denn daß sich das kirchliche Glaubenssystem, mit den freien Augen eines unabhängigen Laien betrachtet, ganz anders ausnehmen mußte, als wenn es immer nur durch die trübe Brille einseitiger Scholastik besehen wurde, lag auf der Hand; zugleich war es von unabsehbarer Tragweite, daß die spekulative Theologie aufzuhören anfing, die ausschließliche Domäne zünftiger Theologen zu bilden. Wie der Religion, so kann der Theologie nur durch Befreiung von den Theologen Heil und Rettung werden. Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf die theologischen Anschauungen Baaders näher einzugehen; nur auf seine Stellung zum päpstlichen Primat sei verwiesen, in welchem er die schwache Seite des Katholizismus und eine nicht zum Wesen der Kirche gehörende Autokratie erblickte. Daher sprach er einer entschlossenen Emanzipation des Katholizismus von der römischen Diktatur in Religionssachen das Wort und beklagte die Patrifizierung der Kirche, welche die Autorität der Tradition über die hl. Schrift gesetzt und die Wissenschaft unterdrückt und verkümmert habe. Im Gegensatze zu Baader erprobte sich zwar der große Rheinländer Joseph Görres, gleich ihm als eine der hellsten Leuchten der Münchener Hochschule gefeiert, als entschiedener Anwalt römisch-kirchlicher Ansprüche; aber als Laientheologe trug doch auch er, wenn auch wider Wissen und Willen sein Scherflein zur Laisierung und Erlösung der bislang stets als heiligstes, unantastbares Monopol der Priesterschaft ängstlich behüteten Theologie bei und half hierdurch ihre Rettung aus den Fesseln kirchlicher Vormundschaft anbahnen. Sein Schüler, der Laientheologe Joh. Nep. Sepp († 1909), trat mit einem mehrbändigen Leben Jesu auf den Plan, das nicht bloß an Umfang, sondern auch an ausgebreiteter, freilich oft genug kritikloser und verworrener Gelehrsamkeit alles weit hinter sich ließ, was die katholische Literatur auf diesem von ihr arg vernachlässigten Bereiche aufzuweisen vermochte, und trotz geflissentlicher Betonung treu kirchlicher Richtung von der kirchlichen Anschauung im Laufe der Jahre und Auflagen immer offener abwich.

Und schon griff die religiös-fortschrittliche Bewegung auf die geistlichen Kreise über. Von Schelling, Baader und Görres befruchtet, wandte der fein- und tiefsinnige Philosoph und Aesthetiker Martin Deutinger († 1864) die seltenen Gaben seines reichbegnadeten Geistes der Lösung des uralten Problems, einer Versöhnung des

Google

Glaubens mit dem Wissen, zu, der Theologie mit der Philosophie. In der an schnöder Teilnahmslosigkeit der Gebildeten, namentlich des Klerus, nur zu bald verblutenden „Siloah" schuf er eine „Zeitschrift für religiösen Fortschritt in der Kirche" (1850); weitentfernt, in der vielgerühmten Scholastik der Weisheit letzten Schluß zu finden, und von der unerschütterlichen Ueberzeugung getragen, daß wie im Bereiche der profanen Kultur so auf religiösem Gebiete jede Zeit ihre eigene Aufgabe zu erfüllen habe, widmete er sein ganzes Dichten und Trachten, wie es uns in seinen zahlreichen philosophischen Schriften, namentlich aber in seinen unvergleichlichen Predigten über das Reich Gottes entgegentritt, der Förderung wahren Fortschritts auf allen Gebieten des religiösen Lebens. „Denn", sagte er, „wie der wahre Fortschritt nicht ohne Religion sein kann, so kann die wahre Religion nicht ohne lebendigen Fortschritt sein"; „diejenigen sind daher eben so weit von der Wahrheit entfernt, die den wahren Fortschritt um des Glaubens willen verleugnen, als diejenigen, welche den Glauben um des Fortschritts willen verlassen". Der Einfluß, den Deutinger bei seiner hinreißenden Beredsamkeit wie geistvollen, bilderreichen Schreibart weit über die Reihen des theologischen Nachwuchses hinaus entfaltete, ist nicht gering anzuschlagen, wenngleich die Saat nicht sofort aufging. In seinem Sinne wirkte und predigte der gelehrte Benediktiner P. Odilo Rottmanner, der berühmte Augustinuskenner, der um seine Kanzel in St. Bonifaz jahrelang alles versammelte, was die Residenzstadt an erleuchteten, nach dem frischen Born echten, biblisch-religiösen Katholizismus dürstenden Seelen in ihren Mauern barg.

War Deutinger trotz seiner Abneigung gegen die Scholastik und seiner unverhohlenen Vorliebe für die Errungenschaften der Neuzeit kirchlich unbeanstandet geblieben, so ward sein Kollege und Landsmann, der Priesterphilosoph Jakob Frohschammer († 1893), Professor an der theologischen Fakultät der Universität München, schon bald von römischen Kirchenstrafen ereilt. Er hatte den Unwillen des hl. Stuhles durch sein unerschrockenes Eintreten für die Freiheit und Unabhängigkeit wissenschaftlicher Forschung von römischer Gängelung erregt. Pius IX. brandmarkte solches Bestreben in seinem Schreiben an den Erzbischof von München vom 11. Dezember 1862 als „unbändige Frechheit" (effrenata licentia). Trotz aller Bekehrungsversuche, die versuchend und lockend auch ihm nahten, blieb Frohschammer mit echt altbayerischer Zähigkeit seiner Ueberzeugung treu. In den schweren Tagen

Google

des Konzilsstreites und des Kulturkampfes veröffentlichte er eine stattliche Reihe volkstümlicher Aufsätze und Flugschriften, um jenes unheilvolle System zu bekämpfen, das nicht bloß die Kirche an den Abgrund des Verderbens zerrte, sondern auch den Staat und das junge Deutsche Reich in die gefährlichsten Verwicklungen stürzte. Diese Broschüren wurden gern gelesen und fanden weiteste Verbreitung; so erlebte „Der Fels Petri in Rom" (Schaffhausen, Baader 1874) fünf Auflagen; „Der Primat Petri und des Papstes" war in 250 000, „Das Christentum Christi und das Christentum des Papstes" (beide bei Boll in Elberfeld) in 100 000 Exemplaren verbreitet.

Aber weitaus der berühmteste und einflußreichste Vertreter eines mit der Zeit fortschreitenden Katholizismus war J. v. Döllinger, der Großmeister der deutschen Theologie und der bedeutendste Historiker, den der Katholizismus seiner Zeit hervorgebracht hat. Zwar mehr als ein halbes Jahrhundert war er ein so eifriger Verfechter kirchlicher Grundsätze, daß er als Ultramontaner verschrieen ward. Aber die römische Kurie und ihre Trabanten, die Neuscholastiker und Jesuiten, hatten mit dem sicheren Instinkte des Hasses längst seine wahre Gesinnung durchschaut und ihn mit steigendem Mißtrauen verfolgt, seitdem er auf dem Frankfurter Parlament für Glaubens- und Gewissensfreiheit und Gleichberechtigung der religiösen Gesellschaften, ja auf der Katholikenversammlung zu Linz gar für eine deutsche Nationalkirche, obschon in Verbindung mit Rom, eingetreten war. Roms Unzufriedenheit mit ihm nahm noch zu, als er in seinen berühmten Odeonsvorträgen 1861 von der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des Unterganges des Kirchenstaates zu reden wagte; entrüstet verließ der Nuntius mitten im Vortrag den Saal. Die Aufregung wuchs, als Döllinger auf der katholischen Gelehrtenversammlung zu München 1863 in seiner klassischen Rede über die „Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie" die Unzugänglichkeit der Scholastik und die Notwendigkeit der historischen Methode für den theologischen Studienbetrieb der Gegenwart energisch betonte, eine Anschauung, die Pius IX. im Schreiben an den Münchener Erzbischof vom 21. Dezember 1863 wie in Thes. 13 seines Syllabus verwarf. „In München", so ward nach Rom berichtet, „sei in den jüngsten Zeiten eine Schule von Theologen entstanden, welche in allen ihren Schriften hauptsächlich darauf ausgehe, das historische Gebiet auszubeuten, um den apostolischen Stuhl, seine Autorität, seine Regierungs-

Google

weise zu erniedrigen, ihn der Verachtung preiszugeben, vor allem aber die Unfehlbarkeit des Papstes, wenn er ex cathedra lehrt, zu bekämpfen." Der Sturm brach mit elementarer Heftigkeit los, als das vatikanische Konzil eben diese Lehre auf Wunsch des Papstes zum Dogma erhob. Das Hauptquartier der anti-infallibilistischen Bewegung stand in München, ihr unbestrittener, ebenso hochverehrter wie glühend gehaßter und leidenschaftlich verfolgter Führer war Döllinger, von seinen Freunden und Schülern mit hingebender Treue unterstützt, Männern wie J. Friedrich, Meßmer, Huber, Berchthold u. a. Gleichwohl gelang es ihm nicht, die großen Massen des Klerus und Volkes mit sich fortzureißen; mehr und mehr sah er sich mit seinen Anhängern, nachdem die anfängliche Begeisterung unter dem harten Druck der realen Verhältnisse verraucht war, isoliert. Die römische Reaktion erlag nicht nur nicht, wie so viele gedacht und gehofft hatten, sondern erstarkte und wuchs gerade unter dem Kampf wider die Gegner der Unfehlbarkeit und die sie schirmende Staatsregierung. Die Folge war nun aber nach und nach eine Reaktion wider diese Reaktion. Weite Kreise des Klerus und Volkes, die sich mit der neuen Lage der Kirche längst abgefunden hatten oder in diese von Jugend an hineingewachsen waren, machten aus ihrem Mißvergnügen mit verschiedenen kirchlichen Mißständen, deren Reform sie heischten, kein Hehl. Diese sog. reformkatholischen Strömungen hatten wieder in München ihren Sitz und Ausgangspunkt und in den von Dr. Bumüller und Dr. Klasen geleiteten „Freien deutschen Blättern", die bald „Zwanzigstes Jahrhundert" umgetauft wurden, wie in der von Dr. Jos. Müller herausgegebenen „Renaissance" ihre Organe. Im Herbste 1902 fand im Saale des Münchener Restaurants „Isarlust" eine von Geistlichen nicht bloß Münchens, sondern auch der benachbarten Orte und Länder zahlreich besuchte Versammlung statt, in welcher Hermann Schell eine großartige programmatische Rede hielt. Verheißungsvoll strebte die Bewegung empor, als sie im jähen Tode ihres energischen Führers, des edlen, seit Jahren in München ansäßigen und eingelebten Westfalen Franz Klasen, einen unersetzlichen Verlust erlitt. Bald ging die „Renaissance" ein, Dr. Jos. Müller ward genötigt, München zu verlassen, der Reformkatholizismus schien der Vergangenheit anzugehören. Da hauchte ihm Pius X. mit seinen Erlassen neues feuriges Leben ein; der Syllabus Lamentabile, die Enzyklika Pascendi, dazu jüngst das Dekret über die Kommunion der Abcschützen und über

Google

die Absetzbarkeit der Pfarrer, endlich gar noch der schmähliche Modernisteneid riefen eine Atmosphäre zähneknirschender Verbitterung unter Priestern wie Laien hervor, wie sie ersprießlicher vom verwegensten Modernisten in seinen kühnsten Träumen nicht hätte ersehnt werden können. „Das neue Jahrhundert", das unter Dr. Th. Engers entschlossener Initiative an die Stelle des von Dr. Gebert und Dr. O. Sickenberger lange entsagungsvoll gehaltenen „Zwanzigsten Jahrhunderts" getreten war, blüht und gedeiht wie niemals zuvor. Der fortschrittliche Katholizismus hat in ganz Deutschland und weit über Deutschlands Grenzen hinaus warme Freunde gefunden; nirgends aber zählt er so treubewährte Verehrer, nirgends ist er so tief eingewurzelt wie in seiner Heimatstadt München. Nur wenige Dezennien noch, und er wird hier seine erste Jahrhundertfeier begehen können, und Pius X., den Gott uns gnädig noch recht lange erhalten möge, und hoffentlich auch seine Nachfolger werden mit neuen Dekreten dafür sorgen, daß die Ideale unserer Bewegung immer weitere Kreise ziehen.

Google

Erich Felder:
Münchner Toilettenfragen

Am vollkommensten wirkt die Toilette der Münchnerinnen, wenn sie am dürftigsten ist: zwischen Dreikönigstag und Aschermittwoch, denn die Isarathenerin ist eigentlich zur Bavariastatue geboren. „Das G'wand" spielt bei ihr eine geringere Rolle als bei den übrigen Europäerinnen, — qualitativ, nicht quantitativ: es verbirgt nicht so häufig Defekte als es den Eindruck der Ueberfülle steigert. Immerhin lautet die wichtigste Frauenfrage auch unter den Frauentürmen: Wie kleidet sie sich? Und diese Frage entspringt, besonders wenn sie vom Manne gestellt wird, nicht weiblicher Neugierde allein. Ich gestehe, sie nicht erschöpfend beantworten zu können, weil ich noch kein Fremdwörterbuch der Kleiderbranche besitze, aus dessen Bestandteilen sich die „einschlägige" Wissenschaft zusammensetzt. Die tiefsten Probleme lassen sich bekanntlich nur mit Hilfe der Fremdwörter theoretisch lösen; wenn es mir je beifiel, die dunkeln Stellen alter Philosophen oder moderner Kritiker germanischen Stammes in mein geliebtes Deutsch zu übertragen, so erschrak ich meist über die blank zutage tretende Plattheit.

„Die Münchnerin" existiert nicht, es gibt nur Münchnerinnen. Welches Genre soll ich als Kleidermuster wählen? Streifen wir mit einem Blick die himmlischen Springteufel, die zu den Göttern und Halbgöttern unserer Kunsttempel „Vater" sagen. Man trifft sie in allen Spielarten von der Prä-Raffaeline des Burne Jones, die uns mit den Rätselaugen der Sphinx durchbohrt, bis zu den knusprigen Naturprodukten, die Knithans Lieserl von Schliersee gleichen. Ueber ihre Art, sich zu kleiden, könnte man ein tolles Buch schreiben; sie wissen, daß sie in einer schicken Wiener Toilette schlechte Figur machen würden, und beharren um so entschiedener auf ihrer besonderen Note. Die von der äußersten Linken flechten sich Münchner Brezeln um die Ohren und tragen eigene Kreationen zur Schau, mit welchen sie die abgebrühteste Schneiderin verblüffen. Bisweilen gelingt es ihnen gar nicht übel,

Google

UNIVERSITY

durch einfache Mittel apart zu wirken; alles, was an Eleganz streift, wird geflissentlich vermieden, doch Faltenwurf und Farbenwahl verraten Geschmack. Selbst der blasierteste Kritiker wird kaum die Nase rümpfen, weil ihm jede Vergleichsmöglichkeit fehlt; und auf Münchner Boden wirkt das heimische Luxusgewächs sicherlich zart und frisch. Die Gattung gedeiht vor allem darum, weil ihr die gefürchtete Bezeichnung „mauvais genre" völlig fremd ist — und sie dünkt mich nicht von schlechter Art.

Dann das kleine Bürgermädel, die auf der ersten Silbe betonte Marie oder Theres', die meinetwegen in einem besseren Restaurant „kassiert". In der Kleidung hat sie was Nonchalantes, das steifleinenen Norddländern wohlgefällt. Vor allzu geschmacklosen Extravaganzen ist sie durch ihr natürliches Wesen gefeit. Daß sie manchmal gar einen künstlerisch wertgrädigen, schlicht-vornehmen Schmuck zur Schau trägt, ist allerdings das Verdienst ihres Cousins, des Malers. Gewiß, der Charme fehlt, mit dem in Paris die niedliche Putzmacherin Männersinne gefangen nimmt. Man merkt, wie sich die Theres' vor dem Spiegel angestrengt hat, möglichst unwiderstehlich zu wirken, aber eben darum rufen Gutmütige gern „Bravo", wenn's halbwegs gelang; denn die durchschaute List eines sympathischen Wesens wirkt immer rührend.

Ob man mir glauben will oder nicht: es gibt hübsche Münchnerinnen, die sich im Winter vor allem mit der Absicht kleiden, dem Barbarenwetter der oberbayerischen Hochebene, nicht dem Kreuzfeuer eroberungslüsterner Blicke wirksam Stand zu halten, — ein unweiblicher, aber sympathischer Zug der sportsfreudigen Jugend. Im Sommer — im Sommer weiß man nicht so genau warum und weswegen: oft sind nicht nur die Blusen, sondern auch die Vorschriften der Mode keck durchbrochen, ob aber aus hygienischen oder anderen praktischen Gründen ist die Frage. Neben dem grauen Einerlei der alten Tanten, die sich begnügen, kritisch zu wirken, stechen vorlaute Backfische als blitzgrelle Farbenflecke hervor, Fauna und Flora der Damenhüte sind von tropischer Pracht; keines exotischen Vogels Schopf vermag mit der Abenteuerlichkeit dieses Gefieders zu wetteifern, und die Entfaltung der Vegetation entfernt sich weit von der Bescheidenheit der nordischen Natur. Man trifft unglaublich Urteilslose, die sich vom Chantecler- oder Kometenhut bis zum Stöckelschuh an Haupt und Gliedern nach der funkelnagelneuesten Mode schmücken, ohne die Wechselwirkung zwischen Kleidungsstück und Trägerin auch nur zu ahnen; und andere, seltsam

Google

Bescheidene gibt es, die durch einen diskreten Farbenakkord den Blick auf die Apartheit ihres Tongefühls, — beileibe nicht auf ihre kleine Person zu lenken trachten; Frauen, die dem Kleiderteufel entsagen, weil sie schon einen Mann ergattert haben, und pompöse Witwen, bei denen man den Festschmaus nach der Trauerzeremonie vorausahnt. Es gibt Köchinnen, deren Gatten Bureaukraten sind, und Kaufleute, deren Weiber sich à la Café Stefanie drapieren — was gedeiht nicht alles in der alpenfrischen Münchnerluft!

Wenn der Wiener in den letzten Jahrzehnten die Feschität seiner Vaterstadt mit einem Namen nennen wollte, so sagte er „Fürstin Pauline". Nun, der Münchner sagt kurzweg „Nelly", und dagegen läßt sich schließlich nichts einwenden als daß hier ein Ausnahmefall vorliegt, der die Regel bestätigt. Jedes Kind der Isarstadt kennt die Hexenmeisterin, in deren unerschöpflichen Toiletten-Dichtungen sich die Grazie der puderzarten galanten Zeit mit den kühnsten Eingebungen der Schneiderphantasie von morgen oder übermorgen vereinen; sie kommt nicht von der Hocharistokratie noch von der Kunst her, sondern vom Patriziat, und was das merkwürdigste ist: ihre Eleganz wirkt münchnerisch.

Im allgemeinen hat die Münchnerin in Toilettenfragen mehr Kultur als Takt, mehr Geschmack als Distinktion; vielleicht fehlt es auch vor allem an der ausführenden Hand. Läßt sich doch auf diesem Gebiete am ehesten der alte Streit austragen, ob in den Künsten der Technik oder der Inspiration das entscheidende Wort zufällt: Nach strengen Gesetzen einer launischen Göttin wird auf rein mechanischem Wege eine Form geschaffen, die erst durch den Einsatz der Persönlichkeit schöpferisch wirkt, wie bei der hohen Kunst auch. Aber die reinliche Scheidung besteht hier in der Zweiteilung der Arbeit, da sich ja die Kleider-„Macherin" in den Dienst der Schönheit stellt. — Soll ich von diesem Gesichtspunkte das Münchner Kindl mit der Unvergleichlichen, der Donaunixe, vergleichen, so sage ich frei heraus: der Wienerin fehlt es an Inspiration, der Münchnerin „nur" an Technik. Welche Siegerin ist? Diese Frage lasse ich unbeantwortet, denn sie beantwortet sich von selbst.

Google

Schulleben und Lebensschule

Unsre Rundfrage:

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. E. Schweninger

1. Ein sorgfältiges Schulleben in wohlbemessenen Grenzen ist für eine tüchtige Lebensschule ebenso unentbehrlich wie diese für den Lebenserfolg. Die Schule ist das Schwierigste fürs Leben. —

2. Das allgemein oft mit den größten Opfern erkaufte Streben nach den Mittel- und Hochschulen schädigt gleichermaßen das Leben wie die Schule, indem es dieser viele untaugliche Elemente zuführt und dem Leben entzieht; überdies die Zahl der enttäuschten, für die Lebensschule mehr wieder unbrauchbaren Menschen — Proletarier — vermehrt.

Ich glaube daher entschieden, daß die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberschätzung, Ueberwertung und Schablonisierung der Schulbildungsfragen, speziell der Hochschulfrage kranken und dadurch die kleinen wie die höchsten Lebensfragen verkümmern lassen. Das Lächerlichste auf diesem Gebiete ist die sog. Einjährig-Freiwilligenbildung! —

3. Dem Streben, auch die praktischen und freien Berufe mehr und mehr zu *verakademisieren*, stehe ich durchaus unsympathisch gegenüber, möchte vielmehr, daß auch die anderen Berufe teilweise *weniger akademisiert* werden könnten, um das Schulleben zu verkürzen und die Lebensschule früher und dann reicher und ergiebiger zur Wirkung gelangen zu lassen.

4. Zweifellos gibt es zahlreiche Menschen — Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Verwandte, Lehrer usw. —, die sich einbilden, daß der Erfolg ihres Lebens ein größerer ist, je höher sie auf den Schulsprossen der Lebensleiter emporgeklettert sind, bevor sie im Leben sich betätigen. Daher die vielen Enttäuschungen. Persönlich habe ich die akademische

Google

Bildung weniger zu beklagen, weil ich sie schon im einundzwanzigsten Lebensjahre vollendete und sofort 1870 in die ernsteste Lebensschule — den Krieg — geworfen wurde, wo ich hinter den von den Unsrigen siegreich verlassenen Schlachtfeldern sowie auf den Transporten und in den Kriegsspitälern erfahren konnte, wie mancher gute Krankenwärter und manche sorgsame Schwester den Verwundeten und Kranken mehr helfen und leisten konnte als der mit Wissenschaft mehr oder minder vollgepfropfte Akademiker usw. Von dieser größten und schwersten Lebensschule ausgehend, war der Erfolg meines Lebens mit und trotz empfangener Hochschulbildung ein größerer und auch für die Allgemeinheit, so sehr sie sich dagegen sträubt, ergiebigerer, auch beglückenderer, weil ich fortan nur von der Lebensschule mich dahin leiten ließ, den kranken Menschen in seiner physischen und psychischen Hilflosigkeit zu stärken und tunlichst fürs Leben tüchtig zu erhalten. Und meinen Erfolg darin danke ich der Lebensschule, nicht dem Schulleben, wenn ich auch zugeben muß, daß ich ohne Hochschule dieser Lebensschule nicht gewachsen gewesen wäre. —

Go gle

Schulleben und Lebensschule: Oberst a. D. C. Schweninger (München)

Mein Bruder, Geheimrat Professor Dr. Schweninger, ist nicht zum mindesten durch sein Leiden am schriftlichen Arbeiten behindert, weshalb ich es übernommen habe, Ihnen zur Beantwortung der gestellten Fragen den Kommentar zu geben und dabei auch meine, wenn auch nicht „durch weithin sichtbaren Erfolg" begründete Ansicht zum Ausdruck zu bringen, die mit der meines Bruders völlig übereinstimmt.

Als grundlegende Frage betrachten wir:

I. „Was war zur Erreichung des endlichen Lebenserfolges unerläßlicher, ein sorgfältiges Schulleben oder die tüchtige Lebensschule?"

Daran knüpfte sich die weitere von Ihnen formulierte Frage II nach der „krankhaften Ueberwertung der Bildungsfragen", die einerseits in dem geradezu schädlichen allgemeinen Streben nach den Mittel- und Hochschulen, andererseits an der Ueberschätzung der Hochschulbildung gegenüber der Lebensschule zum Ausdruck kommt.

Die Beantwortung dieser Frage führte zu der weiteren (III) über die Berechtigung des „Strebens, auch die praktischen und liberalen (wohl freien) Berufe mehr und mehr zu akademisieren, wobei als „freie" Berufe wohl im allgemeinen die nicht unter dem zwangvollen Einfluß der Staatsverwaltung stehenden Berufsarten verstanden sein werden. Denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieser Einfluß in erster Linie es ist, der auf die Schulbildungsfrage drückt und Blüten wie die neueste „Einjährigfreiwilligen-Bildung" treibt.

Die von Ihnen formulierte letzte Frage scheint zunächst nur für einen „Mann ohne akademische Bildung" bestimmt zu sein. Aus der Beantwortung der vorhergehenden Fragen ergab sich aber wohl von selbst, daß mein Bruder auch zu dieser Frage auf Grund seiner reichen Lebenserfahrung Stellung nahm und dadurch die Beantwortung der Frage I noch weiterhin beleuchtete.

Google

C. Schweninger

„Wenige Worte" würden vielleicht genügen, aber auch sehr apodiktisch klingen, ohne beweiskräftig zu sein, weshalb ich — trotz mancher Hemmung und Beschwerden — meinen Bruder veranlaßte, sich zu der wichtigen Frage eingehender zu äußern. Seinen Ansichten entspricht auch die nachstehende Zusammenfassung, die Ihren Wünschen vielleicht mehr entspricht.

1. Für den endlichen Erfolg des Lebens ist eine tüchtige Lebensschule unerläßlicher als ein sorgfältiges Schulleben. Dieses liefert nur einzelne Waffen fürs Leben, die Lebensschule erst lehrt sie alle führen, nach Bedarf schärfen und mehren.

2. Ich glaube ganz entschieden, daß die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen an einer Uebertwertung der Schulbildungsfragen, speziell der Hochschulbildung, kranken und der Lebensschule einen zu geringen Wert beimessen, nicht selten zum Schaden des persönlichen Lebens wie der Lebensgemeinschaft.

3. Dem Streben, auch die praktischen und freien Berufe mehr und mehr zu akademisieren, stehe ich durchaus nicht sympathisch gegenüber, möchte vielmehr wünschen, daß auch die anderen Berufe teilweise entakademisiert und dem wirklichen Leben näher gebracht werden könnten.

4. Der Erfolg des Lebens hängt von sehr vielen Faktoren ab, von denen die Schulbildung und sogar die Hochschulbildung unbedingt nicht der wichtigste ist. Die größten für die Allgemeinheit beglückendsten Lebenserfolge wurden schon auf allen Gebieten menschlichen Lebens ebenso oft ohne als mit Hochschulbildung erzielt, so daß es dem einzelnen schwer, wenn nicht unmöglich, sein wird, zu entscheiden, ob er — wenn ohne akademische Bildung — mit dieser einen größeren Lebenserfolg erzielt hätte. Der Held des Lebens ist und bleibt der Mensch als Ganzes, seine Schulbildung und sogar Hochschulbildung ist nur ein Teil.

Google

Schulleben und Lebensschule:
Wilh. Freiherr von Pechmann (München)
Direktor der Bayerischen Handelsbank

Ich möchte nicht sagen, daß es eine „Ueberwertung der Bildungsfragen" sei, woran „die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen .... kranken"; diese Fragen können, richtig verstanden, doch eigentlich kaum „überwertet" werden.

Um so mehr kranken wir an heillosen Irrtümern in bezug auf die Dinge, auf welche es im Bildungswesen ankommt, und zwar gerade auch für das praktische Leben ankommt.

Nicht, oder doch bei weitem nicht zumeist auf die Kenntnisse, die man aus der Schule, insbesondere der Mittelschule (Gymnasium), aber auch der Hochschule hinausträgt, und die doch unvermeidlicherweise in ihrer Hauptmasse teils vergessen werden, teils veralten.

Ueberhaupt nicht auf die Kenntnisse, die einer trägt wie der Esel den Kornsack.

Sondern nur darauf kommt es an, was einer kann, und in mancher Hinsicht noch mehr darauf, was einer ist.

Was man im Leben an Kenntnissen braucht, ist wahrhaftig nicht wenig, und ich bin der letzte, der geneigt wäre, es zu unterschätzen: aber man kann und man muß es zum größten und wichtigsten Teile erst im Leben, in der „Lebensschule" lernen.

Und auf diese Lern-Aufgaben und auf all die anderen noch wichtigeren und schwereren Aufgaben, die in unübersehbarer Fülle, in unerschöpflichem Wechsel vom Leben gestellt werden, kann keine Schule, auch keine wie immer geartete Reform-Schule, durch die Kenntnisse vorbereiten, die sie inhaltlich mitteilt, sondern nur dadurch, daß sie schult, d. h., daß sie ihre Schüler in Zucht nimmt, um ihre Gaben und Kräfte, welcher Art sie auch seien, zu üben, zu stählen, auf den höchsten

Google

Grad der Ausbildung zu bringen, und nicht nur die einzelnen Gaben und Kräfte (die Gedächtniskraft nicht zu vergessen), sondern die Schüler selbst im innersten Kern ihres denkenden und fühlenden und wollenden Ichs: daß sie tüchtige Männer werden, zu jeder Aufgabe geschickt, die im Bereich ihrer Begabung liegt, und jeder Verantwortung gewachsen, die unbedingte Zuverlässigkeit verlangt.

Soweit die Beobachtungen reichen, die ich in bald 30 Jahren praktischer Tätigkeit nicht müde geworden bin, mit gespannter Aufmerksamkeit anzustellen, ist die Schule nicht erfunden, welche verspräche, für diese Zwecke Besseres oder auch nur gleich Gutes zu leisten, wie es das alte humanistische Gymnasium seit Menschengedenken überall da geleistet hat, noch jetzt leistet und auch in Zukunft leisten wird, wo seine Lehrer auch nur annäherungsweise auf der Höhe ihres Berufes stehen.

Von Handelshochschulen kann ich nicht aus Erfahrung sprechen; die hiesige Handelshochschule, an der ich selbst lese, steht erst im ersten Semester. Doch ist es mir nicht zweifelhaft, daß durch Vorlesungen und auch durch Seminar-Uebungen nur ergänzt, niemals aber ersetzt werden kann, was für die höheren Aufgaben des Lebens, auch des wirtschaftlichen Lebens, die Schulung durch ein gutes Gymnasium gewährt.

Google

NORD UND SÜD

Fritz Erler
Herbst

Google

Google

Ludwig Ganghofer:
Das Schindeldach

Da ist mir einmal eine sonderbare Geschichte passiert. Ich will sie niederschreiben — auf die Gefahr hin, daß mancher meiner Leser sie nicht ganz verstehen wird. Und ich muß die Geschichte genau so niederschreiben, wie sie geschehen ist; darf nichts hinzufügen, nichts erklären — sonst würde sie vielleicht zu einer Unwahrheit werden. Denn ich habe den beiden Menschen, um die es sich handelt, weder ins Herz noch unter die Stirn geschaut. Was da drinnen vorging, weiß ich nicht. Das hatte ich nur erraten können. Aber dabei kann ich mich auch getäuscht haben.

Bevor ich erzähle, muß ich etwas vorausschicken. Ich hatte einen Onkel, der im Forstfach ein hoher Beamter war und das Referat über das Bauwesen führte. Er mußte draußen in seinem Kreise die Beamtenwohnungen inspizieren und dann der Regierung seine Vorschläge machen, wenn ein Forstmeister oder Förster ein neues Haus bekommen sollte, ein besseres Dach, einen neuen Stall, eine Brunnenleitung, einen Kachelofen oder einen stillen Zufluchtsort mit Wasserspülung.

Mit diesem Onkel stand ich immer auf bestem Fuße. Und dennoch war das eine Verwandtschaft, die mir mancherlei Unbehaglichkeiten eintrug. Wenn ich zur Gemsjagd hinauskam in die Berge, geschah es häufig, daß man am Neffen die Ohren des Onkels vermutete. Man trug mir des langen und breiten alle Haus- und Stall- und Gartenschmerzen vor, in der unverhüllten Hoffnung, daß ich die guten Beziehungen zu meinem Onkel recht nachdrücklich für die Erfüllung dieser Wünsche ausnutzen möchte. Um noch warme Feuer unter meine erhoffte Fürsprache zu legen, wurde mir auf der Jagd jede mögliche Gefälligkeit erwiesen. Ich sah mich häufig in der Zwangslage, zur Verhütung eines Mißverständnisses erklären zu müssen: „Sie irren sich, mein Bester, ich habe auf die amtlichen Entschließungen meines

Mit Erlaubnis des ausgezeichneten Autors entnehmen wir diese wenig bekannte Geschichte dem Bande „Die Jäger" (Adolf Bonz & Co., Stuttgart).

Google

Onkels nicht den geringsten Einfluß!“ Der eine glaubte mir und wurde kühl; der andere nahm das nicht so wörtlich, blinzelte mich freundlich an und blieb gefällig.

Das mußte ich vorausschicken. Und jetzt will ich erzählen. Die Geschichte ist vor 24 Jahren passiert — ich hatte als frischgebackener Doktor der Philosophie die Universität verlassen und auf der Bühne meinen ersten Erfolg erkämpft. Vierundzwanzig Jahre! Und jedes Wort dieser Geschichte, jede Farbe, die mein Auge sah, jeder Hauch jenes Abends und jedes leise Zittern meines Blutes ist mir deutlich in Erinnerung geblieben.

Mitte August, an einem wundervollen Tag, dessen linde Hochlandssonne mir die Wangen streichelte wie eine zarte Mädchenhand, fuhr ich, für die Gemsjagd ausgerüstet, in einem Bernerwägelchen die steile Paßstraße zu dem einsam gelegenen Wirtshaus hinauf, wo ein Jäger mich erwarten sollte, um mein Zeug in das zwei Stunden entfernte Wohnhaus zu tragen.

Eine herrliche Fahrt wars! Und eine Gegend, die ich zum ersten Male im Leben sah! Am Ufer eines blitzenden Baches, der froh und übermütig das Lied seiner gleißenden Wellen rauschte, ging die steile Straße durch alten, dichtgeschlossenen Fichtenwald. Nur manchmal sah man in einer Bresche der dunkeln Wipfel eine sonnenbeglänzte Bergzinne auftauchen, ein grünes Almfeld, einen weißen Schneefleck in der blauen Höhe. Dann wieder die grüngeschlossenen Mauern. Und unter diesem Grün ein still geheimnisvolles Spiel von schüchternem Licht und samttiefen Schatten — ein dämmeriges Farbengewirr, das an Leopardenfelle denken ließ, an die wunderlich gefleckte Haut der Muränen, an Böcklinsche Felsen und Meergeschöpfe, und sonst noch an allerlei Dinge, die man nie gesehen und dennoch kennt seit ewig. Und dazu eine Luft, die sich trank wie süßer Wein, der kühl ist auf der Zunge und heiß in den Adern! Etwas trunken Fliegendes kam in meine Phantasie, etwas wohlig Träumendes fiel mir ins Blut.

Der Kutscher, leise vor sich hinpfeifend, ging neben dem Schimmel her und flocht die ausgefranste Schnur seiner Peitsche zu einem feinen Ende zusammen. Dann knallte er und schrie einen Jauchzer ins Blau hinauf.

Als mein Wägelchen das einsame Wirtshaus erreichte, wollte ich gar nicht aussteigen und blieb noch immer sitzen, während der Jäger, ein schwarzbärtiger, langer Bursch, mein Zeug vom Bock herunterholte

Google

und meine Büchse nahm. Aber bei dem kräftigen Wegtrunk, den wir dann im Schatten eines wilden Birnbaums hielten, warf ich meine Träume hinter die Schulter und dachte an die Jagd, die mir bevorstand, und fragte: „Was hab ich für Aussichten?"

„A paar guate Gamsböck kunnten S' scho derwischen", sagte der Förstner.

„Und wie wärs denn mit einem guten Hirsch?"

„Herr, da schauts schlecht aus, sagt der Förstner. Im ganzen Revier umananander haben mer koan schußbaren Hirsch, sagt der Förstner. In der Brunst haben mer allweil die besten Hirsch da, aber im Sommer verziagen si allweil d' Hirsch, der Teifi woaß wohin, sagt der Förstner."

„Warum sagen Sie denn immer: sagt der Förstner? Sie machen ja Dienst im Revier und müssen doch selber wissen, was an schußbarem Wild vorhanden ist?"

„Freili, ja! Aber i sag halt allweil lieber, was der Förstner sagt. Da sag i nacher nix, was ebba nit recht sein kunnt."

Ich hatte so eine dunkle Ahnung: da kommst du zu einem, der seine Hirsche vor den Jagdgästen verleugnet, um seine eigene Jägerfreude nicht zu schmälern.

Wir wanderten los. Und das war ein Weg, der mich wieder träumen ließ. Ein Weilchen hatten wir durch stillen, dunklen Wald zu gehen. Dann kamen wir zu offenem Berggehänge, über das ein glatter Fußpfad hinführte. Zur Linken in der Höhe die leuchtenden Almfelder — in der Tiefe zur Rechten das grüne Wiesental mit kleinen Buchenwäldchen und zerstreuten Gehöften, schon übergossen vom Abendschatten, der alle Farben sanft umschleierte. Und in der Ferne vor mir die Kette der Berge, silberig ins Blau gezeichnet, mit Wäldern, die am Abend schon einen purpurnen Hauch bekamen.

Und wie warm die Stimmung war, die dieses Bild belebte! Ein ferner Jodelruf, aus hohen Tönen heruntersteigend zu einer lang gehaltenen Note — das Geläut von Glocken in der blauen Tiefe — irgendwo in der Nähe das Lachen eines Glücklichen, der nicht zu sehen war — dann wieder das Rauschen eines Bachs, das Geplauder einer Quelle — und in der Luft immer wieder der süße Wohlgeruch der Brunellen, den man dürstend atmete.

Auf einem Bergweg laut zu schreien, das lieb ich als Jäger nicht. Aber damals blieb ich alle paar Schritte im Gold der Sonne stehen und jauchzte hinunter in das schallende Tal. In meinen Sinnen war

Google

eine Freude, die sich äußern mußte. Und als der Abend seine roten Gluten um mich her schüttete, fing ich zu singen an. Und sang immerzu, durch den ganzen dämmrigen Wald, den unser Weg durchquerte.

Die Zinnen aller Berge brannten, als wir in der letzten Helle des Abends zu einer Lichtung kamen. Ich sah ein Gärtlein, von einem grünen Zaun umschlossen. Und über die Kronen von Kirschbäumen, zwischen deren Laub wie tausende von Blutstropfen die reifen Kirschen hingen, hob sich die mit Holz verschalte Wetterseite eines alten Hauses. Wie graue Seide glänzte das flache, steinbeschwerte Schindeldach.

Weiße Hühner flüchteten vor uns und flogen mit Gegacker über den Zaun. Ein Hund schlug an und bellte immer wütender, je näher wir kamen. „Sollmann! He! Was ist denn?" rief eine Männerstimme. Da schwieg der Hund. Und grüßend kam aus dem Zauntürchen der Förster hinaus, ein schöner, stattlicher Mensch, braunbärtig, mit ruhigen Augen und lachendem Gesicht.

„Nein", dachte ich, „das ist keiner, der seinem Jagdgast etwas vorlügt."

Bis wir zur Haustür kamen, sagte er mir das gleiche, was ich vom Jäger schon gehört hatte: auf ein paar Gemsböcke dürfte ich sicher rechnen — und gleich am andern Morgen sollte mich der Jäger hinaufführen ins beste Gemskar. Aber im ganzen Revier hätte er keinen jagdbaren Hirsch. Das sagte er so, daß ich's glauben mußte. Er selber hätte leider keine Zeit, mich zu führen — aber auf den Jäger dürfte ich mich verlassen. Es wurde noch ausgemacht, daß mich der Jagdgehilfe um drei Uhr wecken sollte — dann legte der Jäger mein Zeug auf die Hausbank und ging davon.

Schon wollte ich mit dem Förster ins Haus treten. Da kam die Försterin.

Ich bin keine verliebte Natur. Bin's nie gewesen. Auch als junger Mensch habe ich immer meine Zeit gebraucht, um richtig Feuer zu fangen. Aber damals fiel es mir mit brennendem Zuck ins Blut, von einer Sekunde zur andern.

Hatte der schöne Tag meine Sinne geschult für die glühende Empfänglichkeit dieses Augenblicks? Wäre mir das gleiche auch bei jeder andern geschehen, die nicht häßlich war? Oder geschah mir's nur bei dieser einen?

Sie war viel jünger als ihr Mann — nur vier, fünf Jahre über die Zwanzig — ein schlankes, sanft gemodeltes Figürchen, dessen Linien

Google

der aus schwarzer Wolle gestrickte Spenser und das dünne, grüne Röcklein nur umkleidete, nicht verbarg. Schimmerndes Blondhaar war in streng geflochtenen Zöpfen um die Stirn gelegt. Und große blaue Augen hatte sie. Und ein Gesichtchen — — —

Heinrich Lossow, ein Münchener Künstler, hat vor vielen Jahren eine Kollektion von Bleistiftzeichnungen veröffentlicht, die er „Götterdekamerone" nannte. Da sind im Geschmack des Rokoko die verliebten Abenteuer des Zeus geschildert. Alle diese beglückten Freundinnen des Olympiers, diese Leda, Danae, Europa, Semele, — sie alle sehen sich ähnlich wie Schwestern, bei deren Bildung die Natur immer das gleiche wiederholen und verfeinern wollte: schlanke, zartgegliederte Weibchen mit zierlichen, nervös gefingerten Händen und mit schmalen, lindgeformten Grübchengesichtern, in denen sich sehnende Lüsternheit mit staunender Unschuld zu wunderlichem Liebreiz mischt — die Augen größer, als große Augen sind, das Näschen wie aus einem Rosenblatt gebogen, die Lippen wie mit dem Silberstichel geschnitten und gekräuselt, um jedes Grübchen der leise Zauber einer Koketterie, die um so verführerischer wirkt, je kindlicher und unbewußter sie zu spielen scheint.

Solch ein Gesichtchen hatte sie — nur das Lüsterne jener Bilder müßt ihr euch fortdenken. Denn etwas Stilles, Sanftes und Frommes lag in den großen blauen Augen, in dem ganzen Wesen dieses jungen Weibes, das mir auf der Schwelle des einsamen Hauses die Hand reichte und mich freundlich, doch ein wenig verlegen begrüßte.

Ohne ein Wort herauszubringen, hielt ich immer ihre Hand in der meinen und fing zu zittern an — und starrte ihr ins Gesicht, bis sie heiß errötend ihre Hand befreite. Während sie zurücktrat in den Hausflur, sagte sie noch was. Ich war wie taub und verstand keine Silbe — doch jeden Laut ihrer leisen, warmen Stimme empfand ich wie einen Feuerhauch in meinem Blut. Und als sie verschwunden war, hatte ich ein Gefühl, als hätte mich einer mit schwerer Faust in den Nacken geschlagen. Und bei aller Glut, die in mir brannte, zuckte mir kalt und mahnend der Gedanke durch den Kopf: „Schau, daß du weiter kommst! Du hast den Verstand verloren! Bleibst du, so gibt das ein Unglück!" Aber wie angewurzelt stand ich im Purpurblau des sinkenden Abends und schaute ratlos zu, wie der Förster mein Zeug von der Hausbank nahm. In der einen Hand meinen Rucksack und in der anderen meine Büchse, blieb er vor mir stehen und sah mir verdutzt

Google

ins Gesicht, halb mit Aerger und halb belustigt. Dann lachte er: „Kommens, Herr Doktor, i führ' Enk aufi ins Kamerl! Derweil S' es Enk famod machen, weard Eahna die Meinig scho ebbes zum Nachtmahl richten." Er trat ins Haus, und schweigend ging ich hinter ihm her, auf eine schmale, steile Treppe zu, die in den oberen Stock des Hauses hinaufführte. Dabei kamen wir an der Küche vorüber — und ich sah den offenen Herd und vor dem flackernden Feuerschein die Gestalt der Försterin, ganz schwarz, von einer roten Schimmerlinie umzogen. Mein Herz fing zu hämmern an, daß mir der Atem versagte.

Droben in der kleinen dämmerigen Stube blieb ich, als ich allein war, unbeweglich auf demselben Fleck stehen, ich weiß nicht, wie lange. Vor den Fenstern erblindete das letzte Licht, und es wurde dunkel um mich her. Immer stand ich und lauschte und drückte die Fäuste auf meine Brust. Ein Geruch nach frischer Farbe und nach feuchter Leinwand war in der Stube — ein Geruch, der mich quälte. Und der Gedanke befiel mich: mein Zeug zurückzulassen, durch das Fenster hinunterzuspringen in den Garten und davonzurennen. Aber ich tappte nach dem Feuerzeug und machte Licht, mit zitternden Händen. Und sah mich in der Stube um. Das war ein kalter unbehaglicher Raum mit jenen billigen, braunlackierten Möbeln, wie man sie manchmal in den Vorstädten vor einem Trödlerladen auf der Straße stehen sieht. In der kurzen Bettstelle blähten sich die Kissen und das rotgeblümte Federbett wie ein Berg in die Höhe. Und obwohl man die Stuben erst vor kurzem frisch geweißt hatte, war die Decke mit jenen großen braunen Flecken marmoriert, die das eindringende Regenwasser zu verursachen pflegt.

An der Mauer hingen grelle Farbendrucke: des Jägers Leichenzug, die Schlacht von Weißenburg, Napoleon als Gefangener vor Kaiser Wilhelm, die heilige Cäcilie mit der Harfe und Jesus der gute Hirte. Und inmitten eines Kranzes von Jägerphotographien hing eine große, fleckig gewordene Photographie des Försters und der Försterin als Brautpaar: er in seiner Forstmannsuniform und sie in einem weißen, schlechtsitzenden Kleid, mit dem Myrtenkranz und dem Schleier, der ganz merkwürdig steife Falten machte. Unter einer papiernen Rosengirlande, die man an das Bild geklebt hatte, war mit verzierter Rundschrift auf den Karton geschrieben: „Zur Erinnerung an den 12. Mai 1875."

Google

Sechs Jahre waren die beiden schon Mann und Frau. Und auf dem Herweg hatte mir der Jäger erzählt, daß im Försterhause keine Kinder wären.

In aller Schwüle des Irrsinns, der mich befallen hatte, starrte ich immer dieses stille, süße, kindliche Gesichtchen an — und erschrak wie ein ertappter Dieb, als ich ein Pochen an der Tür und draußen die Stimme des Försters hörte: „Kommen S' abi, Herr Doktor, 's Nachtmahl steht auf'm Tisch!"

Dieser Weg über die Stiege hinunter — das war für mich wie ein Weg in die Hölle. Und doch überkam mich ein Gefühl der Ruhe, als ich die große behagliche Stube betrat, die von einer Hängelampe beleuchtet war. Diese weißen Wände waren ganz bedeckt von Hirschgeweihen und üppig wuchernden Efeuranken, deren Töpfe in den Fensternischen ihre Sonnenplätzchen hatten. Unter der Lampe, vor einem Ledersofa, war der Tisch mit blauem Linnen gedeckt.

Solange mir die junge Frau, die am Geschirrkasten beschäftigt war, den Rücken wandte, konnte ich in leidlicher Besonnenheit mit dem Förster plaudern. Doch als sie zum Tisch trat und das Lampenlicht ihr Gesichtchen und das Blondhaar umschimmerte, ließ mich die erzwungene Ruhe so bedenklich im Stich, daß der Förster fragte: „Was haben S' denn, Herr Dokter? Taat's Eahna ebba net guat sein?"

Ich schwatzte etwas von der langen Fahrt in der heißen Sonne, nahm wie betäubt den Platz ein, der mir auf dem Sofa angewiesen wurde, schlang die Speise hinunter und leerte von dem roten Tiroler ein Glas ums andere. Wortkarg hörte ich dem ruhigen Geplauder des Försters zu und hatte nur manchmal den Mut, einen huschenden Blick auf die junge Frau zu werfen. Sie beteiligte sich mit keiner Silbe am Gespräch und vermied es, mich anzusehen. Und was so heiß auf ihren Wangen brannte — war das nur der Schimmer des Lampenlichts?

Der Förster brauchte lange, bis er satt wurde. Dann räumte die Frau geräuschlos das Geschirr vom Tische; und während sich der Hausherr sein Pfeifchen anzündete, brachte sie ihren Nähkorb und begann eine Joppe ihres Mannes zu flicken. Bei einem Loch am Ellenbogen studierte sie ernst und lange, wie der Fleck am besten einzusetzen wäre. Und der Förster, mitten in einer eifrigen Schilderung seiner Gemsstände, sagte plötzlich: „Gelt, daß mi fei d' Naht net

Google

druckt!" Die junge Frau schüttelte den Kopf und beugte das Gesichtchen noch tiefer über die Arbeit.

Von den Gemsständen drehte sich das Geplauder des Försters hinüber zu der rätselhaften Gewohnheit seiner Hirsche: im Sommer spurlos aus dem Revier zu verschwinden. Dann kamen die Rehe aufs Tapet, die während des Winters im Garten die Rosenstauden abfraßen. Vom Garten war's nicht weit in die Küche. Und von der offenen Feuerstatt, deren Verwandlung in einen praktischen Kochherd wohl noch zu erleben wäre, schwang sich die Hauptsorge des Försters hinauf zu dem faulgewordenen Schindeldach, durch dessen Löcher und Lücken bei jedem Gewitterregen eine böse Taufe über alle Stuben niederginge. Sonst könnte man ja mit allem noch leidlich zufrieden sein — aber dieses unglückselige Schindeldach, das in der Tonne wie Zunder auseinander dorrte, wäre die ruhelose Sorge seines Lebens.

Dazu nickte der Förster mit einem beklommenen Seufzer: statt ja!

Und der Förster meinte: mein Herr Onkel, wenn er das Schindeldach nur ein einziges Mal gesehen hätte, würde sicher und mit aller Beschleunigung den Bau eines neuen Daches beantragen. Nur schade, daß mein Herr Onkel mit Geschäften so sehr überladen wäre, daß er für eine Reise in diesen verlorenen Bergwinkel keine Zeit hätte. Aber mein Onkel wäre doch als ein wohlwollender und gerechter Herr bekannt, bei dem ein gutes Wort gewiß einen freundlichen Ort fände. — —

Das alles hörte ich nur mit halbem Ohr. In die Ecke des Sofas zerückgelehnt, qualmte ich den Rauch meiner Zigarette vor mich hin und hielt die Hand über die Augen gedeckt, als hätte ich eine Blende gegen die Lampenhelle nötig. Aber ich wollte nur den Blick verstecken, den ich von diesem süßen, schimmernden Köpfchen nicht mehr loszureißen vermochte. Ich fühlte, wie dieser Irrsinn in mir von Minute zu Minute wuchs. Aus diesem verzehrenden Durst, aus dieser quälenden Schwüle meines Blutes kam mir der tolle Gedanke: „Bis du auf Hundert zählen kannst, so lange halte du das noch aus! Dann wirst du aufspringen und den Kopf dieses jungen Weibes packen und ihre Augen, ihre Wangen, ihren Mund mit deinen Küssen verbrennen! Das wirst du tun müssen! Soll dann kommen, was mag!" Und da begann ich die Hammerschläge zu zählen, die ich unter meiner Rippe spürte, eins, zwei, drei, vier. — —

Es muß etwas Wahres an der Sage sein, daß man Blicke und Gedanken, die uns mit Glut umschlingen, körperlich empfinden kann.

Google

Denn plötzlich hob die junge Frau das heiße Gesichtchen, als hätte ich ihren Namen geschrien, und sah mich erschrocken an. Dann griff sie mit zitternder Hand nach dem vollen Weinglas ihres Mannes und trank es haftig aus, bis anf den letzten Tropfen.

Der Förster lachte: „Was hast denn, Alte? Warum tuats di denn gar so dürsten heut?"

Ich wollte etwas sagen. Aber was mir aus der Kehle kam, das war nur ein erwürgter, heiserer Laut. Und wie ein Verrückter sprang ich auf.

Die junge Frau wurde bleich. Und der Förster nahm die Pfeife aus den Zähnen und sah ganz merkwürdig an mir hinauf.

Ich stammelte: Der Tag hätte mich übermüdet, es wäre spät, und ich müßte mich schlafen legen.

Die beiden schwiegen, während ich wie ein Narr zur Tür hinausstürmte.

Droben in der Kammer riß ich, ohne Licht zu machen, die Kleider vom Leibe und warf mich ins Bett. Die feuchte Leinwand wirkte wie ein Prießnitzumschlag, nur nicht beruhigend! Gefoltert von allen Bildern meiner Sinne, lag ich dunstend unter dem schweren Federbett. Und immer hielt ich den Atem an und lauschte. Noch lange konnte ich drunten im Haus, wie fernes Gemurmel, die Stimmen der beiden Menschen hören. Dann vernahm ich Schritte im Flur. Türen wurden auf- und zugemacht, und ein Plumps war zu hören, als hätte man schwergenagelte Schuhe auf die Dielen geworfen. Jetzt war es stille im Haus. Und drunten in der Stube rief der Kuckuck an der Schwarzwälder Uhr die elfte Stunde.

In Schweiß gebadet, ohne mich zu regen, erduldete ich die Qual dieses gräßlichen Bettes und alle Marter meiner Gedanken. Wie eine Ewigkeit erschien es mir, bis der Kuckuck wieder schrie. Und plötzlich war es mir, als hätte ich vor der Tür ein Geräusch gehört. Ich setzte mich auf und machte Licht. Und da wurde ohne Vorsicht die Tür geöffnet und die Försterin trat in die Kammer, mit hängenden Zöpfen, die Füße nackt, einen roten Wollrock um das Hemd gebunden. Als sie die Kammer hell fand, zuckte sie zusammen und blieb bei der Türe stehen — und lächelte so seltsam hilflos.

Erst wußte ich nicht: War das eine gespenstige Ausgeburt meiner Wünsche? Oder war es Wirklichkeit?

Hatte sie meine tolle Qual erkannt? Und wollte sie die Barm-

Google

herzige spielen? Oder war sie an diesen flinken Weg gewöhnt? War sie immer so freundlich, wenn Gäste unter diesem faulgewordenen Schindeldach übernachteten?

Etwas Widerliches griff mir an die Kehle — ein Gedanke, der mich abkühlte.

„Was soll das heißen? Sind Sie verrückt? Was wollen Sie?"

Da sagte sie, erschrocken und leise: „Auffi schauen hab i müassen ... ob S' net ebba ebbes brauchen tauten?"

„Nein! Danke! Ich brauche nichts!"

Sie neigte das Köpfchen. „Guat Nacht, Herr! Schlafen S' halt guat!" Dann ging sie zu der Tür hinaus.

Ich löschte das Licht. Und mit dem Kopf zwischen den Händen blieb ich im Bette sitzen.

Von aller schlaflosen Folter der dunklen Stunden, die da an mir vorüberschlichen, will ich schweigen.

Ich hörte den Kuckuck ein Uhr rufen, zwei Uhr, drei Uhr. Dann wurde es lebendig im Haus. Schwere Schritte stolperten über die Stiege herauf, eine Faust trommelte an meine Tür, und ich hörte die Stimme des Försters: „Auf, Herr Dokter! Auf! Drei hat's g'schlagen! Tummeln S' Eahna! Oder es kunnt ebba sein, daß mer z'spat kommen." Die Schritte entfernten sich und kamen wieder. „Soll ebba die Meinig aufstehn und a Fruahstuck richten?"

„Ich danke, nein! Ich will nichts haben!"

„Meinetwegen! Aber tummeln S' Eahna!"

Zerschlagen und müde, mit Blei auf den Lidern, kleidete ich mich an, nahm den mit Proviant und Wäsche angepackten Bergsack auf den Rücken und griff nach der Büchse. Als ich herunter kam, stand der Förster schon wegfertig bei der Haustür und sagte mit lachender Gutmütigkeit: „Jetzt aber flink, Herr Dokter! A Stündl brauchen mer guat! und bis mer auffi kommen, weard's grad schußliacht."

Das verstand ich nicht. Zur Jagdhütte im Gemskar hatte ich doch einen Weg von vierthalb Stunden? Und wo war der Jäger? Wie kam es, daß der Förster mich begleitete? Gestern hieß es doch, er hätte keine Zeit, mich zu führen?

Es zuckten mir Gedanken durch den Kopf, die mich die Nähe dieses freundlich tuenden Menschen mit Unbehagen empfinden ließen. Und als wir hinaustraten in das kühle Grau des Morgens, dessen Sterne schon erbleichten, schob ich für alle Fälle die Patronen in meine Büchse.

Google

Da kam der Jäger mit Keuchen gelaufen und stotterte: „Max und Josef! A bissl verschlafen hab i!"

„Macht nix!" sagte der Förster. „Grad tuat's es no! Aber flinke Füaß müassen mer machen! Nimm dem Herrn Dokter sein Sach, daß mer gschwinder füranand kommen! Und tummelts enk a bissl! Tummelts enk!"

Eine halbe Stunde ging es über ebenen Steig hinaus und dann empor durch steilen Bergwald, mit einer Eile, daß mir der Atem schwand. Und immer mahnte der Förster noch: „A bissl flinker! Flinker! Daß mer net z'spät kommen!"

Es wurde schon hell über den Wipfeln. Die Meisen fingen zu zwitschern an, und eine Ringdrossel flötete ihren süßen Schlag.

In das graue Zwielicht, das noch zwischen den Bäumen träumte, dämmerte weiß die Lichtung eines Almfeldes herein.

„Richten S'Gahna!" zischelte mir der Förster zu und gab dem Jäger einen Wink, zurückzubleiben. Dann pirschte er lautlos vor mir her, dem Waldsaum entgegen. Und nickte mir kichernd zu: „Guat haben mer's troffen! Wie am Schnürl ziagt er übers Almfeld her!" Langsam duckte er sich und deutete auf die Lichtung hinaus. „Dös is der beste, den i hab! Jetzt schießen S' 'n nobel auffi!"

Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich — in dem hirschleeren Revier — einen kapitalen Kronenhirsch da draußen über das Almfeld trollen sah. Doch ich machte einen flinken Strich unter all meine wunderlichen Gedanken — und hob die Büchse an die Wange.

Mit hoher Flucht quittierte der Hirsch die Kugel, machte noch ein paar rasende Sprünge und überschlug sich.

„Hat'n scho!" rief der Förster und sprang mit einem Jauchzer auf das Almfeld hinaus. Und der Jäger kam gelaufen. „Gratulier, Herr Doktor!" Er lachte. „Is halt deacht oaner dagwesen!"

Eine nachdenkliche Stimmung befiel mich, während ich langsam über das Almfeld hinaufstieg. Als ich den verendeten Hirsch erreichte, hatte der Förster schon die Joppe abgeworfen und begann die rohe Arbeit. Schweigend stand ich dabei. Der Förster, der zwischen den Hinterläufen des Hirsches kniete, lobte den „noblen" Schuß. Und während er die Arme bis zu den aufgestülpten Hemdärmeln in die dampfende Bauchhöhle des Wildes tauchte und den Wanst herausriß, guckte er lachend an mir hinauf und sagte: „Den hätten S' fei sonst net gschossen!"

Nicht nur in jener leuchtenden Morgenstunde, vor dem aufge-

Google

brochenen Hirsch und beim Anblick dieses lachenden Gesichts — auch noch in mancher Stunde all der 24 Jahre, die seit damals vergingen, hab ich mir über das Rätsel dieses Wortes den Kopf zerbrochen.

Als der Förster seine Arbeit getan hatte, säuberte er mit einem Grasbüschel die Arme und lachte wieder: „Lassen S' Eahna nimmer aufhalten! Schaun S', daß S' auffi kommen zu die Gamsböck. Den Hirsch trag i hoam. Und fürs Gweih laß i a Kisten machen und schick's Eahna eini d' Stadt!"

„Danke!" sagte ich in einer Regung von Zorn, die ich selbst nicht recht verstand. „Hängen Sie das Geweih nur in Ihre Stube! Und schreiben Sie meinen Namen drauf!" Ich winkte dem Jäger und ging davon.

Als wir zum Waldsaum kamen, drehte der Jagdgehilfe das Gesicht. „Was hat er denn, der Förstner, daß er so gspaßig dreinschaut?"

„Fragen Sie ihn! Dann werden Sie ja hören, was der Förster sagt!"

Ein Morgen kam, voll wundersamer Schönheit, verschwenderisch an Glanz und Farben.

Drei Tage blieb ich droben in der Jagdhütte des Gemsreviers. Doch ich hatte auf der Jagd ein so niederträchtiges Pech, als wäre mir ein rasendes Glück in der Liebe beschieden gewesen.

Am vierten Mittag packte ich verdrossen mein Zeug zusammen. Doch statt den bequemen Heimmarsch zu dem einsamen Haus mit dem faulen Schindeldach zu nehmen, stieg ich auf beschwerlichen Wegen über die Berge.

Den Förster und die „Seinige" hab ich im Leben nicht mehr gesehen. Erst 14 Jahre später kam ich wieder in die Gegend. Aber da saß ein neuer Förster in dem alten Haus, das ein rotes Ziegeldach bekommen hatte. Ich mußte fragen, was aus den beiden Leuten von damals geworden — und bekam eine schwarze Antwort: die Försterin wäre in ihrem ersten Wochenbett gestorben; und der Förster hätte ein Rückenmarksleiden bekommen — vom Hirschtragen — und wäre in Pension gegangen.

Ob er noch lebt? Ich weiß nicht — bin auch ganz ohne Neugier. Aber manchmal denk ich an ein grünes Grab, das da draußen in einem verlorenen Winkel der Berge liegt. Und dieser Gedanke peinigt mich.

Google

Stadtschulrat Dr. Georg Kerschensteiner: Die industrielle Arbeitsteilung und das Problem der Volkserziehung

Die Entwicklung der modernen Industrie wird der Erziehungspolitik des modernen Verfassungsstaates ein Problem stellen, das um so schwieriger zu behandeln sein wird, je weiter man seine Lösung hinausschiebt. Ich verfolge das Aufsteigen dieses Problems schon seit einigen Jahren, aber niemals ist es mir klarer geworden als im Herbst vergangenen Jahres, wo ich in den Vereinigten Staaten Amerikas die Arbeitsorganisation einiger industrieller Riesenbetriebe studierte.

Was den Fabrikbetrieb vom Handwerksbetrieb unterscheidet, ist vor allem die weitgehende Arbeitsteilung. Wenn der einzelne Arbeiter eines großen Betriebes immer nur einige wenige Arbeitsprozesse auszuführen hat, die seiner Begabung angepaßt sind, so wird durch die sich steigernde Geschicklichkeit nicht nur die Güte des Arbeitsproduktes gewinnen, sondern auch die Arbeitszeit für das einzelne Produkt auf ein Minimum reduziert. Dadurch werden wiederum die Herstellungskosten verringert, der Preis der Ware verbilligt, die Umsatzmöglichkeit vergrößert, das Zinserträgnis des im Betrieb arbeitenden Kapitals vermehrt und somit der materielle Besitz eines Landes verstärkt.

Vom volks*wirtschaftlichen* Standpunkte aus ist diese naturnotwendige Entwicklung der Industrie unter dem Antriebe des rastlos arbeitenden Kapitals eine durchaus erfreuliche. Vom volks*erzieherischen* Standpunkte waren so lange keine wesentlichen Bedenken zu erheben, als der fortschreitende Prozeß der Arbeitsteilung nicht das Grundelement aller Erziehungsmöglichkeit, die Arbeitsfreude, bei den großen Massen der gelernten Arbeiter zerstörte. Aber das nach Beschäftigung hungernde Kapital führte die industrielle Entwicklung auf der Straße der Arbeitsteilung immer weiter. Je höher die Löhne und je kürzer die Arbeitszeiten wurden, desto mehr suchte das Kapital durch andere Mittel zu ersetzen, was es hier an Zinsertrag verlieren mußte.

Google

War früher der Antrieb zur Arbeitsteilung nicht zum geringsten durch die Absicht einer zweckmäßigen Organisation der Arbeit gegeben, so spornte nunmehr ausschließlich die Furcht vor der sich schmälernden Rente des Kapitals zu immer weiteren Gliederungen der Arbeitsprozesse an. Wo nur immer der Maschine ein Arbeitsprozeß ausgeliefert werden konnte, da wurde auf die nicht immer zuverlässige Geschicklichkeit des Menschen verzichtet, und wo vollends der Durchführung des Arbeitsprozesses eine automatische Maschine zur Verfügung gestellt werden konnte, da wurde die Menschenhand nahezu völlig ausgeschaltet. Sie erhielt keine weitere Aufgabe mehr, als die Maschine in Gang zu setzen oder den rhythmischen Wechsel ihrer Tätigkeit mit der Pünktlichkeit einer Präzisionsuhr durch einige Fingerbewegungen zu regulieren.

Es gibt Fabrikationen, wo diese Entwicklung der Produktionsweise zum Segen für die Menschheit geworden ist. Das ist vielleicht überall da zu behaupten, wo es sich um die Herstellung von Halbfabrikaten handelt, deren Erzeugung einst schwere, aufreibende körperliche Arbeit erforderte. Es gibt aber auch Fabrikationen — und sie sind bei weitem in der Mehrzahl — wo diese Entwicklung der Produktion zum Fluche für die Menschheit wird, wo sie nicht mehr kulturfördernd, sondern in hohem Grade kulturhemmend wird. In „the Past and Present" sagt Carlyle, daß das letzte Evangelium in dieser Welt sei, Arbeit zu kennen und sie zu tun. Die heilige Glut der Arbeit gleiche einem läuternden Feuer, worin jedes Gift verbrannt wird. Das Schicksal habe im Grunde kein anderes Mittel, um zu kultivieren. Gesegnet sei daher, der seine Arbeit gefunden habe; er möge keinen anderen Segen verlangen. Aber die Arbeit, wie sie der Großbetrieb der amerikanischen Industrien den Menschen auferlegt, kann unmöglich das letzte Evangelium dieser Welt sein, weder zeitlich noch räumlich. Es wäre denn, daß die Entwicklung der Kultur die Massen der Menschen wieder zur Sklaverei zurückführen müßte, von der sie die Massen in blutigen Kämpfen einst befreit hatte, zu einer Sklaverei, die viel schlimmer ist, als sie jemals im Laufe der Menschengeschichte war. Die Arbeit, die ich in den gewaltigen Schuhfabriken in St. Louis gesehen habe, die dort 25 000 Menschen beschäftigt, ist alles Segens entkleidet. In endlosen Reihen ist der Mensch hier eingeschaltet als Maschine zwischen anderen Maschinen, die seine Hand selbst gebaut hat, damit er sich besser als Glied in die große Sklavenkette einfüge.

Google

Und diese Tausende und Hunderttausende von modernen Sklaven sind vollberechtigte Bürger des Staates. Sie bestimmen sein Geschick, unser aller Geschick, durch das allgemeine gleiche und freie Wahlrecht. Noch mehr! Sie sind Menschen wie wir, von gleicher Rasse und gleichem Stamm, viele von ihnen von großer Intelligenz, eiserner Willenskraft und tiefer Moralität. Sie haben das gleiche Anrecht wie wir alle auf den Besitz der Kulturgüter, den ungezählte Generationen vor uns gemeinsam für ihre Nachkommen geschaffen haben. Aber der Tag, das Jahr, das Leben rollt ihnen dahin ohne den Himmelsglanz der inneren Arbeitsfreude, aus der allein die gesunde Kraft zur wertvollen Lebensgestaltung, zum richtigen Genuß der Kulturgüter herauswächst. „Ach, Sie glauben nicht, wie fröhlich unsere Arbeiter sind", sagte mir ein Amerikaner, „und alle haben auch nicht das Bedürfnis nach einem geistig angeregten Leben." Gewiß, so lange die Kraft des jungen Arbeiters zunimmt, so lange das frohe Gefühl einer sich steigernden Leistungsfähigkeit in der Seele des Arbeiters sich ausbreitet, so lange die Aussicht auf stetig steigenden Lohn mit steigender Leistungsfähigkeit wächst, wird auch die gleichförmigste Arbeit noch nicht völlig ihres Segens beraubt sein und selbst bei fähigen Köpfen den Mangel an geistigem Leben wenn auch fühlbar, so doch nicht erdrückend machen. Aber der Tag kommt mit tödlicher Sicherheit, wo bei den besten die Müdigkeit der Seele sich einstellt und nur die Hungerpeitsche die alte Leistungsfähigkeit noch eine Zeit lang aufrecht erhält. Wenn aus der mechanischen Arbeit kein Kraftzuwachs mehr für den Arbeiter fließt, wenn der Arbeiter von keiner Hoffnung mehr getragen wird, dann hört die Arbeit auf, ein Kulturfaktor zu sein, und wenn Millionen von Volksgenossen unter solchen Bedingungen durch das Leben wandern, dann hören sie auf, für die Kultur des Volkes sich zu interessieren und freiwillig und einsichtsvoll an ihr mitzuarbeiten.

Man wende nicht ein, daß die hoch gesteigerte Arbeitsteilung kein geistig hochstehendes Menschenmaterial verlangt. Das ist nur bei ganz wenigen Industrien der Fall. Gerade die wichtigsten Industrien, wie die vielgestaltigen Maschinenindustrien, verlangen auch bei größter Arbeitsteilung intelligente, anpassungsfähige und willensstarke Menschen, die eine der wertvollsten Geistesgaben besitzen müssen, die Fähigkeit gespanntester Aufmerksamkeit. Jeder Fabrikant weiß, daß nur geistig und moralisch gut qualifizierte jugendliche Arbeiter lernen, den Arbeitsmaschinen die höchste Leistungsfähigkeit abzuringen. Jeder

Google

Fabrikant weiß, welch enormen Unterschied beim redlichsten Willen der Arbeiter die Leistungen der gleichen Arbeitsmaschinen aufweisen, und ein aufmerksamer Beobachter braucht nur einen Tag durch die Arbeitsräume einer großen Industrie zu wandern, um sofort an den gespannten Muskeln des Gesichtes die Summe geistiger Energie abzulesen, die hier an den unbarmherzig produzierenden Arbeitsmaschinen verbraucht wird. Im Zwange einer langjährigen mechanischen Arbeit wird dann freilich die Intelligenz nicht mehr weiter entwickelt. Wo Jahrelang keine neuen Aufgaben mehr an den Arbeiter herantreten, beginnt auch der beste stumpf und gleichgültig zu werden. Das zeigt sich selbst bei der geistigen Arbeit, geschweige denn bei der manuellen.

Man verspricht sich viel von der Verkürzung der Arbeitszeit in den hoch entwickelten Industrien. Sie wird, eine weitgehende Erziehung für die Ausnutzung der Mußezeit vorausgesetzt, den Zustand erträglicher machen, aber das Problem nicht lösen und die ungeheuren Gefahren für die Kultur des Volkes nicht beseitigen. Wenn die Tages- und Berufsarbeit, die den Menschen bis zum Grabe begleitet, nicht eine ständige Quelle einer wenn auch noch so bescheidenen Lebensfreude ist, wenn das Interesse an ihr durch nichts mehr täglich neu entzündet wird, dann retten auch die bestverwendeten Mußestunden die Seele eines geistig Hungernden nicht.

Was können wir nun tun, um diese Wirkung der unaufhaltsam fortschreitenden Arbeitsteilung für die Mehrzahl unserer intelligenten Arbeiter hintanzuhalten? Was können wir tun, um der entgötterten Arbeit ihren Segen wieder zu geben? Ich glaube, es g i b t ein Mittel, nur ist es fraglich, ob der natürliche Egoismus des Arbeitnehmers wie des Arbeitgebers sich freiwillig entschließt, es zu gebrauchen. Das Mittel heißt: B e l e b u n g d e r A r b e i t s f r e u d e d u r c h W e c h s e l d e r A r b e i t. Im normalen, pflichtgetreuen Menschen lebt die Arbeitsfreude, das ist die Freude an der Arbeit um der Arbeit willen, so lange, als sie ihn irgend welchen Kraftzuwachs erleben läßt. Das können wir täglich selbst beim spielenden Kinde beobachten. Sobald das normale Kind bei seinem frei gewählten Spiele nichts mehr lernt, nichts mehr geistig oder körperlich gewinnt, beginnt das Spiel das Interesse des Kindes zu verlieren. Jeder Erzieher weiß, daß damit der Moment gekommen ist, es einem neuen Spiele zuzuführen. Nicht anders ist es bei der Arbeit des normalen Erwachsenen. Wenn der Arbeiter an der einen Maschine seine höchste Leistungsfähigkeit ent-

Google

Michelangelo da Caravaggio:
Der Falschspieler
(Galerie Dresden)

Google

wickelt hat, beginnt naturnotwendig das Interesse an der Bedienung dieser Maschine zu erlahmen. Die moralische Kraft des einen oder anderen oder auch die Aussicht auf Festhaltung der einmal erreichten Lohnhöhe läßt den Zeitpunkt hinausrücken, wo die geistige Spannkraft in der Bedienung der Maschine nicht mehr auf der gleichen Höhe zu halten ist. Aber früher oder später kommt der Augenblick doch. Warum stellt man nun nicht diesen Arbeiter rechtzeitig an die nächste Maschine, welche den Arbeitsprozeß der vorausgehenden fortsetzt? Gewiß, die Leistungsfähigkeit dieser nächsten Maschine wird unter der neuen Hand zunächst nicht auf ihrer vollen Höhe stehen. Auch der Lohn des Arbeiters wird vielleicht zunächst um einen größeren oder kleineren Betrag sinken. Arbeitgeber wie Arbeitnehmer werden also bei diesem Wechsel anfänglich nicht ohne Opfer durchkommen. Aber je höher die moralische Kraft der beiden ist, desto eher werden sie sich zu diesem Opfer entschließen. Denn beide gewinnen schließlich mehr als sie verloren haben. Ich habe in meinem eigenen Leben zweimal unter Verzicht auf sehr nennenswerte Einkommensbeträge und auf gesicherte Lebensstellungen mein Arbeitsfeld gewechselt, nur um meine Arbeitsfreude und damit mein inneres Glück zu retten. Und ich habe viele geistige Arbeiter kennen gelernt, die ebenso handelten und heute noch so handeln. An der zweiten Arbeitsmaschine erwacht der seelisch Ermüdete zu neuem geistigem Leben. Wieder sind ihm neue Aufgaben gestellt, wieder kann er täglich seine Leistungsfähigkeit wachsen sehen, wieder steigt der Lohn und vielleicht sogar zu einem höheren Grade, als dies vorher möglich war. So kann der gelernte Arbeiter, von Maschine zu Maschine schreitend, lange Jahre hindurch vom eigenen Arbeitsinteresse gefangen gehalten werden. Immer mehr sieht er dabei die Zusammenhänge der Arbeitsprozesse seines Betriebes, immer mehr Maschinen fesseln seine Aufmerksamkeit, immer weiter öffnet sich sein Blick, immer mehr wird er sich der Verantwortlichkeit des einzelnen bewußt, dessen Arbeitsprodukt die Grundlage der Arbeitsleistung des nächsten Mitarbeiters ist.

Ich weiß nicht, wie weit dieser Weg in den einzelnen Industrien gangbar ist. In den Maschinenindustrien ist er es sicher. Denn ich habe ihn in einer Reihe von Lehrlingsabteilungen großer Industrien, fast möchte ich sagen, unbewußt, beschreiten sehen. Gerade die Industrien, deren Erzeugnisse bei großer Kompliziertheit große Genauigkeit erfordern, sind von selbst gezwungen, den intelligenten Lehrling von Arbeitsmaschine zu Arbeitsmaschine zu führen, wenn sie einen intelli-

Google

genten Arbeiterstamm sich erziehen wollen. Nur wenn der Lehrling zum fertigen Arbeiter geworden ist, dann hören sie so vielfach auf, im gleichen System weiterzufahren.

Die Beschreitung dieses Weges wird wesentlich erleichtert, wenn durch geeignete öffentliche Schulen, welche den Lehrling während seiner ganzen Lehrzeit begleiten, der jugendliche Arbeiter in alle Arbeitsprozesse seines Berufes systematisch eingeführt wird. Wenn der Lehrling hiebei in der Schule zu keiner nennenswerten quantitativen Arbeitsleistung in einer gegebenen Zeit gebracht werden kann, die Qualität der Arbeitsleistung eines Prozesses kann er immer durch eigene Versuche am eigenen Leibe erfahren lernen. Und diese wenn auch noch so kurze Erfahrung wird es ihm erleichtern, als fertiger Arbeiter durch rechtzeitigen Wechsel der Arbeit im eigenen Berufe den unheilvollen Wirkungen der Arbeitsteilung zu entgehen.

Die Lösung des Problemes der Volkserziehung, das ist der Erziehung der Staatsgemeinschaft zu einem in sich geschlossenen, in gemeinsamer Tätigkeit vorwärtsschreitenden Kulturvolke, wird nicht möglich werden ohne die Lösung des Problems, wie der moderne Industriestaat die echte, wirkliche Arbeitsfreude zu erhalten oder gar zu entwickeln imstande ist. Viele und schwere Hindernisse stehen der hier versuchten Lösung im Wege. Die in den einzelnen Betrieben selbst liegenden will ich nicht erwähnen. Ich will nur auf eines der größten außerhalb der Betriebsorganisation hinweisen, auf die Parole der organisierten Arbeiter, daß die Lohnverhältnisse zwischen dem schlechten und dem vortrefflichen Arbeiter keine nennenswerten Differenzen aufweisen dürfen, und daß die quantitative Arbeitsleistung des hervorragenden Arbeiters über eine bestimmte von der Organisation vorgeschriebene Grenze nicht hinausgehen darf, eine Parole, wie sie nicht unheilvoller gerade für das Aufsteigen des Arbeiterstandes selbst erdacht werden kann. Aber nichts stärkt alle diese Hindernisse besser, als das langsame aber sichere Sinken der echten Arbeitsfreude durch die fortschreitende Arbeitsteilung.

Google

Dr Alfred Kuhlo

Syndikus des Bayerischen Industriellenverbandes:

München als Industriestadt

Sie wollen, daß ich Ihnen einiges über München als Industriestadt berichte? Da darf ich wohl vorausschicken, daß München gar keine Industriestadt im eigentlichen Sinne des Wortes ist. Die allgemeinen Voraussetzungen für die günstige Entwicklung einer großen Industrie sind in München leider nicht gegeben. Besonders die sogenannte schwere Industrie, d. h. die Großeisen- und Maschinenindustrie, kann dort keine Stätte finden. Der Grund hierfür liegt in der ungünstigen geographischen Situation: man denke sich, daß alle Rohstoffe zu enormen Preisen für Frachten vom Norden bezogen werden müssen und die Mehrzahl der Produkte denselben Weg wieder zurückgehen muß, da München kein kaufkräftiges Hinterland hat. Da erscheint es verständlich, daß derartige Industriezweige in München keinen Boden finden konnten. Auch Textilindustrie mangelt vollständig; hier sind es in erster Linie die ungünstigen Arbeiterverhältnisse, welche die Anlage großer Betriebe verhindert haben. Die Textilindustrie braucht für ihre meistens nicht sehr hochwertigen Produkte billige und zuverlässige Arbeitskräfte; diese lassen sich aber anderswo besser finden als gerade in München.

Wenn also München auch auf eine größere Entwicklung von Eisen-, Maschinen- und Textilindustrie aus den angeführten Gründen verzichten muß, so weist die Hauptstadt Bayerns doch eine große Reihe von Spezialfabriken und besonders Mittel- und Kleinindustrie auf. Die gewerbliche Tätigkeit ist in München sehr entwickelt, auch ist die Zahl der in Gewerbe und Industrie beschäftigten Personen eine wesentlich höhere als in den beiden bayerischen Industriestädten Nürnberg und

Google

Augsburg. Die Zahl der großindustriellen Etablissements ist allerdings keine große.

Eine Industrie ist in München bodenständig im wahrsten Sinne des Wortes: die Brauindustrie; von ihr stammt auch der Beiname „die Bierstadt". Die Uranfänge dieser Industrie datieren auf das 15. Jahrhundert zurück. Es ist interessant, festzustellen, daß Umstände, welche sonst die gewerbliche Entwicklung regelmäßig hindern, nämlich polizeiliche Verordnungen, gerade das Münchener Braugewerbe erheblich gefördert haben. Die strengen Polizeivorschriften für die Brauereien, deren wesentlichste schon im Jahre 1516 erlassen wurde, haben den Grund zu dem Ruf und der Weltbedeutung des Münchener Bieres gelegt. Dadurch, daß die Herstellung des Bieres schon vor Jahrhunderten in München von den Behörden strenger überwacht wurde, als irgendwo anders in der Welt, war seine Qualität der aller anderen Produkte überlegen und fand bald den Weg auf den Weltmarkt. Das Münchener Hofbräuhaus wurde schon im Jahre 1589 gegründet; sein Bier, das ursprünglich nur für den Bedarf des Hofes bestimmt war, hat bald große Berühmtheit erlangt. Der Export Münchener Bieres hat großen Umfang eigentlich erst seit dem Jahre 1872, d. h. zur Zeit des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs in Deutschland, angenommen. Heute wird Münchener Bier in allen Teilen der Welt getrunken. Der Export der Münchener Brauereien ist ungefähr die Hälfte der gesamten bayerischen Bierausfuhr, obwohl die Brauereien in Kulmbach, Nürnberg und Würzburg ebenfalls große Quantitäten ausführen. Leider hat der Export Münchener Bieres nach Norddeutschland erheblich abgenommen; trotzdem sind die deutschen Bundesstaaten noch immer die besten Kunden der Münchener Exportbrauereien. Eins mag jedoch noch erwähnt sein: Trotzdem Münchener Bier überall in der Welt getrunken wird und die Ausfuhr ganz stattliche Ziffern aufweist, trotzdem ferner der Konsum der Münchener an Bier pro Kopf der Bevölkerung in den letzten Jahren ganz erheblich zurückgegangen ist, werden noch immer mehr als drei Viertel des in München gebrauten Bieres in München selbst getrunken. Einen besseren Beweis für die Boden-

Google

ständigkeit dieses Industriezweiges wird man wohl kaum beibringen können.

In den letzten Jahren ist in München eine andere Industrie heimisch geworden: die Kunstgewerbeindustrie. Die neuen Wege der angewandten Kunst in Deutschland sind in der Hauptsache auf die Initiative Münchens zurückzuführen; dort entstand der jetzt glücklich überwundene Jugendstil, der immerhin das Verdienst hat, eine Reform der Innenkunst vorbereitet zu haben. In München sind die Seidl, Riemerschmidt, Bruno Paul, Fischer, Bartsch, Troost und viele andere zu Hause, die der Raumkunst neue Bahnen eröffnet haben und den Ruhm Münchens im ganzen Reiche verbreiteten. Das Kunstgewerbe ist im allgemeinen eine Mittel- und Kleinbetriebsindustrie; sie beschäftigt aber viele Tausende und ist in stetig aufsteigender Entwicklung begriffen; wenn von Münchens Industrie die Rede ist, muß sie in erster Linie erwähnt werden. Vielleicht wird Deutschland einmal seinen neuen Stil, der noch immer nicht endgültig gefunden ist, sich aber zweifellos aus den vielen talentvollen Ansätzen heraus entwickeln wird, Münchener Anregungen und Münchener Industriefleiß verdanken.

Die sogenannte schwere Eisenindustrie kann sich, wie schon erwähnt, in München nicht entwickeln; einige Versuche sind nach schweren Verlusten kläglich gescheitert. Dagegen hat München einige Spezialfabriken der Maschinenindustrie, die mit großem Erfolge arbeiten und seit Jahrzehnten Weltruf genießen. In erster Linie sind dies die Lokomotivfabriken von Maffei und Krauß. Die erste Maffeische Lokomotive wurde schon im Jahre 1841 hergestellt; heute laufen diese Münchener Lokomotiven in allen Ländern der Welt. Die Firma Krauß & Co. konnte schon im Jahre 1905 das Jubiläum der Herstellung der 5000. Lokomotive feiern; von diesen Maschinen wurde nur ein Fünftel an den bayerischen Staat geliefert; die übrigen laufen im übrigen Deutschland und in anderen europäischen Staaten; 471 Lokomotiven gingen über See. Die Firma Maffei baut auch Schiffe in München; viele ihrer Dampfschiffe bevölkern den Bodensee, Starnberger See und Ammersee, einzelne auch die Donau und den Neckar. Die

Google

Firma Ratgeber in München fabriziert in der Hauptsache Eisenbahnwaggons und liefert ihre Erzeugnisse an alle deutschen Bahnen, zum Teil auch ins Ausland. Mancher fürstliche Hofzug wurde in München hergestellt.

Ein nicht unbedeutender Industriezweig Münchens ist die graphische Industrie, welche durch die zahlreichen in München ansässigen Künstler stets reiche Befruchtung findet; ihre Erzeugnisse gehen in alle Teile der Welt. München ist der Verlagsort vieler vornehmen Kunstzeitschriften, auch die Postkartenindustrie steht in Blüte.

Wenn also München auch nach Lage der Verhältnisse nicht den Ehrgeiz besitzen kann, eine Industriestadt im wahrsten Sinne des Wortes zu werden, so kann es doch mit Stolz auf die rege gewerbliche Tätigkeit blicken, die sich in ihrem Bannkreise entfaltet. Vielleicht trägt gerade der Umstand, daß München nicht von rußerzeugenden Fabrikkasernen durchzogen ist, mit dazu bei, den Reiz der Stadt zu erhöhen und die vielen Vorzüge, welche sie durch ihre reizvolle natürliche Lage ihr eigen nennen kann, besonders zur Geltung zu bringen. Die Freunde solcher Vorzüge können auch für die Zukunft in dieser Beziehung ganz ruhig sein: München wird seinen Charakter als Kunst- und Residenzstadt nie verlieren, da nach Lage der Dinge nicht zu erwarten steht, daß sich Industrie in größerem Umfange dort ansiedeln wird.

Google

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Copyright 1910 by Albert Langen, Munich.

Fortsetzung

„Da kommt der andere Hampelmann auch," sagte er. „Und er sieht sogar noch lächerlicher aus als du," sagte er.

„Was sagst du?" fragte Nils.

„Was sagst du?" entgegnete Lars. „Spül dir erst den Mund ordentlich aus und dann rede verständlich."

Da blieb der Knecht stehen. Er wollte hören, um was es sich handle, und sagte:

„Ich verstehe rein gar nichts."

„So, nicht verstehen? Aber die Herbstpflügerei auf einem ungeschnittenen Acker, die verstehst du," erwiderte Lars. „Ja, das versteht allerdings niemand so gut wie du," sagte er.

Aber da lief dem Knecht doch einmal die Galle über, und seine Wangen verloren die Farbe, als er antwortete: „Du bist doch ein greulicher Dummkopf. Hör doch endlich auf mit dem albernen Geschwätz!"

„Dummkopf! Nein, hör einer den Stutzer!" sagte Lars zu mir. „Wie fein er sich ausdrückt! Greulich sagt er! Und dann ist er ganz bleich geworden. Ich bin länger hier auf Oevrebö gewesen, und habe an den Abenden oft der Herrschaft vorgesungen, das kann ich dir sagen. Aber seither gibts nichts als Durcheinander und Großtuerei. Ja, du wirst dich wohl erinnern, wie es früher hier war," sagte er nun zu mir. „Da hieß es, Lars zuerst und Lars zuletzt, und die Arbeit wurde ebenso gut getan. Im Jahr nach mir kam der Knecht Albert, aber dann bist

Google

du gekommen, Nils, und jetzt ists die reine Schinderei, nichts als Bauen und Pflügen und Mistfahren, Tag und Nacht, das kann ich dir sagen, daß man schließlich so mager davon wird wie ein Zaunpfahl."

Hier mußten Nils und ich hell herauslachen. Und Lars fühlte sich gar nicht gekränkt darüber; er war im Gegenteil sehr stolz, weil er so witzig gewesen war, daß er ganz versöhnt wurde und mitlachte.

„Ja, das sag ich gerade heraus," fuhr er fort, „und wenn du nicht zwischendurch ein ganz behaglicher Mensch wärst —, nein, behaglich, das will ich nicht sagen, aber du bist ehrlich und ziemlich umgänglich, gewissermaßen. Und wenn es nicht darum wäre, dann ..."

„Nun, was würde denn dann geschehen?"

Lars war immer freundlicher geworden; nun lachte er und sagte:

„O, ich möchte dich gleich ungespitzt in den Erdboden hineinschlagen!"

„Willst du meinen Arm anfühlen?" fragte der Knecht.

„Was gibt es hier?" fragt plötzlich der Kapitän, der auf uns zukommt; er war schon auf, obgleich es erst früh um sechs Uhr war.

„Nichts," erwiderten Lars und Nils zugleich.

„Wie steht es mit der Brunnenstube?" fragt der Kapitän mich; aber er wartet meine Antwort nicht ab, sondern wendet sich an Nils und sagt: „Du mußt mich gleich nach der Bahn fahren, ich muß nach Christiania."

Hierauf gingen Grindhusen und ich an die Brunnenstube und Lars Falkenberg an seinen Graben. Aber es war eine kleine Verstimmung zwischen uns eingetreten.

„Es ist schade, daß der Kapitän wegreist," sagte sogar Grindhusen.

Mir ging es ebenso. Aber der Kapitän mußte wohl in Geschäften verreisen. Holz und Getreide mußten verkauft werden. Aber warum reiste er so früh am Morgen? Den Frühzug konnte er ja doch nicht mehr erreichen. Hatte es nun wieder Streit drüben gegeben, und wollte er fort sein, ehe seine Frau aufstünde?

* *
*

Ja, es gab oft Streit drüben.

Jetzt war es wieder so weit gekommen, daß der Kapitän und seine Frau offenbar gar nicht mehr miteinander sprachen, sondern nur gleichgültig nebeneinander hinlebten; wenn sie hie und da ein Wörtchen wechselten, sah jedes nach einer andern Seite hinaus. Bisweilen aber sah der Kapitän seine Frau doch an und riet ihr dann, bei dem guten Wetter ein wenig auszugehen. Einmal rief er sie auch vom Hof herein,

Google

damit sie ein wenig auf dem Flügel spiele; aber das tat er vielleicht einzig und allein des Gesindes wegen.

Ach, es war so traurig!

Ueber der gnädigen Frau ruhte eine stille Schönheit; manchmal stand sie auf der Freitreppe und schaute zu den Bergen hinüber, ihre Züge hatten einen weichen Ausdruck, und ihr Haar schimmerte ganz rotgolden. Sie sah schon aus wie eine junge Mutter. Aber wie einsam war ihr Leben! Keine Besuche mehr, kein Klavierspiel, kein Gesang, keine Freuden, — nur Kummer und Schande!

Der Kapitän hatte ja versprochen, seine Last bis auf weiteres zu tragen, und er gab sich gewiß alle Mühe. Aber er konnte nicht mehr. Das Unglück war auf dem Hof eingezogen, und Unglück ist schwerer zu tragen als sieben Lasten. Wenn seine Frau ein einziges Mal heftig wurde und vergaß, sich dankbar zu zeigen, dann starrte der Kapitän zum Boden, und nach einer kleinen Weile nahm er seinen Hut und ging hinaus. Alle Mägde konnten von solchen Auftritten erzählen, und ich war selbst ein paarmal Zeuge davon. Natürlich konnte er ihren Fehltritt nie vergessen, nein, nie. Aber er hätte nicht daran zu rühren brauchen. Hätte er aber auch schweigen sollen, wenn sie sich vergaß und sagte: „Du weißt ja, daß ich nicht wohl bin, und weißt, daß ich nicht so viel gehen kann wie früher?" — „Still, Luise," antwortete er dann wohl und runzelte die Stirn. Damit war der Streit schon wieder in vollem Gang. „Nun willst du mich wohl wieder daran erinnern?" — „Nein, du selbst erinnerst mich daran, du hast deine Schamhaftigkeit verloren, dein Fehltritt hat dich frech gemacht." — „Ach, warum bin ich nur wieder hierhergekommen! Daheim ging es mir viel besser." — „Ja, oder bei dem Windhund." — „Du hast doch gesagt, er hätte dir einmal geholfen. Ja, ich sehne mich wahrhaftig manchmal zu ihm zurück. Hugo ist viel besser als du."

Sie war ganz unvernünftig in ihren Worten, sie sagte möglicherweise viel mehr, als sie meinte. Aber sie war für uns alle vollkommen unkenntlich, sie war verdorben worden. Frau Falkenberg verdorben? Nein, ach nein! Gott allein weiß es. Sie entblödete sich jedenfalls nicht, abends in die Küche zu kommen und Nils freundliche Worte zu sagen über seine Jugend und Kraft. Ich war wieder ein wenig eifersüchtig und neidisch auf den Knecht, weil er jung war, und dachte: „Sind denn alle Leute verrückt geworden? Sollte man nicht die Aelteren vorziehen?" Hatte ihr jetzt wohl die Unschuld des Knechts in die Augen

Google

gestochen, oder wollte sich Frau Falkenberg nur selbst ein wenig über Wasser halten und versuchen, etwas jünger zu tun, als sie war?

Aber eines Tages kam sie zu Grindhusen und mir zu der Brunnenstube heraus, setzte sich da nieder und sah uns eine Weile zu. Eine halbe Stunde lang ging die Arbeit jetzt wie geschmiert, der Granit wurde nachgiebig und fügte sich unserm Willen; wie Riesen bauten wir an der Mauer. Aber auch jetzt war Frau Falkenberg ganz unvernünftig; während sie dort drüben saß, ließ sie die Augen immer hin und her laufen. Warum legte sie nur diese neue Gewohnheit nicht ab? Ihre Augen waren zu ausdrucksvoll für dieses Spiel, es stand ihr gar nicht gut. Ich dachte: „Entweder will sie nun bei Grindhusen und mir ihre Dummheiten mit dem Knecht Nils wieder ausgleichen oder sie spielt nun auf neue Rechnung weiter." Was war richtig? Ich konnte mir nicht klar darüber werden, und Grindhusen verstand überhaupt nichts davon. Als sie gegangen war, sagte er: „Die gnädige Frau ist doch eine riesig gute Person, sie ist eigentlich wie eine Mutter. Hat sie nicht extra das Wasser befühlt, ob es uns nicht zu kalt wäre?"

Eines Tages, ich stand eben an der Küchentreppe, sagte sie zu mir:

„Erinnerst du dich noch an die alten Zeiten hier auf dem Hof, wo du zum erstenmal hier warst?"

Sie hatte noch nie auf jene Zeit angespielt, und nun sagte ich nur: „Ja — ja, ich erinnere mich wohl noch."

„Du hast mich einmal nach dem Pfarrhaus gefahren," sagte sie.

Da dachte ich so halb und halb, sie wolle sich am Ende ein wenig mit mir unterhalten, nur um sich etwas zu zerstreuen; und ich wollte ihr gern ein wenig helfen, ihr den Anfang erleichtern, etwas gerührt war ich ja auch. So sagte ich:

„Ja, ich erinnere mich wohl noch; es war eine sehr schöne Fahrt. Aber die gnädige Frau hat damals gefroren."

„O nein, sondern du hast gefroren, denn du hast mir deine eigene Decke vom Bock gegeben. Du Aermster!"

Da ward ich noch mehr gerührt, und ich fing auch leider gleich an, mich ein wenig aufzuspielen. Ei, sie hatte mich nicht vergessen, und die paar Jährchen seither haben mich wohl auch nicht allzusehr mitgenommen!

„Die gnädige Frau täuscht sich wohl betreffs des Teppichs," sagte ich; „aber wir saßen in einer Hütte, eine Frau kochte uns Kaffee, und Sie gaben mir von Ihrem Mundvorrat."

Google

Ich hatte den Arm um einen Pfosten geschlungen und lehnte mich ans Geländer. Aber das beleidigte sie wohl, sie mochte den Eindruck bekommen, ich mache mich auf eine längere Unterhaltung mit ihr gefaßt. Und ich hatte auch gesagt: wir hätten in einer Hütte gegessen. Natürlich war ich zu weit gegangen; aber nach allen diesen Wandermonaten war ich eben des Znachtnehmens nicht mehr gewohnt.

Als ich ihr Mißfallen sah, richtete ich mich gleich auf; aber es war schon zu spät. Sie war zwar noch immer freundlich, aber sie war wohl empfindlich und mißtrauisch nach diesen bösen Zeiten und sah selbst in der Ungewandtheit eine Unhöflichkeit.

„Ja, ja," sagte sie, „ich hoffe, es geht dir diesmal gut auf Ovrebö wie damals."

Damit nickte sie mir zu und ließ mich stehen.

* *
*

Wieder vergingen einige Tage. Der Kapitän war noch nicht zurück, aber er hatte eine freundliche Postkarte an seine Frau geschickt, in der stand, er hoffe, in der nächsten Woche kommen zu können. Und zugleich schicke er auch Röhren, Doppelhahnen und Zement für die Wasserleitung.

„Hier sieh einmal," sagte Frau Falkenberg und trat mit der Karte in der Hand zu mir. „Der Kapitän schickt diese Sachen für dich und sagt, du sollst sie an der Bahn abholen lassen."

Wir lasen die Karte miteinander; es war mitten auf dem Hofe um die Mittagszeit. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll: als ich so neben ihr stand und mein Kopf zu dem ihrigen hinneigte, tat mir das im innersten Herzen wohl. Als sie die Karte gelesen hatte, sah sie mich an. Jetzt kokettierte sie nicht; aber sie entdeckte wohl einen andern Ausdruck in meinen Augen, denn sie sah mich fortgesetzt an. Fühlte auch sie meine Nähe, wie ich die ihre? Diese beiden traurigen Augen, die sich auf mich richteten und auf mir ruhen blieben, waren bis zum Rande mit Liebe erfüllt. Sie konnte nicht zurechnungsfähig sein, ihr Blick war pathologisch tief, als sei er von dem Leben, das sie unter dem Herzen trug, beeinflußt. Sie atmete schwerer, und ihr Gesicht überzog sich mit einer tiefen Röte, dann wendete sie sich und ging langsam fort.

Ich hielt die Karte noch in der Hand. Hatte sie sie mir gegeben? Hatte ich sie genommen?

„Ihre Karte," sagte ich. „Hier, ich bringe sie . . ." Sie streckte die Hand nach rückwärts aus, ohne sich umzudrehen, und ging weiter.

Google

Dieses Vorkommnis beschäftigte mich mehrere Tage lang. Hätte ich ihr nachgehen sollen, als sie mich verließ? Ach, ich hätte es probieren, hätte einen Versuch machen können, ihre Tür war nicht weit weg. Pathologisch? Aber warum war sie überhaupt mit ihrer Karte zu mir gekommen? Sie hätte mir mündlich Bescheid geben können. Jetzt erinnerte ich mich auch, daß wir vor sechs Jahren genau so zusammengestanden und ein Telegramm von ihrem Manne gelesen hatten. Suchte sie solche Situationen auf und taten sie ihr wohl?

Als ich sie wieder sah, konnte ich ihr keinerlei Verlegenheit anmerken; sie war freundlich und kühl. Da mußte ich auch über die Sache weggehen. Was wollte ich denn auch von ihr? Nein, wahrhaftig!

Heute bekam sie Besuch, eine Frau aus der Nachbarschaft mit ihrer Tochter. Sie hatten wohl von der Abwesenheit des Kapitäns gehört und wollten seine Frau nun ein wenig zerstreuen. Vielleicht waren sie auch aus Neugier gekommen. Sie wurden gut bewirtet; Frau Falkenberg war ebenso liebenswürdig gegen sie wie früher, und zum Schluß spielte sie ihnen noch etwas vor.

Als die Gäste gingen, begleitete Frau Falkenberg sie den Weg hinunter und redete ganz vernünftig mit ihnen, obgleich sie wohl andres im Kopf haben mochte als Haushaltung und Schlachttage. O, sie sah so angeregt und vergnügt aus! „Kommen Sie recht bald wieder! Jedenfalls du, Sophie." — „Ja, schönen Dank. Aber Sie kommen wohl nie mehr nach Nedrebö?" — „Doch, doch. Wenn es jetzt nicht so spät wäre, ginge ich gleich mit." — „Aber morgen ist auch noch ein Tag." — „Ja, es kann wohl sein, daß ich morgen komme. Bist du es?" sagte sie zu Ragnhild, die ihr mit einem Schal nachgegangen war. „Ach, das ist zum Lachen! Meinst du, ich friere?"

Die Stimmung auf dem Hofe hatte sich, im ganzen genommen, bei allen gebessert, und wir fühlten uns nicht mehr so sehr niedergedrückt.

Grindhusen und ich mauerten an unserer stolzen Brunnenstube, und Lars Falkenbergs Graben rückte immer näher zu uns heran. Da der Kapitän so lange ausblieb, wollte ich die Arbeit noch beschleunigen; vielleicht könnte ich dann den größten Teil der Wasserleitung bis zu seiner Rückkehr fertig haben. Und wenn wir ganz fertig würden, das wäre ein Streich! Eine frohe Ueberraschung konnte er wahrhaftig brauchen, denn, — ja, am Abend vor seiner Abreise hatte es wirklich wieder Streit zwischen ihnen gegeben. Er war wohl wieder an das Unglück seines Hauses erinnert worden; vielleicht hatte im Zimmer seiner Frau noch

Google

ein unverbranntes Buch umhergelegen, und zum Schluß hatte der Kapitän gesagt: „Aber jetzt schlage ich Holz, um diese Schuld zu bezahlen, und ich habe für viel Geld Getreide daliegen. Dann mag Gott mir verzeihen — wie ich ihm. Gute Nacht, Luise!"

Als wir den letzten Stein in das Reservoir eingemauert und überall zementiert hatten, gingen Grindhusen und ich zu Lars und halfen ihm noch beim Graben. Es ging leicht und gut vorwärts, ab und zu mußte ein Stein gesprengt werden, der eine und andre Baum im Walde mußte fallen, aber wir kamen weiter und weiter, schließlich zog sich eine lange schwarze Linie von der Brunnenstube bis zum Hofe hinunter. Dann kehrten wir wieder zurück und gruben die richtige Tiefe aus. Der Graben sollte ja kein Staatswerk sein, sondern ein unterirdisches Lager für Wasserröhren, die nun gleich gelegt werden sollten. Wir mußten nur tiefer graben, als der Frost für gewöhnlich ins Erdreich eindrang, das war alles; und das mußte geschehen, ehe die Erde zufröre, — jetzt legte sich der Reif bei Nacht schon weiß auf die Felder. Da ließ Nils alles andre liegen und stehen und half uns auch.

Aber ob ich mauerte oder grub, es war doch immer nur eine Arbeit mit den Händen, und mein unbeschäftigtes Gehirn hatte Muße, sich mit allem möglichen andern abzugeben. So oft ich an die Episode mit der Karte des Kapitäns dachte, leuchtete es wie heller Glanz in meinem Innern auf. Doch warum sollte ich mich weiter darum kümmern? O nein, und ich war ihr ja auch nicht bis an die Tür nachgegangen.

Aber hier stand sie, und dort standest du. Ihr Atem ist dir entgegengekommen; er schmeckte nach Fleischeslust. Sie kam aus einer dunkeln Welt, nein, sie war nicht von der Erde. Erinnerst du dich an ihre Augen?

Und jedesmal drehte sich alles in mir um, und es wurde mir übel. In sinnloser Reihenfolge drangen wilde und zärtliche Namen von Orten auf mich ein, wo sie möglicherweise herstammen könnte: Uganda, Tananarivo, Honolulu, Venezuela, Atacama. Waren es Verse? Waren es Farben? Ich kann es nicht sagen.

13

„Die gnädige Frau will angespannt haben, sie will nach der Bahn."

Eile scheint sie indes keine zu haben; sie trägt der Köchin auf, ihr etwas Mundvorrat zu richten, und als der Knecht fragt, ob sie den Viktoriawagen oder den Landauer wolle, überlegt sie einen Augenblick und wählt dann den Landauer mit zwei Pferden.

Google

Dann fuhr sie ab, Nils kutschierte.

Am Abend kamen sie wieder. Sie hatte auf halbem Wege wieder umgedreht.

Hatte Frau Falkenberg wohl etwas vergessen gehabt? Jetzt verlangte sie andre Pferde und neuen Mundvorrat und wollte auch gleich wieder fort. Nils machte Einwendungen; es sei schon Abend, und sie würden von der Dunkelheit überfallen. Aber Frau Falkenberg wiederholte ihren Befehl. Während sie wartete, stand sie in Hut und Mantel im Zimmer; sie hatte nichts vergessen, tat auch gar nichts, stand nur ruhig da und starrte ins Leere.

Ragnhild ging zu ihr hinein und fragte, ob sie ihr bei irgend etwas behilflich sein könnte?

„Nein, danke," lautete die Antwort; und dabei saß die gnädige Frau vorgebeugt und wie von einer Todestraurigkeit zu Boden gedrückt da.

Es war angespannt, und Frau Falkenberg kam heraus.

Als sie sah, daß Nils wieder fahren wollte, tat er ihr leid, und sie sagte, Grindhusen solle fahren. Während sie dann auf Grindhusen wartete, setzte sie sich auf die Treppe.

Dann fuhren sie ab. Es war ein schöner Abend, nicht zu kalt für die Pferde.

„Wie anders sie doch geworden ist!" sagte Nils. „Es ist mir ganz unbegreiflich. Ich war wie aus den Wolken gefallen, als sie plötzlich ans Fenster klopfte und mir befahl, umzudrehen. Da waren wir ungefähr halbwegs. Aber sie sagte kein Wort davon, daß sie sofort wieder wegfahren wollte."

„Sie hatte doch wohl irgend etwas vergessen."

„O nein," sagte Ragnhild. „Als sie im Wohnzimmer war, dachte ich gleich an die Photographien, ob sie diese am Ende verbrennen wollte. Aber sie stehen noch da. Nein, sie hat absolut nichts hier getan."

Ich ging mit dem Knecht durch den Hof, und da sagte er:

„Es steht schlimm bei der gnädigen Frau, sie hat gar keine Harmonie mehr in sich. Was meinst du, wohin sie nun wohl reist? Das mag Gott wissen; aber offenbar war sie selbst noch nicht ganz entschlossen. Als wir Rast machten, sah sie den Weg entlang und dann sagte sie: „Ich habe so große Eile, Nils, denn ich sollte an vielen Orten zugleich sein und doch auch wieder nicht von Hause abwesend." — „Die gnädige Frau sollte sich nicht vielerlei vornehmen, sondern nun zur Ruhe kommen," erwiderte ich. Aber du weißt ja, wie sie jetzt ist, sie kann es nicht er-

Google

Rembrandt van Rijn:
Die steinerne Brücke
(Galerie Amsterdam).

Go gle

Google

tragen, wenn ihr jemand widerspricht. Sie sah nur auf die Uhr und wollte dann weiter."

„War das auf dem Wege zum Bahnhof?"

„Nein, es war auf dem Rückweg. Und sie wurde da fast heftig."

„Vielleicht hat ihr der Kapitän geschrieben, sie solle kommen."

Der Knecht schüttelte den Kopf.

„Nein; doch, das mag Gott wissen. Was wollte ich sagen, — ja, morgen ist es Sonntag."

„Nun, was ist damit?"

„Ach nichts. Ich möchte den Sonntag nur benützen, mir einen kürzeren Weg für den Winter zu suchen, woran ich schon lange gedacht habe. Jetzt geht es noch leichter, als wenn erst Schnee liegt."

Beständig hatte er seinen Hofbetrieb im Kopf. Er setzte seine Ehre darein und wollte sich überdies jetzt erkenntlich zeigen, weil ihm der Kapitän nach der Ernte den Lohn bedeutend erhöht hatte.

Nun ist es Sonntag.

Ich habe einen Spaziergang gemacht und die Brunnenstube und den Graben inspiziert. Noch ein paar schöne Tage, dann kann die Leitung gelegt werden. Ich war sehr gespannt und konnte kaum warten, bis der Sonntag vorüber war, um weiter zu machen. Der Kapitän hatte sich ja mit keinem Wort in mein ganzes Unternehmen gemischt, sondern mir alles überlassen. Deshalb war es mir durchaus nicht gleichgültig, ob der Frost kam und mir etwas verdarb.

Als ich von diesem Spaziergang wieder nach Hause kam, sehe ich den Landauer auf dem Hof stehen, aber die Pferde waren ausgespannt. Um diese Zeit konnte er ja aber von der Fahrt nach dem Bahnhof eigentlich noch gar nicht zurück sein. „Warum hält denn Grindhusen wieder vor dem Haupteingang?" denke ich, während ich nach der Küche gehe.

Fortsetzung im nächsten Heft

Google

Dr. Eugen Kilian

Oberregisseur am königlichen Hoftheater in München:

Der Regisseur im Kasten

Ein dramaturgischer Zukunftstraum.

Man hat es von je als einen Mißstand empfunden, daß die Tätigkeit des inszenierenden Regisseurs mit der letzten Probe gewissermaßen beendet ist. An der Aufführung selbst und an den Wiederholungen des Stückes, das durch seine Inszenierung aus dem Halbdunkel der Studierstube in das lebendige Licht der Bühne gerettet wurde, hat er keinen oder doch nur sehr bedingten Anteil mehr. Wenn sich der Vorhang über dem letzten Akt der Generalprobe gesenkt hat, legt der dirigierende Regisseur den Taktstock aus den Händen; er sieht sich genötigt, das Fahrzeug, das er bisher mit sicherer Faust durch die Stürme und Untiefen der Proben geleitet hat, mehr oder minder seinem eigenen Schicksal zu überlassen. Dieses Schicksal aber ist nach der Generalprobe noch nicht entschieden. Das geschieht erst in der ersten öffentlichen Vorstellung, die auch der Darstellung erst ihr endgültiges Gepräge gibt. Mag eine Aufführung durch die Proben noch so peinlich und gewissenhaft bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet sein: ein Faktor fehlt, ihr den Charakter absoluter Fertigkeit zu geben, das ist die Mitwirkung des Publikums.

Es ist bekannt, welch bedeutenden Einfluß diese Mitwirkung des „verflucht gescheidten Kerles", wie Laubes Optimismus das Publikum einmal genannt hat, auf das künstlerische Aussehen einer Vorstellung ausübt. Teilnahmslosigkeit und Interessenlosigkeit drücken lähmend auf die Leistungen der Darsteller; ein verständnisvolles Mitgehen des Hörers, das sich keineswegs immer in lauten Beifallsstürmen zu äußern braucht, wirkt anfeuernd und belebend auf die Kunst des Schauspielers. Besonders stark sind die Spuren, die die Mitwirkung des Publikums bei allen Stücken des heiteren Genres hinterläßt. Die Laune des Schauspielers erstickt, wenn sie keinen Widerhall im Auditorium findet. Laute Heiterkeit dagegen beflügelt den Humor des Spielers und steigert seine Ausdrucksfähigkeit zu einer Höhe, die keine Probe bisher ahnen ließ. Das helle Gelächter aber, das bei der Vorstellung hundertmal befreiend und erlösend sich vernehmen läßt, beeinflußt den Charakter der ganzen

Google

Darstellung. Dieser Einfluß ist vielfach solcher Art, daß selbst der erfahrenste Regisseur damit nicht zu rechnen vermag. Jede erste Aufführung eines Lustspiels ist für Spielleiter und Darsteller eine Art von Ueberraschung. Stellen, von denen sich der Regisseur eine sichere Wirkung erhoffte, bei denen er nach Laubes erprobtem Rezept eine vorsorgliche „Lachpause" einlegte, gehen eindruckslos vorüber, und die vorgesehene Pause erweist sich als ein toter Punkt. Andere Stellen, wo niemand auf der Probe eine besondere Wirkung erwartete, rufen Ausbrüche stürmischer Heiterkeit hervor. Das Tempo und der Charakter der Darstellung werden in merklicher Weise beeinflußt.

Nicht in demselben Maße wie in dem Lustspiel, aber doch immer in fühlbarer Weise macht sich auch in der Tragödie der Einfluß des Publikums bemerkbar. Auch hier steht der Regisseur bei jeder Erstaufführung zahlreichen Ueberraschungen gegenüber. Die begreifliche Erregung des Darstellers am Premierenabend, das Streben, sein Bestes zu geben und um jeden Preis zu wirken, verführt ihn vielfach zu einem unschönen Zuviel, zu einer Forcierung in Ton und Geste, zu Ausschreitungen und Extravaganzen, von denen keine Probe etwas vermuten ließ. Das künstlerische Maß, das diese glücklich gezeitigt hatten, geht in der Hitze des Gefechtes vielfach verloren; an Stelle des einfachen und natürlichen Ausdrucks tritt ein übertriebenes Schwelgen im Gefühl, jenes unechte, tränenselige Theatersentiment, das der Tod aller echten Kunst ist. Selbst neue, unrichtige Betonungen überraschen das Ohr des Spielleiters. Alle solche Entgleisungen, vor denen auch eine gut disziplinierte Künstlerschar nicht völlig gesichert ist, werden durch die Erregungen der ersten öffentlichen Vorstellung, durch die Mitwirkung des Publikums und ihre Folgen verschuldet.

Erst nach den Erfahrungen der Premiere läßt sich die Vorstellung eines Stückes endgültig in ihren Einzelheiten festlegen. Vom idealen Gesichtspunkt müßte nach jeder Erstaufführung noch einmal eine gründliche Probe des Stückes gehalten werden, die alle Erfahrungen des ersten öffentlichen Abends verwertet, die alle Entgleisungen der ersten Vorstellung wieder einrenkt. Dazu wird in der Hetzjagd des heutigen Theaterbetriebes leider keine Zeit gefunden. Der Regisseur vermag nur durch Winke, Ratschläge und Ermahnungen, mit denen er auf die einzelnen zu wirken sucht, die Darstellung in der Richtung zu erhalten, die ihm die richtige zu sein scheint.

Der unheilvolle Einfluß, den die erste öffentliche Vorstellung eines Stückes auf seine künstlerische Gestaltung ausübt, steigert sich durch die

Google

Wiederholungen; je größer deren Zahl ist, desto mehr häufen sich die Gefahren, die der Vorstellung drohen. Aeußere Umstände, die Stärke des Besuches, die Haltung des Publikums, vielfach auch Stimmung und Laune des Darstellers üben ihre Rückwirkung auf den Charakter der Vorstellung. Leider fehlt es vielfach an dem Geiste einer strengen künstlerischen Selbstzucht, das die einzige Gewähr dafür bietet, daß sich eine Vorstellung auch bei zahlreichen Wiederholungen auf der ursprünglichen künstlerischen Höhe erhält. Allzu häufig ist die Erscheinung, daß eine Vorstellung dadurch nicht, wie es sein sollte, eine Vervollkommnung gewinnt, sondern in ihrem Niveau immer mehr herabsinkt. An einer Stelle werden die Tempis überhastet, an der anderen gedehnt und geschleppt. Der Darsteller lebt nicht mehr in der Gestalt des Dichters, er beginnt mit ihr zu spielen und steht über der Rolle anstatt in ihr aufzugehen. Die Naivität und die Wahrheit der künstlerischen Darstellung geht verloren. Der Komiker, gereizt durch den Beifall des Publikums, beginnt zu übertreiben, sucht nach neuen Nuancen und verstärkt die erprobten Wirkungen in unkünstlerischer Chargierung. Der Regisseur steht einer solchen Entwicklung, falls ihm nicht gerade die Möglichkeit gegeben ist, durch neue Proben dem drohenden Verfalle zu steuern, in vielen Fällen machtlos gegenüber.

Er schielt in diesem Falle mit neidischem Auge auf die Tätigkeit seines Kollegen in der Oper, auf die des Kapellmeisters, hinüber. Um wieviel besser ist doch dieser daran! Wie souverän steht der musikalische Dirigent dem von ihm geleiteten Kunstwerk gegenüber! Er legt den Taktstock niemals aus den Händen, er bleibt der Herr der Situation, auch wenn er zum hundertsten Male in demselben Werke am Pulte steht. Auch er ist in dem Gelingen seiner Arbeit selbstverständlich manchen Zufälligkeiten unterworfen. Indessen — mögen die Sänger, mit denen er arbeitet, gut oder minder gut bei Stimme sein, mögen sie größere oder geringere Intelligenz bei der Bewältigung ihrer Aufgaben bekunden: das Wichtigste, das musikalische Ensemble, bleibt in den Händen des Kapellmeisters. Er braucht vor verkehrten Tempi, vor einer Gefährdung des Ensembles durch die Willkür des einzelnen, vor einer völligen Zerstörung seiner Intentionen nicht zu bangen, wenigstens lange nicht in dem Maße wie der Leiter des Schauspiels. Er hält das Schicksal des Abends in seiner Faust. Er ist in der glücklichen Lage, einer j e d e n Vorstellung seinen persönlichen Willen, das individuelle Gepräge seiner besondern Persönlichkeit aufzudrücken. Darum ist die

Go gle

Verschlampung einer Vorstellung auf musikalischem Gebiete unendlich seltener als auf dem Gebiete des Schauspiels.

Der Regisseur hat allen Grund, nach der Tätigkeit des Kapellmeisters mit einem gewissen Neide hinüberzuschielen. Man kann es ihm nicht verargen, daß er sich danach sehnt, auch im Schauspiel bei jeder Wiederholung des Stückes noch Herr der Situation zu bleiben, in ähnlicher Weise wie es der Kapellmeister in der Oper ist. Diese berechtigte Sehnsucht macht es begreiflich, daß man in der Tat schon einen Weg zu finden suchte, auch dem Regisseur einen gewissen direkten Einfluß auf die Vorstellung des von ihm einstudierten Stückes zu sichern. Weshalb sollte nicht auch das Schauspiel eine Art von Kapellmeister haben? So wurde von wohlwollender und ernster fachmännischer Seite einmal der Vorschlag gemacht, für den Regisseur in ähnlicher Weise wie für den Souffleur einen Kasten an der Rampe zu errichten, der es ihm ermöglicht, sichtbar für den Darsteller, der ganzen Vorstellung anzuwohnen und aus der Tiefe seines verborgenen Ortes — dem Kapellmeister gleich — eine gewisse dirigierende Tätigkeit auszuüben. Er soll von hier aus durch Winke und Zeichen die Tempi regulieren, er soll bei Verschleppungen den Darsteller befeuern, vor Ueberhastungen ihn bewahren; auch die Stärke des Tones soll er überwachen, überstarke Ausbrüche dämpfen, allzuleise oder undeutliche Sprache verhindern. Auf die Einsätze, auf das ganze Ensemble soll er — dem Kapellmeister ähnlich — seinen Einfluß üben. Ob seine dirigierende Tätigkeit sich auch darauf erstrecken kann, falsche Betonungen zu verhindern und unechte Gefühlstöne auszuschalten: war in jenem Vorschlage noch nicht ausgesprochen. In den Einzelheiten war das Programm für die Tätigkeit des Regisseurs im Kasten noch nicht geordnet.

Der Gedanke hat unzweifelhaft etwas Verlockendes. Welche vielverheißende Aussicht für den Regisseur, durch seine Tätigkeit im Kasten die Vorstellung überwachen, sie vor Entgleisungen bewahren und seine eigensten Intentionen in ihr zeigen zu können!

Schade nur, daß der schöne Gedanke seine theoretische Abstammung nicht zu verleugnen vermag! Daß seiner Verwirklichung, zum Gewinne der Kunst, bedenkliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Daß er vor allem mit einem sehr wichtigen Faktor nicht rechnet: mit der Psyche des Schauspielers.

Jener Vorschlag verkennt den großen Unterschied zwischen dem gesungenen und gesprochenen Wort. In der Oper und im musikalischen

Google

Drama ist enge Fühlung zwischen dem Kapellmeister und den Sängern auf der Bühne unumgänglich notwendig. Gewiß ist es in dem Kunstwerk Richard Wagners und im ganzen modernen Musikdrama wünschenswert, daß der Sänger sich von der Abhängigkeit vom Kapellmeister nach Möglichkeit befreie. Aber das kann doch immer nur in bedingtem Sinne geschehen, höchstens scheinbar. Der Zusammenhang zwischen Dirigent und Sänger darf an keiner Stelle zerreißen. Schon aus phonetischen Gründen gelten für den Sänger, seine Stellung, seine Beziehung zu Orchester und Publikum, ganz andere Gesetze als für den Schauspieler.

Im Schauspiel herrscht das Gesetz der Intimität. Was auf der Bühne vor sich geht, ist eine Welt für sich. Diese Welt sucht den Anschein zu wecken, als ob sie nicht wisse, daß sie von der vierten Bühnenseite her in ihrem Tun und Gebahren beobachtet werde. Höchste Intimität und absolute Emanzipation von dem Publikum war von jeher — nicht bloß heute — das Ziel jedes guten Schauspiel-Ensembles. Eines der gefährlichsten Hindernisse für eine intime Schauspielkunst war zu allen Zeiten der ominöse Kasten an der Rampe, in dem ein bedauernswertes Männlein oder Fräulein soufflierender Weise sein Handwerk treibt. Die Aufmerksamkeit, die der Schauspieler notgedrungen und leider allzu häufig, jenem einblasenden Wesen im Kasten zuwenden muß, übt auf die künstlerische Leistung des Darstellers einen sehr verhängnisvollen Einfluß. Es ist kaum zu glauben, wieviele und wie verschiedene Sünden in der Leistung des Schauspielers ihren letzten Grund in seiner textlichen Unsicherheit haben, in seiner Abhängigkeit vom Souffleur. Erste Bedingung für eine vollwertige schauspielerische Leistung ist und bleibt die souveräne Beherrschung des Textes und eine völlige Emanzipation von dem Mann im Kasten. Die vollendetsten Ensemble-Vorstellungen der Theatergeschichte waren solche, wo ohne Souffleur gespielt werden konnte. Dieses Ziel bleibt freilich bei dem heutigen Theaterbetriebe mit seiner nervösen Ueberhastung ein unerreichbares Ideal. Es fehlt die Zeit und die Ruhe, um so zu probieren, daß die Hilfe des Souffleurs entbehrlich wird. Der Schauspieler, und zwar nicht bloß der sogenannte Schwimmer, wie der Theaterjargon den bösen Lerner zu bezeichnen pflegt, ist auf die Unterstützung des Männleins im Kasten angewiesen; er hat sich wohl oder übel mit der Tatsache abzufinden, daß er ihm seine Aufmerksamkeit in größerem oder geringerem Maße zuwenden muß.

Google

Der Uebelstand indessen, den die Mitwirkung des soufflierenden Wesens im Kasten für die künstlerische Leistung bildet, wird durch jene Tatsache nicht gemindert. Wie würde sich dieser Uebelstand aber verdoppeln und verzehnfachen, wenn sich zu dem Souffleur noch ein zweites Wesen im Kasten gesellen wollte, ein zweites Wesen, dem der unglückselige Spieler seine Aufmerksamkeit zuwenden müßte. Das zappelnde Regie-Männlein im Kasten, das mit Zeichen, Winken und Gebärden die Vorstellung dirigieren wollte, würde den an sich schon nervösen und aufgeregten Schauspieler voraussichtlich zur wahren Verzweiflung treiben. Man denke sich in die Lage des armen Spielers! Statt ganz und gar in seine Rolle aufzugehen, statt nur in dem Ensemble zu leben, das seine Umgebung bildet, soll er unaufhörlich nach dem dirigierenden Männlein im Kasten hinüberschielen, um zu beobachten, ob dieser ein zustimmendes oder ablehnendes Gesicht zu seiner Leistung macht! Er soll, während er seine ganze Seelenglut in seine Worte zu gießen sucht, auf die Winke achten, die ihn auf technische Mängel seiner Kunst hinweisen. Und wehe ihm, wenn er die Winke und Zeichen, die er erhält, unrichtig deutet oder sie am Ende gar nicht versteht! Welche Unruhe, welche aufregende Unsicherheit würde sich seiner bemächtigen! Es mag vereinzelte Fälle geben, wo der Darsteller für einen solchen Wink aus dem Kasten dankbar wäre. Vielleicht wenn er, in Verkennung der räumlichen und akustischen Verhältnisse, allzu leise oder undeutlich wird — gerade das wird freilich der Regisseur im Kasten am wenigsten beurteilen können. In den weitaus meisten Fällen aber würde der Darsteller durch eine solche Mitwirkung nur beunruhigt und in seiner Leistungsfähigkeit schwer geschädigt werden. Vor allem aber würde die Zumutung, auf das Regiemännlein zu achten, die Intimität des Spielers auf das schlimmste gefährden. Das ganze Streben jedes wirklichen Künstlers geht dahin, ganz und gar in seiner Rolle aufzugehen; so völlig in ihr und dem Ensemble zu leben, daß ihm die Emanzipation von der vierten Bühnenseite, vom Publikum und — Souffleur zur zweiten Natur wird. Und nun wird ihm eine zweite Macht vor die Nase gesetzt, die jenes löbliche Streben hindert und unterbindet, die ihn von neuem zwingt, seine Aufmerksamkeit einer verkehrten Seite zuzuwenden. Es würde durch diese unwillkommene Mitwirkung aus der Tiefe eine Unruhe und Erregung in das darstellende Personal kommen, die für das Ensemble stellenweise zur Katastrophe zu werden drohte.

Nein, nein — es ist nichts mit dem Regisseur im Kasten, es ist nichts

Google

mit dem verlockenden Zukunftstraum, der dem Regisseur die Möglichkeit einer tatsächlichen Mitwirkung an der Vorstellung vor Augen gaukelt. Der Regisseur im Kasten ist nichts als eine schillernde Seifenblase, die in der groben Atmosphäre der realen Bühnenluft sofort zerstiebt. Der Regisseur muß wohl oder übel darauf verzichten, es dem Kapellmeister gleichzutun. Er muß sich resignierten Herzens mit der Tatsache abfinden, daß seine Tätigkeit mit der letzten Probe im wesentlichen beendet ist.

Um eine Vorstellung auf ihrem ursprünglichen Niveau zu erhalten, um sie im einzelnen zu verbessern und zu vervollkommnen, um zu verhindern, daß sie durch häufige Wiederholungen der sog. Verschlampung entgegengeht, bleibt ihm nur e i n Mittel: der Vorstellung so oft als möglich anzuwohnen, scharf zu beobachten, einreißende Mängel und Vernachlässigungen sofort zu rügen und abzustellen, durch Winke und praktische Hinweise vor der Vorstellung den Darsteller in der künstlerischen Ausreifung seiner Leistung zu fördern. Er wird, wenn dies in sachlicher und überzeugender Weise geschieht, dabei meistens offene Ohren finden. Freilich ist diese Aufgabe nicht immer leicht und dankbar. Denn es fehlt auch nicht an solchen, die es für höchst überflüssig erachten, wenn der Regisseur an schauspielerischen Leistungen, die den — ach, häufig so wenig maßgebenden! — Beifall von Publikum und Presse gefunden haben, mit allerlei Nörgeleien herumkritisiert.

Die schwere Aufgabe des Regisseurs wird ihm nur durch eines erleichtert: durch eine Erstarkung der künstlerischen Disziplin im darstellenden Personal selbst. Wenn jeder einzelne von den Gefühlen einer strengen Verantwortung durchdrungen ist, wenn er so viel künstlerische Selbstzucht besitzt, daß er, ohne sich durch persönliche Stimmung und Laune, durch beifällige oder ablehnende Haltung des Publikums beirren zu lassen, auf dem einmal als richtig erkannten künstlerischen Weg ausharrt, wenn er sich, ohne nach dem Publikum hinunter zu blinzeln, einzig von dem Gesetze künstlerischer Wahrheit und künstlerischer Schönheit bestimmen läßt: dann ist am sichersten die Möglichkeit geschaffen, daß sich eine theatralische Vorstellung auf der ursprünglichen Höhe erhält, auch ohne daß sich der Regisseur — in oder außer dem Kasten — dirigierend an ihr zu beteiligen braucht.

Google

Omar al Raschid Bey:
Das Erwachen der Menschheit aus der Erscheinung

Im Gegensatz zu den Beiträgen von Schriftstellern und Künstlern, die, in München lebend, etwas vom besondern Charakter, etwas vom gegenwärtigen geistigen Leben dieser Stätte erkennen lassen, stellt das Nachfolgende den Standpunkt eines Mannes dar, der, obgleich in München lange ansässig, losgelöst von aller Beziehung zur nahen Umgebung, unabhängig vom Ort seines Aufenthalts, unberührt von der geistigen Richtung seiner Zeit, einsamen Weges den allgemeinsten Fragen der Menschheit nachging.

Der Verfasser dieses Schriftstücks, Omar al Raschid Bey, starb jetzt, am 26. Januar 1911. Er hinterließ ein einziges, ungezählte Male durchgearbeitetes, bis auf das letzte Wort vollendetes Werk: die wahrhaftige Frucht, der geklärte Niederschlag seines ganzen Lebens. Dies Leben, abweichend von aller üblichen Führung, nie den scheinbar selbstverständlichsten bürgerlichen Forderungen sich fügend, blieb Außenstehenden befremdlich und unverständlich, weil es nur geleitet war von einem Ziel: zu erkennen; weil es im Banne einer Aufgabe stand: Das Erkannte in Worte zu prägen.

Ihn beunruhigte kein Ehrgeiz, den Erfolg seiner Arbeit durch eine Veröffentlichung persönlich zu erleben. Ihn beseelte nur der eine Trieb, sein Werk so vollendet zu gestalten, wie es mit Daransetzung aller Kräfte, jedes Atemzuges, möglich sei. Der Oeffentlichkeit fremd und gleichgültig gegen sie erwarb er sich die Liebe und Ergebenheit eines kleinen Kreises von Verehrern. Diesen und den treuen Seinen las er ständig vor, was er geschrieben, um an der lebendigen Wirkung seiner Worte ihre Kräfte und Mängel zu bemessen. Er starb in der ruhigen Zuversicht, daß für

Google

die Herausgabe der hinterlassenen Handschrift mit der Gewissenhaftigkeit heiliger Liebe gesorgt würde. Und weil er sein Leben lang gerungen hatte, sich seines eigenen tiefsten Wesens klar bewußt zu werden, starb er freudig und voll Frieden in der Gewißheit, unter allem Vergänglichen und allem Bänglichen des Lebens eine unverlierbare Ewigkeit in sich zu bergen.

O. Kofahl.

Zu dem, was ich dir noch vom Kreislauf der Erscheinung zu sagen gedenke, beachte wohl:

Auf Einem Gedanken ruht, wovon ich dir rede, samsâra; auf Unzulangen im Ur-sprung — auf Ver-langen ruht das Weltall.

Eines ist, was wir, in dieser Welt erwachend, rastlos suchen; Eines, was wir in sinnlicher Anschauung befangen, vielheitlich schauen; Eines nur, was wir mit zahllosen Worten benennen; alles Geschehen und alle Gestaltung — alles Geschöpfe und aller Welten all-einiger Gedanke:

—— Verlangen. ——

Verlangen, dem Ursprung entquellend, Verlangen nach Ueberbrückung der Kluft, Verlangen nach Wiedervereinigung, unserer Leben Sinn und aller Welten unerkanntes Ziel —: Verlangen nach Erlösung.

*

Was ich dir von tiefer Erkenntnis verkündige, besitzt die Menschheit nicht, und nicht überliefert wurde mir die Lehre aus der Gemeinschaft hoher Meister —: den Sinnen entrückt, der Gedankenqual entronnen, in wunschloser Allhingebung versunken — fand ich mich erleuchtet. Erkenntnis trat zutage, wuchs und erstarkte.

In solche Erkenntnis weihe ich dich ein; von solcher Erkenntnis getragen erachte dich auf sicherem Wege — du nahst den Wissenden.

*

All-ur-sprung — ur-Teil und gegen-Teil; — Aus solcher entZweiung: Ver-langen nach Er-gänzung; — aus solchem Verlangen: Tat; aus Widerstand gegen Tat: Erkenntnis

—— buddhi ——

Durchschauen dieser Welt Wirklichkeit, Erwachen der Menschheit aus

Google

dem Traume der Erscheinung — Ueberwindung des Verlangens, Aufgeben des Ich-wahnes; Einheitserkenntnis: sich selbst im Nächsten, sich selbst im All wiedererkennen — Erkenner, der sich selbst erkennt.

Wer in dieser Welt das eigene Heil sucht, dem ist Selbstsucht geboten; dem ist kein Entrinnen aus dem Ich, dem ist kein Entrinnen aus dem Verlangen, dem ist kein Entrinnen aus der Täuschung.

Wer mâyâ durchschaut hat, dem ist diese Welt verloren; darum ist Erkenntnis Ent-täuschung; darum ist Erkenntnis Erwachen — Erwachen ist Erlösung.

Davon ist gesagt: „Erkenntnis und einen anderen Weg hat der Mensch nicht." Und wie Finsternis dem Lichte weicht, so weicht die Erscheinungswelt der Erkenntnis und ist nicht mehr.

Hüte das Urerbe — dir und allen denen, die auf Erden mit dem Tode ringen.

*

Aus Sinnes-wahr-nehmung wird, was du Wirklichkeit dieser Welt nennst. Was deinen Sinnen wirklich wahr scheint, ist deinem Nachsinnen hinfällig; was deinen Sinnen standhält, flieht vor deinem Besinnen, mündet sich selbst widersprechend in Widersinn, und nur in sinnlicher Auffassung scheint Sinn in der Welt. Und gewiß: wäre letzter Sinn in der Erscheinung, so wäre Erscheinung Wesen.

Sinneswahrnehmung in dir ist rings um dich sinnlich begrenzt. Grenze deines Schauens ist der Gegenstände sinnlicher Widerstand — Seele der Dinge bleibt deinen Sinnen ewig unnahbar.

Wie ein Strom Ufer von Ufer trennt, so trennt sinnliche Anschauung Seele von Seele; und wie du von Ufer zu Ufer auf unsicher schwankender Fähre gelangt, so gelangt Seele zu Seele durch blind suchende Sinne; und wie ein mächtiger Strom jenseitiges Land völlig deckt, so decken zügellos stürmende Sinne alle Seele außer dir.

Irdische Wahrnehmung ist der Blindheit vergleichbar — was wir hier gläubig schauen, ist nicht die Welt.

*

Maya! Es scheint, es stellt sich dar, es mutet dich an, dich gelüstet danach und du erliegst der Lust. — Von gleißender Erscheinung ge-

Google

blendet, suchst du unsicher tastend dein Ziel, taumelst, Wahnbildern folgend, von Trug zu Trug — wahrlich einem Trunkenen vergleichbar. Und wie ein Trunkener unter den Hufen einer Büffelherde sich im Paradiese träumt, so träumst du trunken von Sinneslust ein erlogenes Glück.

Verlangen in dir ist der Seele Verlangen nach ewigem Ziele; Sinneswahrnehmung in dir hält dich in vergänglicher Erscheinung zurück. Die Erscheinung ergreifend, bist du ergriffen — Seele in den Fesseln der Sinne.

Darum sagt Maitrayana Upanishad: „Atma von den Gegenständen überwältigt."

Darum sagt man: sich ernüchtern, wieder zu sich kommen, sich auf sich selbst besinnen.

Darum lehrt der Erlauchte: „Unterscheidung des Wandelbaren vom Unwandelbaren, des Ewigen vom Vergänglichen, Unterscheidung des Wesens vor der Erscheinung."

*

Unabsehbare Kluft, unlöslicher Widerspruch uns irdisch Schauenden zwischen Erkenntnis und Anschauung; Torheit, ewiges Ziel in vergänglicher Erscheinung zu suchen. Daraus sinnloses Hasten und Irren, endloser Wechsel, unablässige Erneuung, daher die Unbeständigkeit, die Friedlosigkeit, die Vergänglichkeit alles Irdischen, daher die Unsinnigkeit steter Wiederholung alles Geschehens, aller Gebilde, aller Gedanken — ein rastloser Kreislauf von Hoffnung zu Enttäuschung. Darum die Unzulänglichkeit, das Stückwerk, die Unvollkommenheit, die Unauflöslichkeit aller Dinge; darum des Hohenziels Unerreichbarkeit, des Zweifels Unstillbarkeit, die Trostlosigkeit, Unbegreiflichkeit, Verkehrtheit, Verruchtheit, die Widersinnigkeit dieser Welt — der Welt Lust ist Fratz, der Welt Lohn ist eitel Trug, der Welt Ziel ist Vernichtung — und du solcher Welt williger Sklave.

Ist Lust Frieden? Ist nicht verlorene Lust Schmerz? Und wäre nicht dauernde Lust Qual? Und schließt nicht Lust Seeligkeit aus? —

Google

Wagst du es, zu widersprechen? — Was auf Erden vermöchte Verlangen nach dem Höchsten zu stillen, Verlangen nach Gottheit?

*

Das Gepräge dieser Welt ist Vergänglichkeit.

Was von Gedanken und Dingen dieser Welt lebt, atmet in Einhauch und Aushauch, aus Entstehen zu Vergehen.

Alles Werden durch Absonderung, durch Abstammung, durch Verzweigung, durch Spaltung, durch Unterscheidung voneinander. Alle Empfindung und Wahrnehmung durch Abstand; alles Wollen und Tun durch Gegenstand und Widerstand. Ich-nicht-Ich-bewußtsein durch Anstoß und Hemmung, Gedanke durch Urteil, Wirklichkeit, Leben, Dasein durch Wandel — nichts, was unverändert, nicht beständig, nichts in Frieden im Himmel und auf Erden.

Samsâra ist Wechsel; wer Frieden im wechselnden Samsâra sucht, der ist betrogen; Frieden kann nur zu Unfrieden wechseln.

Entzweiung will Paarung, Ansammlung will Auflösung; weil Entstehen ist, darum ist Vergehen; weil Verschiedenheit ist, darum ist ein Verscheiden; weil Leben ist, darum ist Tod.

Dieser Welt Bestand durch Gegen-stand, dieser Welt Sinn durch Gegen-sinn; darum dieser Welt Wider-spruch und Wider-sinn; darum dieser Welt ruheloser Kampf; darum dieser Welt Vergänglichkeit.

*

Alle Erscheinung ist durch Entzweiung in Gegensatz; aller Gegensatz will Ausgleich. Was durch Entzweiung aus Einheit entspringt, endet in Einheit.

Wie alles Urteil in seinem Gegenurteil sich aufhebt, wie aller Gedanke, zu Ende gedacht, durch seinen Gegensinn in sich selbst zurückkehrt, so kehrt alle Erscheinung in sich selbst zurück, sich selber aufhebend.

Alle Wirklichkeit hält stand, solange du Befriedigung im Wirken suchst, solange du, selbst Erscheinung, sinnliche Erscheinung wahr-nimmst, solange du an diese Welt glaubst.

Erscheinung durchschaut, hält nicht stand, verblaßt, zerrinnt, geht zugrunde, geht auf den Urgrund zurück. Wirklichkeit als Schein er-

Google

kannt, wirkt nicht mehr, ist nicht mehr wirklich — enist (= ist nicht), wie ein Traum beim Erwachen zu nichte wird.

Was als Wirklichkeit dieser Welt erscheint, ist nicht an sich — Ich-wahr-nehmung ist be-Ding-ung. Ich er-innert sich aus zeitloser Vergangenheit und Zukunft, aus raumloser Nähe und Ferne; Ich ver-gegenwärt-igt sich aus seelisch ewiger Gegenwart sinnlich gegenwärtige Erscheinung. Der Gedanke im Ich wird leib-haftig; was du wirklich wahr nennst, hat sich geschaffen.

Wirklichkeit ist Erscheinung; Erscheinung ist aus dir selbst. Dein Verlangen zeugt diese, dein Verlangen zeugt andere Welten — dies wunderbar Einfache erfaßt die Menschheit nicht.

*

Was dir als Wirklichkeit dieser Welt erscheint, ist nicht an sich, ist zu sinnlich anschaulicher Erscheinung gewordener Gedanke in dir — ist dein träumendes Verlangen, die unermeßliche Kluft zu überbrücken, der weite Irrweg nach der ewigen Heimat.

Die Gestaltung dieser Welt ist dein; Wirklichkeit folgt deinem Gebot — Ich-wahr-nehmung ist Be-ding-ung. Du er-innerst dich aus zeitloser Vergangenheit — du er-innerst dich aus raumloser Nähe und Ferne — du ver-gegenwärt-igst dir aus seelisch ewiger Gegenwart sinnlich gegenwärtige Erscheinung. Deine Einbildung wird Vorstellung: der Gedanke in dir hat sinnliches Dasein gewonnen, was du wirklich wahr nennst, hat sich geschaffen.

Die gewaltige Welt ist aus deiner Empfindung geboren, deine eigene Schöpfung — du selbst.

*

Dies wunderbar Einfache wird von Unmündigen widerstrebend erfaßt — volles Erleben hievon ist nur dem wahrhaft Erwachten beschieden.

*

Google

An unsre Mitarbeiter und unsre Mitarbeiterinnen!

Wir sind mit belletristischem Material überlastet. Dramen, Romane, Skizzen und Gedichte haben in den nächsten Monaten nicht die geringste Aussicht auf Annahme. Alle solche Sendungen müssen ungelesen zurückgehn.

Die Redaktion von „Nord und Süd".

Rundschau

Das stärkere Rom

Darüber konnte doch kein Zweifel herrschen, daß Rom aus dem Renkontre mit dem sächsischen Prinzen, als überlegen „Stärkerer" hervorgehn müsse. Beide, Papsttum und der zu höchsteigener Ueberraschung als „Modernist" angesprochene Prinz Max, wollen und wünschen das Gleiche. Nämlich die Fusion der römischen und der griechisch-orthodoxen Kirche, welche Vereinigung einen ungeheuern Kraftzuwachs der schwarzen Macht bedeuten würde. Aber der Prinz ist in der Sache der unpraktische Idealist, der da glaubt, das Schisma liege ausschließlich auf religiösem Gebiet. Und so weist er denn auch den Weg der versöhnlichen christlichen Liebe. Und will dogmatische Hindernisse wegräumen. Empfiehlt ein idealistisches Entgegenkommen Roms, das die Heimkehr der Schismatiker durch historische Lockerung der trennenden Dogmen erleichtern soll. Rom kennt aber seine orthodoxen Pappenheimer weit besser. Rom weiß, daß sich die Kraft der schismatischen Kirche fast gänzlich aus nationalen und politischen Machtkomponenten zusammensetzt. Und weil sich Rom dessen bewußt ist, daß nicht Archimandriten, Patriarchen und Popen das entscheidende Wort in der Frage zu sprechen haben, sondern starke, politische Weltlichkeiten, erachtet Rom die reine religiöse Fusionsmöglichkeit als wahnwitzige Utopie. Und für eine solche denkt es nicht daran, auch nur die Knochen eines einzigen seiner historisch-dubiosen Väter oder Lehrer zu riskieren. Ich habe es im Orient, wo die orthodoxe Kirche nicht immer den großen einheitlichen Rückhalt bei Staat und Nation genoß, wie in Rußland, des öftern erlebt, daß die Frage der Vereinigung mit Rom angeschnitten wurde. Aber immer geschah dies in Stunden politischer oder nationaler Not und Bedrängnis. Die Fusionsidee verflüchtigte sofort, wenn dieser Anstoß nachließ. Ein Beweis dafür, daß auf orthodoxer Seite die Tendenz zur Union sich nicht auf religiösem, kirchlichem Gebiet bestätigte.

Wer die Kirchenstreitigkeiten auf der Balkanhalbinsel verfolgt, weiß, wie Patriarchat und Exarchat sich nicht unter einen Hut bringen lassen und wie in der Patriarchatskirche sich die griechischen, serbischen und rumänischen Ambitionen befehden. In einer Kampfstunde gegen türkischen Druck war allerdings von einer Fusion zum gemeinsamen Widerstand die Rede. Aber es war den national so disparaten Kirchen niemals Ernst damit. Zu einer temporären Waffengemeinschaft gibt sich Rom begreiflicherweise nicht her.

Google

Und jetzt da sein Größen- und Kraftwahn unheimlich wächst — schon gar nicht.

Das Ei — Prinz Max — wollte klüger sein als die Henne — Rom.

An eine Vereinigung auf rein kirchlicher Basis ist nicht zu denken. Rom kämpft nicht mehr auf politischem und nationalem Boden. Es ist darüber hinaus, verfolgt soziale Ziele. Die Orthodoxen aber sind noch ganz Russen, Bulgaren, Serben, Griechen, Rumänen und stecken gänzlich im Streit der Gruppen. Solche Kirchen können vorläufig nicht miteinander gehn. ***

Der serbische Prinz

Ein Gerücht, ein monstruöses Gerücht ist unlängst in der Presse der zunächst interessierten Länder, Oesterreich-Ungarn und Serbien, aufgeflattert. Rasch wurde es mit dem Mäntelchen der Unwahrscheinlichkeit verdeckt. Der sonst immer bald zur Stelle befindliche offiziöse Dementirapparat kam diesmal erst nach Wochen in Aktion. Gleichwohl bleiben Belgrader Kreise dabei, daß dieses Gerücht nicht gänzlich aus der schwülen Verschwörerluft des dekadenten serbischen Chauvinismus gegriffen war. Und dabei wird auf einen Präzedenzfall hingewiesen, der niemals restlos aufgeklärt worden ist, auf die von Serbien ausgegangene Entsendung von Bombenattentätern nach Cetinje, angeblich zur Vernichtung der dortigen Dynastie. Das Gerücht besagte nicht mehr und nicht weniger: es sei durch die Aussage eines aus Belgrad ausgewiesenen Oesterreichers festgestellt worden, der vielgenannte Wildling und frühere Kronprinz Georg habe seinerzeit Geldbeträge an serbische Desperados ausbezahlt, die angeblich einen Anschlag auf das Leben des greisen Kaisers Franz Josef, wie angenommen wird, während dessen Besuch in den annektierten Provinzen Bosnien-Herzegowina, ausführen sollten. Dieser Anschlag sei lediglich an den vorzüglichen und umfassenden Sicherheitsmaßregeln gescheitert, die der dortige Landeschef, G. d. J. Varesanin, getroffen hätte. Das Attentat entlud sich denn auch erst nach dem Kaiserbesuch, gegen den Landeschef selbst, wahrscheinlich damit die anarchistischen Handlanger doch den Lohn als einigermaßen verdient einstreichen konnten.

Der Gedanke, daß ein Angehöriger eines regierenden Königshauses selbst von den Qualitäten des exzessiven, und, wie man weiß, unfreiwillig von der Kronanwartschaft zurückgetretenen Prinzen Georg, der seine ganzen ehrgeizigen Hoffnungen auf die Partei der extrem-chauvinistischen Jungserben setzt, einen so lächerlich-ungesunden Plan fassen konnte, scheint also leider nach serbischer Auffassung a priori nicht ganz indiskutabel zu sein. In dem gleichen Belgrad, in dem eines schönen Morgens die zwei verstümmelten Königsleichen im Konak lagen, der Schlußeffekt des Dramas der Obrenowitsch, sprach sich auch das Tollhausgerücht über den Exkronprinzen ohne sonderliches Erstaunen, ohne moralische Entrüstung herum.

Es steht also wirklich noch schlechter um die Karageorgiewitsch, als sie es verdienen. Der schwache, zaghafte König, der nicht einmal Herr über seine Söhne, über sein Haus werden kann, der den Schatten des großen Verbrechens, das ihn

Google

auf den Thron führte, nie recht los werden konnte, und die Spießgesellen, die den Mord ausführten, nur mit den größten Opfern von allzusichtbaren Hof- und Staatsstellen, fernzuhalten vermochte, der Schattenkönig, der sich so recht an keinem monarchistischen Hof präsentieren kann und es endlich fast erreicht hat, daß man in Wien, Berlin, London &c. an die Möglichkeit, den königlichen „cher frère“ zu empfangen, dachte, muß auch das noch erleben, daß sein Erstgeborner und sein Anhang nicht nur Serbien politisch und wirtschaftlich auf einen Tiefstand, auf dem sich Serbien noch niemals früher befand, herabdrückte, sondern daß auch das Gerücht, der Prinz habe sich tatsächlich damit beschäftigt, die Annexion von Bosnien, den Bankrott der großserbischen Ideen, mit einem *verbrecherischen Akt anarchistischen Charakters zu rächen*, für denkbar möglich, und nicht „aller Grundlage entbehrend“, wie sonst die reinigende Formel lautet, gehalten werden konnte.

König Peter könnte, wenn irgend ein Schatten von Wahrheit an der Sache ist, sich der Pflicht nicht entziehn, die beliebten modernen Theorien von Veranlagung und psychiatrischen Hilfsmitteln sprechen zu lassen und den Wildling soweit unschädlich zu machen, daß ihm die Rolle eines Märtyrers für die „serbische Sache“ verleidet werde. Es ist zu hoffen und zu erwarten, daß das Gerücht Mache der Gegner des Prinzen ist.

Daß es überhaupt diskutabel war, ist ein trauriger Beweis für die serbische Dekadenz. Wenn der Löschapparat des Berliner Wolffbureaus auch nach längerer Frist in Tätigkeit trat und erklärte, es sei kein Wort wahr an dem Gerücht, ist das noch lange kein beruhigender Abschluß für Kenner des heutigen Serbiens.

Verus

Das 50 jährige Jubiläum der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland.

Am 3. März (19. Februar a. S.) 1861 hat Kaiser Alexander II. das berühmte Manifest von der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland unterschrieben. Dieser Tag schließt eine ganze Periode der russischen Geschichte ab, die Periode, in der das ganze politische und soziale Leben Rußlands auf der Sklaverei vieler Millionen von Bauern ruhte. Von diesem Tag an fängt die eigentliche Europäisierung des russischen Volkes, nicht nur der obern Schichten der Gesellschaft, an.

Mehr als 200 Jahre hat das russische Bauerntum unter dem Joch der Leibeigenschaft gelitten. Das alte Rußland kannte keine Leibeigenschaft. Die Bauern bildeten im alten Rußland, ebenso wie jetzt, den größten Teil der Bevölkerung. In ihren persönlichen Rechten standen sie aber mit andern Ständen ganz gleich. Sie besaßen das Recht, frei ihr Land zu verlassen und sich da anzusiedeln, wo es ihnen geeignet schien. Die einen wohnten in den Städten und trieben Handel und Gewerbe, die andern, in viel größerer Zahl, beschäftigten sich mit Ackerbau, Vieh- und Waldbienenzucht auf den Ländereien der Fürsten, der reichen Klöster und der Grundbesitzer, mit denen sie besondere Verträge schlossen. Parallel mit der Einigung des großrussischen Volkes unter dem Szepter Moskaus und mit seiner Befreiung nach außen hin entsteht im 14. und 15. Jahrhundert im Innern eine sonderbare soziale Ordnung, wo alle Schichten der Bevölkerung zum Staatsdienste zugezogen werden. Jeder mußte entweder das

Google

Reich verteidigen (wie der Dienstadel) oder für das Reich arbeiten, d. h. die, die das Reich verteidigen, ernähren. Diese letzte Pflicht fiel auf die Bauern. Sie trugen die Last der finanziellen Versorgung des Staats, da die einzige Quelle, die die finanzielle und militärische Ordnung des Landes sichern konnte, der Grund und Boden war. Dieses System legte den Grund für die Leibeigenschaft der Bauern. Die ersten Anfänge der Leibeigenschaft können wir schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts bemerken, ihre gesetzliche Anerkennung bekam sie aber erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Je mehr die Macht des russischen Reichs nach außen hin wuchs, je mehr sich Rußland in ein ungeheures Kaisertum verwandelte, desto schwerer wurde die Lage des russischen Volks im Innern. Im 18. Jahrhundert, während Rußland zu einer der ersten europäischen Großmächte wird, verliert der russische Bauer seine Freiheit vollständig. Unter Katharina II., die den russischen Adel endgültig vom obligatorischen Staatsdienst befreit hat, verwandelt sich der Bauer in ein vollständiges Eigentum der adligen Grundbesitzer. Nur dem Namen nach bleibt er kein Sklave seines Herrn. Seine ganze Arbeit steht zur Verfügung des Grundbesitzers. Die Grundbesitzer bekommen das Recht, ihre Bauern einzeln und in ganzen Familien mit oder ohne Land zu verkaufen, sie für kleinste Vergehen körperlich zu bestrafen oder ohne jegliches Gericht nach Sibirien zu schicken. Und der Bauer hat kein Recht, seinen Herrn vor dem Gericht zu verklagen. Für eine solche Anklage wurde wie der Ankläger selbst, so auch der, der die Anklage geschrieben hatte, mit Peitschenhieben bestraft und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit nach Sibirien geschickt.

Eine solche Lage konnte natürlich nicht ohne Protest bleiben. Im Anfang der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts entstand ein großer Bauernaufstand unter der Leitung des Thronprätendenten Pugatschoff. Dieser Aufstand verbreitete sich bald über ein großes Gebiet, und nur mit Anspannung aller ihrer Kräfte gelang es der Regierung Katharinas II., den Staat vom Untergang zu retten. Nach dem Aufstande verschlechterte sich die Lage der Bauern noch mehr, er hatte aber doch große Folgen. Er zeigte das ganze moralische Uebel der Leibeigenschaft und stand in spätern Zeiten als ewige Drohung vor Augen der Regierung und des Adels. Nach diesem Aufstande beginnen auch die besten Geister der gebildeten Gesellschaft offen für die Aufhebung der Leibeigenschaft aufzutreten. Die größten russischen Humanisten des 18. Jahrhunderts, Nowikoff und Radischtschew büßen ihre freien Worte, der eine mit der Einsperrung in die Festung von Schlüsselburg, der andre mit der Verschickung in einen entlegenen Ort Ost-Sibiriens. Die Zahl der Anhänger der Befreiung wächst allmählich. Im Anfange des 19. Jahrhunderts fängt auch die Regierung an, sich mit der Frage der Befreiung zu beschäftigen. 1803 erscheint das Gesetz über „freie Ackerbauer", das den Grundbesitzern das Recht gibt, ihre Bauern mit Land zu befreien. Dieses Gesetz übte mehr eine moralische als reale Wirkung. Der Adel sah darin den ersten Schritt der Regierung auf dem Wege zur Bauernbefreiung. In der Tat war es aber nicht so. Obgleich der erste Minister Alexanders I., Speransky, die Aufhebung der Leibeigenschaft als notwendige Bedingung der Erneuerung Rußlands ansah, fing er doch mit der politischen Reform an. Nach dem Sturze Speranskys und besonders nach der Gründung der Heiligen Allianz beginnt eine lange Periode der Reaktion, während der die Leibeigenschaft noch schrecklichern Umfang erreicht. Die Bauern antworten darauf mit mehr oder weniger großen Aufständen in verschiedenen Gebieten Rußlands, mit der Ermordung ihrer adligen Herrn, mit Brandstiftungen und Massenflucht nach Kaukasus oder Sibirien. „Das Gespenst des Pugatschoff-Aufstands," sagt der Historiker Semewsky, „stand ewig vor den Augen unseres Adels und, wie ein schreckliches memento mori, erinnerte ihn ständig daran, daß es im Interesse des Grundbesitzers selbst ist, mit der Leibeigenschaft zu beendigen."

Diese ewige Gefahr, die dem Staate von unten auf drohte, bildete auch den

Google

Hauptgrund, weshalb alle russischen Regierungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich auf diese oder jene Weise mit der Frage der Bauernbefreiung beschäftigten. Die wirtschaftliche Entwicklung forderte auch eine neue Organisation der Arbeit, das allmähliche Aufblühn der Industrie konnte nicht lange auf dem Grunde der unfreien Arbeit ruhen. Seit den 20er Jahren, dank der Tätigkeit der „Dekabtisten", entsteht auch eine große liberale Bewegung in der aufgeklärten Gesellschaft. Trotz der strengsten Zensur treten die besten Schriftsteller Rußlands für die Befreiung der Bauern auf. Aus den kleinen literarischen und revolutionären Kreisen verbreitet sich die Idee der Befreiung allmählich über das ganze gebildete Rußland. In den 40er Jahren erscheinen einige Gesetze, die als ihr Ziel die Beschränkung der Leibeigenschaft haben. Die Regierung Nikolaus I. wagt aber, aus Furcht vor der Opposition des Adels, nicht, offen mit der endgültigen Lösung der Frage aufzutreten.

Erst nach der schweren Niederlage im Krimkrieg und nach der Thronbesteigung Alexanders II. entsteht eine neue Aera für die Bauernfrage. Bald nach seiner Thronbesteigung sagt Alexander II. in einer Rede an den Moskauer Adel, daß „es besser ist, die Leibeigenschaft von oben aufzuheben, als auf jene Zeit zu warten, wo sie sich selbst von unten aufzuheben anfängt." Im Jahre 1856 wird ein geheimes Komitee für die Lösung der Bauernfrage gegründet. Den mächtigen Anhängern der Bauernbefreiung, der Tante des Kaisers, Großfürstin Helena Pawlowna, und seinem Bruder, Großfürsten Konstantin, gelingt es, solche Kenner und Freunde zum Werk der Befreiung des Volkes hinzuzuziehn, wie die Brüder Milutin, Kawjelin, Ssamarin, Arsakoff, Tscherkaßky und andre. Die Macht der Kamarilla war aber noch zu groß. Der gut gesinnte, aber schwache Kaiser wagte lange Zeit nicht, das Werk der Bauernbefreiung auf den offenen Weg zu bringen. Erst im Jahre 1858 trat die Regierung offen für die Aufhebung der Leibeigenschaft ein. In allen Gouvernements wurden spezielle Komitees gebildet, die Presse erhielt das Recht, frei die Bauernfrage zu besprechen.

Diese Maßnahme der Regierung rief einen unbeschreiblichen Enthusiasmus in den liberalen Kreisen der russischen Gesellschaft hervor. „Du hast gesiegt, o Galiläer!" schrieb der berühmte Emigrant und Revolutionär Herzen in seiner Londoner Zeitung „Kolokol" („Die Glocke"). Der Sozialist Tschernyschewsky und der Slawophile Aksakoff begrüßten in gleich enthusiastischen Worten das offene Auftreten der Regierung. Es war eine Zeit der größten Hoffnungen, denn in der Befreiung der Bauern sah man nur den ersten Schritt der russischen Freiheit im allgemeinen. Die nächste Zukunft zeigte aber, daß diese Hoffnungen zu übertrieben waren.

Sowohl in den Gouvernement-Komitees, als auch später bei der genauen Bearbeitung des Gesetzes in den sogenannten Redaktions-Kommissionen, sowie im zentralen Haupt-Komitee und im Reichsrat mußten die Anhänger der Bauernfreiheit einen schweren Kampf mit ihren Gegnern ertragen. Die Grundbesitzer bekamen viele Konzessionen. Die Bauern wurden zwar befreit und sogar mit Land, aber das Land, das sie bekamen, bildete nur einen Teil jenes Landes, von dem sie früher gelebt hatten, dabei mußten sie dieses Land dem Staate für eine hohe jährliche Zahlung abkaufen. Der beste und der größte Teil des Landes blieb in den Händen der Grundbesitzer. Die Folgen dieses Fehlers der Bauernreform des Jahres 1861 machten sich schon gleich nach der Reform bemerkbar. Bald entstand eine neue Bauernfrage, der Mangel an Land zugrunde lag. Die jetzige schwere Lage der russischen Bauern ist in vielen Beziehungen die Folge der Unvollständigkeit der ersten Reform Alexanders II.

Und trotzdem war es eine große Reform, trotzdem bildet der 19. Februar 1861 eine Schwelle in der russischen Geschichte. Es ist der Tag, an dem Rußland zum ersten Mal die Morgenröte der Freiheit erblickte, und obgleich sie in spätern Zeiten oft mit dichten Wolken bedeckt wurde, ist doch der Sonnenaufgang nahe.

A. B.

Google

Rundschau

Internationales Recht

In praktischer Nutzanwendung gibt es kaum etwas, das labiler, verschiebbarer und verschieden gedeuteter wäre, als das sogenannte internationale Recht. In jedem Einzelfall müssen erst Gelehrte und Halbgelehrte angerufen werden, um es auszulegen. Und allemal und fast von jedem geschieht dies anders. Kommt es zwar zur Gewaltaustragung, dann versagt — wenigstens für die Sache des Stärkern — die Stimme dieses Rechts zunächst vollständig. Daran hat auch der internationale Areopag im Haag nicht das geringste geändert. So binseneinfach es erschien, daß Holland, das nicht unter der Kuratel der Neutralität steht — ein internationaler Begriff, der übrigens auch in jedem Sonderfall andre Grenzen erhält — ohne Einspruch des größern oder kleinern Auslands den Punkt Vliessingen am niederländischen Globus befestigen oder nicht befestigen kann und daß nur die Nebenfrage der Offenhaltung der Schelde mit dem Flußanwärter Belgien zu regeln war, bekam die große europäische Politik doch einen roten Kopf darüber, ob das internationale Recht Holland diesen Spaß gestatten könne oder nicht. Und nur weil es sich herausstellte, daß ein noch so sehr fortifiziertes Vliessingen etwaige strategische Zukunftszüge gar nicht zu alterieren vermöge, beruhigte sich die aufgewühlte See des internationalen Einspruchs. Ein Beweis — oder wenigstens ein deutliches Indicium dafür, daß das internationale Recht im Bedarfsfall lediglich ein Werkzeug und Mittel des Starken ist. Die Schweiz hat bekanntlich — ziemlich unbekümmert um die Klauseln ihrer Neutralitätsassekuranz — Befestigungen angelegt und ihre militärischen Streitmittel bis zur Befähigung für eine offensive Defensive verstärkt. Bulgarien hat in einer Zeit, da es international verpflichtet war, keine Befestigungen in Ostrumelien zu errichten und ihm international untersagt war, seine Flagge auf dem Schwarzen Meer zu zeigen, beides getan. Damals lag für die starken Mächte jedoch kein wesentlicher politischer Grund zur Anrufung des angeblich verletzten internationalen Rechts vor.

Soviel steht fest, daß die politische Weltordnung immer weiter zur Anerkennung des Satzes: the days of smal states are past bringt und daß das internationale Recht in entscheidenden Momenten nur ein Recht der starken Mächte ist, also den Elementargrundsatz des Rechtsschutzes Aller und insbesondere der Schwachen entgegensteht.

Eine Komödie also — die nur Akademiker, Theoretiker ernst nehmen, nicht aber die entscheidenden Faktoren, deren Dreadnougths, Kanonen und Gewehre die Rechtsbasis jederzeit zu ändern vermögen. Darum auch in wichtigen Fragen — die Impotenz der Schiedsgerichte, die auf einer labilen und nicht von der Gerechtigkeit lapidar festgelegten Grundlage arbeiten.

Können wir einmal mit Selbstaufrichtigkeit dafür zuzugestehn, daß es kein internationales Recht gibt, werden die großen Friedenshüter gezwungen werden, ein anderes Schutzmittel zu suchen und auch zu finden. Das geheuchelte Recht gehört in die Ecke. s.

Die Nixe vom Güldensee.

Die Fortsetzung des Hirschfeldschen Romans mußte diesmal wegen Raummangels ausfallen. Desgleichen ließen sich, trotz des verstärkten Umfangs des Heftes, ein paar ausgezeichnete Beiträge über München nicht mehr unterbringen.

Jungtürkischer Optimismus

Gewiß ist der um die türkische Armee hochverdiente deutsche General von der Goltz ein Berufener in Sachen der neuottomanischen Entwicklung. Aber mir will es, als altem Kenner des sozialen und politischen Türkentums, denn doch scheinen, daß sich der Organisator der türkischen Wehrkraft in seinem jüngsten

Google

Vortrage über den Werdegang der Neutürkei nicht ganz zutreffend geäußert hat. Wenn von der Goltz behauptet, es gäbe derzeit keine alttürkische Gegenbewegung oder überhaupt keine alttürkische Partei mehr, so ist das nur insofern richtig, als es keinen ehrlichen Türken mehr gibt, der das gestürzte hamidische System wieder aufrichten wollte. Das Urteil des Generals ist offenbar unter den Eindrücken des selbstbewußten türkischen Militärmilieus zustande gekommen, das sich die Kraft zumißt, jede Gegenströmung einbämmen zu können. Eine Höhenmeinung, der die Stimmung des Tals fremd blieb.

Das türkische Volk äußerte bisher keinen namhaften Widerstand gegen das jungtürkische Reformwerk. Es verhielt sich passiv, abwartend, denn die Kosten der Volksbegeisterung und des Straßenjubels trugen ausschließlich Levantiner, Griechen, Armenier, d. h. Nichttürken. Der echte Türke hat durch das Despotenregiment den öffentlich freien Gebrauch seiner politischen Meinung fast gänzlich verloren (die ausländisch gebildete Intelligenzminderheit zählt bei dieser Behauptung nicht mit). Der echte Türke ist auch weit toleranter, als man annimmt. Sein Fanatismus, der ihn zeitweilig in so übeln Ruf brachte, wurde stets von oben angeblasen. Und im Gehorsam übertrifft der Türke alle andern Völker. Der echte Türke war daher a priori kein Gegner des neuen jungtürkischen Gleichheits- und Brüderlichkeitsstatuts. Aber der bedächtige langsame, vorsichtige Moslim ließ die Jungtürken vorerst allein hantieren. Die Mehrheit wollte sehn, abwarten, ob durch die große Nivellierungsarbeit nicht etwa alle jene Qualitäten, die von jeher die Kraft des Islams abgeben, plattgedrückt oder gar unterdrückt würden. Er verschloß nur tiefer in sich die in ihm festgewurzelte Ueberzeugung seiner Superorität über die andern Nationalitäten und Rassen der Türkei. Und diese Masse, diese Mehrheit bildet eben die alttürkische Partei, die in ihrer Haltung durch die bedenklichen Stockungen und Reibungen innerhalb der jungtürkischen Arbeit immer noch verstärkt wird.

Die Jungtürken sind über den Widerspruch, den ihre Gleichberechtigungsgrundsätze gegen ihre eigene Ueberzeugung aufrichten, daß die Zukunftstürkei nur unter türkisch-nationaler Vorherrschaft Aussicht auf Dauerbestand habe, keineswegs hinweggekommen.

Die Jungtürken haben die bedenkliche Spaltung der innern Gewalten in die Militär- und Komiteeherrschaft, die eine Doppelregierung herbeiführte, bisher nicht überwunden. Dabei hat die Militärpartei den Vorteil der effektiven Kraft und noch jenen für sich, daß sie die türkischen Eigenheiten, die religiösen und nationalen Empfindungen weit mehr schonen kann, als die ganz auf europäischem Kulturstandpunkt stehenden und daher rücksichtsloſern Jungtürken.

Die Jungtürken haben ferner aus Utilitätsgründen ihr Werk zum großen Teil durch Nichttürken beginnen lassen müssen. Der echte Türke läßt sich nicht über Nacht zum politischen Arbeitsmenschen umwandeln. Die Jungtürken haben daher noch heute — was sie auch Konträres behaupten wollen — nur eine ganz schwache Fühlung mit der türkischen Volksmehrheit erlangen können.

Die Folgeerscheinung aller dieser Behinderungen ist eine Stockung des innern Reformwerks auf allen Linien. Die Justiz, die Verwaltung stehn, bis auf einige Einzelheiten, fast gänzlich noch auf dem rückständigen Status des alten Systems. Und wenn auch der riesige Umfang und die Mannigfaltigkeit der gänzlichen Reformierung nicht verkannt werden darf und einige mutige Schritte, so in Sachen der Entwaffnung der Bevölkerung, tatsächlich getan wurden, sieht das türkische Volk, das immer noch abseits steht und beobachtet, diese Versuche doch mit ganz anders kritischem Auge an, als das Abendland es tut. Wer Albanien genauer kennt, den Charakter und die Lebensweise der Albaner aus eigenen Anschauungen beurteilt, weiß, daß die sogenannte Pazifizierung dieses Landes, die auch von der Goltz auf das Gutkonto der Armee und der Jungtürken stellt und die sich in der Abnahme einer großen Anzahl von Waffen ausdrückt, eine Utopie ist. Tatsächlich zu pazifizieren ist Albanien nur auf wirtschaftlichem Wege, durch Hebung des dortigen Volkswohlstands, nicht durch militärische Gewalt, die wohl Teilerfolge erzielen, in

Google

gewissen Gebieten die Entwaffnung durchführen kann, den Kern der Albaner, die sich in das sturmfreie Innere zurückzogen und bei ihrer Zähigkeit auch nicht einmal auszuhungern wären (sind doch Not und Hunger dort permanent), jedoch niemals pazifizieren wird.

Auch in Makadonien, dem Ausgangspunkt aller antitürkischen, zentrifugalen Bewegungen sind die Jungtürken bisher gezwungen gewesen, sehr widerspruchsvoll vorzugehn. Ihr Schwanken zwischen unbegrenztem Brudervertraun in die frühern Gegner, die christlichen Nationalitäten, und neuerdings als nötig erkannter, großer Strenge gegen Nichttürken gibt keinen günstigen Eindruck. Der zwar schwer denkbare, aber doch unlängst drohende Zusammenschluß der streitenden Kirchen und damit der bisher disparaten nationalen Propaganden ließ geradezu eine Katastrophe im türkischen Sinne befürchten.

Die große Mehrheit, die all dies kühl sieht, beurteilt, kritisiert, da sie nicht mit dem Herzen an der Neubewegung teilnimmt, das sind jene Alttürken, deren Existenz abgeleugnet werden soll.

Fürwahr, nicht um mit den Ausführungen des hochverdienten Generals zu polemisieren, dessen Urteil offensichtlich vom Optimismus der türkischen Militärkreise und des Jungtürkentums beeinflußt wurde, schreibe ich diese Zeilen, sondern weil ich glaube, daß Deutschland bei seinem Interesse für die Türkei und mit Rücksicht darauf, daß es reichlich deutsches Geld, deutsche Arbeit und deutsches Vertraun in die Türkei trägt, begründeten Anspruch darauf hat, auch die der türkischen Renaissance weniger günstigen Faktoren zu kennen.

Freiherr v. Stetten (München).

Karl Kraus.

Es ist nicht Ziel dieser Zeilen, ein Porträt des Wiener Publizisten Karl Kraus zu entwerfen. Wenn ich heute an so sichtbarer Stelle für Kraus eintrete, so treibt mich nur meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, zu versuchen, eine neue Bresche zu stoßen durch den Wall des Schweigens, der sich um ihn türmt.

Dieses, leider seltene, Pflichtgefühl macht den Journalismus zur Romantik unsrer Jugend. Der Ritter des Mittelalters focht nur für die körperlich Schwachen. Der Ritter der Gegenwart kämpfe für die geistig Starken. Der Journalist muß Büttel und Herold sein. Er züchtige Buben mit den Rutenhieben seines Stils und bahne den Künstlern mit dem Rapier seines Temperaments eine Gasse. Er breche das Tor auf, welches das Pack vor unliebsamen Meinungen zuschlägt.

Aus der „Fackel“, einer elf Jahre alten Wochenschrift, in deren brennend roten Heften sich das stärkste Temperament des heutigen Schrifttums entladet, sind die beiden Bücher von Karl Kraus hervorgegangen, die „Sittlichkeit und Kriminalität“ (L. Rosner, Wien; 2. Auflage) und „Sprüche und Widersprüche“ (Albert Langen, München) heißen.

* * *

Keiner hat mit der Ausdauer von Karl Kraus gegen die Grundfeinde unsrer Kultur, gegen Gemeinheit, Preßzensur, staatliche Uebergriffe und sexuelle Bevormundung gekämpft. Keine Gesellschaftskritik entlarvt wie die seine den Trottel, der uns immer wieder das schon banale Zitat vom stets verneinenden Geist an den Kopf wirft. Denn alles, wogegen unsre Skribenten kämpfen (das sei einmal festgenagelt) und alles, was immer mehr die Empörung und den Abscheu besserer Menschen er-

Google

weckt, ist dem Schmock und dem Philister lieb und teuer, und alle die hohen Ziele und edeln Werte, für deren Verwirklichung wir, die sogenannten Gewohnheitsschimpfer, uns die Feder wundschreiben, sind ihm fremd und gleichgültig.

Kampf ist das Element von Karl Kraus, in dessen Natur sich antithetisches Temperament mit der heute stärksten satirischen Kraft vereinigt hat. Der pathetische Zug macht seine Kulturkritik, die ihm Bedürfnis, nicht Geschäft ist, zum Erlebnis; mit ihr ist er wie mit seiner Waffe, dem Witz, organisch verschmolzen, sie ist nicht ein Vorwurf seiner Feder, sondern ein Teil seines Ich. Den Satiriker in ihm befriedigt wohl die Gestaltung grotesker Erscheinungen, z. B. die Nordpolentdeckung. Aber so tief leidet er unter der Schmach der verpesteten Stadtkultur einer Kulturstadt, daß immer neuer Haß seine polemische Kraft nährt. Haß und Liebe sind vielleicht die stärksten Erscheinungen im Menschen. Aber Kraus hat wirklich, wie wenige, die Kraft, zu hassen und zu lieben. Nichts liegt ihm ferner, als bloße Verachtung, Entrüstung oder Abscheu. Selbst der Ekel, in den sich der Haß eines objektiven Betrachters verwandelt, ist ihm fremd. Kraus liebt — spottet — haßt. Das sind die klaren Aeußerungen seines Menschentums.

Er sitzt wie ein Argus in einer Stadt, die man eher nach Cliquen als nach Bezirken einteilen könnte. Allein und einsam, spießt er jede Gemeinheit, jede Dummheit, jede gedruckte, jede gesprochene Schurkerei mit seinem Hohn und seinem Witz auf, und das alles nur, um an vereinzelten Beispielen Korruption, Verdummung und ethische Gesetzlosigkeit zu beweisen. Dieses epigrammatische Talent mußte sich zum Aphoristen entwickeln, was es schon war, wenn es nur einzelne Sätze aus größern Gefügen herausbrach. Seine Aphorismen, die einzeln weniger stark als im Zusammenhang wirken, sind seine Kunstform. Sie geben stofflich geordnet ein Bild seiner Weltanschauung und den Abdruck des Menschen und sind selbst dann, wenn sie nichts als Witz sind, wesentlich für das Ganze. Denn Kraus schreibt keine Einfälle nieder, sondern gibt Denkfragmenten eine endgültige Form. Er legt eine metaphorisch zum Witz gewandte Wahrheit wie einen Mosaikstein hin, der einzeln nichts ist, aber im Gesamtbild vielleicht der wesentlichste Teil des Körpers werden wird. Und das alles in einer an Shakespeare geschulten Sprache, persönlich gefärbt durch antithetische Stilisierung, geschmeidig gemacht durch regelmäßigen Satzbau und natürlich und einfach gehalten dank der Wahl der alltäglichen und daher besten Worte.

In dem Buch „Sittlichkeit und Kriminalität" stehn Prozeßkritiken und psychologische Untersuchungen, die an die bedeutendsten Tribunalkomödien und -tragödien der letzten Jahre anknüpfen. Kraus bekämpft den Indizienbeweis und verficht die Freiheit normaler und anormaler Sexualität, die Diskretion des Vorlebens, soweit es keinen Zusammenhang mit dem Delikt hat, und zeigt an kurzen Zitaten aus Gerichts-

Go gle

protokollen, wie oft witzbeflissene Richter die Gefühle von Angeklagten und Zeugen in niederträchtigster Weise verhöhnen. Richter und Staatsanwalt sind die Angeklagten vor dem Gerichtstisch seiner Empörung, vernichtet durch die Schärfe seines Hohns. Viele Leser werden durch seine Betrachtungen noch heute bekannter Prozesse (Hervay, Montignoso, Klein, Beer, Riehl, Odilon) erst jetzt ein richtiges, psychologisches Bild der damals nur als Sensation angesehenen Fälle gewinnen.

Felix Stössinger.

Theater bei der Gräfin Gabrielle Hoyos

Die eleganten Räume der Gräfin Gabrielle Hoyos (Herbert Bismarcks Schwägerin) in der Bendlerstraße öffneten sich zum zweiten Mal in diesem Winter vor geladenem Publikum zu einer musikalisch-dramatischen Aufführung. Nachdem schon früher d' Alberts „Abreise“ mit gutem Gelingen zur Darstellung gebracht worden war, gab es diesmal eine künstlerische Sensation: die Aufführuug eines Werks, das man in Berlin sonst nicht zu hören bekommt: Tschaikowskis einaktige Oper „Jolanthe,“ nach einem Text seines Bruders Modest Tschaikowski, der noch in Rom lebt, ist ein Werk, das textlich wie musikalisch so hervorragend ist, daß man wohl eine Aufführung im Kgl. Opernhaus oder in der Komischen Oper (obwohl das Sujet durchaus ernst ist) längst hätte erwarten dürfen.

Umsomehr interessierte es, dieses Werk auf der hübschen kleinen, künstlerisch ausgestatteten Privatbühne kennen zu lernen. Komtesse Hoyos spielte selbst die Titelrolle, und ihre musikalischen Fähigkeiten kamen zur vollen Geltung. Ihre sehr sympathische Stimme ist freilich klein, reicht aber für die Gesellschaftsräume vollkommen aus und wurde von den sonst mitwirkenden Berufssängern und Sängerinnen nicht erdrückt. Komtesse Hoyos hat auch eine starke schauspielerische Begabung, spielte die Rolle sehr poetisch und sang mit bedeutendem Musikverständnis. Sonst wirkten Mitglieder der Berliner Opern mit, unter ihnen ist besonders Frau Sachse-Friedel von der Volksoper zu erwähnen, die durch ihr schönes Organ und ihr schauspielerisches Können sehr angenehm auffiel. Ferner Herr Kai Hassing als burgundischer Ritter. Herr Holmquist als Herzog war etwas zu laut, Herr Förster wenig glücklich in der Maske des Königs. Ausgezeichnet sowohl stimmlich, wie in der Maske und im Spiel war Oscar Seelig als maurischer Arzt.

Die Mitglieder des Philharmonischen Orchesters, unterstützt durch Josef Schwarz am Klavier, begleiteten sehr diskret. Sie wurden von dem jungen, aber sehr temperamentvollen und musikalischen Kapellmeister Dirk Fock geleitet. Die Regie lag in den Händen des Herrn Swend Gade und war vorzüglich.

Leider besitzen wir in Berlin nur wenig Privathäuser, die so dem gesellschaftlichen Leben und zugleich der Kunst zu dienen verstehn.

A. J.

Google

Curt Herrmann: Der Kampf um den Stil. (Verlag von Erich Reiß, Berlin)

Man hat in den letzten Jahren öfter mit väterlich verletzender Herablassung betont, daß die Theorie immer ein Nachlassen oder Stocken der produktiven Kraft bedeute, und diese zweifelhafte Weisheit mit einem Satz aus Goethes Zitatenwarenhaus belegt, ohne zu bedenken, welche kunsthistorische Werturteile die ev. Richtigkeit dieses Satzes nach sich ziehn würde.

Jeder Künstler schafft bewußt nach bestimmten Prinzipien, und daß sich die modernen Künstler auch über sie äußern, darin sehe ich nur ein erfreuliches Zeichen einer sich selbst bewußten Kultur. Und wer sollte uns wertvolleres über seine eigene Kunst zu sagen haben als der Künstler selbst, den sie doch am tiefsten berührt? Wer sollte uns besser an jene Grenze führen können, wo überhaupt das Reden aufhört und die Empfindung anfängt? Dieses Lob kann man Herrn Herrmann spenden, daß er den Leser in ein intimes Verhältnis zu seiner Kunst bringt, d. h. zu der des Neo-Impressionismus. Man erstaunt, wie da von technischer Spielerei geredet werden konnte, wo soviel Empfindung und großes Wollen vorhanden ist.

Psychologen haben öfter die skeptische Frage nach dem Werte von Künstlerbüchern aufgeworfen. Ich meine, daß ihre Benutzung nur eine Taktfrage ist. Jede Einseitigkeit wird man dem Künstler als Schöpfer zugestehn müssen. Um so schöner ist es, wenn sie wie hier vermieden ist. Herrmann sieht im Neo-Impressionismus nicht den allein selig machenden Weg, der zur Kunst führt. Das möchte ich ihm noch besonders hoch anrechnen, daß er die eine Kunst als das Ziel betont hat, zu dem verschiedene Wege führen. Der seine, der von Matisse und mancher andre. Es geht nicht an, den Impressionismus als die letzte Phase, als das non plus ultra hinzustellen, wie man es heute in gewissen Kreisen liebt. Der heilige Geist ist ewige Bewegung, und auch die Jungen sind auf dem Wege zur Kunst. Auf einem andern Wege als die Impressionisten. Aber mit gleicher Kunst und Vitalität.

Weniger günstig als über den Autor muß man über den Verleger urteilen. Es geht nicht an, so viele leere Seiten einzuklemmen, die unfehlbar aus der Lektüre herausreißen. Auch ist die Auswahl im Abbildungsmaterial mangelhaft. Will Herr Reiß, wie es scheint, wirklich die Lücke in unserm Verlegersystem ausfüllen, die von den jungen bildenden Künstlern so schmerzlich empfunden wird, so muß es mit mehr Form geschehn. Das Bedürfnis war jedenfalls schreiend.

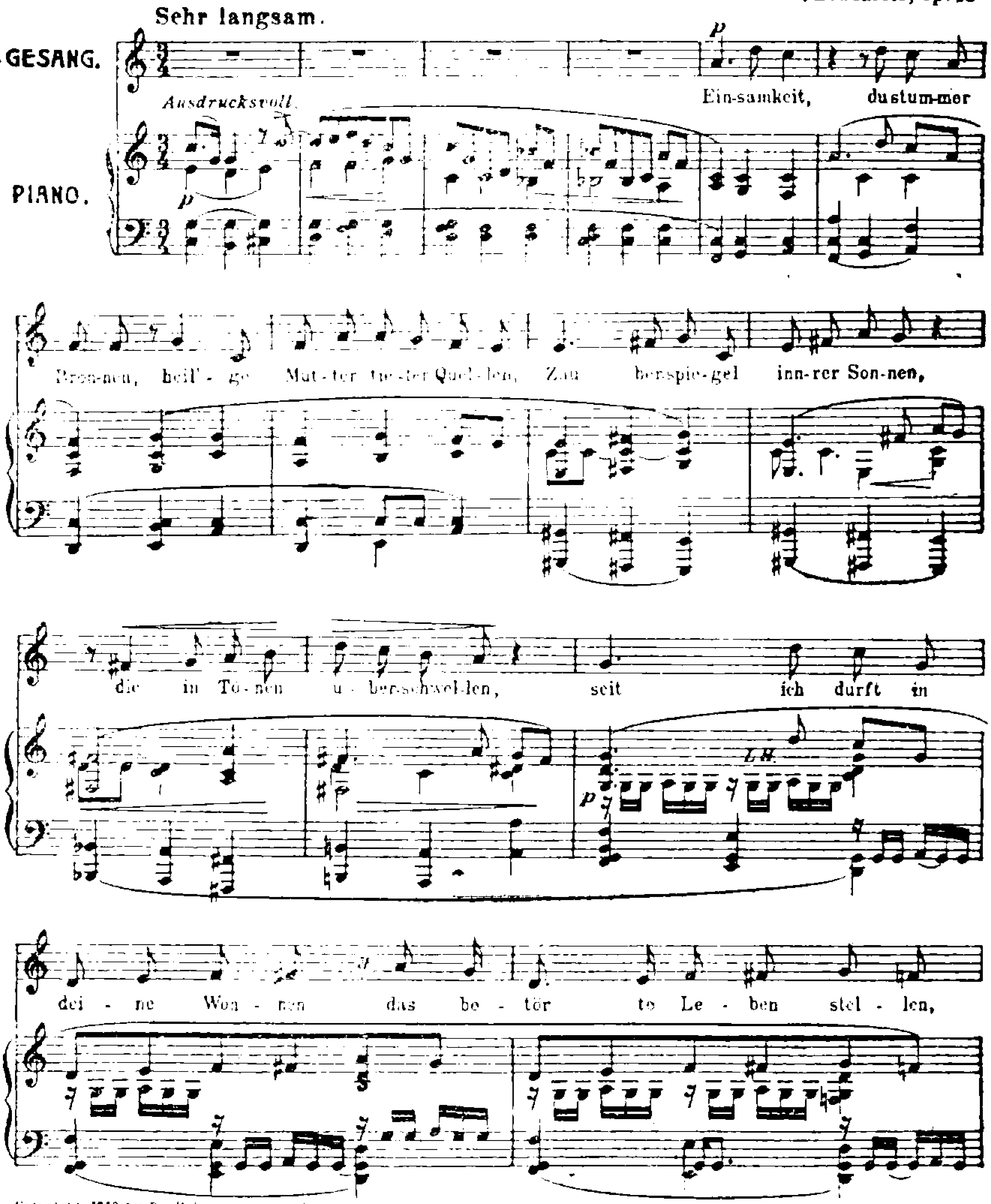
M. R. Schönlanck.

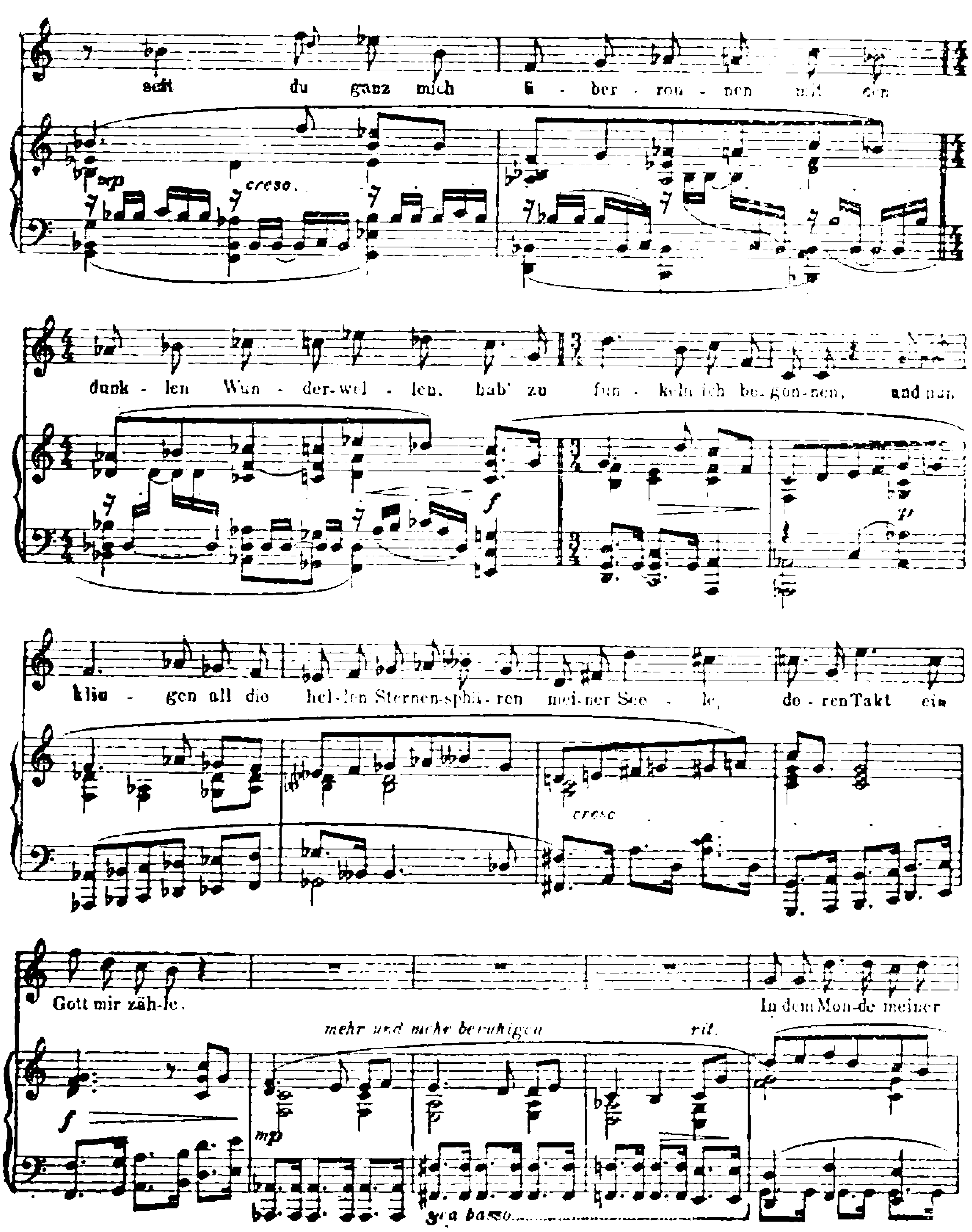
Google

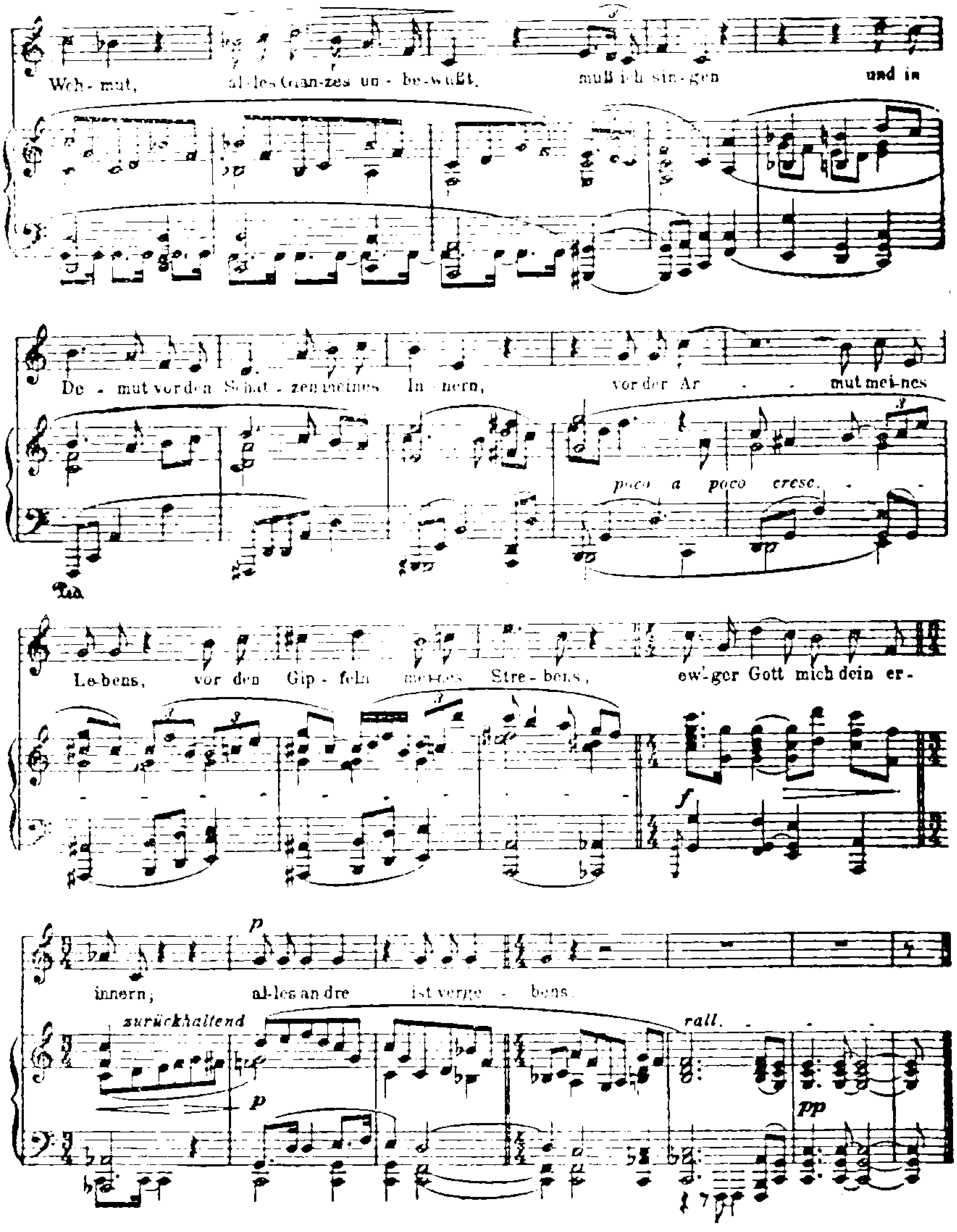
Nachklänge Beethovenscher Musik

von Brentano.

Aufführungsrecht vorbehalten.

W. Braunfels, Op. 13

Copyright 1919 by Dr. Heinrich Lewy, München. Verlag und Eigentum Dr. Heinrich Lewy, München

Google

seit du ganz mich ü - ber - ron - nen mit den
cresc.
dunk - len Wun - der - wel - len, hab' zu fun - keln ich be - gon - nen, und nun
p
klin - gen all die hel - len Sternen - sphä - ren mei - ner See - le, de - ren Takt ein
cresc
Gott mir zäh - le. In dem Mon - de meiner
mehr und mehr beruhigen
rit.
mp

Google

Weh-mut, al-les Gan-zes un-be-wußt, muß ich sin-gen und in
De-mut vor den Schät-zen mei-nes In-nern, vor der Ar-mut mei-nes
poco a poco cresc.
Le-bens, vor den Gip-feln mei-nes Stre-bens, ew'-ger Gott mich dein er-
innern; al-les an-dre ist ver-ge-bens.
zurückhaltend
rall.

Google

Zu unsrer Musikbeigabe

Münchner Tonsetzer, insbesondere Walter Braunfels

Während Berlin nicht ganz mit Unrecht als Hort der klassischen Richtung in der Musik gilt, darf München schon seit länger als einem Viertel-Jahrhundert den Ruhm beanspruchen, daß in seinen Mauern die Anhänger des Fortschritts in der Musik in namhafter Anzahl leben und sich auch eifrig rühren. Schon Joseph Rheinberger, der von 1859 bis 1901 an der Münchener Musikschule lehrte, ein Künstler von immensem Wissen und seltener Lehrbefähigung, war, trotzdem er mit seinem eigenen Schaffen ein durchaus konservativer Musiker war, doch keineswegs gewillt, die neudeutsche Richtung, insbesondere das Werk Wagners, ohne weiteres zu verdammen; darum finden wir auch unter seinen Schülern zahlreiche der modernen Richtung durchaus ergebene Tonsetzer. Diese fanden ihre Hauptstütze an Alexander Ritter, der von 1885 bis zu seinem Tode im Jahre 1896 in München an seiner Tafelrunde den Modernismus in der Musik gelehrt und vor allem Richard Strauß dafür gewonnen hat. Eine noch größere Lehrtätigkeit in fortschrittlichem Sinne entfaltete der leider viel zu früh, im Alter von 46 Jahren, 1907 gestorbene Ludwig Thuille, der so recht als das Haupt der neuen Münchener Kompositions-Schule zu gelten hat. Zu ihr muß auch der Rheinländer Max Schillings gerechnet werden, der freilich vor einigen Jahren nach Stuttgart übergesiedelt ist. Hans Pfitzner aber, der auch eine Zeit lang in München gelebt hat, darf den Repräsentanten der Münchener Schule ebensowenig beigezählt werden wie Max Reger, Anton Beer-Walbrunn und Friedrich Klose; diese beiden entfalten gegenwärtig an der Münchener Musikschule eine reiche Wirksamkeit. Etwas abseits stehn Hermann Bischoff, dessen zwei Symphonien berechtigtes Aufsehen erregt haben, und Otto Naumann. Sie sind ausgesprochene Straußianer. Dagegen gehören so recht zu Thuilles Schule und Gefolgschaft Felix vom Rath und Fritz Neff, die beide allzu jung gestorben sind, Karl Bleyle, Ernst Boehe, Walter Courvoisier, Edgar Istel, Rudolf Louis, der mit seinem Lehrer gemeinsam eine ausgezeichnete Harmonielehre verfaßt hat und durch eine Reihe wertvoller musikgeschichtlicher Werke, vor allem durch sein Buch „Die deutsche Musik der Gegenwart“ sehr bekannt geworden ist, Richard Mors, August Reuß, Rudolf Siegel und Julius Weismann, um hier nur auf einige hervorstechendere dieser jungen Münchener Komponisten hinzuweisen.

Neuerdings hat außerdem noch Walter Braunfels ganz besondere Beachtung gefunden. Er ist am 19. Dezember 1882 in Frankfurt a. M. zur Welt gekommen und hat während seiner Gymnasialzeit bereits auf dem dortigen Konservatorium Musik studiert. In München, wo er es einige Zeit mit der Jurisprudenz versucht hatte, ging er dann ausschließlich zur Musik über und schloß sich, nachdem er kurze Zeit in Wien sein Klavierspiel bei Leschetitzky vervollkommnet und bei Karl Nawratil Kontrapunkt getrieben hatte, aufs engste an Thuille und Schillings an; er blieb dann auch weiter in München. Zielbewußt wandte er sich hauptsächlich der dramatischen Komposition zu, und zwar verlegte er das Schwergewicht dabei wieder auf das rein Musikalische. So schon in seinem 1904-5 entstandenen Märchenspiel „Falada“, von dem eine Szene auf der Tonkünstlerversammlung in Essen 1906 zur Aufführung gelangte, während das ganze Werk einer solchen bisher nicht gewürdigt worden ist. Dagegen kam sein zweites, in den Jahren 1906-7 entstandenes Bühnenwerk, die heitere Oper „Prinzessin Brambilla“, 1909 im Stuttgarter Hoftheater heraus und erregte große Hoffnungen auf die weitere Entwicklung des jungen Kom-

Google

ponisten, der sich den Text selbst nach einer Novelle E. T. A. Hoffmanns gedichtet hatte, dabei jedoch zu breit geworden war und die dramatische Wirkung bei der Schilderung des Karnevallebens nicht genügend ins Auge gefaßt hatte. Am wertvollsten in der Partitur, die eine große Sicherheit in der Beherrschung des besonders farbenreich behandelten Orchesters zeigt, sind die großen Vokalsätze, wie überhaupt die technische Arbeit sehr gelungen ist. Sinn für feine Stimmungsmalerei und scharfe Charakteristik ist genügend vorhanden, dagegen ist die rein melodische Erfindung nicht immer bedeutend, auch entbehrt sie manchmal noch der Selbständigkeit.

In dieser Hinsicht bedeutet das 17. Werk von Braunfels einen großen Fortschritt. Es ist dies die Vertonung des 6. Kapitels aus der „Offenbarung Johannes" für Tenorsolo, Doppelchor und Orchester. Der grandiose Text hat den Komponisten sichtlich inspiriert, wenngleich er die bereits bei dem Zuge der apokalyptischen Reiter erreichte stolze Höhe in der zweiten Hälfte seines Werks völlig nicht mehr behauptet. Seine Tonmalerei sei besonders hervorgehoben, ebenso die Plastik der meisten seiner Motive. Anklang hat auch seine Musik zu Shakespeares „Was ihr wollt" gefunden, vor allem das Lied des Narren „Komm herbei, Tod". Auch sonst hat der junge Komponist mit Liedern Glück gehabt; veröffentlicht hat er als op. 1 und 4 je „sechs Gesänge", sowie als op. 7 „Fragmente eines Federspiels" für eine Singstimme mit Klavierbegleitung und die Vertonung des Gedichts von Clemens Brentano „Nachklänge Beethovenscher Musik", die wir hier mit Erlaubnis des Verlags (Dr. Heinrich Lewy in München) zum Abdruck bringen. In dieser vornehmen nnd gehaltvollen Komposition, der man eine gewisse Großzügigkeit kaum absprechen darf, schwebt m. E. der Genius Beethovens.

Viel aufgeführt worden sind die „Symphonischen Variationen", die Braunfels über ein altfranzösisches Kinderlied als sein 15. Werk hat erscheinen lassen. Sie sind mit großer Kunst und vielen kontrapunktischen Feinheiten gearbeitet und zeugen von einer virtuosen Beherrschung des modernen Orchesters, passen aber m. E. nicht recht zu dem einfachen Thema und sind zu wenig frei von Trockenheit der Erfindung. Dagegen soll Braunfels mit seiner „Serenade für kleines Orchester" op. 20, die demnächst im Druck erscheinen wird, auch die Freunde blühender Melodik durchaus befriedigt haben. Nach der Uraufführung, die kürzlich in München stattgefunden hat, schrieb Rudolf Louis darüber: „Eine ganz entzückende Tonschöpfung, die dem Komponisten einen Erfolg brachte, der den seiner Apokalypse vielleicht noch übertraf. Keine größern Gegensätze kann man sich denken, als die wildphantastischen Visionen jenes Chorwerks und die friedlich beglückte Idyllik der Serenade, deren leuchtende Klangfarben die Strahlen der Sommersonne unter italienischem Himmel zu reflektieren scheinen. In der Serenade haben mich die beiden mittlern Sätze beim ersten Hören am stärksten angesprochen. Die Orchesterbehandlung in dem neuen Werke ist so glänzend, wie wohl in keinem der vorangegangenen, und auch sonst zeigt es sich, wie viel Braunfels, dessen ganz ungewöhnlich schöpferische Begabung für den Urteilsfähigen von vornherein feststeht, inzwischen noch gelernt hat."

Hoffentlich hat der dem Komponisten nahestehende Münchener Referent den Mund nicht zu voll genommen. Jedenfalls darf man der Weiterentwicklung von Walter Braunfels, der sich bisher keineswegs einseitig musikalisch betätigt hat, mit Hoffnung entgegensehn.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Google

NORD UND SÜD

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Google

Gustav Eberlein:
Nach des Tages Mühn

Google

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Raslauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 136. Heft 425. Erstes Märzheft 1911

Google

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Google

Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat

Dr. Adolf Matthias: Eine deutsche Frau aus den Werdetagen unseres Liberalismus

Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß unser Liberalismus bei der Ausgestaltung unseres konstitutionellen Staates und bei der Neugründung des Deutschen Reiches die ausschlaggebende und treibende Kraft gewesen ist, daß dieser Liberalismus noch heute weithin in unserer besten Presse, in Kunst und Wissenschaft und Religion eine herrschende Stellung einnimmt, daß er sogar bis tief in andere Parteien hinein seine Wirkungen in der Form von „Modernismus" und in anderen Gestalten geltend macht und daß er trotzdem im offiziellen politischen Leben sich in der Minorität sieht und im eigentlich amtlichen Bereiche im Grunde nur eine geduldete Rolle spielt. Das sollte anders sein: der Liberalismus von heute täte deshalb gut, immer wieder sich und seine Gegner zu erinnern an die Zeiten, da seine starken Wurzeln sich einsenkten in den deutschen Boden und zugleich die Grundlagen des neuen Deutschen Reiches gelegt wurden; er sollte sich dessen recht oft und eindringlich erinnern, um neuen Mut und neues Leben zu schöpfen aus seiner ruhmreichen Vergangenheit, in welcher er mit entsagungsvollem Optimismus an unseres Vaterlandes Kräftigung und Größe die beste Arbeit getan hat. Solche und ähnliche Gedanken stiegen in mir auf, als ich das Lebensbild einer deutschen Frau aus jenen Tagen las, das Lebensbild der Frau Pauline Brater, das ihre Tochter Agnes Sapper [1]) in anregender Form entworfen hat; als ich den Reiz nachempfand, den das Leben und das Wesen dieser edlen Frau ausgeübt haben muß, und als zugleich das Bild Karl Braters lebendig wurde, dieses Vorkämpfers für deutsche Einheit und liberale Ideen in der Diaspora des Südens in

---

[1]) Frau Pauline Brater. Lebensbild einer deutschen Frau. Von Agnes Sapper. Mit 2 Bildnissen. 5. Auflage. München 1911. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Google

den Tagen unserer Zerrissenheit, politischen Reaktion und staatlichen Ohnmacht.

Man empfindet es wie eine Pflicht der Dankbarkeit, die beiden prächtigen Gestalten wieder weiteren Kreisen bekannt und befreundet zu machen, die Frau, die mit ihrer urwüchsigen süddeutschen Frische jeglicher Langenweile den Laufpaß gibt, „weil sie eine der größten Sünden" sei, und den Mann, der so plastisch hervortritt aus dem Spiegel dieser edlen Frauenseele, die sich und was sie hat an Herz und Glück, in den Gegenstand hinein verliert, den sie liebt. — Pauline Brater war die Tochter des Erlanger Mathematikprofessors Wilhelm Pfaff. Von acht Kindern war sie die jüngste; sie wuchs auf in Verhältnissen, die so beschränkt und einfach waren, daß für eine Kinderstube kein Raum sich bot und der studierende Vater in dem großen gemeinsamen Zimmer einen festen Kreidestrich um seinen Arbeitstisch zog, um seines Lebens und seines Studiums sicher zu sein, und daß er diesen Kreis mit derbem Schlag verteidigte, sobald ein Kind die Grenze überschritt und sein Studium gefährdete. Schon früh wehte um unsere Heldin ein vornehmer Geist. Männer wie Schelling, Rückert, Platen und Raumer standen zum Hause Pfaff in nahen Beziehungen, und da um die Geburtszeit Paulinens der Vater mit Rückert gemeinsam Nal und Damajanti übersetzte, so bekam Pauline bei der Taufe zu ihrem gut bürgerlichen Namen den poetischen Damajanti, den der Pfarrer mit einigem Entsetzen ins Kirchenbuch eintrug. In solcher Atmosphäre aufgewachsen, entwickelte sich Pauline zu einem mehr dem Schlichten und Echten als dem äußerlich Vornehmen zugewandten Wesen ohne Streberei, mit Sinn für fröhliches Behagen und mit der Anschauung, daß nicht Geld, sondern Geist die Welt regiert oder doch regieren müsse. Als sie in den Backfischjahren sich befand, zog nach Erlangen die Witwe des verstorbenen Oberappellationsgerichtsrats Brater mit ihren Kindern. Sie knüpfte Beziehung zum Hause Pfaff an, und Karl Brater trat der Pauline Pfaff näher. Er war ganz anders geartet: zurückhaltend, schon in seinen Studienjahren ein viel versprechender Jurist; von Haus aus mit ge-

Wir stellen ausdrücklich fest, daß dieser Aufsatz geschrieben wurde, als der von uns hochgeschätzte Autor noch Vortragender Rat im Kultusministerium war. Am 1. Juli 1910 ist Geheimrat Matthias aus seiner Stellung ausgeschieden. Wir bemerken, daß der Aufsatz längere Zeit lediglich aus technischen Gründen bei uns gelagert hat. Geheimrat Matthias wollte zur Zeit seiner Aktivität mit seinen liberalen Ansichten so wenig zurückhalten, wie er sie jetzt besonders unterstreichen will.
Die Redaktion.

Google

setzten Manieren, unterschied er sich von der fröhlichen und unbefangenen Art des Pfaffschen Hauses, fühlte sich aber angezogen von dem frischen und treuherzigen Ton. Pauline, die eine „wilde kleine Hummel" war, urteilte: „Dem Brater gegenüber fühle ich mich immer wie auf den Mund geschlagen." 1843 machte er sein juristisches Examen und wurde als Hilfsarbeiter in die Gesetzgebungskommission des bayerischen Justizministeriums berufen, schloß Freundschaft mit den Brüdern Friedrich und Theodor Rohmer und wurde dadurch mit Bluntschli bekannt. Im Jahre 1848 trieb ihn sein warmer Patriotismus, als Redner in Wahlversammlungen aufzutreten und mit Friedrich und Theodor Rohmer eine lebhafte publizistische Tätigkeit in bayrischen Zeitungen zu entfalten; seine Aufsätze zeichneten sich durch maßvolle Haltung, kritische Schärfe und glänzenden Stil aus. Er machte sich dadurch einen Namen; in demselben Jahre wurde er, noch nicht dreißig Jahre alt, zum Bürgermeister der Stadt Nördlingen gewählt. Dort war auch der Bruder von Pauline Pfaff Subrektor an der Gewerbeschule, und so fügte es das Schicksal, daß die Schwester ebendahin ging, um dem Bruder seinen kleinen Haushalt zu führen. Brater erkannte bald den Schatz von geistigen und gemütlichen Eigenschaften, der in dem jungen Wesen schlummerte. Präzis, wie er war, faßte er ihre acht vortrefflichen Eigenschaften in einem Briefe an seine Schwester also zusammen: Große Gutmütigkeit, viel Menschenverstand, muntere Laune, Schmiegsamkeit, praktisches Geschick, Häuslichkeit, körperliche Gesundheit, angenehme und hübsche Züge; mit etwas graziöserem Gang, schlanker Taille, temperierter Gesichtsfarbe wäre sie sogar eine Schönheit. Sie ist mit einem Wort eine so gesund organisierte Natur, wie ich unter allen Mädchen meiner Bekanntschaft keine getroffen habe. Arm ist sie freilich; aber ich habe mir diesen Einwurf ohne recht befriedigenden Erfolg alle Tage gemacht. So wurde denn aus den beiden ein Paar, und zwar ein glückliches. In der ersten Zeit brauste die Gattin wohl einmal in ihrer Kraftnatur auf, wenn der Gatte nach Gleichmaß und Ordnung strebte. Aber das gab sich bald, da sie den Grundsatz des ruhigen Mannes zu dem ihrigen machte: „Nicht mein und nicht dein Wille soll gelten im Haus, sondern was recht und gut ist, sei Norm. Darüber ist Verständigung nötig, und darüber hat man sich zu einigen." Die inneren Bedingungen zum Glück waren somit gegeben; mit den äußeren mußte das Ehepaar den Kampf des Lebens kämpfen: Als Brater seine Stelle angenommen hatte, war er erfüllt von nationaler Begeisterung und von

Google

der Hoffnung, als Gemeindebeamter der nationalen und freiheitlichen Sache dienen zu können. Doch Anfang der fünfziger Jahre erstarkte die Reaktion in Bayern wie anderswo auch. Der Augsburger Regierungspräsident von Welden, Braters Vorgesetzter, stand an der Spitze der reaktionären Partei. Brater vertrat die Rechte der Gemeinde und der Selbstverwaltung; er wollte sich dem Willkürregiment nicht fügen. Der Riß wurde größer und größer, da Brater in Wort und Schrift eine energische Tätigkeit für Anerkennung der Frankfurter Reichsverfassung entwickelte. Man dachte daran, ihn als Hochverräter in Untersuchung zu ziehen. Verleumdungen kamen hinzu. Disziplinaruntersuchung wurde eingeleitet. Doch stellte sich heraus, daß die Geschäftsführung musterhaft war. Nun versuchte der Regierungspräsident mit Höflichkeit, gütlichem und gemütlichem Einfluß den Bürgermeister aus seiner Stellung heraus zu manövrieren. Dazu kamen erneute Angriffe der reaktionären Partei. Das alles zeitigte in Brater den Entschluß, sein Amt niederzulegen. Der Versuch der Gemeindebevollmächtigten, ihn zu halten, war vergeblich. Er blieb bei seinem Entschluß. In dieser Zeit — es war im Januar 1851 — stand ihm die tapfere Frau, die sich Mutter fühlte, als heldenmütige und verständnisvolle Bundesgenossin zur Seite, erleichterte ihm mit ihrer sonnigen und warmen Liebe den Lebens- und Leidensweg und schützte ihn vor Erbitterung. Und das tat not. Denn zunächst war Brater ohne jeden Rückhalt und ohne Unterhalt. Ein hilfreicher Freund aber stand ihm bei: der Verlagsbuchhändler Karl Beck in Nördlingen, der mit ihm die „Blätter für administrative Praxis" begründete, damals die einzige Zeitschrift dieser Art in Deutschland, die noch heute, wenn auch in veränderter Form, am Leben ist. Daneben beschäftigten ihn andere politische und juristische Arbeiten, die er in seiner höchst bescheidenen Wohnung erledigte, wo nun bald ein niedliches Töchterchen in einer erborgten Wiege in dieser Zeit der Not als eine Gabe des Glücks empfunden wurde. Im Laufe desselben Jahres erhielt Brater von München die Aufforderung, für den „Nürnberger Korrespondenten" die Berichterstattung beim Wiederbeginn des Landtages zu übernehmen. Brater nahm das Angebot an, weil er hoffte, in München eine feste Anstellung als Anwalt zu erhalten. Diese Hoffnungen erfüllten sich nicht, und Brater kehrte, nachdem die Berichterstattung erledigt war, nach Nördlingen zurück. In diesen Jahren des Kampfes gegen widrige Schicksale stand Pauline dem Manne treu zur Seite und gewann an Energie des Wesens. Interessant, wie sich das

Google

auch an ihrer Handschrift bemerkbar machte: die dünnen und schrägen Züge von ehedem wandelten sich in feste, geschlossene, fast trotzig dastehende Buchstaben. Im Jahre 1854 schienen bessere Zeiten anzubrechen. Bluntschli entwarf den Plan zu seinem Staatswörterbuch und wandte sich an Brater um Mitarbeit. Eine dauernde Uebersiedelung nach München war die Folge. Brater schied mit schwerem Herzen von seinen Nördlinger Freunden: der Witwe des Verlagsbuchhändlers Beck und Ernst Rohmer, der diesem Verlage vorstand und einige Jahre später sich mit der Witwe Beck verheiratete. Die Hoffnung auf eine Anwaltstelle, die von neuem in Brater sich regte, zerschlug sich wiederum. Wie zum Hohne bot man dagegen dem Manne, der stets im Kampfe gegen reaktionäre und ultramontane Gesinnung gestanden, eine Staatsanwaltschaft an. Brater verzichtete seiner Grundsätze wegen. Stolz schreibt er an seine Mutter in dieser Zeit: „Du mußt bedenken, daß ich aus diesen Händeln mit erhöhtem Selbstgefühl hervorgehe, das keiner niedergeschlagenen Stimmung Raum gibt . . . Wenn ein Mensch mit irgend einer Eigenschaft außerhalb des Zeitcharakters steht, auch wenn diese Eigenschaft eine Tugend ist, so wird er dafür büßen müssen, wie für ein Laster. So geht es mir mit meiner politischen Tugend und meiner Unfähigkeit, den Staat als eine Versorgungsanstalt anzusehen, in die man sich um den Preis der Menschenwürde einkauft." Gleichwohl wurde Brater nicht erbittert. Er schreibt weiter in diesen Tagen: „Die heutige Armseligkeit ist noch immer ein Fortschritt gegen die tiefe Verderbnis der vergangenen Zeit, und es geht mit dem öffentlichen Leben vorwärts. Einstweilen muß man den Gedanken festhalten, der das A und O meines politischen Glaubens ist. Die politische Entwicklung geht vorwärts." — Mit diesem Optimismus verband sich bei Brater — und darin sollte er uns heute ein Vorbild sein — politische Maßhaltung und vornehmer Ton. In den „Fliegenden Blättern aus Bayern", die er als Flugschriften im Jahre 1857 hinaussandte und in denen er dem einreißenden Pessimismus entgegentrat mit dem Hinweise auf die Pflicht, der Verzweiflung an der Verbesserungsfähigkeit der öffentlichen Zustände entgegenzuarbeiten, vertrat er die Meinung, daß man den Ultramontanen in Bayern die Alleinherrschaft nicht lassen dürfe, damit nicht das Schweigen der öffentlichen Meinung als Zustimmung gefaßt werde. Doch bei aller Gegnerschaft gegen diese Partei und bei aller Schärfe des Angriffs wahrte er die Gerechtigkeit in der Beurteilung auch der Verdienste des Gegners. Und wie er die Sache stets über die

Google

Person stellte, zeigte sich in seinem weiteren Wirken, das immer umfassender werden sollte. Im Herbst 1858 wurde anläßlich der Präsidentenwahl der Landtag sofort wieder aufgelöst, und eine lebhafte politische Bewegung bemächtigte sich weiter Kreise. Brater schrieb eine Flugschrift „Regierung und Volksvertretung in Bayern“, die in Nördlingen zunächst anonym erschien und sofort vergriffen war. So gewaltig war ihr Eindruck gewesen. Als der Name des Autors bekannt wurde, stellte man ihn als Abgeordneten für Nürnberg zur Wahl. Pauline begleitete den Gatten in Gedanken mit treuen Hoffnungen in die Wahlversammlungen, mit banger Sorge am Wahltage und mit hellem Jubel beim glänzenden Erfolge. Am 14. Dezember war der Wahltag; bis zu seinem Tode blieben die Nürnberger ihrem Erwählten treu. Nun stand er nicht mehr allein; die Gruppe der nationalgesinnten Männer schloß sich um ihn gegen altbayrischen Fanatismus für den deutschen Bundesstaat unter Preußens Führung. Diesem Ziele sollte von 1859 an die „Süddeutsche Zeitung“ dienen, die mit dem 1. Oktober in München erschien. Daß ein „preußisches Blatt“ sich hier ans Licht wage, rief allgemeinen Unwillen wach; es tobte förmlich von allen Seiten gegen Brater. Verdächtigungen der kleinen Schmutzpresse, jede persönliche Schikane wurde in Bewegung gesetzt, um Brater die Existenz in München unmöglich zu machen; als Frau Pauline eine für die veränderten Verhältnisse passende Wohnung suchte und fand, nahm der Vermieter sein Wort zurück, als er hörte, mit welchem staatsgefährlichen Mieter er es zu tun habe. Brater blieb ruhig. Den Grundgedanken, Deutschlands Führung durch Preußen, predigte er den widerwilligen Gemütern der Süddeutschen mit klarer und scharfer Kritik, mit nie aussetzender Konsequenz, doch mit jener schonenden Milde, welche am meisten geeignet ist, dauernde Ueberzeugungen zu begründen. Anfangs wurde die Zeitung mit einmütigem Haß empfangen; nicht lange und sie war das Lieblingsblatt des gebildeten München. Pauline Brater lebte ganz mit der Zeitung. „Ihr Inhalt“, so schreibt sie, „und überhaupt was sich jetzt in der Welt zuträgt, beschäftigt meinen Mann ausschließlich und somit auch mich, ich bin ganz und gar eine Politikerin geworden und von meiner Zeitung eingenommen wie von meinen Kindern.“ Und Brater pflegte zu sagen: „Du bist mein Publikum, ich muß durch dich sehen, welchen Eindruck der Artikel auf die Leute machen wird.“ Dabei trat dann wieder die große Vornehmheit Braters und die Verschiedenheit männlichen und weiblichen Temperaments nicht selten zutage. Wenn er die Zeitung nicht benutzen

Google

wollte, um die Verleumdungen zu widerlegen, welche andere Blätter gegen ihn brachten, dann setzte sie ihm wohl zu und wollte, daß er die Grobheiten gehörig heimgebe, und hätte am liebsten ihm solche in kräftigen Worten in die Feder diktiert. Aber er ließ sich nicht beirren: „Um die Sache handelt es sich, nicht um meine Person," erklärte er ihr immer wieder; „warum von dem kostbaren Raum der Zeitung etwas auf Widerlegung persönlicher Angriffe verwenden, laß sie nur schimpfen, viel besser ist's, wir bleiben bei der Sache." Im Grund ihres Herzens war Pauline denn doch stolz auf diese vornehme Kampfesweise, und der Segen ihrer Wirkung blieb nicht aus — die heftigen Angriffe verstummten allmählich auch ohne Widerlegung. Und wie sich selber, so stellte Pauline auch ihre beiden Töchter beim Redaktionswerke zur Verfügung, die nun als größere Schulmädchen wohl zu brauchen waren: ein rührendes Bild, wenn die ältere, Anna, bei eiligen Telegrammen in Schürze und ohne Hut über den glühend heißen Odeonsplatz rannte und die Druckerei zwang, was sie als Eilbote brachte, noch in die nächste Nummer zu bringen. Leider fiel in diese frische und lebensvolle Tätigkeit ein trüber Schatten. Im Winter 1862/63 befiel Brater ein bedenklicher Husten. Der Arzt erklärte, der Kranke müsse das rauhe Münchener Klima verlassen. Entweder mußte die Zeitung eingehen oder an einen anderen Ort verlegt werden, an dem ihre Redaktion nicht mit so ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden war. Frankfurt wurde gewählt. Braters zogen nach Wiesbaden. Die Zeitung wollte aber nicht mehr recht gedeihen. Dazu kam das Unglück, daß Paulinens Bruder plötzlich verwitwete und daß Pauline nach Erlangen übersiedeln mußte, um den Kindern ihres Bruders eine Mutter zu sein: „Unstet und flüchtig muß ich sein und habe doch keinen Abel erschlagen," schrieb sie in dieser Zeit an Bekannte. Es wurde noch unsteter. Unvermutet wurde der Landtag einberufen. Da Pauline ihren kranken Mann nicht allein ziehen lassen konnte, ging sie mit ihm dorthin. Er konnte nicht fehlen. Denn inzwischen hatte er von Nürnberg aus den Kreis von Freunden und Genossen, die gleich ihm ein einiges Deutschland unter der Führung Preußens anstrebten, gesammelt und die Gründung der „Fortschrittpartei in Bayern" veranlaßt. Im Winter 1863 kam die dänische Frage hinzu. Für einen Politiker vom Fach mit der Begeisterung, wie sie Brater erfüllte, war eine unruhige Zeit zu erwarten. Diese kam denn auch: Brater wurde zum geschäftsführenden Mitgliede des Zentralausschusses für die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten ernannt, der

Google

seinen Sitz in Frankfurt hatte. Es kam eine arbeitsreiche, mühe- und schmerzvolle Zeit für den wackeren Patrioten und kranken Mann; denn die Wege, die zum Ziele führten, billigte er nicht; die Annexion durch Preußen war ihm nicht sympathisch, gleichwohl freute er sich des Ergebnisses, als an ihm nichts mehr zu ändern war. Besonders aufregend waren die Tage der Katastrophe im Sommer 1866. Die Familie Brater brachte ihn in Erlangen zu. Die Aufregung erreichte hier ihren Höhepunkt, als ein Gefecht in nächster Nähe erwartet wurde. Die österreichisch gesinnten Elemente der Bevölkerung waren aufgehetzt, und Brater, der Bismarcks Bedeutung längst erkannt und offen hervorgehoben hatte, erfuhr, daß der Pöbel gewillt war, ihm „seine preußischen Fenster“ einzuwerfen. Aber mit Eintritt des Waffenstillstandes verlief sich rasch die Erregung, und das Jahr 1866 wurde in Beziehung auf die Feindseligkeiten gegen Brater ein Wendepunkt. Nachdem die Ereignisse ihm recht gegeben, verlor die Feindschaft mehr und mehr ihren Stachel, und immer weitere Kreise gingen vom engherzigen Partikularismus zu nationaler Gesinnung über. Brater sollte sich nicht lange der herrlichen Tage freuen, die sein Freund Völk im deutschen Zollparlament im Jahre 1868 mit den jubelnden Worten begrüßte: „Die Nation geht unzweifelhaft ihrer Größe entgegen . . . Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland.“ Im Süden hatte Brater Heilung von seinem Leiden gesucht, er hatte sie nicht gefunden. Am 20. Oktober 1869 schied er aus dem Leben. Die Teilnahme, die der Verlust erweckte, war in den besten Kreisen eine tiefgehende. Man klagte, „daß Bayern den besten Bürger verloren habe, die Partei ihre Seele“; „eine staatsmännische Intelligenz ersten Ranges, ein unersetzliches Führertalent“ sei mit ihm dahingegangen. „Die reine und unbedingte Sachlichkeit wurde unter allen seinen seltenen Tugenden als die seltenste“ gepriesen. Was man zehn Jahre früher für unmöglich gehalten hätte, geschah; die königlichen Staatsminister nahmen teil an seinem Leichenbegängnis. Brater hatte seine Grundsätze nie verleugnet und sich nicht gebeugt vor den Mächtigen; die gute Sache, der er mit Hingebung gedient hatte, hatte ihn in die Höhe gehoben und ihm den Sieg verschafft über seine politischen Gegner. Es ist rührend zu sehen, wie bei der Gattin von nun an nur d a s Interesse erweckte, was mit ihrem Manne zusammenhing, und welche Frische und Tatkraft sie zeigte, wenn sie in ihres Mannes Geist und an seinem Werk arbeiten konnte. Sie fühlte sich durch ihn erhoben über alles Kleinliche, Selbstsüchtige, Unwahre, für das Große und Gute hatte er ihr Herz und Sinn er-

Google

schlossen, und dieses inneren Reichtums wegen versank sie nicht in dem unendlichen Leid um den Dahingeschiedenen; sie suchte vielmehr nach dem, was sie darüber erheben konnte. Und als das Jahr 1870 herankam mit der Ernte, für die auch Brater gesät, da wurde Pauline gewaltig mit erregt. Entrüstet über die leichtfertige Kriegserklärung der Franzosen schreibt sie: „Könnte man doch den Groll der deutschen Frauen nutzbar machen fürs Vaterland". Und als die Kunde von den Siegen der Deutschen kam, da drang der Jubel und die Dankbarkeit auch der trauernden Witwe ins Herz. Mitten in der Siegesstimmung jährte sich der Todestag Braters; die Münchener Neuesten Nachrichten schrieben an dem Tage: „Wenn wir mit jubelnder Begeisterung die Heldentaten unserer Söhne und Brüder feiern, wenn wir in stolzer Trauer des Muts und der Opfer der Gefallenen gedenken, so werden wir auch des stillen Denkers, des beredten Kämpfers, des treuen Beraters Deutschlands, unseres Brater, dankerfüllt uns erinnern, der mitgeholfen, die herrlichen Siege unserer Tage vorzubereiten, und der, wenn auch nicht auf blutigem Schlachtfelde, doch auf dem Felde der Ehre, mitten in seinem deutschen Berufe fiel." Daß die große Zeit sich so bald erfüllen sollte, hatte der Dahingeschiedene selber nicht geahnt. Als er geschäftsführendes Mitglied des Zentralausschusses für die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten war, schrieb er im Jahre 1864 seiner 13 jährigen Tochter einen Geburtstagsglückwunsch auf einem gedruckten Formular, das für Mitteilungen der geschäftsführenden Kommission bestimmt war, und redete humorvoll als Geschäftsführer seine Tochter an. Nach feierlicher Einleitung kommt dann folgender Glückwunsch: „Mögen Sie wohlbehalten so viele Jahre erleben, als von heute an zu dem gesegneten Tage verstreichen werden, wo unser deutsches Vaterland unter einen Hut gebracht und seinem großen Elend ein Ende gemacht ist. Möge Ihnen die lange Zwischenzeit durch eine frohe und fromme Jugend und durch ein heiteres Alter verschönert werden. Mögen Sie Ihren würdigen Eltern und unvergleichlichen Tanten allezeit zur Ehre und Freude gereichen sowie auch durch einen friedfertigen und einträchtigen Verkehr mit jüngeren Geschwistern den letzten Wunsch erfüllen, welchen sich mit geziemender Hochachtung anzudeuten erlaubt haben:

Namens der geschäftsführenden Kommission:

Der Vorsitzende verhindert.	Der Geschäftsführer Brater.

Google

Der „Geschäftsführer" ahnte nicht, daß er damit der Geburtsträgerin nur noch sechs glückliche Jahre wünschte! Er schied dahin kurz vor der Erfüllung seiner Sehnsucht. Das Bild aber, das sich in dem patriotischen Herzen seiner Gattin widerspiegelte und immer mehr abklärte, sollte uns neben den anderen Bildern im Ahnensaale des Liberalismus gegenwärtig bleiben, damit wir aus ihnen Kraft und Wärme schöpfen. Es tut gerade heute not, daß die Herzen wieder wärmer werden und die Köpfe kälter und daß die Wünsche der Patrioten zu persönlicher Leidenschaft und ihr Verstand zu nüchternster Einsicht gelangt. Brater war einer der Auserwählten, in denen die große Idee des deutschen Einheitsstaates unter Preußens Führung und die besten Gedanken eines vornehmen Liberalismus zu festen und maßvollen Forderungen führten, einer jener klaren, Wahrheit suchenden Geister, die durch keinen Schein zu befriedigen in selbstlosem Sinne nur den Erfolg der Sache, niemals aber eigene Vorteile suchten und bei diesem Suchen mit tapferem Herzen kämpften. So lange die Erhebung unserer Nation aus den Trümmern des heiligen römischen Reiches als eine große Zeit gilt und die Arbeit für den einheitlichen Staat deutscher Nation als eine gute Arbeit und als ein Verdienst, soll man jener Arbeiter aus den Kreisen unserer Liberalen mit Dankbarkeit gedenken. Brater hat ja von seiner Höhe nur in das Land der Verheißung geschaut; er sollte sich nicht des Gewinnes freuen. Das ist tragisches Geschick. Aber es ist das Geschick jedes Mannes, der für den Staat, nicht für sich selbst Großes zu schaffen sucht.

Google

Lebensschule und Schulleben

Weitere Antworten auf unsre Rundfrage.

Geh. Ob-Med.-Rat Prof. Dr. P. Ehrlich (Frankfurt a. M.):

In Beantwortung Ihrer Anfrage wollte ich bemerken, daß meiner Ansicht nach die jetzige Schulbildung eine viel zu vielfältige und weitumfassende ist, die nur geeignet ist, die Jugend zu belasten. Ich würde eine Spezialisierung, je nach den natürlichen Anlagen, vom 10. Jahre ab für das richtige halten, und später Konzentration auf ein paar besondere Studienfächer.

Einer der größten und erfolgreichsten Berliner Bankiers:

Ich hatte die Ehre, Ihre werte Zuschrift vom 17. cr. und den beigefügten Fragebogen zu empfangen.

Ich habe mich bisher niemals entschlossen, an der Erledigung von Rundfragen irgendwie teilzunehmen, und ich möchte diesen Standpunkt auch fernerhin beibehalten.

Ich will aber nicht darauf verzichten, Ihnen persönlich, also nicht für die Oeffentlichkeit, auszusprechen, daß ich in der mir vorliegenden Fragestellung schon eine Antwort, der ich aus vollem Herzen zustimme, enthalten erachte. Ich muß täglich sehen, daß ausgezeichnete Leute irregeführt werden durch die Ueberwertung ihrer Bildung; sie können nicht glauben, daß jemand, der die Klugheit besitzt, große Bildungsmengen in sich aufzunehmen, um deswegen noch immer im praktischen Leben versagen kann. Das praktische Leben verlangt ganz besonders einen einfachen Anblick der Dinge, eine fast naive Anschauung und erträgt nicht Methoden, wie sie ein Gehirn

Google

aushält, welches ganz komplizierter Materien in der Zeit seiner Studien und Forschungen Herr geworden ist.

Ich bedaure aufrichtig, daß ich Ihnen nicht weiter dienen kann, als es hier geschieht; ich habe den Mut, eine Ansicht auszusprechen, aber den begreiflichen Wunsch, sie nicht für die Oeffentlichkeit zu unterschreiben.

Ministerialdirektor Dr. H. Thiel:

Auf Ihr gefälliges Schreiben vom 20. cr. beehre ich mich, die gestellten drei Fragen wie folgt zu beantworten:

Ich glaube nicht, daß die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfragen kranken, wenn man diese Frage so auffaßt, daß sie sich auf den Wert der Bildung und nicht auf den Weg zur Bildung bezieht. Keiner kann eine möglichst tiefgehende Bildung höher schätzen als ich, aber bei dem Drang nach akademischer Bildung handelt es sich allermeist viel weniger um Bildungshunger als um Standesfragen. Man will bei der großen Wertschätzung, deren sich der akademisch Gebildete, oder richtiger der Mann, der eine Hochschule besucht hat, bei uns erfreut, zu dieser Klasse gehören oder in sie aufsteigen, womit dann höhere Stellung in der sozialen Stufenleiter und auch höhere Ansprüche an Gehalt verbunden sind oder erstrebt werden.

Die Gefahren der weitgehenden Akademisierung aller Berufe haben Sie richtig erfaßt und ich betrachte Ihre Umfrage aus diesem Grunde als sehr zweckmäßig, wir fangen an, uns einem Schulglauben oder richtiger einem Schulaberglauben hinzugeben und der Meinung zu huldigen, man könne nur in der Schule oder sonstigen Unterrichtsanstalt etwas lernen. Man vergißt dabei ganz, daß man auch im und durch das Leben und durch Selbststudium in seiner Bildung ganz wesentlich gefördert werden kann, wenn man nur die nötigen geistigen Eigenschaften und den guten Willen hat. Wer sich in einem längeren Leben aber aufmerksam mit diesen Fragen beschäftigt hat, wird eine Menge von Menschen kennen gelernt haben, die in der Schule wenig

Google

Jacob van Ruisdael:
Die Mühle von Wijk bei
Duurstede
(Galerie Dresden)

Go gle

hervorragend, ohne akademische Bildung, doch ihren späteren Beruf vortrefflich erfüllt haben und in ihrer Privatwirtschaft wie in ihrer staatsbürgerlichen Pflicht durchaus ihren Mann gestanden haben. Der Drang zur Hochschule bringt, abgesehen von dem akademischen Proletariat, noch die Gefahr mit sich, daß unsern eigentlichen Erwerbsständen vielfach die besten Kräfte entzogen werden, oder daß sie wenigstens die hierfür geeignetsten Jugendjahre zu ihrer praktischen Ausbildung nicht genügend ausnutzen können und daß ihnen schließlich aller Wagemut und die Fähigkeit, sich aus eigener Kraft eine Existenz gründen zu können, verloren geht und sie zu dem großen Heer derjenigen übergehen, die auch mit einer verkümmerten Existenz zufrieden sind, wenn es nur ein sicheres Aemtchen oder Pöstchen ist. Es liegt in unserer ganzen Entwicklungs- und Bildungsgeschichte, die wiederum auf einer Naturanlage des germanischen Stammes beruht, begründet, daß wir die theoretische und rein geistige Arbeit gegenüber einer mehr praktischen und auf den Erwerb gerichteten Tätigkeit überschätzen. Es würde speziell unsern Mittelständen und vor allem den Handwerkern und ihnen ähnlichen Beschäftigungen zum größten Heile gereichen, wenn hier eine gewisse Amerikanisierung Platz griffe und jede ehrliche Arbeit sich gleicher Wertschätzung in dem Maße erfreute, als sie in ihrer Art vollkommen ist.

Geheimrat Richard Witting:

Auf Ihre gefällige Rundfrage erlaube ich mir folgende Antwort zu geben:

1. Die Deutschen der Gegenwart kranken meines Erachtens an einer Ueberschätzung des W i s s e n s. Man verwechselt bei uns ständig: viel W i s s e n und viel K ö n n e n und bewundert die Viel w i s s e r, auch wenn sie im Leben nicht das Geringste g e k o n n t haben.

2. Es kommt alles darauf an, Willen, Kraft, Charakter zu erzeugen. Wie man das macht, erscheint mir weniger

Google

wichtig. Eine „Akademisierung“ der liberalen, und besonders der rein praktischen Berufe ist vielleicht nicht ungefährlich.

3. Ich habe sogenannte akademische Bildung. Sie hat mir nach den bei uns nun einmal herrschenden Gepflogenheiten die äußeren Vorbedingungen für meinen Lebensgang gegeben. Im übrigen halte ich die Wege, sich Bildung und Wissen zu verschaffen, als ziemlich gleichwertig, und meine, man sollte auf die „akademische“ Bildung keinen so besondern Wert legen.

Fabrikbesitzer Heinrich Freese (Berlin-Niederschönhausen):

Die Frage, ob die Deutschen der Gegenwart an einer Ueberwertung der Bildungsfragen kranken, läßt sich nur beantworten, wenn man weiß, welche Art von Bildung gemeint ist.

Handelt es sich um die Kenntnis nützlicher Dinge, so beantworte ich Ihre Frage mit Nein. Ich hoffe, daß diese Art der Bildung in allen Ständen mehr zunehmen möge. Ein Ingenieur, der sein Fach beherrscht, ein Kaufmann, der die modernen Sprachen kennt, ein Werkbeamter oder Arbeiter, der sich schriftlich gut ausdrücken kann und der richtig rechnet, werden immer wertvoller sein als andere.

Meinen Sie aber mit der Bildung, die überwertet wird, den Besitz von Kenntnissen, die für das Leben wertlos oder schädlich sind, wie die der Grammatik, der alten Sprachen oder der Geschichte des Volkes Israel, auf die in den hohen und niederen Schulen noch immer so viel Zeit verwendet wird, so beantworte ich Ihre Frage mit Ja. Diese Kenntnisse werden leider viel zu hoch bewertet.

Den Besuch einer Hochschule halte ich für nutzbringend. Fortbildungsschulen, Volkshochschulen, Handels-

Google

hochschulen können für die praktischen Berufe sehr ersprießlich wirken, wenn das, was gelehrt wird — und die Art, wie es gelehrt wird — den Ansprüchen des praktischen Lebens entsprechen. Die Erfahrungen mit den akademischen Handelshochschulen sind noch gering. Ich will aber hoffen, daß sie der Industrie und dem Handel geeignete Personen für die höheren Stellen schaffen, an denen jetzt immer ein empfindlicher Mangel herrscht.

Für den Erfolg in den praktischen Berufen bietet ausreichendes Wissen allerdings noch keine Gewähr. Der Erfolg in Handel und Industrie hängt hauptsächlich von anderen Fähigkeiten und Eigenschaften ab: Arbeitskraft, Menschenkenntnis, Entschlußfähigkeit. Wer damit ausgestattet ist, wird auch ohne höhere Bildung dem voraus kommen, der nichts weiter als diese Bildung besitzt. Wer aber jene, für den wirtschaftlichen Erfolg an erster Stelle entscheidenden Eigenschaften in die Wagschale werfen kann, dem wird eine Hochschulbildung den Erfolg erleichtern. Ich habe es als ehemaliger Handelsschüler niemals bedauert, daß ich später immer noch Zeit zur Aneignung von Kenntnissen gefunden habe, die mir der Besuch einer Hochschule in meiner Jugend wahrscheinlich leichter vermittelt haben würde.

Geheimrat Max Grube (Meiningen):

Ich glaube, daß die Stimmen der Künstler bei der interessanten Rundfrage kaum in die Wagschale gelegt werden dürfen.

Jeder echte Künstler wird stets dazu geneigt sein, alles Akademische mit unfreundlichem Auge anzusehen, er kann es sogar leicht unterschätzen.

Auch in der Theaterwelt regen sich jetzt Wünsche nach

Google

Hochschulen, ja es ist sogar der Vorschlag gemacht worden, Lehrstühle und Seminare für Schauspiel- und Regiekunst an den Universitäten zu errichten.

Alle diese Bestrebungen gehen vielleicht von Kennern aus, sicherlich aber nur höchst selten von den Könnern.

Kommerzienrat Karl Siegismund, Erster Vorsteher des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig:

Die von Ihnen aufgeworfene Frage, ob die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfragen kranken, ist sicherlich eine der interessantesten der Jetztzeit, und sie wird weiter in den Vordergrund treten, je schwieriger es für den einzelnen wird, eine feste Pisition im Leben zu erringen, und je schärfer der Wettlauf um die Weltherrschaft in wissenschaftlicher oder merkantiler Hinsicht wird. Ich verneine Ihre Frage, wenn von Ihnen im allgemeinen an die Sorge um die Aneignung einer möglichst umfassenden Bildung gedacht ist, und nicht etwa nur die Abschlußprüfungen auf den höheren Schulen oder der Universität gemeint sind. Soweit das Studium eines wissenschaftlichen Berufes in Frage kommt, sind die Examina natürlich notwendig, sie brauchten aber in vielen Fällen nicht so in den Vordergrund zu rücken, besonders dann nicht, wenn es sich um die Ergreifung eines praktischen Berufes handelt. Dem Streben, auch diesen mehr und mehr zu akademisieren, kann ich sympathisch mich nicht gegenüberstellen, und die Erfahrung hat mich im Laufe von 30 Jahren gelehrt, daß in meinem Berufe Gymnasial-Abiturienten nicht selten, und Herren, die eine Anzahl Semester akademischer Freiheit genossen haben, oft gänzlich versagten. Fast auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit drängt alles auf das Spezialisieren hin. So sollte auch das Schulleben eines jungen Mannes, der einen praktischen Beruf ergreifen will, mit dem 18. Lebensjahr beendet sein; dann muß die Lebensschule beginnen. Greife ich den kaufmännischen Beruf heraus, so bildet dessen Grundlage eiserner Fleiß, pein-

Google

lichste Genauigkeit und gewissenhafteste Pünktlichkeit. Dem Lehrling diese Eigenschaften beizubringen, kann nicht zeitig genug angefangen werden, aber sie können zumeist nur durch mechanische Beschäftigung gelehrt werden. Mir ist oft begegnet, daß junge Leute, die vortreffliche Examina abgelegt hatten, die aber zu spät in den kaufmännischen Beruf eintraten, für die Ausführung mechanischer Arbeiten sich zu gut dünkten und nicht begreifen konnten, weshalb sie an diese gestellt wurden. Sie werden auch später nicht erfaßt haben, auf welchen Grundlagen das geschäftliche Leben beruht. Daß neben der praktischen Ausbildung die theoretische nicht zu leiden braucht, ist natürlich; ein fleißiger Mensch findet immer die Zeit und bei jedem einsichtigen Chef Verständnis, um Sprachen, Korrespondenz, kaufmännisches Rechnen und Buchführung, Gegenstände, an die er im Geschäft nicht herankommen kann, nebenher zu treiben. Da ich früh den Kampf um meine Existenz aufnehmen mußte, ist es mir nicht vergönnt gewesen, eine Universität zu besuchen. Ich habe es wohl bedauert im Hinblick darauf, daß ich Jahre akademischer Freiheit in einem Lebensalter, wo das menschliche Gemüt am aufnahmefähigsten ist, nicht habe genießen können, aber während dieser Jahre habe ich eine scharfe und tüchtige Lebensschule bestanden, die es mir möglich machte, in Lebensjahren, in denen andere noch vor dem Katheder saßen, eine selbständige Stellung einzunehmen und auszufüllen. Universitäts-Jahre hätten mir sicherlich eine größere, weit umfassendere Bildung gebracht, vorbereitet für meinen Beruf und für die Stellung, die ich im Leben einnehme, hat mich jedoch die Lebensschule, durch die ich in jüngeren Jahren gehen mußte.

Google

Dr. Georg Kaiser (Dresden): Der Rosenkavalier

Richard Strauß hat mit dem „Rosenkavalier" einen neuen großen äußeren Erfolg errungen, und zwar einen Erfolg auf einem von ihm bisher nur einmal und kurz betretenen Gebiete: der musikalischen Komödie. Sein Singgedicht „Feuersnot", das 1901 seine Uraufführung in Dresden erlebte, blieb bisher der einzige Versuch des Meisters auf dem Gebiete des heitern Musikdramas. So sehr nun äußerlich jenes Werk Münchens vergangene Tage charakterisierte, blieb es doch innerlich jener alten Zeit ziemlich fremd, stand vielmehr mit allen Fasern seiner künstlerischen Seele in unsrer Zeit, ja war der persönlichste Ausdruck seines Schöpfers und angefüllt mit allerlei Tendenzen. Der „Rosenkavalier" dagegen steht nicht innerlich in unsrer Zeit, er ist nicht tendenziös und philosophiebeschwert; in spielerischer Anmut, in gaukelnden und schwärmenden Sentiments und in der seltsam unbekümmerten, laxen Moral seiner Gesellschaftskreise führt er eine vergangene Zeit herauf, zeigt ein Kulturbild, bei dessen Betrachtung jedes Spintisieren, jedes Austüfteln von Beziehungen, jedes Suchen nach Symbolen von Uebel ist. Das neue Werk bildet so den stärksten Gegensatz zu den vorangegangenen Schöpfungen „Salome" und „Elektra", die beide in einer antiken Hülle einen Kern von modernster Psychologie und Physiologie bergen. Strauß wollte einmal der Ideenschwere ledig sein; mit Lust und Laune ging er an den leichten problemlosen Stoff. Er selbst hat gesagt, es sei anödend, immer in demselben Stil zu arbeiten, er hielte seine eigenen Werke nicht aus, wenn er nicht mit den stilistischen Formen abwechsle: damit zeigte er die innerliche Nötigung zur Wahl eines solchen Stoffs an. Wir können ihm glauben, ohne uns doch der Wahrnehmung auch äußerer Beeinflussung zu entschlagen. Ein Teil von Publikum und Presse fand seine letzten Werke einander zu wesensähnlich, man rief dem Schöpfer dieser schwer gepanzerten Werke zu, er solle doch einmal in der Beschränkung der Mittel den Meister zeigen,

Google

beweisen, daß er auch einen leichten luftigen Stoff genial zu vertonen wisse, wie man umgekehrt vor fast 100 Jahren dem Schöpfer des „Freischütz" zurief, ein Volksstück könne mancher schreiben, er möge an einer großen Oper seine Meisterschaft erproben.

So ging Straußens eigene Neigung bei der Wahl des Stoffes mit den Wünschen eines großen Publikums Hand in Hand. Das Textbuch geriet dem Komponisten nicht zufällig in die Hände, es ist eigens für Richard Straußsche Vertonung geschaffen. Hugo von Hofmannsthal besitzt viel ästhetisches Empfinden; er war der rechte Mann, ein Kulturbild der Maria-Theresia-Zeit mit dichterischen Farben zu malen. Ein Alt-Wiener Bild. Der Dichter hat mit einer dramatisierten Wiener Rokoko-Novelle eine Karnevalsfarce verbunden mit reichlichen Zutaten aus dem Schatzkästlein der Urahnen.

Der erste Akt beginnt mit dem Morgenausklang einer süßen Liebesnacht zwischen der Frau Marschallin und ihrem Liebsten Octavian, genannt Quinquin, einem jungen Herrn aus großem Hause. „Bichette", „Quinquin" — „Quinquin und Bichette" —, die Vögel singen, und die Sonne lacht. Der Feldmarschall aber sitzt im krowatischen Wald und jagt auf Bären und Luchse. Ein Getöse in der Antichambre stört das Idyll. O Gott, der Feldmarschall; nein, aber ein Störenfried immerhin, ein Vetter der Fürstin, Baron Ochs auf Lerchenau. Er verlangt von seiner Base einen Rat, wen er zu seiner Braut, einem reichen Mädchen aus neugeadeltem Hause, nach alter Adelsgepflogenheit als Rosenkavalier mit der silbernen Rose senden solle. Octavian hat sich derweil hinter einen Wandschirm zurückgezogen und wandelt sich in das Zofel Mariandel. Ochs auf Lerchenau, ein ländlicher Don Juan mit brutalen Sitten, fängt sofort Feuer. Es lodert noch stärker auf, als ihm die Marschallin schelmisch mitteilt, die Zofe habe Adelsblut in den Adern, sei gewissermaßen eine Schwester des Grafen Octavian Rofrano, den sie ihm als „Rosenkavalier" vorschlage. Als die Fürstin nach einer lebhaft bewegten, kulturhistorisch interessanten Szene ihre Antichambristen, allerlei kurioses Volk, entlassen hat, verfällt sie in milde Resignation, in Vorahnung, daß der Frühlingsliebestraum bald ausgeträumt sein würde. Die Vorahnung erfüllt sich sehr rasch. Jugend drängt zu Jugend, der Rosenkavalier sieht die Braut des Ochs auf Lerchenau. Beide entflammen für einander. Als sich der Bräutigam und seine Livree in der allerübelsten Weise im Haus der Braut einführen, zieht Octavian zum Schutz der jungen Schönen den Degen und

Google

verwundet den hochnäsigen, feigen Landjunker am Arm. Nur die Aussicht auf das Rendezvous mit dem schönen Zofel Mariandel kann den Verwundeten trösten. Auch dieser Akt ist durch allerlei Zutaten im Zeitcharakter gewürzt. Der letzte Akt ist überwiegend im Stil der Farce, der Posse gehalten, deren Zweck ist, Baron Ochs auf Lerchenau zu foppen und in lächerliche Situationen zu bringen. Mit Unterstützung von „Verdächtigen", Intriganten, verschmitzten Italienern, gelingt dem Uebermut des Grafen Octavian die Fopperei glänzend. Bis auf die Knochen blamiert, muß Baron Ochs von seiner Heiratsfahrt absehn und verschwinden. Der Marschallin aber bleibt nichts übrig, als resignierend dem Bund der Jugend zuzustimmen und den vielgeärgerten Vater der Braut zu versöhnen.

Ein Wiener Rokokostück aus der Mitte des 18. Jahrhunderts: Da spielt nicht Christian Wolfs spekulative Philosophie, nicht der eben erschienene „Messias" von Klopstock hinein, nicht Friedrichs des Großen imponierende Persönlichkeit — die adeligen und hochadeligen Kreise Wiens leben hier in beneidenswert sorglosem Lebensgenuß, unberührt von tiefen geistigen Aufregungen, dahin. Der Dichter vollbringt es bewundernswert, uns in die aristokratische Gesellschaft der damaligen Wienerstadt, in ihre Sitten und Gepflogenheiten einzuführen; er weiß sein Kulturbild zweifellos für unsre Zeit farbiger und reicher zu gestalten, als Mozarts „Figaro"-Dichter Daponte es uns schildert. Wir fühlen uns beim Marschieren der Lieferanten, Bittsteller, Künstler in das Schlafgemach der Marschallin, beim Betrachten des sogenannten Levers eigenartig berührt, wie in einer andern Welt, wie vor einem Puppentheater fast, oder auch beim Auftritt der prächtig geputzten Läufer in Faninals Palais. Ein ganzes gelehrtes Buch über den „guten Ton" jener Zeit ist hier ins Dichterische umgesetzt und ein durch und durch fesselndes Milieu geschaffen. Leider ist aber über die Milieuschilderung hinaus keine poetisch wertvolle, das Milieu als solches beherrschende Handlung gewachsen. Der alten Aristokratie stehn die „Bagatelleadeligen" gegenüber, der geadelte Finanzier, dessen Geldbeutel dem herabgekommenen Baron Ochs von Lerchenau zu neuem Glanz verhelfen soll; wie die nur um des väterlichen Geldes willen umworbene Tochter des Bagatelladeligen von ihrem brutalen Bräutigam befreit und in die Arme des wahrhaft liebenden Rosenkavaliers geführt wird, ist der Hauptgegenstand der Handlung. Das meiste Interesse von allen Figuren erregt jedoch eine Person, die nur gezwungen, gekünstelt

Google

dem Ganzen eingefügt ist, mit den Geschehnissen in sehr losem Zusammenhang steht: die Marschallin, eine wunderbar weiche, milde, gütige Frau, deren Liebe zu dem jungen Octavian so groß ist, daß sie den Geliebten einer Jüngern ohne Groll überläßt. Dieses Geschick, die Freude und den Stolz ihrer schon voll aufgeblühten Frauschaft so rasch verlieren zu müssen, ergreift uns menschlich, wenngleich ihre Liebe zum Rosenkavalier den Beifall des strengen Sittenrichters natürlich nicht finden kann. Diese Frau mit der starken Liebe ist die Schwäche der Dichtung; sie bleibt einen ganzen Akt lang der Bühne fern und erscheint so als Freischütz-Eremitin und dea ex machina am Schluß des Werkes. Größere Ansprüche darf man auch an die Psychologie des Stückes nicht stellen; wie Octavian im zweiten Akt die Marschallin, der er im ersten fortgesetzt unwandelbare Liebe schwört, vergißt, als ob er einen Zaubertrank getrunken, ist nicht motiviert und unerklärlich. So kommt dies Stück im Grunde vor lauter Milieuschilderung nicht zum eigentlichen dramatischen Leben, und wo dann einmal ein Fortgang erfolgt, geschieht es ruckweise und mit aufdringlicher Deutlichkeit. Der Titelheld, eine Hosenrolle, hat seinen Ahnherrn in Mozarts Cherubim aus dem „Figaro"; er ist wohl die eigentliche treibende Kraft des Ganzen, tritt aber zeitweise mehr als gut ist in Passivität. Es wäre vielleicht besser gewesen, den ursprünglichen Titel des Werkes „Ochs von Lerchenau" beizubehalten.

Die Straußsche musikalische Fassung der Richtung hält nur teilweise am Rokokocharakter fest. Sie ist mit andern Worten dem Text, der auch äußerlich in mannigfaltigen archaistischen Wortwendungen ein Charakteristikum hat, nicht überall adäquat. Sie geht hier und da mit Erfolg auf alte Muster des 18. Jahrhunderts zurück, arbeitet aber ein paar Takte weiter im eigentlichen Straußsinne, mit Kakophonien, Dissonanzen, naturalistischen Tonmalereien. Man darf die Frage aufwerfen, wie ein solches Kulturbild überhaupt komponiert werden müsse, ob es nicht einzig richtig wäre, da der Text die Lebensanschauung längst gewesener Menschen, die Weltanschauung von Gesellschaftskreisen eines vergangenen Säkulums dichterisch zum Ausdruck bringe, auch musikalisch den Stil jener Zeit zu imitieren? Also dieses Werk ganz im Charakter Joseph Johann Fuxens oder etwa Haydns zu halten? Ein klassisches Beispiel für diese Art von Komposition besitzen wir noch aus jener Zeit selbst an Pergolesis „La serva padrona". Andererseits haben wir in Wolf-Ferraris „Vier Grobianen" ein Wek, das, ungeachtet leiser An-

Google

lehnungen an Mozart, mit durchaus modernen Mitteln einen Rokokostoff trefflich vertont. Wenn ein Maler von heute eine in seiner Phantasie lebende Rokokogruppe von Menschen oder ein Barockgebäude in seiner Kunst schaffen will, muß er da notwendig, um den Geist des Barocks heraufzubeschwören, in der Manier Watteaus malen? Kann er nicht, wenn er nämlich ein sensibler Künstler ist, selbst bei Anwendung der allerneuesten Maltechnik, des dicksten Pinselstrichs, ein stilvolles Barock- und Rokokoporträt schaffen? Kommt es bei alldem nicht ganz auf den hineingelegten Ausdruck und weniger auf die Mittel an? Selbstverständlich durfte Strauß mit seinem Orchester die Vertonung des Rokokostoffs unternehmen, sagen wir doch auch den Gluckschen Opern und dem Gluckschen Orchester nach, daß sie den Geist der Antike wieder lebendig machen. Eine andre Frage ist aber, wie es um den Gebrauch moderner, feststehender musikalischer Formen in einem solchen Zeitbilde beschaffen sei. Darf auf einem Rokokobilde ein Radfahrer zur Staffage gehören, und darf der moderne Wiener Walzer, wie er auf der Gasse gepfiffen wird, die komische Handlung von weißgepuderten Perücken tragenden Rokokomenschen begleiten? Im „Rosenkavalier" stecken Dutzende von Wiener Walzern, die teilweise nach Straußscher Vorschrift noch mit dem spezifisch Wienerischen glissando der heutigen Kaffeehausmusiken gespielt werden sollen. Das in einem Gasthof aufspielende Orchester des dritten Akts ist ganz in der heutigen Wiener Art besetzt, mit Harmonium, Flöte, Streichern, sein erster Walzer zudem wohl in parodistischer Absicht dem bekannten „Wenn die Blätter leise rauschen" angeähnelt. Wohl kann die freche Lustigkeit des robusten Ochs von Lerchenau dem im Walzer ausgesprochenen Uebermut angepaßt sein; aber wir empfinden dennoch die Form des Wiener Walzers, wie ihn fast 100 Jahre später, als unsre Handlung spielt, Lanner und Strauß geschaffen haben, hier als stilwidrig, weil uns die Walzerform zu sehr als eine Erwerbung des kaum vergangenen Jahrhunderts bekannt ist. Zumal da wir fortgesetzt an die äußerliche Verwandtschaft von Mozarts Cherubim und Octavian denken müssen, dünkt uns die moderne Tanzweise fehlt. In der Operette, die Stilwidrigkeiten mitunter sogar zu grotesk-komischen Wirkungen ausnutzt, wie Offenbach, bedeutet das Rokoko-Kostüm, wie schließlich jedes historische Kleid, nichts weiter als Maskerade; Hofmannsthal-Strauß aber wollten mit dem „Rosenkavalier" ein höheres Kunstwerk schaffen, nicht vom Operettenstandpunkt beurteilt sein, und so bleibt es denn bei der Wahrheit des

Google

Wortes: um die Heiterkeit ist es eine ernste Sache. Stilwidrig sind auch die gewaltsamen orchestralen Blähungen, die lärmenden Explosionen, krachenden Paukenfreuden, die das plötzlich wie aus der Versenkung auftauchende Salome- und Elektra-Orchester im „Rosenkavalier" von sich gibt. Man sehe sich Verdis „Falstaff" an, ein geniales Werk; man vergleiche die Geschehnisse dort, nach welcher Wertung man wolle, mit den in Rede stehenden, und muß zugeben, daß bei Verdi viel Wolle, bei Strauß mehr Geschrei zu finden ist. Wenn die Lerchenausche rohe Livree die Faninalschen Zofen arg belästigt und zur kreischenden Flucht treibt, erklingt im Orchester eine ganz ähnliche Musik wie zum Opferzug der Tiere und Sklaven in der „Elektra". Die hier scheinbar beabsichtigte Selbstparodie kommt nicht zur Wirkung. So stehn zu platte musikalische Späße und Gemeinplätze und zu aufdringliche, grelle Tonmalereien, beide von der Dichtung mit Ausnahme des schwankhaften letzten Akts nicht notwendig gefordert, endlich gegenüber einer großen Menge stilvoller Musik, einem musikalischen Lustspielton von feinstem Reiz und wärmster anheimelndster Farbe. Hier liegt das Neue, das uns Strauß zu geben vermochte, in dem herzigen, die Sentimentalität jener Zeit vorzüglich treffenden Geplausch und Gekose, dem heimlichen Liebesflüstern, den Eifersüchteleien der drei Liebenden: Marschallin, Sophie und Octavian. Da ist in der Orchestersprache die Stimmung des zierlich steifen Rokoko unvergleichlich festgehalten. Diese herrlichen Stücke des Werks gehören zur Innenhandlung, zum rein Lyrischen, wie sich denn in ihnen manche Beziehungen zum Liederkomponisten Strauß finden lassen. Zu ihnen können fast der gesamte erste Akt — unzweifelhaft der beste von den dreien —, einige wenige Stellen des zweiten gerechnet werden, namentlich ein Duett von Octavian und Sophie, und der dritte Akt vom Abgang des Ochs an, also der Schluß der Komödie. In diesen Teilen zeigt sich Strauß als ein Lyriker von höchstem Rang. Verwendet er sonst die Singstimmen mehr rezitativisch und deklamatorisch, so gibt er ihnen hier Fluß und köstliche Sangbarkeit und dem Orchester sinnlichen Wohlklang ohnegleichen. Wäre das ganze Werk in der Art seines ersten Akts fortgeführt, wir dürften von einer höchst wertvollen Neuschöpfung reden.

Bedeutende Einzelheiten tauchen in allen Akten auf. Die etwa 80 taktige Einleitung setzt stürmisch ein mit dem Rosenkavaliermotiv, dem etwas Mutwilliges und zugleich Abenteuerliches eigen ist (Sprung über Sext und Non in die Oktav und daran anschließend in der Quart

Google

Oberons Hornruf). Die Liebesszenen des ersten und letzten Akts sind vornehmlich in der warmen, sinnlichen E-Dur gehalten, wie denn Strauß überhaupt wieder seine Tonartenwahl mit feinster Empfindung getroffen hat. In Ueberschwänglichkeit redet die Einleitung, zugleich Wagners Tristan leise parodierend, von der Liebe Octavians zu der aufgeblühten Marschallin, deren Geständnis „Du bist mein Bub . . ." zum erstenmal eine geschlossene Form (8 taktig, E-Dur 4/4) zeigt. Der erste (Frühstücks-) Walzer (in A-Dur) bestrickt durch seine Holzbläserinstrumentation, er hat Verwandtschaft mi Straußens Bläserserenade in seinem großväterisch-gemütlichen Ton. Weich gebundene chromatische Sexten umschmeicheln das Geplausch der Marschallin. Baron Ochs hat eine ganze Reihe von Leitmotiven; das zuerst (in E-Dur 4/4) auftretende und sein Erscheinen begleitende schildert mit den ruhigen, durch groteske schnelle Schnörkel verbundenen Akkorden seinen Adelsstolz, das zweite (Des-Dur 4/4) in gebundenen Achteln von fast Chopinscher weicher Linie und mit kurzen Vorschlägen gezierte seine Galanterie zur Damenwelt, das dritte (ebenfalls zuerst Des-Dur 4/4), als Parodie von „Steuermann, laß die Wacht" (Holländer) erscheinend begleitet ihn, wenn er als Bräutigam auftritt. Von Erinnerungsmotiven ist dann noch das Motiv der silbernen Rose zu erwähnen, wieder mit einem Sextensprung (zuerst in selberner Ges-Dur). Diese Motive sind aufs kunstvollste verwendet, ineinandergewoben, umgekehrt, verändert, selbst parodiert. Dafür nur ein Beispiel: Auf die Meldung des Ochs, er werde sich mit der Tochter des reichen Faninal verheiraten, antwortet die Marschallin: „Mein lieber Vetter, ich kapier schon, wieviels geschlagen hat" (Orchester: Motive der silbernen Rose, gleichbedeutend mit Geldmotiv, dazu gleichzeitig Umkehrung der zweiten Hälfte des Motivs vom Rosenkavalier, der als Vermittler hingestellt wird, und Stücke des Galanteriemotivs). Von mehr oder weniger fest geschlossenen Formen seien außer den vielerlei meist sehr platten Walzern, zu denen auch das derbe, öfters erscheinende und wie ein Gassenhauer ins Ohr fallende Leiblied des Ochs gehört („Ohne mich jeder Tag Dir zu lang") noch erwähnt: Das in A-Moll 2/4 stehende kläglich leiernde Bittlied der drei Waisen, das sich nach erfolgter Gewährung sofort in A-Dur kehrt; der im Hasseschen Stil geschriebene italienische Gesang des der Marschallin vorsingenden Tenors (Des-Dur 3/4); das prächtige con moto F-Dur-Stück (2/4) mit Haydnscher Melodik, in dem die Marschallin von ihrer Kindheit plaudert; eine Art Haydnsches Molto-Allegro, mit

Google

dem der zweite Akt einsetzt (G-Dur 2/4), das zärtliche As-Dur-(6/8)-Duett Sophiens und Octavians im zweiten Akte; das sechsstimmige Presto-Fugato, das die Wirrnisse des letzten Aktes einleitet; schließlich als wertvollstes Stück des Ganzen das unbeschreiblich schöne, in der Stimmführung herrlich sich wölbende, von zauberischen Klängen überströmende Terzett (Des-Dur 3/4) der drei Frauenstimmen, an das sich dann noch ein volkstümlich gehaltenes Duett Sophie-Octavian (G-Dur 4/4) anschließt, mit nicht zu glücklicher Einmischung der Celesta. Noch muß der oft feinsinnigen Tonmalereien gedacht werden (namentlich in dem großen Renommierbericht des abenteuerlichen Ochs); sie sind mit gewohnter Meisterschaft erfunden.

Die einheitliche dramatische Gestaltung und künstlerische Wirkung der Musiktragödien „Salome" und „Elektra" erreicht Strauß in der musikalischen Komödie vorerst noch nicht; er hat sich wohl für die Lyrik des Lustspielstoffes einen eigenen Ton geschaffen, die bewegende dramatische Handlung aber mit zu großen, zu wichtigen Mitteln und Effekten musikalisch illustriert, wie sie dem Rokokostücke widersprechen. In der Absicht, etwas Volkstümlich-Heiteres zu schaffen, ist Strauß zu weit hineingegangen in das flache Land. Zahlreiche Schönheiten der Partitur können nur einigermaßen entschädigen für das Manko an dramatischer Geschlossenheit. Das Werk macht nicht den Eindruck, als wenn es für seinen Schöpfer eine Herzenssache gewesen sei.

Die Aufführung unter Schuchs Orchesterleitung und Max Reinhardts der Regie willkommenen Hilfe war wundervoll, die Ausstattung prächtig, der Beifall des bei vierfach erhöhten Preisen ausverkauften Hauses besonders am Schluß sehr herzlich.

Google

Georg Hirschfeld:
Die Nixe vom Güldensee

Ein Märchen der Gegenwart

Copyright bei S. Schottländer, Schles. Verlagsanstalt, Berlin 1910.

Fortsetzung

Als die Aprilsonne wärmer, wie mit feinen, goldenen Fingern über ihr Lager strich, als sie wieder fühlte, was sie einst aus ihrem tiefen, glücklichen Schlaf geweckt hatte, zur Anbetung des Lichtes — da ließ sie aus sich entsteigen, was des Rätsels Lösung werden sollte, da krümmte sie sich in den irdischen Urschmerzen. Das Kind, das die Wärterin dem bleichen Vater zeigte, war seltsamer Art. Ein Knabe, ein silberfeines, fast durchsichtiges Wesen mit Haaren, wie goldene Sonnenfädchen, und mit Augen, wie blaues Perlmutter. Es schrie nicht, es starrte nur stumm in den fremden Tag. Es schien sich in den dunklen Mutterschoß zurückzuwünschen. „Verirrt bin ich," sagte sein blasser, winziger Mund. „Erkennt es und tötet mich — wozu soll ich noch bei euch verfolgt werden? Aber der Arzt, der vor ihm stand, mit seiner Gelehrtenbrille, wollte seine ganze Kunst daran setzen, daß es sich Leben gewann — der Vater, die Wärterin, die lauernden Gratulanten vor der Tür, sie alle wollten, daß es lebte. Nur die Mutter schien es nicht zu wollen — das erkannte dieses stumme, kleine Geschöpf. Denn als die Sonne des Geburtstages unterging und harte Abendröte den Raum erfüllte, streckte es sich plötzlich und wurde ganz steif und still. Der Arzt beugte wieder seine Brille über den winzigen Körper. Er prüfte, er lauschte. Dann sagte er zu Sebastian: „Fassen Sie sich, Herr Wirt — es war nicht möglich. Das Kind ist nicht lebensfähig gewesen."

Weinte er? — Es sah so aus. Mit ängstlicher Neugier verfolgten Freias Augen seine Gestalt, als er wankend zur Tür schritt. Eine Hoff-

Google

NORD UND SÜD

Fritz Erler
Fremdlinge

Google

Go gle

nung war ihm zerstört worden. Wie konnte er aber um eine Hoffnung trauern? Wäre er des Kindes ehrlicher Erzeuger gewesen, in reiner Kraft, in frohem Lebenswillen, der Gattin wahrhaft treu — so hätte das Kind gelebt. Das war ihm jetzt gewiß. Dieses Kind war nie eine Hoffnung gewesen — für ihn und für sie. Es mußte sterben. Sie reckte sich, denn ein schreckliches Behagen, ein Frohsinn fast, so furchtbar wie ehrlich, durchzuckte sie. Sie war endlich mit sich allein. Es war aus ihr herausgenommen, körperlich und geistig, was sich lügnerisch in sie hineingedrängt hatte. Sie schloß die Augen und sah in halbem Traum ein anderes Kind vor sich, ihr wahres, glückhaft strotzendes, von ewigem Leben. Draußen schaukelte es sich mit göttlichen Gespielen auf dem unendlichen Meer. Wer sollte ihr das geben? Ein Freund, der kommen mußte, rasch, gewaltig, wie die Morgensonne, und sie ihrer Welt, die auch die seine war, zurückgab?

Zum Erstaunen all der pflegsamen, schleichenden und flüsternden Menschen war sie am dritten Tage nach der Geburt schon genesen. Sie verließ ihr Lager und schritt in den leuchtenden Frühlingstag hinaus. Das Kind war hinten in den Waldbergen begraben worden — sie aber strebte zum kühlen See hinunter. Vom Eise war er befreit. Schon regten sich die Fische im Grunde — sie sah es. Der Föhnwind brauste. Die ersten Wandervögel waren aus dem Süden heimgekehrt und umflatterten Freias Haupt wie mit zwitschernden Grüßen. Aus dem Ufertang flogen eben entfaltete Libellen auf und schmückten ihr weißes Gewand wie sprühende Edelsteine. Nicht matt und schleppend, eine aus tiefen Leiden Entlassene, schritt sie am See entlang — je mehr sie sich dem Ziele näherte, desto kräftiger und aufrechter wurde sie, desto heller blickten ihre Augen in die lichte Ferne. Ihr Ziel aber war die Grotte, aus der sie sonst am ersten Frühlingsmorgen hervorgetreten, wenn Gloß, ihr treues Reittier, auf sie wartete. Sie wußte noch nicht, was sie unternehmen wollte, aber ein Erwachen war ihr auch heute gewiß, ein Wiedersehen mit allen, die sie verlassen und die ihr sicher verziehen hatten. Schon erreichte sie die Sandbank vor der Grotte, schon sah sie den gebrochenen Baumstamm wieder, der den ahnungslosen Sebastian einst getragen, schon wollte sie durch ihre hohlen Hände den Oheim Gloß herbeirufen, daß er sie auf den moosigen Rücken nähme und hinübertrüge über die blaue Flut — da hörte sie plötzlich hastige Schritte hinter sich. Ihre Hände wurden von einem atemlosen Verfolger gepackt. Sie wandte sich erstarrend um — Sebastian stand vor ihr.

Google

Er sah sie durchbohrend an. Sie wußte nicht, war es Haß, war es Liebe. „Du willst — —!?" flüsterte er mit heiserer Stimme.

Es war ihr plötzlich leicht, sich von seiner Umklammerung zu lösen. Er fiel gleichsam wie etwas Lebloses vor ihr ab. Traurig, aber unbeirrt sah sie ihm in die glühenden Augen. „Ja, ich will, Sebastian. Versuche nicht, mich zu halten. Ich kehre in meine Grotte zurück."

„Ist das deine Treue? Ist das dein Ernst? Alles soll ich durch dich verlieren — alles?!"

„Ich verstehe dich nicht. Was verlierst du durch mich? Eine Pein, eine Angst und einen Irrtum."

„Weib, du hast mir mein Haus und mein Kind gegeben! Mein Kind mußte sterben, weil es von dir kam. Und mein Haus —"

„Dein Haus wird leben bleiben."

„Nein! Das fühl' ich ganz gewiß! Es wird in die Erde sinken, wenn du nicht mehr darin bist, denn du wirst dich an mir rächen!"

„Armer Sebastian! Hab' ich deine Träume so vergiftet? Hättest du mich doch nie ins Menschenleben geholt."

„Ich lasse dich nicht! Hab' ich dich gefangen, du Kobold, so sollst du auch bei mir bleiben!"

„Hüte dich! Nimm deine Hand von mir! Ich habe dir immer nur Gutes getan und will es auch ferner tun! Du hast von mir nichts zu fürchten!"

„Von wem sonst?"

„Nur von dir selbst. Es steckt ein Wurm in deiner schönen Seele. Darum hab' ich lange getrauert, Sebastian, denn als ich in den Apfel tief hineinschnitt, fand ich ihn. Nähre ihn weiter mit deinem Besten, du Armer — du kannst ja nicht anders. Wenn ich bei dir bliebe, würde er dich schnell verzehren und ein sorgloses Alter wäre dir nicht mehr gewiß."

„Spottest du? Blickst du so erhaben auf mich nieder? Hab' ich nicht auf mich genommen an Last und Lüge, was nie ein Mensch getragen hat? In schmutzige Unwahrheit hab' ich mein Heiligstes gezogen, meine Ehe und mein Glück! Eine Maske hab' ich getragen dir zu Liebe vor allen meinen Mitmenschen! Niemand weiß es, wie ich gekämpft habe für dich — nur du allein! Mit Bitterkeit hast du mir alles umhüllt, was sonst süß und gut für mich gewesen wäre! Ich habe meine Verwandten, meine Freunde, mein gutes Gewissen, meinen Gott verloren! Alles durch dich!"

Google

„Durch mich! Und da willst du mich halten?"

„Freia, ich tat es, weil ich dich liebe! Weil ich ohne dich nicht leben kann! Verstehst du das nicht?"

„Mag sein, daß es Liebe ist, was du fühlst. Doch dann versteh' ich es nicht, eure Menschenliebe."

„Menschenliebe? Das heißt Wohltun! Ich spreche von Leidenschaft!"

„Und ich von Wohltun. Laß' deine Leidenschaft, Sebastian. Sie bewegt mich nicht. Es gab Stunden, wo ich nicht wußte, galt sie mir oder dem Golde, das ich dir geholt habe? War ich aus Fleisch und Blut für dich oder aus hartem, totem Metall —"

„Hüte dich!"

„Ich kam von diesem Zweifel ab — sei ruhig. Ich weiß jetzt, daß deine Leidenschaft beglücken kann — aber andere Wesen als mich. Beglücke sie und mich laß' ziehen."

„Du wagst diesen kalten, erbärmlichen Spott? Du Dämon! Du willst mir einreden, daß du es nicht wußtest, wie du mir untreu wurdest? Daß du es nicht für verboten hieltest, einem anderen Manne zu gehören als mir, nach unserm höchsten, heiligsten Gesetz?!"

„Das wußte ich nicht, und darunter litten wir beide. Ich verwechselte in eurer Liebe Wahrheit und Betrug. Als ich wahr sein wollte, war es um mein Glück geschehen, und auch um deines, armer Freund. Darum laß' ich dir jetzt dein Gesetz und kehre zu meinem zurück. Ich habe geboren, und der Tod war meine Frucht. Ich habe geliebt, und zwei Feiglinge waren meine Geliebten. Glaube mir, was du mir gabst an Menschenliebe, ich hab' es teuer bezahlt. Eia! Eia! Wehe, du Wind! Fließe, du Flut! Rausche, mein Röhricht! Ich komme!"

Er glaubte sie eben noch mit eisernem Griff zu halten — da schritt sie schon, die Arme ausbreitend, mit einem wonnevollen Lächeln in die Wasserweite. Er wollte ihr nacheilen, auf die Gefahr hin, sich zu verstricken in Tang und Schilf, jetzt schon der Rache ihrer verbündeten Geister zu verfallen — aber ein wunderbarer, gewaltiger Anblick bannte ihn. Er blieb am Ufer stehen und staunte. Der Aether hatte sich rings belebt. Ein Sausen, ein Summen, ein silbernes Zwitschern erfüllte die blaue Wölbung. Das kam von Myriaden Vögeln, die aus den Waldbergen sich zum Wasser hinuntergeschwungen hatten wie auf einen mächtigen Sammelruf. Ihr Gewühl umschattete den strahlenden Tag, und doch schien seine Heiterkeit gesteigert. Ein Chor der Geschöpfe — nichts blieb stumm. Sie alle begrüßten Freia. Und wie in jener Mondnacht,

Google

als sie zu Fiselinus' Geige ihren selig unseligen Tanz getanzt, so hoben sich jetzt die Köpfe der Fische wieder weit hinaus aus der Seefläche. Ein Farbenprangen heute, ein übermütiges Leuchten wie von flüssigen Metallen überall. Und was geschah nun noch? Mit einem lachenden Griffe hatte die Nixe sich ihres irdischen Gewandes entledigt. Ein Rudel Hirsche sprang aus dem Uferwalde hervor und nahm ihre Kleider wie frisches Gras in die Mäuler. Freia nickte — da kehrten sie mit der Beute raschelnd in den Wald zurück. Das Weib aber schritt jetzt, nackt und makellos, wie einst, als der Mensch sie noch nicht berührt hatte, in den See hinaus. Glotz näherte sich ihr — er lächelte, aber seine runden Goldaugen schimmerten wie von Tränen. Wartend hielt er vor ihr an — da schwang sie sich auf seinen moosigen Rücken. Und stolz, der alte Zelter, trug er sie wieder durch die sonnenwarme Flut. Der ganze Schwarm des Fischvolks eilte hinterdrein. Sebastian taten die Augen weh — es war ein unsägliches Leuchten und Flimmern. Dazu der Gesang der Vögel im Aetherblau — auch sie folgten nach — ein rauschender Festchor — bis alles allmählich leiser wurde, dunkler und im Dunst verschwand.

Sebastian stand kalt und starr, wie ein Steinbild, nicht wie ein lebendiger Mensch, am Ufer. Noch eine Stunde lang. Als seine Glieder schmerzlich zu brennen anfingen, als es ihn fror bis ins Herz hinein, erwachte er. Er sah sich um. Der See lag grau und still — der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt. Kein Wesen mehr, weder Fisch noch Vogel, war zu sehen. Und Freia war ein Kindermärchentraum. Da schluchzte er. Einmal nur, ein einziges Mal. Aber es war doch echter Schmerz. Er fühlte sich arm und schönheitsverlassen. Etwas Furchtbares, aber göttlich Seliges, an dem er gelitten und genossen hatte, war ihm genommen. Nun kam der kalte, wandellose Alltag wieder. Langsam trat er den Heimweg an. Doch schon während er, den Kopf gesenkt, die einsame Uferstraße entlangschritt, kam ihm die Ueberlegung seiner irdischen Lebenskräfte wieder und mit dieser sein Heil. Er fühlte sich ihr jetzt dankbar, denn sie hatte ihn ja wirklich sich selbst zurückgegeben. Die Weisheit der armen Nixe war groß. Ihr göttlicher Geist hielt beide Wagschalen in Händen — die überirdische und irdische. Sie verließ ihn und nahm nichts mit von ihm. Kein Pfand, keinen Lohn. Sie machte reinliche Scheidung. Und seine Leidenschaft? Ach Gott, die große Leidenschaft. Er wäre an dem ungeheuren Zwiespalt des Zusammenlebens mit ihr gewiß noch zugrunde gegangen. Nun fühlte sie sich wohl

Google

in ihrem kühlen Bereich — und er? Er brauchte sich nicht mehr zu fürchten. Das war schon ein hoher Gewinn. Weder vor der Welt, noch vor dem Pfaffen, noch vor der Rache der Naturgeister — Freia rächte sich nicht.

So war es gut — so wurde er ruhiger. Er wollte ihrer in Ehrfurcht gedenken — jetzt erst die Wundergabe ihres kurzen Besitzes verstehen. Dann würde er schon mit seiner und mit ihrer Seele Frieden schließen. O, wie er ihr dankbar war, wie er wieder atmen konnte, ein ehrlicher, befreiter Mensch! Befreit — jawohl, das war er. Da drüben stand jetzt sein stolzes, glückhaftes Haus, und ein Reservefonds des Drachengoldes lag auch noch in verschlossenen Schränken. Und die Witwe, die reiche, liebenswürdige, ungarische Witwe wohnte noch da. Zu ihr beschloß er zunächst zu gehen. Von ihr aus wollte er seinen Besitz erst neu und ganz begreifen. Als Sebastian in das Hotel zurückkehrte, starrten ihn seine Leute mit schreckhafter Verwunderung an, denn er lächelte rosig und kam doch ohne seine Frau.

So einfach, wie er sich den Uebergang ins neue Leben vorgestellt hatte, gestaltete er sich freilich nicht. Als die Nixe verschwunden war, wirkte der Traumbann, den ihre Erscheinung auf das Haus und seine Menschen gelegt hatte, nach. Das erschrockene und mißtrauische Unbehagen des Erwachens nach überlangem Schlaf lag jetzt auf allen Gemütern. Man rieb sich die Augen und fragte, was denn eigentlich geschehen sei? Die Wirtin war fort — ja wohin denn? Man hatte sie eigentlich sehr geliebt, und jetzt trauerte man um sie, als ob nicht ein unheimliches Phantom, sondern ein leuchtender Schutzgeist das Haus verlassen hatte. Die harte Wirklichkeit, in der man nun lebte, tat weh. Man stieß sich an allen Ecken und Kanten. Und während das Gesinde mit steigender, frecher Deutlichkeit eine Erklärung für Freias Verschwinden verlangte — an die Ehescheidung, die Sebastian erzählte, glaubte man nicht, solche irdischen Angelegenheiten sahen ganz anders aus — während es im Hotel zu tuscheln und zu kichern begann, feindselig, unbekümmert, redete der Herr Pfarrer im Dorfe eine freiere Sprache. Seine Vertrauten waren der Kronbergersepp und sein Weib. Die sahen jetzt die Zeit gekommen, ihre alte, unter der Asche der Abhängigkeit glimmende Rache an dem Wirt aufflammen zu lassen. Er hatte sie von Haus und Boden getrieben — das Blockhaus, das er ihnen dafür gegeben hatte, blieb den verbitterten Alten fremd. Einsam lag es oben im Bergwalde — der Fischfang war ihnen entzogen — sie lebten von Almosen und Rudergeld. Bisher waren sie von scheuer Ehrfurcht

Google

vor dem märchenhaften Aufstieg des Tyrannen erfüllt gewesen — nun aber, da sein Glück, das rätselhafte Weib, verschwunden war — mit ihm hing sicherlich alles zusammen — nun forschten sie dem Geheimnis des Bösen nach. Sie waren die ältesten Ansiedler vom Güldensee — sie verstanden sich wohl besser als törichte Zuläufer darauf, was hier webte und lebte mit unsichtbarer Macht. Hatte der alte Fischer nicht schon Erscheinungen gehabt, die ihm das neumodische Volk nicht glauben wollte? War es nicht unumstößlich, daß ihm zur Dämmerstunde die Nixe erschienen war, ihn so erschreckend, daß er die Angel fallen ließ, sich bekreuzigte und floh? Die Nixe, die in der Goldquelle geboren war, tief unter der Erde — so wußten es Sepp und sein Weib von Urahnen her. Das nie zu fördernde Teufelsgold floß unter dem Güldensee, denn darum hieß er so, und kein Wasser glänzte so golden zur Abendstunde. Sie verachteten den Schatz — sie waren fromme Leute. Aber der plötzliche Reichtum des Wirtes? Und das rätselhafte Weib? Genau so sah ja die Nixe aus, die Sepp gesehen hatte. Wer konnte mit den Fischen sprechen? Wen begleiteten die Vögel? Wem schmückten Bienen und Libellen kronengleich das Haupt? War man blind im Güldenseehotel? All' das überlegten die alten Fischersleute sich raunend Tag für Tag. Und als die Kunde kam, daß die Wirtin plötzlich verschwunden sei, nachdem sie ein totes Kind geboren habe, da stiegen der Sepp und sein Weib ins Dorf hinunter und besuchten den Herrn Pfarrer und blieben gleich bei ihm, wochenlang, denn sie schienen ihm außerordentlich wertvolle Mitteilungen zu machen.

Das zeigte sich bald in den Predigten. Es wurde eine richtige, kleine Hetze daraus, fast mit Inquisition und Scheiterhaufen. Aber in diesem zahmeren Zeitalter setzte sie erst ein, als ihr Gegenstand nicht mehr zu fassen war. Die Naturforscher hatten der Kirche schon gründlich das Geschäft verdorben — der Teufel war nicht mehr beim rechten Namen zu nennen, und was Sünde hieß, konnte ebensogut ein Teil der geheimnisvollen Kraft sein, um die man sich in allen Schulen mühte. So lange Freia da war in ihrer verwirrenden Zauberschönheit, wagte sich kein Zelot heran. Erst als man sie nicht mehr zu fürchten hatte, machte man sie ihrem Besitzer und Beschwörer zum Vorwurf. Auch konnte man Moral und Religion jetzt auf einer ungefährdeten praktischen Grundlage schützen. Das Hotel war gegründet, der Segen des Fremdenzuflusses erreicht, die Erschließung des Güldensees unwiderruflich. Nun sollte aber auch ein Mann von amtlich abgestempelter Redlichkeit hier Herr sein — kein dunkler Abenteurer, kein Bundes-

Google

genosse unbegreiflicher Mächte, der die prachtvolle Gründung schließlich doch in Verruf bringen mußte. So, wirksam in Opportunismus und Seelsorge geteilt, eiferte der Herr Pfarrer. Sebastian spürte bald die Folgen seiner Hetze. Im Volk begegneten ihm Unlust und Mißtrauen, niemand verdingte sich mehr dem Wirt, man mied ihn offensichtlich, als trüge er ein böses Zeichen. Jetzt half kein Wohltun mehr — auch vertrug es sich nicht mit seiner angegriffenen Kasse. Die schlimmste Erfahrung aber machte Sebastian mit seinen Gästen. Die reiche Ungarin, das Ziel seiner Träume und Freias Ersatz, wurde merklich kühler, anstatt jeder Eifersucht enthoben zu sein. Sie sprach schon von Abreise und Zurückgezogenheit auf ihren Pußtagütern. Sebastian diente wie ein Knecht um ihre gute Laune. Und ein schlechtes Gerücht schien aus dem engen Lager seiner Feinde in die weite Welt hinauszudringen — der Mai, der dieses Jahr besonders schön war, brachte eine große Enttäuschung. Wenige Gäste kamen und keine von denen, deren Zahlungsfähigkeit das Herz eines Wirtes höher schlagen läßt.

Ein böses Omen aber sah Sebastian geradezu in dem Eintreffen des Geigers Fiselinus. Er hätte ihn am liebsten abgewiesen, aber sein törichter Buchhalter hatte schon ein Zimmer für den berühmten Künstler reserviert. Fiselinus war noch bleicher, noch kleiner und seltsamer als im vergangenen Jahre. Sein erdfahles, breites Gesicht mit dem zottigen, schwarzen Haarkranz, seine gekrümmte Zwergengestalt wirkten wie ein Spuk in den wundersamen Maitagen. Die Kinder fürchteten sich vor ihm, und daß er ein Geist aus den dunklen Bergen sei, der kurze Zeit bei den Menschen einkehrte, war ihnen bald gewiß. Alles mied ihn, und er flüchtete ebenso vor jeder Begegnung. Im Hotel mußte er wohnen, es gab kein anderes Haus am See, und das tiefer gelegene Dorf war fern, der Weg dem Gebrechlichen zu beschwerlich. So huschte er denn erst bei Dunkelheit ins Haus, aß seine Mahlzeit auf dem Zimmer, und in der Frühe, bald nach Sonnenaufgang, verließ er schon das schlafende Riesengebäude. Nur ein paar müde Kellner und Bergführer, die vor der Tür auf ihre Herrschaft warteten, sahen den Geiger. So wurde seine Anwesenheit bald sagenhaft, und die fernen, melancholischen Klänge, die sein Instrument aus Nebel und Felsenklüften herübersandte, steigerten das Gefühl von einem überirdischen Wesen. Kecke Buben wünschten, zu erfahren, was hinter dem Geheimnis steckte — sie hatten den buckligen Geiger noch nie gesehen und stiegen jetzt den Klängen nach, um ihn irgendwo aufzutreiben. Aber vergebens. Sie

Google

fanden ihn nicht. Fiselinus ging Wege auf seiner langen wehevollen Suche, die ein unbekümmertes Bubenherz nicht fand.

Was suchte er?

Er hatte im Winter den Güldensee verlassen, als er Freia in einem Kampf verstrickt sah, der das edelste Herz zum Sumpf der Erniedrigung herabzog. Mit reinem, frei wählendem Gemüt stand sie zwischen zwei Männern — er verstand sie so gut. Aber die Männer ließen sie nicht in sich selber ruhen, sie griffen roh nach ihr und mußten ihr das Herz zerreißen. Das war der gewöhnliche Weg, den er sie nicht gehen sehen konnte. Da entfernte er sich lieber ohne Abschied. In einer großen Stadt aber hatte er bald darauf den Engländer Jonathan getroffen, und beim Wein war dem sonderbar Erregten das Wort entschlüpft: „Ich reise nicht mehr an den Güldensee" und dann noch: „Der Wirtin geht es sicher wieder gut." Fiselinus wußte nicht, wie viel Resignation oder zynischer Spott in diesen Worten lag — jedenfalls schloß er daraus, daß das Erlebnis mit Jonathan überwunden war, und daß Freia lebte. Es zog ihn von neuem mächtig an den geliebten See — schon im Mai traf er ein.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Google

Hans Freimark:
Moderne Theosophie

Zeitlose, abgründige Gefühlsvertiefung, Ringen mit der Gott genannten Ueberhöhung eigenen seelischen Empfindens und Begreifens und Aufschwung in unbegrenzte Weiten verklärenden geistigen Schauens, das war einst der Inhalt des Wortes Theosophie.

War. Denn auch die Theosophie scheint dem Einfluß der Mode unterworfen. Oder sollte das nicht wahre Theosophie sein, was heute im Gewande dieser auftritt? Es wird sich zeigen. Sicher aber ist das Gewand, in dem sie auftritt, eminent modern.

Der spät mittelalterlichen, vorwiegend deutschen Theosophie galt als Hauptsache das durch inniges Versenken in sich erlangte besondere Verhältnis zu dem allbeseelenden, auch in der eigenen Brust thronenden Gotte. — Die neuere Theosophie denkt praktischer, utilitarischer. Ihr kommt es nicht so sehr auf die Vergottung des Menschen an, als auf die Stellung dieses göttlichen Menschen in der Welt. Wohl erhofften und erlebten auch die alten Theosophen eine Veränderung ihrer Beziehungen zur Außenwelt dank ihrem Versenken in die Welt ihres Innern. Doch diese Veränderung beschränkte sich auf die Gefühlserkenntnisse der Einheit aller Dinge. Sie begnügten sich mit diesem beruhigenden idealen Ergebnis und erstrebten nicht einen real-einträglichen Nutzen ihrer Erkenntnisse. Ganz anders die moderne Theosophie.

Die derzeitigen theosophischen Strömungen, verkörpert durch die von der mystisch-schamanistischen Blavatsky begründete „Theosophische Gesellschaft", durch die neuchristliche Theosophie swedenborgisch-spiritistischer Färbung, durch den gesundbetenden Eddyismus und durch die idealistisch umkleideten bestechenden Lehren eines Ralph Waldo Trine, Braun und anderer, haben das gemeinsam, daß sie den Hauptwert ihrer Theorien in greifbaren Resultaten irgend welcher Art sehen,

Google

Resultaten, die imstande sind, die Position des Anhängers in der Welt zu verbessern und ihm die Herrschaft über sie in größerem oder geringerem Umfange zu verschaffen. Nebenher erschließen sie ihm eine neue, aber keineswegs geistige, sondern mit allerhand recht realistischem Wunderkram erfüllte Welt.

Die Verheißung realer Erfolge einerseits, und der sinnverblendende Wunderkram andererseits sind die Hauptlockmittel der modernen Theosophie. Daß sie — im Gegensatze zur alten Theosophie — überhaupt locken will, daß sie eine ziemlich mächtige Bewegung wurde, Gesellschaften, Logen und Brüderschaften zu ihren Vertretern hat, das dankt die Theosophie Amerika. Und amerikanisch sind auch die ihr eigenen Grundzüge des Strebens nach Erfolg und nach — Phänomenen.

Amerika ist das Geburtsland der modernen Theosophie aller Schattierungen, selbst der neuchristlichen Form. Fußt doch auch diese im Grunde genommen auf dem durch die amerikanischen Geschwister Fox 1848 unter der Marke Spiritismus neu in die Welt lancierten Mediumismus. Nur daß die neuchristlichen Theosophen sich durch ihre Medien, nicht wie die Spiritisten mit beliebigen Verstorbenen, sondern mit Gott-Vater direkt in Verbindung glauben. Ebenso ist die indische, die sogenannte Adyar-Theosophie der Blavatsky ursprünglich ein Produkt amerikanischen Geistes, freilich durch vielerlei Einflüsse ab- und umgewandelt. Zwar Blavatsky selbst war Deutsch-Russin, doch ihr langjähriger Aufenthalt in Amerika und vor allem ihre intensive Beschäftigung mit dem damals grassierenden Geistersport beeindruckten die impressionable Psyche der Prophetin durchaus in der Richtung amerikanischer Denkweise. Selbst das Uebersinnliche muß greifbar sein oder doch greifbare Früchte zeitigen. Die Konsequenzen dieser Denkweise waren die „psychological tricks“ der Blavatsky, ihre Wundergeschichten im Stile Cagliostros, ihre „geistigen Führer“ und ihr ganzes mehr mystifizierendes als mystisches Gebaren. Mit ihrer Uebersiedlung nach Indien wurden aus den „geistigen Führern“, diesen ihr allein wahrnehmbaren Sendlingen einer unsichtbaren intelligiblen Welt, die Mahatmas, die geheimnisvollen tibetanischen Freunde, die, im Besitze urzeitlicher Weisheit, sie zum Sprachrohr und zur Interpretin ihres Wissens erwählten. Noch in Indien war Blavatsky die „femme aux phénomènes“. Botschaften an die Mahatmas und von ihnen vermittelte sie auf okkultem Wege, in ihrem Hause erklangen „Astralglocken“, für einen unerwartet eintreffenden Gast zauberte sie auf einem Picknick eine zum

Google

Service passende Tasse aus dem Erdboden heraus und die Doppelgänger der in Tibet weilenden Meister gingen bei ihr ein und aus.

Doch das Magiertum schaffte nicht nur Anhänger, sondern auch Feinde. So wurde es beiseite getan und die „Geheimlehre" geschrieben. In dieser großzügigen Kosmogenie und Anthropogenie lebte sich Blavatsky aus. Sie glaubte ohne Zweifel, was sie visionär erschaute, und sie schaute, weil sie von Jugend an zu Gesichten disponiert war. Ihre genialen Phantasmorgien suchte Blavatsky durch alle möglichen Hinweise und Nachweise alter und neuer Wissenschaft zu stützen. Auch bewies sie oft ziemlichen Scharfblick, wie ja nicht selten exaltierte und ekstatische, von manchen physischen Hemmungen befreite Naturen und schloß zuweilen von Bekanntem glücklicher auf Unbekanntes, als die zeitgenössische Forschung. Das bilderreiche, symbolschwangere und dabei mit gelehrten Zitaten überreich gespickte Werk, das in wunderbarer Weise Religion und Wissenschaft zu vereinen schien, war ihrer Anhängerschar ein willkommener Ausgleich für die abgetanenen Phänomene. Die Reïnkarnationstheorie und die Karma-Lehre, nach der jede Handlung eine entsprechende Wirkung in irgend einer Zeit, auch in einem späteren Erdendasein, hat, kam den Wünschen der Kreise entgegen, in denen die Blavatskyschen Lehren in der Hauptsache propagiert wurden. Die soziale Stellung, in die der einzelne hineingeboren wird, ist danach nicht ein Zufall, sondern ein ihm durch seine Bemühungen in früheren Erdenleben zukommender Ausgleich; und Not und Leid sind nicht etwas, das man lindern muß, sondern es ist Karma, dem man den Betreffenden nicht entziehen darf. Auch war es ungemein interessant, mit Brocken miß—stellter indischer Gelehrsamkeit um sich zu werfen, sich als Schüler eines unsichtbaren Meisters zu gerieren, allerhand von Erinnerung an frühere Leben sich einzubilden und von phantastischen kosmischen Gesetzen zu fabeln.

Wohl trachtete Helene Petrovna Blatsky in ihren letzten Jahren (sie starb im Jahre 1891) die üblen Wucherungen ihrer Lehre zu beseitigen und auf die notwendige Verinnerlichung, als das wahre Ziel theosophischen Strebens, hinzuweisen. Aber wie es so geht. Diese guten Ansätze entwickelten sich nicht weiter. Die Theosophische Gesellschaft war zu tief in den Wunderkram hineingeraten. Entsagung, Vernichtung des Selbst, die angeblichen Ziele, sind nur Scheinziele; das wahre Ideal ist gar nicht Entsagung und Vernichtung des Selbst, sondern eine recht reale, mit geistigen Mitteln bewirkte Herrschaft über

Google

die Umgebung, ein An-Sich-Zwingen materieller Güter auf psychischem Wege, ein Beseitigen alles Entgegenstehenden und aller Entgegenstehenden auf magische Weise.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob diese Ziele auf dem angegebenen Wege zu erreichen sind. Daß man diese Wege wählt, ist charakteristisch, und daß man sie wählt um des äußeren Erfolges, den sie versprechen.

Auch den Gläubigen der Mrs. Eddy, den Anhängern der christian science, ist der äußere Erfolg alles. Er ist nicht nur Erlangung der Gesundheit, wie die deutsche Bezeichnung „Gesundbeten" glauben lassen könnte, sondern er ist alles für den Einzelnen Angenehme und Nützliche: „Gott will, daß es dir gut geht, daß du gesund bist, daß du ein behagliches Heim hast, ein einträgliches Geschäft." „Das Gegenteil ist Irrtum. Irrtum aber existiert nicht, nur unsere verblendeten Sinne spiegeln uns seine Existenz vor, denn in Gott, in dem alles ist, ist kein Irrtum möglich. Leben wir ganz im Sinne Gottes, d. h. ein uns angenehmes Leben, so schwindet aller Irrtum. Um dies zu tun, haben wir nur nötig, uns innigst durch Gebet oder durch Gedankenkonzentration mit Gott, dem Urquell alles Guten, in Verbindung zu setzen, uns seinen wohltätigen Einflüssen aufzuschließen und als erstes Gebot, an unsere Gesundheit, unsern Erfolg zu glauben, dann werden wir die eine erlangen und der andere wird nicht ausbleiben."

Ohne Zweifel ein passable, ansprechende Lehre, durchaus kein bloßes Theoretisieren, sondern praktische Anleitungen für eine radikale Ausnützung der Weltanschauung. — Die gleichen Anweisungen geben Trine in seinen mannigfachen Schriften, voran der bekanntesten „In Harmonie mit dem Unendlichen" und Braun, ein Deutsch-Amerikaner, in seiner „Bemeisterung des Schicksals", in den Lehrbriefen seines Graal-Ordens und in verschiedenen Broschüren. Trine bleibt noch einigermaßen auf der idealen Ebene, Braun dagegen nähert sich in seinen letzten Veröffentlichungen bedenklich der amerikanischen „psychologischen Literatur" mit ihrem „persönlichen Magnetismus" und ähnlichen Mätzchen populärer Ausschlachtungsversuche, unter Benützung des zeitgemäßen Faktors der Suggestion und unter fälschlicher Berufung auf den theosophischen Grundsatz, daß der Glaube Berge versetzen kann.

Das moderne Element all dieser „theosophischen" Lehren ist die Möglichkeit ihrer praktischen Verwertung. Man hat heute das achtungswerte Streben, seine Ideale zu verwirklichen, und dieses Streben führt

Google

zu den vielfachen Versuchen, die Lebenslehren der Blavatsky, ja selbst die eines Braun, zu befolgen, nach ihnen zu leben. Kolonien tun sich auf und bestehen zum Teil auf dieser Grundlage, doch ist dann meist das Zusammenhaltende weniger das Lehrgebäude, als eine starke Persönlichkeit, wie die von Katherine Tingley, dem Oberhaupte der theosophischen Kolonie Point Loma in Kalifornien. Andererseits aber verleitet dieses gleiche Streben zu einer Veräußerlichung der Ideale.

Ideal ist nur noch, was real nutzbringend ist. Wie ja auch der Pragmatismus, diese gleichfalls neuerdings von Amerika aus verbreitete philosophische Strömung, als Wahrheits- und Wertmesser einzig die Nützlichkeit, Einträglichkeit und den Erfolg einer Weltanschauung anspricht. In den Hörsälen der Universitäten, den Versammlungshäusern der Eddyisten und Theosophen nimmt sich diese Doktrin nicht übel aus. Anders ist es, besieht man sich das Bild, das ihre Befolgung in der Wirklichkeit ergibt.

Da liegt der Nutzen einer Lehre nicht etwa in dem Seelenfrieden, den sie vielleicht gibt, sondern einzig in den von ihr an die Hand gegebenen Mitteln, den Nachbar zu übertrumpfen und sich allerlei Vorteile zunächst diesseitiger, dann natürlich auch jenseitiger Art — denn wann hätte der Egoismus jemals vor dem Grabe Halt gemacht? — zu sichern. Dieses ganz selbstverständliche Bemühen, das zudem durch die Umstände selbst in seine Schranken verwiesen wird, ist, wo es ohne Verbrämung auftritt, keinesfalls verächtlich. Wenn es aber mit dem Schein einer wahren selbstlosen Gesittung oder tiefster religiöser Gläubigkeit bemäntelt wird, verleitet es zu einer ethisch höchst gefährlichen Begriffsakrobatik, die in Begriffsverwirrung und totaler moralischer Haltlosigkeit endet. Der innere Halt fehlt, wie ihn die alte Theosophie in ihrer Verinnerlichungstendenz wollte. Er wird ersetzt durch den äußerlichen Halt, den man in materiellen Erfolgen und in okkulten Phänomenen, den Zeichen der Bewährung, zu haben glaubt. Als weitere Stütze tritt der Personenkultus hinzu. Bei den Scientisten ist Mrs. Eddy die Prophetin, bei den Theosophen indischer Richtung früher die Blavatsky, jetzt Tingley, für die amerikanische Gruppe. Besant und Steiner für die europäische und bei den neuchristlichen Theosophen irgend ein obskures „Vater-Medium“. Der Umgang mit diesen „Begnadeten“, diesen „Meistern“ begnadet selbst. So schraubt man gegenseitig das Gebäude künstlich in die Höhe und glaubt, eine neue Stufe des Mensch-Seins erklommen zu haben.

Google

Eine erlösende, Religion und Wissenschaft vereinende Lebenslehre, wie es die modernen Theosophen meinen, ist die heutige Theosophie nicht. Dazu haftet ihr zuviel Charlatanismus und Schamanismus an. Wohl kann man das Prinzip gutheißen, das darauf dringt Ideale zu verwirklichen. Aber das darf nicht zu einem rigorosen Draufgängertum verführen, dem jedes Mittel recht, und der eigene Leib und die eigene Seele das Nächste ist. Der Weg, den die alten Theosophen gingen, durch innerliches Nahekommen, Welt und Menschen tiefer und inniger zu erfassen, zu verstehen und ihnen gerecht zu werden, ist ohne Zweifel der würdigere, wenn er auch unmodern sein mag.

Möglich ist es trotzalledem, daß der Theosophie in ihrer heutigen Form die Zukunft gehört, allerdings nur eine beschränkte Zukunft. Denn ein wahrhaft idealistisch denkendes, spirituell geschulteres Zeitalter wird für diesen seltsamen Mummenschanz, dieses Zerrbild der Theosophie nur ein Lächeln haben.

Die Mutter

Mein Bub ging aus dem Haus
Zur Nachtzeit mit den Dieben,
Mit Dirnen zog mein Kind hinaus
Und sucht sich was zum Lieben.

Er lag die ganze Nacht
Auf Gassen und in Gossen;
Es graut der Tag, da kehrt er heim . . .
Die Tür war nicht verschlossen.

Ich wusch ihm wieder ab,
In Wasser kühl nnd klar
Den Weindunst und den Gassenstaub —
Ein langes, rotes Haar.

Er seufzte und schlief ein —
Noch wischt ich mir die Hände —
Und träumt schon seinen Knabentraum,
Vom Gral, den er noch fände.

S. M. Schultheiss.

Google

Dr. Max Goldstaub:
Aus der Tiermythologie der Griechen
Der Schwan, sein Gesang, sein Sterbelied

Die Tiermythologie versetzt uns in jene Kindheitsstufe im religiösen Leben der Völker, da der primitive Mensch doch schon die rohesten Symbole seiner Gottesverehrung, wovon nur Ueberreste sich zäh erhalten, zu überwinden reif wird. Für jene unfaßlichen Mächte, die sein Herz mit lähmender Furcht oder mit Wonneschauern erfüllen und immer wieder seinen Geist in ihr geheimnisvolles Wesen verstricken, sucht er allmählich nach befriedigenderen Abbildern, und im Bereiche der lebendigen Natur treten sie ihm in körperlicher Gestalt entgegen. Vertraut zwar sind ihm die Tiere, die einen als seine überlegenen Feinde, die andern als treue Freunde oder Gefährten, und verwandte Züge sprechen ihn an. Aber vieles an ihnen ist und bleibt ihm doch fremd, das flößt ihm oft eine Art von Grausen ein, oft auch reißt es ihn hin zu demütiger Anbetung. Und ihr untrüglicher Instinkt, ja selbst ihre natürlichsten Fähigkeiten wirken auf ihn, sinnt er erst darüber nach, wie seltsame Wunder: in unergründliche Tiefen hinab taucht der Fisch; den Vogel trägt sein Flug mühelos hinauf in den reinen Aether. Mit Staunen sieht er Scharen von Fischen zu bestimmten Zeiten wandern und gewisse Arten von Vögeln pünktlich abziehen und wiederkehren. Manche hat er als Wetterpropheten erprobt, von andern lernt er die Heilkräfte von Pflanzen kennen und nutzen. So mutmaßt er bald geheime Zusammenhänge mit den göttlichen Gewalten. Und es wird dem grübelnden Geist aus dieser oder jener mythischen Vorstellung irgend ein Tier, oft auch verschiedene zugleich, zur leibhaftigen Inkarnation eines Gottes. Bekannt ist solcher Glaube als heimisch bei den Germanen, aber es herrschte einstmals der gleiche bei den Griechen. Ihnen ging auf manch einem hohen Berge Zeus in Wolfsgestalt um, in unheimlichen Schluchten Apoll, den Poseidon, des Meeres Gebieter, fühlten sie im Delphin gegenwärtig, doch barg eben diesen Gott auch das Roß. Und später, wie der Hellene längst im eigenen Ebenbilde seine

Google

Götter sich denkt und anbetet, hängt er doch noch immer gläubig an ihren alten Verkörperungsformen, bis diese mehr und mehr verblassen. Die heiligen Tiere der vermenschlichten Göttergestalten, ihre Lieblinge, Begleiter, Boten und Diener sind die letzten Spuren davon.

Es ist eine eigentümliche Vorstellungswelt, die oft schwerer nachempfindend zu deuten als durch neue Rätsel zu verdunkeln ist. Von hohem Interesse aber sind diese aus naiven, manchmal freilich auch komplizerten Sinneseindrücken gewonnenen Gebilde und lehrreich; denn getreu spiegelt sich auch in ihnen Wesen und Art der verschiedenen Völkerindividuen. Bizarr und nicht selten grandios bei Semiten, deren Phantasie gern ins Ungemessene schweift, bei indogermanischen Völkern wiederum durch deren innige Vertrautheit mit der Tierwelt von schlichter Einfachheit, zeigen sie bei den Griechen poesievolles Naturempfinden, eine bunte Vielgestaltigkeit und wenigstens auf der Höhe ihrer Entwicklung viel von jener Schönheit und Anmut, die dieses Volk auf Erden zu erfüllen und der Menschheit als Erbe zu hinterlassen auserwählet ward. Eine dieser Schöpfungen der Volksseele aber haben seine kunstmäßigen Dichter vornehmlich in Besitz genommen und verklärend mit dem ganzen Zauber der Poesie geschmückt, ja unsterblich gemacht: den Schwan, ihres eignen Schaffens hehres Symbol.

In lichtem Grau schimmert der Flaum des Schwans, den wir in unserm Weltteil hauptsächlich kennen, in seiner zarten Kindheit, später aber gleicht sein Federkleid dem frischgefallenen Schnee oder dem silbernen Gischt der Meeresbrandung. Ein blendend weißer Glanz in sonngetränkter Luft, oder ein leuchtendes Schimmern auf tanzenden Wellen, so erblickt man den Vogel von den starkbewegten Schwingen in gewaltigem Flug dahingetragen, oder majestätisch auf dunklem Wasser kreisen. Und Menschen sinnenfreudiger und phantasiereicher Naturvölker unter dem strahlenden Himmel des Südens oder im klaren Lichte des Nordens und in der Einsamkeit weiter Meeresgestade, nebst andern Indogermanen besonders die Griechen, gewahrten im Schwan eine Manifestation jener großartigen Phänomene und Kräfte des Lichts oder auch der schäumenden Meereswogen, die in ihrer Seele die Vorstellung mächtiger Gottheiten weckten. Verließen griechische Stämme die alte Heimat, dann wies ihnen den Weg zur neuen, voranfliegend oder schwimmend, der weiße Vogel, das ist ihr Schutzgott selbst oder sein heiliges Tier. Also erzählte die fromme Legende manch einer griechischen

Google

Willem Cornelisz Duyster:
Soldatenrauferei bei Teilung
der Beute
(Galerie Dresden)

Go gle

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Google

Niederlassung vom weisenden Schwan, gleichwie die geheiligte Sage des Auszugs der Israeliten aus Aegypten von der führenden Wolkensäule bei Tage und der Feuersäule bei Nacht. Die lichte Art des Schwanes nämlich, den griechischer Glaube so heilig hielt, wertet die Bibel überhaupt nicht. Und in rigorosem Dogmatismus verketzert die priesterliche Klügelei der Speisegesetze den Schwan als unrein grade so gut wie seinen Antipoden, den Raben. Ein griechischer Mythus dagegen gerät über dem Widerspruch zwischen dessen finsterem Gewande und dem Verhältnis zu Apoll auf die sinnige Erfindung, wie zur Strafe für sündhaften Ungehorsam des Gottes Fluch das einstmals helle Gefieder des Raben in die Farbe der Nacht verwandelt habe.

Nicht eine einzige Gottheit nur haben Griechen im Schwan verkörpert gesehen, so wenig wie gewisse Naturerscheinungen ausschließlich an e i n e Personifikation gebunden waren. Und wenn außerdem in dem einen Falle ein für allemal nur ein bestimmter Wesenszug des Gottes in seinem Abbild inkarniert sein und bleiben mochte, so hat doch in andern das nimmer müde Spiel mythologischer Dichtung und Spekulation im Lauf der Zeit zu den ursprünglichen Beziehungen zwischen dem Gott und seinem heiligen Vogel sekundäre gefügt. Davon aber ist manch eine vielleicht aus lokalbegrenzten Kultlegenden hervorgegangen oder aus religiösen Vorstellungen eines einzelnen Stammes, die erst durch ihn zu allgemeinerer Geltung gelangt sind. Denn am wachsenden Ruhm des Gottes hatte sein Abbild getreuen Anteil, und erhob sich ein Stammesgott zu einem panhellenischen, so machte das ihm geweihte Tier die Wandlung mit. Und schließlich ist auch die Doppelnatur des Vogels, der auf dem Wasser wie in der Luft heimisch ist, nicht ohne Reflex geblieben. Darum ist der Schwan bald als eine Inkarnation des hellen Lichts und des klaren Aethers gedacht worden, bald verkörpert er die hellschimmernden Meereswogen, bald auch die helltönenden Winde, die den Schiffern Glück bringen, gleich jenem wunderbaren Licht, das nach weitverbreiteter Sage plötzlich am finsteren Himmel rettend aufleuchtet. Und dementsprechend erscheint er, ein fleischgewordener Lichtgedanke wie die Olympier selber, außer dem Zeus und dem Phoebus Apollo auch der Aphrodite und noch andern Göttern zugesellt. Ein buntes Gemisch mythischer Vorstellungen findet sich zusammen, das, sofern es einer einheitlichen Grundidee substituiert werden soll, vielleicht gedeutet werden könnte als das Phänomen der Helligkeit, nicht nur des Lichtes, sondern auch des Klanges. Der freudig helle Schein, der, den jungen Tag ge-

Google

bärend, die Welt durchflutet und aus der schäumenden Meeresbrandung hervorglänzt, der frische Odem der Natur, der wie ein Singen und Klingen durch das All tönt und sich bisweilen zu stürmischem Gebraus erhebt, das wundersame Ahnen, das in das Dunkel der Zukunft bis zu den Pforten des Todes leuchtet, das sind die geheimnisvollen Mächte, die dem mythischen Bilde des hellgefiederten, helltönenden, hellseherischen Schwans zugrunde liegen.

Alte griechische Sagen schildern den auch von der antiken Kunst gern dargestellten Akt, wie Zeus in Liebe einem göttlichen Weibe genaht sei; die einen nennen Leda, andere jene Nemesis, die eine Verkörperung der fruchtbaren Schaffenskraft der Natur ist. Der Gott nimmt die Gestalt eines Schwanes an, so weiß wie Schnee, nach Worten des Euripides. Und er zeugt das leuchtende Zwillingspaar der Dioskuren, die Helfer in Gefahr und Not, und Helena, silberhell wie Mondesglanz und von so sieghafter Schönheit, daß sich, wie wir bei Homer lesen, selbst die trojanischen Greise ihrem Zauber nicht entziehen können: Dämonen des Lichts, ihrem Erzeuger wesensgleich und dessen Inkarnation.

Auch Aphrodite hat sich griechischer Glaube unter dem Schwane vorgestellt. Aber nicht dem Urbild weiblicher Schönheit oder fleischlicher Liebeslust galt die Verkörperung, sondern der Göttin des Meeres, aus dessen glitzerndem Schaum sie, ein leuchtend Wunder, geboren ward. Erblickten die Schiffer auf ihrer Fahrt übers Meer den Schwan, so war es ihnen ein glückbringendes Omen. Aus Sturmesnot aber errettete die Bedrohten Aphrodite selbst, die im hell aufbrodelnden Gischt fromme Phantasie auf dem weißen Schwan oder auch auf dem Schwanenwagen dahinschweben sah. Davon singen die Dichter, zumeist die römischen, und Kunstdenkmäler schon viel früherer Zeit zeigen das anmutige Bild der auf ihrem heiligen Vogel reitenden Göttin.

So vereint die zwiefache Natur des fliegenden und schwimmenden Vogels im mythischen Bilde vom Schwan die vergöttlichten Kräfte heterogener Elemente. Zu beiden Kreisen aber neigt's gewissermaßen, wenn wir den Schwan mit gnädigen Windgöttern in Verbindung gesetzt finden. Denn sind es auch Luftdämonen, die ihren hellen Atem durch die Natur wehen, so offenbart sich doch dem seefahrenden Griechen ihre Gottesgewalt, ganz anders denn zu Lande, auf dem unendlichen und unwirtlichen Meer, das ihn zu fernen Handelsplätzen trägt oder in eine neue Heimat. In weiblicher Gestalt mit segelartig flatternden Ge-

Google

wändern sehen wir auf alten Bildern solche luftigen Geister auf Schwänen emporgetragen, gerade so wie Aphrodite über die Fluten. Wenn dabei die Idee der Helligkeit mit der von Heil und Erlösung verwoben erscheint, so ist das eine sehr naheliegende Uebertragung. Denn des Menschen Herz, das den Haß der Elemente fürchtet, atmet froh und erleichtert auf, wenn sich die wild erregten Wogen sänftigen, und aus rabenschwarzem Gewölk verheißungsvoll ein heller Strahl sich hindurchringt.

Licht, Reinheit und Heil — diese Vorstellungen hat griechischer Volksglaube aber in keines zweiten Gottes Wesen, gleichviel ob ursprünglich und ausschließlich, so tief und seelenvoll empfunden, wie in Phoebus Apollo. Zwar teilt er seine Lichtnatur mit der seines Vaters Zeus, aber die des Sohnes ist die stärker betonte, wie sie vielleicht auch den Inhalt seines Namens bildet. Auf lichtem Hochgebirg oder auf einsamen Felsklippen, und wiederum in geheimnisvollen Grotten oder unwegsamen Schluchten waren die Kultstätten dieser Religion. Noch ist die Frage nicht endgültig gelöst, wo sie erstand, und welchen Weg sie nahm. Doch sie erfüllte mit ihrem Licht und Heil die gesamte griechische Welt, als die alten Bewohner des Mutterlandes sie nach Kleinasien und den Inseln getragen oder von dort empfangen hatten. Seine Verehrer geleitete auf ihrer Fahrt als Gott der Kolonien Apollo selber, in Gestalt eines Delphins, wie die Tradition zu berichten wußte. Aus naheliegenden Gründen hatte man diese in Delphi, wo das uralte Heiligtum stand, sanktioniert.

Aber ebenso alte, wo nicht ältere Sagen wichtiger Kolonien, scheinen in poetischer Umkleidung auf die gleiche Rolle des Schwans zu deuten. Und vor allem klingt das Schwanenmotiv in reichster Variation aus den hochheiligen Legenden von Delos, der einst so armseligen Insel, von wo der erstandene Gott zum erstenmal seine Lichtstrahlen über den Erdball gießt. Bedeutsam verwebt den Schwan bereits in die Geburtsstunde ein alexandrinischer Dichter. Der schmückt zwar den Akt nach dem pompösen Zeremoniell des Ptolemäerhofes aus, dessen Poet er war, aber Material dazu liefern ihm Züge alter Tradition, worin der gelehrte Philolog nur allzusehr bewandert war. Als die gesegnete Stunde nahe ist, so heißt's in diesem Hymnus, da kommen aus Lydien weiße Schwäne, und während sie siebenmal um die Insel kreisen, verkündet ihr jubelndes Lied des Gottes Erscheinen.

Auch der aufwachsende Knabe entbehrt nicht ihren Anblick, noch

Google

ihren Gesang. Denn auf dem kreisförmigen See, in dessen Nähe die Mutter, den heiligen Baum umschlingend, ihren lichten Sohn geboren, leben sie dem Dienste der Musen, wie Euripides nach wirklichem Vorhandensein malt oder phantasievoll erdichtet. Dann geleiten die heiligen Vögel den Gott, wenn er die Stätte seiner Geburt verläßt, in ihre sagenumwobene Heimat, wo, durch hochragende Berge von aller Welt abgeschieden, das Volk der Hyperboreer sündlos ein glückseliges, dem Gotte des Lichtes geweihtes Leben führt. Alljährlich wiederholt es sich, ehe die Winterstürme heranbrausen. In feierlichem Ernst ertönt da der Abschiedsgesang auf Delos; unter seinen Klängen zieht Apoll, auf Schwänen oder auf dem Schwanengespann durch die Luft getragen, zu seinen Getreuen. Nach einem halben Jahre jedoch führen ihn, der im ewigen Lichte verjüngt und vom vergossenen Blut des getöteten Drachens entsühnt ist, seine Schwäne zurück um die lichte Frühlingszeit. Die ganze Natur begrüßt freudig den Heimgekehrten; in das helle Sprudeln der Quellen aber und in die Lieder der Vögel, mengen sich die Jubelchöre der Menschen, die nicht aufhören, dem Gott in begeisterten Hymnen und Päanen zu huldigen. Ein gefeierter Sänger aus Lesbos, der ein Zeitgenosse des Solon war, hat für Delphi, in dessen lokaler Legende der gleiche Mythus vom Kommen und Gehen des Gottes auftritt, ein solches Preislied gedichtet, und ein Stück seines Inhalts wenigstens ist uns durch einen späten Rhetor erhalten worden. Den eben geborenen Sohn schmückt Zeus mit goldner Mitra und schenkt ihm die tönende Lyra und einen Schwanenwagen. Auf ihm eilt er alsbald zu den Hyperboreern und später, nach Ablauf eines großen Jahres, zu den Delphiern, denen seine Ankunft verheißen war. Das erfüllte sich im Sommer; und immer um diese Zeit rufen sie nun mit Hymnen den Gott aus dem Lande seines Lieblingsvolkes herbei, der auf seinem Schwanengespann erscheint. So sind die heiligen Schwäne ein wesentliches Element dieses Hyperboreer-Mythus, und neben den Delphin, als die eigentliche Inkarnation des delphischen Apoll, tritt der Schwan, dem die delische Sage diese Geltung allein zuerkennt. In solchem Grade aber durchdringen sich schließlich der Gott und sein heiliger Vogel an diesen beiden universalsten Kultstätten der griechischen Apollo-Religion, daß Aristophanes in seiner Vogelkomödie von Apollo als vom (delphisch-) pythischen und delischen Schwan reden kann.

Google

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Copyright 1910 by Albert Langen, Munich.

Fortsetzung

Die Mägde kommen mir entgegen und sagen, die gnädige Frau sitze im Landauer, sie sei auch diesmal wieder mit zurückgekommen, der Wagen sei schon dicht vor dem Bahnhof gewesen, und jetzt wolle sie noch einmal hin. Ob man da noch aus der gnädigen Frau klug werden könne?

„Sie ist wohl etwas nervös," sage ich. „Wo ist Nils?"

„Im Walde droben, und er sagte, er werde nicht gleich wieder nach Hause kommen. Außer uns ist niemand da, und wir können nichts mehr sagen, wir haben schon genug geredet," erwiderten die Mädchen.

„Wo ist Grindhusen?"

„Er holt neuen Vorspann. Und die gnädige Frau sitzt im Landauer und will gar nicht aussteigen. Geh du nun und rede mit ihr!"

„Na, das schadet ihr nichts, wenn sie ein paar Mal ausfährt," sage ich. „Regt euch nur nicht darüber auf!"

Damit trat ich an den Landauer. Das Herz hämmerte mir in der Brust. Wie angegriffen sie war. Verzweiflungsvoll mußte alles für sie aussehen!

Ich öffnete den Wagenschlag, begrüßte sie und sagte:

„Erlauben Sie, daß ich diesmal fahre?"

Sie sah mich ruhig an und erwiderte:

„Nein, warum denn?"

„Grindhusen ist vielleicht etwas ermüdet, ich weiß nicht . . ."

Google

„Er hat mir versprochen, mich zu fahren," sagte sie. „Nein, er ist gar nicht ermüdet. Kommt er nicht bald?"

„Ich sehe ihn noch nicht," erwiderte ich.

„Mach die Tür wieder zu und sag ihm, er soll jetzt kommen!" befahl sie mir, indem sie sich zugleich fester in ihren Mantel hüllte.

Nun ging ich zu Grindhusen in den Stall; er legte den frischen Pferden eben das Geschirr an.

„Was ist denn eigentlich los?" frage ich. „Sollst du denn gleich wieder wegfahren?"

„Ja. Oder soll ich nicht?" erwiderte Grindhusen und hielt einen Augenblick in seiner Arbeit inne.

„Es sieht so sonderbar aus. Wohin will denn die gnädige Frau, weißt du es?"

„Nein. Sie wollte gleich in der Nacht noch einmal nach dem Bahnhof; aber ich sagte ihr, das hielte keines von uns aus. Da schlief sie im Hotel. Und heute morgen wollte sie nun wieder nach Hause, sagte sie. Und jetzt will sie wieder auf den Bahnhof, sagte sie. Ich versteh es nicht."

Nach diesen Worten macht sich Grindhusen wieder mit dem Geschirr zu schaffen.

„Frau Falkenberg schickt mich: du sollst dich beeilen."

„Ja, jetzt komm ich. Aber diese Bauchgurten hier hat der Kuckuck gesehen!"

„Bist du nicht zu müde, den ganzen Weg noch einmal zu machen?"

„Nein, du weißt, daß ich das schon kann. Und sie hat mir ein schönes Trinkgeld gegeben."

„So, so?"

„Jawohl. Ach ja, das ist ein ganz apartes Frauenzimmer."

Hierauf sage ich zu Grindhusen:

„Ich meine, du solltest jetzt nicht wieder mit ihr wegfahren."

Er hält jäh inne.

„Meinst du das? Ja, da könntest du recht haben."

Doch nun erklang die Stimme der gnädigen Frau draußen; sie war bis an die Stalltür gekommen.

„Bist du denn noch nicht fertig? Muß ich noch lange auf dich warten?"

„Jetzt komm ich sofort," erwiderte Grindhusen und hatte es eiliger als vorher. „Diese Bauchgurten da wollen eben gar nicht zugehen."

Frau Falkenberg ging zum Landauer zurück. Sie lief förmlich.

Google

Der dicke Pelzmantel, den sie anhatte, war ihr zu schwer; sie focht mit den Armen, um vorwärts zu kommen. Ach, es war ein recht trauriger Anblick; wie ein Huhn sah sie aus, das über einen Hofplatz hinfliegt und mit den Flügeln nachhelfen muß.

Wieder trat ich zu ihr; ich nahm die Mütze ab und bat sie sehr höflich, ja, unterwürfig, die Fahrt aufzugeben.

„Du brauchst mich ja nicht zu fahren," versetzte sie.

„Nein. Aber wenn sich die gnädige Frau doch entschließen könnte, zu Hause zu bleiben."

Da wurde sie ärgerlich; sie sah mich von Kopf bis zu Fuß an und sagte:

„Entschuldige, aber hier darfst du dich nicht einmischen. Wenn ich es auch einmal veranlaßt habe, daß du verabschiedet wurdest . . ."

„Nein, nein, nicht deshalb," sagte ich verzweifelt, stockte aber gleich wieder. Wenn sie es so auffaßte, dann vernichtete sie mich.

Einen einzigen Augenblick lang zuckte rasch wie ein Blitz eine Art Wut in mir auf.

Ich durfte ja nur in den Wagen hineingreifen und diese junge Person, dieses jammerwürdige Huhn herausheben. Meine Arme müssen gezuckt haben, denn sie machte eine ängstliche Bewegung und rückte weiter zurück. Dann kam bei mir plötzlich der Rückschlag; ich wurde dumm und weich und machte sogar noch einen Versuch.

„Es wird so ungemütlich hier, wenn Sie fortgehen; das denken wir alle. Wir wollen uns lieber etwas Hübsches zu Ihrer Unterhaltung ausdenken. Ich könnte ein wenig lesen, irgend etwas vorlesen, und Lars singt ja so hübsch. Dort kommt Grindhusen; darf ich ihm sagen, er soll die Pferde wieder einstellen?"

Sie sah mich versöhnt an und überlegte einen Augenblick. Dann aber antwortete sie:

„Du bist wohl in einem Irrtum begriffen. Ich will den Kapitän abholen. Vorgestern ist er nicht gekommen und gestern auch nicht, aber einmal wird er schon kommen. Ich will ihm entgegenfahren."

„Ach so!"

„Ja, und nun geh! Ist Grindhusen da?"

Ich war plötzlich wie auf den Mund geschlagen. Sie hatte recht, das klang ganz glaubwürdig. Ach, ich hatte mich wieder wie ein Tor benommen!"

„Ja, Grindhusen ist hier," brachte ich noch heraus.

Google

Und ich setzte meine Mütze wieder auf und half selbst beim Einspannen. Ich fühlte mich so verwirrt und beschämt, daß ich nicht einmal eine Entschuldigung vorbrachte, sondern nur eifrig half und überall hinfühlte, ob das Geschirr auch in Ordnung sei.

„Du fährst mich also, Grindhusen?" rief Frau Falkenberg heraus.

„Jawohl, gnädige Frau, jawohl," antwortete er.

Dann klappte sie die Tür von innen zu, und der Landauer rollte zum Hof hinaus.

* * *

„Ist sie abgefahren?" fragten die Mädchen und schlugen entsetzt die Hände zusammen.

„Ja gewiß, sie will ihrem Mann entgegenfahren."

Danach ging ich wieder zu meiner Brunnenstube. Wenn Grindhusen uns verließ, waren wir um einen Mann weniger. Dann konnten wir andern zeigen, ob wir noch ebensoviel fertig brächten.

Indessen war es mir schon klar geworden, daß mich Frau Falkenberg mit einer falschen Vorspiegelung überrumpelt hatte, als sie erklärte, sie wolle ihrem Mann entgegenfahren. Das tat nun allerdings nichts; solange Nils mir bei dem Graben geholfen hatte, waren die Pferde gar nicht bewegt worden, sie waren also gut ausgeruht; aber jedenfalls war ich sehr dumm gewesen. Hätte ich mich nicht selbst auf den Bock setzen sollen, ohne vorher um Erlaubnis zu fragen? Aber was dann? Nun, dann hätten die späteren Verrücktheiten zum Teil durch mich gehen müssen, und ich hätte ihnen einen Riegel vorschieben können. He, he! Du verliebter alter Kracher! Die gnädige Frau hatte doch wohl ihre eigene Absicht bei der Sache: Sie wollte es ihrem Mann heimzahlen und auch fort sein, wenn er zurückkehrte. Aber sie schwankte noch immer, wollte und wollte nicht, wollte und wollte wieder nicht, die ganze Zeit über; aber die Absicht hatte sie. Und ich reine Seele war ja nicht speziell deshalb auf die Wanderschaft gegangen, um die bürgerlichen Interessen der Eheleute bei ihren Liebesgeschichten zu wahren. Mochten sie das selbst tun! Frau Falkenberg war jetzt ganz verdorben. Sie hatte wirklich Schaden genommen und war richtig zugrunde gegangen; nur war es bald gleichgültig, was sie mit sich anfing. Ach, nun hatte sie auch das Lügen angefangen! Nach den Variété-Augen kam das Lügen dran. Heute war es eine Notlüge gewesen, morgen würde sie zum Vergnügen lügen, das eine zog das andere

Google

nach sich. Aber was dann? Das Leben ist reich; auf ein Menschenkind mehr oder weniger kommt es ihm nicht an.

Drei Tage arbeiteten wir ununterbrochen an dem Graben; dann waren nur noch ein paar Meter übrig. Bei Nacht hatte es nun ungefähr drei Grad Kälte; aber das hinderte uns nicht, und wir rückten immer weiter vor. Grindhusen war zurückgekommen, und er mußte nun den Tunnel für das Rohr unter der Küche graben, ich selbst grub im Pferde- und Kuhstall, das war der wichtigste Teil. Nils und Lars Falkenberg verlängerten indessen den Graben bis zum Reservoir hin.

Heute habe ich endlich Grindhusen ausgefragt.

„Na, diesmal ist die gnädige Frau also nicht wieder mit dir heimgekommen?" sagte ich.

„Nein, sie ist mit dem Zug abgefahren."

„Ja, sie wollte ja ihrem Mann entgegenfahren."

Grindhusen ist sehr vorsichtig gegen mich geworden; zwei Tage lang hatte er kein Wort zu mir gesagt, und auch jetzt erwidert er nur:

„Ja, das war ihre Absicht. Ja, das tat sie wohl, du verstehst doch . . . ihrem eigenen Mann . . ."

„Ich dachte, sie reise zu ihren Eltern nach Christiansand."

„Ja, das ist auch möglich," sagte Grindhusen, dem diese Auslegung offenbar mehr zusagte. „Ja, das ist doch klar wie der Tag, daß sie dort einen Besuch machen will. Ja, ja, sie wird wohl bald wiederkommen."

„Hat sie das gesagt?"

„Es klang wenigstens so. Und er, der Kapitän, ist ja auch noch nicht da. Ja, sie ist wirklich ein sehr großartiges Frauenzimmer. „Hier hast du etwas zu essen und zu trinken für dich und für die Pferde," sagte sie, „und hier hast du noch obendrein etwas," sagte sie. Ach, eine solche Frau gibt es nicht mehr!"

Aber zu den Mägden, die sich allmählich trösteten, hatte Grindhusen gesagt: die gnädige Frau werde aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr hierher zurückkehren. Sie habe auf dem ganzen Weg Grindhusen nach Ingenieur Lassen ausgefragt und sei gewiß zu ihm gereist. Ach ja, bei dem Mann werde sie nicht verkommen, dort sei alles lauter Pracht und Herrlichkeit.

Dann kam wieder eine Karte von dem Kapitän an seine Frau, die aber nichts weiter enthielt, als die Bitte, ihn am Freitag durch Nils an der Bahn abholen zu lassen und ja seinen Pelz nicht zu ver-

Google

gessen. Die Karte hatte sich verspätet, es war schon Freitag. Diesmal war es übrigens ein wahres Glück gewesen, daß Ragnhild einen Blick auf die Rückseite der Karte an ihre Herrin geworfen hatte.

Wir blieben in der Kammer des Knechtes sitzen und redeten weiter vom Kapitän. Wie er dies bei seiner Rückkehr nun wohl aufnehmen werde? Was wir sagen sollten und ob wir überhaupt etwas sagen sollten? Alle drei Mägde waren bei dieser Beratung zugegen. Die gnädige Frau hätte wohl schon in Christiania sein können, als der Kapitän die Karte an sie schrieb. Sie war also gar nicht hingereist. Ach, alles miteinander war mehr als traurig!

„Hat sie keinen Brief zurück gelassen?" fragte der Knecht.

Nein, es lag kein Brief da. Dagegen hatte Ragnhild etwas auf eigene Faust getan, was sie vielleicht nicht hätte tun sollen: sie hatte die Photographien, die auf dem Flügel standen, in den Ofen geworfen. „Ob das Unrecht sei?" fragte sie.

„Gewiß nicht, Ragnhild, gewiß nicht."

Ragnhild erzählte weiter, sie habe auch das Weißzeug der gnädigen Frau durchgesehen und alle Taschentücher, die ihr nicht gehörten, auf die Seite gelegt. O sie hätte noch allerlei in Frau Falkenbergs Zimmer gefunden; eine mit Ingenieur Lassens Buchstaben gezeichnete gestickte Weste, ein Buch mit seinem vollen Namen drin, einige Bonbons, die in ein Kuvert mit seiner Adresse gesteckt waren; und alles hätte sie verbrannt.

Ja, Ragnhild war ein ungewöhnliches Mädchen. So einen Instinkt gab es nicht wieder. War sie der Teufel, der in ein Kloster gegangen war? Sie, für die der Treppenläufer und die vielen Schlüssellöcher von so großem Wert gewesen waren.

Für mich und meine Arbeit war es recht günstig, daß der Kapitän den Wagen nicht früher verlangt hatte. Der Graben war nun in seiner ganzen Länge fertig, und beim Legen der Röhren mußte mir Nils helfen. Aber zum Zuschütten nachher brauchte ich alle Mann auf dem Hof. Es war übrigens wieder mildes Wetter mit Regengüssen; das Thermometer zeigte mehrere Grad Wärme.

In diesen Tagen war mir die Wasserleitung eine wahre Wohltat; sie nahm meine Gedanken ganz in Anspruch und verjagte mir manche Grille, die ich sonst wohl gefangen hätte. Wenn ich mich gar zu bedrückt fühlte, ballte ich wohl einmal die Faust, und wenn ich allein am Wasserreservoir war, schrie ich wohl auch in den Wald hinein. Aber

Google

jetzt fortgehen, das konnte ich unmöglich. Wo hätte ich auch hingehen sollen?

* * *

Der Kapitän kam.

Er machte sofort die Runde durchs ganze Wohnhaus, war in den Wohnzimmern, in der Küche, ging nach oben und kam wieder herunter, noch immer im Pelz und Ueberschuhen.

„Wo ist meine Frau?" fragte er.

„Die gnädige Frau ist dem Herrn Kapitän entgegengereist," sagte Ragnhild. „Wir dachten, sie werde jetzt mitkommen."

Der Kopf des Kapitäns sank nach vorn; dann fragte er, um sie ein wenig auszuforschen:

„Sie ist also mit Nils hingefahren? Das ist doch ärgerlich, daß ich auf dem Bahnhof nicht besser nachgesehen habe."

Da sagte Ragnhild.

„Nein, die gnädige Frau ist schon am Sonntag abgereist."

Da wurde der Kapitän wieder Herr über sich selbst und entgegnete:

„Am Sonntag? Dann hat sie in Christiania mit mir zusammentreffen wollen. Hm. Wir sind also aneinander vorbeigefahren, ich habe gestern einen Abstecher gemacht — ich war in Drammen —, ich meine in Fredrikstadt. Hast du etwas zu essen, Ragnhild?"

„Jawohl, bitte, Herr Kapitän, der Tisch ist gedeckt."

„Uebrigens habe ich den Ausflug schon vorgestern gemacht. Ja, ja, dann ist es wenigstens ein kleiner Ausflug für sie. Steht alles gut hier auf dem Hofe? Haben die Knechte fleißig gegraben?"

„Sie werden wohl bald fertig sein."

Darauf ging der Kapitän ins Haus hinein.

Und plötzlich kam Ragnhild dahergelaufen und erzählte uns, was er gesagt hatte, damit wir uns danach richten könnten und nicht am Ende die Sache noch verschlimmerten.

Später kam der Kapitän zu uns aufs Feld heraus. „Guten Tag, Leute!" begrüßte er uns auf Offiziersweise. Er war höchst überrascht, als er sah, daß die Röhren schon gelegt waren. Ja, wir hatten schon angefangen, den Graben zuzuwerfen.

„Ausgezeichnete Burschen!" sagte er. „Ihr braucht nicht so lange wie ich, um ein Geschäft fertig zu machen."

Google

Dann ging er in die Brunnenstube. Als er wieder herauskam, sah er nicht mehr so keck aus den Augen, eher etwas entmutigt; vielleicht war ihm dort in der Einsamkeit allerlei eingefallen. Jetzt blieb er bei uns stehen und sah uns mit der Hand am Kinn zu. Das dauerte eine Weile, dann sagte er zu Nils:

„Nun hab ich das Holz verkauft."

„Und der Herr Kapitän hat vielleicht einen guten Preis dafür bekommen?"

„Allerdings. Einen recht guten Preis. Aber ich brauchte diese ganze Zeit dazu. Ihr seid hier hurtiger gewesen."

„Wir sind auch viele hier gewesen, bis zu vier Mann hoch," sagte ich.

Dann versuchte er, einen Scherz zu machen, und sagte:

„Ja, ich weiß wohl, daß du mir ein treuer Mann bist!"

Aber er sah nicht scherzhaft dabei aus, und sein Lächeln war nur wie ein Schatten. Jetzt hatte die Erschlaffung wirklich Besitz von ihm ergriffen. Nach einer kleinen Weile setzte er sich auf einen Stein, den wir aus dem Graben herausgeschafft hatten und der ganz mit Lehm bedeckt war. Von da folgte er uns mit den Augen. Da trat ich mit dem Spaten in der Hand auf ihn zu, weil mir der gute Anzug leid tat.

„Soll ich nicht den Lehm ein wenig abkratzen?"

„Nein, das tut nichts," erwiderte er.

Aber er stand doch auf und ließ mich das gröbste von dem Stein wegnehmen.

Plötzlich sahen wir Ragnhild über den Hof und den Graben entlang daher laufen. Sie hielt etwas Weißes in der Hand, ein Papier. Ohne ein einziges mal anzuhalten, kam sie rasch näher. Der Kapitän sah ihr ruhig entgegen.

„Es ist nur ein Telegramm," sagte sie atemlos. „Ein Expreßbote hat es gebracht."

Da stand der Kapitän auf und machte eilig ein paar Schritte auf das Telegramm zu. Er riß es auf und las es.

Wir sahen gleich, daß es etwas Wichtiges enthalten mußte, denn der Kapitän rang förmlich nach Atem. Dann ging er dem Hofe zu, ja, er lief tatsächlich; und als er schon eine gute Strecke von uns weg war, wendete er sich um und rief Nils zu:

„Spann sogleich ein, ich muß nach der Bahn!"

Dann lief er weiter.

Google

Der Kapitän reiste ab: er hatte nur ein paar Stunden daheim zugebracht.

Ragnhild erzählte, wie gehetzt der arme Mann gewesen sei; er habe ohne Pelz einsteigen wollen, dann habe er den Mundvorrat, der für ihn hergerichtet worden war, vergessen, und das Telegramm habe offen auf der Treppe gelegen.

„Unglücksfall," stehe drin, „Ihre Gattin . . . Polizeivorstand." Ach, was das doch bedeuten könnte?

„Ich dachte es mir gleich, als es mit einem Expreßboten kam," sagte Ragnhild mit einer ganz fremden Stimme und wendete sich ab. „Ja, es wird wohl ein großes Unglück sein," sagte sie.

„Ach nein," versetzte ich und starrte immerfort in das Telegramm hinein. Seht hier, es ist nicht so gefährlich. Hört nur: „Bitte Sie, sofort zu kommen, Ihre Frau verunglückt. Polizeivorstand."

Es war ein Eiltelegramm, und es kam von der kleinen Stadt, der toten Stadt. Ja, so war es. Ein Rauschen ging durch die Stadt, dort war eine lange Brücke, ein Wasserfall! Jeder Schrei erstarb, nach welcher Seite man auch rufen mochte, — niemand hörte einen. Und es waren keine Vögel dort. — —

Aber die Mägde reden mit sonderbar fremder Stimme auf mich ein. Uns allen wird ganz elend zumute; deshalb muß ich gewichtig und sicher auftreten. „Die gnädige Frau ist wohl gefallen und hat sich verletzt. Sie war ja jetzt nicht so sehr gut zu Fuß," sagte ich. „Vielleicht hat sie sich aber doch selbst wieder aufgerichtet und ist fast ebenso gut gegangen wie vorher, hat vielleicht nur ein wenig geblutet. Diese Polizeivorstände sind mit dem Telegraphieren eher rasch bei der Hand!"

„Nein, nein," widerspricht Ragnhild, „du weißt wohl, wenn ein Polizeivorstand telegraphiert, dann hat man die gnädige Frau irgendwo tot aufgefunden. Das ist nicht . . . Nein, es ist nicht . . . nicht zum aushalten . . ."

Fortsetzung im nächsten Heft

Google

M. Jaffé:
Sprüche

Ein Mensch, der nicht an den Tod denkt, denkt überhaupt nicht.

*

Es gibt Bücher und Frauen, die wundervoll ausgestattet sind, deren Inhalt aber gleich Null ist — und umgekehrt.

*

Manche Eheleute haben, wie die Villenbesitzer, nur zwei glückliche Tage, den Hochzeits- und den Scheidungstag.

*

Der religiöseste Mensch ist der, der nie etwas Böses gewollt hat.

*

Berlin W festet, Berlin O fastet.

*

Es gibt Künstler und andere Leute, die so viele Jubiläen feiern, daß sie nach der Todesfeier schnell vergessen sind.

*

Das größte Kunstwerk ist das, das dem Gebildeten und der Menge gleichmäßig gefällt.

*

Jeder Besitz ist eine Gefahr.

*

Die schöne Frau ist meist in der Defensive, die häßliche in der Offensive.

*

Es ist schwer, in Venedig kein Dichter zu sein. Es ist fast unmöglich, in Berlin Poet zu bleiben.

*

Man soll grundsätzlich nicht grundsätzlich sagen.

*

Es ist eine Kunst, in Berlin dumm zu bleiben.

Google

Rundschau

Die polnische Enteignung. Ein Rück- und Ausblick

Mit Absicht gebrauche ich diese, in dem zwar verabschiedeten, aber nicht durchgeführten Gesetz und dessen Begründung geflissentlich vermiedene nationale Ueberschrift. Staatsrechtlich ist der Begriff des polnischen Besitzes schwer faßbar, vielleicht sogar verfassungswidrig. Indessen weiß in der Praxis jedermann, ob es sich beim Güterverkehr um Polen oder Deutsche handelt. Sogar die beiderseitigen Strohmänner der polnischen Aufkäufer und der Ansiedlungskommission sind dem Kundigen bekannt. Schlimm genug, daß es manchmal die politischen Beamten an dieser Sachkunde haben fehlen lassen, wodurch beispielsweise der Einbruch polnischer Erwerbungen in Pr. Schlesien möglich geworden ist. An dieser mangelnden Bezeichnung nahmen der deutsche Großgrundbesitz und die Konservativen Preußens in Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse einen ungerechtfertigten Anstoß. Der volksverräterische Güterschacher deutscher Besitzer, der auf unser Nationalgefühl ein schlechtes Licht wirft, erheischt gebieterisch auch den etwaigen Auskauf allzu gewinnlustiger Gutseigner, die in häufig erwiesenen Fällen aus gemeiner Spekulation gehandelt haben. Das Gesetz kehrt zur Auffüllung des Geldsackes und weiterer räumlichen Ausdehnung mit Sicherheit wieder, darf daher nicht in der Versenkung verschwinden.

Das stolze Wort von der Bodenständigkeit und der Schollenliebe des deutschen Bauern ist dadurch schmählich zu schanden geworden und hat mit Recht Wasser auf die Mühlen der landfeindlichen bürgerlichen und sozialen Demokratie geliefert. Die Gewinnsucht deutscher Besitzer ist der Regierung und damit unserm Volke in den Rücken gefallen. Die Gesamtheit des deutschen konservativen Großgrundbesitzes wird diesen Abtrünnigen, den leider nur zu häufigen räudigen Schafen und vaterlandslosen Gesellen, nicht mehr die Stange halten wollen. Trotzdem konnte und mußte die damalige Stellungnahme der ländlichen Konservativen im preußischen Abgeordneten- und Herrenhause diesen übeln Eindruck erwecken, dessen schlimme Folgen die ehrenhaften deutschen Landwirte tragen mußten.

Das verlegene Auskunftsmittel des preußischen Abgeordnetenhauses, nicht nur das Gebiet der Enteignung, sondern auch den Umfang der Enteignung zahlenmäßig zu beschränken, richtet sich von selbst. In nationalen Dingen sollte es keine Kompromisse geben. Die Gegner des Gesetzes sollten sich aber künftig nach Aufbrauch der Ankaufsgelder

Google

vergegenwärtigen, daß sie unleugbar den Vorwurf des Eigennutzes auf sich laden und einen Mangel an Volksgefühl verraten, den sie sonst den parteidoktrinären sog. entschiedenen Liberalen vorwarfen. Im irdischen Völkerleben steht die Majestät des Volkstums über der Religion, was uns die streng katholischen Polen mit erschreckender Schärfe lehren. Wir können sie deswegen nur bewundern.

Es ist eine Schmach, daß die Deutschen sich in dieser Beziehung von ihren gefährlichsten Widersachern auf altem deutschem Volksboden beschämen lassen. Denn auch der Osten ist nicht nur unser angestammter Kolonialboden, sondern altgermanisches Land und die deutsche Völkerwiege, die nur unsre humanistische Verbildung und ein orientalisches Christentum auf das Pamir versetzt hat.

Ein Einwand gegen die etwaige deutsche Enteignung könnte berechtigt erscheinen. Wer bürgt bei dem Zickzackkurs der nachbismärkischen Regierungsweise dafür, daß nicht einmal ein agrarfeindliches Ministerium durch Mißbrauch des Gesetzes seinem Haß gegen das wurzelfeste Bauerntum und besonders gegen den befestigten Großgrundbesitz Ausdruck gibt? Aber auch dieses Bedenken war nicht stichhaltig. In zwei posenschen Kreisen hat die gegenwärtige Regierung schon selbst die Ueberzeugung gewonnen, daß die Aufteilung in bäuerlichen Besitz die zulässige Grenze erreicht hat. Sie hat daher den Güterbestand als Domänen behalten. Ratsamer erscheint mir der Weiterverkauf als deutscher fideikommissarischer Besitz, wozu ich als Eigentümer die Hrn. v. Friedländer und v. Euro nicht rechnen möchte. Ein Staat jedoch, der nicht seinen Grundbesitz, die festeste Säule des Staats, in der erforderlichen Artmischung schützt, verdient, von einem Automobiladel regiert zu werden, wo der Grundsatz gilt: aurum non olet. Es wäre jedoch eine Beleidigung der preußischen Krone, trotz mancher Ansätze in dieser Richtung, anzunehmen, daß je eine preußische Regierung solches tun könnte, zumal sie ja die fideikommissarische Festlegung mit Recht verständnisvoll besonders begünstigt.

Wie kann man glauben, daß sie treue deutsche Besitzer dann entwehren wird, wo sie andrerseits den Abzug deutschen Besitzes aus dem Osten so bitter beklagt. Am wenigsten dürfen freilich solche moderne, zum Teil erst heraufgekommene Magnaten klagen, die sich durch den Aufkauf deutscher Rittergüter in polnisch-gefährdeter Gegend Riesenherrschaften geschaffen und sie dann in Forst und Fasanensowie Rebhuhnremisen verwandeln, weil ihnen ihr Bergwerksbesitz und ihre Börsenspekulation solchen unwirtschaftlichen Luxus gestatten. Sie sind eben keine Landwirte, sondern ländlich gewordene Kapitalisten, die volkswirtschaftlich schädlich wirken. Aber bindende Erklärungen in dieser Hinsicht auch jetzt noch bei der Gesetzesausführung abzugeben, wäre für die Regierung immerhin nützlich. Die Geldbewilligung gestattet übrigens die erwünschte stete Einmischung und Aufsicht der Volksvertretuug.

Google

Das formelle, doch nur scheinbar erledigte preußische Gesetz erweckt indessen auch ein dauerndes gesamtdeutsches Interesse, wofür schon die slawischen und die andern Widersacher des ganzen Deutschtums ohne Rücksicht auf die zufälligen, teilweise dynastischen politischen Grenzen des noch heute staatlich zerrissenen deutschen Volkes mit nachdrücklichem Eifer sorgen werden. In Galizien hat sich ein polnischer Staat im Habsburgerreich gebildet, der die Hälfte seiner reichstreuen Bevölkerung rücksichtslos im nationalpolnischen Interesse vergewaltigt. Früher geschah das noch in andern rotrussischen Gebieten, wie Wolhynien und Podolien. Aber der slawische Bruder, der herrschende Großrusse, hat sich diese Unterdrückung verbeten und die polnischen Schlachzizen selbst an die nationale Kette genommen.

Indessen das Geschrei über die Beeinträchtigung der polnischen Volksrechte selbst im Stammlande der Kongreßpolen ist arg übertrieben, nachdem das preußische Königstum erst das Weichselgebiet in seiner kurzen Verwaltungszeit zu einem modernen Staatsgebilde aus tiefster Verrottung erhoben hatte. Die polnisch durchsetzten Landschaften Preußens danken ihren Wohlstand, ja ihre ganze Gesittung erst diesem Staate. Diesen für die Polen betrüblichen Tatsachen verschließen sich auch die preußischen Polen nicht, da ihnen aus dieser deutschen Kultur erst die Möglichkeit eines nachhaltigen Widerstands auf wirtschaftlicher Grundlage gegeben ist. Um so ernster ist der Umstand, daß diese Auflehnung gegen den wohltätigen Staat ihre politische Nahrung aus dem verbündeten Nachbarstaat, der deutschen Ostmark an der Donau, zieht, an deren Gründung und Festigung seit den Babenbergern alle deutschen Stämme mitgewirkt haben, sei es mit dem Schwerte noch zuletzt in den Türkenkriegen und nicht unwesentlich die brandenburg-preußischen Waffen, sei es mit dem Pflug bis zu den äußersten Grenzen Oesterreichs, wie die niederrheinischen Franken Siebenbürgens und die Schwaben des Banats aus den einst vorderösterreichischen Landen am Oberrhein dies beweisen.

Der Aufruhrherd des Polentums liegt in Lemberg, wo einst 1200 deutsche Familien den besitzenden Bürgerstand bildeten, und in Krakau, dessen Bauten den Geist und die Hand deutscher Kraft noch heute bekunden. Das arme, am schlechtesten verwaltete Galizien lebt aus österreichischem Steuersäckel, der ihm die Erschließungsbahnen baut und duldet, daß die deutschen Kulturstätten, wie die Lemberger Universität, zu einer Erziehungsanstalt des fanatischen Polentums Preußens und Rußlands werden. Die Schwäche der österreichischen Staatsmänner rechnet mit der Nachsicht der reichsdeutschen Amtsgenossen, die an der Bundestreue des deutschen Oesterreichs nicht zweifeln wollen nnd können.

Aber die Grundlage der politischen Gemeinschaft ist das nationale Band, das nach Bismarcks Wunsch beide deutschen Großmächte auch staats- und nicht nur völkerrechtlich umschließen sollte. Hätte Oesterreich mehr Vertrauen zu seinen

Google

deutschen Brüdern gehabt, wären die deutschen Teile der Lombardei, das Veltlin und die Brisanza, wie auch Venetiens, die setti und trederi communi und der Norden Friauls dem habsburgischen Staat mit westdeutscher Hilfe zu retten gewesen. Das stets geschlagene und immer treulose Italien hätte dann nicht die günstige Grenze erhalten, die jetzt Oesterreichs Verteidigungsstellung erschwert. Die weltbürgerliche Begeisterung über Italiens Einigung auf österreichische Kosten hat inzwischen einer realpolitischen Ernüchterung in Deutschland Platz gemacht, die dem siegreichen Verlierer künftig zustatten kommen wird.

Aehnlich liegt es in Galizien. Das polnische Staatswesen auf österreichischem Boden muß zum Abfall drängen, den bloß die kaisertreuen Ruthenen aufhalten, oder eine Personalunion verhindern, wie sie jetzt bereits tatsächlich eingetreten ist. Die schlesischen Herzogtümer Auschwitz und Saybusch, eine reindeutsche Landschaft, wo ein deutscher Erzherzog sich als polnischer Magnat gebärdet und sogar die habsburgische Bediententracht durch polnische Schnurenröcke und Czapkas ersetzt hat, sind der polnischen Anmaßung bereits zum Opfer gefallen, dazu noch die zahlreichen deutschen Siedler-Gemeinden Ostgaliziens. Was Preußen in den gemischtsprachigen Provinzen zur Abwehr des streitbaren und vordringenden Polentums tun muß, bleibt Oesterreich in Galizien zum Schirm des gedachten schlesischen Landstreifens der böhmischen Krone und seinen eigenen dort angesetzten deutschen Bauern nicht erspart. Res tua agitur, Austria. Die politischen und Parteibedenken der Gegner der preußischen Polenvorlage waren sicherlich nicht gerade national erhebend. Aber der sonst doch so versöhnliche und manchmal zu weiche Reichskanzler blieb fest und siegte wie er als deutschgesinnter Staatsmann siegen mußte, um jetzt anscheinend zu versagen — als „Zauberer".

Vielleicht ziehen die österreichischen Minister aus dieser bisherigen zielbewußten Haltung eine Lehre für ihre eignen, gleichen Verhältnisse, wobei es sich natürlich um keine Enteignung handelt, aber die endliche Stärkung des kulturell, wie politisch führenden Stamms, der den Staat gegründet hat, dadurch selbstlos zusammenhält, so daß an diesem Opfermut alle Zerfallshoffnungen scheitern werden. Die nachbismärkische Zeit im kleindeutschen Reich ist auch reichlich epigonenhaft und tatenscheu. Vielleicht erlebt dafür Oesterreich unter einem jüngeren Herrscher wieder eine nationale Blüte in Erinnerung der großen Babenberger und Habsburger Zeit, nachdem die Heimat des Hauses Lothringen wieder deutsch und dieses sich wieder seines deutschen Ursprungs von der Schwert- und Kunkelseite bewußt geworden ist. Das deutsche Gemeingefühl regt sich von neuem im deutschen Donaureich und wird kräftigst vom westdeutschen Brudernachbar erwidert. Der Slavenkongreß in Prag läßt uns jedoch dauernd auf der Wacht stehn, da die slawische Gefahr bei der nur zeitweise beseitigten Einkreisung Deutschlands ständig wächst.

Kurd von Strantz.

Google

Der homosexuelle Skandal am Papsthofe

„Mon vieux cochon!" Also lautet der am feinsten duftende Ausdruck in der Schlammflut der anonymen Briefe, womit zahllose Würdenträger des Vatikans zwei Jahre lang überschwemmt worden sind; die ersten dieser Schreiben liefen schon Ende Januar 1909 ein, die letzten im Herbst 1910. Homosexuelle Orgien sollen gefeiert werden in den Borgia-Gemächern, die nach Leos Tod mit einem Kostenaufwand von 300000 Francs zur Amts- und Privatwohnung des Kardinal-Staatssekretärs eingerichtet und möbliert worden sind. Se. Eminenz Raffaele Merry del Val wird als Held unnennbarer sexueller Verirrungen genannt und als Genossen seiner perversen Lüste geistliche und weltliche Würdenträger des Papsthofes. Herr Patrick Mac Swiney hielt mit der Erhebung seiner Klage allzu lange zurück, weil er zuversichtlich annehmen durfte, daß S. E. der Kardinal-Staatssekretär als Hauptperson der Angriffe klägerisch auftreten werde. Zwanzig Monate verflossen, aber S. Eminenz fand niemals die Minute freier Zeit, um die Anklage zu unterzeichnen. Vielmehr ließ seine Eminenz erst Ende 1910 durch seinen Bureauchef Mtgr. Canali Hrn. Swiney eröffnen, daß der Ire für sich allein den italienischen Richter anrufen möge. Durch diesen Trick der letzten Stunde verfielen 38 der saftigsten Briefe der Verjährung. Sodann verlangte Canali, daß Mac Swiney sorgfältig alle Briefe ausscheiden solle, die geistliche Würdenträger der Kurie treffen. Als der Ire diesem schlangenklugen Rate nicht folgte, vielmehr das Briefbündel ohne vorherige Sichtung dem römischen Amtsrichter vorlegte, wurden ihm durch päpstliches Breve seine sämtlichen um rund 50000 Francs erkauften Titel und Würden aberkannt. Der Sekretär des Kardinals, Domherr Forti, erwies sich vor Gericht in seinen Aussagen derart unsicher und schwankend, daß er als Zeuge den übelsten Eindruck hinterließ. Von dem Freunde Merry del Vals, dem angeklagten „Grafen" Fernando del Fierro, berichten die höhern Polizeibeamten Albisi und Rostagno, daß er seit Jahren im schwarzen Buch der Homosexuellen Roms stehe und mit Vorliebe die Gesellschaft junger Leute aufsuche, deren perverse Neigungen der Behörde bekannt sind. Gleichwohl amtet Fierro heute noch als aktiver Geheimkämmerer. Anno 1905 ist sodann ein andrer Geheimkämmerer, „Baron" Mac Nut, wegen perverser Unzüchtigkeiten, verübt um Mitternacht auf dem öffentlichen Platze vor dem Bahnhof an einem minderjährigen Streichholzverkäufer, zu drei Monaten Gefängnis rechtskräftig verurteilt worden. „Damals gelang es dem Kardinal rechtzeitig aus Mac Nuts Privatwohnung im Doria-Palast compromittierende Briefe zu retten." Siehe V. Charbonnel „La vérité sur le Vatican. Le jeune cardinal des appartements Borgia." Mac Nut galt als Busenfreund des Kardinals vom Seminar in Birmingham her und kam auf seine direkte Einladung

Google

nach Rom, wo ihm der einflußreiche Praelat die päpstlichen Titel und Würden taxfrei verschaffte. Da die Schreibverständigen sich nicht einigen konnten, mußte Fierro freigesprochen werden — wegen unzureichender Beweismittel und wegen der listig erschlichenen Verjährung für neun Zehntel aller Briefe. Damit ist jedoch der Skandalprozeß noch nicht zu Ende. In seiner Verlegenheit denunzierte der mexikanische Günstling des Kardinals einen vierten Geheimkämmerer, den „Baron" Du Mesnil in Paris, als Verfasser der anonymen Briefstellerei; Du Mesnil zeigte darauf telegraphisch die Klageerhebung gegen Fierro an. So wird zu neuem Termin die heilige Walpurgisnacht dem römischen Richter weitere neumodische Gräuel aus den alten Borgia-Gemächern vorführen.

Spectator alter.

Heinrich Seeholzer: Die letzten Tage des Ministeriums Emil Olivier

Juli—August 1870. Zürich 1910. Verlag: Art. Institut Orell Füßli.

So klar der deutsch-französische Krieg in seinem strategischen Verlauf am Tage liegt, so umstritten erscheinen die wahren tiefern Ursachen seines Entstehns. Die vorliegende Broschüre nun unternimmt einen kühnen und bedeutsamen Versuch, diese welthistorische Katastrophe aus ihrem Entstehn zu begreifen.

Auf Grund des umfassenden dokumentarischen Materials ergibt sich mit wissenschaftlicher Stringenz eine Schlußfolgerung, die der vulgären Vorstellung stracks zuwiderläuft. Darin liegt das spezifische Verdienst dieser Arbeit, daß sie durch exakte Detailuntersuchung die bekannten, entscheidenden Tatsachen in einen neuen, überraschenden Zusammenhang bringt.

Das Gewicht der Verantwortung verschiebt sich so in einer Weise, daß die Schuldigen und die Unschuldigen zum Teil geradezu ihre Rollen tauschen. Die Darstellung wird so durch den natürlichen Gang der Argumente zu einer vollständigen Rettung des Mannes, auf dessen Haupt die Parteileidenschaft bisher das eigentliche Odium des Kriegs gebürdet hatte.

So wächst die Schrift zu einem eindrucksvollen Rehabilitationsakt historischer Gerechtigkeit aus.

ri.

G. Gronau: Die Künstlerfamilie der Bellini

Velhagen & Klasings Verlag.

Wenn man an venezianische Kunst denkt, so taucht vor dem schauenden Auge die königliche Gestalt eines Tizian auf, man erinnert sich an Giorgione, jenen Meister, der mit feingestimmten Farben, die Seele der Landschaft offenbart oder die geheimnisvollen Beziehungen menschlicher Sinnenfreude in den feinen Körpern seiner Frauen, in Augen und Händen seiner männlichen Gestalten verrät. Man denkt doch nicht zuletzt an das zauberische Pathos eines Tintoretto, bei dem Gebärden und Farben oft verblüffend über die Leinwand zu huschen scheinen. Oder wer den Abgesang einer Kunst liebt, jene Art, die nur für ganz feine Seelen zu sprechen scheint, der denkt an die Freude,

Google

die beim Anschaun der Farbengegensätze von zitronengelb und blaßblau auf dem Hintergrund eines mattgetönten Grau, der Pinsel Tiepolos in uns erregt. Vielleicht auch erinnert man sich der kleinen Landschaften mit ihren impressionistischen Farbenreizen eines Guardi, und nur ganz zuletzt taucht aus dem Winkel des Erinnerns der Name Bellini auf, und man gedenkt zarter Genüsse, die kleine Madonnengestalten mit feinem Gesichtsoval und niedergeschlagenen Augenlidern oder reizende Kinderkörperchen uns geschenkt haben.

Man vergißt über den Großen der entwickelten Kunst jene Meister, die die Zeit der Vollendung eingeleitet haben und in deren Art ein scharfsichtiges Auge alle Ansätze künftiger Entfaltung entdecken kann. Eigentlich beginnt die autochthone venezianische Malerei erst mit dem Aeltesten der Familie, dem Vater Jacopo Bellini. Zwar wissen wir, daß er seine Kunst auf Reisen und an der Hand umbrischer und Florentiner Meister gebildet hat, aber die eigene Art, jene Freude an Farbe und der Mannigfaltigkeit der Lebenserscheinungen, bringt immer wieder durch. Ein übelwollendes Schicksal hat durch Zerstörung seiner größten Werke dem Meister den würdigen Nachruhm versagt. Aber aus seinen Skizzenbüchern, die uns heute in zwei Publikationen vorliegen, können wir ihn uns ganz rekonstruieren, und dann begreifen wir, daß ein Künstler, der in mancher Beziehung hinter den Erweckern Florentiner Kunst zurücksteht, die Kunst seiner Heimat erhebt und belebt. Ein glückliches Schicksal führte den großen Meister Andrea Mantegna in die Familie der Bellini ein. Da er Nicolosia, der Tochter Jacopos, die Hand zum Ehebunde reicht, verbindet er sich auch mit venezianischer Kunst, ihr eine neue Weihe schenkend. So wachsen die Söhne Jacopos, Gentile und Giovanni, durch Glück und Natur begünstigt, über des Vaters Kunst hinaus und führen die Kunst Venedigs einer Höhe zu, von der aus nur noch ein Schritt zu Giorgione ist.

Gentiles Leben gleicht einem Roman, führt es doch den Meister mit Kaisern und Königen zusammen und läßt ihn neben seiner engern und weitern Heimat auch das Türkenreich und seinen Beherrscher, Mohammed II., erschaun. Neben kleinern Porträts, wie eben dem tief durchgeistigten Porträt des Sultans, ist sein Lebenswerk in den großen Bildern niedergelegt, die wir heute in der Akademie zu Venedig und der Brera zu Mailand bewundern. Würden diesen Werken selbst malerische Qualitäten jeder Art mangeln, sie redeten deutlicher und unverfälschter als jede Chronik von den Zeiten, da der Meister lebte. Die festfrohe Beherrscherin der Adria steigt in ihrem ganzen Glanze vor uns auf, den Leichtsinn, den Reichtum jener Tage erblicken wir und aus den Bildern jugendfrisch wie damals, als sie geschaffen wurde, die Stimme der Vergangenheit.

Der Erbe seiner Werkstatt, seiner Skizzen wurde sein jüngerer Bruder Giovanni, und Gentile vertraute den Pinsel, das Zepter des bildenden Meisters, nicht unwürdigen Händen.

Google

Mit der strengen, energischen Zeichnung, die Giovanni von seinem Schwager Montegna gelernt hat, verbindet er bald einen Zauber der Farbe, der dem Paduaner fremd ist. Vor allem aber ist er der erste, der in der Landschaft mehr sieht als ein Nebeneinanderr von Berg und Tal, von Fluß und Baum, der die Seele der Landschaft entdeckt. Wie oft sind seine Hintergründe von seinen Nachfolgern verwertet worden, und beim Anblick der Allegorie in den Uffizien zu Florenz tritt einem unwillkürlich der Name Giorgione auf die Lippen. Wie er als Beherrscher der Form sich immer mehr und mehr von den Banden des Modells löst, wie er den eignen Schönheitstypus findet, das verrät der Ueberblick über seine Werke, ein Gang durch die Museen und Kirchen Venedigs. Giovanni, der als Künstler eine Höhe, wie nur wenige, erreicht hat, ist auch als Mensch achtungs- und liebenswert gewesen. Aus dem Munde Albrecht Dürers, der sich 1506 in Venedig aufhielt, ertönt sein Lob: „wey es so ein frummer Mann sey."

In die Kunst jener Meister führt uns in trefflicher Schilderung und gründlichster Sachkenntnis die Monographie Gronaus ein. Wer Venedig liebt, wer gern in Mußestunden die Schönheit jener Stadt und ihrer Kunst an der Hand eines verständigen Führers durchschreiten will, der greife zu diesem Buche, das ihm bald ein guter Freund sein wird. R. C.

Geschichten aus dem alten Pitaval

Herausgegeben nach der von Schiller getroffenen Auswahl und um weitere Stücke vermehrt von Paul Ernst Drei Bände geheftet Mk. 9.—, in Leinen Mk. 12.—. Inselverlag, Leipzig.

Durch die Herausgabe der „Rechtsfälle" des Franzosen Pitaval hat Schiller im Jahre 1784 einen Kampf gegen die verderblichen Wirkungen schlechter Unterhaltungslektüre eröffnen wollen. Wenn man den Ursachen nachgehe — so führt er in der hier wieder abgedruckten Vorrede aus — welche den Geschmack an diesen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, so finde man ihn in dem allgemeinen Hang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen gegründet, Eigenschaften, woran es oft den schlechtesten Produkten am wenigsten fehle. Aber derselbe Hang, der das Schädliche in Schutz nähme, warum sollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Bessere Schriftsteller möchten sich doch dazu herablassen den schlechten ihre Kunstgriffe abzusehn und zum Vorteil der guten Sache davon Gebrauch zu machen!

Die „Causes célèbres" des Pitaval, denen Schiller eine so bedeutsame Rolle zuwies, waren zuerst seit 1734 in Paris in 50 Bänden erschienen. Ihren Inhalt schildert der Dichter mit folgenden Worten: „Man findet in diesem Werk eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwicklung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraushaben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrige, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, die sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anläßen, wo Leben, Freiheit und Eigentum auf dem Spiele steht, sichtbarer hervor, und so ist der Kriminalrichter imstande, tiefere Blicke in das Menschenherz zu tun. Dazu kommt, daß der umständlichere Rechtsgang die

Go gle

geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr ins klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht, und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, so enthüllt uns oft ein Kriminalprozeß das Innerste der Gedanken und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntnis und Menschenbehandlung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein großes noch durch die vielen Rechtskenntnisse erhöht, die darin ausgestreut werden und die durch die Individualität des Falls, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten."

Wir brauchen die Parallele zwischen einst und jetzt nicht ausdrücklich zu ziehn. Jeder begreift es, wenn das erste gute Volksbuch des ausgehenden 18. Jahrhunderts dem beginnenden 20. Jahrhunderts aufs neue vorgelegt wird. Die alte Uebersetzung stammt aus jener guten alten Zeit, wo es noch für eine Schande galt, ein schlechtes Deutsch zu schreiben, es genügte daher, sie stilistisch zu modernisieren. Eine neue Auslese dagegen schien dem Herausgeber Paul Ernst geboten: von der alten Schillerschen Auswahl wurden etwa zwei Dritteile aufgenommen, die die beiden ersten Bände füllen, während der dritte Stücke des vollständigen Pitaval enthält, die bei Schiller fehlen und die neu übertragen wurden.

H. Lowenfeld: Die Kunst der Kapitalsanlage

Nach der zweiten Auflage des englischen Buchs „All about inwestment" übersetzt und für deutsche Börsenverhältnisse bearbeitet. Preis Mk. 5—, gebunden Mk. 6—. S. Schottländers Schlesische Verlagsanstalt, Berlin W. 9.

Die Originalausgabe dieses Werks hat in England bei Fachleuten und Laien so großes Aufsehn erregt, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit mehrere Auflagen notwendig wurden. Blättert man in der uns vorliegenden, sehr gediegenen deutschen Ausgabe, dann findet man diesen ungewöhnlichen Erfolg durchaus berechtigt. Von den ersten Zeilen des Buchs an hat man das sichere Gefühl, daß hier ein Mann der Praxis spricht, der genau weiß, was er will und worauf es ankommt. Er denkt nicht im entferntesten daran, den Leser mit grauen Theorien zu füttern und in seinem Hirn Träume von unerhörten Reichtümern hervorzurufen. Mitten hinein in das Leben und seine harten Notwendigkeiten stellt er ihn und zeigt ihm in scharf gedachten, zuweilen glänzenden, immer aber eindringlichen Erörterungen, was er zu tun hat, einerseits um sein Kapital vor Verlusten zu schützen, andrerseits um den höchstmöglichen Ertrag aus ihm zu ziehn. Der Verfasser ist kein Freund der sogenannten Spekulation. Immer wieder warnt er vor ihr. Ihm ist das Anlegen von Kapital tatsächlich eine Kunst, die schwierig, aber doch erlernbar ist für jeden, dem die Gabe des Denkens nicht versagt ist. Den Fachman erfreut an den Ausführungen Lowenfelds vor allem die scharfe, logische, von Schlußfolgerung zu Schlußfolgerung fortschreitende Darstellung, die klare, jeder Phrase abholde Sprache. Sehr interessant muß man Lowenfelds Methode der „Geographischen Kapitals-Verteilung" nennen; sie wird wohl auch den deutschen Kapitalisten zu denken geben. Man darf das Werk ruhig ein Lehrbuch nennen und ein gutes dazu. Zeigt es doch, wie jedermann vom Sparer zum Kapitalisten aufsteigen kann und auf Grund der Finanzkenntnisse, der ihm Lowenfelds Buch einleuchtend vermittelt, als Kapitalist immer mehr in die Höhe kommt. Das Werk ist schon wegen der Fülle von ausgezeichneten Anregungen, die es bietet, aufs wärmste zu empfehlen.

Rubens

Von S. L. Bensusan. Uebersetzt von Alice Fliegel. Band X der Sammlung farbig illustrierter Künstlermonographien „Meisterbilder in Farben." Mit 8 Vollbildern in den Farben der Originale.

Go gle

Elegant kartoniert Mk. 2.— (Verlag „Harmonie", Berlin 1911.)

Die herrlichen Bildwerke zu schaun, wie sie menschliche Sammelfreude in Museen und Bildergalerien aufgestapelt hat, ist nicht jedem Sterblichen vergönnt. Aber zugegeben, es glückte uns, die Werke allein würden uns noch immer fremd anmuten, wenn wir den Meister, das Milieu, in dem er geschaffen hat, nicht kennen. Diese Kenntnis bieten die obengenannten Künstlermonographien, deren zehnter Band Rubens gewidmet ist, in knapper, aber für den Laien vollständig genügender und allgemein verständlicher Form. Wir sehn, wie der Künstler sich durch die Einflüsse verschiedener Schulen hindurch gearbeitet hat und wie vielseitige Anregungen ihn schließlich zu dem künstlerischen Ausdruck seines eignen Schaffens geführt haben. Die packende, leicht faßliche Lebensbeschreibung wird durch acht prächtige, farbige Reproduktionen seiner bedeutendsten Werke unterstützt, so daß man zum Schluß ein klares Bild des Künstlers und seiner Lebensarbeit vor sich hat. Bei sehr ansprechender Ausstattung kostet der Band nur 2 Mark, so daß die Anschaffung dieses ausgezeichneten Bildungsmittels den breitesten Kreisen des Volks möglich ist. h.

Im Frührot. Gedichte von Gottfried Kölwel. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin-Leipzig, 1910.

Es ist immer besser, ein guter Mensch zu sein als ein schlechter Dichter. — Nirgends in diesen Versen findet man Eigenart, Schärfe, Feinheit. Keine Gefühle, sondern Gefühlchen, keine Größe, sondern Scheine. Der Autor schießt mit Kanonen nach Spatzen. Nicht einmal der gewaltige Schatten eines Heine macht das Buch lesbar, wieviel weniger die naive Nachahmung des Exzentrischen, das Dehmel, Altenberg, Hille, E. Lasker-Schüler, Ricc. Huch geschrieben haben. Für den Verfasser gibt es nur einen Trost: daß andre ebenso schlecht schreiben, wie er.

Pr.—l.

Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts

Soziologische Ueberblicke von Dr. Müller-Lyer. München, J. F. Lehmanns Verlag. Preis geheftet Mk. 7—, gebunden Mk. 8—.

In dem großangelegten Werk werden die Phasen, die die Kultur von den ältesten Zeiten bis auf unsre Tage durchlaufen hat, übersichtlich dargestellt. Von dieser Grundlage aus geht aber der Verfasser neue eigne Wege weiter. Indem er jede einzelne Phase mit der folgenden sorgfältig vergleicht, entdeckt er sehr merkwürdige Linien, die sich durch die ungezählten Jahrtausende des gesamten Kulturverlaufs hindurchziehn, die Richtungslinien des Fortschritts, die nun ihrerseits wieder zur Erforschung der Richtungsgesetze der Kulturbewegung benützt werden. Das Ziel, das dem Verfasser dabei vorschwebt, kennzeichnet er mit folgenden Worten: „Wie der Mensch durch die Naturwissenschaft zur Beherrschung der Naturkräfte gelangt ist, so soll ihn die Kulturwissenschaft befähigen, in der Kulturentwicklung immer mehr bewußt und zwecksetzend einzugreifen und schließlich Herr und Meister zu werden über die Kultur, die er bis dahin wie ein blindes Verhängnis über sich ergehn lassen mußte." Dies ist die sehr hohe Idee, die der Verfasser in einer Reihe von Einzelwerken, die aus jahr-

Google

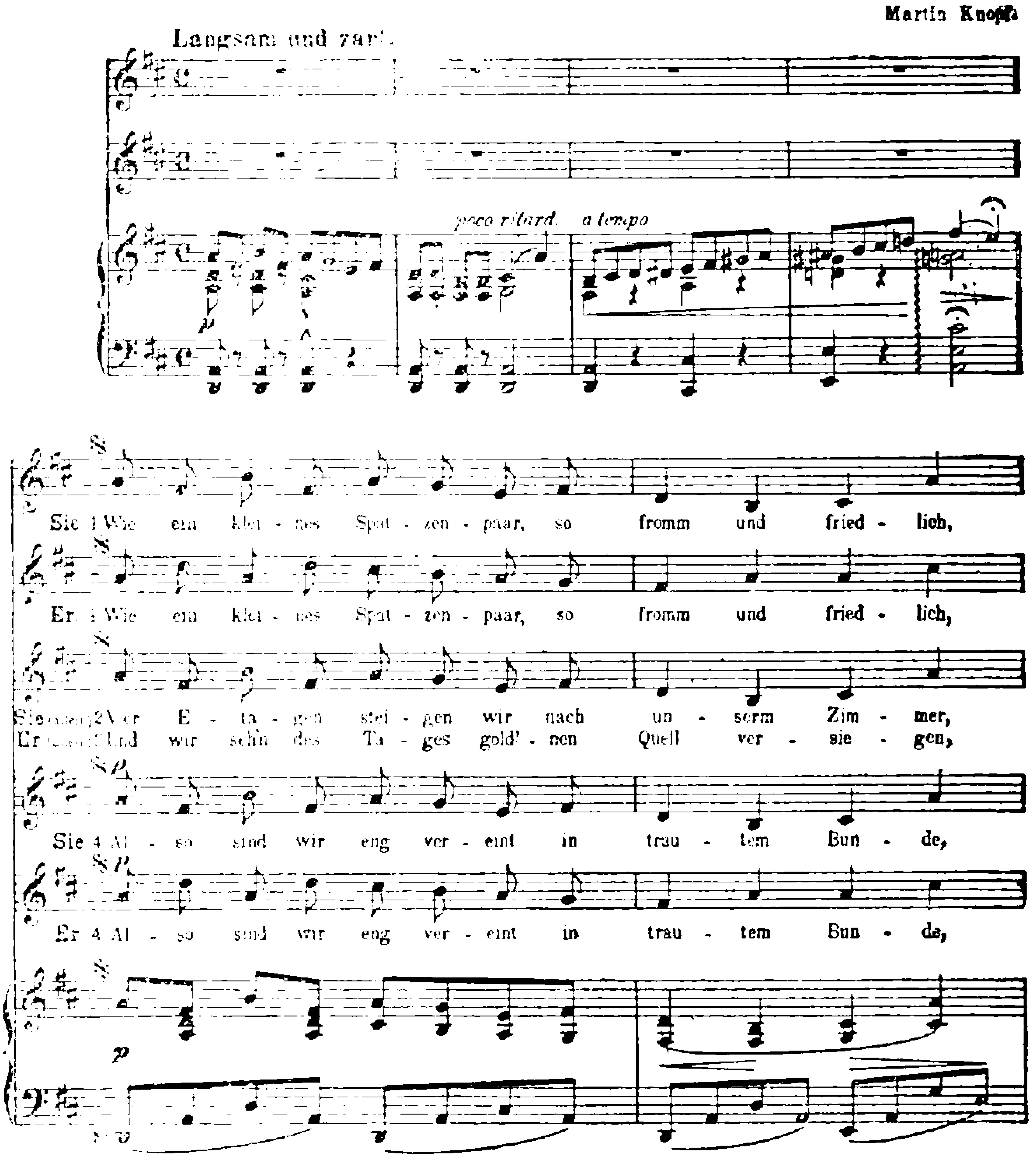
zehntelanger Arbeit hervorgegangen sind, für alle wichtigern Kulturgebiete durchführen will.

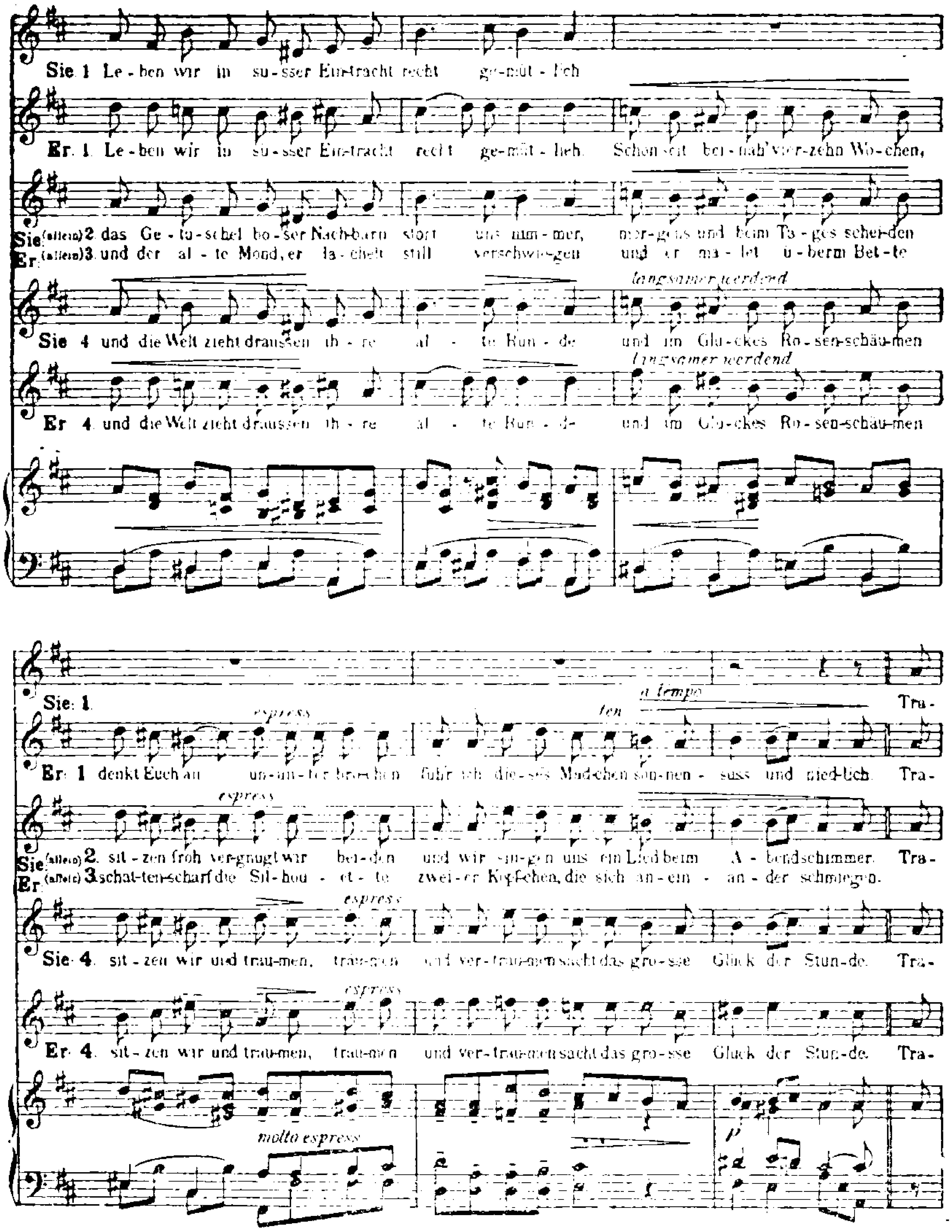
In dem vorliegenden Buch legt er das Fundament der Kulturentwicklung, er zieht die Grundlinien des Phasenverlaufs der Wirtschaft. In knappen Ueberblicken, die den Gedanken der Entwicklung schlagend zum Ausdruck bringen, wird uns die Entwicklungsgeschichte der Nahrung, des Werkzeugs (Technik), der Kleidung, der Wohnung vor Augen geführt. In den Kapiteln über die Geschichte der Arbeit werden die Gesetze der wirtschaftlichen Entwicklung erforscht, deren allgemeinstes das Gesetz der Arbeitsvergesellschaftung ist. In dem Kapitel „Die Ursachen des Kulturfortschritts" verfolgt der Verfasser Phase für Phase die wirkenden Ursachen und enthüllt schließlich in der Fortschrittstheorie die verborgenen Mächte, die den Wunderbau der Kultur aufgerichtet haben. Ein Schlußkapitel von gewaltiger Wirkung (Kultur und Glück) gibt eine packende und kühne Antwort auf die rätselvolle Frage, worin eigentlich der Sinn der Kultur zu suchen ist und worin bis jetzt der Kulturfortschritt bestanden hat. Ueberall gibt die dem Verfasser eigene Betrachtungsweise überraschende Aufschlüsse für das Verständnis unsrer Zeit: die gegenwärtigen Zustände lernen wir begreifen als die augenblicklich letzten, aber immer weiter drängenden Glieder unendlich langer Kausalreihen. So z. B. wird in dem Kapitel Geschichte der Arbeitsteilung (Differentiation) gezeigt, daß die auch jetzt noch viel umstrittene Frauenbewegung nur ein notwendiges Glied ist in der Entwicklungsreihe: I. Geschlechtliche Arbeitsteilung, II. Arbeitsteilung der Männer, III. Arbeitsteilung der Frauen, und daß auch diese Reihe nur wieder eine Teilerscheinung ist des allgemeinen Gesetzes der Differentiation, das die gesamte organische Entwicklung beherrscht. — Das Buch ist im besten Sinn gemeinfaßlich geschrieben; durch die fast lapidare Uebersichtlichkeit und Kürze und vor allem durch die aller Phrase abholde Klarheit der Darstellung wird es jedem gebildeten Laien schon vom ersten Kapitel (Einführung in die Gesellschaftslehre oder Soziologie) zu einer genußreichen und erhebenden Lektüre werden. Wohltuend berührt auch die über allem Klassen- und Parteigezänk stehende echt wissenschaftliche Unparteilichkeit, die besonders in den Untersuchungen über die soziale Frage zutage tritt. —

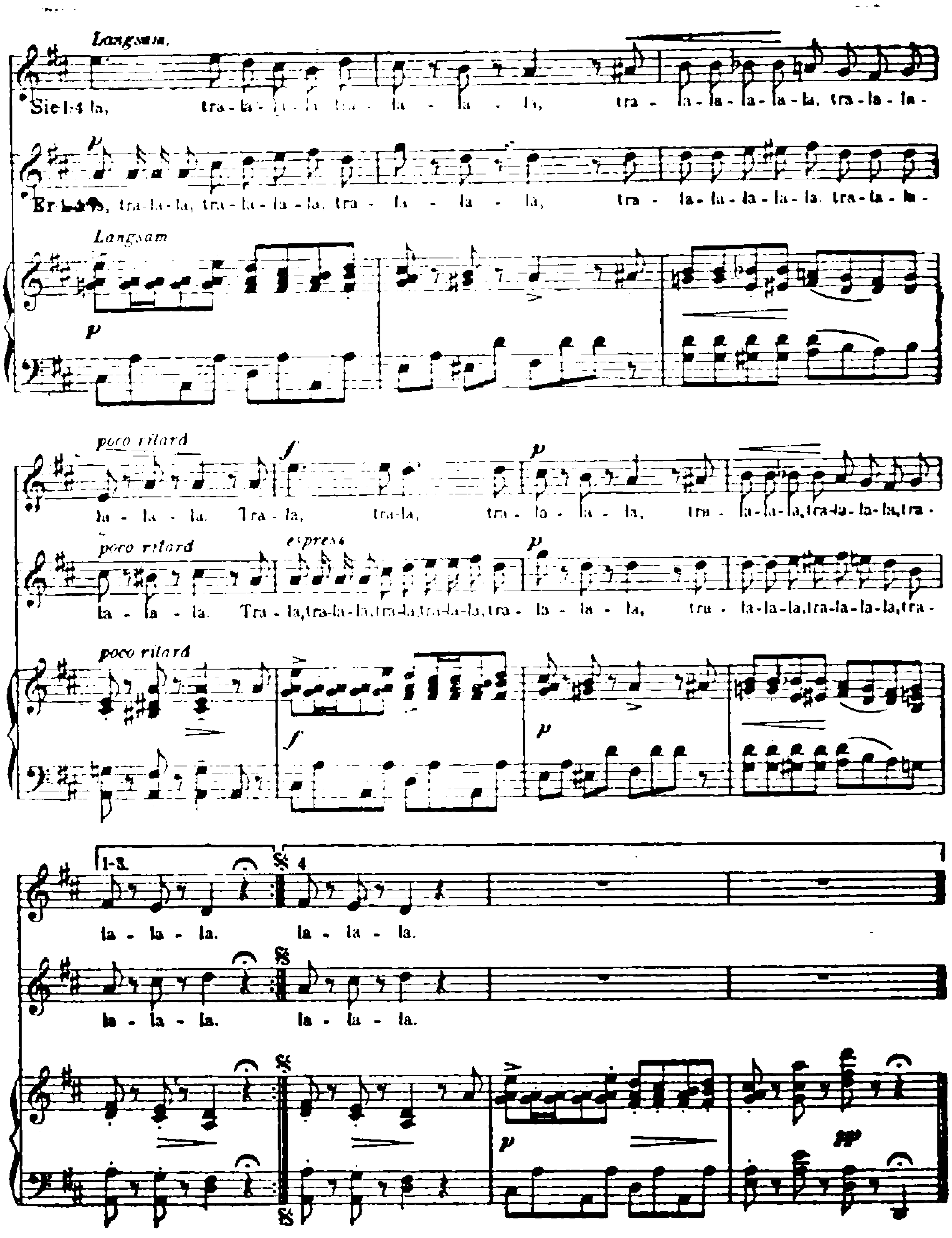
Google

Wir zwei.

(O. A. Alberts.)

Martin Knopf

Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst, G. m. b. H. Berlin. H. 179

Google

Sie 1 Le-ben wir in sü-sser Ein-tracht recht ge-müt-lich
Er 1 Le-ben wir in sü-sser Ein-tracht recht ge-müt-lich. Schon seit bei-nah' vier-zehn Wo-chen,
Sie (allein) 2 das Ge-tu-schel bö-ser Nach-barn stört uns nim-mer, mor-gens und beim Ta-ges schei-den
Er (allein) 3 und der al-te Mond, er lä-chelt still verschwie-gen und er ma-let ü-berm Bet-te
langsamer werdend
Sie 4 und die Welt zieht draussen ih-re al-te Run-de und im Glü-ckes Ro-sen-schäu-men
langsamer werdend
Er 4 und die Welt zieht draussen ih-re al-te Run-de und im Glü-ckes Ro-sen-schäu-men
Sie 1 Tra-
a tempo
espress
ten
Er 1 denkt Euch an un-un-ter-bro-chen führ ich die-ses Mäd-chen sin-nen-süss und lieb-lich. Tra-
espress
Sie (allein) 2. sit-zen froh ver-gnügt wir bei-den und wir sin-gen uns ein Lied beim A-bendschimmer. Tra-
Er (allein) 3. schat-ten-scharf die Sil-hou-et-te zwei-er Köpfchen, die sich an-ein-an-der schmiegen.
espress
Sie 4. sit-zen wir und träu-men, träu-men und ver-träu-men sacht das gro-sse Glück der Stun-de. Tra-
espress
Er 4. sit-zen wir und träu-men, träu-men und ver-träu-men sacht das gro-sse Glück der Stun-de. Tra-
molto espress
p
H.178

Google

Langsam
Langsam
poco ritard
poco ritard
poco ritard
espress
la - la - la.
la - la - la.

H.178

Zu unsrer Musikbeigabe

Martin Knopf

In der lustigen Nachfaschingszeit möchten wir auf einen jungen Komponisten heitern Genres aufmerksam machen, von dem man möglicherweise bald in weitern Kreisen hören wird. Martin Knopf erscheint zum Operetten-Komponisten prädestiniert, und wenn er einmal einen guten Text zu einem Dreiakter erwischen sollte, so werden seine Melodien gewiß, ähnlich wie die von Lehar, Strauß, Fall, Nelson, Wanda etc. den Weg über die ganze Welt machen. Martin Knopf ist ein gebildeter Musiker, der seine Studien unter dem leider kürzlich so früh verstorbenen Wilhelm Berger gewissenhaft getrieben, der sich aber ganz und gar auf das leichte Genre geworfen hat, da er die Grenzen seiner Begabung genau kennt.

Seine ersten Sachen hörte man bereits vielfach in der ersten Zeit der Berliner Cabaret-Epidemien. Wir nennen da nur die populären Nummern „Liebster, ich bitt dich", „Das Bracelet", „Die Braunen", „Mademoiselle Froufrou", „Der schüchterne Kavalier", „Adieu Marie, ich geh", „Lindenrauschen", „Pensionsgeheimnisse", „Das muß ein Wäschermädel sein", „Drei kleine Mädchen", „Franz und Fränze" etc. Namentlich seine hübschen Duette, z. B. die „Pensionsgeheimnisse", die in den „Lebenden Liedern" so oft zur Aufführung kamen, sind besonders reizvoll. Knopf hat sich auch mit einigen Operetten bereits versucht, mit einer abendfüllenden, die am Dresdner Residenz-Theater zur Aufführung kam und über einige Bühnen ging, später mit einer reizenden einaktigen

Musikbeigabe

Operette „Prinz Monay“, aus der einzelne Nummern erschienen sind, ein Walzerlied „Schau in den Spiegel ich hinein“, eine Tanzlid „Ballhausmäuschen“ und ein Tanzduett „Die kecken alten Herren,“ und neuerdings ist Knopf mit einer einaktigen Operette „Im Schlafcoupé“ im „Intimen Theater“, in Berlin recht erfolgreich zur Aufführung gekommen. Aus dieser Operette ist besonders das reizende Lied „Wissen Sie noch“ zu erwähnen.

Seine Kompositionen sind fast alle im Verlag „Harmonie“, Berlin, erschienen, auch in Instrumentalausgaben und zweihändig für Klavier, zum Tanz auch als Walzer arrangiert, z. B. Walzer „Die Braunen“, „Schatz, ich bitt' dich“ etc.

Die kleine Probe, die wir als heutige Musikbeigabe bringen, gibt Knopfs Eigenart gut wieder. Das Hauptmerkmal seiner Musik ist Grazie, prickelnde Rhythmik und neuerdings, in seinen neuern Sachen, aparte Harmonisation.

Dr. J. Stirner.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Google

NORD UND SÜD

Google

NORD UND SÜD

(Zu unserm Aufsatz über Gulbransson)

Go gle

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 136. Heft 426. Zweites Märzheft 1911

Go gle

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Google

Hans von Dallwitz

Es ist ein anderes, in normalen Zeiten die Regierungsgeschäfte zu erledigen, ein anderes, in stürmischen Tagen auf der Kommandobrücke des Staatsschiffes zu stehn. Herr v. Moltke, der den Anforderungen der Navigation in den schwierigen innern Gewässern nicht gewachsen war, wurde deshalb ausgeschifft, und als neuer Pilot wurde Herr v. Dallwitz, der bis dahin im sichern Port des Breslauer Oberpräsidiums saß, an Bord genommen. Mit anderen Worten: Der Beamte wurde vom Staatsmann abgelöst.

Der Vorgänger des Herrn v. Dallwitz war, trotz mancher persönlichen Vorzüge, nicht der Mann für die Leitung eines Ministeriums, noch dazu des Ministeriums des Innern. Der Enkel des Generalfeldmarschalls hat während seiner ministeriellen Tätigkeit von seines großen Oheims strategischem Scharfblick und von der dazu gehörenden Festigkeit in der Durchführung des als richtig Erkannten wenig gezeigt. Im Wahlreformentwurf, in der Demonstrationsära und während der ganzen parlamentarischen Kampagne zeigte er keine glückliche Hand. Er war natürlich nicht ganz selbständig in seinen Entschließungen; immerhin hätte man von ihm, der doch politisch eine bestimmte und nicht unsympathische Physiognomie hatte, in der Praxis mehr Prägnanz und Entschiedenheit erwarten dürfen. Die rechte Aktivität wurde vermißt. Man muß Herrn v. Bethmann das Kompliment machen, daß er einen Beweis von sicherm Blick gab, als er zum Mitarbeiter auf dem im politischen Kampf am heißesten umstrittenen Posten den Mann gewann, der wie wenige das Zeug dazu hatte: Hans v. Dallwitz.

Google

Hans von Dallwitz

Die ganze Karriere des preußischen Ministers des Innern zeigt, daß man es hier nicht mit einer alltäglichen Erscheinung des staatlich-politischen Lebens zu tun hat. Nach Erledigung seiner Studien und nachdem er einige Jahre in der Verwaltung gearbeitet, wurde er 1886 Landrat des Kreises Lüben, 1893 als Vertreter des Wahlkreises Glogau-Lüben ins Abgeordnetenhaus gewählt. Hier trat an ihn die große Belastungsprobe des Charakters heran, die jeden einmal im Leben auf Herz und Nieren prüft. Bei der Beratung der Kanalvorlage lautete für ihn die Alternative: Stellung oder Ueberzeugung? Er entschied sich bei dieser Frage, so „vital" sie auch war, für den Ausdruck der Ueberzeugung — und wurde daraufhin zur Disposition gestellt.

Aber schon mancher bedeutende Staatsmann früherer Zeiten ist ins Exil gewandert, um später mit um so größeren Ehren weiterzuwirken. Schon wenige Monate, nachdem er zur Disposition gestellt worden, trat Dallwitz als Regierungsrat beim Posener Oberpräsidium ein und wurde von hier ins Ministerium des Innern berufen, wo er als Geh. Regierungsrat und vortragender Rat bald das Dezernat der Personalien erhielt. Nur kurze Zeit war hier seines Bleibens. Sein Stern stieg weiter. Am 1. Januar 1903 wurde er zum Anhaltischen Staatsminister und Wirklichen Geheimen Rat ernannt, zugleich zum Bevollmächtigten beim Bundesrat. Im Herzogtum Anhalt war ihm zum erstenmal Gelegenheit genügender Ellenbogenfreiheit zur Erweisung seiner spezifisch staatsmännischen Fähigkeiten gegeben; in einem Zeitraum von nahezu sieben Jahren hat sich Herr v. Dallwitz die höchste Anerkennung von Fürst und Volk erworben.

Er wußte, daß der Lateiner nicht umsonst die Finanzen als nervus rerum bezeichnete, und er stellte in erster Linie den Haushalt des Herzogtums auf eine so gesunde, feste Basis, daß ihm von hier aus das Fortschriten zur harmonischen Weiterbildung aller staats- und volksfördernden Faktoren möglich wurde. Dabei hat Herr v. Dallwitz zunächst — wie er überhaupt an sich selbst immer die höchsten Forderungen stellte — die Zügel der Verwaltung ein wenig straffer angezogen, als es unter seinem jovialen Vorgänger v. Koseritz der Fall war; und der staatsmännischen Initiative gab der Erfolg Recht. Als in allen Satteln gerechter Sachwalter des Staats gleichwie als universell unterrichteter, schlagfertiger, dabei stets vornehm sachlicher Debatter voll Selbstbeherrschung, hat er sich das Vertrauen des Landes erobert. Die Leidtragenden dabei waren die Vertreter der Sozialdemokratie, die bei

Go gle

Dallwitz' Abgang im anhaltischen Landtag nur noch einen ganzen Mann stark war.

Für jeden, der um die ganz geringe Zahl wirklich staatsmännisch beanlagter Persönlichkeiten im Deutschen Reich weiß, war es so keine besondere Ueberraschung, daß sich der König von Preußen im Einvernehmen mit dem Ministerpräsidenten im November 1909 den Mann nach Preußen zurückholte, der einst zu Seiner Majestät allergetreuester Opposition gezählt, um ihm das große schlesische Oberpräsidium anzuvertrauen. Als Nachfolger des sehr populären Grafen Zedlitz hat Herr v. Dallwitz in Breslau keine leichte Aufgabe vorgefunden. So weit wie das in den wenigen Monden seiner Breslauer Wirksamkeit möglich war, hat er sich aber auch dort durch Konzilianz wie durch Festigkeit, z. B. während der Wahlrechts-Demonstrationen, die Sympathien erworben, die jeder festumrissenen, originalen Persönlichkeit sicher sind. Denn wenn „der Kaiser kein Philister" ist, so ist, um dies bekannte Wort zu variieren, der jetzige preußische Minister des Innern kein Bureaukrat. Schon der große weltmännische Zug seines Wesens hebt ihn weit über die Sphäre der bloßen Verwaltungstechnik hinaus.

Hans von Dallwitz stammt aus Schlesien. Hier hat sein dem deutschen Uradel angehörendes Geschlecht viele Jahrhunderte eine große und verdienstliche Rolle im Dienste des Staates gespielt, wie auch die v. Dallwitz mit den anderen namhaftesten Geschlechtern Schlesiens durch Bande des Bluts verknüpft sind. Das „Uradlige Taschenbuch" (1907) verzeichnet die Familie v. Dallwitz als evangelischen Meißnischen Uradel, der zuerst 1266 urkundlich erscheint. Das Wappen derer v. Dallwitz, sowie eine Anzahl alter Lausitzer Urkunden weist auf die gemeinsame Abkunft der Dallwitz und des aus Süddeutschland stammenden uralten Dynastengeschlechts der Grafen v. Schaffgotsch unverkennbar hin. Exzellenz v. Dallwitz ist 1855 als Sohn des preußischen Kammerherrn und in Schlesien begüterten Rittergutsbesitzers Wolf v. Dallwitz in Breslau geboren.

Karriere und Herkunft des Ministers haben nun einzelnen Organen der Opposition genügt, ihn schon bei seinem Antritt als „reaktionär" gerichteten Verwaltungsmann einzuschätzen. Ein willkürliches, oberflächliches Urteil; es sei denn, daß man als reaktionär alles bezeichnet, was nicht speziell im demokratischen Katechismus steht. Die geistige Kultur, fußend auf einer scharfen natürlichen Intelligenz (wie sie bei unseren ländlichen Geschlechtern trotz mancher gesellschaftlichen Starr-

Google

heiten vielfach prägnant anzutreffen) ist bei Herrn v. Dallwitz zu einem Zeitbewußtsein emporgebildet, dem sich die Entwicklungen und Anforderungen unserer Tage sehr deutlich manifestieren, — allerdings auch ihre Auswüchse. „Liberal" im politischen Sinne ist Herr v. Dallwitz nie gewesen; liberal jedoch könnte man viele seiner Maßnahmen nennen, wenn man diese Bezeichnung mit sachlich-fortschrittlich oder freiheitlich identifizieren wollte. Die von ihm durch die eingehenden neuen Grundsätze über vereinfachte, abgekürzte, zeitgemäße Geschäftsführung in die Wege geleitete preußische Verwaltungsreform, die Einbringung der Feuerbestattungsvorlage (schon in Anhalt wurde unter seiner Ministerschaft die Feuerbestattung zugelassen) sind Beispiele für seine moderne Auffassung der Obliegenheiten eines Staatsmanns. Freilich, er geizt keineswegs danach, gerade der Attribute „modern" oder „liberal" teilhaftig zu werden: das würde seinem besonders ausgeprägten Wesenszug der reinen Sachlichkeit bei der Ausführung von Staatsgeschäften widersprechen. Ein Wort, das er einmal bei Erörterung einer Regierungsvorlage im Gespräch fallen ließ, möge dies illustrieren: „Die Regierung glaubt, das Richtige zu tun; ob es als liberal oder als reaktionär ausgelegt wird, ist für sie nicht maßgebend!"

Neben einer rücksichtslosen Sachlichkeit sind die rednerischen Werte, Präzision und Entschiedenheit weitere Merkmale seines staatsmännischen Naturells. Er wird sich nie in breit ausgesponnenen oder in Details hängen bleibenden Gedankenspaziergängen bewegen, noch weniger etwa schönrednerische Stilismen kultivieren. Treffend sagte ein bekanntes linksnationalliberales Blatt nach seinem Debut im Abgeordnetenhause: „Der neue Minister des Innern hat eine Art, zu reden, die fesselt. Er stolziert nicht auf Stelzen und ergeht sich nicht in kunstvoll geschraubten Wendungen, die von unsern in diesen Stücken nicht eben verwöhnten Politikern leicht als Reichtum des Geistes ausgelegt werden. Er sprach natürlich, wie andre Menschen auch reden. Aber was er redet, hat Hand und Fuß und auch einen gewissen bon sens."

Dies Zeugnis braucht nur noch nach der Seite hin ergänzt zu werden, daß sich die Erklärungen des Ministers v. Dallwitz neben ihrer Ungeschraubtheit und Beherrschung der Sache durch große Bestimmtheit auszeichnen. Ohne Umschweife ließ er gegnerischen Vorwürfen eine entschiedene Abweisung oder ein ruhiges Zugeständnis folgen, dieses z. B. im Falle der galizischen Dienstmagd auf Fehmarn. Wenn der

Google

Minister die Landräte und die Schutzleute etwas mehr, als es dem öffentlichen Empfinden entsprach, in Schutz nahm, so muß man berücksichtigen, daß bei diesen Debatten die Parteileidenschaften und Parteispekulationen aufs höchste entfesselt waren; daher die starken Uebertreibungen in den Angriffen auf jene Beamten-Kategorien.

Einem bloßen Kompromisseln, Nachgeben und Zureden um jeden Preis, ebenso einem schwächlichen Ausweichen ist ein Politiker und Staatsmann vom Schlag eines Dallwitz durchaus abhold. Klipp und klar lehnte er es ab, sich mit dem Parlament über die Wahlreformvorlage zu unterhalten: weil dies gegenüber denselben Abgeordneten, die die Vorlage schon einmal verwarfen, durchaus unpolitisch und unzweckmäßig sei, die Parteien eher noch mehr verhetze, statt sie zu beruhigen. Welcher Realpolitiker, der den Mut hat, von taktischen und Parteirücksichten abzusehen, müßte diesen Standpunkt nicht gelten lassen?

Rein persönlich besitzt Exzellenz v. Dallwitz eine Art, die Distinktion und Natürlichkeit verbindet und als gediegenste und gewinnendste Erscheinungsform aristokratischer Persönlichkeitskultur anzusehn ist. Die typischen graublauen Augen des schlesisch-märkisch-pommerschen Edelmanns blicken, offen und forschend zugleich, aus dem schmalen Gesicht mit den prononcierten Zügen des geistigen Arbeitsmenschen. Stirn und Augenpartie sind von der eigenartig einheitlichen Modellierung, die der Physiognomiker als charakteristisch für den gebornen Redner betrachtet. Die Nase, eine sogenannte Kämpfernase, von der festen, etwas hakigen Form, wie man sie auf Cäsarbildern sieht. Des Ministers ganzes Wesen ist geklärte Ruhe, die ihn auch bei lebhafterer Rede nicht verläßt. Als einzige Lieblingsbeschäftigung, der Herr v. Dallwitz in, gewiß nicht reichlichen, Mußestunden obliegt, ist dem Schreiber dieser Zeilen das Reiten bekannt. Früher jedenfalls konnte man ihn bisweilen schon in aller Frühe hinausgaloppieren sehn. Verwunderlich ist es freilich nicht, daß Excellenz v. Dallwitz wenig Zeit für Passionen hat: er, dem (ähnlich wie dem verstorbenen Geheimrat Holstein, der ja auch Junggeselle war) die Politik Lebensinhalt ist!

Als eine generelle Schlußbemerkung Folgendes: Wir werden in Preußen-Deutschland in den maßgebendsten Regierungsstellen in absehbarer Zeit andre als konservative Männer nicht sehn. Der Liberalismus ist aus Gründen, die hier nicht untersucht werden können, nicht ohne Schuld an dieser an sich einseitigen Erscheinung. Er kann

Google

sich allenfalls nur damit trösten, daß, wenn die Konservativen den vorwiegenden politischen Einfluß im Staat haben, der Liberalismus die wirtschaftliche Vormachtstellung innehat. Es ist auch nicht zu vergessen, daß das Deutsche Reich wegen seiner geographischen Lage nicht ohne weiteres nach den parlamentarischen Grundsätzen andrer Länder regiert werden kann, so daß das konservative Prinzip in der deutschen innern Politik immer einer besondern Berücksichtigung bedürfen wird. Aber selbst die radikalste Opposition wird das größte Interesse an einer Regierung haben, deren Männer vor allem einen klaren Standpunkt und den Willen zur Tat erkennen lassen. Und auch dem Volke — möge der einzelne Mann denken, wie er wolle — imponiert auf die Dauer der festumrissne Charakter eines Staatsmanns mehr, als die problematische Natur eines schönrednerischen, halbentschlossenen Fortwurstel-Diplomaten.

* * *

Google

Prof. Dr. F. Hirth (Wien):
Ungedruckte Briefe von Karl Gutzkow

Es ist ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß die über Antrag des Fürsten Metternich verfemten Häupter des „jungen Deutschland", Laube und Gutzkow, gerade in Oesterreich, das ihre „Aechtung" am entschiedensten betrieben hatte, zu weitesttragender Bedeutung gelangen sollten. Nur eines Lustrums von 1835 bis 1840 bedurfte es, um in dem dirigierenden Staatskanzler die Erkenntnis reifen zu lassen, wie verfehlt der von ihm veranlaßte Bundesratsbeschluß des Jahres 1835 gewesen war, durch den er alle Anhänger des „jungen Deutschland" ins Mark hatte treffen wollen. Für Heine hatte er (und noch mehr seine feinsinnige Frau) immer eine Schwäche, und verschiedene Memoiren, die in den letzten Jahren erschienen, konnten von der Schätzung, deren sich der „ungezogene Liebling der Grazien" bei Metternich erfreute, berichten. Aber auch für Laube und Gutzkow, selbst für Börne (Mundt und Wienburg standen als Theoretiker Metternich immer ferner) hatte er nicht unbedeutende Sympathien und er tat nichts, um ihre stillschweigend geduldete Verbreitung in den österreichischen Erblanden zu hindern. Ja nicht einmal der Einzug auf die Bühne des Burgtheaters wehrte er ihnen; schon 1840 wurde dieser Gutzkow mit dem „Werner" ermöglicht, 1843 Laube mit „Monaldeschi", und glaubwürdige Berichte besagen, daß Metternich sich selbst für die Aufführungsbewilligungen der Dramen dieser „verpönten" Autoren eingesetzt haben soll.

Allzugünstig war im Vormärz die Wiener Zensur Gutzkow und Laube nicht, und wo sie ihnen hemmend in den Weg treten konnte, tat sie es gern. Aber man würde fehlgehen, wenn man darin eine aparte Rankune sehen wollte; anderen, weniger „kompromittierten" Dichtern erging es im vormärzlichen Oesterreich nicht besser, und es muß immerhin als ein Zeichen der Objektivität betrachtet werden, daß Laubes und Gutzkows Produkten nicht von vorneherein der Weg in das Burgtheater versperrt war. Denn wie man im alten Wien die Hofschauspieler als k. k. Beamte ansah, so war man versucht, auch in den Dichtern eine Art von Amtspersonen zu sehen, die sich streng loyaler Gesinnungen zu befleißigen hatten.

Google

Nach Wien führte Karl Gutzkows Interesse wiederholt in seinem bewegten Leben, und auf dem Burgtheater möglichst oft zu Worte zu gelangen, war sein eifrigstes Bemühen. Nicht immer wollte dies restlos glücken und immer wieder mußte er klagen, wie wenig konvenient sich das Burgtheater ihm zeige. Eine Reihe von ungedruckten Briefen, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden, lehrt dies aufs anschaulichste. Es sind inhaltsreiche Dokumente zur Lebensgeschichte des Schriftstellers, und sie sind — wie es Goethe einmal von Briefen formulierte — wirklich „die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann, da sich alles, was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, von dem Herzen loslöst. . ."

27 Jahre des Wirkens Gutzkows erfahren durch diese Briefe ihre Beleuchtung; sie sind sämtlich an Wiener Freunde gerichtet und betreffen neben eigenen Angelegenheiten auch viele öffentliche.

Der erste Brief ist an Franz von Holbein gerichtet, der nach dem am 3. April 1841 erfolgten Rücktritte Deinhardsteins, der zum Zensor ernannt wurde, Direktor des Burgtheaters geworden war. Gutzkow schreibt an ihn:

Euer Hochwohlgeboren,

werden meine Sendung erhalten haben. Ein mir aus Hamburg nachgeschickter Brief des Herrn Deinhardstein bestimmt mich, schnell noch dieses Postskriptum folgen zu lassen. Ich sendete Herrn Deinhardstein mein Trauerspiel „Patkul" mehr aus Aufmerksamkeit als in der Erwartung, daß es gegeben werden könne. Er schreibt mir nun, daß dies Drama vielleicht durch die Zensur ginge. In diesem Falle allerdings wäre mir die Aufführung dieses „Patkul" weit erwünschter, weil sie mich den Wienern auf einem höheren Standpunkt zeigen würde. Warum sollte auch Anstand genommen werden? Freilich August ist edel gezeichnet und seine letzte Demütigung, die Szene im Kerker (Akt 5, letzte Szene) ändere ich ohnehin, da mir diese Schlußkonfrontation selbst nicht gefällt. Hier wird das Trauerspiel (für das sich der König speziell interessiert) herauskommen, sowie die in aller Welt herumvagierenden Mitglieder wieder beisammen sind.

Herr Deinhardstein deutet an, daß er mir in seiner jetzigen Eigenschaft als Zensor für das admikitus! behilflich sein könne. Möchte es nicht leere Versicherung sein!

Ich verlasse mich auf Ihr gütiges Wohlwollen und denke nun, Sie werden schon sehen, wie es am besten ist.

Vertrauensvoll und mit Hochachtung

Gutzkow.

Berlin, den 8. Mai 1841.

Das „Vertrauen" in Deinhardstein täuschte den Dichter; „Patkul" kam im Burgtheater niemals zur Aufführung. Dagegen erlebte „Die Schule der Reichen" in diesem Jahre 1841 ihre Wiener Premiere, ohne

Google

indes sonderlich anzusprechen. Ein Jahr später folgte „Richard Savage", und anfangs 1843 „Ein weißes Blatt". Damit hatte Gutzkow seinen festen Platz im Spielplane erobert, ohne freilich mit allen Stücken, die von 1841 bis 1846 entstanden, in Wien ankommen zu können. Erst sein „Dreizehnter November" erlebte am 12. September 1845 die Erstaufführung. An den Theateragenten Holding schrieb Gutzkow damals:

Euer Wohlgeboren,

bin ich für die Bemühungen, die sie meinem „13. November" zuwandten, sehr verbunden .... Mit „Anonym" wills mir nicht recht glücken, auch glaub' ich, daß diese Arbeit in Oesterreich nicht passiert ...

Noch eine Bitte!

Könnten Sie nicht in der Kanzlei des Hofburgtheaters erfahren, wie oft der „13. November" gegeben worden ist? Ich habe Berechnung über vier im September stattgefundene Vorstellungen empfangen, finde aber das Stück auch einmal im Repertoire des Oktober eingesetzt .... Vielleicht wäre das Beste, Sie sprechen mit Herrn von Holbein darüber. Sie tun mir wohl diesen Gefallen.

Mit Achtung ergebenst

Gutzkow.

Frankfurt a. M., 22. Februar 1846.

Das Interesse Gutzkows für die genaue Aufführungszahl seines Stückes erklärt sich daraus, daß Holbein 1844 die Einführung der Tantieme am Burgtheater durchgesetzt hatte. (Das erste Stück, das nach dieser neuen Einrichtung entlohnt wurde, war Halms „Sampiero".) Gutzkow hatte übrigens mit seiner Vermutung wegen der Oktober-Aufführung des „13. November" recht; die fünfte und letzte Vorstellung fand am 6. Oktober 1845 statt.

Ein sehr bedeutungsvoller Brief ist der folgende, an den jugendlichen Helden des Burgtheaters, Ludwig Löwe, gerichtete. Gutzkow hatte ihn 1845 während eines Wiener Aufenthalts kennen gelernt. Diese Anwesenheit hatte der Dichter bekanntlich zur Abfassung seiner „Wiener Eindrücke" benutzt, ein Buch, das in der österreichischen Hauptstadt in vieler Hinsicht peinlichstes Aufsehen erregte, worauf Gutzkows Brief auch anspielt. Wenn er dem Intendanten, Grafen Moritz Dietrichstein, die Schuld an seiner Kaltstellung im Burgtheater beimessen wollte, übersah er, daß Dietrichstein wegen der „Wiener Eindrücke" nicht anders handeln konnte. Gutzkows Buch war ungerecht, gelegentlich auch taktlos, und das konnte man ihm lange nicht verzeihen.

Er schrieb an Löwe:

Verehrter Herr und Freund,

ich erfahre durch Holding, daß Sie sich erst kürzlich teilnehmend über meine Interessen am Burgtheater ausgesprochen haben, und lasse mich dadurch auf das wohltuendste an die freundlichen Stunden erinnern,

Google

die ich in Ihrer Nähe, unter Ihrem gastlichen Dache verlebte! Was ist seitdem an uns vorübergegangen! Und welche Stürme können noch bevorstehen!

Die kleinen Pausen, die der politische, polternde Weltgeist läßt, benützt die Kunst, muß sie rasch benützen; aber Sinn und Neigung dafür fehlt ja allerorten. Sie haben jetzt in Wien eine solche Pause zu benutzen und ich höre mit wahrer Freude, daß Sie dabei mit jugendlicher Kraft tätig sind und eine neue Rolle nach der anderen erfassen. Soeben sind Sie mit dem grimmigen Holefernes*) beschäftigt, in dem merkwürdigen Stücke, das ich vor sieben Jahren in Hamburg sah vor einem Publikum, das mir für ein solches Werk noch nicht reif schien. Vielleicht fassen die Wiener die tiefe Dialektik des Autors, dem ich gerne auch auf der Dresdener Bühne Bahn machen möchte, wenn wir uns hier über gewisse prüde Maßstäbe hinausschwingen dürften.

Meine „Wiener Eindrücke“ trugen mir Dietrichsteins mehrjährige Rache und systematische Entfernung vom Burgtheater ein. Ich kann nicht sagen, daß Holbein viel getan hätte, um mich etwas vom Umschwunge der Verhältnisse gewinnen zu lassen. Jetzt hör' ich, soll es im Werke sein, einige meiner Stücke herauszubringen. Ich glaube nicht daran, bis ich nicht die Theaterzettel sehe. Ein Gesellschaftsstück „Ottfried“**) würde sich so gut für die friedlichen Anschauungen des „Belagerungszustandes“ eignen, la Roche hätte in diesem Stücke so reiche Gelegenheit, eine neue humoristische Rolle zu schaffen, aber da sollen „gesegnete Umstände“ der Damen hinderlich sein! O diese schwangere Zeit! Sie ist den Königen und den Dichtern gleich gefährlich!

Fragen Sie doch einmal la Roche an, ob er nicht etwas für die Beschleunigung dieses „Ottfried“ tun könnte; freilich, wenn er Accoucheur sein müßte, wenn er eine Entbindung zu beschleunigen hätte, dann wäre auch diese Bitte überflüssig.

Ist denn noch eine Aussicht für „Akosta“ vorhanden? Werden Sie diese Rolle nicht, wie der Molière***), auch von ihren Herkulesschultern abschütteln?

Wenn man in Frankfurt ein außerösterreichisches Deutschland macht, werden alle die Priester der Kunst, die den Zusammenhang mit deutscher Bildung erhalten, heilige Gesandte und wahre Staatsmänner. Das Burgtheater, das eigentlich die Bundeslade, das „Palladium“ des deutschen Genius sein sollte, „verpfändet“ und außerhalb Deutschlands? Welch ein Widerspruch! Führte man ihn aber aus, welche hohe Auf-

*) Die Première der Hebbelschen Dramas fand — mit Löwe in der männlichen Titelrolle — am 1. Februar 1895 statt.

**) Das Stück wurde erst unter Laubes Direktion im Jahre 1856 dreimal (ohne Erfolg) gespielt.

***) In Gutzkows „Urbild des Tartüffe“ (Première am 13. Februar 1899; noch in den letzten Jahren ein erfolgreiches Burgtheaterstück) spielte Fichtner den „Molière.“ „Uriel Acosta“, mit Löwe in der Titelrolle, kam am 15. Juni 1899 zur Erstaufführung.

Google

gabe erwüchse für jenes Institut! Ihre Räte, die lebendigste Protestation gegen alles, was in Frankfurt geschähe! Nur lasset Euch nicht in die alten Zensurleisten schmieden und seid schnöde gegen die österreichischen Provinzmuster!

Wie gern säh' ich Sie wieder einmal im Lampenlichte! Da kommt so mancher Kunstjünger aus Wien und spielt uns Proben vor und beklagt sich, daß man hier nur norddeutsche Manier genießen wolle! Besten Leute, muß ich denen oft sagen, ich sehe es, Ihr kopiert den Löwe, aber tätet Ihr's nur in seinem Geiste, dann wäret Ihr uns schon willkommen! Ihr bringt Löwes Feuer, seinen Tonfall, seine Lyrik mit, es ist eine andere Weise, als man hier spielen zu sehen gewohnt ist, aber bringt Ihr auch Löwes innere Glut, seine hohe Gestaltungsgabe, bringt Ihr Löwes Liebenswürdigkeit und sein Auge, sein alles zerschmelzendes Auge mit? Das lassen die Burschen bei Ihnen, lieber Freund, das bringen sie nicht mit, und so sieht man recht, wie selten ein Meister an seinen Schülern Freude hat.

Leben Sie wohl, lieber, verehrter Freund, Ihr

Gutzkow.

Dresden, 5. Februar 1849.

Der folgende kurze Brief ist an Friedrich Halm gerichtet, mit dem nun eine sehr lebhaft geführte Korrespondenz einsetzt. Wichtige Veränderungen in Gutzkows Leben waren vorangegangen; eine Berufung als Dramaturg des Burgtheaters, die als ziemlich ausgemacht galt, wurde in Wien vereitelt, und zwar, wie es in dem Berichte der Kommission, die ein Gutachten über die Wahl eines Dramaturgen zu erstatten hatte, ausdrücklich heißt: „wegen politischer Gründe". Gutzkow, der mit seiner Dresdener Dramaturgenstelle längst unzufrieden war und 1849 den Kontrakt mit der Intendanz wirklich löste, hätte gern ein Wiener Engagement angenommen. Aber sein Verhalten während der Berliner Märzrevolution hatte „oben" verstimmt und so zerschlug sich die Berufung an das Burgtheater. Gutzkow blieb weiterhin in Dresden, mit epischen und dramatischen Werken beschäftigt. Hier begründete er auch am 1. Oktober 1852 seine Wochenschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herd", deren Redaktion er neun Jahre lang führte. Dann debutierte Friedrich Halm, der bis dahin ausschließlich als Lyriker und Dramatiker aufgetreten war, mit seiner packenden Novelle „Die Marzipan-Lise", die durch die Art ihres Vortrages lebhaft an die Manier Heinrich von Kleists erinnert. Im Gegensatze zu seinen Dramen hält sich Halm in dieser Novelle von jeder gesuchten Effekthascherei ferne und man begreift es, daß ihm Gutzkow in dem folgenden Briefe seine lebhafte Befriedigung über dieses erste epische Produkt (dem später nur noch zwei folgen sollten) aussprach.

Google

Das Schreiben lautet:

Dresden, 3. Juli 1856.

„Unterhaltungen am häuslichen Herd."

Nehmen Sie, geehrter Herr und Freund, vorlieb mit der kleinen Summe, die meine Schuld berichtigen soll. Da ich die Honorare meines Blattes selber zahle, so hab ich mir immer die Nachsicht meiner Mitarbeiter zu erbitten und kann leider mit den Honoraren der Feuilletons anderer Unterhaltungsblätter nicht konkurrieren.

Das Interesse, das Ihre Erzählung überall erweckte, werden Sie wohl selbst beobachtet haben. Ich wünschte, es käme bald ein Nachfolger.

Mein Plan, Madame Rettich in Breslau zu begrüßen, scheint leider nicht in Ausführung zu kommen. Ich muß dies auch deshalb bedauern, weil meine Kenntnis des künstlerischen Genius dieser vortrefflichen Frau nur auf einer einzigen Rolle beruht.

Von Ihnen geht die Sage läge ein Stück antiken Inhalts vor. Heben und wärmen Sie recht bald wieder die Herzen!

Mit nochmals wiederholtem Dank für die Erzählung und die Freundlichkeit Ihrer Erinnerung überhaupt bin ich herzlichst ergeben der Ihrige

Gutzkow.

Vier Jahre später (inzwischen gewechselte Briefe sind belanglos) wandte sich Gutzkow an Halm wegen der Errichtung des Schillerpreises; der hatte gegen die Institution die lebhaftesten Bedenken, die freilich zum größten Teile daherrühren, daß Gutzkow mit der Tendenz, die in der Verleihung des Preises lag, nicht recht vertraut war. Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß er mit seiner Argumentation nicht ganz unrecht hat, wenn auch der Stifter des Preises von anderen Voraussetzungen ausgegangen war, als Gutzkow annahm. An eine „Behinderung" des dramatischen Schaffens dachte der damalige Prinzregent Wilhelm mit seiner Schöpfung keineswegs. Der in sehr erbittertem Tone gehaltene Brief erklärt sich am leichtesten daraus, daß Gutzkow damals wegen vieler fehlgeschlagener Hoffnungen in beständiger Aufregung lebte und sich vielleicht die ersten Spuren der geistigen Zerrüttung, die ihn später zum Selbstmörder werden ließ, schon 1860 geltend machten. So ist der Brief vielleicht eines der ersten Dokumente, das von den Angstzuständen, utner denen Gutzkow bis zu seinem Tode litt, Auskunft gibt.

Er schreibt an Halm:

Dresden, 24. Jänner 1860.

Geehrtester Herr und Gönner!

Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt geworden, daß ich die Zweckmäßigkeit des in Berlin errichteten dramatischen Preisgerichtes bekämpfe. Ich habe die Schmeichler und Unterwürflinge der Großen gegen mich, alle Schaffenden, aus höherem Triebe Schaffende, Kom-

Google

NORD UND SÜD

Francesco Mola:
Hero stürzt sich über den Leichnam Leanders

Go gle

ponisten, Maler für mich. Ein berühmter Maler sagte mir: Wenn König Ludwig erklärte, er gäbe alle Jahre tausend Gulden dem durch eine Kommission von 9 Professoren anerkannten „besten" Gemälde, das in München geschaffen, würde sich alles voll Entrüstung von der Staffelei erheben und eine solche Einmischung in den stillen Frieden der Konzeption und der Ausführung bei den ohnehin schon großen Schwierigkeiten des Concurrierens, für eine unerträgliche Belästigung erklären. Ja, noch mehr, doch bleibe dies Wort unter uns — ich nehme Ihr Ehrenwort —, der Vorsitzende der Kommission, Böckh, schreibt mir: „Vollkommen muß ich Ihnen zugeben, daß die dramatischen Dichter durch das Preisinstitut eher entmutigt als angeregt werden." Der Mann ist Beamter und muß die Uebereilung des Prinz-Regenten durchführen helfen!

Täusche ich mich nun in dem Gefühl, das ich über diese Angelegenheit habe? Ist es eine Rückwirkung der großen Sorgen und Leiden, mit denen ich meine materielle Existenz notdürftig erkaufen muß? Ist es die Entmutigung, die sich eines Schriftstellerlebens, wie des meinigen, bemächtigt, wenn man so mit dreißig Jahren Arbeit nichts hat als nur sein bißchen Ruf?

Ich möchte wohl ein kurzes Wort von Ihnen hören, ob Ihnen die Berliner Einrichtung Freude macht? Der Lohn (per Jahr berechnet 333 Taler, 10 Ngr.) ist kärglich; Napoleon hätte den 3 jährigen Preis auf 25 000 Franken gestellt. Gesetzt, Sie haben einen neuen Stoff, ergreifen ihn mit Liebe, führen ihn aus, Ihr Werk ist Ihnen Wert — mischt sich beim Arbeiten nicht der Gedanke ein: Wie widerlich, daß Du nach allem, was Du als dramatischer deutscher Autor von Wien bis Hamburg nun mit dieser Arbeit erleben mußt, auch noch 9 berühmte Namen Dir denken mußt, die Dich in eine Concurrenz bringen, Dich unter 7—8 Stücken der voranzugehenden engeren Wahl nennen und den ersten Preis und als das „beste" vielleicht etwas bezeichnen. dem Du ja mit Freuden jede Ehre gönnst — warum aber mit einer ungesuchten und verstimmenden Erfahrung für Dich? Ich habe in meinem zweiten Artikel nur alle die Autoren genannt, die bis vor Ihrem Auftreten dichteten. Die Zusammenstellung von 1831 an hab ich mir vorbehalten.

Geben Sie mir, damit ich mich nicht verirre, einen Ausdruck Ihres Gefühls bei Lesung des Berliner Vorhabens, einen Ausdruck des Gefühls, das Sie von jetzt an bei Ihren neuen Schöpfungen haben werden. Novellisten, Lyriker sehen dieser Chicane der dramatischen Produktion gleichgültig zu, dem Feuilletonisten ist der dramatische Autor nur Mittel zu seinem Broterwerb — da fehlt die Stimmung, in der sich der dramatische Autor von 20 Jahren Erfahrung befindet, der Autor, den für alles Leid, das mit der Theatercarrière verbunden ist, zuletzt doch wenigstens der Erfolg lohnt. Und nun wird auch noch dieser durch neue Weise cassiert. Aber, wie gesagt, irr' ich mich, faff' ich die Sache

Google

zu persönlich, so hör' ich in meinem Widerspruch auf. Lassen Sie mir bald einige Zeilen zukommen.

Mit Ihnen bekannter Hochachtung Ihr

Gutzkow.

Neue Hoffnung eröffnet sich Gutzkow bei Begründung der „Deutschen Schillerstiftung", deren erster Generalsekretär er wurde. Allerdings sein Wesen war so reizbar geworden, daß er mit allen Vorstandsmitgliedern in stetem Aufruhr lebte. Eine Reihe von Briefen unterrichten darüber; immer sah er sich von Feinden umringt, und namentlich Major Serre, der Arrangeur der großen Schillerlotterie, die eigentlich das Inslebentreten der Stiftung ermöglicht hatte, war sein stets befehdeter Gegner. Unaufhörlich suchte Gutzkow gegen ihn zu agitieren, wie in dem folgenden, an die Wiener Hofschauspielerin Julie Rettich, die Freundin Halms, gerichteten Briefe:

Verehrte Frau,

ich hoffe, die inliegenden Briefe kommen nicht zu spät. Ich war einige Zeit verreist — in Ihrer Nähe, in Ischl! — Zurückgekehrt, find' ich einen Berg von Arbeiten, die zu erledigen sind, namentlich für unsere armereiche Schillerstiftung, die von Serre so schmählich betrogen wird. Die Wienerinnen, Sie an der Spitze, sollten eine öffentliche Erklärung erlassen, Sie hätten Ihre edlen Gaben für die allgemeine Schillerstiftung, nicht für das einzelne Dresdener Filial bestimmt und verlangten die entsprechende Verwendung des Gewinnes. Das würde Nachfolge finden und der Major und die beiden Dresdener Bürgermeister erschrecken. Noch nimmt das Publikum nicht viel Teil, weil die schwierige Gliederung der Stiftung nicht von jedem verstanden wird. Dafür haben wir desto mehr im Stillen zu tun. Ich arbeite an langen Exposes für unsere Generalversammlung, Protesten, Eingaben u. dgl. Zum Glück kann ich, ehe nicht die Ausgabe meiner Dramen beendet ist, doch an nichts Neues gehen und habe auch, nach meinem „Zauberer" zu nichts mehr rechte Lust.

Ich schicke Ihnen drei Briefe, an den Referenten der „Nationalzeitung", den der „Vossischen Zeitung" und einen Referenten nach auswärts, Dr. Schmidt-Weißenfels.

Laube hat, glaub' ich, für mich in neuerer Zeit den besten Willen. Ich hab' ihm wenigstens zu oft gesagt, daß ich (unter uns) ohne kleine Erträgnisse der Wiener Tantième gar nicht materiell existieren kann. Aber sein scrupuloser Sinn wird immer reizbarer. Er vergegenwärtigt sich beim Lesen die Aufnahme der Stücke, Szene für Szene, sieht und hört hier noch Applaus, plötzlich verstummt er ihm, er fühlt den Abend der Darstellung bereits so voraus, daß er zu nichts mehr Courage hat als zu den französischen Sachen. Er könnte wohl eine meiner neueren Bearbeitungen geben. Aber die sich von selbst verstehende Tatsache, daß

Google

z. B. „Richard Savage" nicht 7 volle Häuser*) macht, fühlt ihn sogleich ab. Jetzt könnte ihm z. B. Bändchen 9: „Patkul", der ganz besonnen — glaub ich — überarbeitet ist, Anlaß zu einem Experiment geben. „Es lohnt sich nicht" — die stehende Antwort, und nicht etwa aus Gleichgültigkeit, sondern Scheu und Coulissenfieber. Es ist ihm zur fixen Idee geworden, daß alles durchfällt.

Viel Glück für Ihre Excursion nach Berlin, der ich im Namen Victoria**) ein gutes Ohmen wünsche.

Empfehlen Sie mich Ihrem geehrten Gatten und dem treuen Freunde Münch. Mit herzlich ergebenem Gruß Ihr

Gutzkow.

Weimar, 4. 7. 1862.

Auf ein Gastspiel der Rettich am Victoriatheater bezieht sich auch der folgende Brief, der wegen Gutzkows peinlicher Verfeindung mit Julian Schmidt, dem Herausgeber des „Grenzboten", und seiner immer unhaltbarer werdenden Stellung als Generalsekretär der Schillerstiftung von besonderem Interesse ist.

Er schreibt an Halm:

Weimar, 24./6. 1863.

Mein hochverehrter Herr,

ich kann wohl zu unserer lieben Frau Rettich mit Gretchen schreiben:

Ich habe schon soviel für Dich getan,
Daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt,

zumal in Berlin. Ich schickte im vorigen Jahre eine Menge Briefe an Frenzel, (Max) Ring und wen nicht! Mit den Jahren kommt man von den besten alten Bekannten ab, man wird egoistischer, kälter und isoliert sich. Alle diese Beziehungen wird ja die liebenswürdige Frau leicht wieder anknüpfen können! Ich lege ein paar Briefe bei — einen an die Höhle des Löwen — meinen Erzfeind Julian (Schmidt) selbst nicht, aber an seinen Theaterrezensenten, der nicht unfreundlich gegen mich geworden scheint und eine alte Bekanntschaft ist.

Wo spielt Frau Rettich? Im Victoria wieder? Sie weiß für Halm und Putlitz so ins Feuer zu gehen, spielt in Linz „Waldemar" —! —! Wenn sie einmal „Richard Savage" erlöste! Ob das Stück alt oder neu ist — die Generalin von heute ist neu. Die geistvolle Frau ist, ich weiß es, die Ratgeberin Laubes. Käme es doch einmal von ihren Lippen: Sie müssen diese durchaus umgearbeiteten, neugestalteten Stücke von Gutzkow geben, wie sie in seiner neuen Ausgabe erscheinen. „Dreizehnter November", „Komödie der Besserungen***), jetzt Liesli, nächstens

*) Julia Rettich gastierte am damaligen Viktoriatheater.

**) Das Stück wurde nur sechsmal gegeben.

***) Bekannter geworden unter dem Haupttitel „Lenz und seine Söhne", 1855 erschienen, in Wien niemals gegeben, ebenso die „Liesli" (Uraufführung in Dresden am 12. März 1899.)

Google

„Wulenweber" usw. Meine an Laube selbstgerichteten Bitten und Klagen (denn ich brauche Existenzmittel) werden gar nicht beantwortet. Wer zehnbändige Romane schreibt, kann kein Theater mehr dirigieren, keine Stücke lesen und präparieren. Ich weiß, welche Absorption zu neunbändigen Romanen gehört und die zehn- oder sieben-?bändigen werden nicht anders wirken. Man hat ein Chaos im Kopf. Da ists am leichtesten, man greift zu den französischen Stücken, da ist keine andere Korrespondenz und Verständigung usw. nötig als mit dem Betriebsagenten, der das Geschäft vorbereitet und erweitert.

Aus der Schillerstiftung möchte ich gerne berichten, daß alles in Ordnung ist mit Dresden; aber leider — nein! Wir beziehen zwar schon die herrlichen, großen Summen und ich habe mit großer Anstrengung und noch obwaltender Gefahr für die Ausdehnung meiner Berechtigungen und Befugnisse durchgekämpft, daß unser Cassierer nicht mehr ein Privatmann, sondern die hiesige Bank ist. (Bitte davon nur um Himmelswillen keinen offiziellen Gebrauch zu machen; meine Stellung ist sehr, sehr schwer!) Aber der Vertrag, den wir mit dem Lotteriecomité schließen wollten, kann noch immer keine rechte, beiden Teilen genügende Form annehmen . . . . Wenn ich nicht seit den zwei Jahren, daß ich hier bin, vorzugsweise an meiner Dramenausgabe und der neuen Bearbeitung meines „Zauberers" tätig gewesen wäre, also an einer nicht zu sehr meine ganze Sammlung in Anspruch nehmenden Arbeit, ich hätte keine Stimmung finden können, sonst etwas zu schaffen, so schwierig, alle innere Freude verderbend ist mein Amt und Stand . . Ueber Schillerstiftungssachen hätte ich viel auf dem Herzen, vielleicht erleichtere ich mich nach der Konferenz. Ihrer Discretion bin ich ja gewiß.

Mit aufrichtiger, herzlicher Ergebenheit

Gutzkow.

Auch der nächste Brief ist von Gutzkows unbegründeter Verärgerung über die Vorgänge im Verwaltungsrate der Schillerstiftung erfüllt. Er hatte nicht mit allem recht, was er den Mitgliedern dieser Körperschaft vorwarf. Gewiß war seine Stellung, da er als Generalsekretär nicht einmal stimmberechtigt war, sehr schwierig. Und daß ihm der Vorsitzende, Dingelstedt, nicht sehr gewogen war und ihm sein Amt nach Kräften verbitterte, mag sogar unumwunden zugegeben werden. Aber Gutzkow muß vorgeworfen werden, daß er mit Intriguen nicht sparte, in ungezählten Briefen gegen seine Gegner Stimmung zu machen suchte und aus persönlichen Gründen (er fühlte sich in Weimar unglücklich) die Verlegung des Sitzes der Stiftung erstrebte. So spitzte sich das Verhältnis zwischen ihm und den anderen Komiteemitgliedern immer mehr zu. Vieles wurde Gutzkow mit Unrecht zur Last gelegt, namentlich der Vorwurf, daß er seine Freunde allzureichlich mit Stiftungen bedenke, ist nach den jetzt erfolgten Veröffentlichungen der Akten der „Schillerstiftung" als völlig widerlegt zu betrachten. Gutzkow war als

Google

Generalsekretär von peinlichster Objektivität, und wenn er sein Amt länger bekleidet hätte, wäre sicherlich der tragische Fall niemals eingetreten, daß zwei Schriftsteller (Ortlepp und Leper), die sich bittlich an die Stiftung gewandt hatten und die Gutzkow einer Unterstützung für würdig erachtet hatte, buchstäblich verhungert wären . . .

Geehrter Herr,

mit wahrem Verdruß seh' ich in den Wiener und Berliner Blättern meinen Namen in den Streit gegen Ihr neues Drama gezogen*). Als wenn ich mich einer besonderen Vorliebe der Wiener und Berliner Presse zu erfreuen hätte, zumal in Herrn Julian Schmidts Organ, der Berliner Allgemeinen Zeitung, bin auch ich nicht einer von den Autoren, wo die Feuilletonisten die einmal feststehende Kategorien nicht wieder loswerden können und die Kritik sofort „fertig ist mit dem Wort"! Wie bringt mich Herr Kuh in diese Parallelen! . . .

Herr Kuh setzt mich in einen Widerpart gegen Ihre Muse, der mir gänzlich fremd ist. Hoffentlich ist das österreichische Publikum vernünftig genug, das Uebelangebrachte dieses Strateglers einzusehen und mich nicht provinziellen Vorurteilen zu opfern. Es fehlte nur noch, daß mir das bißchen Existenz, das mir Laube gestattet, durch diese unsinnige Parallele verkürzt würde! Meine unaufhörlichen Bitten, die ich an Laube richte, mich an den Wohltaten der Tantième mehr teilnehmen zu lassen, und mir die nicht zu schildernden Schwierigkeiten meiner Existenz zu erleichtern, scheitern an seiner Herzenskälte und seiner vollständigen Gleichgültigkeit.

Ich versprach, Ihnen nach der im Juni abgehaltenen Konferenz des Verwaltungsrates unserer Stiftung zu schreiben. Leider muß ich mich darauf beschränken, mitzuteilen, daß zwischen dem Lotterieverein in Dresden und dem Verwaltungsrat ein Vertrag geschlossen ist, der für die Stiftung beruhigend ist. Dingelstedt, der auf Reisen ist, scheint nur die Vollzähligkeit der gerichtlich zu vidimierenden Unterschriften abzuwarten. Im Uebrigen hätte ich, von meinem Standpunkte aus, nur das Unerfreuliche zu melden. Ich will es nicht tun, da ich in einer gebundenen Stellung lebe. Sollten Sie Dingelstedt in Wien sehen, so bitt' ich, auch von diesem Geständnis keine Erwähnung zu tun. Grade ihm steh ich am schroffsten gegenüber. Von der Ueberzeugung mach' ich kein Hehl, daß ich eine Rettung der wahren Bestimmung der Schillerstiftung nun darin sehe, daß sie in Weimar fortkommt, daß die Satzungen, die am 10. November 1864 einen neuen Vorort verlangen, unverändert bleiben, und daß die Wahl, mindestens sechs Monate vorher, in aller Ruhe, ohne Ueberstürzung, ohne Beeinflussung, besser noch schriftlich als durch Generalversammlung, vollzogen werde. Als neuer Vorort dürfte sich, aus Rücksichten des Dankes, des Ineins-

*) Bezieht sich auf Halms „Begum Somru", den Emil Kuh auf das schimpflichste rezensiert hatte, wobei er sich auf ein angebliches Urteil Gutzkows berief, das dieser niemals abgegeben hatte.

Google

lebens mit unserer großen Neuerwerbung, der ausgezeichneten Persönlichkeiten, wie Pfotenhauer*), Gärtel, Carus, Judeich**) nur Dresden empfehlen. Darum sich gruppierend: (Preußen) Breslau, (Oesterreich) Wien, (Bayern) Nürnberg, (südwestdeutsche Staaten) Darmstadt, (freie Reichsstadt) Hamburg. Alle anderen Lockungen, z. B. mit dem hiesigen „Schillerhause" (für „Kanzlei und Archiv" [bis jetzt noch große Namen für kleine Begriffe!]) sind nur Reclamen für das Verderbliche.

Ich schreibe diese Zeilen, die mit meinem Amte nichts zu tun haben, sondern von mir als dem Mitbegründer und Freund der Stiftung kommen, und einem Mitbegründer und Freund der Stiftung vorgeschrieben werden, einem Ehrenmann, der, da meine Stellung sehr schwierig ist, sie als einen Akt des persönlichsten Vertrauens betrachten wird und mir durch seinen Namen eine Bürgschaft der unverbrüchlichsten Discretion ist — selbst gegen Ihre Herren Kollegen im Vorstand. Wollen Sie mir eine besondere Freude gewähren, so geben Sie mir in einigen Zeilen noch eine ausdrückliche Beruhigung über die richtige Auffassung des Dranges, in welchem ich mich Ihnen gegenüber ausgesprochen habe. Beweise für die Notwendigkeit meiner obigen Auffassungen zu geben, werd' ich mir leider versagen müssen.

Mit Ihnen bekannter herzlicher Verehrung und, wie immer, aufrichtig und treu ergeben Ihr

Gutzkow.

Weimar, 9. August 1863.

P. S. Um noch einmal auf die alberne Kuh-Parallele zurückzukommen, auf Frenzel hab' ich in literarischen Urteilen keinen Einfluß. Ich muß ihn glauben, sichirren, denken und schreiben lassen, wie eben sein empfindliches und jede Bevormundung ablehnendes Naturell mit sich bringt***).

Der folgende Brief ist ausschließlich Stiftungsangelegenheiten gewidmet und bezieht sich auf die § X und XII der Satzungen. (Die Unterstützungsarten werden nicht genannt; Satzungsänderungen können nur bei Zustimmung von so vielen Zweigstiftungen, die zwei Drittel des Gesamtvermögens repräsentieren, erfolgen.) Diese spielten in Gutzkows Kampf mit dem Verwaltungsrate ihre bedeutsamen Rollen; Halm als Vertreter der Wiener Zweigstiftung bei der Generalversammlung seinen Anschauungen zugänglich zu machen, ist der Hauptzweck des Briefes:

Weimar, 27. August 1864.

Mein hochverehrter Herr und Freund!

Obgleich Sie mich durch die schweigende Aufnahme meiner Ihnen im Frühjahr geschickten Herzensergießung nicht ermuntert haben, Sie

*) Dresdener Oberbürgermeister.

**) Mitglieder der Dresdener Zweigstiftung.

***) Karl Frenzel übernahm 1861, nach Gutzkows Rücktritt von der Redaktion, die Leitung der „Unterhaltungen am häuslichen Herd."

Google

an Ihr früheres Wort zu erinnern, ich könnte offen zu Ihnen reden, so drängt mich doch die hohe Wichtigkeit der Fragen, die innerhalb der Schillerstiftung nunmehr ihrer Erledigung entgegengehen, wiederum an eine Instanz zu appellieren, die nach allem, was ich zu beobachten glaube, die entscheidende ist, die Wiener und zunächst Ihre eigene Ansicht.

Sie werden bestürmt werden, nach § XII der Satzungen, Ihr Vermögen zu jenen ⅔ schlagen zu lassen, die nötig sind, um Aenderung der Satzungen zu meiden (von Dresden wegen der Oeffentlichkeit, von Weimar oder dessen Beauftragten wegen fernerer fünfjähriger Weimarer Vorortschaft).

Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich, ohne im mindesten auf die Meinungen der Zweigstiftungen gehorcht zu haben, doch vollkommen weiß, daß die Neuwahl Weimars durchaus zweifelhaft ist. Man sieht in Weimar nicht eine von gebieterischen Tatsachen und reicher Vertretung allseitiger Teilnahme empfohlene Position, sondern nur eine einzige Person, Dingelstedt, der man nicht 10 Jahre lang die Herrschaft über das große Schillerstiftungsgebiet, das vielleicht mit der Literatur selbst adäquat ist, lassen will. Ich kann als Generalsekretär und Begutachter von des Jahres über 100 literarischen Existenzen nur sagen: Es wäre gewissenlos gehandelt, die Stiftung in einer Stadt von 12 000 Einwohnern zu lassen, die durchaus unliterarisch geworden ist und nicht das mindeste Material besitzt, um mit der Literatur au courant zu bleiben! Weimar gehört dem Tode und der Vergangenheit, die Schillerstiftung dem Leben, der Gegenwart und der Zukunft! Eine einzige dürftig ausgestattete Leihbibliothek ist die Quelle, die bei jeder Gelegenheit, wenn man sie befragen muß, versiegt. Ich bin armselig über die neueste Literatur unterrichtet, wie vielleicht wenige; aber immer nur auf sein eigenes Gedächtnis angewiesen bleiben, muß bedenklich werden. Eine Schillerstiftung gehört sich in eine große Stadt, in den lebhaften Kontakt mit Literaturfreunden, die mit der Zeit mitgehen. Hier ist davon geradezu n i c h t s zu finden.

Ihnen in Wien liegt vor allem an der Oeffentlichkeit. Auch da teile ich Ihnen mit, daß nicht alle den alten Standpunkt der Schillerstiftung verlassen haben. Das geistlose Geschreibsel des jetzt in den Verwaltungsrat gekommenen Dresdener Ziegler*) in seiner Broschüre „Die Schillerstiftung und die Oeffentlichkeit" kann niemanden bekehrt haben. Die Zeitungsartikel, die er für seine Meinung und die der alten, jetzt in Dresden dominierenden Lotterieherren anführt, hat er alle selbst geschrieben, der überbetriebsame Mann.

*) Der Reiseschriftsteller Alexander Ziegler; die Zeitungsartikel, die Gutzkow erwähnt, waren in den „Dresdener Nachrichten" am 1. April und 24. Mai 1864 erschienen. Auch das „Frankfurter Tageblatt" und die Münchener „Allgemeine Zeitung" bemängelten Gutzkows Gebahren, namentlich die Verleihung von Stiftungen an Auerbach und Griepenkerl.

Google

Aber gut, das Prinzip siege, siege wenigstens in Betreff der „Ehrengaben" — soll nun darum die Generalversammlung „Aenderung der Satzungen" votieren?

Ich widerrate dies aus heiligster Ueberzeugung. Wir bekommen mit Aenderung der Satzungen die unangenehmsten Konflikte mit den Regierungen, die sich die Genehmigung der Aenderung vorbehalten haben, namentlich mit Sachsen und Preußen. Meiner Meinung nach sollte die Generalversammlung einer auf Jahrhunderte berechneten Stiftung die Huldigung bringen, daß sie nach winzigen 5 Jahren nicht schon diese kurze Erfahrung für maßgebend erklärt, sondern in konservativer Selbstüberwindung gleich zu Beginn sagt: Die Satzungen bleiben unverändert.

Wie nun mit der Oeffentlichkeit und § X?

Ich rate ein Provisorium. Da die Frage der Oeffentlichkeit Erwägungen mancherlei, pro und contra, anregt, so lasse man es erst auf einen Versuch mit ihr ankommen. Man nehme auf etwa 2 Jahre die Praxis an: Jede Unterstützung, Ehrengabe, Pension usw. wird nur in der Voraussetzung erteilt, daß der Empfänger, um das Vertrauen zur Stiftung zu machen, Vorurteile zu widerlegen usw., für die empfangene Wohltat dadurch seinen Dank bezeigt, daß er der Verwaltung gestattet, wenn sie will, in ganz oder halboffizieller Weise ab und zu Bekanntmachungen zu erlassen, die nicht im Widerspruch mit § X stehen. Man hat gesagt: die Empfänger können sich ja selbst anzeigen! wie es in Wahrheit auch bei fürstlichen Pensionen, die nie von den Gebern bekannt gemacht werden, geschieht. Aber nur wenige Empfänger taten es bisher. Wie sollten sie auch dazu kommen; wie eine passende Form dafür finden? Jetzt übernimmt die Verwaltung selbst diese Dankabstattung, diese Bekanntmachung der Dankabstattung. . .

Auf diese Art bleiben die Satzungen vorläufig unverändert, und die, die nur deshalb auf Wiens und Dresdens Oeffentlichkeitsdrang rechnen, um § XII in Anwendung zu bringen (Addition von ⅔ des Stammvermögens) und mit Aenderung von § X auch den Satz hineinzubringen zu § V „Der Vorort kann wiedergewählt werden", diese verlieren ihr Spiel.

Eine 20—25jährige Praxis des wandelnden Vororts wird vielleicht endliche Fixierung bringen. Jetzt ist die Erfahrung zu jung. Jetzt würden die Vorteile der Fixierung nur von Personen, nicht von Tatsachen geerntet werden.

Städte, die man als zweckmäßige, neue Vororte bezeichnet, sind: Dresden, Berlin, Frankfurt, Stuttgart, Wien. Leipzig ist sogar für Karlsruhe. Einladungen zu fürstlichen Tafeln sind überflüssig. Wer Weimarsche Orden haben will, soll sie auf anderem Wege als durch die Schillerstiftung erwerben.

Es ist eine Gewissenspflicht, daß ich gerade Ihnen, dem Vorsitzenden des maßgebendsten Comités, diese meine Meinung über das Schicksal einer mir so werten, von mir zumeist ins Leben gerufenen Stiftung

Google

offen ausspreche. Sie werden jetzt den Besuch Dingelstedts empfangen. Er wird Ihnen beweisen, daß die Addition des Vermögens von Wien, Dresden, Weimar beinahe die 2/3 zuwege bringt, die nötig sind, um die Satzungen überhaupt nur anzurühren. Erklärte Wien: Wir lassen die Satzungen unverändert und suchen unseren alleinigen Wunsch, größere Oeffentlichkeit, durch ein geschäftliches Provisorium von einigen Jahren . . zu erreichen, so ist die Stiftung . . in ihrer Entwickelungsfähigkeit gerettet.

Traurig genug, daß ich als Generalsekretär für alle diese meine Ueberzeugungen, die nur der Sache dienen, durch den gänzlich mit Dingelstedt übereinstimmenden Verwaltungsrat im Stiftungsleben so gut wie mundtot bin.

Mit herzlichem Gruß und verehrungsvoll wie immer Ihr

Gutzkow.

In Stiftungsangelegenheiten war dies der letzte Brief Gutzkows an Halm; am 15. November 1864 erbat er seine Entlassung vom Generalsekretariate, die er am 29. November erhielt.

Wieder aufgenommen wurde die Korrespondenz, als Halm seit dem 11. Juli 1867 als Generalintendant der Wiener Hoftheater fungierte. Wiederholt erbat sich Gutzkow brieflich die Berücksichtigung seiner älteren und neueren dramatischen Produktion, ohne Erfolg zu haben; unter Halms Intendanz findet sich keine Premiere eines Gutzkowschen Stückes. Er schreibt ihm:

Kesselstadt bei Hanau, 2. März 1868.

Mein hochverehrter Herr und Gönner!

Bei dem vielfachen Tumult und Lärm, den Sie seit länger als einem halben Jahr in Ihre stille, behagliche Bücherwelt, wo ich Sie einmal vor Jahren besuchte, haben eindringen lassen, kann ich mir nicht versagen, Ihnen einmal ein Lebens- und Anteilzeichen zu geben, obschon es von einem Manne kommt, von dem man geneigt sein müßte, anzunehmen, daß ihm das Streiten und Hadern der Welt und nun vollends um Angelegenheiten der Bühne gleichgültig geworden ist!

Die Rechte der Vegetation machen sich aber geltend, das Wachstum meiner Wurzeln kann ich nicht hindern, und so bin ich denn auch, so widerwärtig mir die Wiener Journalistik bei Ihrer unisonen Gehässigkeit gegen mich werden mußte, aufmerksam der ganzen Burgtheaterfrage gefolgt, soweit ich mich aus der alten und der neuen „Presse" darüber orientieren konnte.

Wie ich über L a u b e denken mußte, war schon einmal Gegenstand einiger Zeilen, die wir wechselten, als ich noch in Weimar war. Vor acht Tagen haben die „Rückblicke"*) auch meiner Erwähnung getan und

*) Diese „Rückblicke" sind Laubes „Geschichte des Burgtheaters", in Fortsetzungen zuerst in der „Neuen freien Presse" erschienen.

Google

meines Abscheidens von der Bühne. Mich überrascht wahrlich von jener Seite nichts. Auf zwei eingesandte Stücke bin ich ohne alle Antwort geblieben. Die Art, wie Laube, ich glaube, es war 1856, verhinderte und mir geradezu verbot, dem stürmischen Ruf des Publikums bei Aufführung der „Ella Rose" zu folgen, halte ich für den Anfang jener schmählichen Behandlung, die ich seitdem von der Wiener Journalistik erfahre. Wien ist eine Stadt des Enthusiasmus. Ist es im Zuge des Wohlwollens, so soll man nicht sich sträuben, es anzunehmen. Der Umschlag kommt nur zu leicht. Ich wurde damals, selbst nach dem 5. Akte noch, sogar aus der Loge der Kaiserin mit Applaudissements gerufen, und er stand neben mir und sagte: „Du gehst n i c h t! Ich muß es nachher büßen! Es heißt, wir machen Demonstration!" Ein Autor, der bis dahin über 20 Jahre lang in Wien liebenswürdig behandelt worden war, und zum erstenmale Gelegenheit fand, Wohlwollenden persönlich entgegenzutreten, brüskierte das Publikum — die Schuld fiel auf mich. Es hieß, es wäre Hochmut, und mit eigenem Ohre hörte ich beim Hinausgehen von Damen den Ausruf: „Unverschämt, nicht zu kommen —!" Die Kritik hatte es dann leicht, die gute Meinung abzukühlen. Noch wie heute hör' ich, als die 2. Vorstellung war, und wir uns nach ihr bei der klugen R e t t i c h zum Nachtimbiß einfanden, wie Ihnen auf Ihre leise Frage: Wie war's? Laube antwortete: Flau, oder noch Schlimmeres*).

Bei alledem hatte ich unter Laube den Vorteil, daß, da er sich selbst des Jahres circa 20—25mal gegeben machte, er „Schandenhalber" ab und zu auch für andere seiner Richtung sorgen mußte. Denn nach seinem System würde ich als Burgtheaterdirektor, wenn ich in seine Fußstapfen getreten wäre, mir 50 Abende haben herausbringen können; denn ich glaube, die vergessenen unter meinen Stücken sind noch nicht in dem Grade vergessen wie auf der gesamten deutschen Bühne „Struensee" und „Monaldeschi".

Mir ist unbegreiflich, wie man von Ihnen verlangen kann, daß Sie die „Bösen Jungen" geben. Noch unbegreiflicher, wie es Ihnen Laube zumuten konnte . . . Kritiker und Produzent zu sein in Einer Person verträgt sich nicht derselben Bühne gegenüber oder man müßte schreiben, wie zu W i t t h a u e r s**) Zeit geschrieben wurde. Mir schickte H ü l s e n meinen „Antonio Perez"***), der angenommen war, zurück, wie ich mir in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd", „Bemerkungen über den Charakter der Religiosität Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. erlaubt hätte", in Wahrheit, weil ich einige Vorstellungen seiner Bühne getadelt hatte. Weitentfernt bin ich, solcher

*) „Ella Rose" stand von 1856—1864 auf dem Spielplane und wurde sechzehnmal gegeben.

**) Friedrich Witthauer, einer der feinsten Schriftsteller des vormärzlichen Wien, gab bis 1895 die „Wiener Zeitschrift" heraus.

***) Unter dem Titel „Philipp und Perez" in Stuttgart wenig erfolgreich aufgeführt.

Google

Tyrannei recht zu geben. Es ist aber ein anderes, wenn man ein Instrument für so schlechtgeworden erklärt, wie Laube das Burgtheater, acht Tage nach seinem Abgange, und doch darauf spielen will. Soll der Direktor dulden, daß in seine Truppe der Geist der Meuterei geschleudert wird? Soll er die Hand bieten, daß die Meuterei zum Ausbruche kommt? Das künstlerische Wirken und Schaffen verlangt ein friedliches, neutrales Zusammenwirken . . .

Laubes „Böse Jungen" (ein aktuelles Drama, das den Selbstmord des Finanzministers Brück behandelt) kam unter ungeheueren Demonstrationen für den Verfasser am Theater an der Wien zur Aufführung. Halm hätte, auch wenn er nicht Laubes persönlicher Gegner gewesen wäre, das Stück im Burgtheater nicht darstellen lassen können, zumal er sorgsam bemüht war, sowohl den früheren Direktor als auch Gutzkow selten zu Worte kommen zu lassen. Am 15. April schrieb ihm dieser neuerdings aus Kesselstadt einen beweglichen Klagebrief, worin er die Nichterledigung seines oben zitierten Schreibens urgiert und dann fortfährt: . . . . Ich erhebe aber auch die Bitte, die Möglichkeit erwägen zu wollen, ob nicht bei dem Mangel an Novitäten und infolge der zu erwartenden Ablehnung des Uebermaßes an französischen Stücken eine oder die andere meiner älteren dramatischen Arbeiten in das Repertoire des Burgtheaters aufgenommen werden könnte, z. B. meine Tragödie „Pugatschew", letztere wesentlich in der Form, wie dieselbe in der neuesten Ausgabe meiner Dramen (Leipzig, bei Brockhaus 1862) vorliegt.

Schließlich glaube ich, angedeutet zu haben, daß ich mit Dank eine Beruhigung entgegennehmen würde über die Besorgnis, daß mein am Burgtheater seither in gewissen Intervallen regelmäßig gegebenes Stück „Das Urbild des Tartuffe" der kirchlichen Konflikte wegen bei Seite gelegt worden sein möchte, während ich doch umsomehr auf fernere Wiederholungen desselben zu rechnen haben sollte, als meine ebenfalls im Burgtheater einverleibt gewesenen Stücke „Zopf und Schwert"*) und „Königsleutnant" durch den politischen Freigeist in Wegfall kommen mußten.

Der Schlußpassus des Briefes ist von besonderem Interesse, er zeigt, wie ängstlich Halm alles von der Hofbühne fernzuhalten suchte, was Laube ihrem Spielplane einverleibt hatte, wenn es den Anschein hatte, daß es „oben" mißliebig aufgenommen werden könnte. Den harmlosen „Königsleutnant" ließ Halm freilich noch 1868 hie und da abspielen, von diesem Jahre an auch nicht mehr. Wie sehr diese Verschließung des Burgtheaters auf Gutzkow einwirken mußte, zeigt der letzte Brief. Halm hatte ihn brieflich zu beruhigen und zu vertrösten versucht; recht skeptisch antwortete Gutzkow:

*) Letzte Aufführung 1865 unter Laube.

Google

Kesselstadt bei Hanau, 29. August 1868.

Mein hochverehrter Freund!

Es hat mir, selbstverständlich, wohlgetan, in dem gegenwärtigen Chef der kaiserlichen Theater den alten persönlichen Gönner behalten zu haben und aus Ihren im Frühjahr erhaltenen Zeilen zu entnehmen, daß Sie auf die Förderung meiner Interessen bedacht bleiben wollen. Vergeben Sie mir aber auch das offene Geständnis, daß Ihr Ablehnen meiner nächsten Vorschläge und Ihr Vertrösten auf günstigere Zeit mich an die außerordentliche Artigkeit und liebenswürdige Courtoisie erinnerte, womit die Nachrichter jemanden, dessen Kopf sie aus den Schultern nehmen, erst um Verzeihung bitten. Sie machen mit meinen Vorschlägen und Bitten so gemütlich tabula rasa, daß nicht minder, wie Sie über meine submissefte Eingabe an die k. k. Hofburgtheaterdirektion gelacht zu haben erklärten, so auch ich bekennen muß, nach Durchlesung Ihrer mir werten Zeilen gelacht zu haben, freilich ein wenig mit Zusatz von Schmerz und Aerger. „Für den Augenblick ists mit allen Ihren Wünschen und Bitten nichts; es wird Ihnen aber nicht unangenehm sein."

Ich habe mir dann manchmal das Repertoire darauf angesehen und mir gedacht: Wie angenehmunangenehm muß es doch dem Mosenthal sein, in dieser Zeit mit den „deutschen Komödianten" hervorzukommen, den Weilen mit „Edda" und anderen mit anderen vielbegehrten und pressanten Stücken! Ach, ich habe noch andere von den Toten auferstehen sehen und war ganz nahe, an meine, wie Laube mich immer versicherte, und allerdings auch die „Kritik" nicht in Abrede stellte, durchgefallenen Stücke „Weißes Blatt", „Ottfried" angekommen. Doch, wie gesagt, über solche Gedanken, Gedanken, die etwa so sich formulieren: Am Burgtheater, das alle Tage spielen muß, lebt manches fort, was überall tot ist (vergleiche 5—6 Stücke Bauernfelds u. a.), warum sollte nicht auch von Dir — ? über solche Grübeleien fährt Ihre Feder dahin wie ein Hauch über die ersten Anfänge eines Lichtbilds. Da nun gar noch an ein Experiment mit „Pugatschew", „Antonio Perez" oder dergleichen denken! Daß „Zopf und Schwert" fürder „unmöglich" sei, ist Ihnen auch nicht vielmehr als (Verzeihung, ich greife nach dem nächsten Bilde vor meinem Fenster) eine zufällig vom Baume fallende Birne.

Nun bliebe also nichts übrig, als 1) der Beweis, daß Wagner gesund ist — also „Acosta" (auch Sonnenthal spielte ihn schon), 2) „Urbild des Tartuffe" — als Beweis, daß der neue Burgtheaterchef keine geheimen Instruktionen oder wohl gar Antipathien hat. 3) „Werner" bringt mir kine Tantièmen, war aber jahrelang ein bequemer Lückenbüßer. 4) „Königsleutnant" bedarf eines Gastes. . . .

Google

In allem Ernst, ich habe im Oktober Einnahmen nötig. Bringen Sie mich im September einigemale heraus! Dixi.

Begierig bin ich auf das Resultat Ihrer Preisausschreibung*). Im Oktober will ich Ihnen auch ein vieraktiges Lustspiel vorlegen und nun haben Sie alle Hände voll zu tun.

Mit herzlicher Ergebenheit und hochachtungsvoll Ihr

Gutzkow.

*) Die Preisausschreibung war am 30. Oktober 1867 erfolgt. Die 2 Preise erhielten unter 197 Stücken Schaufert für „Schach dem König" und Wolfgang von Müller für „Ueber den Parteien."

Eremitage bei Bayreuth

Perückensträucher und verschwieg'ne Gänge
Und lange, grünverwachsene Alleen,
Einsiedlerklausen mit verliebter Enge,
Die unter alten Buchen träumend stehn.
Ein Venustempel — künstliche Ruinen,
Und ein Theater wie für Heroinen
Sieghafter Schönheit in das Grün gestellt.
Und Wasserkünste, die vor langer Zeit
Um amoureuse junge Nymphen spielten
Und ihre zärtlich-weißen Glieder kühlten:
O du vertändelte, verliebte Welt,
Verschwärmte, töricht-süße Seligkeit! . . . . . .

Vor langer Zeit . . . Leis plätschern die Fontänen,
Eintön'ge Glöckchen klingen durch die Nacht,
An schlanken Säulen süße Frauen lehnen
Und durch den Park hin bebt ein weiches Sehnen,
Das alles Tändeln noch verliebter macht.
Und endlich langes, warmverhülltes Schweigen,
Der volle Mond beginnt heraufzusteigen.
Nur einmal noch durchbebt ein Laut die Stille
Des weiten Parks: ein Laut in weicher Fülle,
Von einer Frau, die leise, lockend lacht.

Nora Braun.

Google

Alfred Mayer (München): Olaf Gulbransson

Die Führung in der Malerei des 19. Jahrhunderts wird den Franzosen zuerkannt. Sie haben den Vorsprung bis in die Gegenwart behalten. Deutsche Maler ziehen noch immer nach Paris, um zu lernen, womit nicht gesagt sein soll, daß der französische Einfluß in jedem Fall ersprießlich sein muß. Gerade in jüngster Zeit erleben wir es, daß Cézanne auch deutsche Talente in Verwirrung bringt.

Auf dem Gebiete der Graphik ist es anders. Daumier und Lautrec zwar bleiben uns immer imponierende Größen, und vielleicht haben wir diesen Beiden keine adäquaten Künstlererscheinungen in Deutschland gegenüberzustellen. Andererseits hat sich in der Gegenwart das Niveau deutscher Graphik derart gehoben, daß jetzt von einer Präponderanz der Franzosen auf diesem Spezialgebiet nicht mehr gesprochen werden kann. Man vergleiche daraufhin nur die führenden Vertreter französischen Humors im Album „les maitres de la Carricature" mit unsern Mitarbeitern am Simplizissimus. Eine Abhängigkeit der Deutschen von den Franzosen ist in keinem Fall zu spüren.

Das Aufblühen der Graphik zu neuer Bedeutung ist im Vaterlande Albrecht Dürers keiner Zufälligkeit zuzuschreiben. Im Zeitalter der Gotik war den vortrefflichen Meistern der Graphik keine Kunstgattung zweiter Ordnung, viel eher war ihnen Stift, Stichel und Griffel das geeignete Werkzeug, dem besonderen Zeitgefühl oder Stilempfinden Ausdruck zu verleihen. In unserer Zeit setzen ganz hervorragende Talente wie Stauffer-Bern, Ferdinand Hodler, Max Klinger, Peter Halm u. a. m. die beste deutsche Tradition fort. Mehr aber als in vergangenen Zeiten ist — als Produkt unseres ironischen Jahrhunderts — die karikaturistische

Google

NORD UND SÜD

(Zu unserm Aufsatz über Gulbransson)

Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

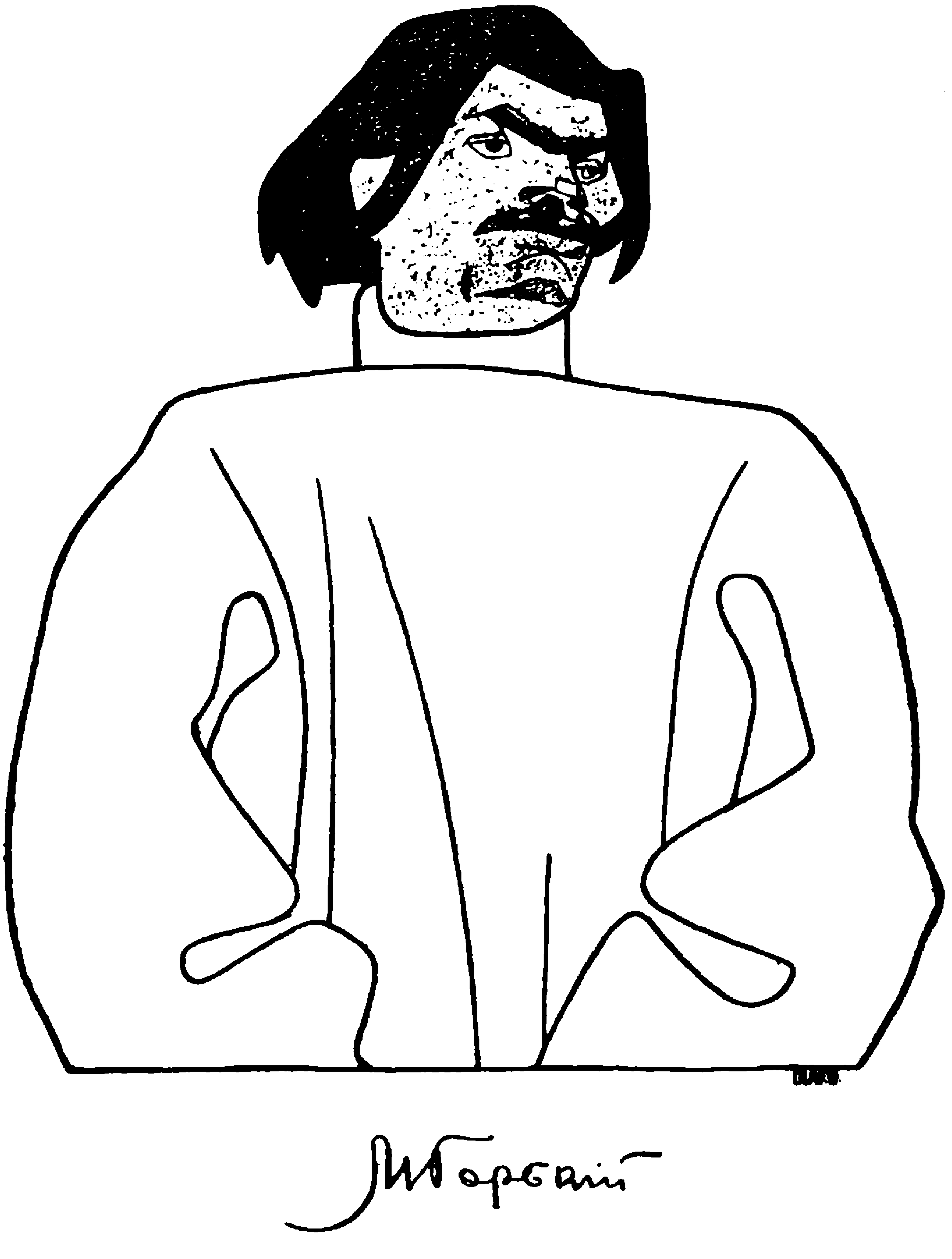
Google

Zeichnung zur Entwickelung gekommen, begünstigt durch die Erfindung neuer Verfahren in der Reproduktionstechnik. Speziell durch die Gründung des „Simplizissimus“ und durch das neue Farbendruckverfahren gelangte die Witzblattzeichnung zu unerwartet auffälliger und künstlerischer Bedeutung. Dieses deutsche politisch-satirische Wochenblatt brachte plötzlich eine große Anzahl bis dahin verborgener Talente zum Erblühen.

Als uns sein Gründer und Verleger Albert Langen einen skandinavischen Zeichner, von dem hier gesprochen werden soll, zuführte, — hatte der „Simpli“ in einem fast siebenjährigen Krieg gegen die Auswüchse in Politik und Gesellschaft Boden gewonnen. Unter Thomas Theodor Heines Führerschaft hatte sich ein ganzer Stab bedeutsamer Künstler

Go gle

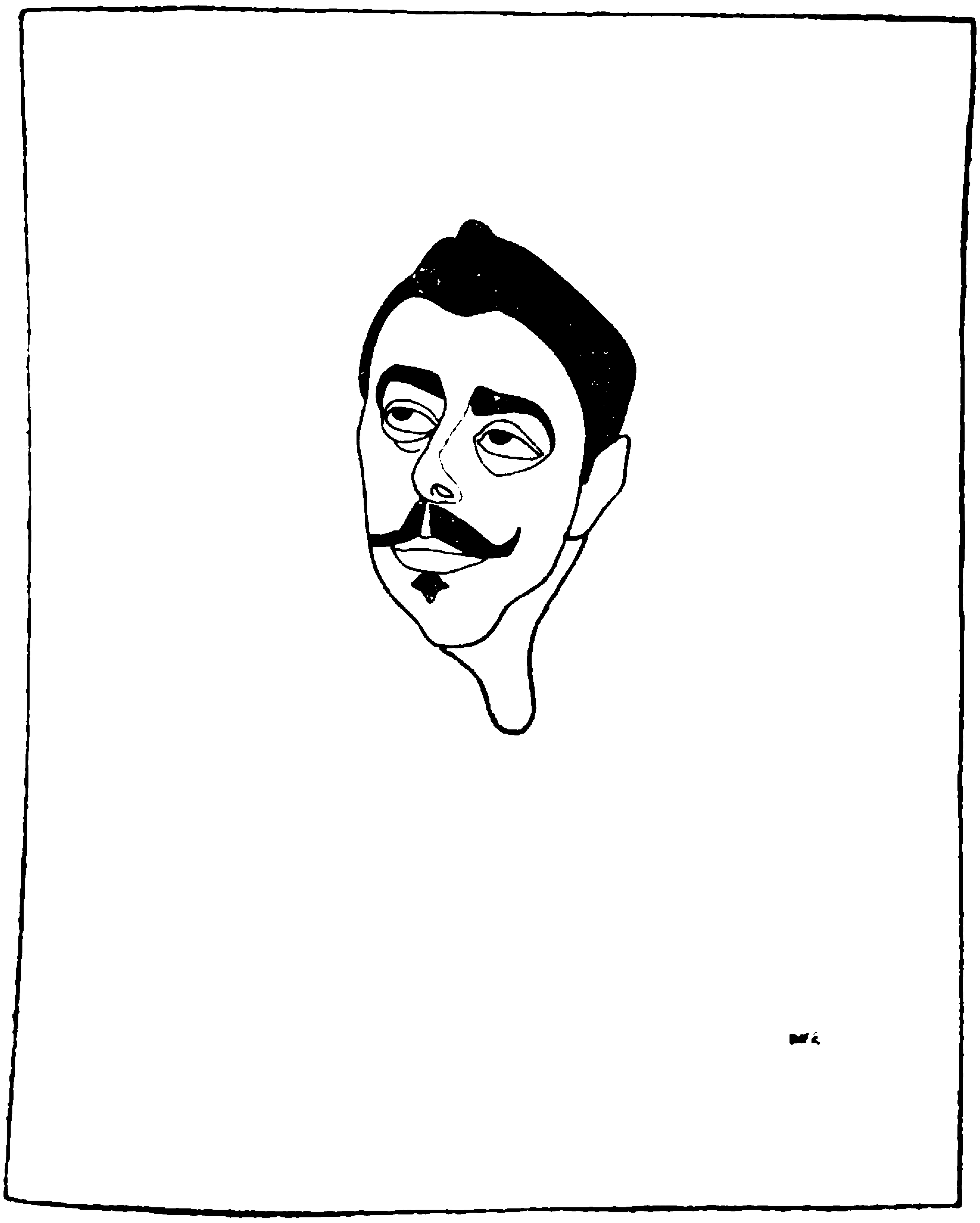
durchgesetzt. Die Rollen waren so verteilt, daß in ganz wundervoller Ergänzung jeder ein begrenztes, aber ausschlaggebendes Stoffgebiet versorgte, und was das Wichtigere war, es lernte jeder mit mehr oder weniger Gelingen in der durch die Reproduktionstechnik vorgeschriebenen



Formel sich k n a p p auszudrücken. Den Grundsatz für jeden geistreichen Zeichner hat einmal Max Liebermann treffend so formuliert: „Zeichnen heißt weglassen".

Google

Nur der geistsprühende Thomas Theodor war von Anfang an im Stoffgebiet nicht beengt. Er sorgte immer bis zum heutigen Tage für die große Weltsatire. Häufig zu Gast erschien damals der Rumäne Pascin,



Maeterlinck

dieser fabelhafte Schilderer der aktuellen Sittenverderbtheit und Dekadenz. Durchaus von d e u t s c h e r Art führte sich der geniale, leider

Google

so früh verstorbene Rudolf Wilke ein, der sich mit Bruno Paul zusammen gerne in den niederen Schichten des Volkes bewegt. Bruno Paul bevorzugt die plumpen bajuvarischen Typen, die er grandios der Flächenwirkung eines neuen monumentalen Plakatstils einordnet. Thöny und Reznicek, die so fleißigen Mitarbeiter, standen in künstlerischer Beziehung gegen die genannten zurück.

Olaf Gulbransson berührt sich in seiner Weltanschauung nur mit Rudolf Wilke. Diese zwei Optimisten kennen keinen höheren Zweck, als das Lachen in uns zu entbinden.

Gulbransson empfindet und sieht ausschließlich in Linien. Er ist unter seinen Kollegen der Zeichner κατ' ἐξοχήν. Auch Rudolf Wilke zwar bemeistert die Linie, die meisten seiner Zeichnungen verraten indessen den verkappten Maler, der von der momentanen Impression ausgeht. Er erreicht oft rembrandeske Wirkungen. Pascin und Reznicek wurzeln im Malerischen, aber auch all die übrigen spüren zeitweise den Drang, sich farbig zu betätigen. Thomas Theodor malt Bilder, wenn eine Feiertagsstimmung über ihn kommt. Seine sorgfältig ausgeführten landschaftlichen und architektonischen Hintergründe verraten ohnehin die Neigung des Malers. Wir wissen, daß ausgesprochene Zeichnertalente wie Busch und Oberländer eine gleiche Sehnsucht zum Pinsel nicht unterdrücken konnten. Dieses den meisten gemeinsame Bestreben erscheint fast wie eine Bestätigung des längst überwundenen Vorurteils, als ob die Graphik doch nicht ganz gleichberechtigt mit der Schwesterkunst auftreten könne. Gulbransson allein — man mag noch an Emil Preetorius denken — kennt diesen Ehrgeiz nicht. Wenn er die Farbe benützt, so dient sie ihm nur dazu, die Kontur schärfer hervortreten zu lassen. Dadurch, daß er bei der Stange bleibt, niemals das Bedürfnis empfindet, mit der Malerei zu kokettieren, dadurch ist er es, der die zeichnerische Karikatur zur Kunst erhoben hat. Dabei wird man vom Autor des „Christoforus" (in Nr. 36, zehnter Jahrgang des Simpli) aber nicht behaupten wollen, daß ihm die malerische Begabung fehle. Dieses ikonographisch interessante und malerisch behandelte Blatt (der Christoforus trägt auf seinen Schultern den russischen Kaiser durch ein Blutmeer) steht

Google

im Werke des Zeichners einzig da, denn Gulbransson sucht fernerhin selten das zweite Talent in sich auszubilden. Es ist ihm wohl sympathischer und mag ihm künstlerisch nicht minderwertiger erscheinen, nur mit dem Stift möglichst knapp in wenigen Strichen und Schnörkeln sich auszudrücken.

Wie merkwürdig ist es doch, daß dieser uns aus Skandinavien importierte Künstler am Simpli heute den echtesten Vertreter deutschen Humors darstellt. Man wäre fast versucht, seine Vorläufer in Busch und Oberländer zu erkennen. Dieser aus vollem Halse lachende Bejaher des Lebens, ohne Galle, urgesund, von keinerlei dekadentem Zuge angekränkelt, bäuerisch im guten Sinne und doch empfänglich für die feinste Kultur unserer Zeit, ist als Norweger eine neue Erscheinung. Wie anders verbarrikadiert sich sein großer humorbegabter Landsmann Ibsen hinter der Satire. Gulbransson hat den Trieb, sich unverhüllt, unzweideutig, unsymbolisch und beherzt zu entladen. Er hatte als sein Arbeitsfeld einen Teil der politischen Satire am Simpli übernommen. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Sein freiheitsdurstiges Temperament kann sich sicher nicht im Dienste einer Tendenz zufrieden geben. Er hilft sich durch den Ausweg, daß er immer das Menschliche zum Ausgangspunkt seiner Ironie wählt. Ist Kunst nichts anderes als Gesicht seines Vorstellungsbesitzes, so gehört Gulbransson zu den eminentesten Künstlern der Gegenwart. Er hat einen Schatz von Beobachtungen in sich angesammelt. Er empfängt durch das Auge und schafft aus dem Gedächtnis. Sein Linienstil ist abstrakt, sein Kunstempfinden lebendig. Das Wesen aller Kunst läßt sich auf einfache Formeln zurückführen. Die heterogensten Kunsterscheinungen unterstehen, wie wir wissen, ein und derselben Gesetzmäßigkeit.

Gulbransson, der Künstler des 20. Jahrhunderts n. Chr., ringt nach dem letzten und kürzesten Ausdruck und gelangt dabei zu einem Resultat, das mit der geometrischen Formel übereinzustimmen scheint, durch die bereits in der altägyptischen Kunst die entscheidende und für immer gültige Beobachtung fixiert worden ist. Erst die Sublimierung der geometrischen Linie, die charakteristische Ueberschneidung, bringen das so

Google

moderne Eigenleben einer Gulbranssonschen Zeichnung hervor. Hauptsächlich aber die unerhörteste physiognomische Begabung. Die Art, wie er seinem Gedächtnis eine nie gesehene Erscheinung auf Grund von Vorstellungen oder Photographien einprägen kann — ermöglicht es ihm, die Menschen in größter Lebendigkeit wiederzugeben. Viele in der Serie der „berühmten Zeitgenossen" sind nicht ähnlich, aber doch von so suggestiver Kraft, daß wir an die von Gulbransson hervorgetriebenen Charakteristika glauben müssen, ja sie nachträglich am Original entdecken. Besonders humorvoll sind seine Entdeckungen des Tierhaften im Menschenantlitz und -Gestalt. Verblüffend ist die Gedächtnisarbeit in Rekonstruieren der Typen auf Vergangenheit und Zukunft. Die Illustrationen zu Ludwig Thomas „Tante Frieda" werden erst dem die ganze Freude geben, dem die Persönlichkeit des Autors bekannt ist. Nur so, wie ihn Gulbransson vor uns hinstellt, kann der 15jährige „Lausbub" ausgesehen haben. Gulbranssonsche Karikaturen wirken durch sie, ohne Textbegleitung. Sie unterscheiden sich merklich von den Produkten der Illustratoren, der ach so geistreichen Zeichner, die zum Bilde den Kommentar des Wortes benötigen. Selbst Thomas Theodor ist vom Gedanklichen ganz untrennbar. Gulbranssons Talent wird — wie gesagt — im Dienste einer Tendenz nicht zu Schaden kommen. Unbestechlich und gewappnet bewährt sich die künstlerische Diktion von Olaf Gulbransson. Seine Entwickelungsmöglichkeiten ruhen in der eigenen starken Persönlichkeit. Er ist niemals auf Abwege geraten, niemals hat seine Leistungsfähigkeit Rückschritte merken lassen. So lange wir ihn unter uns haben — diesen noch jungen robusten Dreißiger — werden wir uns das Lachen nicht abgewöhnen.

Google

Georg Hirschfeld:
Die Nixe vom Güldensee

Ein Märchen der Gegenwart

Copyright bei S. Schottländer, Schles. Verlagsanstalt, Berlin 1910.

F o r t s e t z u n g

Da blühte es rings und sang das Preislied ewiger Schönheit. Aber Freia war nicht mehr da. Geschieden sagten die einen — verschwunden die anderen. Geschieden und verschwunden aus Menschenlüge und Leben — das war eins. So fühlte es der Geiger. Und er wußte, wenn er in das Farbenwunder der erwachten Natur hinaussah, daß sie nicht fern sein konnte. Nicht in eine fremde Stadt jenseits des Weltmeeres war Freia gezogen, wie die Leute schwatzten, wie der verlogene Wirt ihn glauben machen wollte — im Bannkreise des Güldensees war sie noch heute, nur dorthin, in ihre wahre Heimat, konnte sie aus dem Menschenleben, das sie enttäuscht und verraten hatte, geflohen sein. So nahm er denn seine Geige und suchte sie, und als er sie nicht fand, wußte er sie doch unsichtbar in seine Nähe zu bannen. Wochenlang durch Traum und Tag wanderte Fiselinus auf den Uferwegen und höher im felsigen Geröll. Bald kannten ihn die Tiere in Wald und See — sie flohen nicht mehr, wenn er kam, sie blieben ihm nahe, sie folgten ihm sogar und lauschten gebannt seinem Spiel, nicht anders, als wenn die Nixe zu ihnen gesprochen hatte. Eines Abends aber wurde er sehr müde. Er hatte sich weit verstiegen und einen beschwerlichen Abstieg zum See hinunter machen müssen. Endlich, als es schon dunkelte und der Wasserspiegel die Metallfarben des Sonnenunterganges trug, hatte er ihn er-

Namenlose Erschütterung lähmte den Geiger. Er stand, die Arme ausgebreitet, mit brechendem Blick. Ein leiser, wehevoller Seufzer entrang sich seiner Brust, und rotes Herzblut schien ihm folgen zu müssen.

Go gle

„Fiselinus!" Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände. „Küsse mich!"

Er blieb regungslos, und sie näherte nun ihren Mund dem seinen, sie drückte ihre warmen Purpurlippen auf seine eisigen fahlen.

„Leb' wohl, Bruder! Du kennst mich nun und wirst durch dein Gefühl von mir erstarken. Leb' wohl! Wir sehen uns nicht wieder!"

„Warum! Warum diese letzte Höllenqual?"

„Ich habe gelobt, keinem Menschenantlitz mehr zu erscheinen. Und du bist ein Mensch, wenn du auch mein Bruder bist."

„Töte mich!"

„Ich will dir Leben geben! Deine Kunst war bisher nur eine dunkle Gewalt für dich, mehr Verhängnis als Erlösung! Sie besaß dich mehr, als du sie! Nun wird es anders werden, Fiselinus! Jetzt hast du deiner Kunst ins Herz gesehen!"

„Und fluche ihr! Jawohl! Ich fluche ihr! Was ist die Kunst! Ich will das Leben! Ich will dich! Dich!"

„Bruder!"

„Ich soll dich nicht wiedersehen?"

„Nie mehr!"

„Ich soll die Gabe der Geisterwelt besitzen und nicht genießen?"

„Genieße sie — du wirst mich sehen, ohne daß ich da bin! Du wirst mich hören, ohne daß ich zu dir spreche!"

„Schon wieder Traum! Verfluchter Traum! Das Erbteil des Krüppels! Ich werf' ihn von mir! Ich verachte ihn! Wachen will ich! Herrschen! Ueber die Menschen! Durch dich! Durch das Leben! An deiner Seite!"

Freia verschwand.

Er blickte wild umher. Er suchte sie vergebens. Still lag der See — nur der Abendwind raschelte im Röhricht. Da rief er nach ihr, in lang gezogener, öder, furchtbarer Klage: „Freia! Freia! Verlaß' mich nicht!"

Es schwieg. Noch einmal tönte seine Stimme, stärker als je, in schauriger Verzweiflung: „Freia! Schwester! Dich kennen, ohne dich leben? Was verlangst du!?"

Todesstille.

Da nahm er die Geige und spielte den Wodanstanz. Entsetzt verbargen sich die Fische im Grunde. Die Vögel suchten flatternd den Wald auf. Nur die Wespen und Mücken hefteten sich an den Geiger und stachen ihn tollkühn, um ihn zum Schweigen zu bringen. Aber ver-

Google

gebens. Die Geige ans glühende Herz gepreßt, den blitzenden Bogen schwingend, wanderte er rund um den See, mit seltsam hüpfenden Schritten. Nicht einmal, hundertmal. Immer hastiger, immer schneller. Jedesmal, wenn seine irre Gestalt an der Grotte vorüberkam, blieb sie stehen, und das Spiel setzte einen Augenblick aus — er wartete, er glaubte immer wieder, jetzt lockte er sie, jetzt kam sie und blieb bei ihm, den Tanz der Freiheit mit ihrem Bruder in die bestürzte Menschenwelt zu wagen — aber vergebens. Es täuschte ihn diesmal. Und weiter zog Fiselinus, rund um den See — rund um den See sang und ächzte, heulte seine Geige. Kein Ende, kein Ende. Bis ihm die Verfolger, durch Sebastian gewitzt, von der anderen Seite entgegenkamen, ihn fesselten und den Wahnsinnigen fortschafften, zur Stadt hinunter, ins Irrenhaus. Doch bevor er sich ergeben, hatte Fiselinus noch die Geige an einem Felsblock zerschmettert. Den unversehrten Bogen verwahrte ein Hirtenknabe.

IX.

Bevor Sebastians Sommergäste kamen, verließ ihn schon seine größte Hoffnung. Die Ungarin ließ ihn abfallen, als er seine Werbung wagte, und kehrte auf ihre Güter zurück. Diese Enttäuschung verwirrte Sebastians gesamten, bis ins Kleinste durchdachten und gesicherten Zukunftsplan. Dazu kam noch, daß sein bummelnder Bruder Schulden auf seinen Namen gemacht hatte, daß er die Eltern in Wien unterstützen mußte, und daß seine eigenen Gläubiger sich nicht mehr zufrieden geben wollten — mit Freia war das Glück vom Güldenseehotel gewichen, das wurde ihm erschreckend klar und immer klarer. Was war das? Rächte sie sich doch noch an ihm? Er hatte sich in eine so schöne, anspruchsvolle Dankbarkeit hineingewöhnt, und nun — nun zeigte sie ihm ihre Tücke. Sein düsterer Fatalismus machte ihn schlaflos. Der allzu schnell Verwöhnte wurde ein mürrischer, unaufmerksamer Wirt. So litt der Ruf seines Hauses. Es gab wohl noch viele Naturschwärmer, die dem Güldensee zuliebe schlechte Behandlung mit in Kauf nahmen, aber die eigentlich zahlungsfähigen, denen es ohnehin beschwerlich war, in die einsame Höhe hinaufzufahren, blieben allmählig fort und besuchten bequemere Paradiese.

Ein außerordentlich heißer Sommer kam. Gewitterschwüle lastete täglich auf den Bergen, der See lag lau und regungslos. Gefahr brütete im giftgelben Himmel, und eines Abends brach sie aus. Da erkrachte es plötzlich, als ob die Engel über den Wolken auf alle Donnerpauken losgelassen wären, da riß ein furchtbarer Blitz sein Zickzack in das lastende

Google

Dunkel. Die Gäste des Güldenseehotels saßen eben an der Table d'hôte — dem Herrn von Seligmann fiel der Zwicker in die Suppe, und Miß Aberdeen wurde ohnmächtig, wodurch die sonst bezwungene Panik ausbrach. Alle erhoben sich von der Tafel — Sebastian konnte die Verwirrten nicht mehr zur Ruhe bringen. Er hatte heute auch keine Macht über sie — mit leerem Blick, von Hitze und Angst erschöpft, stand er am Fenster und starrte in das wütende Durcheinander, in den stürzenden Regen. Plötzlich aber, noch ehe man sich vom Entsetzen der Höllenmusik erholt hatte, kam ein viel stärkerer, gewaltigerer Schlag, grüner Feuerschein erfüllte den ganzen Speisesaal, und alsbald ertönte ein angstvoller Schrei vom Hofe her: „Ich bin getroffen! Feuer! Feuer!" Ein Hausknecht hatte ihn ausgestoßen, und man sah den Mann, vom Blitz gelähmt, am Boden liegen. Das Stallgebäude aber hüllte sich schon in schwarzen Rauch — wie ein mutwilliges Feuerwerk sprangen Futterbündel, in prasselnde Funken verwandelt, gen Himmel. Jetzt wurde die Panik vollkommen. Alles stürzte zu den Ausgängen. Fensterscheiben krachten und fielen klirrend zusammen, denn besonders kühne Bergsteiger hatten diesen Weg gewählt. Herr von Seligmann stieg brutal über eine ohnmächtige Gräfin fort, mit der er vor zehn Minuten noch galante Konversation gepflegt hatte — junge, viel umworbene Damen wurden von ihren bleichen Kavalieren zur Seite gestoßen. Dabei drohte dem Speisesaal noch keine Gefahr. Nur die Panik brachte Wunden, das Feuer nicht. Die Flammen drohten freilich vom Stallgebäude, wo sie immer üppiger emporschossen, auf das Hauptgebäude überzugreifen. Sebastian versuchte die dörfliche Feuerwehr zu organisieren — aber er tat es mit halben Sinnen, im Innersten wußte er, sein Hotel war verloren. Was er in der ersten Stunde, da er Freia sich gewonnen, befürchtet hatte, erfüllte sich jetzt. Die höheren Mächte waren doch mit ihr verbündet. Solange sie bei ihm war, hatten sie geschwiegen — nun aber entlud sich der ganze Grimm über den Entführer. Jetzt war er ihnen kein mächtiger Wirt mehr, sondern ein Staubkorn, das sie in die Luft bliesen. Sollte er Freia zu Hilfe rufen? Die verbarg sich gewiß im äußersten Schlupfwinkel ihrer kühlen Flut — er aber, der ihr kein Menschenglück gebracht hatte, sollte in heißen Flammen zugrunde gehen.

Tränenlos, unverständliche Worte stammelnd, irrte er umher und gab es schließlich auf, die schwerfälligen Bauern, die ratlos dastanden und immer die falscheste Stelle schützten, zu kommandieren. Für die Gäste, die mit gerungenen Händen, dicht aneinander gedrängt, ohne Hut

Google

und Mantel unter dem feurigen Himmel blieben, ohnmächtig zusahen, wie ihre Kostbarkeiten von Rauch und Wasser zerstört wurden, für seine sonst so zart behüteten Gäste hatte der Wirt jetzt weder Blick noch Wort. Er ließ sie stehen, er irrte an ihnen vorbei. Und Herr von Seligmann, der wie ein Erzvater im Kreise der Seinen vor dem brennenden Jerusalem stand, rief beschwörend, die Faust zum Himmel gereckt: „Das ist ein Wirt! In der Gefahr läßt er uns im Stich! Geld hat er von uns nehmen können, aber Rücksichten kennt er nicht! Das wird ihm teuer zu stehen kommen! Heute ist Herr Sebastian fertig!" Mit Verwünschungen schlossen sich die Umstehenden seiner düsteren Prophezeiung an. Sebastian hörte es, ihm graute, aber er blieb nicht stehen, er wagte es nicht, zu den Entrüsteten hinzutreten, ihnen Trost zuzusprechen — sachte zog er sich von der Stätte des Schreckens zurück. Doch als er zum See entwischen wollte, wo seine letzte, dunkle Hoffnung war, stieß er mit dem dicken Pfarrer zusammen, der eben heranwackelte, um wenigstens für die Seelen zu sorgen, wenn die Feuerwehr versagen sollte. Sebastian machte instinktiv Kehrt, um nicht in Fluchtverdacht zu geraten, und eilte, den pustenden Priester an seiner Seite, dorthin zurück, woher er eben gekommen war. Er hörte dabei den Pfarrer beständig unheilvolle Worte vor sich hinmurmeln und verstand nur: „Stunde der Vergeltung! Heidentum! Sündenlast!" Auf irgend eine Opposition ließ er sich nicht ein, denn er dachte an etwas völlig anderes. Ihm war inzwischen der Umstand klar geworden, der ihn am tiefsten erschütterte, mehr als alle Drohungen von Gott und Menschen: das Hotel war nicht versichert. Oder vielmehr, es war versichert, aber bei einer Gesellschaft, die vor dem Bankerott stand. Jener Kapitalist, den er einst zur Rekognoszierung des Güldensees mitgenommen, hatte ihn überredet, sich dieser Gesellschaft anzuvertrauen. Nun war sie, wie ihr Vertreter, fallit geworden. Ein echter Sebastian, hatte er gar nicht anders können, als das leichtfertig Erworbene leichtfertig zu sichern. Sein Wiener Gottvertrauen hatte ihn diesmal gründlich getäuscht. So billige Policen des Glaubens und der Börse wurden die teuersten — auf seine Mehlspeisköchin konnte er sich verlassen, aber auf die Freundschaft des Himmels nicht.

Der Pfarrer murmelte immer noch die an den Wirt gerichtete Bußpredigt vor sich hin. Das ertrug Sebastian nicht länger. Schon wollte er den asthmatischen Eiferer anherrschen, als ihm ein Zufall zu Hilfe kam. Hochwürden stolperten über die Deichsel einer Feuerspritze und blieben wie ein darüber gehängter Sack liegen. Sebastian dachte gar

Google

nicht daran, dem Bedrängten zu Hilfe zu kommen, sondern er machte schleunigst Kehrt und lief wieder mit mächtigen Sprüngen zum See hinunter. Endlich war er im Dunkel geborgen. Weitab lagen Rauch und Flammenzischen, Beten, Fluchen und Geschrei. Am Ufer blieb er stehen, die wohltätige Kühlung dicht an den Füßen, und starrte auf das Reich seines einstigen Glückes zurück. Ein braunroter Schwall lag über dem brennenden Gebäude. Wie schwarze, winzige Zwerge standen die vielen Menschen herum, scheinbar ganz untätig, ohnmächtig der Zerstörung zuschauend. Sie schienen vor Entsetzen zu schweigen, denn man hörte sie hier nicht. Man sah nur das Feuer, die Funken im Nachthimmel, den Rauch und das Gewühl. Nun dauerte es schon mehrere Stunden — am Morgen war sicher alles leer gebrannt. Die Arbeit starker, heiß durchrungener Jahre war vernichtet.

Langsam wandte Sebastian sich ab und schlich den Uferweg entlang, den er einst an jenem ersten Frühlingsmorgen gegangen war. Bald stand er vor Freias Grotte. Seltsam — es regte sich nichts. Kein Fisch war zu sehen — weder Neugier noch Schadenfreude — und heute hatte doch die Stunde der Vergeltung für alle Verfolgten und Mißhandelten geschlagen. Kein Wesen erschien, um der Zerstörung der Zwingburg zuzusehen. Es lag kein Spott, keine Befreiung über der schwarzen Wasserweite — eher ein milder Gram und eine stolze Abgewandtheit. Hoffnung keimte in Sebastian — es wurde ihm gewiß, daß Freia es war, die das empörte Tiervolk besänftigt, Hohn und Hetze unterdrückt hatte. Spurlos waren also die Tage des Zusammenlebens mit ihm doch nicht an ihr vorübergegangen. Und er wollte sich ihrer einsamen Hoheit würdig erweisen. Noch einmal sollte sie ihm helfen, ihn mit Drachengold versehen, und sein neues Leben sollte ihr beweisen, daß sie keinen Unwürdigen begnadigt hatte. Er setzte sich auf den gebrochenen Baumstamm und rief ihren Namen leise in die Nacht hinaus. In fiebernder Erwartung lauschte er — nichts regte sich. Da rief er sie wieder, inbrünstig, indem er sich mühte, die weiche Klangfülle, die ihm aus ersten Liebeszeiten erinnerlich war, nachzuahmen. „Freia! Freia!" Vergebens. Ein Frosch hüpfte von der Sandbank ins Wasser zurück — sonst war nichts zu hören. Er erhob sich — die zitternden Hände faltend, betete er von neuem in die stumme Ferne hinaus. Er m u ß t e sie jetzt rühren. Sie konnte nicht ganz für ihn erstorben sein. Aber Freia kam nicht. Sie hatte ihn wohl gehört und lag in ihrer Grotte, unsichtbar, von Gloß bewacht, der breit vor ihrem Körper lag und die abermalige An-

Google

näherung des Menschen befürchtet hatte. Er wollte sie jetzt vor ihm schützen — um jeden Preis. Der weiche Lügner war gefährlich, wenn er erst verzweifelte. Glotz mißtraute Freias Liebeseinsamkeit — ihre schlafenden Sinne konnten von neuem erwachen, und dann war sie ewig verloren. Die Nixe durchschaute seine Befürchtung und streichelte den ehrlichen Moosrücken. Er brauchte keine Angst zu haben, flüsterte sie, sie sei blind und taub für Herrn Sebastian. Aber Glotz blieb auf seiner Hut.

Als der Wirt bis Morgengrauen gewartet, geweint, gefleht und gerufen hatte, verlor er die Fassung. Das verwünschte Nixengezücht sah er nicht wieder — sie wollte ihn zugrunde gehen lassen — alles war von jeher darauf gelegt gewesen, nun gut denn — so strafte er sie jetzt mit ihrer eigenen Rache. Was sie ihm nicht zugetraut hatte, das sollte geschehen. Er ging in den Tod. Zum Bettler wollte Sebastian nicht werden. Und mit wilder Gebärde sprang er auf, rang seine Hände zum bleichen Morgenhimmel und schritt, die klappernden Zähne zusammenbeißend, ins Wasser hinab. Nicht so schnell, wie einem Selbstmörder guttat, und ungeschickterweise an einer Stelle, wo dichtes Röhricht war, statt tiefen Wassers seichter Schlamm und die Gefahr eines wirklich qualvollen Todes. Vielleicht hatte Sebastians besseres Ich die Möglichkeit einer Rettung schon darin gesehen. Erst als er zu sinken begann und feuchte, schlangengleiche Fesseln an den Beinen fühlte, als er nicht untertauchte, sondern strampelnd sich immer ärger in den Schlinggewächsen verfing — da kroch die kalte, unerbittliche Todesangst über ihn her, und aus gepeinigter, ehrlicher Seele rang sich würgend ein Schrei nach Hilfe. Als Freia dies vernahm, stieß sie den bestürzten Glotz zur Seite und schritt rauschend, aber nicht allzu geschwind auf den Geängstigten zu.

„Sebastian," fragte sie und beugte sich wie über einen seltenen Fund im Wasser. „Was tust du da?"

„Kommst du endlich?" rief er ächzend. „O Freia! Ich will sterben!"

„Und dann rufst du nach Hilfe?"

„O, spotte nicht! ! Ich kann auf diese Weise nicht zugrunde gehen! Ich will einen ehrlichen Tod sterben!"

„Aber wann?"

Auf diese seltsame Frage fand er keine Antwort. In aller Angst sah er doch prüfend in ihr Antlitz auf. Ein Lächeln entdeckte er nicht darin, aber eine undurchdringliche Entschlossenheit, die ihn zittern machte. Sollte sie ihn jetzt noch versinken lassen? War das Weib dazu fähig?

Google

Gurgelnd wiederholte er das Wort Hilfe, zerrte wieder ein bißchen an den furchtbaren Fesseln und schien dann resigniert sein Schicksal von ihr abhängig zu machen. Sie lächelte. Er hatte genug gezappelt — länger sollte er kein Sumpfwasser schmecken. Rasch machte sie ihn los. Dann führte sie ihn aufs Trockene. Er wollte vor seiner Retterin niederknieen, aber daran hinderte sie ihn, denn sie wußte jetzt, daß der Kniefall nur eine wirksame, keine wahre Handlung des Menschen war. „Bleib stehen," sagte sie so rauh, daß er sie erschrocken ansah, und heftig warf sie das Goldhaar über die Schulter fort. „Was wolltest du von mir? Warum riefst du mich die ganze Nacht?"

„Freia," erwiderte er demütig, indem sein triefender Körper vor Kälte zitterte. „Du bist jetzt wieder die hohe Göttin für mich, das reine, unnahbare Weib — ich könnte wohl Ansprüche auf dich machen, denn du hast deinen Gatten nach unseren Gesetzen böslich verlassen, aber das tue ich jetzt nicht mehr. Ich unterwerfe mich dir als Mensch. Aber du weißt wohl, wie unglücklich ich bin. Sieh nur dort hinüber — mein Hotel ist ein öder, rauchender Trümmerhaufe, ich bin ein verschuldeter Bettler, ich kann jetzt fechten gehen von Haus zu Haus. So endet das ungeheure Glück, das du mir gebracht hast. Bleibe ruhig, ich bitte dich — ich werfe dir ja nichts vor! Ich bin genug gestraft worden, das siehst du hoffentlich. Daß der Himmel droben sich auch noch bemüht hat, dich an mir zu rächen — das war wohl nicht notwendig."

„Torheit," erwiderte sie finster. „Der Himmel hat nichts mit mir, und ich habe nichts mit dem Himmel zu schaffen."

„So sei mir wieder gnädig, Freia — schau' mich wieder heiter an, deinen alten Sebastian — der Himmel wird's ja auch tun, er macht ja jetzt schon ein blaues Auge auf! Ach, Freia —!"

„Laß deine Blicke! Laß deine süßen Reden!"

„Blicke? Süße Reden?"

„Ich weiß, was ich davon zu halten habe! Was ist dein Begehr?"

„Wenn du so zu mir sprichst, verlier' ich allen Mut. Da wirst du mir's natürlich nicht erfüllen."

„Aber du hast doch wohl die ganze Nacht geglaubt, daß ich's erfülle? Als du mich riefst und riefst? Und dachtest doch, daß ich dein Haus aus Rache zerstört hätte?"

„Deine Logik ist entsetzlich, Freia. So gescheit warst du früher nicht. Hast du dir das im Menschenleben angewöhnt?"

„Was ist dein Begehr?"

Google

Pompeo Battoni:
Die lesende büßende Magdalena
(Galerie Dresden)

Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Google

„Also, ich sag' dir's! Blitze mich nicht so sehr an! Ich ertrag' es nicht! Ich bin ein armer, hilfloser Mensch! Ich werd' mich zu Tode verkühlt haben! Aber mir bleibt nichts andres übrig — ich sag' dir's — nur du kannst mich retten! Hole mir noch ein einziges Mal, zum unwiderruflich letztenmal, Freia, eine Muschel voll Gold von der Drachenquelle!"

„Das tu' ich nicht."

„Freia! Nur so komm ich wieder in die Höhe!"

„Warte ein wenig! Ich will dir etwas anderes holen!"

Sie ließ den Verdutzten stehen und stieg in ihre Grotte. „Kommst du endlich wieder? !" japste Gloß und sah sie beschwörend an. Sie aber lachte ihr silberhelles Lachen und gab ihm sogar einen Nasenstüber. Jetzt konnte der alte Karpfen sie nicht mehr in Gefahr glauben. Staunend sah er zu, wie sie etwas Blitzendes aus einer Truhe nahm und damit entschlossen zu dem Menschen zurückkehrte. Sebastian hatte inzwischen höllenbange Minuten durchlebt. Als er die Nixe wiederkommen sah, atmete er auf. „Du Treue," flüsterte er — aber sie ließ ihn nicht weitersprechen. „Hier!" rief sie und schwang etwas so Leuchtendes in der Luft umher, daß ihm die Augen davon übergingen. „Geralt sieht mich nicht wieder — aber das Geschenk, mit dem er mich begrüßt hat, sieben Zwerge schleppten es mir herauf, das sollst du haben!"

Sie warf ihm eine Kette zu — er konnte das Kleinod kaum halten und wußte in seiner Blendung nicht, ob es zu schwer war, oder ob das Leuchten der Edelsteine ihn betäubte. Etwas nie Gesehenes hielt er in Händen. Ihm schwindelte vor dem Rubinfeuer, vor dem dunkeln Glühen der Smaragde und Saphire, ein riesiger Diamant machte die Prüfung der wundervollen Goldarbeit fast unmöglich. Noch begriff er nicht, daß ihm der Schatz gehören sollte. „Geralt schickte es dir?" fragte er schüchtern. „Weshalb?"

„Weshalb! Wie kannst du nur fragen? Um mich bei der Rückkehr aus dem Menschenleben zu begrüßen!"

Er streckte ihr die Kette wieder hin. Sie starrte ihm überrascht ins Gesicht. „Willst du sie mir wiedergeben? !"

„Nein, nein!" flüsterte er erbleichend. „Ich weiß ja noch gar nicht, ob sie mir gehören soll! So etwas Ungeheures —!"

„Sie gehört dir," erwiderte sie, in letzter Enttäuschung erkaltend, indem sie das Kleinod zu seinem Schrecken in den Schlamm fallen ließ. „Hebe sie nur auf. Sie gehört dir — unter einer Bedingung."

Google

„Was ist das? !" rief er, nachdem er den Schatz wieder gierig an sich gerafft hatte.

„Daß du verschwindest und nie mehr an den Güldensee zurückkehrst! Nie mehr!"

„Freia," sagte er, das Kleinod ans Herz gepreßt, mit schwacher Wärme — „das verlangst du?" Ich soll meine Retterin meiden? Ich soll dich nicht wiedersehen?"

„Nie mehr!"

„Aber wir waren doch einmal so glücklich mit einander — soll das nicht wiederkommen?"

„Nie mehr! ! Der Tod steht darauf!"

Da fiel ihm das Herz in die Hosen hinab. Schlotternd versprach er alles. Aber ohne die letzte Gefühlsbreite, ohne einen letzten Gemütserguß konnte der Wiener, sichergestellt, nicht Abschied nehmen. Er ließ noch einmal seine schönen Augen spielen. „Freia! Ein Abschiedskuß! Damit weihst du mich fürs ganze Leben!"

„Mach', daß du fortkommst!" schrie sie. Und ein heulender Morgenwind setzte ein. Ihn fror entsetzlich. Es war ihm, als würde er jetzt hinausgezischt und gepfiffen. Von Freias Geistern, von ihr selbst. Das machte ihm Beine. Die Kette ans Herz gepreßt, lief er, ohne sich umzusehen, kläglich die Uferstraße entlang. Bis er an die Biegung des Weges gelangte, die über die Paßhöhe zum Tal führte. Dort verschwand er. Freia starrte ihm nach, hoch aufgerichtet, den Wurfspieß ihres Hasses, den sie geschleudert hatte, in der Faust. Sebastian verschwand auf Nimmerwiedersehen. Seine große Gründung aber verglomm jetzt traurig in der Morgenkühle.

Ein leises, krampfgeschütteltes Schluchzen war noch vernehmbar — dann hatte sie ihn endgültig überwunden, ihren Menschentraum. Dann kehrte sie zu Glotz zurück und bat den Hocherfreuten, zu schweigen. Er verstand sie, küßte ihre glühende Hand und verließ die Grotte. Freia blieb allein. Bis es Abend wurde, lag sie auf ihrem Ruhebett, dann erhob sie sich und schritt in den See hinaus. Gewaltig, völlig geklärt wölbte sich über ihr der ausgestirnte Himmel. Kein Geschöpf war unter ihm so frei, so rein, so einsam, wie Freia. Aber die vom Menschenleben geweckte Sehnsucht ließ sie jetzt nicht so. Eines Unnennbaren Braut erschauerte sie in der silberblauen Stille und flüsterte plötzlich einen Namen, den sie vorher nie gewußt hatte — das gestand sie sich staunend, wie zum Tode bereit. „Albo!" so tönte es raunend, klagend, mächtig anschwellend

Google

durch die Ferne. „Albo!" riefen ihre dürstenden Lippen und küßten den Geliebten aus der Dunkelheit herbei. Sie schwebte aufrecht auf dem Wasser, wahrer Glücksempfängnis bereit. Und da kam er. Da tönte es schon mit Manneston, herrlich wie Gottesruf von weit her: „Freia!" „Albo!" „Freia!"

Der Bräutigam drang durch das schmale Flüßchen, das den Güldensee mit dem Meere verbindet — er sprengte das träge Wässerlein fast. Ein brauner Triton, den Lilienkranz im Haar, ein Sohn des Meeres, riesenhaft und jung noch, wie ein Knabe. Es jauchzte im Weltall, als Freia ihm in die nervigen Arme sank, und ein Sprühregen von Sternschnuppen jagte über den schwarzen Augusthimmel. Dann umschlang der Bräutigam die Braut, und ohne Abschied vom Güldensee, von Glotz und seinen schlummernden Fischen, ging es in die wahre Bestimmung hinaus. Eine Hochzeitsreise tat die Nixe Freia mit Albo, dem Triton, wie die Götter in menschenversunkenen Zeiten. Durchs ganze Donauland, an schlafenden Städten und Klöstern vorbei, die Sterne als leuchtende Trabanten. Aber als der Morgen graute, sahen sie im ersten Frührot das Meer. Und die Sonne stieg. Ein herrlicher Empfang für Freia. In die blaue, wogende Unendlichkeit warf sie sich mit dem jauchzenden Geliebten. Hier wollte sie glücklich sein. Hier wollte sie Kinder gebären. Und Fiselinus' Geige glich hier dem Urton von Wogenprall und Windeswehen.

* * *

Am Güldensee behielten die Menschen das Regiment. Still trauerten Glotz und die Seinen um Freia. Aber sie gönnten ihr das Meeresglück. Sie konnten es auch nicht hindern, daß nach Sebastians Verschwinden ein neuer Wirt an den See kam, ein feister, freundlicher Mann, der das Vertrauen des Pfarrers und seiner Herde schnell gewann. Er tilgte die Spuren seines schwindelhaften Vorgängers. Bald stand ein neues, prächtiges Haus, und die Fremden belebten noch zahlreicher, als früher, das Seeufer. Der Kronbergersepp und sein Weib aber hatten nun einmal in all die helle, praktische Wirklichkeit das dunkle Gerücht von einem überirdischen Wesen gebracht, das mit dem verschwundenen Glücksritter verbündet gewesen wäre. Sobald der neue Wirt erkannte, daß außer dem guten Essen und der gewaltigen Naturschönheit auch ein bißchen Romantik zu den Lockmitteln für die Fremden gehörte, ließ der

Google

gute Geschäftsmann sich diese Chance seines Unternehmens nicht entgehen. An eine wirkliche Nixe glaubte er nicht, auf die war er auch gar nicht neugierig und hütete sich wohl, ein solches Gezücht zu beschwören: Aber er beauftragte einen armen Künstler, der bei ihm vorsprach, eine Nixe aus Marmor zu meißeln, mit allen Kräften seiner hungrigen Phantasie, und das Kunstwerk gelang. Es wurde in den See versenkt, zufällig an der richtigen Stelle, dort, wo einst Freias Wohnsitz gewesen. Hier lag die schöne Puppe nun im tiefen Grunde, über dem das klare Wasser grünlich hinfloß. Sie wurde die größte Sehenswürdigkeit vom Güldensee, und Ruderboote brachten die Fremden für fünfzig Heller an die Stelle.

Ende.

Google

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Copyright 1910 by Albert Langen, Munich.

Fortsetzung

Das waren schlimme Tage; ich arbeitete strenger als je vorher, aber wie ein Schlafwandler, ohne Spannung, ohne Lust. Wenn doch nur der Kapitän bald käme!

Nach drei Tagen kam er, still und allein . . . die Leiche war nach Christianssand geschafft worden. Er wollte sich nur einen andern Anzug holen und dann gleich dorthin reisen, um über das Begräbnis dort zu bleiben.

Diesmal war er höchstens eine Stunde daheim, dann mußte er wieder fort, um den Frühzug zu erreichen. Ich sah ihn nicht einmal, denn ich war auf dem Felde.

Ragnhild hatte ihn gefragt, ob er die gnädige Frau noch am Leben getroffen habe?

Da hatte er sie zuerst nur angesehen und die Stirn gerunzelt.

Aber Ragnhild hatte nicht nachgelassen und ihn angefleht, er möge ihr doch um Gottes willen etwas sagen. Und die andern Mädchen hatten auch hinter ihr gestanden und waren ebenso verzweifelt gewesen.

Da hatte der Kapitän ihnen geantwortet — aber mit so leiser Stimme, daß er gleichsam nur mit sich selbst sprach:

„Sie war schon mehrere Tage tot, als ich ankam. Es war ein Unglücksfall; sie wollte über den Fluß hinüber, aber das Eis war zu dünn. Nein, es war gar kein Eis da; aber die Steine waren sehr schlüpfrig. Doch, es lag auch eine Eisdecke auf dem Wasser."

Google

Die Mädchen fingen zu jammern an, aber das konnte der Kapitän nicht ertragen. Er stand von seinem Stuhl auf, räusperte sich kräftig und sagte:

„Schon recht, ihr Mädchen, geht jetzt wieder hinaus! Hör, Ragnhild!" Und das war es, was er ihr unter vier Augen sagen wollte: „Was wollte ich sagen? Hast du hier vom Flügel einige Photographien weggenommen? Ich begreife nicht, wo sie hingekommen sind."

Da wurde Ragnhild keck; ihre Augen glänzten, und sie erwiderte — Gott segne sie für diese Lüge —:

„Ich? Nein, das hat die gnädige Frau eines Tages selbst getan."

„So, na ja. Ich konnte nur nicht begreifen, wo sie hingekommen waren."

Das erleichterte . . . Ja, diese Aufklärung erleichterte dem Kapitän das Herz!

Vor der Abreise sagte er noch zu Ragnhild, ich dürfe Ovrebö nicht verlassen, ehe er wieder da sei.

14.

Nein, ich ging nicht fort.

Ich arbeitete — ich stampfte die traurigsten Tage meines Lebens zu Tode und machte die Wasserleitung fertig. Es war ein wirkliches kleines Ereignis auf dem Hof, als wir zum erstenmal Wasser herauslassen konnten, und es tat uns allen wohl, daß wir nun etwas neues hatten, worüber wir untereinander reden konnten.

Lars Falkenberg hatte uns nun verlassen. Zwischen ihm und mir war schließlich keine Verstimmung mehr gewesen; es war wieder ganz wie in den alten Tagen, wo wir als Kameraden miteinander umhergezogen waren.

Ihm ging es besser als manchem andern; er hatte einen leichten Sinn und einen leeren Kopf, und außerdem hatte er eine unverwüstliche Gesundheit. Mit dem Singen auf dem Hofe war es jetzt freilich für alle Zeiten vorbei; aber er hatte in den letzten Jahren gewiß selbst einen kleinen Verdacht in Beziehung auf seine Stimme gefaßt, und nun warf er hauptsächlich damit um sich, wie er einst — seinerzeit — bei Tanzfesten und bei Herrschaften gesungen habe. Nein, mit Lars Falkenberg stand es nicht so schlimm, er hatte sein Gütchen mit zwei Kühen und einem Schwein, außerdem seine Frau und seine Kinder.

Aber was sollten denn Grindhusen und ich anfangen? Ich konnte zwar überall hinwandern; aber der gute Grindhusen konnte nicht wan-

Google

dern. Er konnte nur an jedem Ort solange bleiben, bis ihm aufgekündigt wurde; und wenn diese harte Meldung kam, dann war er immer so verwirrt, daß er es nicht leicht nehmen konnte, sondern meinte, das sei für ihn ganz besonders schlimm. Nach kurzer Zeit aber fand er seinen Kinderglauben wieder — nicht an sich selbst, sondern an das Schicksal, die Vorsehung; es wurde ihm wieder leicht ums Herz, und er sagte: „Ach ja, mit Gottes Hilfe wird sich schon etwas finden."

Aber auch ihm ging es gut. Wo immer er hinkam, fand er sich ausgezeichnet zurecht, und er wäre gern bis an seinen Tod dageblieben, wenn es von ihm abgehangen hätte. Heim brauchte er nicht zu gehen; seine Kinder waren erwachsen, und nach seiner Frau sehnte er sich nicht. O nein, der alte rothaarige Ausbund von früher sehnte sich jetzt nur noch nach einem Ort, wo er arbeiten könnte.

„Wohin willst du von hier aus?" fragte er mich.

„Sehr weit fort, hoch auf die Berge, nach Trovatn, in einen Wald."

Und obgleich er es mir durchaus nicht glaubte, erwiderte er doch leise und nachdenklich:

„Das kann wohl sein."

Nachdem die Wasserleitung fertig war, schickte Nils Grindhusen und mich bis zur Rückkehr des Kapitäns in den Wald. Wir hackten Stumpen heraus und sammelten die Zweige, die die Holzfäller liegen gelassen hatten; das war eine leichte angenehme Arbeit.

„Du könntest hier bei der Winterarbeit helfen," schlug ich ihm vor. „Von diesen tausend Stämmen ist eine Menge Brennholz da, das du gegen eine entsprechende Vergütung sägen und klein machen könntest."

„Ja, sprich mit dem Kapitän darüber!" bat Grindhusen.

Und die Hoffnung auf eine lange Winterarbeit machte diesen Mann zu einer zufriednen Seele; er konnte mich gut leiden. Also auch Grindhusen ging es nicht gerade schlecht.

Doch nun war ich noch übrig; und mir war es gar nicht so zumute, als könnte ich noch viel aushalten, — Gott bessere es!

* * *

Am Sonntag trieb ich mich müßig umher und fand nirgends Ruhe. Ich wartete auf den Kapitän, der heute zurückkommen sollte. Um mich noch einmal zu vergewissern, machte ich einen langen Spaziergang an den Bach hinauf, der unser Wasserbassin füllte. Ich wollte die beiden kleinen Bäche, die „Quellen des Nils", noch einmal ganz drinnen im Berge sehen.

Google

Als ich auf dem Rückweg durch den Wald wanderte, begegnete mir Lars Falkenberg, der von drunten kam und nach Hause wollte. Eben ging der Vollmond als eine große rotleuchtende Kugel auf, und ringsum wurde es hell. Es war auch etwas Schnee gefallen, und die Luft war frostklar, daß man leicht atmen konnte. Lars war sehr freundlich; er hatte drunten im Dorf etwas mit Branntwein eingeheizt und schwatzte nun in einem fort. Aber es wäre mir lieber gewesen, wenn ich nicht mit ihm zusammengetroffen wäre.

Vorhin hatte ich eine gute Weile in der Felsenschlucht gestanden und dem Rauschen gelauscht, sonst war nichts zu hören gewesen. Ab und zu raschelte es ein wenig, aber es war nichts als ein verdorrtes, zusammengerolltes Blatt, das von den gefrornen Zweigen herunterfiel; und das klang fast wie ein kleiner Quell. Dann rauschten Himmel und Erde wieder, und mich überkam eine milde Stimmung. Ein Dämpfer legte sich auf alle meine Saiten.

Lars Falkenberg wollte wissen, woher ich komme und wohin ich wolle. Vom Bach? Vom Wasserbassin? Das seien lauter Narrenpossen, sagte er, die Leute sollten ihr Wasser selbst herbeitragen. Der Kapitän lasse jetzt während der Ernte pflügen und führe so viele neumodische Erfindungen und Maschinen ein, daß er wahrscheinlich eines schönen Tages in die Luft fliegen werde. Ein reicher Ertrag, heiße es. O ja, aber man bedenke dabei nicht die vielen Ausgaben für alle diese Maschinen, und für jede Maschine mehrere Leute! Was nur allein Grindhusen und ich in diesem Sommer gekostet hätten! Und was er selbst während der Ernte gekostet habe! In den alten Zeiten seien Reichtum und Musik auf Ovrebö daheim gewesen. Da sei man drinnen im Zimmer gewesen und habe dort gesungen. „Ich will nicht davon reden," sagte Lars. „Und jetzt ist bald nicht ein einziger großer Baum mehr im Walde übrig."

„Aber in einigen Jahren gibt es wieder ebensoviele."

„Ach, einige Jahre! Viele Jahre, denk an mich! O nein, Alter, es gehört mehr dazu, als nur Kapitän sein und kommandieren: Brr!, — so steht es da. Nun, er ist jetzt auch gar nicht mehr der, der das Wort führt, und ich sehe nie mehr jemand kommen, der ihn in allen Verhältnissen um Rat fragt."

„Hast du den Kapitän drunten gesehen? Ist er heimgekommen?" unterbrach ich Lars.

„Ja, vorhin ist er angekommen. Er sieht aus wie ein Skelett. Na, woran habe ich denn eben gedacht, — ja, wann reist du ab?"

Google

„Morgen," antwortete ich.

„Was, schon morgen?" Lars wurde ganz wohlwollend gegen mich; er sagte mir aufs freundlichste Lebewohl und meinte, er hätte nicht geglaubt, daß ich so bald fort wolle.

„Im Frühjahr werd ich dich dann wohl wieder sehen," sagte er. „Aber jetzt will ich dir etwas sagen: Du solltest dein Leben nicht immer so vergeuden und es dir nirgends behaglich sein lassen, das sage ich dir nun zum letzten Male auf dem Wege, vergiß es aber ja nicht! Es geht mir zwar auch nicht so brillant, aber ich kenne nicht viele von unserm Kaliber, denen es viel besser ginge, und ganz besonders hier nicht. Ich habe doch wenigstens ein Dach über dem Kopf, jawohl, Frau und Kinder, zwei Kühe —, eine, die im Herbst kalbt, die andre im Frühling —, und dann noch ein Schwein, das ist mein ganzes Eigentum. Doch ich will nicht damit prahlen, aber wenn wir genau nachsehen, dann habe ich doch auch ein Gütchen, so ist es."

„Ja, mit dir, wo du dich so in die Höhe gebracht hast, steht es allerdings nicht schlecht," sage ich.

Bei dieser Anerkennung wird Lars immer freundlicher; er fließt über vor Wohlwollen und erwidert:

„Was das anbelangt, so könntest du selbst am allermeisten vorwärts kommen, denn du bist nicht allein ein wahrer Tausendsassa bei der Arbeit, sondern kannst auch noch schreiben und rechnen. Aber du bist selbst schuld daran, und du hättest das tun sollen, was ich dir schon vor sechs Jahren geraten habe, nämlich ein oder das andre Mädchen vom Hofe hier heiraten, so wie ich mir die Emma genommen habe, und dich dann irgendwo häuslich niederlassen, dann müßtest du jetzt nicht von Dorf zu Dorf wandern. Und ich rate dir ganz dasselbe jetzt noch einmal."

„Es ist zu spät," erwidere ich.

„Ja, du bist allerdings tüchtig grau geworden; deshalb weiß ich nicht, welches Mädchen von der Umgegend du hier bekommen könntest. Wie alt bist du?"

„Ach still, frag mich nicht danach!"

„Es müßte ja auch nicht gerade eine ganz junge sein. Doch ich wollte dir noch etwas sagen. Komm ein Stückchen mit, dann fällt es mir vielleicht wieder ein."

Ich gehe mit, und Lars schwatzt in einem fort. Er bietet mir an, beim Kapitän ein gutes Wort für mich einzulegen, damit ich auch ein Stück Rodland bekomme.

Google

„Das ist doch sonderbar, daß ich das, woran ich dachte, so ganz vergessen habe," sagte er. „Komm, geh mit mir nach Hause, dann wird es mir wohl einfallen!"

Wie gesagt, er war voller Wohlwollen. Aber ich sollte das eine und andre noch fertig machen und wollte deshalb nicht weiter mit ihm gehen.

„Den Kapitän kannst du heute abend jedenfalls nicht mehr sprechen."

„Nein," erwiderte ich, „aber es ist zu spät. Emma ist schon zu Bett, ich störe nur."

„Durchaus nicht," versetzte Lars. „Und wenn sie zu Bett ist, dann ist sie eben zu Bett, und du hast doch sicher auch noch ein Hemd bei mir liegen. Komm und nimm es mit, dann braucht Emma den weiten Weg nicht zu machen."

„Nein; aber grüße Emma von mir!" wagte ich nun zu sagen.

„Ja, das werd ich. Und wenn du wirklich keine Zeit hast, mich bis zu meiner niedern Hütte zu begleiten, — gehst du morgen in aller Frühe weg?"

Ich dachte nicht mehr daran, daß ich den Kapitän heut abend nicht mehr sprechen konnte, und sagte, ja, ich ginge sehr früh weg.

„Dann werde ich Emma gleich jetzt noch mit dem Hemd hinunterschicken," sagte Lars. „Und nun leb wohl für diesmal. Vergiß nicht, was ich dir gesagt habe!"

So trennten wir uns.

Als ich eine Strecke weiter bergab gegangen war, verlangsamte ich meine Schritte. Was ich noch packen und fertigmachen wollte, eilte eigentlich gar nicht. Ich drehte also wieder um und wanderte, leise vor mich hinpfeifend, noch eine Weile im Mondschein umher. Es war ein herrlicher Abend, nicht sehr kalt, nur eine weiche Ruhe über allen Wäldern. So verging wohl eine halbe Stunde, als zu meiner großen Ueberraschung plötzlich Emma mit dem Hemde daherkam.

* * *

Am nächsten Morgen ging weder Grindhusen noch ich in den Wald. Grindhusen war beunruhigt und fragte mich:

„Hast du schon mit dem Kapitän wegen mir gesprochen?"

„Ich hab ihn noch gar nicht gesprochen."

„Du wirst sehen, er wirft mich hinaus. Wenn er nur ein klein bißchen Energie hätte, ließe er mich das Holz kleinmachen. Aber er kann sich wohl kaum noch einen Knecht halten."

Google

„Das sagst du, Grindhusen? Und du konntest den Kapitän früher recht gut leiden?"

„Ja, das weißt du auch. Ja, selbstverständlich ist der Mann selbst ganz gut und recht. Hm. Ich möchte wissen, ob nicht am Ende der Floßinspektor jetzt etwas Ordentliches für mich zu tun hätte, denn der Inspektor ist ja ein schwer reicher Mann."

Um acht Uhr traf ich mit dem Kapitän zusammen, und wir sprachen eine Weile miteinander. Dann kamen ein paar Nachbarn zu Besuch, die wohl kondolieren wollten. Der Kapitän sah angestrengt aus, war aber durchaus nicht gebrochen; sein Benehmen war fest und bestimmt, und er sprach über einen neuen Plan mit mir. Er hatte halb und halb die Absicht, ein Trockenhaus für Heu und Getreide einzurichten.

Und nun war wohl nirgends mehr etwas Reparaturbedürftiges auf Oevrebö. Nein, nirgends mehr war etwas in Unordnung: keine Gemütsbewegungen, keine abgehetzte Seele ... Beinahe mit Wehmut dachte ich an das alles. Niemand mehr stellt freche Photographien auf den Flügel im Zimmer, aber es spielt auch niemand mehr auf dem Flügel; er ist mit dem letzten Klang verhallt, — nun schweigt er. Denn Frau Falkenberg ist nicht mehr da und tut nun weder sich selbst noch andern etwas zuleide. Nichts von dem alten ist mehr da. Nun fragt es sich, ob es wohl späterhin wieder Freude und Blumen hier auf Oevrebö geben wird?

„Wenn er jetzt nur das Trinken nicht wieder anfängt," sage ich zu dem Knecht Nils.

„Ach nein," erwidert er. „Ich glaube gar nicht, daß er je getrunken hat. Er hat gewiß nur so getan; eine Weile hat er es toll getrieben. Doch, um von einem aufs andre zu kommen, — sieht man dicht im Frühjahr wieder hier?"

„Nein, jetzt komm ich nicht mehr," erwidre ich.

Wir verabschieden uns voneinander, Nils und ich. Das Gleichgewicht dieses Mannes, sowie seine rechtschaffene Gesinnung werde ich nie vergessen; und ich sehe ihm nach, während er über den Hof hingeht. Da wendet er sich plötzlich um und fragt:

„Bist du gestern im Wald gewesen? Liegt der Schnee so tief, daß ich mit dem Schlitten Holz holen kann?"

„O ja," antworte ich.

Da tritt er erleichtert in den Stall, um anzuspannen.

Jetzt kommt auch Grindhusen dazu, der ebenfalls in den Stall will. Er bleibt einen Augenblick bei mir stehen und berichtet, der Kapitän habe

Google

ihm ganz von selbst die Holzfällerarbeit im Walde angeboten. „Mach soviel von dem Klafterholz klein, wie du kannst," sagt er. „Bleib noch einige Zeit da; wegen des Lohns werden wir uns schon einigen." — „Ich danke, Herr Kapitän," sagte ich. — „Geh jetzt und melde dich bei Nils," sagte er. „Ach, was für ein stattlicher, prächtiger Mensch! So gibt es nicht viele."

Nach einer Weile läßt der Kapitän mich rufen, und ich begebe mich gleich auf sein Zimmer. Er bedankt sich für meine Arbeit im Hof und draußen und rechnet mit mir ab. Dann wären wir eigentlich fertig miteinander; aber er kommt wieder auf das Trockenhaus zu sprechen, und wir reden eine Weile darüber. Jedenfalls könne vor Weihnachten keine Rede davon sein, sagt er, aber wenn die Zeit da sei, würde er mich recht gern wieder hier haben. Zugleich sieht er mich voll an und sagt:

„Aber du kommst jetzt wohl nie wieder hierher?"

Ich stutzte, hielt aber seinen Blick aus und antwortete:

„Nein!"

Als ich hinunterging, dachte ich noch weiter über seine Worte nach. Hatte er mich durchschaut? In diesem Fall hatte er mir ein Vertrauen bewiesen, das ich sehr hoch anschlage. Er war doch ein gebildeter Mann.

Vertrauen? Aber was kostete ihm das? Ich war ein abgedankter Mensch. Er hatte mich ruhig auf dem Hofe geduldet und mich tun lassen, was ich wollte, bloß wegen meiner gänzlichen Unschädlichkeit. So war es wohl. Im übrigen gab es auch gar nichts zu durchschauen.

Und ich ging überall herum und verabschiedete mich von allen, von Ragnhild und von den andern Mädchen. Als ich dann mit dem Ranzen auf dem Rücken über den Hof ging, sagte der Kapitän von der Freitreppe aus:

„Es ist mir eingefallen... Wenn du zur Bahn willst, könnte dich der Kleinknecht hinfahren."

Der gebildete Mann! Aber ich dankte und nahm das Anerbieten nicht an. So abgedankt fühlte ich mich doch nicht, daß ich nicht diese Strecke Wegs hätte zu Fuß gehen können!

* *
*

Jetzt bin ich wieder in meiner kleinen Stadt. Und ich bin hier eingekehrt, weil das Städtchen auf meinem Wege nach Trovatn und dem Hochgebirge liegt.

Hier ist es gerade wie früher, nur daß jetzt ober- und unterhalb des

Google

Wasserfalls eine dünne Eisdecke über dem Flusse liegt, und auf dem Eise selbst Schnee.

Hier in der Stadt sorge ich für einen Anzug und sonstige Ausrüstung, und nachdem ich gute neue Schuhe bekommen habe, gehe ich mit den alten zum Schuhmacher, sie besohlen zu lassen. Der Schuhmacher knüpft ein Gespräch mit mir an und bittet mich, Platz zu nehmen. „Woher kommst du?" fragt er. Und dann werde ich auf einmal in den Geist der Stadt hineinversetzt.

Später schlendre ich auf dem Kirchhof umher. Auch hier hat man sich für den Winter eingerichtet. Die Pflanzen und Büsche sind mit Stroh umhüllt, und über viele empfindliche Grabsteine sind hohe hölzerne Gehäuse gestülpt, und diese Gehäuse sind überdies durch einen Anstrich geschützt. Es ist, als hätte man gedacht: „Seht, hier habe ich nun diesen Grabstein; mit einiger Vorsicht kann er für mich und die Meinigen in vielen Generationen vorhalten."

Der Weihnachtsmarkt wird auch gerade gehalten, und ich geh für eine Weile hin. Was da alles zum Verkauf ausgeboten ist! Buttertonnen, Stühle aus ausgehöhlten Baumstämmen, die aussehen, als kämen sie aus der Unterwelt, rosenfarbige Fausthandschuhe, Mangelhölzer, Fuchsfelle. Und es sind auch Pferdehändler und Viehzüchter da, die sich mit betrunkenen Leuten vom Tal einlassen; ja, auch Juden sind da, die den andern eine ausgeleierte Taschenuhr oder auch zwei anschwindeln wollen, obgleich es in der Stadt kein Geld mehr gibt. Und die Uhren sind aus dem Lande, wo Böcklin — nicht her war, wo niemand und nichts her ist.

Ach, unser Weihnachtsmarkt!

Aber am Abend gibt es hier Belustigungen für alle und jedermann. Ja, in zwei Sälen wird getanzt; wahre Meister spielen auf Hardinger Geigen. Das ist wunderbar schön; man kann nichts andres sagen. Die Geigen haben eiserne Saiten, und — es ist keine Redensart — es ist wirklich eine Musik mit einem Stachel, der durch Mark und Bein geht. Sie wirkt verschieden auf die verschiednen Menschen; einige fühlen sich von nationaler Süßigkeit durchdrungen, andre fletschen die Zähne und heulen vor Wehmut. Noch nie ist durch so eine Musik mit einem Stachel größere Wirkung erzielt worden.

Dann wird getanzt.

In einer Pause singt der Schullehrer das folgende poetische Lied:

„Du alte Mutter schindst dich krank,
Es rinnt der Schweiß wie Blut..."

Google

Aber einige von den tollen Burschen wollen nur immerfort tanzen. Was soll das auch! Da stehen sie mit dem Arm um ihre Mädchen und rufen: „Das Singen schickt sich nicht!" Der Sänger hält inne. „Was!" ruft er. „Nicht schicken? Dann würde es sich selbst für Vinje *) nicht schicken!" Es gibt einen Aufruhr, eifriges Hin- und Herreden, lautes Schimpfen, Geschrei. — Noch nie ist mit einem Gesang voll Poesie eine stärkere Wirkung erzielt worden.

Und es wird getanzt.

Die Mädchen aus dem Tal haben fünf rote Unterröcke an, aber das macht nichts; sie sind es gewohnt, schwer zu tanzen. Es wird getanzt, daß es nur so dröhnt, der Branntwein heizt auch ordentlich ein, der Hexenkessel brodelt. Morgens um drei Uhr kommt die Polizei und klopft mit ihrem Stock auf den Boden. Punktum! Die Paare gehen hinaus in den Mondschein und zerstreuen sich in der Stadt und in der Umgegend. Neun Monate später liefern dann die Mädchen aus dem Tal den Beweis, daß sie trotz allem einen Unterrock zu wenig angehabt haben. Niemals hat ein Unterrock zu wenig eine größere Wirkung getan!

Der Fluß ist still geworden, er ist nichts mehr fürs Auge, der Winter ist über ihn gekommen. Er treibt zwar noch die Holzschleifereien, Sägewerke und Mühlen, die an seinen Ufern stehen, weil er ein großer Fluß ist und bleibt; aber er ist ohne Leben und hat sich selbst eine Decke übergelegt.

Und dem Wasserfall ist es vollends schlecht gegangen. Ich habe doch einst vor ihm gestanden, habe in seine Wasser hineingeschaut und gedacht: „Wenn ich immerfort in dieser rauschenden Welt da drunten leben müßte, — welche Folgen würde das für mein Gehirn haben? Jetzt ist der Wasserfall klein und murmelt nur leise; es wäre eine Schmach, wollte man das Rauschen nennen. Ach, lieber Gott, er ist ja nur noch die Ruine eines Wasserfalls! In Armut ist er versunken, große Steinblöcke ragen überall hervor, ein paar Baumstämme haben sich schräg und gerade darüber gelegt, trocknen Fußes könnte man jetzt auf den Steinen und Baumstämmen hinüberspringen.

* * *

*) Vinje = Norwegens erster Dialektdichter.

Fortsetzung im nächsten Heft

Google

Rundschau

Olivier

In einer eben erschienenen Schrift, die sich „Die letzten Tage des Ministeriums Emil Olivier. Juli—August 1870"*) betitelt, versucht Heinrich Seeholzer, auf 103 Seiten den Beweis zu führen, um den sich Olivier in einem zwölfbändigen Werk selbst bemüht hat, daß der französische Premierminister nicht der Urheber des deutsch-französischen Kriegs gewesen ist. Für die Katastrophe macht er auf deutscher Seite ganz allein den Fürsten Bismarck verantwortlich, auf französischer Seite die Kaiserin Eugénie, den Minister des Aeußern Gramont, der auf Wunsch Napoleons (ohne seine Ministerkollegen zu befragen) den Botschafter Benedetti wild gemacht hat, und Adolphe Thiers, der in der Kammer Jahre lang zum Kriege hetzte und an der Bildung der Ueberzeugung von der strategischen Ueberlegenheit der Franzosen über alle andern Völker wesentlichen Anteil hatte.

Aus dem Material, wie Seeholzer es zusammenstellt, ergibt sich in der Tat, daß Olivier den Krieg am allerwenigsten gewollt hat. Aber er wollte den Krieg nicht aus dem Grunde vermeiden, weil er etwa der Ansicht gewesen wäre, daß die Franzosen für einen Krieg nicht vorbereitet sind, sondern deshalb, weil er sich vom Frieden eine günstigere Entwicklung der französischen Verhältnisse versprach und dem Vaterland die notwendigen Opfer jedes Kriegs ersparen mochte.

Die historische Figur Oliviers gewinnt dadurch keineswegs, sie wird nicht größer, sondern verschwindet ganz und gar im Schatten Bismarcks.

Die Wahrheit, die Seeholzer ans Tageslicht zu ziehn meint, ist nur traurig. Diese Wahrheit ist zudem nur subjektiver Art. Denn in seinem — übrigens vortrefflich geschriebenen und tiefschürfenden — Bändchen weist Seeholzer treffend darauf hin, daß Bismarck erst nach dem siegreichen Krieg und noch mehr nach seiner Entlassung gezeigt hat, welche Rolle er in der welthistorischen Katastrophe gespielt hat. Als man am Anfang des Kriegs stand, bemühte er sich, die Spuren seiner Urheberschaft möglichst zu verwischen, und tat so, als hätte Gott selbst die Emser Badegeschichte eingefädelt.

Wären die Würfel für Frankreich günstiger gefallen, dann hätte Emil Olivier wahrscheinlich vierundzwanzig Bände verfaßt, um seinen Anteil an der Rügeerklärung zu beweisen, wenn sich nicht tausend andre Federn in Bewegung gesetzt hätten, um seinen Ruhm zu verkünden.

*) Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Google

Da die Götter es anders gewollt haben, berührt es uns menschlich sympathisch, daß Seeholzer sich der Aufgabe unterzogen hat, Oliviers Ehre zu retten. Umso sympathischer, als diese Aufgabe recht undankbar ist. Denn in der Politik entscheidet nicht die Ehre, sondern der — Erfolg.

Dr. Ernst Friedegg.

Die Partie auf dem Balkan-Schachbrett

Das junge Königreich **Bulgarien** erstrebt mit allen Kräften die Schaffung eines großen Staates, der nicht nur Makedonien in sich begreifen, sondern seine Westgrenze bis zum Presba- und Ochrida-See und der Stadt Skoplje (Ueskueb) und die Südgrenze bis Konica — Saloniki — Seres — Kodza — Jaila hinausrücken soll; seine Bevölkerung würde alsdann von 4,1 auf über 6 Millionen steigen und vier Häfen ersten Rangs (Varna — Burgas — Saloniki und die nur mit Spezia vergleichbare Bucht von Lagos) am Schwarzen und Aegäischen Meere aufweisen.

Diesem Großbulgarien müßte die Oberherrschaft auf der Balkanhalbinsel zufallen.

Im Jahre 1903 drohte erstmals der Ausbruch des Krieges zwischen Bulgarien und dem Osmanenreich, und im Sommer 1908 war er seitens des Generalstabs und des Kriegsministeriums der bulgarischen Armee beschlossene Sache, als der von Tirnowo nach Sofia zurückkehrende Fürst Ferdinand in seinem Eisenbahnsalonwagen einen Ministerrat abhielt und im letzten Augenblick für den Frieden entschied; die schon zur telegraphischen Beförderung bereitliegenden Mobilmachungsbefehle wanderten ins Archiv des Kriegsministeriums, und seither klagt die Militärpartei den Ministerpräsidenten Malinoff mit Heftigkeit an, daß durch sein Zaudern der günstigste Augenblick zum Losschlagen verpaßt worden sei. Tatsächlich befand sich damals die türkische Armee in völliger Auflösung und ihre Streitkräfte in Kleinasien, Syrien, Armenien und Arabien verzettelt, während das bulgarische Heer mit seinen neun starken Divisionen und 1080 Geschützen Feldartillerie aus Creuzots Werkstätten sich die Bewunderung aller Fachmänner verdiente. Seit vollen zwanzig Jahren trägt der jüngste Staat Europas die schwere Last eines starken Heeres, das seit dem glorreichen Sieg von Sliwnitza gegen die damals überlegene Truppenmacht Serbiens von hohem Selbstbewußtsein beseelt ist. Da jedoch diese nationale Heeresmacht — die Mohammedaner Bulgariens pflegen sich durch Zahlung von 500 Francs vom Militärdienst loszukaufen — weder zur Finanzkraft noch zur Bevölkerung der Bulgaren im richtigen Verhältnis steht, so drängen die innerpolitischen Verhältnisse des Landes zur kriegerischen Expansion. Die Unabhängkeitserklärung des vordem der Türkei unterstellten Vasallenstaates und seine Erhebung zum Königreich anläßlich der Einverleibung der drei türkischen Vilajets von Banjaluka, Serajewo und Mostar in den habsburgischen Donaustaat nahm das kriegslustige Bulgarenvolk als dürftige Abschlagszahlung hin. Im Entwurf seines Staatshaushalts für das Jahr 1911 wird die Befestigung der Donaulinie und des Hodza-Balkans durch Ausbau und Verstärkung der Festungen Silistria, Schumla, Rustzuk, des Schipkapasses, von Plewna, Lütbrod und Widdin vorgesehn. Bulgarien findet es für notwendig, sich im Norden den Rücken zu decken; gegen den Süden errichtet es keine Befestigungen.

Rumänien kann die Eroberungspolitik seines Nachbarn nicht durch stillschweigendes Wohlwollen fördern, denn der bulgarische Vergrößerungsdrang bedeutet eine ernste Gefahr für die Dobrudscha. Ein Groß-Bulgarien müßte eine geradezu unwiderstehliche Anziehungskraft auf die in Rumäniens Südprovinz lebenden Bulgaren ausüben und mit Naturnotwendigkeit die nationale Nordgrenze bis Jsakza, Tultscha und bis zu den Donaumündungen vorschieben, um bei Reni, Jsmael und Kilia dem Russen-Befreier die Hand zu reichen. Ebenso wenig geht Rumänien einig mit der panhellenischen Politik Griechenlands; die in Mazedonien und an der thessalischen Grenze hausenden

Google

rumänischen Elemente, die Kutzowallachen, haben ethnographisch von einem Griechenregiment mehr zu fürchten als von der alten Türkenherrschaft. Dem Osmanenreich ist es innerhalb Jahrhunderten nicht gelungen, die unter seinem Szepter lebenden Völkerschaften sich zu assimilieren; die religiösen Unterschiede machten schon die gesellschaftliche Annäherung unmöglich; dagegen verstehn die Griechen, gleich fressendem Feuer jede andre Nationalität aufzuzehren. Rumänien muß daher mit Eifersucht jeden Eroberungszug Bulgariens und Griechenlands verhindern. Lediglich durch dieses den politischen Interessen innewohnende Gewicht ist der Staat König Carols mit der Folgerichtigkeit eines Naturereignisses an die Seite der Türkei gedrängt worden. Ein panslawistisches Reich auf dem Balkan stört Rumäniens Zirkel; seine in Mazedonien und Epirus wohnenden Landsleute — weit über hunderttausend Seelen — leben zu weit entfernt vom Mutterland, um ihm angegliedert zu werden; sie bilden eingesprengte Enclaven unter stärkern slavischen Völkerschaften; ihre Nationalität ist von dem Osmanenreich ausdrücklich anerkannt und besondern Schutzes versichert worden, um als Gegengewicht gegen die serbischen, bulgarischen und griechischen Aspirationen verwendet zu werden. Obendrein stand das rumänische Volk jahrhundertelang mit der Türkenherrschaft nicht nur in freundschaftlichem Verhältnis, sondern in tatsächlichem Bündnis.

Infolge ihrer geographischen Lage mußten die beiden Fürstentümer Moldau und Walachei, die heute als Königreich Rumänien begriffen werden, vom dritten bis zum zwölften Jahrhundert die gewaltsamen Einwanderungen der Gothen, Hunnen, Bulgaren, Avaren und Ungarn aushalten. Sie selbst waren allzu schwach, um erfolgreichen Widerstand zu leisten, und erfaßten darum geschickt den richtigen Augenblick, um sich auf die allgemein gefürchtete Türkenmacht zu stützen. Zuerst rief die Walachei und ein Jahrhundert später — gegen das Jahr 1500 — auch die Moldau den Schutz der Muselmänner an, um sich mit Erfolg der Beutezüge der Polen und Ungarn zu erwehren. Die verschiedenen Kapitulationen zwischen den Sultanen in Konstantinopel und den Donau-Fürstentümern vom 14. bis 17. Jahrhundert stellen richtige Bündnisverträge vor, worin im Tausch für die formale Souveränität und die tatsächliche Beschützung durch die Osmanen die Rumänen wichtige Rechte und Privilegien zugebilligt erhielten. So war z. B. den Türken verboten, walachischen Boden zu betreten, dort Grundeigentum zu erwerben oder gar Moscheen zu errichten. Das Verbot wurde mit solcher Strenge gehandhabt, daß die von Konstantinopel die Depeschen überbringenden Kuriere auf dem Südufer der Donau Halt machen und ihre Briefe dem Statthalter von Galatz übergeben mußten, der ihnen nach Verlauf einiger Tage die Antwort des Moldaufürsten einhändigte. In der Zwischenzeit wurden die türkischen Kuriere von der christlichen Bevölkerung gleich Pestkranken gemieden.

Durch dieses Bündnis mit den Muselmännern vermochten die Rumänen ihr Blut als lateinische Rasse rein zu erhalten. Auch die Türken fanden bei diesem Handel ihre Rechnung: sie hatten bei allen ihren Vorstößen, deren Endziel jahrhundertelang die Stadt Wien blieb, ihre rechte Flanke gegen die einbruchslustigen Russen gedeckt.

Später annektierten die Osmanen die Moldau und Walachei und verloren sie endgültig erst durch den Pariser Vertrag infolge Napoleons III. Vorliebe für den lateinischen Stamm an der untern Donau. Noch heute leben 44732 Mohammedaner in Rumänien. Aber auch nachdem dieser Donaustaat aufgehört hatte, im Kriege zwischen Russen und Türken die Schlachtfelder zu liefern, mußte er schweres Leid erdulden: im Krieg der Jahre 1877-78 lernte es am eignen Leibe erkennen, was die Undankbarkeit und Eigenliebe einer Großmacht bedeuten. Die Russen hausten im Lande der Verbündeten schlimmer als die Eroberer. Alle Verbrechen und Gräuel ihrer im Innersten verrotteten und verfaulten Verwaltung offenbarten sich auf Rumäniens Boden. Gewisse Großfürsten, Brüder und Neffen des Zaren Alexander II. ließen gegen das Douceur von vielen Millionen Rubeln ganze Eisenbahnzüge voll Proviant, Winterkleidung und Munition

Google

auf das tote Gleis der kleinen Stationen zwischen Kischenew und Slatina abschieben. Zehn Wochen später verkauften die Armeelieferanten, die schon am ersten Transport Millionen verdienten, die Ladung jener „verloren gegangenen Güterzüge" um den zwanzigfachen Preis samt dem Aufschlag horrender Eilfrachtsätze von Moskau, Kasan, Kiew und Nischney-Nowgorod bis Giurgewo an die russische Armeeverwaltung zu Listowa; in der Zwischenzeit starben die Mannschaften im Schipkapaß vor Hunger und Kälte nach Tausenden. Der Verbündete sah aber auch aus nächster Nähe den Mangel aller Disziplin und des Pflichtgefühls der Obersten im Russenheer. Auf dem Bahnhof von Braila lagen das Generalkommando eines Armeekorps samt den Stäben dreier Divisionen und sämtlichen Obersten und Regimentsadjutanten nach einem dreißigstündigen Gelage tagelang im Zustand der fürchterlichsten Betrunkenheit, während ihre Regimenter längst die Donau überschritten hatten und rat- und hilflos zwischen Dobritsch und Basgrad umherirrten. Dazu kam der Undank von Plewna. Vor den Schanzen Osman Gahzis verbluteten des Zaren beste Truppen, die Grenadiere und Garden. Vergebens. Erst die Rumänen nahmen die große Redoute mit dem Bajonett. Dafür erzwang das von den Rumänen herausgehauene Rußland von seinem Verbündeten die Abtretung des reichen dichtbevölkerten Bessarabien und gab ihm dafür als zweifelhaften Gegenwert den von dem befreiten Bulgarien willkürlich losgerissenen Landfetzen der sumpfigen und dünnbevölkerten Dobrudscha.

Der Schmerz für den Verlust Bessarabiens, den Rumänien immer als Beraubung empfand, ist noch nicht erloschen. Die Erlebnisse des Kriegs der Jahre 1877-78 entfernten Rumänien auf immer von Rußland.

Nachdem im Spätsommer 1896 der Kaiser Franz Josef von Oesterreich-Ungarn feierlich den Kanal für die freie Schiffahrt durch das Eiserne Tor eröffnet hatte, folgte er einer Einladung des Königs Carol nach Bukarest. Vielleicht enthüllte schon jene Revue, wobei 30000 Mann rumänischer Truppen vor dem habsburgischen Kaiser vorbeizogen, ein persönliches Abkommen zu gemeinsamer Abwehr des moskowitischen Panslavismus. Die Neugier drücke keinen Politiker allzuschwer, ob die Tendenz wechselseitigen Schutzes nun auch richtig unter Brief und Siegel festgelegt worden ist oder nicht. Es ist vernünftig, daß Rumänien in Friedenszeiten sich nicht mit schriftlichen Verträgen bloßstellen will; sein König gilt als einer der klügsten Staatsmänner, und zwar nach dem übereinstimmenden Urteile der Herren B. v. Bülow und K. v. Goluchowski als der besten Kenner des Balkans; denn seine Lehr- und Leidensjahre waren lang. Nachdem der Graf von Flandern die Krone Rumäniens ausgeschlagen, nahm sie Fürst Karl von Hohenzollern an, der während des siebziger Kriegs an seinen Vater schrieb, daß sein Herz dort weile, wo Preußens Fahnen wehn; zur selben Zeit erklärten die rumänischen Kammern ihre Sympathien für Frankreich. In jenen trüben Tagen dachte König Carol mehr als einmal daran, die Krone niederzulegen. Merkwürdiges Spiel des Schicksals! Dem Wohlwollen Napoleons III. verdankte der Hohenzollernprinz seine Königskrone, und der Zusammenbruch des napoleonischen Kaiserreichs in Frankreich ermöglichte ihm, die Krone zu behalten. Als der Sturm vorbeigezogen, ein Hohenzoller den deutschen Kaiserthron bestiegen und Rumänien sich der Kontrolle Frankreichs entzogen hatte, gab Carol die Idee der Abdankung auf. Aber noch oft fanden König Carols Pläne und Absichten scharfen Widerspruch bei der Mehrheit seines Volks, das mit zäher Energie am lateinischen Ursprung seiner Rasse festhält. Erst nach Jahrzehnten lernte Rumäniens Volk den innern Wert seines Königs schätzen, der ein stattliches Heer (4 Armeekorps mit 644 Geschützen) zu schaffen, Industrie, Handel und Gewerbe zu fördern und Wohlstand ins Land zu bringen verstand. Heute beugen sich alle Parteien vor der hohen Autorität des Monarchen und vertraun seinem politischen Scharfblick. Aber die öffentliche Meinung im Land ist einem allzu intimen Bündnis mit Ungarn ungünstig. In Transsilvanien leben nämlich nahezu drei Millionen Rumänen in härtester Unterdrückung durch die Magyaren; diese

Google

Rumänen erlitten im Reich der Stefanskrone bei den letzten Reichstagswahlen so fürchterliche Mißhandlungen, daß sie sich zu einem Bündnis mit Justh und damit zum Bruch mit der habsburgischen Dynastie hinreißen ließen. Erst wenn Ungarns Staatsmänner Apponyi, Tisza und Khuen-Hedervàry die Stellung ihrer Rumänen nach dem Grundsatz der politischen und nationalen Gleichberechtigung verbessert haben werden, ist die Hoffnung gerechtfertigt, daß die Soldaten König Carols vertrauensvoll Schulter an Schulter mit den Ungarn gegen die Slaven in den Krieg ziehn werden.

Bei der Familienfeier in Cettinje hielt Rußland seine „Rentrée solenne" in die europäische Politik. Graf Lexa von Aehrenthal hat als Spaßvogel für den montenegrinischen Häuptling den Königstitel beantragt, während Rußlands Zar Jahr für Jahr zwei Millionen Rubel ins arme Land der Czernagora sendet, um in den 37 500 Kombattanten der Schwarzen Berge mit ihren 84 Geschützen und 36 Maschinengewehren unter dem russischen Instruktor Nicola Potapoff die Besatzung einer uneinnehmbaren Felsenburg auf dem Balkan sein eigen nennen zu dürfen und stündlich in der rechten Flanke Oesterreichs und in der Nordostecke des albanischen Wetterwinkels ein starkes Armeekorps bereit zu haben. Zum Ueberfluß brachten damals zwei Großfürsten dem Schwiegervater Europas auch noch den Marschallstab als Ehrenkommandeur über die einunddreißig Armeekorps Rußlands; König Nicola I. mußte Neu-Antivari als den längst ersehnten Hafen der Slaven am Adriameer feiern und im Verein mit dem König Ferdinand von Bulgarien und dem Kronprinzen von Serbien recht laut und offenherzig erklären, daß die drei Könige der balkanischen Slavenfamilie sich unter den Schutz und Schirm des Heiligen Rußland gestellt haben. Mit diesem Text zur festlichen Musik gaben die Staatsmänner Nikolaus II. zu verstehn, daß das Reich militärisch wieder zu erstarken beginne und daß ohne ihre Zustimmung keine Orientfrage beantwortet werde.

Der Partner des alten Zweibunds, Frankreich, das bisher dem Osmanenreich 2,4 Milliarden Francs als billige Darlehn vorstreckte, holte zur Zeit der Aequinoctialstürme aus den Archiven seines Finanzministeriums eine Verordnung aus dem Jahre 1823 hervor, um dem kranken Mann am Bosporus den Geldbeutel der französischen Sparer hoch zu hängen. Großbritannien stand bei diesem interessanten Kampf um Geld und Macht, der in den Anleiheverhandlungen zu Paris klassisch in die Erscheinung trat, als Verbündeter an Frankreichs Seite, und die Herren Edward Grey und Arthur Nicolson gaben im richtigen Augenblick dem „germanisierten" Sir Ernest Cassel einen Wink mit dem Zaunpfahl, als patriotischer Citymann seine Tasche zuzuhalten, und ließen obendrein den englischen Diskont auf die unerhörte Höhe von 5 Prozent bringen. Gleichzeitig bewies der kalt gestellte General Cheny Pascha als Flaumacher in der „Review", daß die Hohe Pforte zur Deckung ihrer Geldbedürfnisse sich schon zu Wucherzinsen verstehe. Sie schreibe im Juni 1909 zu London 100 Millionen und erhalte 80 und am 13. Oktober 1909 bei der „Banque Ottomane" 157,5 Millionen und erhalte nur 126. Der Abgeordnete Chefik-Bey-el-Moyad aber beklagt bei der Kritik des türkischen Staatshaushalts, daß den Verwaltern des Schatzes binnen zwei Jahren 1 Milliarde 475 Millionen Franks durch die Finger liefen und dem Lande keine sichtbare Verbesserung brachten.

Frankreich begehrte nicht nur eine Ueberwachung der Dette Publique, sondern auch eine dauernde Kontrolle des türkischen Budgets durch seine Abgesandten, einen Generaldirektor des gesamten Rechnungswesens und einen zweiten zum Mitglied des obersten Rechnungshofs. Djawid Bey und Hakki Pascha wiesen diese direkte Einflußnahme der Weltmächte auf ihr Budget als eine Verletzung der staatlichen Souveränität und Würde zurück und fanden Hilfe in Berlin. Durch diese deutsch-türkische Finanzaktion müssen selbstverständlich unsre handelspolitischen Interessen in der Türkei ebenso wie der diplomatische Einfluß des Deutschen Reichs bei der Hohen Pforte eine erhebliche Stärkung erfahren.

Google

So ist heute schon der Aufmarsch der Figuren auf dem Balkan-Schachbrett klar entwickelt; die Partie verspricht, interessant zu werden.

***

Berufskonsuln

Die heutige konsularische Tätigkeit krankt fast in allen Staaten daran, daß sie mit einem Fuß auf politischem Boden steht und sich nicht — wie es die Wichtigkeit des Berufs forderte — ausschließlich wirtschaftlichen Interessen zuwendet. Wenn es auch für die Sache der diplomatischen Information in manchen Fällen von Nutzen ist, die konsularischen Beamten zu diplomatischen und politischen Hilfsdiensten heranzuziehn, geht es doch zumeist auf Kosten des Hauptberufs. In Halb- und Viertelkulturstaaten mag ja der Schutz der Personenrechte der Staatsangehörigen wichtiger sein, als der der Handelsagenten. Ich will aber nicht von der konsularischen Tätigkeit in Barbarenländern sprechen, sondern von der Mehrheit der Berufskonsuln, wie sie als Förderer, Anreger, Berater und Beschützer des heimischen Handels im wirtschaftlich entwickelten Ausland gedacht sind.

Die diplomatische Betätigung verleiht dem Konsul einen gewissen persönlichen Nimbus, eine geheime Wichtigkeit, die die intensivste Wahrnehmung der Handelsinteressen niemals bieten kann. Fast jeder Berufskonsul greift daher — wenn keine diplomatische Mission in abkühlender Nähe ist — mit beiden Händen nach der Arbeit, die ihm äußerliche Ehrungen, billige Lorbeeren und eine bevorzugte Position bieten, so etwa wie der intelligente Truppenoffizier auch einmal lieber Generalstabsdienst tut, als Rekruten drillt.

Für die Außenwelt gilt der diplomatische Staatsbeamte ja immer noch für den Bevorzugten, mit individueller Betätigung ausgestatteten Träger und Mitarbeiter an der Weltpolitik. Für den Eingeweihten freilich, der es mitgemacht, wie sehr die heutigen Diplomaten an den Drähten der Zentrale für auswärtige Politik hängen und in dieser Beziehung nur salongewandte Uebermittler der heimischen Instruktionen und Antworten sind, schrumpft das Prestige schon um ein weniges zusammen.

Ich glaube nicht, daß es so schwer wäre, dieses den Hauptberuf des Handelskonsuls schädigende Streben einzudämmen. Andeutungsweise etwa dadurch, daß die vorgesetzten Behörden für Diplomaten und Konsuln schärfer getrennt werden, daß nicht die Diplomaten die Fähigkeiten und Leistungen der zweiten zu beurteilen hätten, daß eine amtliche Gleichbewertung der beiden Berufe jenes Hinauf- und Hinüberschielen der konsularischen Beamten auf die bevorzugte Tätigkeit der Diplomaten abschwächen würde.

Bekanntlich wird die Befähigung zum genauen Kenner des wirtschaftlichen Lebens, durch die exekutive, auf offizielle und gesellschaftliche Kreise beschränkte Lebensart des Diplomaten geradezu verneint. Mit geringen Ausnahmen hat ja auch kein Diplomat je den wahren Pulsschlag eines Volks, in dessen Land er oft Jahrzehnte zubringt, gehört. Er macht bestenfalls

Google

Schlüsse aus Reflexen auf die Regierung, Presse und obere Gesellschaft. Für den wirtschaftlichen Vertreter, den Konsul, muß jedoch solche Exklusivität geradezu Unfähigkeit zum Berufe bedeuten.

Die Rolle als Beobachter, Statistiker und Berichterstatter des kommerziellen, industriellen und agrarischen Lebens des betreffenden Fremdstaates wird zwar noch verhältnismäßig zureichender, wenn auch zumeist viel zu schablonenhaft von den Berufskonsuln ausgefüllt. Als Förderer, als Anreger der richtigen Gelegenheit für den Import und Export, für das Unternehmertum versagen jedoch die Meisten.

Zum Teil aus bureaukratischer Sorge, eine Verantwortlichkeit für das eingeratene oder nur geschilderte Geschäft übernehmen zu sollen, zum Teil weil die Konsuln tatsächlich zu geringe Kontaktnahme zu der Handelswelt von hüben und drüben kein präzises Urteil zu fällen imstande sind. Ich hatte Gelegenheit, in eine große Anzahl von Anfragen aus der Heimat, über Geschäfte, Aussichten von Unternehmungen oder Einzelpersonen die sich am wirtschaftlichen Leben des betreffenden Fremdstaates beteiligen wollten, Einsicht zu nehmen und auch ebenso zahlreiche Bescheide der Konsulate auf solche Fragen kennen zu lernen. Wieder mit wenigen Ausnahmen begegnete ich fast durchwegs praktisch unbrauchbaren Auskünften. Fast keine amtliche oder halbamtliche Antwort war geeignet, dem Kaufmann oder Unternehmer selbst als unverbindlicher Ratschlag, als Wegweiser, als Bestätigung einer Voraussetzung zu dienen. Der Nachsatz des Konsularbescheids erschütterte immer wieder das „Ja" des Vorsatzes.

Wenn die Berufskonsuln schon aus anderweitigen Gründen nicht durchweg dem Kaufmannsstande entnommen werden können, müßte auch, weit eingehender als es bisher geschieht, ein inniges praktisches Vertrautsein mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der vertretenen Heimat gefordert werden. Aber nicht erworben in theoretischen Kursen oder während einer flüchtigen Volontärdienstzeit bei einem großen Institut, sondern schon etwas gründlicher und auf einer etwas breitern Basis. Der Beruf des Handelskonsuls erfordert einen ganzen Mann. Nicht einen Halbdiplomaten, der im Nebenberuf die wirtschaftlichen Interessen eines Landes vertritt. Der Handel ist heute eine Großmacht, die sich auch ausschließlich ihrer Sache dienende Repräsentanten leisten kann.

v. S.

Liebesbriefe von Musset*)

Im März 1880 empfing Herr Jules Troubat den Besuch einer vornehmen, weißhaarigen Dame, die ihm unbefangen und rückhaltlos sagte: Ich war in meiner Jugend die Freundin Alfreds de Musset. Aus dieser Zeit besitze ich eine Menge Briefe des Dichters, um derenwillen ich jetzt einige

*) Alfred de Musset, Liebesbriefe an Aimée d'Alton. Mit ungedruckten Gedichten 1837—1884. Einleitungen und Anmerkungen von Léon Séché. Uebertragung von Auguste Förster. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Berlin und Leipzig.

Google

Bedenken nicht abwehren kann. Dieses Verhältnis blieb geheim; ich frage mich, ob ich es preisgeben soll oder ob ich nicht besser täte, die Briefe einfach zu vernichten. Es bedurfte keines besondern Aufwands von Beredsamkeit des Herrn Troubat, diese Dame, die auf diese Briefe ohnedies maßlos stolz war, davon zu überzeugen, daß sie die Schätze nicht vernichten dürfe. Nach einigen Tagen brachte sie Herrn Troubat ein Kästchen mit Briefen und bat ihn, es unter zwei Bedingungen in der Nationalbibliothek zu deponieren: erstens sollte das Depot anonym bleiben. Zweitens dürfte das' Kästchen erst nach fünfzig Jahren geöffnet werden. Die Einwendungen des Herrn Delisles bestimmten schließlich die Legatin, den Zeitraum auf dreißig Jahre zu reduzieren.

So wurden im Jahre 1910 von den Briefen Abschriften hergestellt, und nun sind sie auch in deutscher Sprache erschienen.

Die allerpikanteste Rolle in dieser Affäre spielte Paul de Musset. Nicht genug daran, daß er zum Schluß die Geliebte seines Bruders geheiratet hat, ist auch das Legat mit seinem vollen Einverständnis und zu seinen Lebzeiten (er ist erst am 17. November 1880 gestorben) der Nationalbibliothek vermacht worden, und es ist offenkundig, daß er weit mehr als seine Frau gewisse Teile dieses Briefwechsels durchgestrichen, umgeschrieben und abgeändert hat. Diese Korrekturen sind übrigens weiter nicht wunderbar. Denn Paul de Musset hatte auch sonst die Manie, die Werke seines Bruders zu korrigieren.

Aimée d'Alton, die Empfängerin der Briefe, soll ein entzückendes Persönchen gewesen sein. Barre, der Schöpfer der Büste Alfreds de Musset, hat auch von seiner Freundin eine reizende Statuette hergestellt. Wenn man sich an diese Statuette hält, war Aimée in der Tat sehr verführerisch. Sie besaß blonde Haare, die in zwei Lockenbüschel geteilt waren, blaue, sanft dreiste Augen, eine grade Nase, einen hochmütigen Mund, eine winzig kleine Hand, einen schlanken Fuß. Sie war aber noch geistreicher, als sie schön war. Als sie Musset kennen lernte, hatte sie ihr fünfundzwanzigstes Lebensjahr grade vollendet. Sie war kein unerfahrnes Mädchen mehr, frisch zwar und rosig wie ein reifer Pfirsich, aber ihr ganzes Gehaben, ihre Konversation, ihre Manieren waren die einer jungen Frau, die über den § 7 völlig Bescheid weiß. Eine wissende Jungfrau. Das war Mussets Fall. Unreife Früchte lockten ihn nicht mehr, lockten ihn weniger sogar als ein wenig angestochene. Eines Tags, als sie ihm recht gelangweilt und verstimmt erschien, wagte er es, ihr zwischen zwei Tanztouren zu sagen, daß die Liebe das probatste Mittel gegen die Langeweile wäre, worauf sie ihm ganz ernsthaft erwiderte, sie wünsche nur, ihn verliebt zu machen. Das ließ er sich denn auch nicht lange gesagt sein, und das Liebesspiel begann mit einer Börse, die Aimée für ihn häkelte. Alfred de Musset war nämlich ein Spieler, der das Geld

Google

auch sonst leichtsinnig um sich warf. Außerdem hatte er die angenehme Gewohnheit, nichts zu arbeiten.

Als er Aimée kennen lernte, war er 26 Jahre alt. Es war 1837. In diesem Jahr arbeitete Musset ohne jedes Fieber, ohne jede Aufregung, immer unter dem Einfluß seiner Empfindung. Anders zu arbeiten, war er unfähig. Er fühlte sich, wie sein Biograph, Bruder und späterer unehelicher Schwager Paul getreulich berichtet, durch seine Liebe für Aimée freudiger und freier. Er nahm die Widerwärtigkeiten dieser Welt geduldiger hin, er blieb gerne zwischen seinen Büchern eingesperrt, und er arbeitete in diesen Monaten mehr als je.

In seinem flatterhaften Herzen konnte Aimée natürlich nicht ewig regieren. Es war aber schon sehr viel, daß die Beziehung zwei Jahre dauerte. Nach sechs Monaten war der wohltätige Zauber der kleinen Börse verflogen, Alfred verfiel wieder seinen alten Sünden, er ergab sich dem Schachspiel, den Dirnen und dem Absynth, und zwar so, daß er infolge der Spielverluste, die er im Mai 1838 erlitt, nicht in der Lage war, die Miete für das Zimmer zu bezahlen, das ihm für seine Zusammenkünfte mit Aimée diente. So wurde die Liebe obdachlos.

Die Briefe Alfreds an Aimée sind anders als die an George Sand. Die Episteln an die Sand sind extravagant, verzweifelt, romantisch, die an Aimée zierlich, lebhaft, leidenschaftlich und leichtfertig. Die Briefe an die Sand erinnern an die verzweifelten Schreie eines Kindes, das man von seiner Mutter trennt, die Briefe an Aimée an die Streiche zweier Schuljungen in den Ferien.

Sie scheinen mir nett, interessant, pikant, geistreich, hübsch, aber nicht groß, nicht stark, nicht tief. Sie sind unendlich wahr, weil sie so unendlich verlogen sind. Während er sie noch seine Seele, seine weiße Rose, seine geliebte Göttin, sein Mönchlein, sein Püppchen nennt und ihr Szenen macht, während er ihr schwört, daß sie sein Glück, seine Freude, seine Ruhe, seinen Mut bedeute, läuft er schon der Rachel und der Garcia nach.

Die Uebersetzung der Frau Auguste Förster ist vortrefflich, die Ausstattung gut. Junge Mädchen bekommen für zwei Mark keine pikantere Schokolade, keine in besserer Emballage.

Ernst Friedegg.

Kleine Menschen in der großen Stadt

Ein Stadtbilderbuch von C. A. Brendel. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins. Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

An Bilderbüchern ist gewiß kein Mangel. In jedem Buchladen harren unser 50 statt eines. Unter vielen, absolut minderwertigen gibts seit Jahren schon manches gute und lustige Bilderbuch, das auch auf die kindliche Psychologie Rücksicht nimmt. Stofflich blieben aber fast alle beim Alten. Neben dem Familienleben machten wilde und Haustiere und ländliche Idyllen den Inhalt aus. Darin liegt eine gewisse Rückständigkeit, eine Art Unwahrhaftigkeit und ein Verlust für unsre kleinen Menschen in der Stadt, also für die Mehrheit der deutschen Jugend, die in Mietshäusern, vielleicht sogar Mietskasernen, und in den Straßen der Stadt heranwächst. Das vorliegende Bilderbuch sucht diesem Mangel abzuhelfen.

Es rückt das Leben auf der Straße, die Dinge und Vorgänge vor das kindliche Auge, die ihm im Häusermeer geläufig sind, und zeigt sie den kleinen Beschauern in einem freundlichen Humor. Da sehn wir die Milchfrau, den Postboten, den ersten Schulgang, den Einkauf bei der Gemüsehändlerin, den Schutzmann als Retter, den Leierkastenmann, die Zeitungsboys an der Straßenbahn, das Leben am Bahnhof, den Droschkenkutscher, kleine und große Soldaten, den Parkwächter, den Elefanten im Zoo, die Rollschuhläufer, die Schlittenfahrt, den Eislauf, den Weihnachtsmarkt und auf dem Umschlag den Buddelspielplatz neben dem Tumult der Großstadt. Unter 15 dieser 16 großen Bilder, die ihre Haupttypen in ihren Beziehungen zur Kinderwelt zeigen, sind drollige Szenen aus dem Straßenleben dargestellt, die fast immer in naher Verbindung zu dem Bild darüber stehn und dem jungen Beschauer manchen Juchzer entlocken. Die Zeichnungen sind von Künstlerhand, leuchtend in Farbe und mit fröhlicher Bewegung. Wir glauben, daß dieses künstlerisch und und technisch feine Buch, das unter der Fürsorge der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins entstand, allen Kindern Freude macht, in der Stadt — und auf dem Lande.

Ein Handbuch des Internationalen Rechts*)

Die in den letzten Jahrzehnten bedeutend gesteigerten internationalen Rechtsbeziehungen, das Anwachsen des Rechtsverkehrs, der die Grenzen der Staatsgebiete immer mehr überschreitet, bringen es mit sich, daß von praktischen Juristen die gleiche Vertrautheit mit den Normen des internationalen Rechts verlangt wird, wie mit den Vorschriften des inländischen Rechts. Mit diesen erhöhten Forderungen ist nun die Entwicklung der Literatur nicht Hand in Hand gegangen. Es gibt nur wenige Werke, die das gesamte internationale Rechtsgebiet praktisch behandeln, und die sind, wie die meisten Sammlungen der internationalen Rechtsmaterien, längst veraltet und haben damit ihre Brauchbarkeit für die Praxis fast ganz eingebüßt. Es fehlte bisher an einem Handbuch, das den Praktiker in die Lage gesetzt hätte, sich rasch und sicher über die in internationalen Rechtsfragen geltenden Vorschriften zu informieren, und er war darauf angewiesen, sich diese Normen aus verstreuten Anmerkungen der Gesetzesausgaben und Kommentare zusammenzusuchen und sie in Reichsgesetz- und Verordnungsblättern nachzulesen, ein Verfahren, das viel Zeit und Mühe kostet, aber die Gewähr der Zuverlässigkeit nicht bietet.

Aus diesem praktischen Bedürfnis ist der ca. 1100 Seiten umfassende Band entstanden, der in erster Linie als Nachschlagebuch für den praktischen Gebrauch bestimmt ist. Er beschränkt sich deshalb auf systematisch geordnete Vorführung der in Betracht kommenden Normen, ohne sich auf das Gebiet theoretischer Erörterungen zu begeben.

Um den Stoff nicht ins Uferlose wachsen zu lassen, haben die Autoren, zwei hochangesehene Wiener Juristen, nur die Rechtsmaterien in das Handbuch aufgenommen, die in die Kompetenz der Ge-

*) Normen über die Internationalen Rechtsbeziehungen auf dem Gebiete des Zivil- und Strafrechts und über den Rechtshilfeverkehr mit dem Auslande. Zusammengestellt von Dr. Alfred Bloch, k. k. Oberlandesgerichtsrat und Dr. Felix Frank, k. k. Staatsanwaltsstellvertreter. Wien 1910, Hofbuchhandlung Manz.

Go gle

richte fallen. Sie haben das gesamte Privatrecht berücksichtigt und das Strafrecht, dagegen blieben Verwaltungs- und Zollrecht ausgeschlossen.

Auf diesem beschränkten Gebiete haben aber die Verfasser eine so vollständige Zusammenstellung der bestehenden Rechtsnormen geboten, wie das bei einer so zerstreuten Materie nur möglich ist. Das Material ist dazu von Grund auf neu gesammelt und gesichtet worden. Die gesetzlichen Bestimmungen sind im Wortlaut wiedergegeben, wodurch die praktische Brauchbarkeit erheblich gewonnen hat, weil man nun das Nachschlagen der Gesetzessammlungen erspart.

In einem allgemeinen Teil sind zunächst alle Normen, die sich auf den Verkehr mit dem Ausland überhaupt beziehn, nach Materien gesondert dargestellt, in einem besondern Teil die Vorschriften, die den Verkehr mit den einzelnen Staaten speziell regeln. Innerhalb der einzelnen Staaten sind dann die Normen wieder nach Rechtsmaterien geordnet.

Der Verlag der Hofbuchhandlung Manz in Wien hat das Werk typographisch sehr übersichtlich und auf so dünnem Papier hergestellt, daß das Handbuch bei all seinem breiten Umfang doch noch handlich ist.

Jeder praktische Jurist braucht das Werk so notwendig, wie etwa das Bürgerliche Gesetzbuch.

Dr. E. F.

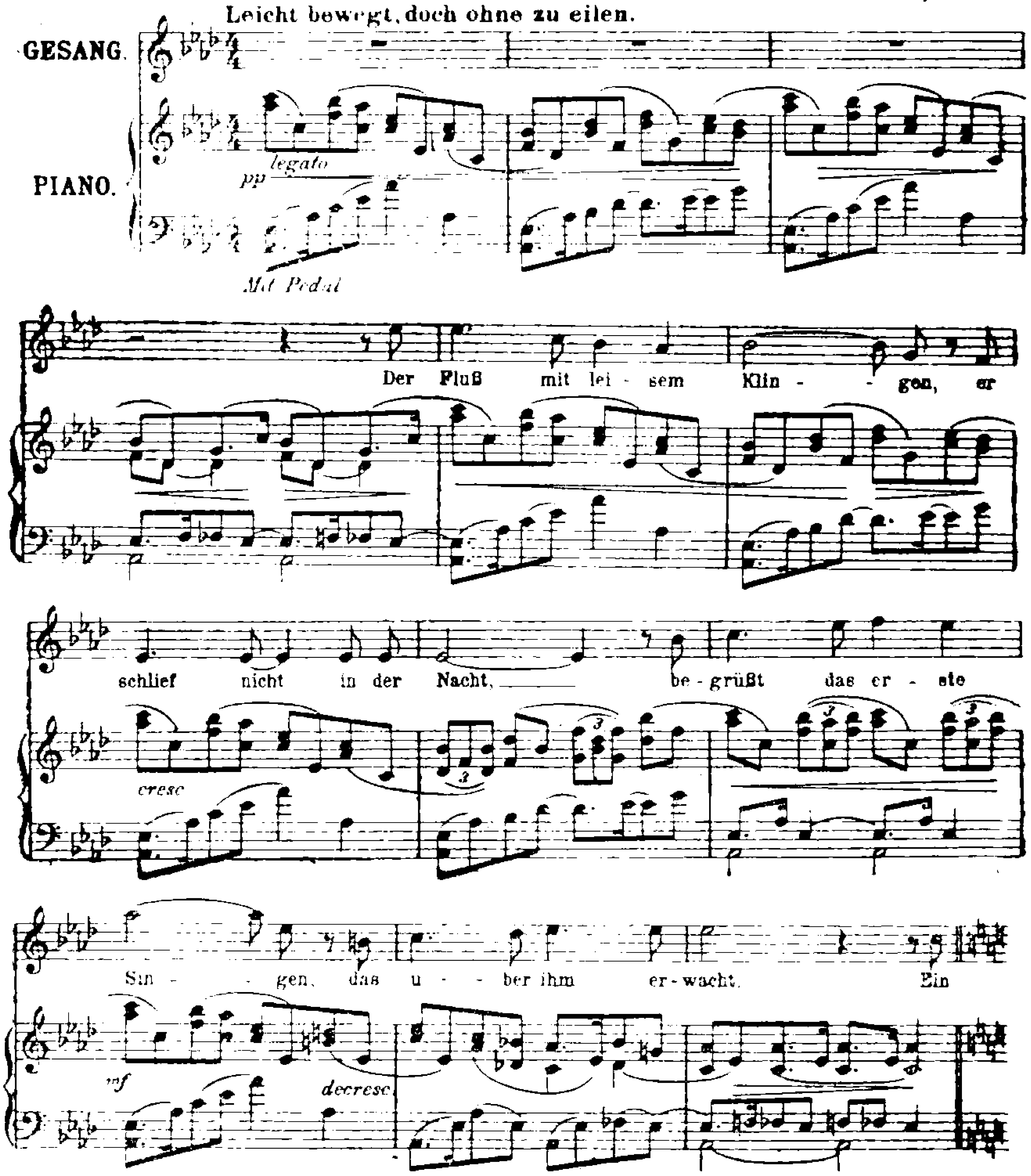
Google

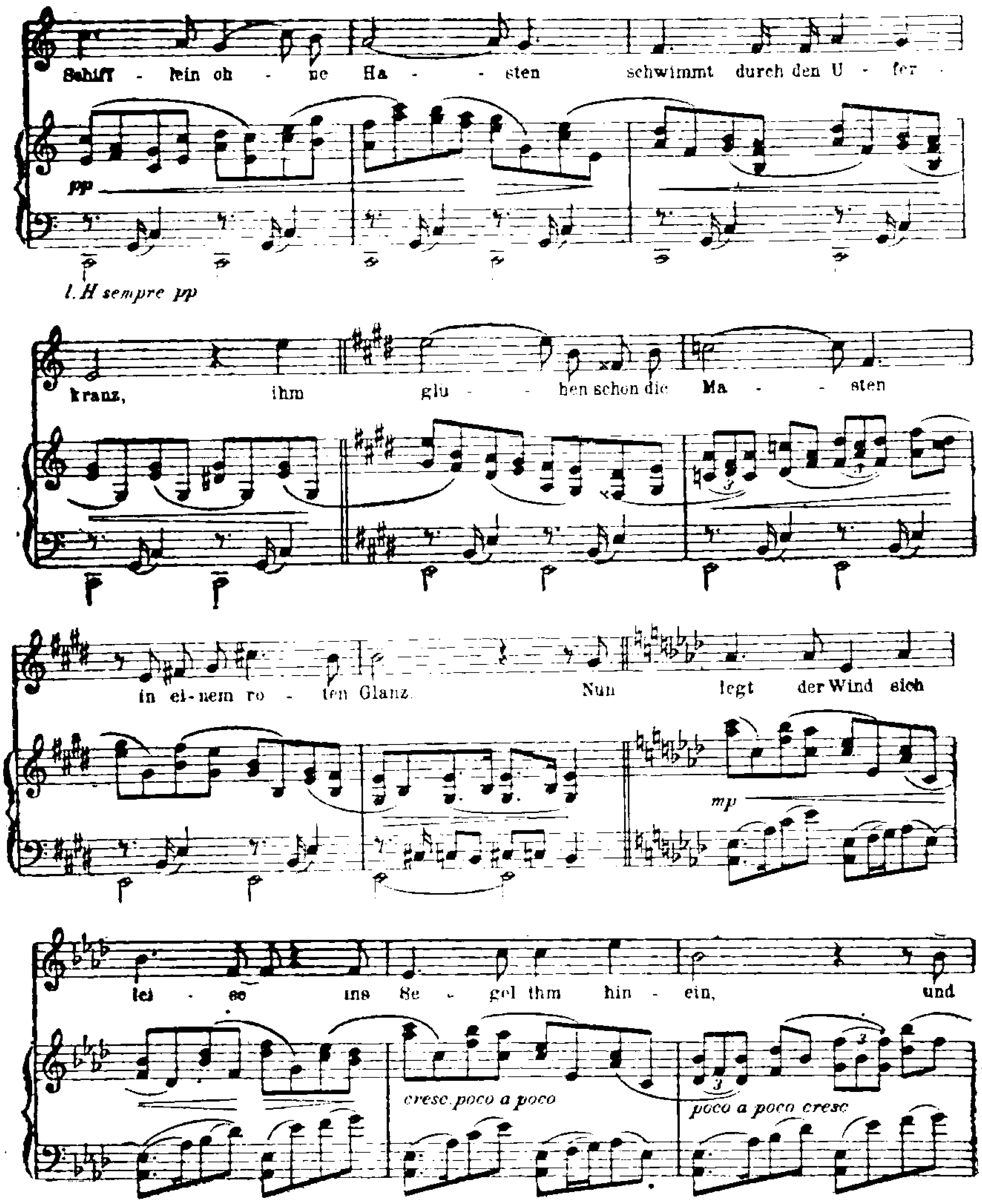
Musikbeigabe

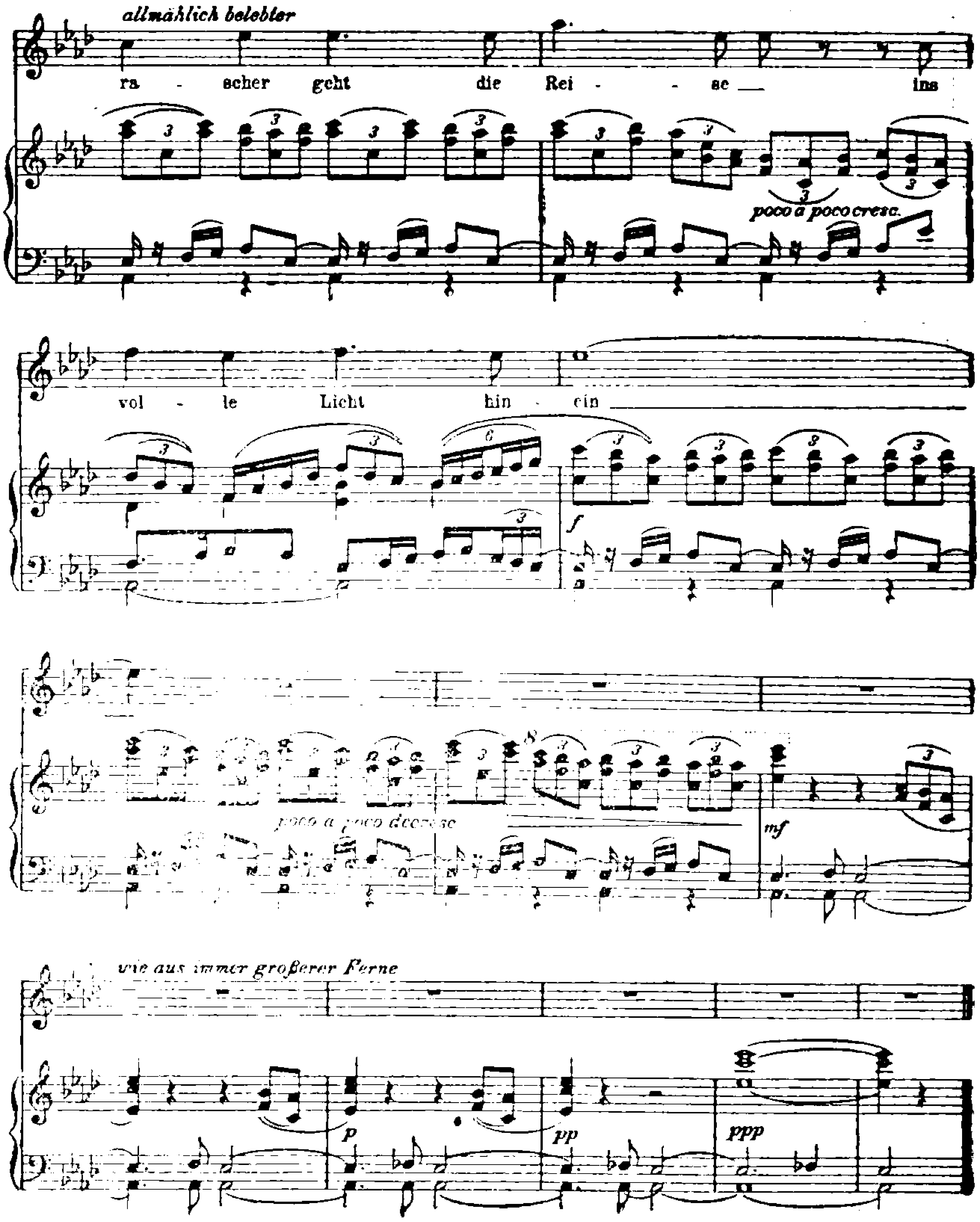
Frau Edith Schultz verehrungsvoll zugeeignet

Tagesanbruch.

(G. Falke)

A. P. Boehm. Op. 23 № 3

Alle Rechte vorbehalten.

Google

Schifflein ohne Hasten schwimmt durch den Uferkranz,
pp
l. H sempre pp
ihm glühen schon die Masten
in einem roten Glanz.
Nun legt der Wind sich leise ins Segel ihm hinein,
mp
und
cresc. poco a poco
poco a poco cresc.

Go gle

allmählich belebter
ra - scher geht die Rei - - se ins
poco a poco cresc.
vol - le Licht hin - ein
poco a poco decresc
wie aus immer größerer Ferne

Go gle

Zu unsrer Musikbeigabe

Adolph Paul Boehm

Verhältnismäßig recht rasch ist Adolph Paul Boehm bekannt geworden; insbesondere werden seine Lieder, deren sich namentlich Julia Hill und Paul Schmedes im Konzertsaal angenommen haben, schon viel gesungen; auch haben sich zahlreiche größere Orchester beeilt, seine erste im Druck erschienene symphonische Dichtung „Haschisch", die die Wirkung dieses narkotischen Mittels musikalisch zu schildern sucht, zur Aufführung zu bringen. Nach dem starken Interesse, das dieses trotz des programmmatischen Titels durchaus absolute und an sich verständliche Musik bietende Werk bisher gefunden hat, kann der Komponist auch gewiß sein, daß seine hierdurch gleichzeitig damit entstandene noch ungedruckte symphonische Dichtung „Der erste Tag" und seine eben vollendete groß angelegte Symphonie „Der Friede" sehr bald auch ihren Weg in die Konzertsäle finden werden, freilich nur in die großen, denn der Orchesterapparat, den er verlangt, steht nicht jedem ehrgeizigen Dirigenten zur Verfügung. Allem Anschein nach dürfte Boehm, der bisher Kammermusikwerken und Klavierkompositionen ganz aus dem Wege gegangen ist, auch weiterhin uns vorwiegend Lieder und Orchesterwerke schenken, falls er nicht noch ganz zur Oper abschwenkt. Schon hat er das dramatische Musikwerk „Gertraude", dessen Dichtung auch von ihm herrührt, vollendet, wenn auch noch nicht auf die Bühne gebracht.

An seinem Schaffen berührt es sehr sympathisch, daß er ganz offenbar darauf ausgeht, einen eigenen Stil zu finden. Am glücklichsten scheint er mir in der Stimmungsmalerei zu sein; es steckt auch in ihm viel echte Leidenschaft. In seiner Melodik geht er, trotzdem er sich an ein möglichst großes Publikum wendet, jeder Trivialität mit Glück aus dem Weg. Eine treffliche Probe seiner Art, zu schaffen, scheint mir sein Lied op. 23 No. 3 „Tagesanbruch" zu sein, das mit Genehmigung des Verlags Otto Junne in Leipzig hier zum Abdruck gebracht werden darf. Man beachte die sorgfältige musikalische Behandlung der schönen Falkeschen Verse und die glückliche Ergänzung der durchaus melodisch gehaltenen Singstimme durch die Klavierbegleitung; läßt man diese weg und hält sich nur an die Melodie, so fällt die Aehnlichkeit der Stelle „das erste Singen" mit einer Phrase der Elsa im „Lohengrin" auf, eine Aehnlichkeit, die fast ganz verschwindet, sowie Boehms aparte Klavierbegleitung hinzutritt. Sehr schön macht sich auch die Steigerung gegen den Schluß der gesungenen Worte und das allmähliche Verhallen des Klaviers. Erwähnt sei noch, daß Boehm einige ganz besonders gelungene Lieder mit Orgelbegleitung geschrieben hat und daß sein Gesang „Anbetung" mit Orchester höchst wirkungsvoll ist.

Geboren ist Boehm am 4. September 1878 in Wiesbaden. Seine Eltern, die sehr musikalisch waren, ließen ihm schon während seiner Gymnasial-

Google

zeit eine gute musikalische Ausbildung geben und widerstrebten ihm auch nicht, als er das zuerst ergriffene Studium der Medizin aufgab, um sich ganz der Musik hinzugeben. Nachdem er kurze Zeit auf dem Dresdner Konservatorium bei Albert Fuchs, der vor kurzer Zeit viel zu früh der Kunst entrissen worden ist, gearbeitet hatte, führte ihn sein Militärjahr, das er in Darmstadt abdiente, mit dem dortigen Hofkapellmeister De Haan zusammen, der ihn recht förderte. Viel Anregung empfing er dann auf dem Hochschen Konservatorium in Frankfurt a. M. bei Bernhard Sekles, aber weit mehr gab ihm schließlich, als als er in Dresden seinen Wohnsitz genommen hatte, der mehrjährige Verkehr mit Johannes Schreyer, dessen bereits in mehrern Auflagen verbreitete Harmonielehre bekanntlich durchaus modern gehalten ist und als bahnbrechend gilt. Seit dem Herbst 1910 lebt Boehm, da seine Gattin vom Dresdner Opernhause an das Berliner übergesiedelt ist, in Charlottenburg, und zwar ausschließlich dem eigenen Schaffen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

UNI...

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Google

We nakhrifi
f_ CL1 (auer

HundertfeWsunddr-eißigfier Band
35. Jahrgang 1911: Januar-März
KRZR-“Ü V K
F 0'- "kk-if
"74'7ZAZ'77
&KW 0.
(kW-:WWW
LKW:-
MöunöSüö-MYH?:YWMT

Inhalt des 136. Bandes:

Januar/Februar/März 1911
l'-"!|1[[|*|l'i|l[]'||-| |1" "1" ' l' | | ["1"] 'i' |*|"|-|*'t| | '4| | l] 1 |1' [1"] ' [' ' | |-| ' ' ' | ' ' | ' | | | ' | | |
U" | '|"' ' ' ' | | | l '1| |
Politik, Gefchichte und Volkswirtfthaft:

v. Vorfchtl Geheimer Hofrah Oberbürgermeifter: Die Zukunft
Münchens . . . . , . . .» 253
Canalejasl Minifterpräfident Jofs: Mein Programm. - -' . - 5
CanalejaeZL Minifterpra'fident Jofe: Autobiographie - . - » - 89
Kerfchenfteinem Stadtfchulrat [)r. Georg: Die induftrielle
Arbeitsteilung und das Problem der Volkserziehung - - - . - Kuhlox l)r. Alfred: Miinchen als Jnduftrieftadt - . . . - . . . 817
Lipp- l)r. Franz: Die Freundinnen eine-Z großen Staatsmannes
und Dichters 98
Matthias" l)r, Adolf, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat: Eine
deutfche Frau aus den Werdetagen unfers Liberalismus» - - . 365
Schnißerl Prof. [)1-, Jofef: Miinchen und der fortfchrittliche
Katholizismus , . , . . , ... , ... 282
r), Stranßl Regierungsrat Kur-d: Eine nationale Diplomatie . 173
i I Die verbiindeten Niederlande - - . . . . - . - - - - - . - . - - 9
*xx Hans v_ Dallmiß . . . . , ... , ... 4-15
A. B.: Das 57jährige Jubiläum der Aufhebung der Leibeigenfchaft in
Rußland , ... , ... 347
von Bieberftein, Rogalla: Der heutige Stand nnfres Nordic
kiiftenfchußes 238
Corbach, Otto: Hanfabnnd und Varteipolitik . , , ... , 67
FriedegglDr. Ernft;Olivier . . , ._. . . . .
Lipo, Dr. Franz: Die Vorpoften Rußlands anf dem Balkan . , . . 65
L„ Dr. F.: Die Hohenzollern in Italien . . . . , ... 150
ki.: Die leßten Tage des Minifteriumd Oliviers 430
v. S.: Ein politiftbes Gefcbäft . . . . , ... , . , . . 151
v. S.: Berufskoninln , ... , . 510
Zpectator alter: Der homofexnelle Skandal am Vapfthof 429
Zpectalor alter: Der Untergang Roms . . . . . . , ... 152
Zpectatok alter: Die Bekennertragödie des Prinzen Max von Sa>)fen 233
Zpectaior älter: Der neue Kommandant der päpftlichen Schweizcrwache 67
v. Stetten: Die Zukunft der Türkei , ... , . 149
v. Stettc n: Jungtürkifclier Optimismus , . . . , ... , . 350
v. Strauß: Die polnifcbe Enteignung . . . . , ... , . , . . *125
Ueruß: Der ferbifche Vrinz . . . , ... , 3-16
*** Das ftiirkere Rom 345
*** Die Partie auf dem Balkaii-SÜachbrctt , ... , . . 506

2,18313

Wifienfchaft und Reifebefchreibungen:

Cnjetan-M ilncr- Kate: Etwa?, ooiu Wert der deutfchen Landerzielningßheime . . . . . . , ... , . . . 119
Freiniarcß Hans: Moderne Theoiophie . - - - - - - - - - . . 401
(Holdftau vi l)r. Max: Aus der Tiermuthologie der Griechen * - 407
Grüßmacher- Prof. l)r. Georg: Der Untergang des Templer-ordens . . . . , . , ... , . 203
Kläger- Emil: Maskerade im Verbrechen . - . . - 224
Niemannx l)r. Walter: Althollauds Hausmufik » . - - 18
al Nalrhid Bet)- Omar: Das Erwachen der Menichheit ans der Erfcheinung . . . . , ... 339
Friedeggi Etnft: Wnftnmnn . . . . , ... 244

Romane, Novellen und Skizzen:

Ganghofew Ludwig: Das Schiudeldacl) - . - - - - . - - - . . 297
H a m f u n„ Knut: Gedämpftes Saitenipiel . - - 38- 127- 213- 8211 415
Hirf chfeld, l)|*. Georg: Die Nixe vom Giildeniee- 28- 109-186-392

Literatur und Theater:

Eberti H.: Jugendbriefe von Friedrich Rückert » - . . . . . - . 100
JaffE-Mz Sprüche , ... 424
Kail er- l)r. Georg: Der Roienkaoalier - - . - . - . - - - - - - 382
Kiliam l)r, Eugen: Der Regiffeur im Kaften - - - - - » * - - 832
K ißu ei; Gel). Regierungsrat *irof, [)1-, Alfons: Niigelieder eines Friedfertigen , ... m 58
Ullma nn- Ch.: Die vulgarifche Literatur - - - . - - - - . - - - ZL
Wo l l in ar- Leopold: Die Naturbiihne * * - - - - - . . . - . - - 138
AltmanmVrof,Dr,W,:Tl)ai)er . . . . , . . . 164
Amen di C.: Francois Villon . . . . , . . , ... , ... 72
A, J.: Theater bei Gräfin Gabrielle Hohes . . . . , . .* . . 354
C. R.: Großftadtjuden . . . . , ... 163
Dr. E. F.: Ein Handbuch des internationalen Rechts 514
Flake, Otto: Vom Wert der franzöfifchen Romane 70
Friedegg, Craft: Liebesbriefe yon Muffet . . . . , . . 511
Gomoll- Wilhelm Conrad: Ein Volksgoethe , , ... i . 156
Ihriugeri Bernhard: Arizibafchews RevolutionsgeichiÖte 165
Kaifer, Dr. Georg: Julius Bittners Mufikant 246
Kleine Menichen in der großen Stadt . . . . , . , ... 513
Lennetu ann W.: Eine neue Evangelienharmonie , ... 161
L e o w - F r ä n k e li Gertrud: Neue Novellen . . . . , . . 68
Vr.-l.: Im Friihrot . . . . , ... , . , 434
Schö nlank, M. R.: Curt Hermanns Kampf um den Stil 355
Schönlank, M. R.:Der Knabe Wlaß . , ...166
Stöfiinger7 Felix: Karl Kraus . , ... , ... 352
Troßkyi I.; Rußlands Seele . . . . , . , ... 180
W. A.: Der junge Wagner . . . . . . , . . , ... 75
w.: Gedichte in Vrofa . . . , . , . , ... , . . . , . , ... 74
1: Memoiren der Markgräfin von Bayreuth . . . . , . . . , . , . . 164
***DieFlugmafchinen . . . .

Q* Zwifchen Heuberg und Donna . . , ... , ... 247
*7** Herwegl) 248
N Lowenfeld. die Kauft der Kapitalßanlage . . . . , . 433
W* Vhafen der Kultur und Richtungslinien des Fortfchritts 435
in Gefehichten aus dem alten Vitaval . . . . , . . . , ... 432
Gedichte:
Br a un, Nora: Eremitage bei Bayreuth 471
Feffel- Karl; Weltliebe . . . . , ... 22
H er) f e„ Paul: Weihfpruch in das* goldene Buch der Stadt
München . . . . , ... , 266
Kyfer- Hans: Rin ende Liebe - - - - - . - 20
Myllerl Otto: J möchte 12
SchickelelNenS: DieSorgen - 202
Schultheiß-S. M.: Die Mutter - . . . .-406
Schüler-3 Guftao: Allein . . . . , ... 232
Walter-FrehrrRobert:: Nelkenfeld - - - - - - - 20
Bildende Knufi:
Mar) erl Alfred: Olaf Gulbranffon . - 472
Maya Prof. Karl: Friß Erler . . . . , . . . 276
v o n M i l l e rx Wirkl, Geh. Rar Ferdinand: Die Münchner Denk-
mäler . . . . . , , ... , . . , ... , . . 263
Rapfjlber-MzMaxNabes 198
von Stuck- Prof. Franz: Die Kunftftadt Miinchen - . - 261
C o rw egh, Robert: Rudolf Czapek- Die neue Malerei 75
|1.: Rubens . . . . , ... , . . , . . . 433
Schleife Johanneß: Emil Vreetorius . . , ... 154
Schönlankx M. N.:Weiß und Schwarz . . . . , 241
R. C.: G, Gronaux die Künftlerfamilie der Bellini 350
*** Unfre Kunftfchule . . . . , ... 160
Verfehiedenes:
F e l d e r l Erich: Münchner Toilettefragen . - - - - - - 288
Luxl Jofef Auguft: Münchens Genius loci - - - - - - 270
Müller-Meiningen. l)r. M. d. R.: Warum wir Miinchen
fo lieben? , . . . , ... , ... 762
Lebensfrhule und Schulleben. Eine Rundfrage mit Antworten von:
Exzellenz M. v. Brandß Wirkl. Geh, Nat Prof. |)|-. Adolph
W agn era Staatsfekretär a, D. l)r. Bernhard D ern burg r
1)!: Walther Nathenau-Oskar Tieß - - - - * . . - - .-179
Ferner von: Geh. Medizinalrat Prof. 1).'. E. Sch w enin g er-
Oberft a. D. C. Schweningem Wilhelm Freiherrn von
Vechmann . . . . , ... , 295
Ferner von: Geh. Ober-medizinalrat Prof. l)r. V. Ehrlich . einem
der größten und erfolgreichften Bankiers, Minifterialdirektor

Ve. Ö. Thiel„ Geheimrat Richard Wittin gt Fabrikbefißer
Heinrich F r e ef e t Geheimrat Mar G r u b e g Kommerzienrat
Karl Siegismund 875
Mufikbeigabeu:
Boehm- A_ Tagesgnbruch . . . , ... 516
Braunfels- Walter: Nachklänge Beethovenfcher Mufik - - - - 856
o. Kaskel- Karl: Der Gefangene der Znriin .Lied - - - - - - - 77
K'n'o p'f'tkMartin'FZWir zwei . . . . , 436
Text von Prof. [)r. Wilhelm Altmann 360
Text von Prof. I)r, Wilhelm Altmann - - - - - - - - - . - - . 519
Text von Prof, Schramm-Macdonald (Dresden) ---» 83
Text von [)[*,J.Stirner . . . ., 439
Knnflbeigaben:
Vattoni- Vompeo: Die lefende büßende Magdalena (Drei-
farbendruck) , ... 489
Coques- Gonzales: Der junge Gelehrte und feine Schwefter
(Dreifarbendru>) . . . .
Duyfter- Willem Cornelisz: Soldatenrauferei bei Teilung der
Beute (Vierfarbendrnck) . . , . , ... (09
v. Defregger- Franz: Ein Tiroler Alter (Graoiire) . . , . . 117
o. Defregger- Franz: Studienkopf (Gravüre) . . . . . . , . 265
Eberlein„ Guftao: Nach des Tages Mtihn (Bromfilberphoto-
graphie) , , . , . , . . , ... , 362
rler- Friß: Gold , , ... 265
rler, Fritz: Elfen , . . , . . , ... 28
tlerx Friß: Herbft 297
Erlery Friß: Fremdlinge 399
Gulbranffon- Olaf: Knut Hamfun . , ... , , 442
Gulbranffon- Olaf: Friß Mauthner . . . , ... , . . 473
H artma n n -Mc. Lean: Der Tanz (Bromfilberphotographie) . 86
Holbein- nach Hans dem jüngern: Die Madonna des Bürger-
meifters Meyer (Dreifarbendruck) 134
Mich e l an g e l o da Caraoaggio: Der Falfchfpieler (Dreifarbe
druck) . . , ... -. . . 813
M ola- Francesco: Hero ftürzt fich über den Leichnam Leander?,
(Vierfarbendruck) . . . . . . , ... 457
v an d er Nee r„ Aiglon: Die Lautenfpielerin , _ , , , , ... 17
Nabes- Max: Der Zuckerverkäufer , , , , , , , , , , , , , . 170
Nabes- Max: Karl Neufeld . . . . . , ... 185
Rades» Max: Sevilla 201
Mal-ee.x Max: Konftantinopel im Nebel . . , ... 217
R e m b r a n d t o a n R i j n : Die fteinerne Brücke (Vierfarbendruck) 329
v a n Nuis dal- Jakob: Die Mühle von Wyk bei Duurftede
(Dreifarbendruck) 477
v. Slingenland. Peter: Die Mufikprobe . , . , , , , . . , . 41
W o u v e r m a n ne Pz Reitergefecht vor der brennenden Wind-
mühle (Dreifarbendruck) . . . . , ... , . . .

0' 7.4(
"Wil-CKZl'l'f
U ,

Minifterpriifident Jofe Canalejas, Madrid:

Mein Programm

Zehn Monate find es her. daß ich an der Spiße der fpanifchen Regierung ftehe. Die Arbeit, die ich in diefer Zeit geleiftet habe- und mein Programm find alles eher denn ein Geheimnis. Nachdem ich die Ziele und Zwecke der rechten Seite und der liberalen Partei in den Cortes ergriindet hatte. mußte es mein Ziel feinx beide Flügel zu vereinen. Es fchien mir nicht wünfchenswert. dem einen Flügel vor dem andern den Vorzug zu geben. Ich ging dabei von der Erwägung aus, daß man feinen Freunden einen fchlechten Dienft leiftet. wenn man fie klaffifiziert.

Ich glaubey im fpanifchen Volk eine fteigende Welle demokratifcher Strömungen zu erkennen. und wenn ich auch nicht weiß. ob mir eine lange Regierungszeit befchieden ift. fo möchte ich doch jene demokratifchen Neigungen heute benüßen, um ein Werk zu verwirklichen. dem meiner Meinung nach eine fpanifrhe Regierung fich heute nicht entziehn kann, Um dieies Werk zu vollenden. möchte ich freilich der Hilfe der nationaliftifchen und republikanifwen Minoritäten in den Corte? nicht gerne entraten. Denn ich halte dafiir - und diefe Anficht ift fo alt wie mein politifehes Denken iiberhaupt - daß die Mithilfe aller dazu gehört. damit eine Regierung gut regiere Es macht mir wenig aus. ob die Parteien monarchifch oder republikanifch find. Es beluftigt mich im höchften Grade- daß auf der rechten Seite der Cor-tes davon getufchelt wird. ich wäre ein Gefangener der Linken, die Linke verfahre mit mir nach ihrem Belieben.

In der näihften Nummer von „Nord und Süd“ werden wir eine Autobiographie des fpanifchen Premierß publizieren. Die Redaktion.

Jofe Canalejas - Mein Programm

Ich bin fein unbefchriebenes Blatt und will meiner Vergangenheit treu bleiben. Ich ka nn meine Vergangenheit nicht vergeffen. Könnte ich fie vergeffen- fo wäre ich ein Nichts höchftens ein unbefiimmtes Etwas- das plößlich aus dem Dunkel hufcht und fchemenhaft wieder der-fchwindct. Es wäre eine Torheit von mirx mir felbfi untreu zu werden- und ich lege Wert darauf, zu erklären- daß ich mich an die Spitze der Regierung habe ftellen laffen, gefiüßt auf meine Vergangenheit- in der Abficht, die Meinungen zu vertreten- die ich zu allen Zeiten hatte.

Diefes war mein Standpunkt zur Kirche und wird es immer fein: Ich glaube daß wir Menfchen alle religiös find, daß wir die Religion brauchen wie das tägliche Brot. Aber meine unerfchütterliche Ueberzeugung ift es, daß es nicht notwendig ifi, katholifch zu feinf um fromm zu fein. Ich glaube vielmehr- daß man umf o religiöfer fein kaum je weniger man katholifch ift.

Die rechte Seite der Cortes beehrt mich mit einem Haß, den ich nicht verdiene- indem fie die Behauptung auffiellt- ich wolle dem fpauifchen Volk die Religion aus dem Leibe ziel-n, Schon daß mich die Rechte haßt- feßt fie ins Unrecht. Denn mit Haß hat noch nie ein Menfch richtig gedacht und gerecht geurteilt.

Ich ftehe an der Spiße der Regierung um das zu vollendet!- was ich kann, was ich gedacht habe wovon ich überzeugt bin, und nicht, um etwas durchzufeßem wovon ich geträumt habe. Ich habe nichts zu verbergen(weil ich ein Mann bin- der jeden Tag fiärker damach ftrebtx das zu tun- was mir mein Gewiffen gebieten oder zum mindefien zu zeigen- was ich in meinem Herzen hege. Ich bin dem königlichen Ruf gefolgt- um das religiöfe Vroblem in einer juriftifcb und moralifch gerechten Form zu löfen, in einer Form, die mir für die Entwicklung unfrer Wirtfchaftsverhältniffe von der größten Ve-deutung zu fein fcheint, Gelingt es mir nicht- den von mit bei den Cor-tes eingebrachten Gefeßentwurf durchzufeßen- dann betrachte ich meine Miffion als gefcheiterh gleichgültig ob ich fonft wie viel immer er-reiche.

Vor allem andern wünfche ich daß den Kongregrationen ein gerechter Vrozeß gemacht werde. Damit kein andrer mit mir die Verantwortung für diefes Gefeß teile- habe ich _felbft die Materie mit heißem Mühn ftudiert. Ich weiß fehr wohlf daß das Gefeß der Kongregationen nicht an einem Tag und nicht in einem Monat vollendet werden kann. Es foll in Ruhe und mit Ernft durchberaten werden und wird uns wahrfcheinlich die ganze zweite Legislaturperiode der Kammer befchäftigen.
Vier Monate befchijftigt uns diefes Gefeß fchon, Man wirft mir vor, ich hätte längft alles durchfeßen können - in längftens zwei Monaten. Ich lege aber Wert darauf, das Gefeß in rechtmäßiger Art durchzuführen, und ich hoffe, daß die jeßige Kammer das Ende der Beratung erleben wird. Wenn ich vorher zufammenbreche und die Regierungsbank verlaffen muß- werde ich an dem Schmerz der entfchwundenen Jllufionen fchwer zu tragen haben.
Ich hoffer daß die Rechte der Cortes auf den Verfuch verzichten wird- diefen Gang der Dinge zu ftören. Meine Maßnahmen erfcheinen mir als eine dringende Notwendigkeit. Ich muß fie durihfeßem weil ich fie liebe, weil meine Freunde mit mir fein werden- weil ich nicht an der Spiße der Regierung bleibe- wenn fie fcheitern,
In den Kommiffionsberatungen des Gefeßes iiber die Kongregationen wurde oft gefragt- worin uns denn die Mönche ftörten. Ich glaube: Wenn fie uns nicht ftören- fo ftören fie doch die Kirche. Denn die Kirche braucht nicht noch mehr Miteffer. Die Mönche deuten die Kirche aus und fiihren die Kirche und uns ins Elend,
Was find die Brüder der religiöfen Orden? Sie verleugnen das Vaterland! Sie verleugnen die Welt! Indem fie fich in ein Leben des Geizesr in ein Leben der Ausbeutung in die Einfamkeit zurückgezogen haben, haben fie darauf verzichtet die Welt zu befruchten. Von der Rechten der Cortes wird behaupten diefe Weltflucht diefer Geiz der Mönche fei der fpanifchen Menfchheit genehm. Das ift nicht wahr. Kein Verftändiger verlangt von den Miinchen ein

folches Verhalten. Die Frauen der fpanifchen Bauern, denen tief in der Seele der Glaube wohnt- verabfiheun die Mönche- weil' fie fie mit ihrem Ausfaugefyfiem um ihr Brot gebracht haben. Wenn ich demnach die Orden bekämpfe, mache ich mich zum Dolmetfch der volks-tümlichften Gefühle, Wenn die Rechte der Cortes fich diefen Gefühlen verfrhließt- fo ift fie taub und blind zugleich.

In erfter Linie gilt es, bei den Cortes die Ausfperrung der Mönche durchzufeßen. Es muß unter allen Umftänden vermieden werden, daß während meiner Verhandlungen mit Rom und während der Beratung über das Gefeß der Kongregationen ein weiterer Zuzug von Miinchen nach Spanien möglich werde.

Ich bin defien gewiß: die Vorlage des Gefeßes über die Kon-gregationen wird im Lauie der nächften zwei Jahre allgemein ge-würdigt werden. Gefchieht das nicht io werde ich abgehn, bin aber überzeugte daß keine Regierung die fich liberal nennen darf- in der Lage fein wird- ohne diefes Gefeß zu regieren,

Mein ferneres Programm heißt: Eine neue Unterrichtsordnung Herabfeßung der Steuern, Reform der Gemeindeverfafiung. Die Ge-meinden müffen felbfiändiger werden. Wie die Gefeße im einzelnen befchaffen fein werden- weiß ich nicht, Im kommenden März gedenke ich- fie den Cortes vorzulegen.

Das Gefeß der Kongregationen und des Unterrichts find aber meine beiden Arme, fie find die Ruder- deren ich mich bedienen werde- um das Schifi zu fteuern- auf dem ich ftehe. Hindernifie fchre>en mich nicht.

Die „vcrbündeten Niederlande“
Acht Jahrzehnte lang fchmücken belgifche Vatrioten an der „Place des Marthrs" in Brüfiel das Denkmal der für die Freiheit des jungen Königreichs gefallenen Volksgenoffen, acht Jahrzehnte danken fie ihnen für die Tati ein einiges Belgien haben fchmieden zu helfen- im Herzen der „Niederlande" ein Königreich errichtet zu haben, das- frei von den Abenteuern ruhmfiichtiger Oranier, friedlich fich entwickeln durfte. Ein neues Jahrzehnt bricht an und es foll anders werden? Man fagt es. - Seit der frühere niederländifche Gefandte in Stockholm, Baron van Heckeren- im Februar 1909 in der erften Kammer iin Haag erklärte der Souverän eines Nachbarftaates habe ihn vor einigen Jahren wiffen lafiein daß er gezwungen wäre, niederländiiches Gebiet zu befeßenl wenn die Niederlande ihre Verteidigungsmittel gegen England niiht inftand feßten - feit jenem Tage haben die Diplomaten der „Rue de la Loi“ irn Haag Verftändnis gefunden, Die politifche Lage beider Staaten ift zu ähnlich als daß ein Zufammenfchluß beider in gewiffen Grenzen nicht wünfchenswert fein follte. Belgien wurde auf der Londoner Konferenz vertragsmijßig für neutral erklärt während die Niederlande vom Zeitpunkt der Trennung ab gleichfalls die Neutralität, welche ihnen die gefchwächte Stellung gebotr bewahrten. Beide jedoch waren bis heute kaum in der Lage, ihre Neutralität im Ernftfalle mit den Waffen in der Hand hinreichend ichüßen zu können. Nicht gegen das holländifche Volk hatte fich 1830 der Belgier erhoben- iondern gegen Hollands König Wilhelm l.- jenen befchränktem ftarrköpfigen Oranierr der in gewiffenlofer Vorliebe fiir fein holländifches Land- Belgien benachteiligte und die Schlange der Revolution in ihm großzog. Jn den dreißiger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts vollzog fich die Trennung zweier politifch und von Natur zuiammengehöriger Länder.

durchaus einwandfreien Ihle-lle-
uns-Mic wichtigen JuformcÜonen
zu. ' Die Redaktion.

Die „verbündeten Niederlande“
Belgien- das wie ein Keil zwifchen Deutfchland und Frankreich getrieben f>fien, bald einer Dependance Frankreichs gleichend, bald als ein Dominium Deutfchlands angefprochen, litt in der Folgezeit unter den fich türmenden Gegenfäßen beider Nationen- deren politifche wie wirtfchaftliehe Fehden auf feinem Gebiet ausgefachten wurden. Dies gab den entfcheidenden Anftoß. Belgiens Staatsmänner- denen der_Gedanke eines Schuß- und Trußbündniffes mit Holland allmählich immer vertrauter geworden warf fuchten und fanden Gegenliebe beim Nachbarftaat. Die Katholiken, die herrfrhende Partei Belgiens, waren einem Bündnis mit Holland, namentlich. wenn diefem auch eine Verftändigung mit Deutfcbland zur Seite ftändei durchaus nicht abgeneigt. Man fürchtete den fchädlicbeu Einfluß Frankreichs deffen kirchenfeindlicln Politik nur zu leicht auch in Belgien Nachahmer finden konnte, während man fich von der kircbenfreundlichen Politik der deutfchen Krone nur die befte Einwirkung auf den belgifrhen Liberalismus verfprach. Zugleich hoffte man durch die Verbrüderung mit Holland feinen Einfluß auf die proteftantifchen Konfervativen Hollands, deren Einigung mit der katholifchen Partei des Landes fcbon vor Jahr und Tag erfolgt war- noch zu vertiefen,
Ebenfo waren die Liberalen Belgiens einem Bündnis mit Holland günftig gefinnt. Handelte es fich für fie felbft nur um Handels- und gewerbliche Intereffen des Mntterlandesr fo verkannten fie doch andererfeits auch nicht die Gefahr) welche die Streikpolitik der ftaatsfeindlichen Maffen der franzöfifchen Republik mit fich brachte in weleher der Sozialismus der Regierungsgewalt vollftändig zu entfchliipfen drohte. Auch fie traten daherr neben der Frage der Perbrüderung mit Holland, dem Projekt einer Verftändigung mit Deutfchland fympathifcb gegenüber. Die einzige Partei nur- die wohl ein Bündnis mit Holland begrüßen möchte-Ü fich einem Einvernehmen mit Deutlchland aber direkt widerfeßt, ift die fozialiftifche.
Diefer politifchen Lage ward deutlich Ausdruck, als Kaifer Wilhelm als erfter aller fremden Staatsoberhäupter nach Brüffel kam und die Ehrungen welche ihn feitens des belgifchen Volkes trafen, nur von dem Gejoble einiger fozialdemokratifchen Demonftranten unterbro ben wurden.

*) Sie hoffen in den großen uiedcrländifcben Städten wie Amftcrdam 2c. dura) Gewinnung neuer Anbänger ihre Partei zu ftiirkcn.

Belgien. wie wir gefehen haben. nicht der Fall war. die religiöfe Frage ganz aus. Man fah nur die großen Vorteile des Schußes. welehe die neu organifierte belgifche Armee den fchwachen Miliztruppen Hollands im Ernft falle bieten könnte. man vergegenwärtige fich. in welchem Maße die Manufaktur Belgiens den Handel Hollands bei pZlitifÜer Verbündung bevorzugen könnte. Im ganzen war man vielleicht eigen-niinig. fehr eigenniißig. aber auch der Eigennuß hat fein Gutes. wenn er den Weg zum gemeinfam angeftrebten Ziele fördert.
Als die Knofpen an den Bäumen fprangen. als der Heäeren-Zwifchenfall durch planmäßige Dementierung der Vergeffenheit unheim-gefallen zu fein fchien. feßte man in Belgiens und Hollands Refidenzen die Präliminarien für eine Konferenz der Regierungen beider Länder feft. Man faßte die Sache zu natiirlich als quafi interne Staats-angelegenheit auf. man war nicht verfchwiegen nach außen. Aus zwei Gefandtfehaften liefen eilige Berichte an die von ihn-en vertretenen Regierungen. Das Echo kam bald. Man fähe in dem vorgefchlagenen Bündnis die Bafis einer Offenfiv- und Defenfiv-Union zwifchen Belgien. den Niederlanden und Deutfchland. deren Bildung man mit allen Mitteln entgegenzutreten geneigt wäre.
Belgien und die Niederlande refpektierten den Proteft _ fie zogen fich zurück. Doch nicht für lange. Vor ein paar_ Monaten traten die führenden Mitglieder der belgifwen und niederländifchen Kammern unter dem Vorfiß des belgifchen Staatsmannes Bernaert zu einer Konferenz zufammen. Ein paar Wochen fpäter erklärten fie fich in Permanenz. Ihre Verfammlungen finden abwechfelnd im Haag und in Brüffel ftatt. Durch diefe regelmäßigen Konferenzen verbindet be-reits ein offizielles Band die beiden Länder. Die öffentlichen Verhand-lungen beziehen fich nur auf ökonomifche Fragen. Tarife. Zölle ufw.. doch man fagt. daß in geheimen Sißungen Dinge von weit größerer Tragkraft verhandelt werden.
Befteht fo in der Tat bereits ein politifche'e Bündnis zwifahen bei-den Staaten durch die praktifche Vereinigung der Parlamentarier beider Länder. fo fprechen die militärifchen Vorkehrungen. die Belgien und die Niederlande jüngft getroffen haben. auch* für ein militärifches Uebereinkomnren zwifchen den beteiligten Staaten. Der belgifchen Heeresorganifation von 1909 folgte das holländiftbe Küftenverteidi-gungIprojekt von 1910. An der ganzen holländifchen Küfte werden mit einem Aufwand von 40 Millionen Flor. Fort?- errichtet werden.
[*1

Die „verbiindeten Niederlande“

Vliffingen fofl als moderne Feftung ausgebaut werden, Dadurch würde dann die belgifche Feftung Antwerpen ftark entlaftet werden. Man hat zur Erklärung diefes Verhaltens der Niederlande die bisherige Politik der Generalftaaten herangezogen und argumentiert* Holland wolle durch die Befeftigung Vliffingens und infolgedeffen Sperrung der Schelde, das neutrale Belgien bei einer etwaigen Invafion Deutfch-lands von dem alleinigen Retter „England" abfchließen. Aber ein Frontwechfel *hat fich vollzogen, Es ift nicht mehr Furcht vor Deutfäj-land. Sympathie für England, oder irgend ein anderer Beweggrund in diefer Richtung. Holland und Belgien. die perbündeten „Nieder-lande'Z wünfchen fich heute mehr denn je in der Lage zu fehen, ihre Neutralität mit eigenen militärifchen Machtmitteln bis aufs äußerfte verteidigen zu können. Sie haben beide klar erkannt, daß. wenn ein Land fällt. es das andere notwendig im Sturz mitreißt. SolcheS zu verhindern* entftehen na>j 80 Jahren unfruchtbarer Separation, auf anderer Vafis zwar als vor 1830- aus den vereinigten Niederlanden. die „verbündeten Niederlande".

Ich möchte!

Ich möchte deinen Tag mit hellem Licht beftreun'
lind deinem nächtlich dunkeln Wege Helle fpenden
Ich möchte jeden Schrittp den du verfuchfh betreuu-
Ich möchte deinem grauen Leben Sonne fenden.
Ich möchte fchmale :)iofen von den Stämmlein brechen
Und fie dir zärtlich in das Haar oerweben
Ich möchte lieber liebe Worte zu dir fprechen
Und Dir den Glauben an die treuen Menfcheu geben.
01m Writer.

Dr, Walter Niemann:
Althollands Hausmufik
Ein Kulturbild aus der Zeit der Oranier.
Hollands mufikalifche Ruhmesperiode war [einer Blütezeit der
Maler-ei um fakt zwei Jahrhunderte vorangegangen. Das 15. und *16.
halle ?ne rätjelhaitreiche Reihe unbedeutende: 'und fm die mujiramxhe
ganz :Europas *dark-üblicher* Meifter **Ziielftimmiger
Kirxhenmufik gefehen. die wir die Zeit der Niederl-Kinde)
nennen(' Dufah) Binchois und Dunjtaple in .England .bilden das*
Triumphtor; die Meifierfcharum Busnois und Öckeghem _(Ockenheim)
in der erfien, um Obi-echt, Brumel,* de* la Rue biszusosquin* de Bros
die"“5weite"und gewaliigfte Ruhmeshalle(was* x77 Jahrhundert fand die
LöfimKfeiner Aufgabenmuf ganz :anderem Gebiete(:Uni-179() die
&Wünä'vozä dem frhließlich als' drückend empfundenen' 'Empfindunge-
kZe-iie verafiguneinerten Ich in vielftimmiger For-*m :die ganz
ungut-iii!? des Ich-*in einftimmiger* (monodifrherjzForm' *von einer *Stunde fchöngeiftiger
Florentinergefchehem Oper,
Oratorium und 'große'Kantate wurden geboren) *'* * W '
Jiri* *ho'llc'indik'cbe'n '* B/ürgerhau'fe des 17. Jahr.
h u nd e r s waren diefelben mufikalifchen Jnfirumente wie iin iibrigen
Europa' zuhaufe. Der Gefang über-wog in Motetten, Rahmen, welt-
lixire'riioiedem und mehrftinimigen* Gefellichaftsliedem *(Madrigalen).
Aushübfch in braunes Leder gebundenen* Stimmbüchern, die man vor
fich' aufs-Zach' oder Pult' legte-*trug man fie gemeinichaftlieh vßc. als.
rechtes Hausinfirument her-richte hier wie *in Europa die L a u't e.
Siee'tie'kteouch in' Hau-“md unier *names "Klasiääviere altholländiiche
Wet belebten uns über ihre Wichtigkeit. **O'riginalkomvofitioneri gab
.4- . . .. i...-. .

es nicht fiir fie. Man ipielte* wie heute Opern und große Inftrumental-
oder Vokalwerke aus Klavierauszügeni fo damals aus der befonderen
Eigenart diefe-Z Inftrumentes angepaßten Lauten-Auszügen oder
Lautentabulaturen: Volksweifen- Volkstänze und Suiten-Tanzftücfe der
Spiefleute, Arrangements berühmt gewordener vielftimmiger Vokal?
fäße, und beitritt auch für das ganze häusliche Orgel» und Klavierfpiel.
den Bedarf aus diefem Materialj indem man aus den einzelnen Stimm-
büchern „iniavolierte", d. h, in Orgeltabulatur feßte, was für die Technik der Tafteninftrumente und den Gefchmack des Spielers zu vafi'en
fcbien. _
Neben die Laute trat ihre jüngere und kleinere Tochteß die Eu i -:_
ta r r e. die aber wie in Deutfchlandf fo auch in Altholland keine fonder-
liche Verbreitung fand. Wie fait alle Infirumente, baute man auch die
Lauten in verfchiedenen Stimmlagen und konnte fie fo zum Choke zu-
fammenftellen. Auf vielen altholländifchen Gemälden fehen wir* wie
freudig auf diefen Jnftrumenten mufiziert wurde. j
Zur Laute und Guitarre gefellten fich die iibrigen Gefchwifter der
großen Lautenfamilie. Da haben wir die fechsfaitige Viola di
G a m b a , die Gambe, jenen zarten Vorläufer des Violoncell- gleich der
Laute gern mit eingelegter Arbeitx Elfenbeinfchmuck und fchön ae- .
fchnißtem Kopf geziert. Dann die wiederum im Stimmenchor gebauten
kleineren Violen; fie und die in den verfchiedenften Formen und
Uusftattungen gebauten zierlichen T a n z m e i ft e r - G e i g e n
(Vochettes) - fo genannt, weil der Herr Tanzmeifier fie gern zum
Tanzunterricht mitbrachte - fchon die engften Gefchwifter unferer
Geige. Oder jener Kavalier plagt fich mit der mächtigeren Voß-
lo u t e (Archiliuts) und der T h e o r b e i vergrößerten Lautenabarten, .
die zur Erzielung größerer Klangfüfle und größeren Tonumfanges
neben' den Spielfaiten auf befonderem Halfe die Begleitfaiten - zu..
fammen oft über ein Dußend zählend - laufen ließen.
Daneben die Familie der Tafteninftrumente; Das zarte
*Clavichord das raufchende Clavichmbal mit feinen Unterarten, dem
Spinett, Virginal unde feltener, dem Clavichtherium, einem hacken-
l'-

förmigen. aufrechtftehenden Vorläufer des Giraffenklaviers und unferes Vianinos,

Die holländifche Mufik des 17. Jahrhunderts ftand unter zwei großen Einflußgebieten: Jtalien und England, Jtaliens Macht nahm die gebietende Stellung eines überwältigenden italienifchen Ein_-fluffes auf die holländifche Malerei des 16. Jahrhunderts ein; Eng-la n d wirkte dagegen durch feine. mit dem Ende des 16. Jahrhunderts geborene nationale Birginalmufik für Klavier hauptfächlich auf die Geftaltung der altholländifchen Klavier- und Orgelmufik ein. Wohl verftandenl feiner Klavier- und Orgelmufik, denn eine fcharfe Schei-dung zwifchen beiden ift in der Kompofition auch des 17. Jahrhunderts noch ganz unmöglich. und erft in diefem Jahrhundert bildet fich duräf das Muß. den Zwang der technifchen Eigenart jedes Jnftrumentes eine felbftändige Klavier- oder Org-elliteratur allmählich heraus.

Den Anfang machten die kolorierten, d, h. mit aus dem Stegreif gefpielten oder aufgefchriebenen Verzierungen verfehenen Orgel- und* Klavierftücke. die Contrapunti. Ricercari und Fantafien der W i l l a e rt und B u u s um 1550. deren Wirken freilich faft ganz Jtalien zugehörte, machten die Zahlreichen großen Sammlungen arrangiert-:t7 Volksweifen und Tanzftiicke eines Tielman S uf a t o oder B o s k o p (Bufchop) um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Einen gewaltigen Schritt vorwärts brachte nun im folgenden Jahr-hundert Jan Vieters Sweelinck (1562-1621) die altholländifch'e Orgel- und Klaviermufik, Er gibt. ein von allen Kunftfreunden gleich hoch berehrter Komponift und außerordentlicher Orgel- und Klavier-fpieler. der Blütezeit altholländifcher Malerei das mufikalifche Gegen-gewicht. Als Komponift hat er die italienifche Form und die 'englifÜe Saßtechnik feiner Zeit in feiner harmonifchen Berfönlichkeit zur Einheit verfchmolzen. Die Orgel- und Klavierkompofition. die auch in Ulf-holland anfangs noch ganz in den Banden des „Kolorierens“, des Kolo-rismus fteckte. hob er durch Einfiihrung und perfönliche Durchdringung neuer. weiter gefpannter Formen wie der Toccata und Choralvariation auf eine bedeutend höhere Stufe und wandte ihr in feinen Lied- und

li

Tanzpariationen den ganzen Schoß von Bereicherungen an. fpeziell aufs Klavier zugefchnittenen Ausdruäsmitteln und technifchen Fortfchritten zu, wie fie die englifche Virginalmufik der Klapierrnufik kurz vorher neu erobert hatte. Die italienifrhen Einfliiffe: das „Echo“, die Freude an der Nebeneinanderftellung von Laut und Leife in den großen drei-teiligen Fantafien. die Mehrchörigkeit, die Sequenzenarbeit hatte er fich gleich fo manchem Kunftbruder in Malerei, Architektur oder Kunft-gewerbe an der Quelle felbft geholt: in Venedig, wo er als Schüler Zarlinos jedenfalls auch zu den beiden Gabrieli und Metulo in perfön-liche Beziehungen trat. Sein Fingerfak ift im wefentlichen der ita-lienifrhe des Diruta.
Die englifchen Einflüffe lagen in der Luft. Vieles wird er durch zwei bedeutende englifche Virginalkomponiften empfangen haben, die gleich manchen ihrer Kunftgenoffeu in den politifchen *und'religiöfen Umwälzungen, die England um 1600 heimfurhtei fich im heutigen Bel-gien anfiedelten: durch John B ull und Peter Philips. Bull, der bereits 1601 als Orgelvirtuos eine Triumphreife durch die Nieder-lande. Frankreich und Deutfchland ausgeführt hattex kam 1613 als Hof-organift des Statthalters Erzherzog Albert und feiner Gattin Jfabella nach Brüffel und wurde hier ein Kollege von romanifrhen Künftlern wie Guami und Juan Zacharias, Ende 1617 bis zu feinem Tode .1628 wirkte er als Nachfolger Waelrants und Organift an der Kathedrale Unt-werpens. Philips lebte bereits feit 1596 in Antwerpen, gab dort feine Madrigale heraus und wurde vom Statthalter zum Hoforganiften er-nannt. in weleher Stellung er bis zu feinem Tode (nach 1624) wirkte. Beide Künftler waren Sweelintks wahrfcheinlirh perfönliehe Ver-ehrer. wie denn auch Sweelinck in England hochgefchäkt war und feine Kompofitionen die Ehre erfuhren, teilweife in das Virginalburh der Königin Elifabeth aufgenommen zu werden. Sweelinck bearbeitete die Pavana Philippi von Philips und fügte feiner Kontrapunkt-Lehre einen Canon Bulls an. Bull widmete Sweelinck. mit der einige Monate nach des Meifters Tode gefchriebene Fantafie auf ein Thema Sweelincks und den Variationen über Sweel'incks Lieblingsmelodie- den „Luftigen

x
-.
-"--"-.'--f-.-..... –

Eglon van der N
(Die Lautenfpielerin

eer:

Mai“, zwei mufikalifche Totenopfer. Beide brachten die englifche Vir-
ginalmufik in ihrer Praxis als eminente Organiften nach dem füdlichen
Hollandr beide erfuhren aber auch wohl durch Sweelincks und Guamis
Schaffen, auch Einwirkungen der inzwifchen erwachten italienifierenden
Befirebungen in der altholländifchen Orgel- und Klaviermufik und
nahmen von ihnen das ihrem Charakter Entfprechende fiir ihre Toccaten,
Fantafien und Ricercare an.
Bedenken wir die um Jahrhunderte fpätere Entwicklung der Ton-
kunft und legen wir dazu unfere gefühlsmößige wie unfere technifche
Lebenswerter die uns die holländifche, Mufik des 17. Jahrhunderts
hunderts in die Wagfchale. fo müffen wir bei einer Abfchiißung der
Lebenswerter die uns die holländifche, Mufik des 17. llahrhunderts
vornehmlich alfo die Sweelincksr geben könnter zweierlei un-
tericheiden, Zu den italienifchen Formen der in den ftrengen alten
Kirchentonarten gefeßten Toccata, Fantafia- des Ricercar ufw. können
wir nur noch technifches Verftändnis, doch kaum geiftige Fühlung
gewinnen. Die Lied- und Tanzvariationen dagegen gefiatten zum
guten Teil noch ein gefühlsmäßiges Erfaffen; freuen wir uns doeh fchon
an den frifchen und volkstiimlichen. meift der englifchen. durch die Vir-
ginalmufik zuerfi in die Kunfi übergefiihrten Volksmufik entnommenen
Themen und ihres kurzweiligen und in feinem kontrapunktifchem Fili-
gran gefponnenen Variationenfegens. Alfo ganz das gleiche Refultat,
wie es eine unbefangene Priifung der deutfchen Orgel- und Klavier-
mufik des 17, Jahrhunderts ergibt.
In diefen Themen zu Variationen fpiegelt fich ein ganzes Stückchen
Zeitgefchiclue. Vergegenwärtigen wir unsr wie der Vater der nord-
deutfchen Organiftenfchule. der von feinen Zöglingen herzlich verehrte
und geliebte Lehrer eines S ch e i dt in Halle, S ch e i d e m a n n und
J. V r ätor iu s in Hamburg. eines Melchior S ch i l dt in Hannover
nnd V. S i e f e rt in Danzig die regften Beziehungen zu Niederdeulfch-
land bis hoch hinauf nach Preußen (S t o b ä u s in Königsberg. Danzig)
unterhielt/0 fo wundert's uns nicht. wenn wir beifpielsweife in Scheidts

*) Vgl. Max Seiffert. J. V. Sweelincl und feinedirektendeutfchen Schiiler.Lcipzig 1891.

Frescobaldi- als junger Mann in Flandern weilte, das cFroberger eine
Tabulatura nova (Neue Tabulatur) von 1624 fo manchem. uns aus
Sweelincls Klavier-mußt bekannten Thema wie der wallonifchen Volks-
weife „Eft-ce Mars" oder „Soll es fein“ wiederbegegnen. „Mein junges
Leben hat ein End'". „Ich fuhr mich über Rhein" verfeßen uns nach
Niederdeutfchland. Eine Banana Vhilippi- eine Vaduana Hifpania,
alfo zwei Vroben der würdevoll-gemeffenen fpanifchen Banana* be-
fchwören noch einmal die dunkeln Schatten des langen Unabhängigkeits-
kampfes mit dem „fpanifchen Wolf" herauf.
Die Wirkungen der recht eigentlich in Sweelinck verkörperten
holländifchen Tonkunft des 17. Jahrhunderts auf das übrige Europa
waren groß. Frescobaldi und Froberger lernten die eigenen Schön-
heiten einer in Halbtönen forifchreitenden inftrurnentalen Chroniatik
von den Niederländern. Wir wiffeni daß der größte Organift Roms-
Toccata mit dem Vermerk: ..gefchrieben in Vriiffel 1650" verfah. So
fiihrte Frescobaldi diefe rhromatifche Schreibweife fiir Orgel oder
Klavier und die mehrteilige fugierte Form der Orgelkompofitionen in
Italien. Froberger in Süddeutfchland und Oefterreich ein. So wander-
ten die belebenden Strahlen Sweelinckfchen Schaffens in alle Rich-
tungen: nach England iiber das füdliche Holland. nach Niederdeutfch-
land bis Königsberg und Danzig. nach Mitteldeutfchland bis Halle. nach
Italien und an den Donauftrand.
Einen einheimifchen Tonfeßer von gleicher Größe wie Sweelinck
konnte das katholifche fiidliche Holland (ungefähr das heutige Belgien)
den nördlichen Vrovinzen nicht entgegenfeßen, Zwar hatte es als Brüffe-
ler Hoforganiften einen Bieter Eornet (um 1610)- doch gelang es
diefern nichß die hier gleicherweife bemerklichen italienifchen (Toccaten.
Fantafien. Ricercare in der Art des Venezianers Merulo) und eng-
lifchen (Tänze und Variationen) Einwirkungen gleich harmonifch und
organifch in feiner Verfönlichkeit zu durchdringen. Dafür befaß es
aber zwei äußerlich kunftfördernde. wichtige Befonderheiten: einen Ver-
leger von der Riihrigkeit, dem Spürfinn eines Veter V h a l e f e d. Jüng,
(i 1617) in Antwerpen (feit 1579)- der feit 1572 mit Jean Bell e re

(f 1598) für italienifche. franzöfifche und englifche Zufuhr forgte. und eine. im 16. und 17. Jahrhundert hochberiihmte Familie trefflicher Erbauer von Clavicem balis wie die Ruckers in derfelben Stadt. die indirekt durch ihre Fabrikate wieder auf Englands Virginalmufik wirken konnten. da ihre Ausfuhr vornehmlich nach dem Jnfelreich gerichtet war. Jm 17. Jahrhundert zeichneten fich namentlich Anton (geb. 1581). Andreas Ruckers d. Aelt. (geb. 1579) und Andreas Ruckert d, Jüng, (um 1636-76) im Bau vlämifcher Cembali aus. deren meift barock geformter. wuchtiger und vergoldeter Unterbau. deren liebliche Malereien auf Refonanzboden und Jnnendeckel eine rechte Augenweide für den Kenner bildeten.
Mußte fich Beaumarchais de la Barre. der Verfaffer der geiftreichen ..Briefe über Holland" (2. Ausg. Frankfurt 1738). im erften Drittel des 18, Jahrhunderts auch fchon beklagen. daß es dem öffentlichen Mufikleben Hollands an Anfpornung. Belohnung. an großen Zielen und Gelegenheiten einer impofanten Ausübung der Tonkunft. an Oper Kirchenmufik. wenn auch nicht an gelegentlichen Konzerten und Stadtpfeifern fehle. konnte er zu feiner Zeit als Schaffende von großer Gediegenheit und überragendem Können auch nur die Robert und Albicaftro im Haag nennen. fo mußte doch auch er noch für feine Tage bekennen: „ba Wuoique ert fort Zimt-ie et cultiuee en k10llancle.“ ..Man liebt und man pflegt die Mufik in Holland mit großer Hingebung.“
So war die Mufik des großen oranifchen Zeitalters das. was wir heute fo fehnfiichtig und zumeift vergeblich fiir das unfrige erftreben: eine edle. echte Hausmufikl

Nelkenfeld.

Die roten Blüten wehen
und funkeln vor der fernen Welt.
Meine Augen gehen
darüber glückerhellt.
Ich wandte auf und nieder
und hüte meinen jungen Mut.
Wandre hin und wieder . ,
vorüber der verfprühten Glut.
Oh wie in diejen Tagen,
die rot von Blüten find-
fich meine Wünfche jagen
feldüber im Wind.
Nur mein Hetze feiert,
Mein Herz belaufcht das Sonnenfeld.
Und hinter den Blüten jchleiert
und fchimmert die Welt,

Robert Walter-Freut.

Ringende Liebe.

Ich bin dir noch in jedem Traume treu geblieben,
In jedem Wunfche war ich dein-
Nun reißt dich fort von mir mein allzu treues Lieben,
Und du läßt mich allein.
So geh und kehr bei Einer ein:
Das Ungetreue, nie gefundenr dort zu finden,
Auch ich will gehn- mich einem Glücke zu verbinden,
Das mich erlöft von diefer Bein.

Dann wollen with zwei Wiffende, uns wiederfehn-
Und beide treuloS-gliicklos auseinander-gehn.
O Worte die uns beide dornenbitter fteihenl
So ftürzend küß ich deine Knie:
Ich laß dich nicht] Nie darfft du- nie
Wie ich unheiliger Mannx die heilige Ehe brechen.
Du keufche Mutter meiner Kinder, fieh- o fieh
Auf meine irre Oualgebärde,
So halt ich dich umfihlungem niei o nie!
Ich laß dich nicht 11m alles Glück der Erde]
Wie ich aus tiefftem Manneßelend zu dir fchrei
O hör es an: fei treu- du brichft mich fonft entzwei.
Sie:
Er:
So bleibe bei mir.
Gütige hab doch Erbarmen]
Du bift aus Treue treu der Welti
Doch meine Treue ift umfiellt
Ein wundes Wild von Menfchenfehnfueht, die mich Armen
Mit allen Aderftrc'ingen hinreißt nach der Welt-
Nach Sturm, Schmerz, Aufruhr/ nach Verwandeln,
Ich finde Leben nur im Handeln-
Und ift doch nichts* was mich in mir zufammenhält-
Als daß ich mich in meiner Seele engem Kreis
Ich treulos-Ungebundner ganz gebunden weiß,
So muß ich leideny denn ich kann dich nicht begreifen,
Doch ieh ich deinen Augen an,
Daß etwas in dir, dem ich möcht entgegenreifen,
Nie an mit treuloS werden kann.

Nenn die nicht gültig. die dir nie verzeihen kann.
Dein Glück, ich will und muß es halfen-
Und kann doch nimmer dich verlaffen.
So laß denn mich allein- du treulos-treuer Mann.
Und läßt du mich alleinf wird Schmerz mein Glück zernagen.
S i e:
So gib niir deine Bein, dein Glück kann ich nicht tragen.
Hans Khfer.
Weltliebe.
Weltj o Welt. laß dich umarmen.
laß in trunkenem Gefühl
mich an deiner Bruft erwarmen.
feis in Nächten dunkelfchwül.
feis an hellen Sonnentagen,
wo das jauchzend grelle Licht
mich durchfird'mt wie Wellenfchlagen,
Welt. o Welt, fei mir Gedicht]
Sei Erlebnis dem Voeten-
heb ihn an die Mutterbruftf
an die Quelle laß ihn treten-
laß ihn trinken Leid und Luft.
ftärk ihm feine Seheraugen.
denn das Kunden ift fein Zweck.
laß ihn Glück und Unglück faugen.
aber ftoß ihn nicht hinweg]
Ewig muß er lieb behalten
dich, die an fein Jnnres rührt-
wie der Zufall auch mag walten.
wie ihn auch das Schickfal fiihrt;
höher noch als Freud und Leiden
fteht die Liebe ihm zu dir.
darfft ihn nicht den Nerv zerfchneiden-
Weltf o Welt- geh nicht von mirl
Karl Feffel.
k_ _r .

Georg Hirfchfeld:
Die Nixe vom Güldenfee
tin Märchen der Gegenwart
CONFFÜSÜ! der* .8'. schortlci'nrier, Echtes. l/erlagranxralr, ser-lin [9/6.
Fortfeßung

Ein fiolzer Marfeh ertönte, Unter feinen Klängen hob man die Tafel auf und zog ins Freie hinaus. Es war fchon dunkel geworden. ein warmer. duftender Sommerabend umfing die Erhißten. Auf der breiten Terraffe, die dem See fich zuwandte. und unten am Ufergelände wollte man tanzen. Das fchlug Franzl, der Leiter des Fefies. vor. Sein Vorfchlag wurde mit Jubel aufgenommen. Bald walzten die Vaare in heißer Freude dahinf oben und unten, umfprüht vom Feuerzauber der Illumination. Schwarz und ftill lag der See. die Berge jenfeits waren verfchwunden. nur die Gipfelzacken zeichneten fich filbergrau am Sternenhimmel ab.

Auch Freia tanzte. Anfangs mit Sebaftian, dann mit allen. allen Männern. Ein glutvolles Entzücken warb um fie. So hatte noch kein Weib getanzt. Die Männer beteten zu ihr. die Frauen umftanden fie neidlos, Der Donauwalzer wurde zum Gottesdienft der Wiener. „Ich hab' ihn mit der Donaunixe getanzt!" rief ein junger Menfch, als er taumelnd von Freia abließ und zu feinen beforgten Eltern zurückkehrte. Cr war totenbleich. aber von einer unfichtbaren Krone gekrönt. Sebaftian erfchrak. Ein Stern fiel funkelnd über den Nachthimmel. Die Nixe der Donau war es nicht - aber nur er wußte. wer fie war. Galt das nicht als höchfter Vreis und Segen eines Gatten? Früher! Jeßt war er beladen und umfirickt von ihrem dunklen Geheimnis. Er konnte fich nicht

an ihr freuen. Er tanzte nicht mehr. Er ftand abfeits und ließ Freia nicht aus den Augen. Die jungen Männer beftürmten fie. allein einen Tanz zu tanzen. etwas. was fie fiir einen Nationaltanz aus ihrer Heimat hielten. und was fie ihnen einmal verfprochen hatte, Freia wandte fich. feltfame Glut in den Augen zu Sebaftian. ..Darf ich?“ rief fie etwas fcharf. wie mit verlockender Hexenftimme. Er fchiittelte den Kopf. Sie aber begann ihn trotzdem. den Tanz ihres Heidentums. ihrer fernen Gewalten. Ganz allein. auf der mondbeglänzten Veranda. Und wer fpielte dazu? Wen hatten die Trunkenen überredet. die Geige zu holen. allein fie zu begleiten. mit einem fchrankenlofen Liede feiner Vhantafie? Der Bucklige war es. Fifelinus. Mit ohnmächtigem Haß erblickte ihn Sebaftian. Aber Eiferfucht und Hohn erftarben auf feinen Lippen. Der Künftler war zu ftark. und ftärker noch die entfeffelte Gottheit. Stumm. gebückt. in fehnfiichtiger Spannung umringte die beiden die dunkle Schar der Gäfte, Bald fahen fie auf die groteske Geftalt des Geigers. bald auf die wunderfamen Linien der Tänzerin. Sie waren eins in ihrer rätfelhaften Gewalt und hatten doch noch nie miteinander gefprochen. Vlößlich aber endete Fifelinus jäh. und Freia ftand ftarr wie ein Marmorbild auf den Stufen. Sie fah. wie er. auf den See hinaus. Und die Blicke aller folgten ihnen. Ein Auffchrei. Dort! Der Scheinwerfer war von der Hand des verträumten Maichiniften auf den See gerichtet worden. Taghell. wie fliiffiges Silber. lag er jetzt da. Und war befät. befät. vom nahen Ufer bis jenfeits zu den fernen Schilfbuchten. mit fchimmernden. neugierigen Fifchköpfen. Taufende von Zufchauern hatte Freias Tanz gehabt. das fah man jeßt. Sie drängten fich. gebannt. verzaubert. immer zahlreicher. immer näher an das Ufer, Und plößlich enthüllte fie das tiickifche Licht. Sie hielten ihm eine Sekunde lang ftand in namenlofer Ueberrafchung - dann aber verfchwanden fie alle. als hätte eine Riefenhand fie ins Waffer hinuntergefchlagen, Glatt lag der filberne See.

Die Gäfte faßten fich. Sebaftian mühte fich um Freia. die in die Kniee gefunken war. ..Sie hat fich erfchreckt." flüfterte er.

„Was war denn das?“ fragte eine Dame betäubt. aber lächelnd.

.,Täufchung. Täufclnmg. Das macht das plößliche Licht. Da glaubt man alles mögliche zu fehen. Namentlich. wenn man was Gutes getrunken hat."

Das beruhigte die Gemüter. Man fah fich nach dem Geiger Fifelinus um, Er war verfchwunden.

ill.

Mit Gloß war feit Freias Hochzeit eine große Veränderung vor-
gegangen. Boll Sorge beobachteten ihn die Tiere im See. Achtlos und
langfam. wie mit halb gelähmten Floffen. fihwamm er beftändig im
feichten Uferwaffer umher. als ob die verborgenen Netze und heimtückifch
ausgelegten Angeln nicht vorhanden wären. Jn die Köder zu beißen.
lief er freilich nicht Gefahr. denn er hatte keinen Appetit mehr. und an
den Sackgaffen der Rehe kam er immer wieder vorbei, Sein Sinn war
tief befchwert. Wer wußte etwas davon? Wer konnte es richtig ein-
fchäßen. was den Zweihundertjährigen aus feiner Lebensbahn gebracht
hatte? Er hatte Freias Hochzeitstanz gefehen. Die törichten Fifche
waren davon bezaubert gewefen. denn es war der Wodanstanz. die
höchfte. heiligfte Ekftafe der nackten Seele. die wenige Minuten dauerte
und viele Jahre an Lebenskraft forderte. Die Menfchen kannten ihn
nicht. Wenn fie gewußt hätten. was fie fahen. fo wäre ihnen das Herz
dabei gebrochen. Nur der zwerghafte Geiger. der zu ihrem rafenden
Tanz gefiedelt hatte -- er fchien die Bedeutung des Zaubers zu ahnen.
Und brauchte nicht zu fterben daran - das ahnte Gloß, Aber der
Karpfen wußte. welche Urfache. welche Folgen der Tanz für Freia hatte.
Schon hatte die Strafe ihres Verrates fie ereilt. Schon packte fie das
Unheil. fich an einen Menfchen verkauft zu haben. Denn der Wodans-
tanz. der die Nixe am fchönften gemacht. war kein Jubel. kein Blühen
ihrer Jugendfeele. wie die ftumpfen Menfchen wähnten - er war ihre
wildefte Klage. ein Gebet nm Erlöfung zu dem nie gerufenen Gott. eine
Preisgabe jeglichen Friedens. jeglicher befcheidenen Sicherheit. Ihre
Glieder fchrieen. wenn fie fo tanzte. Jhre Augen baten um Blindheit
mit feurigem Strahl, Jhr Mund war verfiegelt. Keine Befreiung.
keine Erkenntnis. kein Kuß in dem allen. Der alte Glotz wußte es wohl.
Er hörte ja auch aus dem Walde das Weinen der Vögel. nicht nur ihr
Lachen. Die wilde Liebesfehnfucht der Einfamen. nicht nur ihr ver-
einigtes Gezwitfcher. Er wußte. daß die fchillernden Glasflügel der
Infekten im Sonnenknffe erlahrnten. daß kein wirres. finnlos feliges
Tanzen den Miickenfchwarm über den See bewegte. fondern ein Dafeins-
kampf von Taufenden. ein Leben und Töten von Millionen. fichtbar und
unfichtbar für Menfchenaugen. überall erbitterter Kampf. Aber die
Menfchen fchienen das nicht zu verftehen. Nicht zu wiffen. was es hieß.
durch die Sonne leben und an der Sonne fterben. einen Tag nur von
Gott gefchenkt zu erhalten in dic-fer lichten Welt. Sie klagten um das

Frohefte und freuten fich am graufigften Leid. Gloß erinnerte fich, daß eines Abends ein Jäger aus dem Walde hervorgetreten war und einem jungen Weibef das feine Heimkehr erwartet, die Beute gezeigt hatte.
Es war ein Fafan- paradiefifch fchön und ftark, die Bruft wie mit Edel- fteinen befeßt, Schnabel und Füße keufch wie aus Gottes Künftlerfingern. das Gefieder weiche Farbenwunderfeide. Der wildef freie Vogel war von einer Kugel durchbohrt worden. Schlaff und ftarr hing er jeßt in der Fauft feines frohen Mörders. Ein entweihtes Rätfelf ein zu Tode geheßtes Kind. Und ein Braten für des Menfchen Küche. Das hübfche Weib klatfchte in die Hände und ftreichelte die Leiche fogar, Sie konnte es nicht fühlenf was fo traurig war, fie liebte fogar den Jäger noch mehr darum und wanderte an feinem Arm nach Haufe, Gloß aber nahm fich vor- nie wieder ein Kind des Jägers, das fich beim Baden einer Untiefe näherte, dur>) fein Dazwifchenkommen heilfam zu erfchrecken, fo daß es ans rettende Ufer kam, Die Rechnung blieb ewig ungleich. Menfchen jagten Tiere die fie zur Nahrung brauchten - Tiere aber ekelte der Menfclx und fie dachtem wenigftens am Güldenfeef nicht an folcben Leckerbiffen. '
Arme Freia A fie werden di>f freffenf feufzte Gloß, Denn du *- du frißt fie nicht. Könnte ich dich warnen, Aber du meideft mich. Du blickft nicht hin- wenn du am Ufer wandelft, wo ich liege und harte. Auf die Berge und in den Himmel blickft du. Neulich fah ich wie du dich ruhig von einer Wefpe frechen ließeftf wie zur Buße. Du erfchlugft fie nicht- du nährteft fie mit deinem Blut. O Freia, die Wefpe konnte zu dir gelangen, und ich - -?
So klagte Gloß. Das Getier im See wunderte fich darüber und begriff ihn nicht. Sie fahen Freia als glückliche Herrin der Menfchen und des Landes. Sie zu beneiden, tat ihnen wohlf weil fie fo ficher in ihrem Verfteck waren. Wer mochte die Stolze bedauern? Reine ihre Neugier hielt fie beftändig im Bannf es war jeßt luftig am Güldenfee, jeder Tag brachte eine neue Ueberrafchung. Und wie bequem war es doch für kalte Fifthköpfe- den gefährlichen Lebensweg einer Verwandten verfolgen zu könnenf ohne ihn mitmachen zu müffen. - -
Sebaftian ver-fiel inzwifchen einem heftigen, aber kleinen und er- gebnislofen Kampfe. Hinter allesx was ihm jeßt als Erfolg feines Strebens entgegentrat- mußte er ein bitteres Fragezeichen feßen. Das nährte feinen troßigen Stolz* aber es umnebelte auch den Himmel feines Glückes. Das Haus gedieh- er konnte es kaum herbeifchaffem was der

wachfende Fremdenftrom von ihm forderte - aber war der Grundftock feines Reichtums nicht das böfe Teufelsgold aus dem Erdinnernf einem fcheufzlichen Dämon abgerungen? Was hätte der Kaufmannsfohn .vom Alfergrund darum gegebeni wenn es in ehrliäi abgegriffenen Dukaten geprägt gewefen wäre? Er hat jekt den dumpfften Refpekt vor jedem- der es bürgerlich nachweisbar erworben hatte. Hier erft fühlte er fich ganz als Menfch unter Menfchen. Die Märchenftunden, die ihn mit der Nixe umfponnen hattenf waren halb vergeffen- und der furchtbare Raub- zug zur Goldquelle- den er mitgemachtf konnte und durfte nur ein ab- gefchiittelter Traum fein. Sebaftian wäre jetzt fo herzlich gern im Glück auch „brav" gewefen. Es kam ihm nicht darauf anf das Grundkapital für eine neue Kirche zu ftiften, fich von armen Leuten überlaufen zu laffeni wie ein frommer- überzeugter Wohltäter. Er weinte oft faft um das Glück. das ihm fo nahe lag und doch ferner- als in den Tagen der Armut. Er grollte Freia* denn fie. die Allwiffende, höher Geartete, fie hatte ihn nicht gewarnt. Sie war nur ihrer wirren Verliebtheit gefolgt. Und nun? War fie fein Weib? Hatte er fie* fie ihn errungen? Er glaubte nicht mehr daran. denn er war nicht fähig- die Antwort einzig aus dem Grunde ihrer Seele zu erlaufchen. Er holte fich von der Meinung der Mitmenfchen fein Urteil. Er fchwelgte mehr darin. von der Menge beneidet zu werden„ als in einfamem Glück zu befißen. Er fühlte fich beobachten nicht bewundert. Er fürchtete Verrati nicht Neid. Der Zauberi der Freia von allen anderen Frauen unterfchied und der höchfte Stolz ihres Befißers hätte fein müffen- wurde ihm allmählich zur Laft. Er hätte jeßt lieber eine gewöhnliche Köchinf die gut lieben und arbeiten konnte zur Frau gehabti als die verkappte Gottheit. Immer graute ihm vor einem plößliehen Zerpeißen des Schleiers vor dem Augenblick* wo man mit Fingern auf ihn zeigeni ihn verhöhnen und den Fifchfchweif entdecken würde unter einem keufchen Frauenrock. Was aber das fchlimmfte für Sebaftian war - er fühlte fich als Mann von ihr ferner. Ferner - und _ geringer. Sie fah auf ihn her-abi es konnte nicht anders feini und das ertrug er nicht. Seine Leidenfchaft wurde allmählich jammernde Bitte. Freia hatte nur noch mitleidige, zuweilen auch bittere Gewährung wo er beglückte Unter- werfung forderte. Fordern konnte -- ert der fchönfte Mann von Wien, der Hausbefißersfohn aus dem Ulfergrund. Mit einer langen Lifte der* bunteften Abenteuer konnte er fich briiften. Er war gewöhnt, den Gott zu fpielen - das Weib. das fich ihm gab- hatte dazu kein Recht. Uber

fie fpielte es ja auch nicht„ fie war es. Da fteckte der Stachel. Da brannte die Wunde. die nicht heilen wollte und fein Glück zerfraß. Nie kam Sebaftian über ihr höheres Wefen weg. das er Hochmut. Dunkel, ja Schamlofigkeit nannte. nur um es klein zu bekommen, unter fein eigenes Selbft. Aber er war hier machtlos. Was auf Menfchenfrauen gewirkt hatte. verftand fie nicht. und wo er fie hätte unterdrücken können. da wagte er nicht, fie zu unterdrücken.
Die Sorge nnd Bangnis der Nächte warf ihre Schatten allmählich auch auf den Tag. Seitdem er einmal um Mitternacht erwacht war und das Lager neben fich leer gefunden hatte. feitdem er ans Fenfter gefiürzt und Freia draußen im Mondlicht am Seeufer erblickt hatte. im Hemd. das goldene Haar vom Winde zerweht, mit ftarren Augen dann zum filbernen Waffer hinunterfchreitend - feit jener Stunde traute Sebaftian ihr nicht mehr. Er war ihr damals nachgeeilt. von Froft und Entfeßen gefehltttelt. er hatte fie befchworen. in das Haus zurückzukehren. und forg-fältig hatte er nachgeforfcht. ob fich kein Beobachter zeigte. Aber fein Vertrauen war hin. und ihrer Verficherung. daß fie fich unfichtbar ge-macht, fchenkte er keinen Glauben. Wie leicht konnte jeßt ein Mitwiffer feines Geheimniffes im Hotel leben. Wie nachdrücklich war er gewarnt worden. ihrem Schwur, daß fie fich völlig von ihrem früheren Dafein ge-löft hätte zu glauben. Sein befonderer Haß aber richtete fich gegen den Geiger Fifelinus. Auch der Bucklige war fchon beobachtet wordenT wie er in hellen Nächten am Seeufer gewandert war. und mehrmals hatte man die Seelenftimme feiner Geige aus dem wallenden Nebel ver-nommen.
Da ihm fein plumpes .Herrengefühl aber doch noch das Glück einer gewiffen Sicherheit gab. überfah ert wie fie allmählich gegen ihn er-kaltete. So gern und demütig fie auch den Menfchen in ihm kennen lernen wollte. in ihm allein den echten und guten Menfchen -* mehr und mehr fühlte fie fiaj doch in fich felbft zurückgedrängt, und fie erkannte. daß hier kein Halt und keine Wahrheit war. Diefes Schwankem wo Feftigkeit einzig helfen konnte. diefe Wehleidigkeit vor jedem Uebel- das einfach unter dem Willen zum Frohfinn erftorben wäre - fie kämpfte anfangs dagegen. doch als fie erkennen mußte. daß Sebaftian fich in dem Treibhaufe feiner Stimmungen wohl fühlte, ließ fie ihn darin. Schwerer aber noch wurde ihr der Entfchluß. daß fie auch ihr Mitleid. das fie feiner feinen Schwäche ftatt der Bewunderung ftets gefchenkt hatte, aufgeben mußte. Diefer empfindliche. felbftbewußte- reizbare Ehren-

mann hatte nicht das geringfte Bedenken. fich feinen Mitmenfchen gegenüber. wo es der Vorteil verlangte. völlig zu verwandeln. Er kroch. er fteckte Beleidigungen ein. er machte fchmußige Geldgefchäfte. und fein ftolzes Herrentum bewies er eigentlich nur den Dienfiboten gegenüber. Sein Gefinde behandelte er am fchlechteften. und Freia hatte das Gegenteil erwartet. Jeder gute Diener fchien ihr der befonderen Liebe des Herrn wert, Aber auch bei den Unterdrückten erlebte fie eine Enttäufchung. Das Gold oder Geld. wie Sebaftian es nannte. hatt-e überall die gleiche Macht, Jhm zuliebe machte man fich abhängig von feinem Befißer und zog fich in geheimen Troß und fchillernde Falfchheit zurück. Diefes ungeheure Shftem der G e l d a b h ä n g i g k e it war es iiberhaupt jeßt mehr und mehr. was Freia als Verhängnis der Menfchen erkannte. Auch fie hatte in ihrem großen See gehaßt und geliebt. gelacht und getrauert. Feinde und Freunde waren ihr begegnet - aber fie kannte nur das wahre. ausgelebte Gefühl. das freie. im Boden der Natur wurzelnde Nebeneinander der Verfönlichkeiten. Niemand diente oder buhlte um die Neigung des anderen in ihrer Welt. Jeder. deffen Empfindung fich nicht anfchließen wollte. war fofort feiner Freiheit und eingeborenen Würde wiedergegeben. Wie anders war es bei den Menfchen. Welcher Knäuel von Lüge. Feigheit. Noheit. Unbeftändigkeit. U b h ä n g i g leuchtet in blutroten Flammenzeichen über jedem Leben. Und unheimlich verlockend wurde es fiir Freia. nachdem fie ihre bleifchwere Erkenntnis auf fich genommen hatte. nachzuforfchen. tiefer einzubringen. immer mehr zu wiffen von Menfchenweh und Menfchenerniedrigung. Dazu verhalf ihr. ohne daß fie fich wehren konnte. ihre göttliche Gabe. fich unfichtbar zu machen. Wie ein Reh durch den Frühlingswald in den Kreis der lauernden Schüßen rennt. fo irrte jetzt Freia aus dem Paradies ihrer Blindheit in die furchtbare Hölle des Sichtbaren. Sie mochte. von heißer Neugier getrieben. lautlos unter den Gäften weilen. von ihren Blicken wie eine fühllofe Marmorfäule getroffen. fie mochte im Bureau des Hotels die Gefpräche der Beamten hören. am Seeufer das Geflüfter fpielender Kinder - überall fchnitt Falfchheit und Würdelofigkeit in ihr Herz. überall lag das Neß der Abhängigkeit. das keinen aus feinen Mafchen ließ. Die Gäfte verachteten Wirt und Wirtin. die Beamten die Gäfte. die Kinder ihre Eltern. da man fie in einer Lüge über ihr Selbfi ließ. welche fie mit eigener Hand. wie eine Knofpe. vorzeitig aufbrachen. Freia fchauderte. Und fie befchloß. die Gabe der Unfichtbarkeit nicht mehr zu brauchen. Sie hätte

fonft diefelbe Schuld auf fich geladen. wie Sebaftian. Er war in das Rätfel ihrer Natur gedrungen. fie in das der feinen, Unlösbar waren beide.
Sie ftand bald ganz allein. Fremdartig war fie allen in ihrer wunderbaren Wefenheit. unheimlich und allmählich auch verdächtig. Man fchwankte nur. ob man ihrem Verfiande oder ihrer ehrlichen Herkunft mißtrauen follte. Sebaftian war das ein Schreckensgefpenft.
und fo nnterftüßte er ohne Skrupel den Verdacht gegen ihre geiftige Gefundheit. Er felber urteilte natürlich liebevoll und mild. er ließ fich bemiileiden und kam fo fachte in das fichere Lager der Vhilifter hinüber. Sein ganzes Wefen fchien zartefte Rückficht für die arme. fchöne Kranke zu fein. Sie mußte ja krank fein. Immer wieder traf man fie mit nackten Füßen auf den Marmorftufen der Treppe. das goldene Haar gelöft. durch ein Fenfter in die Abendröte ftarrend. Die Stubenmädchen erzählten. daß fie den halben Tag wie eine makellofe Eva in ihren Räumen umherwanderte und mit Sebaftians Hund fprach. der alt und krank vor ihrer Ankunft aewefen. jetzt aber feltfam kräftig und verjüngt war. Ueberhanpt. was follte man von ihrem fonderbaren Verkehr mit den Tieren denken? Libellen feßten fich ihr ins Haar. diefe fcheueften Flattergeifter. die nie zu erhafchen waren, Oft trug fie einen Kranz von den fchimmernden Glasflüglern auf dem Haupt - die Tiere fchienen den Duft ihres Haars wie Blütenhonig zu fangen. Auf ihren Wanderungen. die fie immer allein unternahmen. wußte fie die Vögel an fich zu locken. und es gab Schwalben. die auf fie warteten. bis fie aus dem Hotel heraustrat. und dann neben ihr herflogen. als ob fie fich mit ihnen unterhielte. Auch fah man oft die Fifche wie einen funkelnden Streif im Uferwaffer ftill verftohlen ihrer Straße folgen. Eine Kreuzotter. die fich einem fpielenden Kinde genähert hatte. machte auf Freias Geheiß kehrt und verkroch fich - fo war glaubhaft berichtet worden.
Fortfeßung im nächfien Heft.

Ch. Ullmann:

Die bulgarifche Literatur

Die veränderte politifche Lage hat auf die Literatur in Bulgarien fehr giinftig gewirkt. Das literarifche Leben. das durch die Miß-wirtfchaft des Osmanenreiches. in Jahrhunderten der Unterdrückung und der unerbittlichften Zenfur in den Balkanftaaten lange tot war. hat in Bulgarien nach der Befreiung vom türkifchen Defpotismus einen fehr erfreulichen Auffchwung genommen. und die 1892 in Sofia. gegründete Zeitfchrift ..Miffel" erwarb fich ein unverkennbares Ver-dienft dadurch. daß fie eine nationale Bewegung zur Erhaltung der zahlreichen Sagen und Märchen hervorrief. die thpifch-bulgarifche Charaktere und Lebensverhältniffe fchildern. um die nationale Eigenart des Volkes zu wahren; daß fie die Volkslieder fammelte. aus denen die Schwermut zu uns fpricht. die dem Lande eigen. gepaart mit der Sehnfucht nach Erlöfung.

Die bulgarifche Volksfage überliefert uns mehr das Nätfelhafte. Geheimnisvolle in Natur- und Volksleben als die religiöfen Elemente diefes mit Türken. Griechen. Serben. Rumänen. Wallachen ufw, ftark durchfeßten Volkes. das mehr als ein _Jahrtaufend den Kult der griechifch-orthodoxen. mohammedanifchen. katholifchen und jüdifchen Religionen auf engem Wohnfitze vereinigte.

Als eigentlicher Held und Träger der Mythen- begegnet uns immer wieder der Vater Balkan. der fich majeftätifch durch das Land zieht. durch feine Anzeichen einftiger vulkanifcher Tätigkeit. feine aus-gedehnten Eichen-. Buchen- und Tannenwälder mit den dazwifchen ein-gefenkten Beelen. mit den in den Brüchen und Falten haufenden Bären. Wölfen. Wildfchweinen und Schakalen der Volksfage reiche Nahrung boten, Vater Balkan nahm als lebenatmendes Naturwefen an dem Gefchick feines unterjochten Volkes teil. Mit der Ruhe und Macht

ewiger Naturgewalten wachte er über feine vielgeprüften Kinder; Lawinen und gewaltige Steine fchleuderte er zwifchen die Verderber; geheimnisvolle Heere, kämpfende Geifter, hielt er in den Lüften bereit zum Schuhe feiner Lieblinge. der Bulgaren. Ja bei den monatelangen erbitterten Kämpfen am Schipkapaß 1878 zog er wie ein homerifcher Gott mit in die Schlachten. indem er feine elementarifchen Kräfte, die faufenden Winde, die tötende Kälte und die eifigen Schneegeftöber fandte, um den Feind zu verderben.

Und die Begeifterung zu diefer Erhebung Bulgariens hat vornehmlich Chrifto Boteff (1847-1876) feinem Volke gepredigt, das größte dichterifche Genie der bulgarifchen Lyrik bis heute. Er verklärte den bulgarifchen Volkscharakter in feinen Liedern. um neue Ideale zu wecken und um die geiftige und moralifche Kraft feines Volkes zu ftärken, die durch innere Spaltungen und fortwährende Kriege mit den ftammverwandten Serben gelitten hatte. Der leidenfchaftliche Sänger rief feine Landsleute immer wieder auf zu glaubensftarkem Mut. zu tatenfrohen Kämpfen und männlichem Ausharrenf um die Befreiung zu erringen, Er malte feinem Volke mit feurigen Worten eine Erhebung aus eigener Kraft mit der Dar'ftellung der glücklichen Zukunft. und feine Lieder wurden den Bulgaren zu kräftigem, köftlichem Lebenswaffer. das fie mit zu ihrer ftaatlichen Selbftändigkeit erweckte.

Und nach dem Frieden von San Stefano und feit dem von Bismarck im Sommer 1878 einberufenen Berliner Kongreß zog jene Stille ein in die bulgarifche Volksfeele. die nach ausgetobten Stürmen jene Befriedigung wiederfpiegeltf die eine ihrer tiefften Bedürfniffe frohe Menfchheit verrät. Es vollzog fich eine große Wandlung in der Entwicklung diefes Slawenftammes; mächtig entflammte die Begeifte-e'ung für deutfche Dichtwerke deutfche Kunft und deutfche Wefensart. begünftigt durch die Herrfcherhäufer fowohl in Bulgarien wie auch in Rumänien. Dementfvrerhend zeichnet fich die jüngere Generation der neubulgarifchen Literatur durch Ruhe und Einfachheit des Ausdrucks aus. Vfhchologifche Verinnerlichung und kiinftlerifche Ausgeftaltung bilden jetzt das Kennzeichen der bulgarifchen Lyrik. welche ihre Motive nicht mehr nur gefchichtlichcn Ueberlieferungen entnimmt. fonde'rn die großartigen Bilder der Natur und des Meeres. Menfch. Leben und Tod mit gleicher Wärme umfaßt.

Vetko Thodoroff wird der Schöpfer der erften nationalen Dramen. der an eigenartigen Verfönlichkeiten die thvifch-bulgarifchen .Züge und

[7d. 4-7;- -U-»W' ' 'FW-“- :“* ' - '*',"'!»" .e . ee *v*-JF-_B *"k-mk 7*-'-*_-qWc-yt 7 ' r *e “* * ** “_"-
i
[Lt

. , » , _ *.F'."
_ .'
--_.. 7 *
't - , * . : * * .
7U' ,tk . Miu-'.Z-xZ-'W-,eg-c..
_'-'- »in
1. (YFM-*i 'kfz' Feel-F F7'
:n - .. 'Wet-.4“-
»7 K* '* * ".-'.'_
'..p _1 . * f
y' K Z , . . .»
. , . *ih-*i e.-
. _ - 5.. - , , *xl* * T* *4‟ FKK-[MF. *7... -1 -. :- G....4Mfl!**m,-:W: Ü'V* ,ip-..F j.
und Wem-Mir ini. Dennerle
-..--- .w W- -_
7 . l i“ .
. ' q
/ 4.. 'Rz-..Ki
xx" i
- 7 .iii-ZK")

Zu unferm Auffaß: „Land und Gartenfiedlungen“
(Dem im Verlage von I. J. Weber in Leipzig foeben erichieuenen Werke „Das Einzelwohnhaus der Neuzeit“ entnommen, das von Erich Haeuel und Heinrich Taharmann herausgegeben iii.)
„ „*4“ ." -".-...;:*,-*..*.*:('». *..t .
_ --Wa-W- --r Y

Gebräuche verkörpert und einen harten Kampf mit der noch unentwickelten Sprache führt.
Und der Dichter Bulgariens. der heute die erfte Stelle in feiner Heimat einnimmt und um den fich viele Anhänger fcharen. Ventfcho Slawehkoff. verrät einen fiarken Einfchlag von Goethe in feinen Dichtungen. Seine Flamme glüht in einem Aufftieg und flackert nicht mehr. Mehr und mehr nähern fich die Verfe dem Architektonifchen durch ihr klares Ebenmaß. durch ihre künftlerifche Kompofition. Ein großer Teil feines Schaffens zeigt die tiefe Einwirkung der Antike - in „Vhrhne". und fchon in feiner Sammlung ..Eharakt-erftudien“ will er die junge Generation feines Volkes zu neuen Jdealen führen: in „Beethoven" - die Ueberwindung des Jammers des Dafeins durch die Freuden des Schaffens; ..Lenau" »- eine meifterhafte Darlegung des Geifteszuftandes mit dem Ausblick der widerftrebenden Charaktereigenfchaften. aus denen die völlige Umnachtung des unglücklichen Dichters erfolgte; „Michelangelo“ - das Vroblem des Künftlers behandelnd. feine Stellung zur Weltanfchauung. zu den Kämpfen des Tages. die. Miffion der Kunft im Weltgetriebe. in der Richtung des Wahren. Guten und Schönen. Jnnerlich bereichert und gebildet fingt der Dichter nach der Veröffentlichung diefer Studien die Ehrfurcht vor dem Schönen. der harmonifchen Schönheitsfarm. denn in ihm ift der Glaube an die Dichter. daß fie die Wecker und Führer ihrer Zeit fein müffen. daß von ihnen die Reinigung und Befreiung von der Enge und befleckten Nähe des Alltags einzig ausgehen könne.
Jn dem kleinen Balkanftädtchen Triawna wurde Ventfcho Slawenkoff im Jahre 1866 geboren. Der Vater war der Begründer der neuen bulgarifchen Literatur. Dichter und der einflußreichfte Kämpfer der nationalen Jntereffen und Beftrebungen. die ihn zum unausgefeßten Herumziehen mit feiner Familie nötigten. um den Verfolgungen vor der Befreiung - 1878 - zu entgehen. Diefe mannigfachen Anregungen waren bedeutfam für die Entwicklung des jungen Slawehkoff; fo umgaben ihn von Kindheit an die brennendften Fragen des Landes und lehrten ihn früh. in der Bolksfeele zu lefen.
Die rührendften Töne fiir fein nationales Empfinden gibt uns der jugendliche Dicht-er in feiner Lhrik und in den Koledari (..Weihnachtsfänger“). fowie in den drei kleinen poetifehen Volkserzählungen ..Pferdeknecht“. das Lied von dem unglücklichen Brautpaar. das in fchmerzlicher Trennung nacheinander verfchmachtet. Er muß mit in den Serail

des Vaf>ja am Bosporus und erliegt in der Ferne den Verführungs-
fünften. Diefe Untreue wird fein Unglück. Daheim bei feiner Mutter
wartet in dem kleinen Dorfe am Nhodopegebirge feine Braut ver-
gebens auf ihn; ..Ralitza" - die Geftalt der treuen jungen Gattin.
die. das teure Andenken an ihre erfte und einzige Liebe im Herzen
hegend. ihr Glück nur in ihrem heranwachfenden Kinde findet. aus
deffen klaren Augen fie ihr Iwo anblickt. ..und auf ihren bleichen Lippen
erblüht wieder das felige Lächeln. mit dem fie nur ihm zugelächelt“; --
und ,.Boiko“ - die Tragödie der ftumm leidenden Ehegattin. das Bild
des bulgarifchen Weibes. dem Volksleben entnommen.

Auch in feinem Nationalepos ..Das Lied vom Blut" entwirft der
Dichter ein ausgeprägtes Bild des bulgarifchen Lebens mit feinen
mannigfachen Strömungen und Eigentümlichkeiten. doch fchon in der
„Symphonie" befreit fich Slawehkoff von den eng-nationalen Schran-
ken und tritt in Beziehung zu der europäifchen Geifteskultur. In
der langen Reihe der Geftaltungen. die der prometheusfche Mhthus
erfahren. hat der Dichter in diefem Werk eine neue gefchaffen - Em-
pörung des Menfchengeiftesl Der Menfchengeift. einft von Prometheus
aus der Finfternis des Seins heraufbefchworen. erfcheint nach Jahr-
taufenden vor feinem noch in Feffeln fchmachtenden Schöpfer. um ihm
zu flachen ob des einigen Hin und Her des menfchliäjen Geiftes
zwifchen Hoffnung und Hoffnungslofigkeit. zwifchen Bejahung und Ver-
neinung des Lebens: ..Ans harte Kreuz tatfroher Hoffnungslofigkeit
gefchlagen. fteh' ich da. - am finftern Felfen nichtiger Hoffnung ge-
bunden _ du; dein eignes Opfer du. ich das deinige. Nebeneinander.
einer dem andern zur Oual. werden wir bis ans Ende der Zeiten
leben -".

Die Weiterführung diefer Grundidee findet fich in dem jüngften
Werk Slawehkoffs ..Hymnen auf den Tod des Uebermenfchen". wo
die einzelnen Gefänge eine dichterifche Darftellung der hiftorifchen Reli-
gionen enthalten und pfhchologifch dartun. daß jedesmal aus dem Grabe
einer fich ausgelebten religiöf-en Anfchauung neue und höhere Auf-
faffung des Göttlichen entfpringt. Es geht ein tiefer Sckjaffensernft
durch Slawehkoffs Werke. Das Ringen feiner Seele nach Wahrheit
geftaltet feine Voefie zu philofophifchen Dichtungen. zu ergreifenden
und offenbarenden Schöpfungen; zur Hochlandfchaft des Geiftes und
Gedankens werden feine Werke mehr und mehr. Diefer Dichter gibt
uns keine allgemeinen weltanfchaulichen Abftraktionen. fondern feine

Zweifel. fein Suchen find intim-perfönliche Seel-enoffenbarungen. ein künftlerifÜ-inftinktiv ergriffenes Heilmittel, Die Ueberwindung der Mühfale des Erdendafeins durch die Offenbarung der Liebe des ganzen Weltalls finden wir in der Dichtung ..Vfalm des Dichter" als Spiegel erhöhten Menfchentums. edelfter Kulturblüte.
Der Zeit vorauszuwandern und fchöpferifch das Kommende zu bereiten in feinem Vaterland. war Ventfcho Slawehkoff befchieden. Der Dichter fteht in der Blüte feiner Jahre - noch nicht 45 Jahre zählt der Barde -; um ihn fcharen fich die begeifterten Jünglinge feiner Heimat; ihm ift der Schlüffel zu dem Schaßhaufe diefes fchlafenden Volkslebens gegeben durch die Liebe zur Art und Sprache der Heimat. den Wunfch. fie zu erhalten und zu neuer Blüte zu entwickeln. fie er-weiternd zu bereichern. dadurch tritt die bulgarifche Literatur in ein neues Stadium. das geeignet ift. ihr den regften Anteil der literarifchen Welt zu fichern.

Knut Hainfnn:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
'inzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Norwegifchen non Pauline Klaibei
Copyright 1.910 12x/ albert (augen, Annie-7e.
Fortfeßnng
Ich beobachtete ihn dabei! Er fuhr ordentlich zufammen und fal) mich einen Augenblick ftarr an; dann zog er fein Tafchentuch heraus und wifchte fich das eine Auge. wie wenn ihm ein Staubkorn hineingeflogen wäre.
„So?“ fagte er. „Hat fie das gefagt?“
„Ja. ich meine mich ganz beftimmt daran zu erinnern. Es ift fchon lange her. aber . .
„Du fafelft." fagte er. und damit ging er davon. Ich hörte noch. wie er fich drüben auf dem Hof ftark räufperte.
Eine gute Weile verging; ich ftand müßig und wußte nicht, was tun. Mit dem Anftreichen wagte ich nun nicht fortzufahren, aus Angft. den Kapitän noch mehr zu erzürnen,
Nachdem ich dann wohl eine Stunde lang im Schuppen Holz klein gemacht hatte und wieder an meine Leiter trat. ftreckte der Kapitän pößlich den Kopf zu einem offenen Fenfter im oberen Stockwerk heraus und rief:
„Du kannft jetzt ebenfogut weitermachen, nachdem du fchon fo weit bift. So etwas ift mir noch nie vorgekommenl“
Dann fchlug er das Fenfter zu. obgleich es vorher offengeftanden hatte,
Ich aber ftrich weiter an.

Eine Woche verging. und ich wechfelte mit der Arbeit ab. Bald war ich auf dem Feld beim Heumachen. bald ftrich ich an. Grindhufen war ganz gut zum Kartoffelhäufeln und zum Mühen an den Ruinen. aber im Auffangen von Heu war er nicht fehr gefchickt. Nils aber. der arbeitete wie ein Satan.
Während ich das Wohnhaus zum dritten Mal anftrich - die feine graue Farbe mit dem weißen Rahmen verlieh dem Haus das Ausfehen eines richtigen Herrfchaftsfißes -. kam der Kapitän eines Tages auf dem Wege daher. Er fchaute mir eine Weile zu. dann zog er fein Tafchentuch heraus. wie wenn ihm die Hiße unerträglich wäre. und fagte: *
,.Ja. jeßt. wo du fo weit gekommen bift. geht es fchon an. Ich muß übrigens zugeben. daß fie gar keinen fchlechten Gefchmack bewiefen hat. als fie es fagte. Aber du haft das natürlich nur gefafelt. Hm."
Ich gab keine Antwort.
Wieder gebrauchte der Kapitän fein Tafchentuch.
..Es ift fchrecklich heiß heute." brummte er. ..Was wollte ich doch fagen? Nein. es wird übrigens nicht ha'ßlich. wirklich nicht. Da hatte fie alfo Recht. -* ich meine. du haft die richtige Farbe gefunden. Als ich vorhin drüben auf dem Feld ftand. fah das Haus geradezu fchön aus. Und außerdem bift du jeßt fchon zu weit damit.“
..Mir geht es wie dem Herrn Kapitän.“ fagte ich. ..es macht fiäi hübfch!“
..Ja es pußt das Haus geradezu. Hat fie das von dem Walde dahinter auch gefagt? Ich meine. mein-e Frau, Ob fie das von der Lage gefagt hat?"
„Es ift jeßt fchon fo lange her. aber ich glaube ficher . ,
„Na, es ift auch einerlei. Ich muß geftehen. ich hatte nicht geglaubt. daß es fo - hübfch würde. Aber dann haft du wahrfcheinlich nicht genug weiße Farbe?
„Hm, Dom. ich hab die gelbe umgetaufcht.“
Da lächelte der Kapitän. und kopffchüttelnd ging er feiner Wege,
Ach nein. mein Eindruck hatte mich nicht getäufcht]
Dann mußte das Heu eingeführt werden. und das nahm meine Zeit in Anfpruch. bis die Heuernte zu Ende war. Dafür half mir Nils dann an den Abenden ein wenig: er ftrich das Gartenhaus an. Selbft Grindhufen tat mit und nahm einen Vinfel in die Hand.
Er fei zwar kein fo rechter Maler. fagte er. nein. ganz und gar nicht.

aber eine Wand könne man ihm fchou anvertrauen. O Grindhufen fei jetzt durchaus kein elender Tropf mehr]
Und dann ftanden die Häufer in ihrem neuen Staat da und waren faft nicht wieder zu erkennen.
Nachdem wir auch noch in dem Shringenwäldchen und in dem kleinen Bark etwas ausgepußt hatten. war Oevrebö ein ganz andrer Hof. und der Kapitän dankte uns ganz befonders dafiir.
Als die Noggenerute begann. feßte auch Regen ein: aber wir fchnitten ruhig weiter. und dazwifchen kamen wieder fonnige Tage. Alles wurde auf .Heureuter geießt. Wir hatten große Aecker mit dickem vollem Roggen und dazu große Aecker mit Gerfte und Hafer. die noch nicht reif waren. Das waren reiche Ackerfelder. Der diesjährige Klee feßte fchou Samen an. aber die Rüben waren nicht fehr groß. ..Es fehlt ihnen der richtige Trieb.“ fagte der Knecht Nils.
Ein paarmal mußte ich für den Kapitän die Boftfachen holen oder hintragen, Eines Tages war ein Brief an feine Frau darunter; er gab mir mehrere Schreiben auf einmal. und das an feine. Frau lag in der Mitte. Es war an ihre Mutter in Chriftiansfand adreffiert.
Als ich am Abend mit den geholten Voftfacheu zurückkam. war des Kapitäns erftes Wort: „Du haft doch wohl die Briefe abgegeben?"
..Jawohl. Herr Kapitän." antwortete ich.
Wieder verging einige Zeit. dann wollte der Kapitän au naffen Tagen. wo auf dem Feld nicht viel getan werden konnte. einiges im Wohnhaus augeftrichen haben. Er zeigte mir die Lackfarben. die er gekauft hatte. und fagte:
„Zuerft kommt jeßt die Treppe an die Reihe. Sie foll weiß werden. ich habe auch fchon einen dunkelroten Läufer dazu beftellt, Dann kommen ein paar Feufter und Türen. die das Anftreichen recht nötig haben; aber alles muß jetzt ein wenig fchnell gehen. ich hab es fchou viel zu lange hinausgefchoben.“
Das war zweifellos eine ausgezeichnete Jdee vom Kapitän, Seit Jahren hatte er in Sans und Braus dahingelebt und fich nicht im geringften um das Ausf-ehen feines Haufes gekümmert. Jeßt waren ihm die Augen dafür aufgegangen; und das war eine Art Erwachen. Er ging überall mit mir umher und zeigte mir. was gemacht werden follte. Bei diefer Gelegenheit fah ich Bilder und Büften im Erdgefchoß. einen großen Löwen aus Marmor und Bilder von Askevold und dem großen Dahl. Das waren wohl Erbftücke. Das Zimmer der gnädigen Frau

.‘ *
I .’ “, “u k, t;
'),,;„ H ‘r.
è ,U "L WIJ" *,- .-
‘ "' W -.
- .*- " . W
F ,T‘ »UHU-*XS*
Pieter van -lingenland
Die Mufikprobe

im obern Stock fah noch ganz bewohnt aus; allerlei Kleinigkeiten lagen auf ihrem Vlaß. und am Kleiderriegel hingen ein paar Kleidungsftücke. Das ganze Haus war alt und vornehm. mit Stuck an den Decken. und die Wände waren teilweife mit koftbaren Tapeten bekleidet. aber der Anftrich war überall vergilbt oder abgefallen.
Die Treppen waren breit und bequem. mit Geländern und Abfäßen ans Mahagoni,
Während ich beim Anftreichen der Treppe war. kam der Kapitän eines Tages zu mir und fagte:
..Ja. wir find jeßt mitten in der Ernte. aber das Anftreichen ift auch eilig. denn meine Frau kommt bald heim. Jch weiß nicht. was wir tun follen; es wäre doch hübfch. wenn hier drinnen auch alles hübfch hergerichtet wäre."
Dann hat er feine Frau wohl in jenem Brief zurückgerufen. dachte ich. Jmmerhin. dachte ich weiter. find feither fchon mehrere Tage ver- gangen. und ich bin auch wieder auf der Voft gewefen. aber es ift noch keine Antwort von ihr gekommen. Jch kenne ja ihre Handfchrift feit fechs Jahren. Der Kapitän meint offenbar. wenn er fagt: Kommt dann kommt fie fofort. Na. vielleicht hat er Recht'. und fie ma>ft fich in- zwifchen zur Reife fertig. Was weiß icht
So große Eile hat das Anftreichen jeßt. daß der Kapitän felbft in die Anfiedlung ging und Lars holte. der nun ftatt meiner auf dem Acker half. Nils war zwar nicht fo fehr erfreut über diefen Taufch; der gute Lars Falkenberg gehorchte hier. wo er felbft einmal Großknecht gewefen war. nur hölhft ungern.
Aber es hätte gar keine Eile mit dem Anftreichen gehabt. Der Kapitän fchiekte den Kleinknecht noch ein-. ja zweimal nach der Voft; ich lauerte ihm auf. aber nie brachte er einen Brief von der gnädigen Frau. Nein. fie kam möglicherweife gar nicht; fo fchlimm ftand es. Oder fie fühlte fich zu gering und war daher zu fteif und kalt. um gleich Ja zu fagen. fobald der Mann rief. Ja. fo war es vielleicht.
Aber das Anftreichen ging feinen Gang. Die Farbe wurde trocken. der rote Treppenläufer kam an und wurde mit Meffingftangen feft- gemacht; die Treppe fah nun wunderfchön aus. und ebenfo wurden die Fenfter und Türen drohen in den Zimmern wunderfchön; aber die gnädige Frau kam nicht. Nein. Sie kam nicht.
Wir fuhren den Roggen ein und begannen in guter Zeit mit dem Schneiden der Gerfte; aber die gnädige Frau kam nicht. Der Kapitän

wanderte mit erwartungsvollen Augen auf dem Wege umher. er fah ganz mager aus. Wenn er zu uns aufs Feld hinauskam. ging er fehr häufig eine ganze Strecke neben uns her. ohne ein einziges Wort zu fagen. Aber wenn Nils ihn etwas fragte. fchien er in feinen Gedanken gar nicht weit weggewefen zu fein. fondern antwortete fofort und war ganz bei der Sache. Er fah gar nicht niedergedrückt aus. und das magre Ausfehen kam nur daher. daß Nils ihm das Haar gefchnitten hatte.

Dann wurde ich wieder nach der Voft gefchickt. und nun war wirklich ein Brief von der gnädigen Frau angekommen. Dem Voftftempel nach aus Chriftiansfand. Ich eilte mit dem Briefe heimwärts. legte ihn mitten zwifchen die andern Voftfachen und übergab dem Kapitän den ganzen Back auf dem Hofe.

„Danke" fagte er und machte gar kein erwartungsvolles Geficht.

Er hatte fich jeßt daran gewöhnt. enttäufcht zu werden. ..Haben die Leute ihr Getreide fchon eingefahren? Wie ift denn der Weg be-fchaffen?" fragte er. indem er feine Brieffachen der Reihe nach durchfah,

Während ich auf diefe beiden Fragen antwortete. kam er an den Brief von feiner Frau; da nahm er alle Briefe zufammen und fragte miäf noch genauer nach dem Wege und den Fortfchritten bei der Ernte.

Er nahm fich wohl felbft in die Zucht und wollte keine Gemüts-bewegung zeigen, Als er dann ins Haus hineinging. tagte er noch einmal ..Danke!" und nickte mir zu.

Am nächften Tag pußte der Kapitän felbft den Landauer aufs fchönfte; er wufch-und fchmierte ihn; aber es vergingen noch zwei Tage. ehe er ihn brauchte,

Eines Abends. als wir eben beim Nachteffen faßen. kam der Kapitän in die Kü>)e und fagte. es müffe morgen jemand mit ihm nach dem Bahnhof fahren. Er könnte gut felbft fahren. aber da die gnädige Frau vom Ausland heimkäme. müffe er den Landauer nehmen. falls es regnen follte. Da fagte Nils. Grindhufen könnte er fchließlieh dem Herrn Kapitän noch am beften als Kutfcher abtreten.

Wir übrigen arbeiteten auf dem Felde. Es war da fchreeklich viel zu tun; außer dem Roggen und der Gerfte. die noch nicht eingefahren waren. gab es noch eine Menge ungehäufelte Kartoffeln und ungejätete Rübenäcker. Aber die Milchmagd und Ragnhild halfen dazwifrhen kräftig mit; fie waren beide jung und ftiirmifch.

Wieder mit meinem alten Kameraden Lars Falkenberg zufammen

auf dem Felde zu arbeiten. hätte für mich ein wirkliches Vergnügen fein können. wenn er fich nur mit Nils nicht fo fehl-echt vertragen hätte. fo aber herrfchte ftatt fröhlichen Scherzens meift trübes Schweigen auf dem Felde. Lars fchien zwar feinen Widerwillen vom lebten Mal einigermaßen überwunden zu haben. aber wegen feines Grolls gegen Nils war er mürrifch und kurz angebunden gegen unä alle.

Schließlich beftimmte Nils. nun f'olle Lars die beiden Braunen nehmen und fich ans Vflügen für die Winterfaat machen. Da fühlte Lars fich gekränkt und fchlug es ihm rundweg ab. Er habe noch nie gehört. daß man die Aecker umpflüge. ehe fie abgeerntet feien.

..O nein." fagte Nils. ..ich auch nicht; aber wir können dir ein halbes taufend Morgen auweifen. wo fchon abgeerntet if

Wieder ftritten fie fich; Lars meinte. alles fei jeßt fo unvergnüglich auf Oevrebö. In früheren Zeiten habe er am Feierabend der Herr-fchaft vorfingen dürfen; jetzt fei hier nichts als Widerwärtigkeit und Schweinerei.

..Meinft du damit das Vflügen für die Winterfaat?" fragte Nils,

..Na. ich danke! Du verftehft das nicht. und du weißt nicht. daß man jeßt zwifcheu der Hen- und Getreideernte pflügt.“

„Reim das verfteh ich allerdings nicht.“ erwiderte Lars und ver-drehte die Augen. ..Aber wer es verfteht. das ift der Oberknecht Nils! So ein eingebildeter Tropfl“

Aber fchließlich wagte es Lars doch nicht. dem Oberknecht den Ge-horfam zu verweigern. und fo entfchloß er fich. zu pflügen. bis der Kapitän wieder da wäre.

Mir felbft war eingefallen. daß ich bei meinem letzten Fortgehen etwas Wäfche bei Emma zurückgelaffen hatte. Aber ich wollte lieber nicht nach der Anfi-edlung gehen. folange Lars fo wenig umgänglich mit mir war.

10.

Der Kapitän kam am nächften Tage mit feiner Frau an, Nils und* ich hatten uns beraten. ob wir die Flagge aufziehen follten. Ich wagte es nicht zu entfcheiden. aber Nils war weniger bedenklich. Er tat es. und die Fahne flatterte ftolz und fchön an der weißen Stange.

Ich war in der Nähe. als die Herrfchaft aus dem Landauer flieg.

Die gnädige Frau ging weit in den Hof hinein. fah fich um und_ fcblug die Hände zufammen. Ich hörte auch einige verwunderte Ausrufe. als

fie in den Flur hineingegangen war; das war wohl. als fie die Treppe
mit dem roten Läufer fah.
Grindhufen hatte kaum die Pferde in den Stall gebracht. als er auch
fchou ganz überwältigt vor Erftaunen über irgend etwas zu mir herau-
kam und mich bat. ein bißchen mit ihm abfeits zu gehen. er müffe etwas
mit mir befprechen.
„Da kann unmöglich alles in Ordnung fein. das ift doch nicht Frau
Falkenberg." fagte er. ..Oder follte der Kapitän wirklich mit diefer
Frau verheiratet fein?"
..Jawohh Grindhufen. der Kapitän ift mit feiner Frau verheiratet,
Warum fragft du denn?“
..Aber es ift ja das Gefihwifterkind. und du darfft mir gleich den
Kopf abfchlagen. wenn fie nicht diefelbe Verfon ift. Es ift das Ge-
fchwifterkind vom Floßinfpektor."
..Nein. nein. Grindhufen. Aber es ift vielleicht ihre Schwefter.“
..Du darfft mir den Kopf abfchlagen. ich hab fie oft beim Jnfpektor
gefehen.“
..Na ja. deshalb kann fie doeh gut fein Gefchwifterkind fein. Was
gebt uns das an?"
..Jch erkannte fie fofort. als fie aus dem Zug ftieg. Und als fie
mich fah. fuhr fie zufammeu. Sie mußte erft eine Weile verfchnaufeu.
Alfa flunkre mir nur nichts vor -> aber ich verfteh es nicht -. ift fie
denn von hier?" -
..War fie verguiigt oder niedergedrückt?" fragte ich.
..Das weiß ich nicht, Doch. fie war es wohl." Grindhufen fchüttelte
'deu Kopf und konnte durchaus nicht verftehen. daß das die gnädige Frau
fein follte. ..Du haft fie auch beim Jufpektor gefehen?“ fagte er.
..Erkennft du fie denn nicht wieder?"
..War fie wirklich vergnügt. wie du fagft?"
..Vergnügt? O ja. das war fie wohl. Ich weiß nicht. Sie redeteu
recht freundlich miteinander. Drunten auf dem Bahnhof fogar noch
mehr. Große Strecken weit perftand ich nichts von ihrer Unterhaltung.
- ,.Jeßt kommt es darauf au. ob ich die richtigen Worte finde." fagte fie,
„aber ich bitte dich von ganzem Herzen um Verzeihung für alles."
fagte fie. - ..Ja. das tu ich auch." erwiderte er darauf. Haft du je fo
etwas gehört? Und fie haben ficher alle beide da drinnen im Landauer
geweint. Y ..Ich habe das Haus anftreichen und auch fonft allerlei
Kleinigkeiten ma>)en laffen." fagte der Kapitän. - ..Wirkliäj?" fagte

fie. Dann fagte er* daß alle ihre Sachen noch ganz unberührt daliegen;
ich weiß nichtx was für Sachen, aber er fagte: „Ich glaube, ich kann mit
Wahrheit fagen, daß fie noch auf demfelben Vlaße liegen!" Haft du
je fo etwas gehört? „Deine Sachen/ iagte er. Und dann fprach der
Kapitän von einen die er Eliiabeth nannte, und daß er nie an fie
gedacht hat- io klang es. Da weinte die Frau bitterlich; fie wurde
ärgerlich ja fie geriet außer fich. Aber fie fagte nichts davon- daß fie-
im Ausland gewefen ift* wie der Kapitän gefagt hatte. Ach was, fie
kommt ficher vom Jnfpektort“
Mir wurde allmählich ganz angft; es war doch wohl fehr verkehrt
von mir gewefen- Grindhufen mit nach Oevrebö zu nehmen. Nun war
es freilich fchon gefchehen; aber ich bereute es. Und das fagte ich Grind-
huien mit kurzenh diirren Worten gerade ins Geficht. Die gnädige
Frau hier auf dem Hofe fei gegen jedermann fo gut wie nur möglich,
und der Kapitän ebenfalls» das folle er ja nicht vergeffen. „Aber an
demfelben Taget wo du hier herumklatfchft, wirft du aus dem Hofe
hinausgeprügelt, hörft du! Ich glaub aber, du wirft dir da2 zweimal
überlegen. Hier haft du eine gute Stelle mit gutem Lohn und guter
Koft; denk daran und halt deinen Mund!"
„Jar da haft du RechtA fagte Grindhufen ausweichend, „Ich fag
auch nichts weiten ich fag nur- daß fie dem Geichwifterkind aufs Haar
gleicht. Was hab ich denn fonft gefagt? Wie du nur bift- ich kenn dich
ja gar nicht mehr] Und wenn ich es recht bedenke7 fo hat fie vielleicht
iogar noch etwas helleres Haar als das Gefchwifterkind dort- deshalb
will ich nicht behaupten daß es dasfelbe Haar ift. Und das hab ich auch
nicht gejagt. Aber wenn du willen willft- was ich gleich dachte fo kann
ich dir das auch rundheraus lagen. Ich dachte. fie ift zu gut fiir fein
Gefchwifterkind. Akkurat das hab ich gedacht, denn es mußte fehr ärger-
lich fein. wenn fie das Gefchwifterkind von io einem wäret und ich glaube
auch niemand auf der Welt wäre das angenehm. Es ift nicht wegen
deS Geldest und du weißt auch, weder du noch ich wären über den Verluft
eines Zweikronenftückes unglücklich; aber es war fchofel von ihm- es mir
zuerft hier in dieie Hand zu drücken und es dann bei der Abrechnung
abzuziehen. Jawohl. Mehr fag ich nichh aber ich weiß gar niehh wie
du in der leßten Zeit geworden bift. Ich mach kaum den Mund auf-
dann fährft du auf einen los. Was hab ich geiagt? Der Filz gab mir
nur zwei Kronen per Tag, dabei mußte ich mich noch ielbft verköftigen*
und er handelte bei allem heruntert jawohl. Jetzt will ich nicht weiter

mit dir darüber reden. aber akkurat fo hab ich gedacht. wenn du es wiffen willft!"
Aber all dies Gerede konnte nicht verdecken. daß Grindhufen Frau Falkenberg erkannt hatte und feiner Sache noch immer ganz ficher war.
o .-
o
Und jetzt war alles in Ordnung. Die Herrfchaft war wieder daheim. wir hatten fchönes Wetter und eine reiche Ernte; was konnten wir weiter verlangen]
Die gnädige Frau begrüßt mi>) freundlich und fagt:
..Oevrebö ift ja nicht wieder zu erkennen. feit du überall fo hübfch angeftrichen haft. Mein Mann freut fich befonders darüber.“
Sie erfchien mir ruhiger als bei unferem leßten Zufammentreffen auf der Treppe des Hotels damals in der Stadt. Als fie mich fah. atniete fie nicht fo erregt wie bei dem Anblick von Grindhufen. und das kommt wohl daher. daß ihr das Wiederfehen niit mir nicht fo peinlich ift. dachte ich mit Freude. Aber warum hatte fie ihre neue Gewohnheit. immer ihre Augen heruinflackern zn laffen. nicht abgelegt? Wenn ich der Kapitän wäre. wiirde ich ihr das fagen. Sie hat übrigens an den Schläfen ein paar fonderbare braune Flecken bekommen; aber es tut nichts: deshalb ift fie doch noch ebenfo hiibfch.
..Aber leider bin ich nicht die. welche auf diefe hübfche graue Farbe gekommen ift.“ fährt fie fort. ..Da haft du dich geirrt.“
..Dann verfteh ich es nicht. Aber es ift einerlei; jedenfalls hat fich der Herr Kapitän dafiir entfehieden."
..Die Treppe ift auch ganz wunderhiibfch geworden. und ebenfo die Zimmer droben; fie find jeßt noch einmal fo hell."
Ia. die gnädige Frau felbft ift es. die doppelt hell und freundlich 'fein will; das verftehe ich recht wohl, Sie meint. fie, fei mir diefe Freundlichkeit aus irgendeinem Grunde fchuldig. und ich denke mir: ..Gut. aber nun ift es genug; dabei foll es fein Bewenden haben.“
Es wird Herbft. der Jasmin duftet ftark und aufbringlich im Syringenwäldchen. Das Laub auf den bewaldeten Hügeln prangt längft in roter und goldner Bracht. Auf dem ganzen Hof ift niemand. der fich nicht über die Heimkehr der gnädigen Frau freute. Die Fahne tut auch das ihrige dazu; es ift wie ein Sonntag. und die Mägde haben auch frif>j geplättete Schürzen umgebunden.
Gegen Abend gehe ich die Stufen zum Shringenwäldchen hinunter und feße mich da nieder; der ftarke Iasminduft dringt nach dem heißen

Tag wie eine Wolke von Wohlgeruch auf mich ein; dann kommt Nils. der mich gefucht hat. herbei und fagt;
..Jeßt find keine Gäfte mehr auf dem Hofe. und niemand macht mehr Spektakel, Oder haft du irgendeinen Spektakel bei Nacht gehört. feit der Kapitän von Moen zurück ift?"
..Ne-in."
..Und das ift jetzt volle zehn Wochen her. Was meinft du. foll ich nicht lieber dies gleich abtrennen?" fagt Nils und deutet auf das Zeichen des Abftinenzvereins. ..Der Kapitän trinkt nicht mehr. die gnädige Frau ift wieder da. und ich brauche um keines von ihnen mehr beforgt zu fein." ,
Damit reicht er mir fein Meffer. und ich trenne das Zeichen ab.
Wir unterhielten uns noch eine Weile über die Felder. - die Felder ftecken ihm im Kopf.
..Ja morgen Abend haben wir Gott fei Dank das meifte geborgen.“ fagte er. ..Dann fäen wir den Winterroggen. Jft es nicht merkwürdig. Lars ift jahraus. jahrein hier gewefen und hat mit der Mafchine gefät und meinte. das wäre fäwn recht. Nein. nein. mit der Hand muß man fäen.“
,.Warum denn?“
..Bei fo einem Gelände. wie dem unfrigenl Sieh einmal unfern Nalbbar dort drüben; er hat vor drei Wochen mit der Mafchine gefät. - aber ift etwas aufgegangen? Nein. nicht ein Hälmchen. Die Mafchine legt das Saatkorn viel zu tief in die Erde."
. ..Ach. wie herrlich der Jasmin heute Abend duftet!“
..O ja. Nun ift es mit der Gerfte und dem Hafer tüchtig vorwärts gegangen. Nein. ich glaube. es ift am beften. ich leg mich aufs Ohr." *
K
Fortfeßung im nächften Heft

Kgl. Vaurat Karl Siebold:

Ländliche Anfiedelungen von Arbeitern

Unter ländlichen Anfiedelungen von Arbeitern verftehe ich kleine Einzelhäufer. welche mit fo viel Garten bezw. Land verfehen find. als der Arbeiter in feiner freien Zeit zum Zwecke der Erzeugung von Gemüfe und fonftigen Gartenfrüchten bearbeiten kann. deffen Größe ihm auch die Möglichkeit gewährt. etwas Kleinvieh. wie Ziege. Schwein oder Hühner zu halten.

Die Schaffung folcher Bauten außerhalb der Städte und der Arbeitsftelle. aber nicht zu weit von diefer entfernt. erfcheint mir als eine der wichtigften Aufgaben der Gegenwart.

Die ganze Frage muß von drei Gefichtspunkten aus betrachtet werden: 1. von der fozialen. 2. von der wirtfchaftlichen und 3. von der architektonifch-teGnifGen Seite. Alle drei Gefichtspunkte fpielen zwar ineinander über. im Jntereffe einer gründlichen Darlegung erfcheint es aber richtig. fie von jeder Seite befonders zu betrachten,

1, Die foziale Seite. Diefe ift wohl die wichtigfte. Wer etwas von dem Wohnungselend und von der Wohnungsnot kennen gelernt hat. die heute kein Verftändiger mehr anzweifelt. der weiß. was an fittlichen Kräften. Familienglück. Gefundheit und wirtfchaftlichen Werden durch unfere fchlechten kleinen Wohnungen innerhalb vieler Städte jährlich

Männer mit Namen von ausgezeichnetem Klange zeigen vereint in einem foeben bei J. J. Weber in Leipzig erfchienenen Vrachtwerk ..Land- und Gartenfiedelungen' wie wir in der Landfiedelungsbewegung ftehn. ..Der Kern der ganzen :foziale-i Frage ift dic Wohnungsfragc. fchreibt Minifterialdirektor Dr, H. Thiel. der bekannte Vorkämpfer auf dem Gebiet der ländlichen Wohlfahrtspflege. in der Einleitung des Werks. So ift denn die foziale Seite der Landfiedelung in jedem Sinne berjickfichtigt. jeder Mitarbeiter nimmt mit feinem Gebiet dazu Stellung. Da aber der einzelne Siedler zuächft an fich felbft denkt. an f eine n Vorteil. an fein Behagen. fo ift das Werk von feinem Herausgeber. dem kgl. Hofgürtner

.,i**, _ *
7
' -* .ß-.J'ÄCF *f *3.76
i - ,. ..O-...*- -"- *U* "**J* * _ z ge. .- ,.-- _ - _ 1 -* z - * z , ...,.aqc'w-...q-m Ü
p q *u'W-L ,'* . -*** *** “7" W - WWW Wu M' l ..i
. x "W" * ' .- , - , ' '- r ' ' x --- * .“ .„
' * *WGZ-Ö. 4... i -' z * ! - --
:7 > ,NATO-75
* - , »i - ' l » i * . - , l MAM-**- 'x 1
7* 77.:?: .M

'..
,... q.
(.1.
_ -*--c__1_e„.
*.f fkk... . .ug-x9"

Landhaus von Richard H. Gude (Dresden)
* ' Dem im Verlage von J. J. Weber in Leipzig foeben erfchienenen Werke ..Das Emzelwohnhaus der Neuzeit“ entnommen. das von Erich Hoenel nnd Heinrich Taharmann herausgegeben ift.

zugrunde geht. Wer andererfeit-Z Kleinfiedelungen gefehen hatt die Freude kennt„ welche die Bewohner folcher Einzelhäufer empfinden- und wer felbft die Annehmlichkeit eines Einzelhaufes mit Garten und Land genießtx der weiß ebenfogut, welche Scheiße des Gemütes und des Verftandes wieder emporfprieß-en können, wenn die Möglichkeit 'eines ruhigen Familienleben? gegeben ift. Ein gefundes Staatsleben beruht auf gefundem Familienleben. Nicht nur ein befonderer VolkZftamm liebt das Einzelhaus, es ift das Naturgemäße fiir jede Familie wie man aus der Gefihichte der Völker erkennen kann. Das Ungefunde nnferer jeßigen Bauweife ift zwar entwickelnngsgefchichtlich verftändli_chx muß jeßt aber verfchwinden.

Außer anderen wirtfchaftlichen Griinden hat jedenfall-Z auch die Not- fich gegen Feinde wehren zu miiffenh die Städtebildung mit ihren Ringmauern hervorgerufem nnd dadurch das enge Bebauen, an deffen Konfequenzen wir noch heute leid-en, Nachdem infolge einer ganz anderen Kriegfjihrung Städtemauern gar keinen Sinn mehr haben, und ebenfo infolge unferer erftaunlichen Verkehrsverbefferungen die Entfernungen nur noch relativ find- follte man endlich auch fiir das Wohnen die Konfeanenzen ziehen undzu einer naturgemäßen Wohnweife zurückkehren,

Vom fozialen Standpunkt kann daher nicht radikal genug vorgegangen werden. Man muß es beklagen und mit allen Mitteln zu verhindern fuchem daß in Städtent fei es auch in beft-er Abficht- iiberhaupt noch Verfuche gemacht werden- in großen, wenn auch noch fo fchön-en MietZkafernen mit allem modernen Komfort kleine Wohnungen zu fchaffen. Es ift und bleibt ein Herdenwohnen, das unferer Entwickelung nicht mehr entfpricht. Darum hinaus vor die Städte auch wo noch keine Verkehrsgelegenheit vorhanden ift, fie wird fchon nachfolgen, fobald die Anfiedelnng gefcheheni Gartenftädtet Gartendörferl

Willy Lange, fo eingerichtet wordent daß fich die einzelnen Abfchnitte an die Intereffcn der einzelnen Leferß wenden. Anf einer breiten Grnndlagc, dem Abfchnit Natur und Siedelung, ruht der gefamte Aufbau des Buchs, während ein Abfchnittx „Die verfchiedenen Siedlungßformen“, zugleich ein Führer durch dab Werk felbftX uns zeigt- wie die verfchiedenen Abhandlungen einander ergänzen. Das Thema dcb kgl. Baurats Sicbolin das noch wenig bearbeitet ift- die Wohnnngßfrage dcr Landarbeiten diirfte wohl die Lefer von „Nord und Süd“ allgemein interefficren. - Im Verlag von J. J. Weber erfcheint gleichzeitig ein Vrachtwerk „Das Einzelwohnhans der Neuzeit“, herausgegeben von H. Erich Hai-,nel und Heinrich Tabarmann. dem wir ,zwei reizvolle Jilnitrationen entnehmen. Die Redaktion,

2. Die wirtfchaftliche Seite. Man hört nnd lieft jeßt viel von den fchönen Arbeiterdörfern in Vort Sunlight. Bournville und ähnlichen Anlagen. Auch ich habe fie gefehen und bin wie andere von ihrer landfchaftlichen und architektonifchen Schönheit begeiftert. kann fie jedoch keineswegs als mufiergültig und vorbildlich für kleine Anfiedelungen betrachten. ebenfowenig die Mufter-Arbeiterhäufer. welche man vielfach anf Ausftellungen fieht. Solche Anlagen können fich nur Genoffen-fchaften und Fabrikherren anlegen. welche auf irgend einem Gebiete ein Monopol haben. denen es nicht darauf ankommt. alle Iahre einige hunderttaufend Mark an ihren kleinen Wohnungen zuzufeßen. Ich halte fie faft eher für fchädlich als nüßlich. weil dadurch unwillkürlich die Vorftellung wachgerufen wird. als müßte die Induftrie überall folche Verhältniffe fchaffen. Das hieße aber große Induftriezweige ein-fach lahmlegen. oder die ganzen Lebensverhältniffe und Lebensmittel fo verteuern. daß die Allgemeinheit fchwer darunter zu leiden hätte. und in weiterer Konfequenz die Anfiedelung überhaupt unmöglich machen, Für jedermann. darauf kommt es doch an. ähnliche Wohnungs-möglichkeiten zu fchaffen wie die oben erwähnten. ift nicht durchführbar. Solche Anlagen können daher nur unter dem Gefichtspunkte der Wohl-fahrt aufgefaßt und hergeftellt werden. Diefer Gefichtspunkt muß aber bei richtigen Anfiedelungen im Intereffe der Würde jedes Menfchen ausgefchaltet werden. Die Anfiedelungen müffen gefchehen auf wirklich gefunder Bafis. d. h. auf wohlberechneter. wirtfchaftlicher Grundlage. wozu der ..gefunde Egoismus" des Menfchen auch gehört. Es handelt fich doch nicht um Ausft-ellungsobjekt-e zur Reklame oder aus Wohltätig-keitsdrang. fondern um Anfiedelungen. die unter gegebenen Verhält-niffen wirtfchaftlich möglich find, Die Induftrie muß es leiften und der einzelne Mann zahlen können. Dabei kommt es nicht einmal darauf an. daß in diefen Anfiedelungen die Bewohner alle Eigentümer werden. fondern daß ihnen die Möglichkeit gefchaffen wird. in einem Einzelhaus ohne die täglichen Reibungen mit der Nachbarfchaft leben zu können. und daß der Familie die nötige Bewegungsfreiheit mit Luft und Licht gegeben wird. ein Garten. in welchem die Kinder mit den Haustieren fich ungeftraft tummeln können. Es ift erftaunlich. zu beobachten. wie die Freude an diefen Dingen eine Familie zufammenfchließt und an die Scholle bindet.

Bei der wirtfchaftlichen Seite kann die Bodenfrage nicht über-gangen werden. Sie ift faft der Schwerpunkt der Sache. Zwar ift es

heute noch möglich. in nicht zu weiter Entfernung von mittleren und manchen größeren Städten Anfiedelungen mit Einzelhäufern zu machen. aber für die Allgemeinheit wird es nur möglich fein durch Herbeiführung einer wirklichen Bodenreform. Die Beftrebungen der Bodenreformer haben glücklicherweife in de-n letzten Jahren fo ftark Wurzel gefaßt. daß die Bewegung nur bei einem wirklichen Erfolge zur Ruhe kommen wird. Aber auch hier helfen nur ganz radikale Mittel, Die Steuer nach .ge-meinem Wert und die Wertzuwachsfteuer werden es vorläufig nicht er-reichen. daß der Boden in den Städten fehr viel billiger wird. da leider zuviel fchon in feft-en Händen ift. Es muß eine Reform des Hypotheken-wefens eintreten. die es den Städten. Kommunen und Kreifen er-möglicht, in erfter Linie als Hhpothekengeber aufzutreten und durch Amortifation die Ländereien wieder zu erwerben. Vorläufig heißt es darum auch hier wieder: Weiter aus der Stadt heraus. in großzügiger Weife Ländereien ankaufen und fich von vornherein den Wertzuwachs zugunften der Gemeinhcit ficherul

3. Die architektonifch-technifche Seite. Die architektonifche Seite ift fchon unter 2. berührt. Gewiß ift es nötig. unferem ausgeprägten Kunftgefühle Rechnung zu tragen und die Bauten äfthetifch einwandfrei zu machen. aber nicht gering kann gewarnt werden vor den Ausftellungs-objekten und den fogenannten Mufteranlagen. welche den wirklichen Fortfchritt im Kleinwohnungswefen faft »erfchweren Es handelt fich in erfter Linie doch nicht darum. architektonifche Gebilde zu fchaffen. was für einen wirklichen Baukiinftler nicht befonders fchwierig ift. fondern die wichtigeren Aufgaben für uns Baumeifter und Architekten find die. unferen Mitmenfchen zu einer menfchenwiirdigen Wohnung zu verhelfen p und alle unfere Kräfte darauf zu richten. unter Benutzung der heutigen zahlreichen technifchen Mittel einfache. aber doch anfprechende. hübfche Wohnungen mit genügenden Räumen zu fchaffen. zu Vreifen. die es einem normalen gefunden Arbeiter ermöglichen. ein kleines Häuschen zu erwerben. oder wenigftens mi-etweife zu bewohnen. Um das zu können. muß man freilich mit den Traditionen des alten Städtebaues fowie der ftädtifchen Bauweife radikal brechen. Es gilt. Anfiedelungen zu fchaffen außerhalb der Städte mit den dazu erforderlichen Verkehrs-möglichkeiten,

Ju Deutfchland haben wir in diefer Hinficht leider nur fchwache Anfänge im Vergleiche zu anderen Ländern. wie z. B. Belgien. aber aus Erfahrung weiß ich. daß auch bei uns dasfelbe Bedürfnis und diefelbe

Möglichkeit vorliegt. Ein Arbeiter geht oder fährt gern einen Weg von 1 bis 11/2- Stunden täglich hin und zurück zu feiner Arbeitsftelle. wenn ihm nur die Möglichkeit des Alleinwohnens und eines Gartens gegeben wird. wofür man zahlreiche Beifpiele finden kann.

Will man ländlich anfiedeln. muß man abfehen von den teueren Kanalifationen und Wegeanlagen. Man betrachte doch unf-ere größeren Dörfer und kleinen Städte! Wo ift denn da 'eine Kanalifation? Wo find große Straßenanlagen? Gewiß find in vielen die Anlagen nicht muftergiiltig. aber für ländliche Verhältniffe völlig genügend. und welche fchönen. malerifchen Eindrücke kann man oft in Dörfern ge-winnen. und wie gefund ift im großen und ganzen die Bevölkerung! Bei einer neuen Anlage mache man daher nur einige Hauptftraßen. auf welchen der Fahrverkehr vor fich geht. im übrigen aber fchmale ge-wundene Wege. an denen die Häuschen hinter breiten Vorgärten liegen. Regen und Abwäffer führe man in offene. mit Gras bewachfen-e Gräben zu beiden Seiten der Wege ab. Von den Abwäffern wird nicht viel übrig bleiben. wenn jeder einen viertel Morgen Land bekommt. während der Dnng der Familie vollftändig auf dem Lande verbraucht wird. Hhgienifch ift es nicht notwendig und wirtfchaftlich geradezu falfeh. in fo weit angelegten Anfiedelungen teuere Kanalifationen und Straßen-anlagen auszuführen und die Bewohner auf diefe Weife zu zwingen. nicht nur mit großen Koften ihre wertvollen Dungftoffe wegzuführen. fondern auch noch teuere Dungftoffe zu kaufen. Wohl ift es erforderlich. gutes Trinkwaffer vorzufehen. welches am beften durch eine zentral-e Wafferleitung gefchieht. da bei Anwendung von Brunnen die Gefahr der Verfchlechterung des Grundwaffers nicht ausgefchloffen ift. obwohl fie lange nicht fo groß ift. wie man in der Regel glaubt. Das beweifen wiederum die vielen ländlichen Anfiedelnngen und kleinen Städte. die feit Jahrhunderten beftehen und viel enger zufannnengebaut find. als es nach meinem Vorfchlage gefchehen follte.

Wenn jedes Haus ein Viertel oder ein Drittel Gartenland bekommt. fo ift damit eine Weiträumigkeit der Bebauung gegeben. welche bei nicht zu lofem Boden und gut gemachten Brunnen die Gefahr der Ver-feuchnng fo gut wie ausfchließt.

Weiter gilt es. den Kampf fortzufeßen gegen die teilweife un-finnigen baupolizeilichen Beftimmungen. in welchen ich fchon vor Jahren durch meine Schrift: „Line-ati ratio“ eingetreten bin. Dank der Unter-

von Arbeitern Karl Siebold

ftüfznng mancher Behörden und Kollegen ift der Kampf nicht ohne Erfolg gewefen. und in diefer Hinficht wird hoffentlich der kürzlich gefchehene minifterielle Erlaß noch weitere Willigkeit bei den unteren Behörden fchaffen. Auch hier fiihrt nur Beharrlichkeit zum Ziele. Die bau-polizeilichen Beftirnmungen. foweit fie für größere Häufer gemacht und notwendig find. knüffen für Kleinwohnungen fallen und hierfür be-fonder-e Erleichterungen gegeben werden. um die Anfiedeluuge-n nicht unnötig zu verteilern.

Was endlich das Haus f-elbft betrifft. fo muß es Grundfaß fein. es fo reichlich mit Räumen auszuftatten. daß eine Familie fich darin entwickeln kann. Das Haus muß daher bei völligem Ausbau fünf Räume haben. wovon gleich drei unten liegen müffen und zwei oben. Die euglifchen. heute vielfach fo geprief-enen Reihenhäufer mit zwei Räumen unten. find nach meinen Erfahrungen für eine Arbeit-er-familie. die fich keine Dienftboten halten kann. wenig praktifch. Es ift immer die Gefahr vorhanden. daß die eine Stube unten Küche und die andere Schlafzimmer für Eltern und kleinere Kinder wird. weil es für eine Hausfrau ohne Dienftboten viel zu unbequem ift. die Schlafzimmer für die Kinder und ihr eigenes oben zu haben. Die meiften Leute möchten fogar unten vier Räume haben. der leichteren Bewirtfchaftung wLgen. was aber leider der hohen Koften wegen felten möglich ift* *

Außer diefen Zimmern muß ein Raum vorhanden fein. in welchem die Hausfrau wafchen kann. damit es nicht in der Küche gefchieht. ein Abort und ein kleiner Stall fiir Ziege. Schwein und Hühner. Ferner ein nicht zu kleiner .Boden zum Trocknen und'fiir allerlei Geräte nnd Gegeuftände.

Häufer für reiu ländliche Arbeiter. im Anfchluß an größere Güter müffen natiirlich größer ausgeftattet werden. mit Diele und Ställen für mehrere Schweine. eine Kuh ufw.. da diefe Leute meiftens viel mehr Land zn bearbeiten haben.

Endlich ift ein Keller nicht zu vergeffen. der bei günftigem Terrain unter die Räume gelegt werden kann. bei hohem Grundwaffer aber als Anbau konftruiert werden muß. Als Anbau angelegte Keller find fehr braktifch. wenn fie von außen genügend gegen Froft gefchüßt werden. da fie nur wenige Stufen unterhalb des Fußbodens iin Erdg-efchoffe liegen. an der Schattenfeite des Haufes,

_gl
E'

Was die Einteilung des Gartens betrifft. fo lege man vorn um das Haus herum einen kleinen Ziergarten zum Zwecke der Anlage von Blumenbeeten und Zierfträucheru an und fchließe ihn mit einem Zaun ab, Weiter folge ein kleiner Baumhof. der ebenfalls mit einem Zaun abgefchloffeu werden muß. da er auch den Haustieren als Auslauf dienen muß. Der übrige Teil bleibe Gemüfeland. Naä) Weften hin fchiitze man. wenn irgend möglich. das Haus durch befonders dichte Bäume gegen die Einflüffe der Witterung. Gerade diefen Schuß kann man häufig bei ländlichen Häufern beobachten. Die dichten Linden an der Weftfeite der Häufer find meiftens nicht nur des Schmuckes wegen. fondern zum Schuhe der Häufer gegen die Unbilden der Witte-rung augepflanzt.

Die Abb. 64. 73. 76 zeigen Darftellungen von Häuschen aus einem kleinen Dor-fe. darutner die zugehörigen Grundriffe. Sie find bezüglich der Wohnungen nach den oben angeführten Gefichtspunkten entworfen und ausgeführt. Sie unterfcheideu fich im einzelnen nur da-dureh. daß bei einigen die Diele zugleich der Haupteingang ift. während bei anderen noch ein befonderer kleiner Flur borgefehen wurde. in dem zugleich die ,Treppe nach den oberen Zimmern hochführt. Letztere An-ordnung ift beliebter und zweckmäßiger. weil dadurch eine zweite Tren-nung von deu Ställen ftattfindet. die fonft nur durch die Diele ge-fchieht.

Alle diefe Häufer koften 3800-4500 Mark. je nach Größe und Aus-führung. Nachdem ich in den berfchiedenften Gegenden Nord- und Weftdeutfchlands Kolonien angelegt habe. glaube ich behaupten zu dürfen. daß zu diefen Vreifen faft überall derartige Häufer errichtet werden können.

Ein wenig größeres Haus. in etwas weiterer Entfernung von der Stadt. mitten in die Heide hineingeftellt. zeigt Abb. 79, Die Gefamt-anficht einer Kolonie gibt die Abb. 69 wieder. Sie ift gleich nach der Fertigftellung aufgenommen. fo daß von Gärten und Anpflanzungen. abgefehen von der einen Straße. leider noch nichts zu fehen ift. Aus den Abbildungen der Häuschen 64. 73 und 79 dagegen. welche fchou länger fertig find. kann man. meine ich. fehen. mit welcher Liebe fich die Bewohner ihren Garten zurechtgemacht haben. und hat es handgreiflich vor Augen. wie folche Arbeit an die Scholl-e bindet.

von Arbeitern Karl Siebold

Sämtliche Häufer find in Anlehnung an den niederfächfifäfen länd-
lichen Stil ausgefiihrt- in anderen Gegenden müßten fie felbftverftänd-
lich auf den heimatlichen Ton geftimmt werden.
Ja es ift eine dankenswerte fchöne Aufgabe ländliche Anfiedelungen
zu machen. Ueberall, wo wir anfingen- zeigte fich, nachdem die -erften
Schwierigkeiten und Anfechtungen überwunden waren. ein ganz er-
ftaunliches Verlangen nach Einzelwohnungen- das kaum zu befriedigen
war. Bei der tatkräftigen Unterftüßung der Behörden und dem weiten
Entgegenkommen der LandeSverficherung bei der Beleihung ift es nicht
fchwen folche Anfiedelungen zu fchaffen. Darum fei den Kollegen und
allen! welche für das Wohl unfereZ Volkes tätig fein wollen die fchöne
Arbeit auf diefem Gebiet auch hier dringend an? Herz gelegt.

Geh. Regierungsrat Vrof. Dr. Alfons Kißuer:
Rügelieder eines Friedfertigen

Der Geift der Verueinung. der uns das Bekritteln des Nächften fo liebli>) erfcheinen läßt. war vielleicht niemals und nirgends fo mächtig wie in den gepriefenen Tagen der Hocln*enaiffauce. in dem Italien des ..großen Vapftes" Leo des Zehnten. Leben und Literatur waren von diefem Geift erfiillt; überall fpiirt man den Flügelfchlag feiner Fledermausfchwingen. Sich felbft zu bejahen. muß man den Nächften verneinen. Dies fchien allgemeiner Grundfaß; er galt in der Gefelligkeit. in der gelehrten Welt und in der Dichtung. Wer als ..angenehmer Mann" erfcheinen wollte. mußte gefchickt die Waffen der Polemik zu handhaben wiffen. die Rede mit Anfpielungen und beißenden Sarkasmen würzen. Wiß. der gefeierte. und Bosheit waren kaum zu trennen. Freilich warnte der Meifter des guten Tous. Baldaffarre Eaftiglione. in feinem Eortegiano den Nemo Viacevole vor Schachtelreden. womit man zur Rache reize und Unglückliche kränke; aber befolgt wurden feine Mahnungen kaum. Die Flagge des Wilzes mußte die bedenklichfte Ladung decken. Italien war (nach dem Ausdruck Iakob Burkhardts) eine Läfterfchule geworden. wie die Welt feitdem keine zweite mehr aufzuweifen gehabt hat; felbft in dem Frankreich Voltaires nicht. Mau weiß. daß Kaifer und Könige mit gefürchteten Schmähribnern paktierten. wie ja Karl b'. und Franz l. einander in der Gunft eines Pietro Aretino den Rang abznlanfen fuchten,

Ein einziger Mann hat es verftanden. den feinften Wiß zu fpenden ohne den üblen Beifchmack der Bosheit, Es war Ferraras Ludovico Ariofto. Welche Fülle fchalkhafter Anmut der Orlando Furiofo bietet. wer möchte das wiederholen. nachdem Goethe gefprochen hat! Auch manches Voleniifche findet fich in der großen Epopöe. aber ftets abg-etönt. zur Schönheit gemildert. niemals giftig. Empörung wie Schmerz fcheinen gebändigt. ftilifiert: ..Selber der Bruft Angftfchrei werde dem Ohr zur Mufikl“

Hierher gehören tadelnde. gewiffermaßen philofophifche Betrach-
tungen über allgemein menfchliche Fehler und Schwächen. über die
Falfchheit und Arglift. über „Zauberer und Zaubererinnen".
Die mit Verftellung. Hinterlift und Lügen
Unis He rz die Bande. unzerreißbar. fügen.
ferner über den Fluch der böfen Tat. über die Ohnmacht der Vernunft
gegenüber dem Trieb:
Zwar hat ein fchw ach e r Zaum fchon die Bewegung
Des mut'gen Vferds zu hemmen oft die Kraft.
Doch felte n ift's. daß des Verftandes Regung
Zur Umkehr bringt die tolle Leidenfchaft.
Berühmt ift die Vhilippika gegen das Feuerrohr. im elften Gefang
(St. 22-28). Ein Stanze daraus möge hier Platz finden:
Erfindung frevelhaft und tief zu haffen.
Was kcnnft du je in eines Menfchen Sinn?
Durch dich muß alter Waffenruhm erblaffen.
Durch dich finkt ehreulos das Kriegswerk hin;
Durch dich fteht Mannheit jetzt und Mut verlaffen.
Denn über W ert ift Feigheit Siegerin:
Nicht Heldenfchaft. nicht Kühnheit hell entglommen
Kann mehr im Feld jeßund zur Vrobe kommen.
Zufammenfaffend fchließt die nächfte Stanze:
Es hat der fchlimmfte aller Menfchengeifter
Jm Feuerrohrerfinder feinen Meifter.
Sehr fchön find von diefen allgemeineren ftrafenden Ergüffen noch
die Stanzen über die, Eiferfucht (Gef. 31. 1-*6) und die gegen den
Geiz (Gef. 26. 1_2 und Gef. 43. 1-5). dem* fogar die Frauen
zum Opfer fall-en: '
Ju alten Zeiten gab es edle Frauen.
Die Tugend liebten und den Reichtum nicht ;
Jetzt folche finden - wer mag fich's getrauen?
Nur auf G ewin n find fie zumeift erpichtl
Auch Fürften der Geifter. Feldberren. Künftler. Forfcher erliegen
der Habfucht:
Verruchter Geiz! O Hunger. zu -e rw e r b e n!
Mich wundert's wenig. daß g em ein e r Sinn.

Bei dem fchon alles Gute brach in Scherben.
Gefangen bleibt in deinen Neßen drin:
Doch reißt der gleiche Strick auch zum Verderben.
Der gleiche Griff der Klaue einen hin.
Den man. wenn er nur dir entgangen wäre.
Von hohem Geifte nannte. wert der E h r e.
Der hat den Himmel. Erd und Meer gemeffen.
Kennt der Natur Gefeße groß und klein.
Darf alles zu erklären fich vermeffen
Und blickt dem Herrgott in die Bruft hinein: -
Und weil dein Giftzahn ihn hat angefreffen.
Läßt er's fein heißeftes Beftreben fein.
Gold anzuhänfen; diefes zu gewinnen.
Jft Heil und Hoffnung ihm. ift all fein Sinnen.
Man fühlt fich verfucht. hier die Modelle namhaft zu machen. die
dem Dichter vorgefchwebt haben mögen.
Eine zweite Gruppe ftrafender Oktaven bilden die Stellen. wo
direkt auf Zeitereigniffe hingewiefen wird, So brandmarkt Arioft die
Vlünderer der heiligen Stadt:
Seht. wie fie unfrer Roma Jammer bringen
Allüberall. durch Mord und Räubereien.
Am Heiligen frevelnd und an Menfchendingen.
Durch Brand und Schändung alles rings entweihni
Sein Vorwurf macht nicht vor dem Throne feines Herrfchers Halt.
Dem granfamen Herzog Alfonfo. der zwei feiner Brüder einer Ver-
fchwörnng wegen in ewiger Kerkerhaft hielt. wird die Mahnung. Gnade
zu üben. entgegengefchleudert: ..Die armen find ja doch von eurem
Blut!“ - Und welche flammenden Verfe treffen das Gewiffen des
Vapftes und der Monarchen Europas. die. Jtaliens Wohlftand ver-
nichtend. einander zerfleifchen. ftatt gemeinfam Front gegen den Türken
zu machen!
Das gleiche Thema wird in den ..Satiren“ aufgenommen und noch
nachdrücklicher und rückhaltlofer durchgeführt,*) Jm ganzen jedoch
'fchwingt Arioft in jenen reizenden Bersepifteln die fatirifche Geißel
nur beiläufig. und zuweilen. lachend. eigentlich mehr gegen fich felbft
als gegen andere.
*) Vergl. Voetifche Briefe Lndowico Arioftos (Band 123. Heft 868 diefer
Zeitfchrift. Nov. 1907. S. 185)

Dagegen enthalten feine „Reime“. von denen im zweiten Juliheft diefer Zeitfchrift. einiges mitgeteilt wurde. verfchiedene Dichtungen. die man. nach dem Vorgang der Vrovenzalen und unferer Minnefänger als R ü g e l i e d e r bezeichnen möchte.
Manchmal gibt der Unmut über eine recht geringfügige Veranlaffung ihm Stoff zu groll-enden Verfen. Man nehme folgenden Fall. Arioft trug. wie fich aus der zweiten Elegie ergibt. an vielen Stellen feiner Kleidung eine goldverzierte fchwarze Feder (penna negra free-inte ci'oro). über deren Sinn fich die Leute den Kopf zerbrachen. Den Neugierigen wird nun tüäitig der Text gelefen:

Von meiner Feder. fchwarz mit goldnen Streifen.
Den Sinn zu wiffen. den fie nicht begreifen.
Verlangen viele. doch es fchweigt mein Mund.
Verfchloffen bleib es in der tiefften Seele;
Ob man mich bitte oder plag und quäle.
Ich mache nimmer das Geheimnis kund.
Die höchfte Weisheit. die dem Schöpfer eigen.
Will fich in unfres H e r z e n s Lage zeigen:
Er hat es tief im Innerften verfteckt.
Er wollte dem Gedanken und dem Weben
Geheimer Regung hier die Stätte geben;
Die bleiben vor der Neugier dort verdeckt.
Die goldgeftreifte fchwarze Feder trag ich
An taufend Stellen des Gewands. doch fag ich.
Wenn fie fich offen allen Blicken beut.
Damit noch nicht. w a r u m es wohl gefchehe:
Ich will nicht. daß ein jeder gleich verftehe.
Ob meine Seele klagt. ob fie fich freut.
Wollt ihr darin nun Eigenfinn erkennen.
So werd ich euch zudringlich. läftig nennen
Und guter Lebensfitte gänzlich bar,
Ich weiß nicht. habt ihr wohl bereits vernommen.
Wie übel es gar manchem ift bekommen.
Daß er nach Dingen andrer lüftern war . . .

Warnend erinnert der Dichter an die Verwandlung des urfprüng-
(ich weißen Naben in einer. fchwarzen (wegen Verrats des Liebeshandels

Apollos mit Koronis). an Teirefias und an Aktäon. die für Vorwiß büßten. und fchließt:

Schien dies Vergehen nun fo fchwere Sache.
Erheifcht' es folche ungeheure Rache.
Daß man den fchönen Körper nackend fah.
Sprecht. ob es miä) nicht mehr erbofen follte.
Wenn einer durchs Gewand mir blicken wollte.
Zu ipähen. was im Herzen drin gefchahl
Mein Wert vermag nicht jene auszuftechen:
Ich will mich nicht an euch fo graufam rächen.
Daß es euch fchrecklich wie den beiden ginge.
Ich fage: deffeu Recht fcheint mir geringe.
Der immer finnet und keine andern Dinge
Mehr denkt als einzig diefes: zu begreifen
Den Sinn der Feder mit den goldnen Streifen.

Wenn der Arioftbiograph Barnfaldi mit feiner Vermutung das Rechte getroffen haben follte. fo wiefe das Schwarz der Feder auf das - Kleid Aleffandras. das Gold auf ihr blondes Haar. Ludovico hätte dann nach Art der alten Ritter dies an die Geliebte erinnernde Abzeichen an fich getragen.

In der vierten Elegie (Li-a cancliclo il cart-0). die mit der Hindeutung auf den urfprüuglichen weißen Raben an die zweite auknüpft. läßt Arioft eine unter übler Nachrede leidende Dame fprechen und fich verteidigen. Abermals wird eingefchärft:

Auf jede Zunge follt' ein Zaum fich legen.
Die Lehre allen in das Herz zu prägen:
Späh' nicht. was andre tun! Befprich es nicht!

Das - immerhin merkwürdige * Gedicht fchließt mit dem Verlangen:

Die Strafe. die _fo unerhörtem Falle
Gebührte. nun auf jenen Schurken falle.
Aus deffen_ Mund die falfche Rede floßl

Waren die beiden zuleßt erwähnt-en Gedichte fozufagen moralifche Rügelieder. würdig eines Veire Cardinal. fo ift das fünfte Eapitolo ein perfönliches; im Dieufte übermäßig angeftrengt.

macht Arioft feinem Unmut iiber den Kardinal Luft (wohl hinter deffen Rücken; der recht unbequeme Gebieter hätte eine offene Auflehnung vermutlich übel vermerkt):

Kein Dromedar fo fäfwere Laften drücken
Und keines Elefanten fchwiel'gen Rücken
In Nubien oder duft'gem Juderlandt
Der überbürdet ift: er kann nicht ftehen,
Gefchweige fich bewegen, vorwärtsgehen;
Schon vorher war die Kraft ja iiberfpannt.
Kein Schiff geht nach den öftlichen Geftaden
Von Gades: welch Gewicht darauf zu laden.
Bis in das kleinfte rechnet man es aus.
Will man darauf zu viele Waren häufen
Und Sand dazin wird es die Flut erfäufen;
Kein Maft, kein Wachtkorb blickt da mehr heraus.
Es hält kein Bau! nichts auf der Welt kann dauern .
Was ftjißen foll; in Trümmer finken Mauern*
Wenn das Gewicht der Tragkraft nicht entfpricht.
Es nützt kein Horw kein feiner Stahl dem Bogen-
Sei's der des Herkules: zu ftraff gezogen-
Erträgt er nicht das Uebermaßi - er b r icht . . .

Er vergleicht fich dem Atlas- der den Himmel ohne Raften trägt- dem Typhöus unter dem Epomeo auf Ischia dem Giganten Enkelados unterm Aetna. Jm Anfang fchien ihm feine Laft leicht. und fröhlich trug er fie:

Doch kaum war ich mit ihr auf Weges Mitte-
Da wuchs fie - wächft noch jeßt mit jedem Schritte,
Macht mich geb-engt und völlig lahm und krumm.
Bin nicht nur müde- kann mich kaum noch regen; -
Reini will man noch dazu ein O u e ntche n legenx
Sei's nur ein einziges fo komm ich um .

Er ift das iiberfiillte Schiff und der iiberfpannte Vogen- der- wenn der Schütze fich nicht gelinder zeigt- ftatt zu tötenf zerfvringen wird.

Das Schmerzendulden hat ja Maß und Ziele:
Bedrängen uns nun ihrer g ar zu viele-
So wird ein Krampf daraus, _ der Menfih ift tot.

Ich wär ein Tor. wollt ich hier fchweigend ftehen.
Durch Laften unerträglich ftumm vergehen.
Drum will ichs fagen. eh Vernichtung droht:
Mir ftehn nicht weitre Kräfte zu Gebot.
Den Befchluß mache ein ftrafendes Sonett (Ze aon Inc-reinen).
worin Arioft ziemlich herb einigen Damen. die ihn mit der Bitte um weitere Liebespoefien bedrängt hatten. antwortet; man höre. wie er fie abfertigt:
Wenn mir die beften Iahre hingegangen.
Ach. Blätter zu befchreiben groß und klein
Und drin zu fchildern meine Herzenspein
Und. wie ich fchwärmte für der Schönheit Vrangen.
Und wenn mir keine Werke noch gelangen.
So fein. zu rühren jenes Herz von Stein.
Wird auch von n e u e n nichts zu hoffen fein;
Zum Ziele kann ich nimmermehr gelangen.
Drum laßt mich fchweigen. ftatt noch mehr zu fagen!
Ich kann in Verfeu keinen Nußen fchau'n.
Als daß fich andre fr e u ' n an meinen V l a g e n.
Seid ihr ein Vhalaris - verzeiht. o Frau'n -.
Ich will der Mann nicht fein. an deffen Klagen
Und Sterbelied fich andre Leut erbau'n.
Ift das nicht wahrhaft in od erne r Ton? Viele diefer Sonette, Elegien ufw.. von einem zeitgenöffifchen Dichter geboten. würden uns in der Tat als Geift von u nf e r m Geift anmuten; man ftaunt. daß folche Verfe vor vierhundert Jahren gefchrieben worden find: Thema. Durchführung. Stimmung. - alles fpricht uns an wie von Zeitgenoffen gedacht und empfunden. zumal da wir neuerdings mit der Sonettform wieder mehr Fühlung gewonnen haben. -
Der Geift des göttlichen Ludwig ftrahlt am hellften in *feinem ..Rafenden Roland"; wer feinem H e r z f ch l a g laufchen will. der nehme des Dichters ..kleinere Werke" zur Hand.

R d

Die Vorpoften Nußlauds auf dem Balkan

Am 29. Auguft 1910 überreichte der Großfiirft Beier Nikolajewitfch im Auftrag des Zaren Nikolaus i|. dem König Nicola Betrowitich Niegos in Cetinje den reich mit Edclfteiuen gefchmiickten Marichallftab als Zeichen der höchften militärifchen Würde; dadurch wurde der Montenegrinerkönig ..Generalfeldmarfchall“ iiber die 31 Armeekorps des ruffifchen Reichs. Als der Gefeierte auf den Balkon feines fchlichtenWohn-Zaufcs trat. begrüßte ihn der jubelnde uruf von zweihundert rnffifcheu Marinefoldaten. die mit ihren Gewehren von Neu-Antivari. dem einzigen flavifchen Hafen an der Adria. nach dem alten Klofterdorf der Czernagora hiuaufgcftiegen waren. um vor allen Gefandten Europas darzutuu. daß fortan die Matrofcn aus der Krim uud aus dem Balteulaud mit den Söhnen der Schwarzen Berge in einer und derfelben Armee dienen. Beide tragen die gleiche Uniform. Die maleriiche Tracht der Czeruagorzeu wurde auf ruf fifchen Befehl abgefchafft. weil fie mit ihren grcllen Farben (Not-Weiß-Blau) fiir die modernen Gewehre auf die Entfernung von 2000 Metern ein allzu deutliches Treffobjekt abgaben. Zufamrueu mit den graugriiueu Uniformen nach ruffiicbem Schnitt kamen aber auch das ruffiiche Reglement uud die ruffifche Sprache als Kommandofprache. Als abioluter Jnftrnktor des montenegrinifcheu Heers amtet feit dritthalb Jahren der Oberft Nicola Votapoff. der alsbald dem Gciaudten V. W. Maccimow als Militär-Annelie zugeteilt wurde. anf daß das Kind feinen rechten Namen bekomme. Zehn Gebirgsbatterien nad fechsuuddreißig Mafchiucngewehre find als Gefchenk dem Zaren Nikolaus ||. verdankt worden. Da jedoch der Zar fich auch als Freund und Förderer des Friedens feiern läßt. fo ift es nur in

i fh

der Ordnung. daß der Kanonenfpender gleichzeitig auch die Summe anwies. in Eetinje eine große Kirche in gricmifch-orthodoxem Ritus zu erbaun. deren Grundftcin König Nikolaus währeud feines Jubiläums legte. Die neuen Vofitiousgefmiitze find italienifchen Fabrikats. Mitte September gingen fodanu zwei Batterien Mörfcr im

Kaliber von 240 mm von Viaceuza
und Rom iiber Bari nach Neu-Autivari.
Der italieuifche Kricgsmiuifter Svingardi
hat dies Material als autiqniert ver-
kauft uud die erlöfte Summe in den
Staatsfchah abgeliefert. Gegen diefe
Manipulation ift verfaffungsrcchtlich
wenig eiuzuwenden. Als vorgefchovencr
Käufer fungierte fiir einen fozial fehr
hohen. körperlich kleinen Herrn ein ge-
wiffer Aftuto; diefer Name ift fiir das
Vertrauensamt feines Trägers wertvoll,
Aftuto helft nämlich zu Deutfch:
..Schlaukopf'C
Das Studium des moutenegrinifchen
Staatshaushalts ift amiifaut. Während
der Miuifter des Innern L. Voi'voditfch
fiir fein Departement 581913 Kronen
verrechnet. ift fiir den Krieg feit Jahr-
zehnten die runde Summe von
200000 K. ausgeworfen. Fiir eine
Armee. die drei Tage nach der Mobili-
fation 37500 Kombattantcu mit
36 Mafmiiieugewchreu. 10 Gebirgs-
battericu. 8 Batterien Feldartillerie und
60 Vofitiousgefchiilzeu ins Feld ftellen
kann und noch iiber einen Landfturm
vou 18000 Mann verfügt. - gewiß
eine bencidcuswert geringe Ziffer.
Leider enthält jedoch die Angabe
..200000 K.“ zwei Druckfehler. Es
handelt fich nicht um 200000. fondern
um zwei Millionen. und nicht um
Kronen. fondern nm Rubel. Diefer
Betrag ift felt 1875 als Gefchenk vom
Väter-chen Zar ins Land der Czerua-
gora gekommen. freilich recht unregel-
mäßig. oftmals mit argcr Veripätung
und obendrein mit fchlimmer Nampo-
nierung der großen Lappen. aber er

kam. Nur wegen des japanifchcn Krieges und noch zehn Monate nach dem Vortsmouther Frieden blieb diefe Subvention ganz aus. In jener kritifchen Zeit fäfeint ein Verwandter des Hanfes Betrovitfch NiEgos in die Lüäe gefprungen zu fein.

Die Verleihung der Würde eines Generalfcldinarichalls der ruffifchen Armee an den Montencgriuer-Hänptling fcheint in den Minifterien der Auswörtigen Angelegenheiten Europas riäitig verftanden und gewürdigt worden zn fein: fie bedeutet „ia rentrEe Zoienne" der ruffifc'hen Volitik in die Balkanangclcgenheiten. nachdem das oftafiatifchc Abenteuer mit dem japanifch-ruffifchen Vertrag vom 4. Juli 1910 Keinen förnilichen Abichluß gefunden at.

Die Strategen des Zaren betrachten Montenegro als ihre weit vorgefchobeue Feftuug auf dem Balkan. Schon durch feine Natur bildet die Czeruagora eine Felfenburg. die neuerdings durch Anlage und Verftärkuug der Forts oberhalb Cattaros. beiKrftac. Viva.Mednn. abljak feine Zugänge ftark verfälloffen ält. Als Rußlands Waffe-[platz in ftarker Defenfioe. bedroht es die Ocfterreicher bei jedem Vorftoß über Novibazar oftwärts in der rechten Flanke.'dieut im Süden den aufrührerifchen Slivctaren und Mirditcn als Zuflucht und gefährdet eine Operation der Türken von Epirus aus gegen Griechenland. Der Befiß einer feit vier Jahrhunderten uneinnehmbaren Feftung. die zwei Armeekorps des Gegners vor ihren Bergwällcn fcftzuhalten vermag. das Oberkommando iiber die Befatznug. die im Bedarfsfall niit drei Divifionen einen Ausfall bis Ucskiib und Monaftir unternehmen kann. um den Bulgareu die Hand zn reichen. v und das alles für nur zwei Millionen Rubel pro Jahr. heißt ein brillantes Gefchäft! A

König Ferdinand von Bulgarien. der feine Minifter fürs Auswärtige und für den Krieg zu den Unterrednngen mit Nicola |, und Viktor Emanuel ||[. nach Cetiuje mitgebracht hatte. fendet jetzt diefen Kriegsminifter General Vadrikoif als Geiaudten nach St. Vetersburg. während der radikale Vorteiführer Rachko Madjaroff an Stelle des

zurückgerufenen Oberften Heffaptfcheff fich dem König Karlos von Rumänien als Gefaudtcr Bulgariens vorftellt.

Das drohende Anftrnmpfen des jungtiirkifchen Gefandtcn Azzim Ben in Sofia. der binnen vier Tagen ein den Lsmaneu genehmes Miuifterium Daneff begehrte. erzielte bei dem Vhleginatikus Ferdinand juft das Gegenteil. Malinoff erfäieint wiederum als Chef des neuen Kabinets mit dem Vrogramm: Gegenüber den Türken weder Rückzug noch Herausforderung. Das bulgarifche Heer (neun Divifionen mit 1080 Gefchüßen) ift fo oortrefflich diszipliniert und derart von .tiampfcsluft und Siegeszuoerficht erfiillt. daß es die Türkeuhorden nicht fürchtet.

Endlich wurde Farbe bekannt! Das liftige Spiel der Halbafiaten mit"einer Balkankonföderation unter dem Vorfiß der Türkei ift zu Ende. Nicht mit den Osmanen zur Erhaltung des famofen „Ikarus qua“. fondern gegen die Osmaueu war von Anfang an der ..Balkan-Dreibund“ der vereinten Serben und Bulgaren unter dem Schutz und Schirm des heiligen Rußland gedacht. Jn Belgrad wie in Sofia und Cetinje hegt man nämlich feit Vfingften 1910 die fefte lleberzeugung. daß das Experiment mit dem liberalen Regiment in Konitantinopel binnen kurzem fallieren miiffe. und fo ftehn die ungeduldigen Erben des ..kranken Mannes“ von neuem vor feiner Kanimertiir und tufcheln und wifpern über die Snmutome der letzten Wochen. ..Das Land Yemen nnd das glückliche Arabien find ichon aufgegeben - die Armenier unruhig und die Kurden im vollen Anfftand - Abanien feit fiinf Monaten nicht beruhigt - die mohammedaniichen Bauern aus Bosnien. die. angeloäi durch glänzende Berfvrechnngen. nach Rnmelien auswanderten. erhielten feit dem Ramazan nicht einmal mehr den Laib Brot. der ihre Familien vor dem Hungertod bewahrt - die jünnfte Anleihe bei Frankreich findet Schwierigkeiten . . .“

Die Erben miiffen fich gedulden.

..Ehe noch zehn Jahre verftrichen find. wird die Türkei verfchwunden und ihr europäifcher Befih von Rußland verfchlungen fein“ Alfo fchrieb 1884

der preußifche Geiandte Diez aus Kon-
ftantinopel nach Berlin.
cD'otgefagte Verfonen pflegen ein
vatriarchalifches Alter zu erreichen.
l)r. [7177m: kibri,
Der neue Kommandant der
päpftlichcn Schweizer-mache
Vapft Julius der 1|. Roverc. der
Kriegsmann. rief die Schweizertrnppe
als feine Leibwache ins Leben. die.
fünfhnndert Mann ftark. fich aus den
Urkantoncn und Wallis rekrutierte. Es
ift eine Sage. daß Michelangelo ihre
Uniformen. gelb-rot-fchwarz geftreiftc
Hanswurftjacken. gezeichnet habe. Nach-
dem ihr bisheriger Kommandant. Meyer
von Schanenfee aus Luzern. gefiorben.
hat feßi der Vapft den anno 1902 zum
Oberft-Vrigadicr ernanutcn Journa-
liiten J u l e s R e p ond ans Freiburg
im Uechtlaud als deffen Nachfolger nach
Rom berufen. Repond bekleidete fcit-
her das Amt eines Berner Korrefvon-
denten fiir die proteftantifch-iouiervative
„Greene (le baueanne“ und fchrieb
militär-kritifchc Studien fiir verfchiedene
Zeitfchriftcn. nachdem fein eignes Blatt.
„öienpublicara“. init dem Redakteur
Francois Carrn eingegangen ift. Carry
aus Genf wurde erfter Redakteur an
Leos xiu, Leibblatt: „be Wannen]-
cte Kante“, Vrivatfckretär des dreibund-
freundlichen Kardinals Garlimberti und
nach deffcu vorzeitigem Tode vatifanifcher
Mitarbeiter des „Cart-tere nella Zen-i“
in Mailand. Repond verlor durch den
Tod innerhalb weniger Jahre feine
Frau und alle feine Kinder. Die Anf-
merkiamkeit der Knrie wurde durch einen
Vortrag Revo-cds iiber Wins x. auf
den Schweizer »Offizier gelenkt. der icht
mit 58 Jahren Oberftlouunandiercndcr
der anf ca. einhundert Mann zuiaunnen-
geichmolzencn Schweizer Wache wird.
Mehers aus Luzern Vorgänger war
dcr Wallifer De Eonrten, Das erfte
Fremdenregiment der pävftlichen Truppen
kommandierte der Overft Anton Schmid
aus Uri; fein Name wurde beriichtigt
durch die hiinmclt'chreieuden Graniam-
keiten beim Blutbad und der Anspljiu-
derung von Verrugia am 20. Juni 1859,
Als Major des 1. Bataillons jener
Truppe amtete Mayer von Soletta. der
im November 1867 mit achthnndert
Mann einen halben Tag lang operierte.
bis er die von den Gebriidern Enrico

nnd Giovanni Eairoli mit dreißig Mann verteidigte Villa Glori einzunehmen vermochte. In jenem Fremdenregiment. das der Hiftoriker Ferdinand Gregorovins aus dem Auswurf der Menfchheit gebildet nannte. diente damals als blntjunger Freiwilliger der von den Benediktinern erzogenc Bayer Georg von Vellmar. icht fozialdcmokratifcher Reichstagsabgeordneter fiir Miinchen ll.

Zpectator alter.

Hanfabund und Varteipolitik

Der Angehörige eines freien Berufs ift vom Haufe aus unpolitifch. Er gibt dem Staate gern. was diefer von ihm fordert. folange feine Arbeit unter dem Schuh der regierenden Gewalten gute Früchte bringt. Das ift der Grund. weshalb das Jatereffe an der Politik in den Kreifen von Gewerbe. Handel und Jnduftrie ab- oder zunimmt. je nachdem das gefchäftliche Leben blüht oder welkt. Weil das wirtfchaftliche Leben in den Vereinigten Staaten unaufhaltfam fteigt. gibt es .dort außerordentlich wenige. weil es in England finkt oder das Tempo feiner Entwicklung doch rafch verlangfamt. gibt es hier außerordentlich viele tiichtige Kaufleute oder Indufirielle. die fich der Volitit widmen. Auch in Dentichland waren bis in die jiingfte Zeit Handel und Gewerbe viel zufehr niit fich felbft beichäftigt. als daß fie den politiichen Vorgängen geniigend Aufmerkfamkeit fchenken könnten. Auch nachdem fie merkten. daß die regierenden Gewalten angefangen hatten. fich auf Koften ihrer wichtigften Lebensinterc-ffen zu betätigen. zögerten fie

noch. bis die Behandlung der Reichsfinanzreform im Reichstage die ,fiir fie verhängnisvolle Wendung nahm nnd ihre Geduld er: iäiöpfte.

Der Einheitsgedanke der im Hanfabund vereinigten Gruppen ift und kann nur wirtfchaftlicher Natur fein, So verfchieden die politifchen Ueberzeugungen fein mögen. fo entfpringen ihre wirtfchaftlichen Nöten doch alle einer Quelle. dem Mißverhältnis zwifchen dem. was fie zum Unterhalt des Staates beifteuern. und dem. was die Regierungen für fie tun. Nur Handel nnd Jnduftrie können jedes Jahr einem Bevölkerungszuwachs von 900 000 MenfchenBefchäftigung verfchafien; um fo bedenkliäjer muß es ftimmen. daß unter den vorherrfchenden gefeßgeberifchen Verhältniffen immer weniger Leute noch Neigung haben. gefchäftlich etwas Eigenes zu unternehmen. und manche Großiuduftrielle. wenn die Laften. die die Indufirie tragen muß. noch weiter in dem Maße zunehmen wie bisher. ihre Werke fchließen und fich ganz zurückziehn wollen,

Für den Hanfabund ergibt fich die Aufgabe. die regierenden Kräfte fo zu beeinfluffen. daß fie das Erwerbsleben wieder fördern; das gefchieht jetzt nicht mehr. fonft könnten die Laften. die Handel und Jnduftrie zu tragen haben. den Unternehmungsgeift nicht lähmen. fie müßten vielmehr durch entiprechende Gegenleifinngen aufgewogen werden. Die Varteipolitik kann in diefer Richtung wenig fchaffen. weil es ihrem Wefen* entfpricht. wirtfchaftliche Gegenfäße eher zu verfchärfen als zu mildcru. wiihrend die Erwerbsftände unter fich zu gegenfeitiger Verftändigung getrieben werden. fobald fie ihre wahren Bedürfniffe erkennen. Nur der Gegenfaß zwifchen der Bureaukratie nnd den Erwerbsftänden läßt die wirifchaftliche Gliederung des Volkes im parlamentarifchen Leben nicht fchou viel vollftändiger heroortreten. als es der Fall ifi. Führt die Beamtenbewegung dazu.

daß in der Bureaukratie allgemein das Bewußtfein der Abhängigkeit der eignen wirtfchaftlichen Lage von dem Gedeihn der freien Erwerbs- ftände geweckt wird. fo wäre das wirtfchaftliche Gleichgewicht bald im ganzen Volkskörpcr hergeftelli. Das müßte zu einer ftarken Be- fchränkung der eigentlichen Vai-tei- politik fiihren. weil in den großen wirtfchaftlichen Vereinigungen das Verlangen vorwiegt. durch Berufs- getroffen zur Wahrung von Berufs: intereffen im Parlament vertreten zu fein, Das nimmt man auch beim Hanfabuud wahr. Jui deut- fchen Reichstage find nur 16.6 v. H.. im preußifchen Abgeordneten- hanfe nur 10 v. H.. im Herren- haufe nur 2.8 v. H. der Mitglieder Angehörige von Handel. Gewerbe und Jnduftrie, Hierin* eine Aen- derung hervorzurufen. will der Hanfabund in erfter Linie erftreben. Ausdriicklich wird dabei betont. daß die Zugehörigkeit zu den eignen Kreiien. alio die Sachkenntnis eines Variamentariers wichtiger erfcheint als fein politifches Bekennt- nis: wie im Rechtswefen; fo fcheint auch in der Politik die Entwicklung allmählich wieder zu dem altdeut- fehen Genoffenfchaftsgedanken zu-

rückzukehren: Jeder foll möglichft von feinesgleichem jeder oon feinen Genoffen gerichtet und - regiert werden.

0tt0 Corbecn,

Neue Novellen von Georg Engel

Georg Engel hat feinem „V e r b ot e n e n Ill a u f ch“ einen neuen Novellenband folgen laffen. Und auch die „Leute von Moorlu ke“ (Concordia Dent- fche Berlagsanftaltf die fo ftill und anfpruchslos in unfer Zimmer treten- uns mit einem halb fchiich- ternen- halb überlegenen Lächeln zu bitten: „Nehmt uns auf - wir kommen frifch vom Bodden und haben noch Salzluft im Haar“ auch diefe markigen Leutchen heißen wir fröhlich will- kommen, - Georg Engel ift einen der die feltne- unerlernbare Gabe befißt, mit vollen Händen aus den Tiefen des Lebens zu fchöpfeiu und einer: dem der Blick fiir die Wefentlichkeiten des Lebens eignet. Mag er mit feinen Pointen ins Schwarze treffen- mag er auch ab und zu oorbeifchießem wie es dem glücklichften Geftalter zuweilen paffiert - immer haben wir den Eindruck einer reifenx ftarken- eigen- gewachfenen Kunft- die darum unentrinnbar feffelt- weil fie das Große im Kleinften erfpähß feft: hair verdichten ohne doch das Große durch die Nebenfiichlichkeiten zu entftellen. Diefe fiinf Gefchich- ten von ganz verfchiedenem Wert und Charakter tragen an der Stirn ein gemeinfames Merkmal: Den Willen des Dichters zur gefunden* Natur! Und die- faft möchte man fagene ft r o h e n d e Gefundheiß die aus den Büchern unfrer Beften heute fo felten bliihtq bedeutet felbft ein Strick des unabtötbaren Htimors„ der fich bei Engel nicht in lofen Späßen und grotesken Burzelbiiumetn fondern fein be- fcheiden unter der Oberfläche als ein Goldkorn Menfchlichkeiß als die fruchtbarere Hälfte nnfres innern Wefens offenbart. Anf den Ein- gangsfeiten jener köftlichcn Jdnlle- die im elterlichen Leid das hitß- liche Charakterbild der „ziinkifchen

Durtig“ fpiegeln- fteht kaum
ein Witz -- vielleicht nicht einmal
ein Scherzwort - und dennoch
habe ich beim Lefen laut aufgelarht
- im heimlichen, Vergnügen -
den Dichter an den Quellen einer
tiefern Komik- die Menfchlichkeitem
nicht ilmftiinde fchaffem ertappt
zu haben. Und wieviel fprudelnder
Humor fangt nicht die heimliche
Tragik» jene faft weichliche Senti-
mentalitc'it in fich anf„ die über
die moralifche Genefung- den jähen
Siimmungsnmfchlag der unaus-
ftehlichen Durtig im Augenblick
der Angft um ihres Gatten Leben
ausgegoffen ift! - Ein Kabinett-
ft fick unoerwiiftlichen und zeugungs-
kräftigen Humors ift der famofe
„Vogel Phönix“ - eine
etwas obfkure Berficherungsgefell-
fchafy durch deren 'unfreiwillige
Vermittlung ein beftohlener Schul-
lehrer wieder zn feinem Eigentum
gelangt. Auch diesmal ift es die
natürliche Entwicklung die aus
den meufchlichen Charakteren reful-
tterende Selbftoerftiindlichkeit der
Gefchehniffa ihr fcheinbar glatter
und doch im Grunde fo unfäglich
komplizierter Ablauf, der die tiefe

und eigentliche Komik auslöft; das dörfliche Milieu der allerliebften Skizze. die ganz verftohlen in die wenig differenzierte Vfnche diefer fcblichten .iiiiftenmenfchen leuchtet. atmet etwas wie holländifche Satt-heit der ftarken Behiibigkeit. humor-volle Toleranz,
(ler-truck beour-firänlcel

Vom Wert des franzöfifcheu Romans

Säiriftfteller haben am wenig: ften Zeit. Schriftfteller zu lefen. Aber manchmal. nicht wahr. gönnt man fich doch eine freie Stunde und nimmt ein gutes Buch zur Hand. Neulich las ich wieder einen der Romane von Anatole France und ftellte dann einige Ueberlegungen an. Jeder fran-zbfifche Roman. der uns in die Hände gerät. bringt uns auch wieder zur Erinnerung. um was wir den franzöfifchen Kollegen be-neiden.

Reuter. Jean Vaul. gute dent: fche Bücher iiberhaupt. mag man mit mehr Verfenkung. mit mehr Stimmung lefen. aber gute Ro-mane fättigen nnfer Verftciudnis fiir kiinftlerifche Aufgaben und be-unruhigen uufern Ehrgeiz durch die Lockuug. die von der Vor-ftellung. man könnte auch eine Flaubertfche Vrofaikerexiftenz fiihren. ausgeht, Alles Energievolle. Ge-fchmeidige. Ariftokratifche. was mit dem Begriff fichtbarer. formender Kunft verknüpft ift. wird geweckt. Ueber den primitivern dentfchen Zuftand. fich von dem Schreiber eines Romans zu wünfchen. er möchte uns maffiv aufzuwühlen. iiberhaupt gründlich nach feinen Abfichten zu leiten verftehn. wird man rafch hinweggehoben und gefteht dafür als fachoerftändiger Fachmann. daß eine bewunderungs-würdige Reife anerkannt fein will. Statt fich fiir den Autor zu er-hißen. läßt man fich von ihm im: pouieren. wie es fich unter felbft-ftändigen. europäifchen Meufchen gehört. und angenommen. man wäre felbft ein guter Schriftftellet. dann wiirde man einen Herzens-bruder neben fiäj fühlen. mit dem

man fich einen Augenblick trifft. um dann die eigne Arbeit wieder aufzunehmen.

Das ift die pädagogifche Wirkung franzöfifcher Bücher auf deutfche Schriftfteller; fie erziehn zur Selbftändigkeit. ftatt zu oerwirren. Allem Lateinifchen wohnt diefe Kraft inne. und wenn uns alle andern Fächer auf der Schule verdorben worden find. fo hat fich vielleicht einzig die Sprache des Titus Lioius und des Salluft unfre Zuneigung zu bewahren gewußt.

,Erft in der jetzigen Veriode deutfcher Kultur. in der wir aus poetifchen Meufchen endlich künftlerifäje zu werden beginnen. verftehn wir diefen Reiz franzöfifcher Literatur und haben alle eine Zeit. in der wir uns dem Zug nach dem Weften. dem ewig Franzöfifcheu entgegen. mehr oder weniger hingehen. Die franzöfifche Schriftftellerexifteuz ift ein Amt. das die reifften. die raffenhaften Eigenfchaften des abendländifchen Geiftes verwaltet.

Mildes ..Dorian Gran“. um ein Beifpiel zu nennen. ift für den durchfchnittlichen Lefer druff-her

Zunge genau in den Kapiteln fchleppend und reizlos. die romanifch gefchrieben find: es gefchieht nichts in ihnen, fondern fie geben mit einer bewußten und abficht-lichen Ausführlichkeit eine Aufzählung der fichtbaren Dinge- die fich iammeln laffen. Es ift der Geift der „7entatj0n5 ae Zoint-Nomine“. der Geiftx der Flaubert Bibliotheken durcharbeiten ließe um die [Lehrfäße helleniftifcher Philoiophen und ftreitender Sekten-bijchöfe aneinanderreihen, um ..Laux-ara er Maucher“ zu einer fingulciren Zumma Ztuititiae machen zu können- und es ift der Geift der in Huhsmans wieder urfprünglich und dunkel- zum Mittelalter felbft geworden ift,
Das aber- wovon wir hier reden- das Romanifche ift nichts andres als Klarheih Klarheit des Geiftes und der kiinftlerifchen Mittel.
Um bei Anatole France zu bleiben- io wird das vor keinem feiner Bücher deutlicher als vor der „Garkiiche zur Königin BedauqueC die wir übrigens neuerdings auch in der Wieglerfchen Ueberfeßung auf deutich lefen können. Der Manm der fich den franzöfifchften aller Namen zum Vieudonvm wählte- den Frankreichs fel'bft- betonte darin gerade dieie fcholaftifche Seite des galliichen Wefens. Der Bnchhändlerfohn- der nach des Ueberfeßers Ausdruck- felbft ein Buchmagazin gleich den offnen Läden der Seinekais iftx fühlt fich im Grunde von einem einzigen Problem deftimmt: das Verhältnis des gelehrten- ordnenden- fhnthetiichen Triebes zum Leben und zur Kunft zu erfrhöpfen. Der moderne Gelehrte jedoch wird kaum mehr zur Geftaltung reizen- denn jede Entwicklung ift an ihrem Ende nüchtern und ftreng und nur in ihrem Anfang- wo fie von dem fchöpferifchen Geift der Zeit aus dem Dunkel hervorgeftoßen wird„ phantafievoll- ein Strudeh in den alle andern_Vrobleme des Menfch-lichen zur gleichen Zeit hinein-ftiirzen. Daher geben fie auch nur die Anfänge einer Weltftimmung

ab„ und fie eignen fich vor allem zum Thema eines ftarken Kunft-werts,

Anatole France griff auf die Periode des franzöfifchen Geiftes zuriick- als die Woge der Renaiffanre und der eben erft gebornen Natur-wiffenfchaft zwar bereits nicht mehr Frankreich iiberfchwemmte um es zu befruchtem wohl aberx reichlich ein Jahrhundert fpiiterh mächtig genug geblieben wan um in den Herzen der neuen Adepten noch als leidenichaft'liche Erregung nachzuzittern. Die ausgegrabenen Klaffiker waren eine neue Welt, in der man die geheimnisvollen Refultate der Erkenntnis durch bloßen philoiophifchen Eifer wieder-finden zu können glaubte- und man fah fich fchon in ihrem Be-fißel den Abftand um ein paar Jahrhunderte zu niedrig einfchiihend. Die Disputationen und der philofophifche Eifer des Abbes Coignard des geheimnisvollen Al-chimiftenx der dem Jacobus Mene-trier den Verkehr mit Shlphiden-weibern in Ausfirht ftellt„ werden uns alfo nicht erfpart- aber durch jene bewußte Formung- die Flau-bertfchen Geiftes- wirken fie fug-geftiv und erziehn zur unüber-

*ftiirztem künftlerijcben Zeitiire. [1nd dann jpielen wieder Epifoden hinein. in denen die andern Seiten des gallijchen Wejens unvergleichlich zum Ausdruck kommen- eine hißigei geichmeidige Erotik und gute fliabelaisjche Ueberlieferung.
0tt0 Make (Varisi.

„Francois Villen“ von
Leo Lenz

Eine „romantifche Komödie“ hat Leo Lenz das Stück genannte das zu Beginn des Jahres 1910 im Wiesbadner Hoftheater vor einer beifallsfreudigen Zuhörerjchaft aus der Taufe gehoben wurde. Ein Untertitel„ der in jeiner Abgedroithenheit beinahe von vornherein gegen den Autor einnimmt. Man denkt da unwillkiirlich an des „blutigen Oskar's“ (ach- wie ift er jetzt ichon milde geworden!) fürchterliche Trochäengefchichte vom „toten Löwen'H an den nimmermüden„ von der Male nur mit den Reftabfa'llen der Voefie begabten Julius Wolff und an andre Leutchenx die der blauen Blume am liebften mit Kodah Automobile ausgefchnittener Hemdenbruft und Laikjchuhen nach: jpiiren und von diefer Jagd meiftens nur etwas jacharinhaltige Süßlichkeit mit nach Haufe bringen, Und nun gar das Wörtchen „Komödie“. Wer fchreibt heute nicht alles „Komödieii“! Hier in Wiesbaden beinahe jeder dritte Menfch. Gehn Sie nur einmal in eine Wiesbadner Geielljchaft: ihre Zierbilden die berühmten Mannen die keine „Komödien“ oerbreehen. Aber man kann fie zählew diefe Berühmtheiten! Sie werden begreifen, daß ich ein leijes Gratin verfpiirte, als ich hörtet daß auch der Fremdlingj der fich den Pforten des Königl. Theaters vertrauensvoll nahte- eine Komödie im Noekjchoß barg. Und fieh dal Diejer junge Mann hat joviel Gefihmack bejejfen- nun ein: mal aus lauter Troß eine richtige romantijche Komödie zu ichreiben. Schon der Stoff und die Fabel feines Stücks wirken wie ein Bad im jrijchen Quell nach der_briitenden Hiße des Tags. Mit lecker

Hand werden da zwei gefrhichtlirhe Figuren herausgegriffent die beide in der klaififchen Art ihres Wines einfach nicht umzubringen find. König Ludwig xi. von Frankreiäi und Franeois Villony das gallifche Dichter-Genie des 15.Jahrhunderts. Der WW der fie bejeeltx ift allerdings nicht für efäjftruthbegeifterte junge Mädchen geeignet. Für einen Ludwig xi. befteht der tagliche Hauptipaß darinx einen Widerfacher am Galgen baumeln zu jehn; und Franeois Villon erblickt den bedeutendften feines Lebens in der Tatjache- daß er als Betrunkner jeden Rinnftein von Yaris aus trautefter Nähe kennh jeder Jungfrau zur Tugeudfalle wird- feinen Degen mit der Virtuofität eines (Brandfeigneurs führt und daneben Lieder von geradezu vricfelndcr Frechheit dichtet. Franeois Villon will König werden er kennt Ludwigs >(I. vorzügliche Begabung zum Königshandwerk noch nicht und fingt dem als Bürger verkleideten Roi in der Dimenkneipe „Zum Tannenzapjen“ das Lied mit dem wie Beitfchenhiebe klatfchenden Refrain vor: ',-Wie anders ging es in

Frankreich herf wenn Villon König
von Frankreich wär!“ Ludwig xi..
der Mann mit der bigotten Laune
und dem nach Aasoögeln riechen-
den Witz. kauft fich diefen Dichter-
vagabunden und macht ihn zum
- Konnetabel oon Frankreich;
allerdings nur fiir fieben Tage:
am achten Tage foll der Kanne:
tabel den Dichter. alfo fich felbft.
an den Galgen knüpfen. Und nun
beginnt die graufig-romantifche
Komödie, Villon. der Weinver-
tilger und Habenichts in prächtiger
Gewandung.denköniglichenTruppen
und den Hoffchran-zen befehlend.
anfangs noch ohne rechte Ahnung
feiner Lage. dann durch den freund-
lich lächelnden Blick des Königs
belehrh rafft er fich zu vollem
Menfchentum auf: auch wenn er
am achten Tage ftirbt, will er
vorher zeigent daß ein zum Höch-
ften geborenes Wefen in ihm fteckt.
Die Liebe zu einem Hoffrc'iulein.
die fchon den Vagabunden aus der
Kneipe kannte und liebtef jeßt aber
mit fehnfiichtigem Herzen dem
fäilanken Kanalier fich zu eigen
geben will. ohne zu wiffen. wer er
in Wahrheit ift. diefe Liebe fpornt
feinen Ehrgeiz aufs äußerfte an.
voller Hoffnung auf Sieg zieht er
in den Kampf gegen Burgund. da
zwingt ihn der König. fich und
feine Herkunft von der Straße dem
Edelfräulein zu enthüllen: Hält
ihre Liebe diefe Probe aus. fo foll
Villon vom Galgen freikommen.
Das Fräulein oon Baucelles -
fo der Name der ftolzen Schönen
- wendet fich mit Ekel von ihm
ab, moralifch zertreten- eilt Villon
in die Schlacht. erringt einen
völligen Sieg und bietet fein Haupt
dem Henker dar. Catherine von
Baucelles will ihn löfen. aber feßt
verfchmäht er ihre Hand„ fchließ-
lich macht der von einem aber-
glc'iubifchen Traum beeinflußte
König der Szene ein Ende. indem
er den Dichter begnadigt. ja ihm
von neuem den Konnetabe(anbietet.
Doch auch diefem lockeuden Aner:
bieten oerfagt fich Villon; König
kann er nicht fein. fo will er ein
freier Dichterfiirft bleiben und zu

feinen Zechgenoffen im „Tannein zapfen“ zurückkehren.

Man fieht auf den erften Blick. daß die Handlung reichlich ver-worren ift und eine logifche Entwiek-lung nicht kennt. Zufälligkeiten und Unwahrfcheinlichkeiten treiben ihr böfes Spieh und die pfhchologifche Kunft des Autors ift nicht eben groß. Namentlich die Liebesepifode zeugt von riihrender Naivität, In derfelben Naivität liegt aber die Wurzel der dichterifchen Kraft von Leo Lenz. Denn ein Dichter hat diefe Komödie gefchrieben. Darüber kann kein Zweifel 'veftehn. Er hat in feinem Stück Szenen gefchaffen von hinreißender Wuchh und was dem Ganzen an Kompvfitions-talent abgeht. das kommt den einzelnen Auftritten an Großartig-keit des Aufbaus und Unmittelbar-keit des Effekt-Z zugute. Der erfte Akt. der im „Tannenzapfen“ fpielt. ift fzenifch ein kleines Meifterftiick; erft mit dem dritten Akt beginnt die Disharmonie. Von den Charak-teren ift Ludwig xl. am präch-tigften gelungen. Wer diefen König aus Balzacs „Contea aro-latiqaeg“ kennt. und wer zudem ein klein wenig von der Gefchichte Frankreichs weiß. der wird feine

helle Freude an diefer vom Dichter mit vollfter Einheitlichkeit und Vlaftik gezeichneten Geftalt haben. Mag die Logik des Stücks zum Teufel gehn. diefer König hat Logik in den Knochen. diefer Herrfcher übt mit feiner ironifch betriebenen Staats-kunft. mit feiner Schlag-fertigkeit des Geiftes feinen eigenen Zauber aus, Hier ift eine fchou in der Gefchichte überaus in: tereffante Figur zu neuer. dich-terifcher Größe erwachfen. Und gerade diefe Rolle hatte in Hermann Leffler einen ausgezeichneten. mit den Mitteln eines Künftlers ar-beitenden Darfteller gefunden.
Dann noch ein Wort --- und nicht das geringfügigfte - über die Sprachkunft des Autors. Sie ift eigentlich die bezeichnendfte an diefem neuen dramatifchen Werk. Ju feiner Sprache offenbart fich der Dichter Leo Lenz. War es fchou eine glückliche Idee. mit einem locker gewebten Jamben-versmaß zu arbeiten. fo gab dem Verfe felbft doch erft das Talent des Verfaffers vollatmendes Leben. Kraft und Anmut. Zn den Szenen zwifchen dem König und Villon tritt die fprachliche Meifterfchaft be-fonders hell in Erfcheinuug. In gleichwertiger Weife handhabt der Dichter dabei den Ausdruck der Derbheit und Tatkraft wie den des Schmerzes.
So entftehn Süße und Reden von volkstümlicher Wucht. Leere Kunfipoefie ift nirgends zu finden, Ja. Leo Lenz hat in dem Ueber-fchwang feiner jungen Jahre an einzelnen Stellen an Derbheit faft zuviel getan. Auch gewiffe. aller-dings nur ganz felten vorkommende Schnoddrigkeiten könnten ausge-merzt werden.
Leo Lenz hat fich mit feinem „Fraiieois Villon“ jedenfalls das Recht auf Beachtung erworben. Ob er die ihm noch anhaftenden Mängel. fo vor allem den einer einheitlichen Kompofition und den einer in fich gefchloffenen Hand-lung. bei der fich die äußern Vor-gänge aus den innern naturgemäß entwickeln. befeitigen wird. ift die

Frage für die uächfte Zukunft.
Das Zeug zum dramatifchen Dichter ift da. ein loderndes Feuer firahlt aus feinem Stück, Wird er es mit der weife walteuden Kraft des Kilnftlers bäudigeu und den Gefeßen und Anforderungen der großen Komödie tribuipflichtig machen?
Fiir das Wiesbadner Hoftheater und feinen literarifch hochbefiihigteu. feinfinugen Intendanten. Dr. von Mußenbacher. bedeutete die Aufführung eine Tat. Daß ein Kgl. preußifches Hoftheater fo forfche. von modernem Geift durchwehte Komödien zur Erftauffiihrung bringt. läßt mich noch manches Gute für die Zukunft erhoffen.
C, Kinetic'.
I. Turgenjeff: Gedichte in *Profit
Infel-Verlag. Leipzig
In zweiter Auflage erfchieu die von .' eiurichVogeler-Worpswedeausgefiattcte “nfel-Ausgabe von Turgcnjeffs ..Gedichten in Vrofa". jenen berühmten Dichtungen eines Greifer). die fo wunderfam iibergoldet find von den le ten milden Strahlen einer zur Rüfte ge enden Lebeusioune. Gerade dies Werk zeigt die Vorzüge Turgenjeffs im leuchtendfteu Glanze; die feiufinnige Stimmungsmalerei und die vollendete Meifterfäfaft der Charakteriftik. verbunden mit einer aus den geheimften Tiefen feiner-

echten Poetennatur hervorquellenden lhrifchen Empfindung, die hier vielleicht mehr und entfchiedener als in den größern Werken des Dichters zur Geltung kommt, ui.

Der junge Wagner
Dichtungem Auffüßee Entwürfe 1832-1849. Herausgegeben von Dr. Julius Kap p, Schaffer & Löfflert Berlin, Preis 5 Mark.

Eine ungemein intereffante Ergänzung zu Wagners Schriften und Dichtungen, Es ift fehr mit Freuden zu begrüßen- daßdieFamilie Wagner endlich in die Veröffentlichung diefer Jugendarbeiten des Meifters gewilligt hay nachdem fie bereits friiher Herrn Prof. Richard Sternfeld geftattet halter in feinem Buche „Aus Richard Wagners Parifer Zeit“ Wagners mufikalifche Berichte an die Dresdner Abendzeitung zu veröffentlichen. Leider fehlt noch der Text zu der Oper „Das Liebesoerbot“, Ungemein wertvoll ift Wagners umfangreicher Dresdner Neorganifationsentwurf „die Königliche Kapelle betreffend“.
prof, I)r. W. tt.

Rudolf Czapek: Die neue Malerei
Bd. 2 der Sammlung „Kunft und Kultur'ß herausg. von Prof. Dr. W. v. Dettingen. Verlag Strecker & Schröderx Stuttgart.

Dem kleinen Büchlein von Czapek wiinfche ich recht viele ‚Lefer- aber nur verfta'ndige- denn fonft ift diefe Schrift„ die zu überreden fucht- gefährlich. Den kritifchen Lefer hingegen wird beinah das Meifte zum Widerfpruch anregen und dadurch in vielerlei klären- da es die beften Gedanken aus dem Berneinen andrer entlehnt.

Diefe Schrift ift das erfte Erzeugnis eines bildenden Künftlers- der fich einmal ausfprechen möchte und fo fpricht er über alles andre mehr als von der Kunfte die fein Gebiet ift.

Bon den 97 Teilen befchüftigt fich über die Hälfte mit laufenderlei Dingen„ die mit Kunft recht wenig zu tun haben„ und bei denen man nur zu oft profaifch denkt: Schriften bleib bei deinem Leiften! Zum Beweis nenne ich nur einige Kapiteliiberfmriften:

„Forderung der Zeit“ (dies im
Munde Biilows zur Phrafe ge-
wordene Goethewortf „Sachlich-
keit“„ „Um die ErdeK „Boni
Willen zur Macht“.
Allein man könnte mich ungerecht
fcheltem griesgrämigx einem flott
gefchriebenen Buche fo wenig Ber-
ftündnis entgegenznbringenx darum
muß ich mich etwas klarer aus-
drücken und weiter meine Bedenken
ausführen.
Schon an dem erften Bändchen
diefer Sammlung dem geiftreichen
Buch von Endelh ftörte mich der
Untertonx den ich immer mitklingen
fühlte und der erft im Sinne
Scherls und feiner .Organe lautete:
Wie haben wir es doch fo herrlich
weit gebracht!
Diefe Note tönt in verftc'irktem
Maße im Band 2 der Sammlung,
Czapek iiberfchliigt fich in „Wort-
fontiinen“ über die Errungen-
fchaften unfrer Tewnih unfres
Weltverkehrs- nnfrer (tiroßftädta
die „hochgefpannte Höchftleiftungen
an Leiftungs- und Anfnahmefühig-
keit“ forderten.
Als Jdealgeftalten unfrer Tage
erfcheinen ihm Röald Amundfem

Thomas Edifon. TheodoreRoofeoelt. Wilbur Wright, Es fehlte nur. daß er den ..größten Mann des Jahrhunderts“. Zeppelin. noch nannte. und der Autor hätte feine Lächerlichleit felbft eingefehn. Roofm oelt. der Commis voyageur des Imperialismus. eine Idealgeftaltl Ja. wir haben es herrlich weit gebracht! Aber wir können und dürfen uns nicht wundern. Czapek nennt Richard Wagner. Friedrich Nießfche init dem ..Rembrandt-deutfchen“ Langbahu in einem Atemzug. ohne fich der Majeftäts-oerleßnng gegen jene Großen be-wußt zu fein. Er. der fagt: ..Die Lebensarbeit Goethes uud Kants wird endlich verftanden.“ errötet nicht beim :liiederfchreideu des' Saßes; ..Natur präfeniiert fich nicht; fie ift da.“ Hat denn Kant für ihn gar nicht gelebt? Da Czapek den ..Rembrandtdeutfchen“ gelefen hat. follte er jetzt auch Ehamberlains „Kant“ lefen. Viel-leicht widerruft er fich dann felbft. Au das Original der Kantfchen Schriften foll er fich nach diefer Lektüre wenden. und er wird er-kennen. daß Kant in feinem an-geblich unoerftändlichen Stil nie fo Unverftändiges gefchrieben hat. wie ..Goghs echt nordländifche fried- und heillofe Ueberweltfeele“. Nur wo Czapek von der bilden-den .i'lunft felbft fpricht. folgt man ihm willig und gern; denn man empfindet: hier hat er etwas zu fagen. hier fchreibt er keine banalen Feuilletons.

Doch halt! Ich bin. glaube ich. etwas ausfahrend geworden; allein zu Zeiten find goldene Rück: fichtslofigkeiten wohltuend. befon-ders wohltuend einem Buch gegen-über. das betont: ..Sachlich denken muß jederzeit modern denken be-deuten“. ein Sah. den ich in feiner Umkehr dem Verfaffer fagen möchte:

Erft wenn man fachlich denkt. denkt man modern.

Robert Cor-Feen.

Diefer Nummer liegt ein Vrofpekt des Norddeutfchen Lloyd in Bremen bei. den wir der gefälligen Beachtung unfrer Lefer empfehlen.

Der ganzen Auflage unfres Blattes liegt ein Vrofpekt der Firma A. Vhilipp in Hamburg bei. auf den wir unfre Lefer befonders .aufmerkfam machen.

'I6

Mufikbeigabe*
l)er Gefangene (ier Zen-jo.
[(8.4 u. l(a8ke|.
97
Zweiter Mt.
er» 5“' '1. Soccer-paul; io "Neuburg Wu ein [kl-k", im“ (am. turnckl elo "Wei-[1.71.21- w amnltxek 'ok-o im Neuesten-i [Witt
ce. W v .im c'etceo Jul, "Wit-1km an "1*", qui-cd ate ww, 'eau ot. .ra-5'711" .ii-a, lo eine ("uliefte &rei-.c .Mackie-(UNA W
eo.; l_ 'kumvoi .Neem-rock kann die 2 .ein ..an 'oi-o .lle-1o mit Zend. flower.. Wenn .tet 1'111: an koel-txt,qrd-uxt 'w' 8.
1 7.. ...f "e 'em-,|- "me die [at-.kw ek'teclekr god-.11' Que Wittig-ung .1' etuer. letcdreo kcaxeu ae. 1(07Mq,>u:to .mum ...- an 'Li-le
Wegro gioaoeo.
-> Mexx-'era rem-re *ZW-ZG.
... .- - l y
[klar-1.!, x
p

Quaavtiua,
NW ?eau-4c
'B7

Copyright incluaing the right 0i performance 1910 v)- fiatmonie Zerlin N.
Verlag Harmonie, Berlin. ti. S. A.: T. B. Harms„Co., New-York,
Rußland: B. Neldner, Riga.
Mit Erlaubnis des Verlags „Harmonie“, Berlin,

Muï¬kbeigabe

molto alltag-.aaa
L'

__c
Lan: Wannen.)
'l'enipo (ii Wirtin-fta 6:... urn-1080 sempre.
Zac-co â€žexe

*.7 vor'oed l 'F' 'tea ool'yaek .trek ...F ..l-r, Ulla nicht [er nur. 'l' a: :e i 'er-en .olli dot '7" t. .1.... " "c
..MÃ„RZ 'cell dl; 'l You-klauen- ?Zw-....1- clolelwog_ * c* 'g l U"
"*7

Muï¬kbeigabe

79

Muï¬kbeigabe

|0 l"

80

Mufikbeigabe

.ot
tempo l ae] Monet-t0. *

7
FMA' :WUK

81

Mufikbeigabe

CLK-UKÂ»
K 0' "l-if
UU'VLKZ'77
(>-
(stieÃŸ-MW
* Ike' ZÃ¤df'; .* -

?lc Ã–kbri
. .F r:- W- .Q ,
* een rklauer

â€œ" '-ietdF
NorÃ¶unÃ¶S' .Zelten/Meere?
55. Jahrgang. Bd, l56. Heft 422. Gweites Zanuarheft i911

.Organ (Ferneueneï¬unjjvereiniguny
6er F' ?FFF (11g- (LYFellF'chaFc
unFWe[[jn5-.Yoch[chu> YucYerï¬n.

Minifterprüfident Jofe Canalejas:
Autobiographie
Mein Name ift Jofe Canalejas i) Mendezx ich bin zurzeit fpanifcher
Premier-Minifter.
Ich wurde als Sohn des Don JofeZZEanalejas h'Cafas- eines
ausgezeichneten Jngenieurse und der Donna Ampar r) Mendez am
31. Juli des Jahres 1854 zu Ferro((Provinz Galicia):_f geboren und
kam als kleiner Knabe nach Madrid wo fich meine Familie niederließ
und wo ich als Jüngling allen meinen Studien oblag. DasJLernen
wurde mir leicht. Jm Alter von 10 Jahren iiberfeßte ich aus dem
Franzöfifchen ein Werkihem das den Titel fiihrt: „Louis oder der junge
Emigrant.“ Es wurde gedruckt. Ich ftudierte für mein zweites
Examen im Kollegium „de Pantoja“ und im GonmafiumfZJan Jfidoro.
Nach beendetem Studium der Rhetorik wandte ich mich für einige Zeit
der Nechtsgelehrfamkeit und der Philofophie fowie'xjder Literatur zur und
zwar an derfelben Univerfita't.
Mein Vater war mittlerweile Direktor derZEifenbahnen' von'gMadrid
und Badajoz gewordene und da er mich für einen begabten Menfchen hielt-
vertraute er mir das Generalfekretariat au. Ich ftudierte daneben alle
Fragen des öffentlichen Lebens» die ja nach meiner Meinung mit dem
Eifenbahnbetrieb in einem gewiffen Zufammenhang ftehn. Ich fand
fchliefzlich noch die Zeit, zwei Bünde überxdie Gefchichte der lateinifchen

Literatur zu fchreiben. Ich nahm auch an den Debatten der wiffen-
fchaftlichen Athener in Madrid teil. In ihren Verfammlungen trug
ich meine politifchen Ideen vor- die fchon in jener Zeit zur Demokratie
neigten. Fernandez Latone und feine Freunde ftimmten mit den Re-
publikanern grundfa'ßlich iiberein, Da ich mit ihrem marine proce-
clencli nicht einverftanden war- riß ich mich bald von Latone los und
wurde Anhänger des Don Chriftino Martos.
In den Cortes erfchien ich zum erftenmal 1881 als Deputierter
fiir Soria. Obwohl ich in der Oppofition gegen. die Regierung ftand.
erntete ich viel Ehren. In der nächften Legislaturperiode vertrat ich den
Kreis Agreda. der,in derfelben Provinz liegt. Ich ftand nun auf dem
Boden der liberalen Partei und war mit Marte-Z beftrebt„ die Ideen
der Demokratie mit dem monarchiftifchen Prinzip in Einklang zu
bringen.
Man fagt mir eine gute Dialektik nach und eine advoka'torifche
Beredfamkeit. Von diefen Gaben konnte ich Gebrauch machein als es
galt- die Zuftände im Heer zu kritifierenx die ich eifrig ftudiert habe.
Es wurde von a'llen Einfichtigen eine Armeereform angeftrebtt und iin
Iahre 1887 wurde ich. als Deputierter des Diftrikts Algeciras„ zum
Vorfißenden der Kommiffion gewählt. Drei Monate arbeitete ich damals
als Sekretär des Staatsrat-Z (Minifterrats) und war 1888 dritter
Vizepriifident der Cortes, "\
Im Iuni. als die Fortfchtittspartei ans Ruder kann wurde "mir
das Portefeuille für das Schußzollwefen anvertrauty und ich nahm fofort
auf allen Gebieten des Minifteriums große Umwiilzungen in Angriff.
Aus jener Zeit datiert meine Arbeit iiber das Recht des Parlaments,
die ,ich fiir mein beftes Werk halte.
Noch im Dezember desfel'ben Jahres wurde i>) Handels: und Infiiz-
minifter; diefe beiden Minifterien habe ich bis zum Februar 1890 be-
halten.

Autobiographie Jofe Canalejas

Vom Dezember 1894-1895 war ich Landwirtfchaftsminifter.
Diefes Amt übernahm nach mir der Minifterpra'fident Sagafta.
Jn den Eortes war ich nacheinander Deputierter von Soria. Agreda. Algeciras und Aleoz.
Jch habe wiihrend diefer Jahre zahlreiche Brofchiiren und Artikel verfaßt.
Bei der Eröffnung der Madrider Akademie fiir Rechtswiffenfchaft fiel mir die ehrende Aufgabe zu. die Etöffnungsrede zu halten. die oiel Beifall fand. Nicht minder gelobt wurden die Reden. die ich während der Beratungen im Militärkafino in Madrid gehalten habe. meine Rede iiber die Bedeutung der Landwirtfchaft und meine Reden iiber die aus-wc'irtige Politik.
* Die meiften meiner Artikel find in der Tageszeitung ..El Heraldo de Madrid“ erfchienen. und ich darf wohl behaupten. daß ich diefes Blatt in feine heutige moderne Richtung gelenkt habe.
Jin Jahre 1902 trat ich als Minifter fiir Ackerbau. Jnduftrie und Handel in das Kabinett Sagafta ein. Jch hatte mit großen Schwierig-keiten zu kämpfen. hauptfächlich wegen der Unentfchloffenheit meiner Minifter-Kollegen. Jch hatte im Jahre 1900 die Fahne gegen den Klerikalismus und Jefuitismus erhoben. und meine größte Sorge galt der Regelung der Beziehungen zwifchen Kirche und Staat. *
Jch erwähne noch. daß ich im Jahre 1898 mehrere Monate auf Cuba gelebt habe. um Grund und Boden zu prüfen und die Beftrebungen der Einwohner perfönlich kennen zu lernen. '
Schließlich verwaltete ich noch einige Jahre das Amt eines Dekans des Kollegiums der Advokaten und war fpc'iter Präfident der königlichen Akademie der Jurisprudenz, Am 13. März 1900 wurde ich Ehren-mitglied fiir politifche Wiffenfchaften. und am 15. Dezember 1904 Aka-demiker der Efpanola. - Jch befiße das Großkreuz des Ordens Jfabella der Katholifchen. den Märito Naval am weißen Bande und das Groß-krenz des Märito Militair,

Joje Canalejas Autobiographie

Am 9, Februar 1910 wurde ich Premier-Minifter. Ich habe die
Macht unter kritjfchen Umftänden übernommem ich habe große Aufgaben
zu löfen- vor allem das religiöfe Problem.
Werde ich es erreichen?
Jedenfalls ['tebe ich an der Spiße der Regierung um auf ordnungs-
gemäße Art die religiöfe Frage zu löfen, Ich w e r de fie löfen oder mich
ins Privatleben zurückziehn.
y. 8,: Canalejas heißt zu deutfch „Röbrenleitung“. Möge
es mir durch Gottes Gnade oergönnt feine meinem teuern Vaterlande
gute Röhren zu legen!

Die Freundinnen eines großen Dichters und Staatsmannes

Die leßte Oktoberwoche des Jahres 1828 bra>)te dem Minifter
der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs. der damals im Rufe
eines mächtigen und klugen Staatsmannes fiand. eine fchwere Menge
Arbeit: er fteckte bis zum Halfe in Sorgen iiber den Krieg Spaniens.
fein gichtkrauker Souverän Ludwig xrui., bereitete ihm Hinderniff-e
iiber Hinderniffe. obendrein mußte er die franzöfifche Diplomatie gegen
ganz Europa verteidigen. Allein zwifchen den Vorträgen bei Hofe. den
Minifierberatuugen und einem Wohltätigkeitsfefh das von feiner Gattin
veranftaltet wurde. vergaß er feine intimen Angelegenheiten durchaus
nicht: während er mit einem freundlichen Villettchen eine Geliebte
älteren Datums tröftete. bereitete er einen geheimen Ausflug mit einer
jüngeren und lebhafteren Freundin aus Meer vor. Der Herr Minifier
hatte fein-e 55 Jahre überfchritten. aber fein Herz widerftand uner-
fchiitterlich allen Unbilden der Zeit. Am Ende einer langen Nacht.
worin er an alle Souveräne und Kabinette Europas* gefchrieben. fandt-e
er ein Briefleiii an feine jiingfte Freundin mit den Seufzern: „Meine
Hand ift milde. aber nicht fo mein Herz." - ..Vor dem Einfchlafen
werde ich eine Locke deines Haares an die Lippen fiihren." Wenige
.Tage fväter, als der geheime Ausflug fchon vorbereitet war. fchrieb
er: „Du wirft fehen- wie ich dich lieben werde. weit weg und befchirmt
vor den Störungen der Menge.“ Der Herr Minifier verfchaffte fich ein
amtliches Alibi. indem er zu berfteheu gab. daß er eine hohe Dame in
einem Schleife der Normandie auffuchen miiffe. die ihm einft aus
Gründen der hohen Volitik ihre Gunft gefchenkt hatte; jetzt aber ließ
ihr reifes Alter den Verdacht an liebliche Allotria nicht aufkommen; in
Wahrheit begab fich jedoch der Herr Minifier mit feiner jungen Freundin
nach Dieppe und diefer Ausflug bereitete ihm viel Vergnügen troß
einer rafchen Riickberufung aus politifcheu Griinden; denn der zärtliche
Briefwechfel dauerte viele Monate fort und wurde immer glühender:

„Ich trug heute während des ganzen Tages Deinen Brief auf meinem Herzen“ - alfo fchreibt der Herr Minifter - „fage mir* wann ich kommen darf, um Deine kleinen Füße zu kiiffen,“
Der galante Minifter hieß Rene Graf Chateaubriand- ohne alle Zweifel der glücklichfte aller Don Juan? der modernen Literatuc- und zweifellos» auch der Politik. Bei feinen erfolgreichen Abenteuern ift nicht zu verwundernx daß er den Krieg mit Spanien gründlich vernachläffigte - wegen der fchönen Augen der Markgräfin von Caftellane; denn nachdem er am Staatenkongreß zu Verona teilgenommen, machte der berühmte Schriftfteller die Beobachtung: „Nicht felten liegt uns eine geheime Schwäche mehr am Herzen als das Gefchick eines Kaifer- reiches. Der frivole Handel ift im Grund unferer Seele eine fehr ernfthafte Gefchichte. Ein Königreich wiegt und gilt nicht foviel als ein Vergnügen.“ Und wenige Monate fchou nach dem Liebesausflug in das Seebad von Dieppe beklagten die leidenfelmftliche Markgräfin von Caftellane und die getreue Julie Recamier den Triumph einer neuen Nebenbnhleriiu die von dem nimmer-müden Herzen ihre-Z Rene Befiß ergriffen hatte, *
In den Augen aller Reibektsperfouen und iusbefondere in denen feine?? fehr dicken Königs mar Chateaubriand ein frivoler Herzenjägerr ficherlich der nnbeftiindigfte unter allen berühmten Liebhabern. Aber feine Bewunderer haben eine geiftreiche Theorie zurechtgemachtr um feinen großartigen Egoismus glanzvoll zu drapieren. In feinem Leben fpielten eine Unmenge von Frauen eine Rolle; aber er empfand das Bedürfnisf durch die Intrigen der Liebe feinen Geift zu fchiirfen und dur>) die feelifchen Anfregungen feiner nie ruhenden Vhantafie Genüge zn fchaffen: darum rage er unter den größten Dichtern Frank- reichs empoi; ert der ausfchließlich in Vrofa fchrieb und gleichwohl auf die Literatur und die Gefühle-welt Frankreichs im 19. Jahrhundert einen enormen Einfluß ausiibte und dadurch indirekt auch auf die maß- gehenden Federn im Ausland einwirkte. Gewiffe feine Färbungen ver- haltener Trauen melancholifche Ververfitäten im Genuß jähe Wechfel zwifchen Frinolitiit und Leidenfchaft, fchwankende Gefühle die eine charakteriftifche Darftellung des franzöfifchen Seelenlebens bilden: all' diefe cFineffen in wahrer Schilderung verborgener Herzensfalten haben die fcharffinnigften Vfnchologen gerade von Chateaubriand hergeleitet. In einem an Dokumenten reichen Band weiß Andre Beaunier fcharmante Szenen auS dem Leben des einflußreiihen Minifter? und

berühmten Schriftftellers der romantifchen Schule Frankreichs zn erzählen.
Als feine erfte und bekanntefte Freundin wird die entzück-ende Pauline de Beaumont genannt. die in der Kirche des Sl. Ludwig der Franzofen zu Rom ihr Grab gefunden hat. Auf tragifche Weife war das feine Mädchen dem revolutionären Sturm entgangen. der eine wahre Niederlage unter feinen Nächften angerichtet hatte, Ihr Pater. Minifter unter Ludwig nur.. wurde auf entfeßliche Weife von der tobenden Meng-e ermordet; fie felbft ward mit allen ihren Familienangehörigen in dem Schloffe. wo fie Zuflucht gefunden hatten. verhaftet; allein die Schergen fanden fie derart fchwach und unanfehnlich. daß fie das arme Ding ani Straßenrand liegen ließen; denn alle hielten fie für fterbend. Wenige Tage fpüter wurde ein Trupp Ariftokraten aufs Schafott gefiihrt, Bei jedem Kopf. der unterm Meffer der Guillotine fiel. rief Paulines Bruder: ..Hoch lebe der Königl“. fchwieg aber. als der zwanzigfte Kopf in den Korb rollte; denn das war der Kopf feiner Mutter. und dann endlich kam fein eigener an die Reihe. Pauline lebte traurig. ein fchwc'ichliches und nervöfes Wefen. bis fie rnit dem Verfaffer der ..Atala“ zufaminentraf. der damals mutlos dahin"vegetierte. wie fie felbft. und an dem fie fich feftklammerte bis zu ihrem Tode.
Die beiden Liebenden nahmen eine Billa auf den Hügeln von Savignh in Miete. Hier entftand der ..Geift des Chriftentums“. Die intelligente nnd leidenfchaftliche Pauline wurde dem Verfaffer zur wertvollen Mitarbeiterin. für den fie aus alten Bänden eine Unmenge von Zitaten auszog. Texte der trockenften und langweiligften Art; wie wunderte fie fich in täglichem Entzücken. als fie hörte und las. wie das dürrfte Holz neue Blüten trieb und berührt vom Zauberfiab der Poefie .Leben und Duft ausatmete! Die gemütvolle Verteidigung der Religion der Chriften entfproßte in jener Einfiedelei zwifchen den Kiiffen zweier Verliebten. von beiten der eine von der Frau. die andere vom Manne getrennt war. Der tofende Beifall des Werkes verfiihrte fie. ihr füßes Afhl zu verlaffen. und der Dichter beraufchte fich gern an feinem jungen Ruhm. Als er im nüchften Frühjahr. zum Gefaudtfchaftsfell-eiiie ernannt. nach Rom ging. wollte ihm Pauline dorthin folgen. um in feinen Armen ihren leßten Seufzer auszubauchen. Der Dichter reifte ihr bis Florenz entgegen und traf fie dort fchon fo fchwach, daß

die Reife im Wagen nur Schritt vor Schritt zurückgelegt werden konnte, Bei ihrem Hingang beweinte Chateaubriand die Flüchtigkeit der Liebe. Aber der berühmte Mann trb'ftete fich rafch und bereicherte feine Eroberungen mit den Namen hoher Damen. eine von ihnen* Natalie de Noaillesj die Heldin des „Leßten Abenceragen", fiel in Wahnfinn. als er fie verließ. Die marmorkalte Julie REcamier, Frankreichs fchönfte und unnahbarfte Frau, die Dußende von Anbetern. darunter den eigenen Gatten, ohne Erhörung fchmachten ließ. ergab fich ihm im vierzigften Lebensjahre und blieb ihm auch fpiiterhin eine gute Freundin, wenn er in täglichen Gefpriichen mit der von ihm verehrten Frau einen Troft fuchte für politifche Bitterniffe und eine Ruheftation zwifchen den Ge-niiitsbewegungen anderer Liebfchaften.

Chateaubriand hatte fchon die 60 überfchritten und bekleidete voll Ernft und Würde den Botfchafterpoften beim Heil. Stuhl in Rom. als er den Befuch einer graziöfen Dame von 28 Jahren erhieltj Hortenfe Allart, die allerlei Romane zufammenkrißelte iiber ihre mannigfaltigen Er-lebniffe, In Wahrheit war fie felbft jedoch viel anziehender als ihre Bücher. Der alte Diplomat. der einen zärtlichen Briefwechfel mit Frau Julie Racamier und mit zwei entfernt von Rom weilenden Freundinnen unterhielt. verliebte fich Hals über Kopf in die Reize der munteren Schriftftellerin und brachte fie mit fich nach Paris. wo er ihr eine kleine Wohnung in der Nähe des von feiner Gemahlin eingerichteten .Hofpizes mietete: von dem frommen Afhl bis zur Wohnung feiner Schönen war der Weg kurz und angenehm.

Hortenfe war zu Mailand geboren worden anno 1801 als Tochter eines franzöfifchen Agenten. der mit dem fiegreichen Heere nach Italien gekommen war. An literarifcher Fruchtbarkeit wetteiferte fie mit George Sand und kam auf eigentiimliche Weife in die internationale Sehriftftellerwelt hinein: fie trieb nämlich das kritifche Shfteni Sainte-'Beuves auf die Spiße. indem fie die Werke aus dem intimften Privat-leben ihrer Verfaffer zu erklären verfuchte. Darum wurde fie ge-radezu die Geliebte der von ihr ftudierten Autoren, um ihnen das intimfte Geheimnis ihres Schaffens und ihrer WefenSart zu ent-reißen. Von einem portugiefifchen Abeligen in Florenz verlaffen. knüpfte fie dort mit dem Politiker und Schriftfteller Gino Capponi ein Verhältnis ant das mehrere Jahre hindurch dauerte. Stendhal wurde ihr Freund und fuchte als galanter Nothelfer ihr einen Ver-leger. Später eroberte fie Sainte-Wende. der das wenig anziehende

Aeußere eines Sakriftans hatte. fie machte ihm den Hof. um ihm eine Reihe von Indiskretionen zu entreißen. Geheimniffe 'eines .großen Mannes. den fie um feinen Ruf beneidete. Jn der Zwifchenzeit hatte fie auf einer Reife durch England fich fterblich in einen britifchen Dichter. den Verfaffer der ..Leßten Tage von Pompeji“. Bulwer-Lhtton. verliebt. dem fie beinahe 5 Jahre lang treu blieb. obwohl er fie oftmals und lange Zeit beifeite fchob. um an den Beratungen iiber die Parlaments-reform im Haufe der Gemeinen teilzunehmen. Mit 43 Jahren endlich heiratete fie einen Edelmann aus Touloufe. mit dem fie jedoch nicht lange zufarnmen zu leben vermochte. Sie wurde nie müde. ganze Ballen Vapier rnit ihrer Schriftftellerei zu verderben und fchließ-lich dicke Bände voll abftrufer Vhilofophi-e und anekdotenreicher Ge-fchichten zu produzieren. Adolf Thiers verfchaffte ihr eine kleine Venfion. nnd vor ihrem Tode plauderte in ein-em allerleßte-n Roman die achtzigjiihrige Dame all die galanten Abenteuer ihres langen und bewegten Lebens aus. Gino Capponi erhielt ihr Buch als Gefchenk. las es voll Eifer und verglich es in feiner Florentiner Ironie niit den Bekenntniffen des Heiligen Auguftin.

Chateaubriand macht in feinen ..Erinnerungen vom jenfeits des Grabes" keine Anfpielung auf feine Beziehung zu Hortenfe Allart; fie bildete den leßten Capriecio feiner Sinne. Der alte Diplomat. immer noch aufrecht. liebenswiirdig und elegant. machte Spaziergänge mit der Freundin. gab ihr Rendezvous in einem Mufeum oder am Ufer der Seine; er frequentierte rnit Vorliebe die fchattigen Wege irn Jardin des Vlantes. dann fiihrte er fie zum Abendeffen in den be-fcheidenen Salon eines kleinen Reftaurants. Sie plauderten dort von der Politik und Literatur. Er las_ ihr einen Abfchnitt aus feinen ernften Werken oder geriet in Riihrung. wann er fie die ergr-eifendften Seiten feiner „Atala“ oder den ..Marthrern“ deklarnieren hörte, Dann aber. nach einigen Gäfern Champagner. wollte er die neueften Reime von Beranger genießen. - Diefe romantifchen Spaziergänge und heim-lichen Zufammenkiinfte der greifen Minifter-Exzellenz miiffen jedoch allerhand Tufcheleien verurfacht haben; denn nach einiger Zeit empfahl Chateaubriand felbft feiner Freundin eine Reife nach England. Als er fie wieder fah. war fie in den jungen Dichter und Abgeordneten Bulwer-Lhtton verliebt und der große Mann verftand gut. daß er ihr jeßt nicht mehr zumuten konnte. fich auf einem ..alten Wrack einzu-fchiffen". Als Zeichen feines _Vroteftes wider das neue. Regiment

hatte er alle Aeniter und Würden zurückgewiefen, und in Armut geratenf fchrieb er auf dem Weg ins freiwillige Exil an feine Hortenfe: „Sie find mein leßter Sonnenftrahl. Schicken Sie mir noch einen jener Briefe welche die Seele erwärmen, fo, wie Sie mir Briefe fchrieben zu Beginn unferer Liebe. Ich empfinde das Bedürfnis, mich noch geliebt zu fühlen. Ich werde Ihnen dafiir an einem Tage mehr geben- als ein anderer in langen Jahren." - .Sortenfet die ihm aufrichtig wohl wollte, verfuchte ihm nüßlirh zu werden: fie brachte Beranger dahini ein Gedicht zu verfaffeni das den Exminifter von neuem populär machte diefe ftärkfte Säule der legitimen Monarchie. Chateaubriand- aus der Schweiz zurückgekehrt, befuchte den Sänger der Demokratie in feiner Dachkammer. BSranger gab ihm den Befuch zurück- als Chateaubriand wegen der Befürchtung der Regierung vor einem legitimiftifchen Komplett zwei Wochen lang im Unterfnaiungsgefängnis faß, Bevor der alte Staatsmann Frankreich verließ und in die Schweiz reifte„ wo ihn die Gattin und Madame Recamier erwartetem fpeifte er noch einmal zu Abend mit feiner hochherzigen Freundin im kleinen Reftaurant beim Jardin des Vlantes.

Die Freundfchaft voll der entzückendften Erinnerungen an jene Frauf die zur Zeit des erften Kaiferreiches als die fchönfte und umfehwiirmtefte in Europa galtf wiegte daS Greifenalter in fiißen Halbfchlummer ein. Julie RScamier hatte eine kleine Wohnung bezogen, welche ihr die Nonnen eines alten Klofters eingeräumt hattenf im Zentralquartier am linken Seineufer. Chateaubriand begab fich jeden Tag dorthinf um in ihrer Gefellfchaft die Nachmittagsftunden zu verplaudern; dabei war er ftets mit Eleganz gekleidet- mit feinen Handfchuhenr frifcl) und riiftig. Sie verfchaffte ihm die einzigen Freuden- die ibm nocl) gewährt werden konnten: einen Kranz von Bewunderernf die mit Andacht die Vorlefung feiner lebten Werke anhörten. Als das Gewicht des hohen Alters feinen Rücken belaftete, ftellte er gleichwohl die Befuche nicht ein; zuerft erklomm er die Treppe, indem er fich zweier Stöcke bediente fpa'ter ließ er fichf unter den Armen geftiißt- hinauffiihren. Die letzten Jahre waren traurig. Madame Recamier hatte das Augenlicht verloren; wohl überftand fie die Staroperation gut; als fie jedoch einen alten Verehrer wiihrend feiner fchweren Krankheit befuchte und vorzeitig die Binde abnahm erblindete fie völlig. Chateaubriand feinerfeits war völlig taub *geworden Aber Tag fiir Tag ließ er fich in das Zimmer der Freundin tragenf und tief in den Lehn-

feffeln zufanuuengefunken. blieben die beiden Alten in tiefem Still-
fchweigen beieinander. beide hingegeben dem Gedenken an die fchöne
Vergangenheit und in klarer Ergebenheit den Tod erwartend. Als
Chateaubriand. nahezu achtzigjährig. Witwer geworden. machte er Julien
den Vorfchlag. ihn zu heiraten. Aber fie weigerte fich und bat ihn. ihre
vollkommene Freundfchaft nicht zu ändern. Ju den leßten Monaten zog
fie zu ihm. um ihm die nötige Vflege zu gewähren, Der revolutionäre
Tumult des Jahres 1848 ftörte das Ende des berühmteften Ver-
teidigers der Monarchie. Julie war an feiner Seite. als er zum fterben
kam. in dem fchmucklofen Zimmer. das auf einen weiten Garten hinaus
ging. Da fie blind war. und da ihr Dichter nicht mehr fprach. fo
war fie außerftande. die einzelnen Vhafen feines Todeskampfes wahr-
zunehmen. Erft als die Gebete der Auwefenden verftummten. begriff
fie. daß der Freund dahingegangen. Sie folgte ihm wenige Monate
fpäter ins Grab. von der Cholera weggerafft. die für Frankreichs
fchönfte Frau - ein geradezu einzigartiger Fall - die regelmäßige
Schönheit ihres marmornen Angefichts auch noch im Tode ehrfiirchtig
fchonte.
Chateaubriand erfcheint als der wahre Vater des Romantizismus.
der viel urfprünglicher und zartfiihlender als J. J. Rouffeau diefe
geiftige Krankheit des fchwärmerifchen Jahrhunderts erfand und zur
Darftellung brachte. In den neueften Biographien Chateaubriands
mag der Dichter dem Lefer wie feinem gichtbrüchigen König Ludwig als
frivoler und unbeftäudiger Schwerenöter erfcheinen. Aber man muß
gleichzeitig fein Leben und fein Werk aus feiner Zeit heraus beurteilen.
fein Werk war im innerften Wefen fubjektiv. Die Neigungen und
Leidenfchaften wurden zum antreibenden Stachel fiir fein fchwerbliitiges
Talent und verfchärften die Senfibilität. die Bitternis und den Lebens-
ekel. lauter Seelenzuftände. die ihn von neuem veranlaßten. unauf-
hörliche Z-erftreuuug zu fucheu und Troft aus jeder neuen Leideufchaft
zu fchliirfen. Die Gräfin von Voigne. die Chateaubriaud aufs ge-
nauefte kannte. fchrieb. daß er unermüdlich neue Aufregungen der ver-
fchiedenften Art fuchte. um die peinvolle Langeweile tot zu fchlageu.
Das ift vielleicht ein Vorwand. den leichthin auch andere Don Juans
fiir ihre Streiche geltend machen können. nur fehlen ihnen die mil-
dernden Umftände. nämlich die. zu den bedeutenden Staatsmännern
und den ruhmreichften Dichtern einer großen Nation zu zählen.
de. 171-311: Hipp.

W_

H. Ebert:

Iugendbriefe von Friedrich Rückert

Unter den veröffentlichten Briefen Friedrich Rückerts find folche aus feiner Jugendzeit nur fpärlich vertreten. In diefe Lücke treten einige unbekannte Briefe aus dem Nachlaffe des im Jahre 1855 geftorbenen Pfarrers Laurentius Sixtt eines Jugendfreundes von RückertT ein. Der briefliche Verkehr wurde veranlaßt durch den Abgang des um einige Monate altern Rückert vom Gymnafium Schweinfurt. Der fechzehnjährige Student fchrieb an Sixt:

Montag am 18. Nov. 1805.
Wirzburg.

Lieber Lorenz]

Meinem Verfprechen zu Folge fchreibe ich Dir diefen Brieff in der erften Stundex die ich mit Muße darauf verwenden kann. Daß diefe Stunde nicht fchon friiher fich vorgefunden hatt wird Dich nicht berwundernf wenn Du bedenkft„ daß es das Werk eines einzigen Tages iftf einen folchen Haushalt- wie der unfrige nunmehr iftF) in allen feinen verfehiedenen Fächern gehörig einzurichten] Doch follte es auch fehn- daß wiihrend meines Aufenthaltes in hiefiger Stadt fchou eine oder die andere Stunde fich darbot- wo ich ans Brieffchreiben denken konnte; fo lag der Grund davon„ daß ich fie nicht benußte- um an Dich zu fchreiben, nicht in dem Mangel an Verlangen darnachx fondern blos in dem Wunfihe* eine noch fchicklichere Gelegenheitf als die irgend vorhandener abzuwarten um Dir defto ungeftörter zu fchreiben. Doch da mir das Warten auf eine folche anfängt zu lange zu dauernx fo muß fich die gegenwärtige Stunde zum Brieffehreiben verwenden laffen, wenn ich fie gleich zum Vorbereiten auf die Jnftitutionen verwenden follte. Wiffe alfo- daß das Treibhaus unferes ftudierenden Kleeblattes deffen Drittheil ich ausmachq nunmehr ganz wohl beftellt ift; wir find bis ißt einig und gefundf nur daß Voit feit einigen Tagen über Unpäßlichkeit klagtr welches aber bei ihmf wie auch Du vielleicht wiffen wirft, fo gar viel nicht zu bedeuten hat. Ich habe nun die Refidenz-Univerfi-

*) Rückert wohnte mit feinen Schweinfurter Mitfchiilern Voit und Handfchuch zufammen.

P, Wouwermanu:
Reitergefecht vor der brennenden
WindmÃ¼hle

EMPTY

tätsftadt in ihren vorzüglichften Theilen kennen gelernt. und befunden. daß fie etwa ein wenig größer als Schweinfurt fer). Auch die Vro-fefforen habe ich zum Theil kennen gelernt. und befunden. daß fie zwar größtentheils wackere Männer find. doch aber auch ihre Eigenheiten und Fehler haben. die mir nicht behagen. Hufeland zum Beifpiel ift zwar einer von den modifchen. philofophifchen Iuriften. auch ift fein Vortrag. wie fein Lehrbuch. gründlich; doch hat er den Fehler. daß er fich nicht recht deutlich und verftändlich machen kann; wenigftens würde ich ihn oft nicht begriffen haben. wenn ich nicht aus den Beifpielen. die er häufig zur Erläuterung anfiihrt. feine Meinung errathen hätte, Auch war mir feine Ausfprache in manchen Stücken anfangs unverftändlich. zumahl durch die Verfeßung des Statt Begriff fcheints. als fpräche er Begirf; ftatt betroffen - betorfen, Ueberdies vollendet er oft feine Säße nicht. und da entfteht dann zuweilen eine Art von dem Gebäck. deffen non pluZ ultra Dir. wie mir bekannt ift, *- Kleinfchrot feht oft den Daumen vor den obern Theil feines Schädels. wackelt mit dem Kopfe. und ift fo erpicht auf fein-en Lieblingsfchluß: ..Davon in der morgenden Stunde". mit deffen Vollendung er fogleich vom Eatheder herunter. aus dem Lehrzimmer in fein Wohnzimmer eilt. (er lieft nem-lich in feiner Wohnung) daß er ihn fogar am vorigen Sonnabend an-wendete. - Meß fpricht döm Shfthöm ftatt: dem Shfthem. und fchnupft mir zu viel Tobak; übrigens aber gefällt mir fein Vortrag fehr wohl. - In Vrofeffor Rückert habe ich einen weit folidern Mann getroffen. als man ihn mir gefchildert. und an feiner Gemahlin ein weit all-täglicheres - ja ungeftalteteres Weib. als man fie mir geprießen hat. Ich fand hier mehrere Academiker. als man beh gegenwärtigen Um-ftänden erwarten follte. Vrof. Mannert hat ein fo zahlreiches Audi-torium. als er wegen feiner* Annehmlichkeit feines Vortrags nur zu verdienen fcheint. Doch find auch im Gegentheile manche Kollegien noch nicht zu Stand gekommen. und manche werden gar nicht zu Stand kommen. Unter erftere gehört das Raturrecht bei Vrof. Schmidtlein. Vandekten bei Hufeland. auch Tacitus bei Matini; doch hat diefer letztere nun die verlangte Anzahl beifammen (ich war ungefähr der achte. der fich unterzeichnete) und wird alfo nächftens anfangen. Ich wünfche und hoffe. daß der Inhalt und felbft die innere Form feines Vortrags beffer ausfallen möge. als es die äußere Form desfelben wegen feiner Ausfprache fehn kann. Unter die leßteren gehören Goldmahers Vorlefungen über Litterärgefchichte und Andres Collegium iiber Salluft und Virgil. bet) welchen letztern ich erft vor einigen Tagen der erfte war. der fich aufzeichnete.

Die Bibliothek befuche ich. fo oft es mir möglich ift; auch hat mir Vrof. Rückert die Verficherung gegeben. mir die nöthigen Creditivfcheine auszuftellen. um ein benöthigtes Buch aus derfelben nach Haus erhalten zu können. Von politifchen Neuigkeiten muß ich Dir fchreiben. daß man hier theils von Wiens Einnehmung. theils von Napoleons Gefangen-nehmung fpricht; in diefen Gerüchten findet der Vatriote fowohl. als

der Kaiferl. Gefinnte Nahrung für feine Wünfche. Sicher iftsi daß-die
Churfiirftl. Familie nachdem fie vor einigen Tagen von hier abreifte,
vorgeftern ohne die Churfürftin*) wieder hier eintraf, und daß man
auch die Churfürftin zurück erwartet (d. i. glaubt, daß fie zurüäkommen
werde; denn in einem andern Sinne läßt fich nicht vom Erwartet-
werden der Churfürftin in Wirzburg fprechen).
Ich frhließe mit dem Wunfche, daß Du mir bald antworten mögeft.
Dein aufrichtiger Freund
Friedrich Rüäert.
Wohnhaft
in der Kapuzinerftraßef
Nr, Z4 in dem Haufe der Wittwe Gedek,
Auf Sixts bilderreiche Antwort folgte im Dezember ein weiterer
Brief.
Wirzburg d. . . . Decbr. 1805.
* Lieber Lorenz! _
Mit vielem Vergnügen habe ich vor wenigen Tagen Deinen Brief
erhaltenf welcher mich belehrte- daß Du noch immer in dem erhabenen
Tone fchreibfh durch welchen in der höheren Bildungsanftalt bereits
Deine Auffäße fich vor allen übrigen charakteriftifch auszeichneten. Mir
find indeß Deines Helikons und Deiner gelehrten Schächte fo fchroff
aneinander gefetzte Höhen und Tiefen viel zu hoch und fchwindelerregenw
als daß ich verfuct)en möchte oder könnte, ihnen Parallelen entgegen
zu ftellen. Nur das einzige muß ich anmerken- was Dir freilich fchon
außerdem bekannt genug iftf daß unfer Helikon**) in der Regel ziemlieh
fchmußig und nngefäubert ift und daß er auf feinem allerhöchften Gipfel
ftatt des Tempels eines Apollo oder eines Herakles Mufagetes den
eines mufenfeindliehen Ares hat.***) Auch wird aus unferen gelehrten
Schächten nicht lauter Gold gegraben; mit faurer Mühe ziehen wir mit-
unter Eifen oder Bley (und ein Glück ifts, wenn nicht noch etwas fchlech-
teres uns zu Theil wird) aus denfelben hervor; und die klugen Gnomen.
die dafiir wachen, daß die Metallminen nie verfiegem wollen uns be-
reden' fie für baares Gold zu nehmen. Sollte dieß vielleicht die Urfache
feyn- warum fo viele Bergknappen faumfelig in ihrer Arbeit find, weil
fie wähnenf daß die Ausbeute weniger werth fer), als die darauf ver-
wandte Mühe? Doch dadurch läßt fich ein fleißiger Arbeiter unferer
Art nicht abfchreckem er beftrebt fich vielmehr„ als ein künftlicher
Alchhmifd Gold aus dem unedlen Bler] zu producieren; Fleiß und An-
ftrengung der Geifteskräfte auf der einen2 Tinte, Papier und Bücher auf
der andern Seite find die Jugredienzien des koftbaren Vülverchens, das-

* Die Gemahlin des Großherzogs von Toscana7 des damaligen Regenten
von iirzburg,
f **) Die Stadt Würzburg.
***) Die Feftung Marienberg.

wie Du von jedem alchhmiftifchen Vraktikus erfahren kannft. zum Gold-
machen abfvlut erforderlich ift. Doch ich verfteige mich auch allmählich
in die Regionen. wo die Vfade mir ziemliä) ungeläufig find; nur Du
befindeft Dich da in Deiner Sphäre. Du. der Du Tropen und Bilder fo
vollkommen in Dein-er Gewalt haft. Zwar fehlt diefen bei Dir nicht
felten diejenige Einheit. die fie. verbunden mit der ihnen zugetheilten
Fortgefeßtheit. zu dem Namen einer Allegorie qualificiereu könnten.
Das Aber wirft Du mir erfparen; ich berufe mich auf Schröckhs *)
häufigen Vorgang. Nun komme ich zu dem Vuncte. um deffentwillen
ich vorzüglich fo fchnell auf Deinen Brief antworte. Er betrifft Deine
Melancholie. zu deren baldmöglichfter Curierung ich hiermit meinen
möglichen Beitrag thun will. Du mußt wiffen. daß ich im Begriffe
ftehe. Doctor zu werden; als -folcher muß ich. dem Schweinfurter und
auch wohl anderer Orte Sprachgebrauche gemäß. allerlei Krankheiten
kennen und zu heben wiffen. Willft Du Dich aber mit diefem Sprach- .
gebrauche. der Doktor und Arzt identificiert. nicht begnügen, fo muß
ich Dir fagen. daß ich in Zoe-.vie (loator pbiloßopliiae werde. und fonach
in diefer Eigenfchaft vorzüglich Gemüthskrankheiten. und alfo auch
Deine Melancholie muß beurtheilen und heben können. Ich rathe Dir
demnach. erfteus fein friih aufzuftehen und nicht. wie Du gewöhnlich zu
thun pflegft. bis acht Uhr in den Federn zu verweilen; zweitens. welches
das Hauptmoment meiner Cur ift. fo viel als möglich Sauerkraut.
felbft als Frühftiick und Vefperbrod. zu genießen. Dieß ift ein probates
Mittel. deffen Wirkfamkeit ich felbft empfunden habe. Denn in Ober-
lauringen war ich immer in einem hohen Grade hhpochondrifch
(U8. hier kommt es nicht auf fpißfindige Diftinction zwifehen Milz- und
Schwarzgallfucht an). weil ich dafelbft faft gar kein Sauerkraut effeu
mochte; als ich nach Schweinfurt auf die Schule kam. nahm meine Hypo-
chondrie in demfelben Grade ab. in welchem meine Eßluft zum faueren
Kraute fich vermehrte. Aber auch da warf man es mir. wenigftens in
meiner Eltern Haufe vor. daß ich dasfelbe nicht gern -effe. Drum konnt'
ich auch nicht völlig curiert werden. Diefes ift nun endlich hier erfolgt.
wo das viele Collegiengehen und Studieren meine Eßluft bis Mittag fo
fehr fteigerte. daß ich nach dem Sauerkraute. wie man fagt. die Finger
leite. Ueberdieß möchte es nicht undienlich fehn. wenn Du ftatt Deines
Thukhdides den fcherzenden Lukiau vornähmeft. um das Zwerchfell zur
Vertreibung böfer Grillen zu erfchiittern. Zu guter Leßt fchreibe ich
Dir. daß diefe ganze Woche hindurch und vermuthlieh auch in einem
- großen Theile der künftigen eine Bücherverfteigerung ift. wobei] viele
Bücher von unterem ehemaligen Herrn Courector vorkommen. Ich habe
bisher davon fo viele an mich zu bringen gefucht. als mir das eifrige.
oft übertriebene Hinanftreichen anderer. vorzüglich mehrer hiefiger
Seminariften. möglich macht. Ein gleiches thaten Handfchnch und Voit.

. F) Sehröckh. Kirchenhiftoriker. geb. 1733 zii-Alien. _geft. als Vrofeffor zu
?itfaciibfe'rg 1M8. Sein Hauptwerk ..Chriftliche Kirchen-iefchichte“ beliebt aus
.-5 Lau en.

Von Zweibrücker Ausgaben habe ich Curtiusy Vlautus und Terenz er-
fchnappt. Wir fuchten vorzüglich dadurch die Bücher wohlfeiler an uns
zu bringenf daß wir vorher den Vreiß herausrißenf den der Herr Con-
rector in die meiften hineingefchrieben hatte. Das trug vielleicht etwas
dazu behf daß Haudfchuch das Driimmelifche Lexikon um 1 fl, 20 Kr, er-
ftrich; da der Vreiß zu 9 fl. angegeben war.
Lebe nnd fchlafe wohl] Ich werde ein Gleiches thun, denn in
einigen Minuten wird es zwölf fchlagenf da will ich mich hurtig ins Bett
fchieben und die Augen fein zudrücken, damit ich nicht der Mitternacht
grauße Geiftergeftalten erblicke- fo wie ich ißt fchou den Athem meines
Mundes fehe, welches von der Erkaltung des Ofens zeugt und gleich-
falls die Bett-wärme zu fuchen rathet.
Von Deinem aufrichtigen Freund
Friedrich Rückert,
MZ. Handfchuch den ich Deinen Brief habe lefen laffenf fand an
Deiner Bilderfprache fo viel Ergößew daß er mir auftrug Dich zu bitteny
ihm bald einen ähnlichen Brief zu fchreiben. Voit fucht uns dazu zu
beftimmen- Weihnachten nach Schweinfurt zu wandernr falls das Wetter
fo giinftig bleibt. Heute, am Sonntag, find aus dem Dom, wo das
Militär-devot iftf allerlei) diefem zugehörige Sachen mit Wagen auf die
Feftung gefchafft worden; auch Brod und Wein werden dahin gebracht.
Der Main treibt hier fehr mit Eis. Schneit es oben bei Euch ebenfo
wie hier? Hat -- doch foeben laßen mich Voit und Handfchuch nicht
weiter fchreiben; das Licht foll ausgelöfcht werdenf es ift auch kein
Säfade, denn es wäre doch nichts weiter- als unbedeutende Fragen und
Anmerkungen zum Vorfchein gekommen.
, "8. Ganz ficher ift es auch daß morgen hier in Wirzburg die erfte
Ziehung zum Militärdienfte vorgeht! »-
Ein dritter in meinem Befiß befindlicher Brief an den gleichen
Freund ift zwei Jahrzehnte fpäter gefchriebenr in einer Zeitf wo Rückert
Vrofeffor in Erlangen, Sixt Pfarrer in Gochsheim war. Die Stellung
welche er dort einnahnu ift fo eigenartig daß es geftattet fein mag,
mit einigen Worten darauf einzugehen.
Nachdem Sixt einige Jahre Vrofeffor am Schweinfurter Gymna-
fium gewefen warf folgte er einem Ruf der Gochsheimer Gemeinde.
Die Umgebung diefesf unweit Schweinfurt gelegenen, Dorfes gleicht
einem fruchbaren Garten. Ausgedehnte Gemijfefelder breiten fich rings
aus. Auch der Weinbau wurde damals noch eifrig gepflegt und die *
Weinfuppe bildete das abendliche Nationalgericht. Ein großes Arbeits-
feld bot fich dort dem tatkräftigen jugendfrifchen Pfarrer. Dabei wur-
den auch die wiffenfchaftlichen Studien nicht vernachläffigt. Er fammelte

im Laufe der Jahre eine anfehnliche Bibliothek. welche Jukunabeln und andere wertvolle Werke enthielt. Die wohlgepflegten Pfarrgärten er-freuten fein Auge. Im Winter liebte er es. nach der Abendmahlzeit in der traulichen Wohnftube fißend. den Seinen klaffifche Schriften vor-zulefen. während die feinfinnige Gattin und die lieblichen Töchter die Spinnräder rührten und eifrig laufchten. Wagen- und Schlittenfahrten vermittelten den Verkehr mit Schweinfurt und den iibrigen Nachbar-orten. Gern benüßte er auch zuweilen die Nähe des Bades Kiffingen. um dort Erholung zu fuchen. Seine humorvolle Laune machte ihn dort zum Mittelpunkt eines Freundeskreifes aus Nord und Süd,
Was er aber in feinem Leben mit am höchften fchätzte. war feine Stellung in feiner Gemeinde, Eochsheim war vor dem Jahre 1806 ein freies Reichs-dorf gewefen. und es kam die Bauern anfangs hart an. ihr Recht nicht mehr auf der eigenen Scholle. fondern bei den Schweinfurter Gerichten fuchen zu fallen. Nachdem fie fich Sixt/zum Pfarrer gewählt hatten. kehrten fie zur alten Gewohnheit zurück. Statt in Schweinfurt ließen fie in vielen Fällen ihre Rechtsftreitigkeiten in der Studierftube ihres Pfarrherrn zur Entfcheidung bringen. indem fie feiner Klugheit und feinem Eerechtigkeitsgefühl unbegrenztes Vertrauen fchenkten. Einige feiner Bauern nannten ihn fcherzweife den König von Gochs-heim. Dies patriarchalifche Verhältnis zu feiner Gemeinde und das für feine Studien günftige ländliche Still-eben befriedigten Sixt in fo hohem Grade. daß er zeitlebens in Eochsheim blieb. - Kurz nach dem Antritt feiner Erlanger Profeffur fchrieb Rückert an Sixt:
Erlangen d. Lt Weihnachtstag 1826.
Lieber Freund]
Du verzeihft mir gewiß. daß ich Dir fo fpät und fo wenig fchreibe. Du kannft Dir vorftellen. (und ftellft es Dir vielleicht noch ärger vor als es ift). daß mir die Pfalmen vollauf zu fchaffen machen. Wirklich fiße ich Tag und Nacht dariiber; doch ich habe die Freude zu fehen. daß es geht und daß etwas herauskommt. was für den Anfang paffieren mag, Jm nächften Jahr werd' ich fchon fefter im Sattel fißen. Meine Vor-lefungen über die Pfalmen fange ich am Donnerstag nach Neujahr an; noch weiß ich nicht. wie viel oder wenig Zuhörer ich haben werde. Ich habe zwar am fchwarzen Brett angefchlagen (Dein Herr Bruder war fo gefällig. es zu beforgen). daß die Herren zu mir kommen möchten. um fich mit mir über die Wahl einer Stunde (weil faft alle Stunden mit nothwendigen Theologicis fchon befeßt find) zu befprechen; aber ich hab' es leider. wie es fcheint. zu fpät gethan; fie waren fchon alle auf die Weihnachten nach Haufe gelaufen. Auch Deinen Herrn Bruder hab' ich

nicht wieder gefehen; fißt er etwa auch bei Dir. oder in Schweinfurt? Für Deinen Golius *) danke ich; ich erkenne Deine freundfchaftliche Aufopferung. daß Du Dir felbft ein nöthiges .Hülfsmittel entziehft. Freitag druckt bereits an feinem Lexikon. wie er mir fchreibt. und Golius wird. wills Gott. endlich entbehrlich werden. Alfo Du treibft Dein Leibelftudium noch fo eifrig und gründlich? Das muß mich fchon von Amts wegen freuen. Aber laß doch nur das arabifche Lexikon dabei ganz aus dem Spiel. es find dort für Bibelauslegung meift nichts als Scheinbilder und arge Verwirrungen zu holen. Mein beftändiger Krieg ift gegen den Mißbrauch des arabifchen Lexikons und gegen den felbft nach Gefenius") noch viel zu geringen Gebrauch der arabifchen Grammatik als des höchften Regulativs fiir alles femitifche iiberhaupt. Das klingt paradox. aber ich muß Dir die Erörterung dießmal fchuldig bleiben. weil mich der 18 te Pfalm ruft. an dem ich eben laboriere. Meine Frau empfiehlt fich mit mir Dir und Deiner Frau fchönftensl

Behalte lieb
Deinen alten Freund
Rückert.

Zum Schluffe fei noch ein weiteres Zeichen diefer Freundfchaft angefügt. ein Blatt aus dem Stammbuch Sixts:

Schweinfurt Sept. 1810.
Dieß fchrieb zum bleibenden Denkmal unferer Freundfchaft
Dein unveränderlicher
K * Friedrich Rückert Ztucl.
*

Die Worte bedeuten: ..Ich werde fein. der ich fein werde". ll. Mofe. 3. 14. Rückert wollte damit die Unwandelbarkeit feiner Freundfchaft zum Ausdruck bringen, Daß er dazu ein hebräifches Schriftwort wählte. ift bezeichnend für fein damaliges Leben und Wehen in den orientalifchen Sprachen. Die beiden Freunde teilten diefe Neigung. Auch Sixt war ein eifriger Orientalift. Der bedeutendfte feiner Schüler war Ignaz Döllinger. den er in den Jahren 1811*1813 privatim im Hebräifchen unterrichtete. So fehr auch die Lebenswege von Rückert und Sixt auseinandergingen. das Endziel blieb doch fiir beide das gleiche. ungeftörtes Stilleben inmitten einer lieblichen Natur. in der Geborgenheit eines harmonifchen Familienkreifes. bei raftlofer Geiftesarbeit, Sixt hat dies Ziel fchon in jungen Jahren erreicht. während Rückert erft an der Schwelle des Alters durch die Ueberfiedlung nach feinem idyllifchen Landgut Neußes zu der ihn voll befriedigenden Lebensführung gelangt ift.

ik) Lexicon LlrabWLatinkrWbWolius 1596-1667. Golius war Profeifor der orientalifchcn Sprachen in Leiden.

f SZ? Gefenins 1786-1842 war feit 1810 Profeffor der orientalifchen Sprachen in .ß .

Georg Hirfchfeld:
Die Nixe vom Güldenfee
Ein Märchen der Gegenwart
Capri-Wär öer' 3. Zeitbrücke-(Fer. Zenker. l/erlageaneralt, Next-'n 1970.
Fortfeßung

Was follte man davon denken. ..Sie ift ein höheres Wefen". faaten die älteren Leute. ohne recht zu wiffen. was fie damit meinten. ..Rein - fie ift verrückt‟. widerfprachen die jüngeren. Die Frauen glaubten da- mit ihren dämonifchen Zauber auf die Männer entiverten zu können. während d'i'efe den keutfchen Freimut der Rixe völlig mißverftanden und durch ihre Unnahbarkeit enttäufcht fich rachfüchtig von ihr zurückzogen. ..Lieber eine Rärrin als eine Tenfelin im Haufe". dachte Sebaftian. Aber er fühlte fich doch nicht ficherer. Immer wieder ereigneten fich Z-wifchenfälle. die Freias Menfchenexiftenz unmöglich machten. Das Stubenmädchen Iofefine hatte Freia befonders gern - ihr konnte fie nichts Falfches oder Vöfes zutranen, Da aber nun einmal der Stachel des Mißtrauens in ihr feftfaß. wurde fie ihrem Vorfaß. nie mehr unfichtbar unter Menfchen zu weilen. doch wieder untreu. Eines Nachmittags fprach fie das Wodanswort aus und folgte dem Mädchen lautlos in die Gefindekammer. Da faßen fchon andere Mägde und tratfchten beim Kaffee. Bald kam das Gefpräch auf Freia. Alle hatten jetzt etwas an ihr auszufeßen. für närrifch hielt fie die ganze Gefellfchaft -» aber als es darauf ankam. ihrem redlichen Herzen ein Zeugnis auszuftellen. und als die anderen verftummten. wandte die Unfichtbare fich mit heftiger und ftummer Aufforderung an Iofefine. Die Kleine. die fie fo geliebt hatte. verleugnete fie. Ihr Urteil war eine ftumpfe Gemeinheit. Sie fuchte den anderen dadurch zu gefallen. denn fie war von den älteren Kolleginnen abhängig. Da gefchah es. »daß Freia auf fie zufchritt. ihr eine fchallende Ohrfeige verfeßte und

die Kammer verließ. ..Ein Geift! Ein Geift!“ Man hatte fogar die
Tür fchlagen hören! Entfeßt ftob alles auseinander. Jofefines Wange
brannte. niemand hatte fich ihr genähert - der Spuk im Güldenfee-
hotel war gewiß, Man hatte es längft vermutet. und bleich. mit miß-
trauifchen Blicken beobachtete man die Wirtin. Unter den Gäften ent-
ftand ein großes Gelächter. Diefe Großftadtmenfchen waren zu fehr
an trockene Wirklichkeit gewöhnt - Spukgefchichten gab es nicht für fie.
Sebaftian lachte mit. konnte es aber nicht hindern. daß fein ganzes.
weibliches Gefinde mit Sack und Vack das Hotel verließ. Sie konnten
wohl fein Haus nicht in Verruf bringen. die Ungebildeten. Aber-
gläubifchen. So lange die Gäfte nicht unruhig wurden . . . Aber ge-
fährlich wurde es allmählich doch. und in fchlaflofen Nachtftunden maäfte
er Freia brutale Vorwürfe.

Nach wenigen Tagen fchon ereignete fich etwas anderes. was
Sebaftians fchwanken Lebensbau in den Grundfeften erfchütterte. Freia
wanderte meift unruhig im Haufe umher. Eines Vormittags betrat
fie unerwartet die Küche. Diefen Teil des Hotels vermied fie fonft.
wie den unheimlichen Bannkreis einer Richtftätte, Sie ahnte. was
dort gefchah. iiber ihren Willen und Sebaftians Verfprechen hinweg.
Sie wollte es lieber außerhalb ihres Bewußtfeins laffen. um nicht wie-
der zerftörend ins Menfcbenleben einzugreifen. Aber die Tür ftand
heute offen. fie fah etwas. was fie bannte und ftarr. voll entfeßter Neu-
gier. näherzog. Eine lange. hölzerne Bank ftand da in dem heißen.
fettdurchdufteten Raum. Rote und gelbe Keffel leuchteten von den
rauchumwallten Wänden. Die ganze Bank war mit Fifchen bedeckt. mit
Karpfen. Aalen. S>)leien. Hechten. Die Fifche waren tot. Noch ftand
der dienftbare Geift diefer Hölle. eine dicke. böhmifche Köchin. das
Schlachtmeffer in der Hand. und fummte einen Walzer vor fich hin.
während das Blut der Getöteten auf die Marmorfliefen fickerte. Ihr
zur Seite fah man einen ungeheuren Bottiih. in dem es noch fehr
lebendig war, Dort wälzten fich an fünfzig Fifche im niederen Waffer.
und eben griff die rote Hand der Böhmin wieder hinein. um ein neues
Opfer zu erhafchen, Rafch trat Freia heran. Sie hatte unter den
Toten mehrere Verwandte von Gloß und Freffer. den Hecht. erkannt.
Um ihn. der fie im Leben ftets gekränkt hatte. empfand fie jeßt die
bitterfte Trauer. Der kiihne Räuber hatte unter dem Meffer einer
Magd geendet. Weiter wollte fie jetzt morden. und was packten ihre
plumpen Hände da. was fing fie mit ftaunendem Gelächter. weshalb
rief fie alle Mägde und Küchenjungen von der Arbeit zu fich herüber.

als wollte fie ihnen ein Wunder zeigen? Man umftand den gefangenen
Riefenfifch. den die Köchin mit beiden Armen umfpannen mußte. denn er
zuckte und fchlug gewaltig. er wehrte fich bis zuleßt. Es war Gloß.
..Da fchaut her - das ift ein uralter Karpfen!"
„Der fchmeckt nicht mehr - der hat fchon Moos angefeßtl“
..Ah. was weißt du] Das Fleifch von den alten ift am beftenl
Der wird gefchunden und gebacken. und eine pikante Soß dazu!"
..Man follt' ihn vorher ausftellen und den Gäften zeigen] Das ift
ja ein Riefenkerll Ich denk'. der Wirt hat's verboten. die alten Herrn
aus dem See zu holen?“
..Ah was] Was ins Neß geht. ift dal Da fragt man nicht viel!
Aber ich kann ihn nicht mehr halten. ich kann ihn nicht fte>ienl Er
fehlagt mich zufammen!" z
„Komm her _nimm du ihn beim Kopf - ich halt ihn am Schwanz
- dann geht's f>)onl"
..Sakral Schlag zu! Jft das ein Mordsviehl"
Vlößlich drängte fich Freia in den lachenden Schwarm. Zorn und
Entfeßen umleuchteten ihre hohe Geftalt. Man ftob auseinander. Die
Köchin ließ Gloß vor Schrecken zu Boden fallen. fo daß er krachend
auffchlug und matt nur noch den Marmor peitfchte.
..Was tut ihr! Laßt den Fifch frei! Der muß in den See zurück!
Der darf nicht gefchlachtet werdeni"
..Aber gnä' Frau. heut' gibt's doch Karpfen bei der Table
d'hote -?"
..Habt ihr denn keine Ohren. kein Gefühl? Seht ihr denn nicht.
wie er leidet? Hört ihr nicht. daß er ftöhnt und fchreit?“
„Aber gnä' Frau. gnä' Frau! Das ift doch ein Fifchl Der fchreit
doch net!“
..Ihr ftumpfen. graufamen Gefchöpfe! Da liegen fchon hundert
Leichen! Aber die hier im Bottich. die werden nicht gefchlachtet - das
fchwör ich euchl“
..Sie ift narrifch geworden." flüfterte der Koch. und alle zogen fich
fcheu von der Wirtin zurück.
..Ich tu' nur. was mir angefchafft wird. und Schimpfworte möcht'
ich mir fchon verbitten." grollte die Köchin. indem fie_ fich abwandte und
ihr blutiges Meffer fortwarf.
Freia kniete jeßt bei Gloß. Sie faßte ihn mit ihren beiden zarten
Händen. Konnte fie ihn heben? War er nicht viel zu f>)wer? Einft

hatte er fie getragen. am erften Frühlingsmorgen. Unter ihrer Berührung erwachte er aus feiner Betäubung. Er ftarrte fie an.
„Komm', Oheim.“ fagte fie voll Erbarmen. ..Bift du verleßt? Jin Waffer wird dir beffer werden. Komm', Es foll dir nichts* gefchehen. Ich trage dick] hinunter und werfe dich in den See zurück. Ich werde dich fchon tragen können.“
„Freia - arme Freia!"
..Armer Gloß.“
„Sie fpricht mit dem Fifch!!“
Ein Auffchrei entrang fich dem Küchengefinde. Alle drängten fioh zur Tin* und ftiirzten durch die Gänge des Haufes. „Eine Zauberin!“ „Ah was - eine Närrin ift fiel“ „Die Frau Wirtin hat den Verftand verloren!"
So zeterte es durch das ganze Hotel. Aus allen Türen kamen erfchrockene Geftalten. manche [achten. manche ziirnten über die Küchenrevolution. Die Urfache verftand noch keiner. Jeßt erfchien auch Sebaftian. Rafch entfchloffen gebot er den Verftörten Schweigen und trat Freia entgegen. die feltfam beladen auf ihn zukam. Mit beiden Armen fihleppte fie einen ungeheuren lebenden Fifth einen Zentnerkarpfen. unter deffen Laft fie faft zufammenhrach. Bleich jede Fiber Schmerz und Verachtung. ftand fie vor ihm. Der feltfame Anblick legte fich wie ein eifiger Schrecken auf die Znfchaner.
„Was tuft du, Freia!“
„Laß mich!“
„Befinne dich! Denke an dich. an mich! Vergiß ni>)t. wo du dich befinde-ft!“
„Ihr feid keine Menfchen!"
Mit diefen Worten ftieß fie ihn zur Seite. fo daß er taumelte. und im nächften Augenblick hatte fie das Freie gewonnen. Angftvoll und mitleidig wandten fich die Gäfte zu dem Wirt. „Sie ift wohl auch kein Menfch" flüfterte man.
“ „Q was glauben Sie! Sie ift nur unglücklich!" Weinend entfernte fich Sebaftian und folgte Freier. Er ließ ihr den Willen. fie fchritt voraus und fchleppte ihren Oheim zum See hinunter. Bevor fie ihn losließ. zitternd uud völlig erfrhöpft. hörte fie ihn noch einmal hFreia" flüftern.
„Was, lieber Oheim?"
„Ich danke dir! Komm' bald! Komm' nach!"

„Wenn ich noch kann!“
„Du möchteft?l“
Da ließ fie ihn los. und klatfchend fiel der fchwere Fifchleib in die-
Flut. Sie wandte fich rafch. das Antliß in die Hände gepreßt. ab.
Nach einer Weile fühlte fie. daß Sebaftian vor ihr ftand, Sie ftarrte
ihn an.
..Verfprichft du mir jeßt beim Wohl unfer-es Haufes. unferer Zu-
kunft. daß dergleichen niemals wieder vorkommt?“
Er hatte fie angeherrfcht und wollte eigentlich ruhig bleiben. Sie
richtete fich auf. ..Ich verfpreche dir nichts mehr] Ich bin ja im
Menfchenleben] Ihr haltet auch nicht. was ihr verfprochen habt!"
..Freia. willft du mich zugrund richten?"
„Reini"
..Schaue mich. Freia!“
..Schaue du mia). Sebaftian!“
„So geh'. du verdammtes Waffergezüchtl Du glattes. fühllofes
Echo! .Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben] Geh'i“
Er ftieß fie von fich und ftürzte in den Wald. Sie ftand eine Weile.
den ganzen Körper von Weh erfüllt. in düfteres Sinnen verloren.
Dann fchritt fie langfam den Uferweg entlang, Schon kamen Herbft-
nebel vom Waffer her. umhüllten fie. entzogen ihre wankende Geftalt
den Menfchenaugen. Aus'dem brauenden Duftgewoge klang plößlich
eine leife. füße Stimme an ihr Ohr. Dicht vor ihr. Sie lockte fie
gleichfam. fie rief fie mit tiefer Seelengewalt, Fifelinus' Geige war
es - der Mißgeftaltete mußte in der Nähe fein.
Bald war fie vor ihm. Er hockte auf einem Granitblock. wie ein
Gnom. und zog mit leifem Bogen die Klage feiner Einfamkeit aus dem
braunen Wunderholz. Als Freia vor ihm ftand. unterbrach er fich nicht.
denn feine Seele blutete. und er hatte jeßt keine Gewalt über ihren
Strom. Freia hörte mit gefenktem Haupte zu. Nur das eine Mal. in
der Hochzeitsnacht. als fie zu feinem Spiel getanzt hatte. war fie ihm
nahe gekommen. Später war er ihr kaum begegnet. und niemals hatte
fie mit ihm gefprochen. Aber fie kannten fich doch feit jener Nacht -
diefes dunkle Gefühl. wie ein Schlüffel zum Tempel der Göttlichkeit. den
beide befaßen. beherrfchte beide.
Er fchloß. Er fenkte Geige und Bogen. Dann erhob er fich er-
rötend und grüßte fie ehrerbietig. Als er fich entfernen wollte. hielt
fie ihn feft. Mit ihrer rafchen. wunderfamen Herzlichkeit. Sie faßte

ihn beim Arm. den Unberiihrten. und bat mit leifer Stimme: ..Bleibt
Ich möchte dich was fragen.“
..Was ich dir fagen kann. haft du gehört." war Fifelinus' leife
Antwort.
..Jft dies deine wahre Stimme?"
„Ja“
Sie dachte nach. Sie war ruhiger geworden. ..Geiger. ich möchte
eines wiffen." fagte fie dann. indem fie ihn ringend anfah. ..Kennft
du die Menfchen?"
„Ich kenne die vielen und die wenigen.“
..Was meinft du damit?“
„Ich weiß. daß die vielen roh und alltäglich find -* fie nennen
fich Menfchen und werden es nie. Aber die wenigen -“
„Die wenigen?“ *
„Die haben gelitten und ehren das Leid. Von jeder Kreatur."
..So bin ich immer nur an die vielen geraten."
„Das weiß ich."
„Wofür hältft du mich?"
Er fah fie mit feinen großen. dunkeln Augen an. Freia ftaunte.
wie fchön fie waren.
..Du bift das fchönfte Weib. das ich je gefehen habe. Es ift ein
Leichtes. dich fiir überirdifch zu halten. nicht von diefer Welt. Es
fchnierzt einen Mann. der die Erde lieb hat. Er möchte gern glauben.
daß es Wefen wie du auf Erden gibt. Aber ift nicht alles fterblich
Geborene irdifch? Oder bift du nicht fterblich?"
„Nein“
Sie weinte, Es war kein Entfeßen. das ihn da packte. fondern der
höchfte Flug feines Dafeins. Er fürchtete fie nicht. Er näherte fich
ihr. als wollte er den Saum ihres Kleides küffen. Durch den Nebel-
fchleier glühte jetzt matt. wie unter Tränen. die filberne Mittagsfonne.
..Warum weinft du?“
..Weinft du nicht auch mit deiner wahren Stimme. dort. auf der
Geige. die dir Gott gegeben hat?"
Er kniete vor ihr. ..Ich frage dich nicht. wer du bift. denn du haft
mich nicht gefragt. was die Menfchen den Künftler fragen. Wir kennen
uns lange. Laß' mich dir dienen. Ein häßlicher Zwerg im Wegftaub
der Königin - fo fieht es die Welt. Ein einfames Lichtlein fiir zwei
im Walde Verirrte - du für mich und ich für dich. So wiffen wir es.
Denn die Seelen find fich verwandter als die Körper.“

..Warum bift du ein häßlicher Zwerg?“
,.O. Vater - das fragt fich die Schönheit der Weltl"
„Wie?"
..Ich bin ent-erbt. Das fiehft du doch. Ich liebe und darf niäit lieben.“
..Ich verftehe dich nicht. Geiger. Zwerge find edle und mächtige Wefen. Sie kennen die Wege ins Innere der Welt. und der Himmel leuchtet ihnen noch im Kern der Erde. Wie oft habe ich niir gewünfcht: O. wär' ich ein Zwerg. Und häßlich? Die Menfchen fagen fchön und häßlich und verftehen es nicht . .
,.O. das ift wahr. Wie wahr es ift. kannft du nicht ermeffen."
..Vielleichtl Du ftolzer Geiger. trau-e niir nicht zu wenig zu, Und fei nicht traurig. Glaubft du. daß ich zu den vielen gehöre? Nun alfo. Ich fage dir. du haft keine Mißgeftalt. denn es ziemt keinem Gefchöpf. die Natur in fich felber anzuklagen. So. wie du bift. fo bift du gewollt. Etwas feltfames. feines. einziges. wie die Diftel dort. der bröckelnde Stein. die zottige Hummel. Du weißt es wohl nicht - ich kann es dir fagen: kein Tier will anders fein. als es ift. Im Körperlichen gibt es weder Reid noch Sehnfucht. Kein Frofch beneidet den Fafan um fein Gefieder. kein Fifch die Spinne um ihre acht Beine. Nun lachft du, Ia. es ift auch eines herzlichen Lachens wert. Web mir. ich kann auch nicht mehr lachen unter den Menfchen."
Fifelinus kniete noch. den wirr behaarten Kopf in die Hände ge-preßt. ..O. ich habe koftbare Iahre in dumpfem Kummer verpraßt. In fchwächlichem Selbftgenuß habe ich mich vereinfamt und die Menfchen gemieden, Warum bin ich dir nicht friiher begegnet? Doch neinl" Er erhob fich haftig. ..So ift es nicht] Ich konnte nicht anders leben] Leiden. überwinden. abfeits ftehenl Du bift anders gefchaffen. als ich] Du kannft nicht rnit mir verwandt fein!“ Er warf den Kopf zurück und betrachtete fie trohig. faft feindlich.
..Am Ende nur verwandt mit deiner Geige."
Er nickte fchwer. ..Ia. das wird es fein. Und diefe Geige ift kein Weib. Sie gibt mir alles. fagt mir alles _ aber ein Weib ift fie nicht. Weder Geliebte. noch Schwefter."
..Du wendeft dich? Du willft fchon gehen? Willft du mich aber-mals meiden?“
..Ich meide dich nicht - du begleiteft mich immer."
..Was foll ich dir fchenken?“

..Leb' wohl!“
..Ich will dir fagen. wer ich bin!"
..Nein. laß mir den Schleier] Ich brauche die Hülle des Möglichen]
Ich bin ein armfeliger Zwerg. aber beftändig von Riefengewalten um-
geben! Meine Mutter kannte ich nicht. aber ich weiß. daß mein Vater.
der fein Erdendafein fchimpflich verpraßt hat. mit einer hohen Fee auf
Verghöhen lebte! So wogt es in mir durcheinander] So hält es mich
unten als elenden Wurm und gibt mir die Flügel doch zu fonnigen
Gipfeln!“
..Meine Mutter war auch eine hohe Fee - -“
..Und dein Vater - _2“
..Ich kannte ihn nicht. Er war _ein Menfch."
..Ein Menfch _ - -?“
..Darum trag' ich. wie du. die Laft und den Flug in mir.“
..Das kann nicht fein] Wie ich? Wie ich?" Das kann ich nicht
dulden!“
Er ftürzte davon. Die Geige ließ er liegen. Sie hob fie auf. mit
wehem Staunen. wie ein verlaffenes Kind. und trug fie ihm nach.
Fortfeßung im nächften Heft.

Franz von Defregger:
Ein Tiroler Alter
(Nach einem unverÃ¶ffentlichten
OelgemÃ¤lde)

RVR-*kp
0'' 'kl-f(
UMWZKSW'
0'
&exe-**-

Knete Cajetan-Milner:

Etwas vom Wert der deutfchen Land-erziehungsheime

Es zweifelt heutzutage wohl keiner mehr daran. daß unfere Zeit einen ungewöhnlichen Verbrauch g-eiftiger Kräfte erfordert. und daß der Ausgleich ztvifchen Vermögen und Anforderung nur felten vorhanden ift. lleberall der Kulturmenfch mit feinen fenfibelft-en Anfprüchen. überall das Streben nach dem Neuen >- Originellen - noch nie Dagewefenen. Ein Wettringen auf allen Gebieten. viel ernftes Erkennen. Wollen und Streben nach Befreiung. Aber ebenfoviel 8erfahrenheit und Unklarheit. die das Gährende nicht zum Nußbringenden ausreift. Die Nerven-Sanatorien wachfen wie Pilze aus der Erde und. fo fchlecht organifiert fie meift find. fie haben alle ihre Gäfte. denn irgendwohin muß der Menfch mit fein-er Qual. mit feinem zerriitteten. überreizten verworrenen Gehirn. Es ift eine alte Tatfache: je höher die Kultur eines Volbes. um fo mehr Abnormität. Geifteskrankheit. Perverfitäten - mit der Ueberkultur geht es bergab und der Verfall beginnt. ,

Wie dem abhelfen -- wie ein Volk gefund und tatkräftig erhalten?

_ Mit der Gefundheitsfrage befchäftigt man fich ja heute genügend. Aerzte und Naturheilkundige bereichern den Büchermarkt täglich und man fällt aus einem Svftem ins andere, So wird probiert und kuriert. der eine hat Nußen. der andere Schaden davon. Und fchließlich - alte zerfahrene Kähne werden im Hafen geflickt. fo gut es geht. Aber die jungen. neuen Schiffe. die foll man ftark bau-en und befonnen. damit fie nicht fo leicht morfch und [eck werden.

Das Uebel bei der Wurzel packen. das ift das Wahre und Wirkliche. was erftrebt werden muß. Es wird auch erftrebt - aber mit welchem Mangel an rechter Erkenntnis? - Wollen wir uns ein gefundes Volk der Zukunft fchaffen und erhalten. fo muß die Reform der Schule und Erziehung noch eine ganz anders durchgreifende werden. Es ift da

fchwer genug für den Einzelnen. gegen das hergebrachte Shftem der Gefamtheit zu arbeiten - befonders bei den Deutfchen. die die große Mafchine nicht gern aus dem gewohnten Geleife bringen. und wo es faft unmöglich gemacht ift. daß Schule und Eltern Hand in .Hand arbeiten.

Die Debatten über das Hin und Wider der verfchiedenften Reformen im Unterriäftswefen nehmen kein Ende. Man kann fagen. daß die Technik der wiffenfchaftlichen Ausbildung einen gewaltigen Fortfchritt gemacht hat. Den Kindern wird das Lernen erleichtert. doch hat dies die Folge gezeitigt. daß von den kleinen Menfchen ein Uebermaß von allgemeinem Wiffen verlangt wird. Sie follen auf jedem Gebiet womöglich Spezialiften fein. ein gutes Zeugnis wird in allen Fächern von den Begabten erwartet.

Der Fehler. der von jeher der größte aller deutfchen Schulen gewefen. die Kinder mit unzähligen Weitfchweifigkeiten und mit Nebenfächlichem zu quälen. für die fie die genügende Reife noch nicht befißen. wird jetzt noch verfchärft - ftatt ihnen eine einfache Grundlage hauptfächlicher Werte zu geben. die fie fpäter ausbauen und fich je nach ihren Anlagen weiter bereichern können.

Man laffe fich bon einem klugen Kind. das eine gute Schule befucht hat. beim Austritt einen klaren Umriß der allgemeinen Weltgefchichte geben und man wird finden. daß es diefe Aufgabe nicht überfichtlich zu löfen vermag. Das Kind ift mit fo viel unwefentlichen Einzelheiten überladen worden. daß es die leitenden Ereigniffe nicht mehr aus dem allgemeinen Chaos zu löfen vermag. Und fo ift es fal't in allen Fächern. Ueberall ein Zuviel. felten Bilder. die mit bleibenden feften Strichen gezeichnet find.

Unfere Kinder haben vier. meift fiinf Schulftunden täglich. und felbft wenn eine von praktifcher Natur. wie Handarbeit. Singen. Turnen dazwifchen fällt. und wenn fie auch nach jeder Stunde ein paar Minuten Erholungspaufe haben. fo ift die Lernzeit doch eine bei weitem zu große. da außer ihren Privatausbildungen in Mufik ufw. noch wenigftens zwei bis drei Stunden Schularbeit fiir die oberen Klaffen verlangt wird.

Was bleibt da übrig für die Bewegung und Kräftigung des Körpers. die der Menfch zu feiner Entwickelung fo nötig braucht und die zur allgemeinen Feftigung der Gefundheit ihm allein helfen kann. in der

Unraft unferer Zeit im fpäteren Leben ftandzuhalten und zur Selbftändigkeit durchzudringen.
Wieviel einfichtiger auf diefem Gebiete ift das englifche Volk und wieviel gefünder und widerftandsfähiger hat es fich entwickelt! Dies liegt durchaus nicht nur in der Raffe und Veranlagung. fond-ern zum größten Teil liegt es daran. daß fie von jeher in klarem Erkennen die Erziehung ihrer Kinder zweckmäßig geftaltet haben. Die gleiche Veriickfichtigung geiftiger und körperlicher Pflege ift bei ihn-en ftets das leitende Moment. Das Kind lernt daher anfcheinend nur halb foviel. bleibt aber meift gefund. wird früher felbftändig praktifch und wir können nicht behaupten. daß der gebildete Engländer ebenfo wie die gebildete Engländerin im Durchfchnitt an Kenntniffen. die für das gewöhnliche Leben erforderlich find. anderen Nationen nachfteht. Iedenfalls haben fie nicht foviel körperlich und geiftig Verkrüppelte. Ein fachverftändiger Arzt ftellte vor einiger Zeit feft. daß in einer Anzahl dentfcher Schulen. deren Kinder er unterfucht. 90 Prozent nicht gefund d. h. bleichfüchtig waren oder zu Rü'ckgratverkrünimungeu neigten.
Es ift unglaublich. daß fo viele Eltern und Erzieher diefe Bedenken. die durch folche Tatfachen fich ihnen doch anfdrängen müffen. unbekiimmert einfchläfern und fich daran halten. daß die Jugend im allgemeinen dem Anfcheiue nach doch fröhlich heranwächft und blühend gedeiht. ,
Es ift ja auch. wie gefagt. fiir den Einzelnen nicht fo einfach. individualifierend vorzugehen.
Die Eltern haben mit der Schule zu rechnen. und die Schule hat das ihr gegebene Venfmn zu bewältigen. Und bevor nicht in dem Umfang und dem Gehalt diefes Venfnms von oben herab wefentliche Umgeftaltungen vorgenommen werden und der allgemeinen körperlichen Ausbildung mehr Zeit und Recht eingeräumt wird. werden wir unferer Jugend nicht helfen können. wie wir wollen.
In jedem Kind müßte von vornherein der Ehrgeiz zur körperlichen Ausbildung gleichmäßig mit dem zur geiftigen geweckt werden. Es müßte täglich feine Turn- und Spielftunden haben. genau fo konfequent durchgeführt wie der wiffenfchaftliche Unterricht. wie wir es in englifchen Lehranftalten und Familien finden,
Es ift ja mit Freuden zu begrüßen. daß in den leßten Iahren die englifchen Turn- und Lauffpiele fich auch in Deutfchland eingebürgert haben. und auch in vielen Schulen. nur nicht ge n u g. gepflegt werden.

Sie werden meift nur fport- und vergnügungsmäßig betrieben. und nicht. wie es fein follte. jedem Kind zur Vflicht gemacht.
Auch in das Unterrichtswefen bemühen fich einige in großen Städten erftandene Reformfchulen eine wefentliche Umgeftaltung dadurch zu bringen. daß fie nur drei Stunden jeden Morgen wiffenfchaftliche Lehrftunden erteilen und nur acht bis zehn Schülerinnen aufnehmen. deren Ausbildung ganz gewiß dadurch nur Gewinn haben kann.
Auch find die Bemühungen der fogenannten Wald- und Freiluftfchulen. folange fie vernünftig geleitet werden. zu riihmen. die wenigftens den bleichen Stadtkindern das Stubenhocken foviel wie möglich befchränken.
Aber gerade auf dem Gebiet der Neformfchule follte. foweit es die fozialen Verhältniffe erlauben. noch bedeutend erweitert werden.
Den richtigen Weg zur gefunden. zweckmäßigen Heranbildung des werdenden Menfchen zeigen. foweit es möglichft ift. die in den leßten zehn Jahren erftandenen Landerziehungsheime. deren erftes 1898 von Dr. H. Ließ in der Nähe von Jlfenburg gegründet wurde.
Die vortrefflichen Grundfäße. die Dr. Ließ dem Aufbau feines Unternehmens zugrunde legte. und ihre fachgemäße Ausführung hatten zur Folge. daß die Zahl der Zöglinge fich rafch vergrößerte. fo daß ein Teil des Jnftitutes nach Haubinda in Thüringen verlegt werden mußte.
Die Erfolge. die Dr. Ließ bei feinen Knaben erzielte. veranlaßte im Jahre 1900 Fran von Veterfenn in Stolpe-Wannfee im gleichen Sinne ein Erziehungsheim für Mädchen zu gründen. das ebenfalls rafch aufblühte. Da die Räumlichkeiten bald zu befchränkt wurden. und Frau von Beterfenn die Bedingungen in der Nähe Berlins nicht günftig erfchieneti. wanderte fie mit den älteren Schülerinnen nach Schloß Gaienhofen am Bodenfee. während Frau Angufte Bollert die Fortführung des Heims fiir junge Mädchen in Sieversdorf (Mark) übernahm.
Was die deutfchen Land-Erziehungsheime (D. L. E. H.) zu erftreben fuchen. ift. einer möglichft gleichmäßigen Entwickelung für Geift und Körper bei der ihr anvertrauten Jugend gerecht zu werden und fie fowohl wiffenfchaftlich wie praktifch in gleicher Weife tüchtig auszubilden.
Was in Vrivatfchulen nicht erreicht werden kann'. ift hier möglich: Lehrer und Schüler. die den ganzen Tag zufammenleben und arbeiten. ftehen in freundfchaftlicher Beziehung zueinander. Es ift vor allen Dingen im Sinn der D, L. E. H.. daß das Verhältnis der Lehrenden zu den Lernenden ein vertrautes ift. damit die Individualität des ein-

zelnen Kindes nicht verfchleiert und jedes nach feiner Eigenart berückfichtigt werden kann. Diefer Eigenart wird dann auch in den Unterrichtsftunden wefentlich Rechnung getragen. Fächer. für die dem einzelnen Kind gänzlich Begabung und Jutereffe fehlt. können vom Unterrichtsplan mit Einverftändnis der Eltern geftrichen werden. infoweit dies die gewünfchte Ausbildung erlaubt. die nach den verfchiedenften RiaWinsen und ganz nach dem Wunfche der Eltern ftattfinden kann.
* Der Lehrplan im allgemeinen lehnt fich an den der Oberrealfchule an. foweit dies mit deu pädagogifchen und didaktifchen Ueberzeugungen des D. L. E. H.-Gründers vereinbarlich ift. Vom 13. Jahre ab erhalten die Kinder auf Wunfch lateinifchen und griechifchen Unterricht. fo daß fie leicht zu einem Reformghmnafium übergehen können. oder ohne großen Zeitverluft die Vrüfung eines Ghmnafiums nachholen. auf dem fie die der Realfchule beftanden haben.
Die wiffenfchaftliche Ausbildung ift faft immer eine durchweg tüchtige und eine die Kinder erfreu-ende. da beim Unterricht alles Schablonenhafte vermieden wird. Der Lehrer bemüht fich. nichts zu bringen und zu fagen. was der Schüler nicht felbft finden kann. Alles tote Namen- und Zahlenwefen ift ausgefchloffen. Ebenfo wird der freie Vortrag des Lehrers möglichft vermieden, Die Stunden werden vielmehr in der Ari von Unterhaltung betrieben. was möglich ift. da in den Klaffen ja immer nur eine befchränkte Anzahl von Schülern fich befindet. Und es ift Ehrenfache eines D. L. E. H.-Lebrc1's. das Jltll'l'e'lle eines Schülers fo zu wecken. daß jeder Arbeitszwang fortfällt.
Es ift wunderbar und wird doch faft bei allen Kindern der Landerziehungsheime erreicht. daß fie vollfiändig aus eigenem Jutereffe fiir die einzelnen Stunden arbeiten und die ihnen geftellten Aufgaben ohne Zwang erledigen. trotzdem fie bei Unterlaffung nie geftraft werden.
Beim Unterricht werden vor allem der Kultur der Gegenwart die Stoffe entnommen. und die Vergangenheit wird nur foweit hereingezogen. als fie zum Verftändnis der Gegenwart dient. Mathematik und Naturwiffenfchafteu werden bei den Knaben im Zufammenhang mit dem modernen kaufmännifchen und induftriellen Leben unterrichtet. Und bei den Knaben fowohl wie bei den Mädchen wird als Hauptzweck immer im Auge behalten. das herauszuholen und zu lehren. was fie fpäter im praktifchen Leben am nötigften brauchen. So ift troß der befchränkten Arbeitsftundeu die Ausbildung fiir beide Teile eine vorzügliche. Die

Mädchen können fi>f bis zum Abiturientenexamen vorbereiten oder auch für befondere Berufe befondere Anleitung bekommen.
Gut ift es für die Kinder. daß fie fich gewöhnen miiffen. im freien Vortrag zu fprechen. wozu ihnen an jedem Sonnabend. wo der gewöhn- liche Unterricht ausfällt. Gelegenheit gegeben ift. Jedes Kind muß fich zu diefem Zweck ein beftimmt-es Thema vorbereiten. um darüber zu- fammenhängend vor allen anderen fprechen zu können.
Auch ift fehr erfreulich. daß vermieden wird. die Kinder im Unter- richt fowohl wie im Zufammenleben irgendwie politifch oder konfeffionell_ zu beeinfluffen - und daß der Religionsunterricht den Kindern aller großen Religionen das Gleiche geben kann: das unbefangene Verftänd- nis für den tiefften Sinn und Urfprung des chriftlichen Lebens.
Was die modernen Sprachen anbetrifft. fo wäre es wünfchenswert. daß die D. L. E. H.'s. wie fie es vorhatten. möglichft ausländifche Kräfte herauzögen. und daß die Kinder vor allem im Sprechen geübt wiirden. Dies ift noch ein wunder Punkt. der noch nicht in allen D. L. E. HFS ausgeglichen ift. hoffentlich aber mit der Zeit größere Beriickfichtigung findet.
Die meiften Stunden werden bei gutem Wetter in warmer Jahres- zeit im Freien gehalten. und viel Zeit des Tages für Spiel und Sport verwandt. Sehr gründlich wird jedes Kind in der Gartenarbeit unter- wiefen. und es ift eine Freude. die braunverbrannten. kleinen Gärtner und Gärtnerinnen mit Verftändnis und Eifer pflanzen. gießen. düngen. ja fogar Bäume okulieren und im Herbft ihre Ernte einheimfen zu fehen. Mitten aus dem Unterricht werden fie im Sommer. wenn ein Gewitter heraufzieht. geholt. um das Heu zu bergen. Für Hühner und anderes Getier müffen fie forgen. ja. in Gaienhofen hat man fogar eine Bienen- zucht angelegt. Und je nachdem es Intereffe und Gefundheit der ein- zelnen Kinder erfordert. werden fie mehr oder weniger mit häuslichen. ländlichen oder wiffenf>faftlichen Arbeiten befchäftigt. Jedes Mädchen muß einmal in der Woche in die Küche. um das Mittagbrot felbftändig oder helfend zubereiten.
Die Kofi ift kräftig und gut. Alle aufreizenden Nahrungsmittel. Gewürze. Kaffee. Tee. Alkohol werden gänzlich vermieden.
Viel Wert wird darauf gelegt. die Handfertigkeit und Gefchicklich- keit zu entwickeln. Es wird felbft angeftrichen. tapeziert. ja eine Hafen- mauer haben fich die Gaienhofener Mädchen felbft gebaut. Statt zier- licher. fpielerifcher Handarbeit lernen fie Befen binden und Körbe flech-

ten. während die Knaben Tifchl-er- und Drechslerwerkftätten haben. Gezeichnet wird ftets nach der Natur. ebenfo viel modelliert. aueh ift man bemüht. die mufikalifchen Tal-ente befonders auszubilden. Sehr abgehärtet wird das junge Volk der Landerziehungsheime. Priiderie und falfches Schamgefühl darf nicht aufkommen. Nackend laufen fie täglich in den See und fonnen fich auf den Badewiefen. Es ift da freilich eine ernfte Aufgabe der Erzieher. diefe körperliche Trainierung nicht zu übertreiben und Maß zu halten. ebenfo bei den oft anftreugenden Fußtouren und Reifen. die fie unternehmen. denn es werden immer einige zart-e Naturen unter den Kindern fein. denen ein Zuviel fchadet und die gegen die Einfliiffe von Luft und Waffer empfindlicher find als die anderen.

Jm ganzen aber machen die Kinder diefer D. L. E. H. s einen vollftändig anderen Eindruck als unfere fonftige heranwachfende Jugend. Es geht ein frifcher. natürlicher Zug durch diefe braungebrannte arbeitsluftige Schar. und die konfequente Erziehung zur größten Einfachheit tut ihnen fehr wohl. Sie fchlafen in ziemlich harten. eifernen Betten unter Wolldecken in großen luftigen Zimmern. die fie felbft reinigen und in Ordnung halten niüffen. Sie tragen alle die gleichen. einfachen und praktifchen Anzüge (Matrofenkleidung). laufen aber bei der Arbeit uieift in Hofen und Schürzen herum. Und wenn man ihnen auf Ausflügen begegnet. find fie von weitem an ihren leuchtenden roten Mühen zu erkennen.

Da. wo Knaben- und Mädchenheime nahe beieinander liegen. wird dafiir geforgt. daß die Kinder fich gegenfeitig kennen lernen und öfter zu Spielen zufammenkommen,

Auf den Reifen. die fie mit ihren Lehrern zweimal im Jahr. Frühling und Herbft. unternehmen. dürfen fie. obgleich immer ein Erwachfener zur Begleitung als Freund und Kamerad bei ihnen ift. fich ganz nach Wunfch einrichten. um an ihren Erfahrungen lernen zu können. (Diefe gewiffe perfönliche Freiheit. die ihnen auch während der Schulzeit in ihren freien Stunden gegeben wird. fchafft den Kindern das befondere Glücksgefühl.) Alles. was geeignet ift. Disziplin. Umficht und Selbftüberwindung. vor allem aber Selbftändigkeit zu entwickeln. wird ihnen auf folchen Reifen mögliihft geboten. So lange fich diefe Ferientouren auf Fußwanderung-en und Fahrten in fchön-e Gegenden befchränken. find fie nach meiner Anficht fehr zu begrüßen. Jedoch follte der Aufenthalt in Städten möglichft ausgefchaltet werden. Es

wird fo manches fenfible und nervös veranlagte Kind in diefe .Heime gebracht. damit es fich im Gleichmaß der Tage und ländlicher Ruhe gefund entwickle. Und diefen Werdegang follte man dann nicht durch zu viel andere Eindrücke. die fie fpäter im Leben genug haben können. ftören.

Auch fonft follten die Vorfteher nicht glauben. man müßt-e den Kindern. weil fie auf dem Lande leben. noch befondere Vergnügungen und Abwechflungen während der Schulzeit bieten. Gerade weil fie auf dem Lande leben. haben fie ja viel mehr Freuden wie di-e *Stadtkinden und dazu. daß fie keine Theater und Konzerte befuchen und nicht in Mnfeen herumlaufen. kann man nur Gott fei Dank fagen.

Es ift natürlich nicht leicht für die Leiter und Leiterinnen der D. L. E. .HF-s. alledem gerecht zu werden. was den vielfeitigen Wiinfchen und ihren idealen Zielen entfpricht. und es gehört eine große Aufopferung und das Einfeßen einer vollen Perfönlichkeit dazu. um einem folchen Heim in richtiger Weife vorftehen zu können.

Aber die jeßigen Landeserziehungsheime. foweit fie mir bekannt. find von vorzüglichen Kräften gegründet. die foviel als möglich verfucht haben. die richtigen Menfchen zur Mitarbeit heranzuziehen. Ich weiß. mit wieviel Kampf nnd Schwierigkeit das verbunden ift. und wie dann immer noch fo manches bleibt. was nachhinken muß.

Ein wichtiges und fehr wünfchenswertes Moment ift. daß die DL. [GH-Leiter verftändig genug bleiben. in die einzelnen Anftalten nur eine befehl-änkte Anzahl von Schülern aufzunehmen. nicht mehr als dreißig. da fonft die großen Werte diefer fchönen Unternehmung in Frage kämen. und auch die Kraft der Vorfteher zu fehr aufgebraucht wiirde. Diefer kleinen Schar aber können fie fich dann voll und ganz widmen. fo daß ein jedes nicht das Gefühl hat. die fchablonenhafte Nummer einer Organifation zu fein. fondern fich als Mitglied »einer Familie fühlt, Und in diefe Familie können Eltern. denen die Bedingungen in Stadt und Schule nicht genügen. ihr Kind getroft fenden. Und fie follten dann. wenn es ihnen möglich. fich manchmal perfönlich überzeugen. wie diefe Landkinder aufblühen und wie fie in den Heimen leben. Das wird ihnen Freude und Genugtuung bringen *- und vielleicht auch ein wenig Bedauern: felbft dort nicht noch einmal jung fein zu können.

Knut Hamfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers,
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Norwegifihen von Pauline Kleider
WWF-ighk MLU W silber-t Zange-n. Munich,
Fortfeßung

Nils ftel)t auf. ich aber bleibe fißeu. Nils betrachtet fich das Wetter und prophezeit einen fchönen Morgen. dann fchwaßt er noch ein bißchen von demguten Gras im Garten. das auch gemäht werden müßte.

..Bleibft du noch fißen?" fragte er plößlich.

„Ia, Warum? Nein. ich geh beffer wohl auch hinein."

Nils macht ein paar Schritte. dreht aber wieder um und fagt:

..Du follteft nicht länger hier fißen bleiben. fondern mit hinein-gehen."

..So. meinft du?" erwidre ich und erhebe mich fogleich; denn mir geht ein Licht auf.

Nils ift nur gekommen. mich wegzuholen. und er hat eine Abficht dabei.

Sollte er mich durchfchaut haben? Aber was war denn da zu durchfchanen? Wußte ich denn felbft. warum ich ins Shringenwäldchen gegangen war? Ich erinnerte mich jeßt. daß ich auf dem Bauch gelegen und an einem Grashalm gekaut hatte. Im obern Stock des Wohnhaufes war ein gewiffes Fenfter erleuchtet; das hatte ich betrachtet. Das ift alles.

..Ieh bin zwar neugierig. aber was ift denn los?" frage ich Nils.

„Nichts“ erwidert er. ..Die Mädchen fagten. du wärft hier. und fo ging ich herunter. .

..Dann haben mich alfo diefe Mädchen durchfchaut.“ dachte ich. un-

angenehm berührt. ..Es ift Ragnhild. das Teufelsmädchen; und fie ift fo durchtrieben. fie hat natürlich viel mehr gefagt. als Nils verraten will. Und wie. wenn mich die gnädige Frau felbft von ihrem Fenfter aus gefehen hätte?"

O. von nun an wollte ich den Reft meines Lebens kalt wie Eis fein. Das war mein fefter Entfchluß!

K

Ragnhild hat es jeßt fehr leicht. Der dicke Läufer auf der Treppe dämpft ihre Schritte; nun kann fie hinauflaufen. fo oft fie will. und jeden Augenblick lautlos wieder herunterhufchen. fo bald man fie braucht.

..Ich verftehe mich nicht mehr auf die Gnädige." fagt Ragnhild.

..Run ift fie doch wieder da und follte froh und vergnügt fein; aber fie weint und fchluchzt nur. Heute hat der Kapitän zu ihr gefagt: ..Sei nun ein wenig vernünftig. Luife." fagte er. ..Ach verzeih. ich will es nie wieder tun.“ erwiderte die gnädige Frau; und nun weinte fie. weil fie unvernünftig gewefen war. Aber daß fie es nie wieder tun wolle. das hat fie nun feit ihrer Rückkehr jeden Tag gefagt und es doch immer wieder getan. Die Aermfte. heute hatte fie fo heftig Zahnweb. daß fie laut weinte . . .“

..Geh du jeßt wieder zum Kartoffelhacken." unterbricht fie Nils.

..Heut haben wir keine Zeit zum Schwaben."

Dann gebt es wieder aufs Feld hinaus; alle müffen mit. Ach. wir haben fo viel zu tun! Der Knecht hat Angft. das Korn könnte aus-wachfen. deshalb will -er es lieber fo rafch wie möglich einfahren. Gut! aber dann müffen wir das meifte fofort drefchen und das Korn auf allen Fußböden in den Wirtfmaftsgebäuden ausbreiten; ja felbft auf dem Boden der großen Gefindeftube liegt eine Lage Korn zum Trocknen. Und haben wir ni>jt fonft noch Eifen im Feuer? O doch. viele. viele. und alle find weißglühend. Das Wetter hat fich verändert. und es kann noch fchlechter werden. deshalb darf nichts aufgefchoben werden. Wenn gedrofchen ift. müffen wir das Stroh gleich hacken und im Vieh-ftall in Verfäjlägen einfalzen. fonft verdirbt es. Ob wir dann fertig find? O nein. es glühen noch viele Eifen in unferer Effe. Grindhufen und die Mägde hacken die Kartoffeln heraus. Als das Wetter fich für ein paar Tage aufhellt. benüßt Nils die koftbare Zeit. ein paar Dußend Morgen Roggenland einzufäen. Der Kleinknecht muß dann ordentlich

mit der Egge darübergehen. und Lars Falkenberg pflügt unentwegt weiter. Der gute Lars hat fich drein gefunden und ift. feit die Herr-fchaft zurück ift. ein großer Pflüger geworden. Wenn das Erdreich auf dem Acker zu weich wird. bricht er Wiefen um. und nach ein paar Tagen mit Wind und Sonnenfchein pflügt er wieder Aecker,

Alles geht gleichmäßig und ficher vorwärts; nachmittags ift auch der Kapitän mit draußen und hilft mir. das letzte Getreide einfahren. Der Kapitän ift kein Schwächling bei der Arbeit; groß und ftark ift er und dabei fehr gefchickt. Er ladet den Hafer auf; nun ift er fchon am zweiten Wagen.

Da fehe ich die gnädige Frau auf dem Wege daherkommen. jekt eben geht fie quer übers Feld auf uns zu. Ihre Augen glänzen; es gefällt ihr wohl. ihren Mann bei folcher Arbeit anzutreffen.

..Gott fegne deine Arbeitl“ fagt fie,

..Vielen Dank.“ verfeßt der Kapitän.

..So fagt man bei uns im Norden." fährt fie fort.

„Wasl"

..So fagt man bei uns im Norden."

..Jawohl."

Der Kapitän unterbricht feine Arbeit nicht; und da die Garden rafcheln. verfteht er nicht immer. was fie fagt. Er muß oft zweimal-fragen. und das ärgert beide.

..Jft der Hafer reif? fragt fie.

..Jg gottlob."

..Aber er ift doch wohl noch nicht ganz trocken?“

..Ich verfteh nicht. was du fagft.“

..Ich hab nichts gefagt.“

Eine lange. ftumme Verftimmung. Der Kapitän verfucht zwar ab und zu ein luftiges Wort hinzuwerfen. bekommt aber keine Antwort.

..Sofo. du kommft. um zu infpizieren.“ fagt er im Scherz. ..Bift du auch auf dem Kartoffelacker drüben gewefen?“

..Nein.‘‘ antwortet fie; ..aber ich kann ja hingehen. wenn du mich hier nicht magft.“

Es war fehr ungemütlich. und ich mußte wohl die Stirne etwas gerunzelt und mein Unbehagen gezeigt haben. Da erinnerte ich mich plößlich. daß ich ja auch aus einem gewiffen Grunde kalt wie Eis fein wollte. und fo runzelte ich die Stirne noch mehr.

Da fah mich Frau Falkenberg feft an und fragte:
..Warum machft du denn fo ein böfes Geficht?"
..Was - du machft ein böfes Geficht?" fagt auch der Kapitän und zwingt mich damit zum Lachen,
Frau Falkenberg greift fofort zu und fagt:
..So. jetzt konnteft du auf einmal hören.“
..Ach Luife.“ erwidert er nur.
Da verdunkeln fich ihre Augen; einen Augenblick fteht fie unbeweglich da. dann aber läuft fie mit tief gefenktem Kopf hinter die Korndieme und fchluchzt laut.
Der Kapitän geht ihr nach und fragt: ..Was haft du denn. Luife? Sag es mir doch!“
..Nein. nein. es ift nichts. Geh nur. geht" erwidert fie.
Ich höre. daß fie fich hinter der Dieme erbricht und ein wenig jammert: ..Ach Gott. hilf mir!“
..Meine Frau fühlt fich heute recht unwohl; wir andern verftehen das nicht recht." fagt der Kapitän.
..Es foll eine Seuche in der Gegend herumgehen." erwidre ich. nur um etwas zu fagen. ..Eine Art Fieber; ich hab es auf der Poft gehört."
..So? Da hörft du's. Luifel" rief er. ..Es geht eine Seuche herum; du wirft fehen: die haft du.“
Frau Falkenberg gab keine Antwort,
Der Kapitän und ich luden wieder Garben auf. und je weiter wir vorrückten. defto weiter zog fich Frau Falkenberg wohl zurück; aber fchließlich nahmen wir die leßte Garbe weg. und nun ftand fie vor uns. wie auf etwas Böfem ertappt. Sie fah nach der plößlichen Uebelkeit fehr bleich aus.
..Soll ich mit dir nach Haufe gehen?" fragte der Kapitän.
..Reim ich danke. Durchaus nicht." erwiderte fie und wendete fich zum Gehen.
Da blieb der Kapitän draußen und lud Getreide auf bis zum Feierabend.
'c 'l
1'
Aber dann war ja alles wieder in Unordnung.
Ach. wie fchwierig war es doch für alle beide. für den Kapitän und auch für feine Frau!

lind es war ja natürlich auch nicht etwas. was mit ein wenig
gutem Willen von beiden Seiten. wie alle klugen Leute fagen würden.
wieder hätte ins Geleife kommen können; es war etwas Unüberwind-
liches. ein Wirrfal auf dem Grunde ihrer Herzen. Zum Schluß hatte
die gnädige Frau fich überdies kurzerhand gegen ihre ehelichen Pflichten
aufgelehnt und verfchloß nun abends ihre Türe; Ragnhild hatte den
Kapitän durch die Tür gekränkt mit ihr reden hören,
Aber für heute abend habe der Kapitän eine Unterredung auf dem
Zimmer der gnädigen Frau verlangt. ehe fie fich fchlafen lege. und da
gebe es eine neue Auseinanderfeßung. Beide hätten gewiß den beften
Willen. alles wieder gut zu machen; aber es fei unausführbar. es fei
zu fpät. - Wir. Nils und ich. fißen noch in der Küche und hören
Ragnhild zu. und ich habe Nils noch nie fo mutlos gefehen wie heute.
..Wenn es diesmal wieder nicht gut abläuft. dann ift es vorbei."
fagt er. ..Schon im Sommer hab ich mich gefragt. ob der Gnädigen
nicht eine ordentliche Tracht Prügel gehörte; aber jeßt feh ich ein. daß
es Verrücktheit bei ihr ift. Hat fie gefagt. fie wollte wieder auf und
davon?"
..Ja fie fpielte darauf an.“ antwortete Ragnhild. Und dann er-
zählte fie ungefähr folgendes:
..Es fing damit an. daß der Kapitän fragte. ob fie nicht meine.
fie habe die Seuche. die hier herumgehe; aber Frau Falkenberg meinte.
das fei doch wohl kein-e Seuche. daß fie fo einen Widerwillen gegen ihn
habe. - ..Haft du fo einen Widerwillen gegen mich?" - ..Ja. ich könnte
gerade herausfchreien. Du haft den Fehler. daß du fo fchrecklich viel
ißt.“ - ..So. ich effe fo viel?" fagte der Kapitän. ..Jch weiß nicht. ob
das gerade ein Fehler ift. es ift eine Eigenfchaft. und es gibt doch kein
vorgefchriebenes Maß. wieviel man effen fall." - ..Nein. aber wenn ich
dir fo lange zufehen muß. wird mir übel. und dann muß ich mich er-
brechen." - ..Jeßt trinke ich aber jedenfalls nicht zu viel." fagte er; ..das
ift doch immerhin etwas beffer als früher." - ..Aäj nein. es ift viel
fchlimmer als frühen" - Nun fagte der Kapitän: ..Gerade heraus-
gefagt. meine ich. du könnteft wohl ein wenig naohfichtig gegen mich
fein. dafiir daß ich - für das. was du mir im Sommer angetan haft."
- ..Ja. du haft recht." entgegnete feine Frau; und dann fing fie zu
weinen an. - ..Es plagt und wurmt mich Tag und Nacht. aber ich habe
jedenfalls noch kein Wort zu dir gefagt.“ wendete der Kapitän ein. -
„Ach nein. ach nein!“ fchluchzte fie und weinte noch heftiger. - ..Und

ich habe dich doch auch aufgefordert. zurückzukehren.“ fuhr er fort. Aber nun dachte fie wohl. er rechne ihr zu viel vor; fie weinte nicht mehr. fondern warf den Kopf in den Nacken und fagte: ..Es wäre viel beffer gewefen. du hätteft mich nicht aufgefordert. wenn ich nur zu diefem hierher zurückkehren follte.“ - ..Wozu zurückkehren?" fragte er. ..Du tuft jeßt genau ebenfo. was du willft. gerade wie früher. aber du kümmerft dich um nichts. nicht einmal den Flügel rührft du mehr an. Du wirft nur immer fchwieriger zu behandeln und meinft. nichts fei gut genug für dich. und mir fchließt du am Abend die Tür vor der Rafe zu. Aber. bitte. riegle nur zul" -2 ..Reim du felbft bift fchwer zu behandeln. das kann ich dir jagen." warf fie ein. ..Beim Aufftehen und Schlafengehen denke ich immer: Gib dir nur alle Mühe. daß er nicht an den Sommer erinnert wird. Du fagft. du fpielft mit keinem Wort darauf an. O doch. mein Freund. es vergeht ni>it viel Zeit zwifchen dem einen und dem nächften Mal. bis du es mir wieder an den Kopf wirfft. Einmal hatte ich mich verfprochen und Hugo zu dir gefagt. Und was haft du da getan? Da hätteft du mich wohl ein wenig ftreicheln und mir darüber weghelfen können; aber du machteft ein finftres Geficht und fagteft: Ich bin nicht der Hugo. Ach. ich wußte recht wohl. daß du nicht der Hugo warft. und fchalt mich felbft genug dafiir. daß mir das Wort entfchlüpft war." _ ..Das ift es ja gerade.“ fagte der Kapitän. ..Vereuft du die Gefchichte mit Hugo auch wirklich?" - ..Iawohl.‟ erwiderte feine Frau. ..ich bereue fie." - ..Es kommt mir nicht fo vor.“ warf er ein; ..du bift ja ebenfo hochfahrend wie früher.“ - ..Und du. was bift denn du?“ fiel fie ihm ins Wort. ..Hätteft du vielleicht nichts zu bereuen?" - ..Du haft zwei Photographien von Hugo auf deinem Flügel ftehen. und du machft durchaus keine Anftalten. fie wegzunehmen. obgleich ich dir nicht nur einmal. fondern wohl fünfzigmal gezeigt habe. wie fehr ich es wünfche. ja dich geradezu darum angefleht habe.“ - ..Du quälft dich ja fchrecklich um diefe Photographien ab.“ fagte fie. - ..Ja. aber verfteh mich recht; wenn du fie jeßt entfernft. jeßt. nachdem ich dich wohl fünfzig mal darum gebeten hatte. hat es keinen Wert mehr für mich. Es hätte nur ein bißchen weniger Unverfrorenheit bewiefen. wenn du die Bilder an dem Tag. wo du wieder hierherkamft. verbrannt hätteft. Statt deffen liegen. hier in deinem Zimmer auch noch Bücher mit feinem Namen herum. und das Tafchentuch ift auch mit feinem Buchftaben gezeichnet.“ - ..Ah das ift nur Eiferfucht von dir. ich verftehe nicht. was das zu fagen hat."

. Nach H a n H o l bein dem jiingern:
Die Madonna des BÃ¼rgermeifters Meyer.

vxÃŸkxa
' 0- rn(
vun-cut''
0e
Cart-*onen*

widerfprach Frau Falkenberg. ..Jch kann ihn doch nicht geradezu tot-
fchlageu. wie du fo gern haben möchteft; und das würde auch meinen
Eltern nicht gefallen. ich habe doch mit ihm zufammen gelebt und bin
mit ihm verheiratet gewefen.“ - ..Mit ihm verheiratet?" - ..Ja. fo
fage ich. und nicht alle betrachten Hugo und mich fo. wie du es tuf -
Da fchwieg der Kapitän eine gute Weile und fchüttelte nur immer den
Kopf. - ..Uebrigens bift du auch ganz allein fchuld daran.“ begann
Frau Falkenberg wieder. ..Du bift damals mit Elifabeth fortgefahren.
obgleich ich dich gebeten hatte. zu Haufe zu bleiben. Damals ift es ge-
blieben; wir hatten an dem Abend viel getrunken; alles drehte fich vor
mir im Kreife.“ - Noch immer erwiderte der Kapitän nichts; erft nach
einer Weile fagte er: ..Ja. es war unrecht. daß ich damals wegfuhr." -
..Ja. das war es." fchluchzte Frau Falkenberg und brach wieder in
.Tränen aus. ..Du wollteft nichts hören. Und immer wirfft du mir
nun das mit Hugo an den Kopf. aber du denkft nicht daran. was du
felbft getan haf _- ..Der Unterfchied ift nur der.“ ergriff der Kapitän
das Wort. ..daß ich mit der Dame. an die du denkft. niemals zufammen-
gelebt habe. nie mit ihr verheiratet gewefen bin. wie du das nennft.“ -
Darauf atmete Frau Falkenberg nur tief auf. -- „Niemals“ wieder-
holte der Kapitän. und fchlug mit der Hand auf den Tifch. Seine Frau
zuckte jäh zufammen und fah ihn ftarr an. ..Aber dann begreif ich
nicht.“ fagte fie endlich. ..warum du immer fo hinter ihr her warft und
dich im Gartenhaus und in allen Ecken mit ihr verfteckteft?“ fagte fie.
*- ..Nein. du bift im Gartenhaus gewefen. nicht ich.“ warf er ein. -
..Ja. immer muß ich es fein." fagte fie. ..du nie.“ - ..Nein. der Grund.
warum ich mich mit Elifabeth einließ. war kurz und gut der. daß ich
dich wiedergewinnen wollte.“ fagte der Kapitän. ..Jch hatte dich ver-
loren und wollte dich wiedergewinnen." - Da überlegte Frau Falken-
berg eine Weile. dann fprang fie auf. umfchlang ihn mit ihren Armen
und rief: ..Dann haft du mich ja do>j lieb gehabt] Jch hatte geglaubt.
das fei vorbei. du warft mir auch feit vielen Jahren fchon fo fern-
geriickt. weißt du es noch? Alles war verkehrt. ich glaubte nicht . . .
Jch wußte nicht . . . Aber dann haft du mich alfo doch lieb gehabt]
Aber. dann ift ja alles gut." - ..Seh dich nur wieder." fagte er; ..das
einzige ift. daß noch etwas dazugekommen ift." - ..Was? Wiefo etwas
dazugekomnien?" - ..Siehft du. nun haft du es vergeffen. Darf ich
nun fragen. ob du das auch wirklich bereuft. was dazu gekommen ift?“
- Da wurde die gnädige Frau wieder ganz bitter und fagte: ..Ach. du

meinft Hugo. Das ift nun einmal gefchehen." - ..Das ift keine Antwort auf meine Frage.“ - ..Ob ich es wirklich bereue? Und du. bift du ganz ohne Schuld?" - Jeßt ftand der Kapitän auf und wanderte im Zimmer hin und her. ..Das Schlimmfte ift. daß wir keine Kinder haben.“ begann Frau Falkenberg wieder. ..Jch habe keine Tochter. die ich zu einem beffern Menfchen erziehen könnte. als ia) einer bin.“ - ..Jch habe auch daran gedacht.“ verfeßte der Kapitän. ..und vielleicht haft du Recht!“ Darauf wendete er fich rafch nach ihr um und fügte hinzu: ..Es ift ein fchweres Erdbeben über uns hingegangen. Luife; aber follen wir beiden Ueberlebenden nun nicht feft zugreifen und die Balken und den Schutt und alles. was uns feit Jahren begraben hat. wegräumen. damit wir wieder aufatmen können? Du kannft noch eine Tochter bekommen.“ - Da ftand Frau Falkenberg auch auf und wollte etwas fagen. brachte es aber nicht heraus. ..Ja." fagte fie nur. ..Ja.“ fagte fie noch einmal. - ..Du bift jeßt aufgeregt und müde; aber denk nachher ein wenig darüber nach. Gute Nacht. Luife.“ - ..Gute Nacht!" fagte auch fie.

11.

Der Kapitän machte dem Knecht Nils eine Andeutung. daß er den ganzen Wald fchlagen laffen wolle oder die Stämme auf der Wurzel verkaufen. Nils meinte. der Kapitän wolle das tun. damit nicht no>f mehr fremde Leute auf den Hof gezogen würden. ..Es fteht gewiß wieder ebenfo fchlecht wie früher zwifchen ihm und feiner Frau.“ fagte er.

Wir find jeßt bei der Kartoffelernte; und da wir nun einmal foweit gekommen find. haben wir es nicht mehr gar fo eilig. Aber wir haben doch recht viel zu tun; mit dem Pflügen find wir noch im Rückftand. und deshalb pflügen jetzt Lars und ich auf dem Acker und den Wiefen. '

Der Knecht Nils. diefer fonderbare Menfch. fand. es fei wieder fo unbehaglich auf Oevrebö. er möchte am liebften feine Stelle aufkündigen und feiner Wege ziehen; dann aber wollte er die Schande. daß er aus dem _Dienft gelaufen fei. doch nicht auf fich nehmen. Er hatte feine eignen beftimmten. durch viele Generationen ererbten Begriffe von Ehre. Ein Knecht auf einem großen Hof mußte fich anders benehmen als irgend ein hergelaufener Knecht. und überdies war er hier noch nicht lange genug gewefen. Oevrebö war heruntergekommen gewefen. als er hier anfing. und es gehörten viele Jahre dazu. es wieder
- ---,1

hinaufzubringen; erft in diefem Jahre. wo er ordentliche Mannshilfe gehabt hatte. war er imftande. das Gut mit Nußen umzutreiben. Aber von jeßt an konnte er die Früchte feiner redlichen Arbeit auch wirklich fehen. Solch eine Ernte] Welche prachtvollen Aehrenl Der Kapitän fah auch feit vielen Jahren zum erftenmal mit Erftaunen und Dankbarkeit eine fo *reiche Ernte, Er konnte in großen Partien verkaufen.
Aber dann war es ja ganz finnlos von Nils. jeßt Oeprebö verlaffen zu wollen. Er wollte natürlich einen kleinen Befuäj in feiner etwas weiter im Norden gelegenen Heimat machen; und nachdem alle Kartoffeln herausgenommen waren. gewährte er fich einen zweitägigen Urlaub, Er hätte wohl einen triftigen Grund dazu. wollte vielleicht fein Mädchen treffen. dachten wir andern; und als er dann zurückkam. war er fleißig und tüchtig wie immer und tat feine Arbeit wie zuvor.
Eines Tages faßen wir beim Effen in der Küche. als wir Frau Falkenberg in großer Erregung durch den Haupteingang herauskommen und den Weg hinunterlaufen fahen. Der Kapitän kam hinter ihr drein und rief: ..Luifei Aber Luife. wo willft du hin?"
Sie aber erwiderte nur: ..Laß mich in Ruhe!“
Wir fahen einander an; Ragnhild ftand vom Tifch auf. um der gnädigen Frau nachzueilen.
..Ja. das ift recht." fagte Nils fo ruhig wie immer. ..aber geh zuerft ins Wohnzimmer und fieh. ob fie die Photographien weggetan hat."
„Sie ftehen immer noch da.“ entgegnete Ragnhild im Hinausgehen.
Auf dem Hofe hörten wir den Kapitän zu Ragnhild fagen:
..Geh und fieh nach meiner Frau. Ragnhild."
Niemand überließ die gnädige Frau ihrem Schickfal; alle waren beforgt um fie.
Fortfeßnng im nächfteu Heft

Leopold Wollmar:

Die Naturbiihne

Jft es eine neue Richtung in der dramatifihen Dichtung. die vdn der Bevorzugung der Natur-Bühne ihren Beginn nehmen will. wie neuerdings behauptet wird?

Wenn wir uns im Freien ergehen. und hier und da nach irgend einer Stelle in der Landfchaft ftreben. weil der oder jener Blick uns wohlgefällt. fo find es immer diefelben Gegenftände. die uns anziehen: Berg und Baum. Strom und Felder. Gebäude und Tal. wohl auch Küfte und Meer. Aber durch die Verfäfiebung diefer Gegenftände beginnen in der Natur fich Anfänge deffen wahrnehmbar zu machen. was für uns Kunft ift.

Wird es nun vielleicht in einer Gefellfchaft. die in einer fchönen Landfchaft fich tummelt. lebendiger. und fängt Lied und Gefang nicht nur. fondern auch Spiel und Tanz an. fi>) zu regen. fo wird der reizvolle Ort zum nnvorhergefehenen Schauplatz. und aus dem natürliäfen Grunde erwächft ein neues. wenn auch der Landfchaft genaueftes. fo doch ungewöhnliches Bild. das von vornherein in der freien Natur nicht liegt. Wir Menfchen. die wir für uns ja auch Natur find. find hinzugetreten. Es erwuchs Natur aus Natur. und dennoch daraus. abfichtslos. weitere Keime der Kunft.

Nun braucht nur noch ein Wille bewußt folche Vorgänge hervorzurnfen. und anftatt der von felbft gewordenen Vorgänge abfichtliche hier eintreten zu laffen. und wir haben den natürlichen Schauplaß. zu dem. wenn einfichtsvoll gewählt. die hinzugekonimenen Menfchen und Dinge fo vortrefflich ftimmen. als wenn fie von vornherein dazu gehört hätten.

Man wird vielerorten dergleichen gehabt haben. Man denke auch an die großen Veranftaltungen. die fich auf einem alten. gefchichtlichen Boden bewegen. wie die in Meran. Dinkelsbühl. Rothenburg a. T. und andere mehr.

Es ift neuerdings die Aeußerung in die Welt gegangen: ..Das Schaufpiel gehört nicht in die Natur“; das will jagen: die Kunft gehört:

nicht in die Natur. Wenn aber die Kunft nicht in die Natur gehört. dann war das Schaufpiel der Hellenen und Römer ein weltgefchiGtlicher Mißgriff und eine menfchheitliche Torheit. Sehr richtig! Die Kunft. an die bei diefem Ausfpruch gedacht worden ift. gehört nicht in die Natur. Was in Wirklichkeit Kunft ift. das gelangt oft von felbft. gewöhnlich faft ohne unfer Zutun. in die freie Natur. und in das. was wir im allgemeinen Natur nennen. Immer erft durch die Natur hindurchdringen muß die Kunft. wenn der Einzelne fchafft und echte Kunft geben-will. Das ift mit aller Kunft fo. mag fie redende oder bildende fein.
Gehört die Kunft in die Natur oder nicht?
Wenn dann vor unferen Augen Menfchen in anregende Gegenfeitigkeiten zueinander treten. wenn fie durch allerlei Intereffen und unmittelbare Empfindungen oder vielleicht erfchütternde Leidenfchaften ihre Beziehungen zueinander in wirkungsvolles Wefen und Handeln umfeßen. wenn fie durch ein lebendiges Hin und Wider ihrer Wünfchc und Begierden und Beftrebungen in hinreißender Bewegung durcheinander getrieben werden und durch köftlich ergößende Erlebniffe oder entfeßliches-zermalmendes Schickfal die innerfte. feelifch mitempfindende Anteilnahme ihrer zufchauenden und es mitzuerleben meinenden Mitmenfchen erweiken. daß wir leicht erheitert oder ebenfo menfchlich niedergefihmettert. wie übermenfchlich und weihevoll erhoben. man möchte fagen. wie in ein Ewiges emporgehoben. auseinandergehen. fo bewegt fich dies. wie auf dem Boden der menfchheitliihen Natur. fo auch im letzten Grunde auf dem gewachfenen Boden der Erde. der nur hier und da in der Aufwärtsbewegung der Zeiten durch unfere Kultur über diefe urwüchfige Grundlage herausgehoben ift in die kulturgefchaffenen Werke. die uns durch gefchloffene Räume und intime Dafeinsgelegenheiten gegeben find. Aber an und für fich gehören diefe Dichtungen in die freie Natur. wie alles. was Leben aus ihr genommen hat. und fein Leben in ihr weiter führt.
Auch wir Menfchen find ja Natur. und aus den Verfchiebungen der Menfchen gegeneinander - und ihrer äußeren Beftandteile in den bildenden Künften - entwickelt fich die Kunft. die diefe wechfelnden Verfchiebungen alles Natürlichen zum Vorwurf nimmt. und fie gefeßmäßig nach den unabänderlichen Geboten der Naturnotwendigkeit weiter ausgeftaltet. Das Schaufpiel der menfchlichen Schöpfungen. das fich auf dem Boden des Menfchentums regt. bewegt fich eben als Gleiches bei Gleichem und befindet fich in feiner ureigenen Heimat. Es entwickelt

fich alfo von der Natur aus von felbft. und in den Meifterwerken der
Menfchheit fowohl von felbft. wie zugleich unter der Beihilfe des menfch-
lichen Schöpfergeiftes. Das ift es. was aller Kunft innewohnt und inne-
wohnen foll. Nicht nur die Bühnendichtung. es muß alle Kunft. wie
betont. durch die Natur hindurchgehen. und wiewohl abfichtliche Kunft.
die fie ift. doch eine unabfichtliche Natur fcheinen.

Kann nun aus der im Freien geübten Kunft eine neue Strömung
in der Dichtung entfpringen?

Man könnte höchftens fagen: das bis zur Gegenwart entwickelte
Schaufpiel der Menfchheit fucht dadurch neue Kraft zu gewinnen. daß
es auf die llrbedingungen feines Dafeins und damit auf die Uranfänge
zurückgeht.“ '

Es ift nämlich neuerdings vielfach die Rede davon. das Griechen-
tum - wiewohl diefes ja über die Anfänge des Dramas erft etwas hin-
ausgegangen ift - zum Vorbilde für die Bühne in freier Luft zu
nehmen. und wie die Griechen an heiligen Stätten in weihevoller Urn-
gebung ihre Theater errichteten. fo uns an alte. germanifche. heilige
Stätten zu halten und fie zu Schaubühnen umzugeftalt-en. Hier dürfte
eine große Verkennung der gefchichtlich gewordenen gegenwärtigen Lage
eingeriffen fein. Die Heiligtümer der Griechen. beziehungsweife die
verwandten Stätten der Römer waren ihnen noch lebendig. und ihr
Schaufpiel ein immer noch einem leibhaftig gedachten Gatte. dem
Dionhfos. erwiefener Dienft. Bei uns ift alles vergangen und größten-
teils vergeffen. und unfere >)riftliche Religionsübung ift eine in ihrem
tiefften Wefen ganz andere geworden. als das germanifche Heidentum.
Wir müffen uns die alten Sagen und vielleicht gar erft mühfam wieder
ausgegrabenen gefäüchtlichen Ueberlieferungen auf den alten heiligen
Stätten wieder aufbauen für den inneren Blick; aber von etwas. was
auch nur entfernt an gottesdienftliche Dinge gemahnt. kann nichts
wieder auferftehen in »einer Zeit. die ein und mehr Jahrtaufende dar-
über hat hinweggehen laffen. Alle alten Stätten nachträglich wieder
als Heiligtümer zu empfinden. ift nur durch eine befondere Willens-
anftrengung möglich. zu der nur wenige geneigt. und die allerwenigften
auch nur fähig fein würden; ja. es ift eine Forderung. durch die fehr
leicht Wißeleien hervorgerufen und Sathoen in Bewegung gefeßt werden
könnten.

Nun wird aber mehrfach fogar verlangt. daß auch der griechifche
Chor wieder aufgenommen werden foll. Das ift ein ganz ungerecht-

fertigter Archaismus. Die Gefänge des Chars find bekanntlich lhrifche
Rnhepunkte im Drama. Daß die Mitglieder in die Handlung ein-
griffen. gefchah zwar in älterer Zeit. wie es fcheint. wie noäj in
Aefchhlos' Agamemnon.*) unterblieb aber fpäter gänzlich. wahrfchein-
lich auf Vriefter-Geheiß, Daß es noch bei uns gefchähe. ift wohl nicht
beabfichtigt. Aber felbft. wenn es ihn wieder derart mit dramatifchem
Geift zu erfüllen verfucht würde. wäre es doch. den langhin die Hand-
lung unterbrecheuden und verzögernden Gefang feines lhrifchen Wefens
zu entkleiden nicht möglich. Jin Drama muß indeffen alles. was lhrifche
Stimmung im Stoff ift. in Rede und Gegenrede. in Handlung und
Gegenhandluug umgewandelt werden. Der Chor ift dementfprechend
auch gar nicht aus dem Drama entftanden. fondern ein liturgifcher
Beftandteil der in Drama umgefetzten gottesdienftlichen Handlung.
Nehmen wir alfo den Chor wieder auf. den ja auch Schiller in feinen
reifer-en Dramen wieder hat fallen laffen. fo fchrauben wir uns wider-
natürlich und ungefchichtlich zu erften Anfängen wieder zurück. Das
ift nichts für die Menfchen unferer Zeit.

Es wird auch die Forderung nach einem dramatifchen Sthl für
unfere Zeit geftellt. Warum fie befonders ftellen? Er ergibt fich ganz
von felbft. Man _erwäge: Die Bühne foll nur ausnahmsweife in die
nächfte Nähe. gemeinhin aber foll fie in die Ferne hin wirken. Daraus
ergibt fich fchon für die Szenerie das Erfordernis der Fernwirkung.
Dekorationen. Trachten und dergleichen dürfen nicht aus der Miniatur-
Malerei. oder überhaupt einer Miniatur-Kunft hervorgegangen fein.
weil diefe nur in dichtefter Nähe wirkungsvoll fein können. So darf
auch die dramatifche Dichtung. vielleicht zwar wohl ausnahmsweife.
.allenfalls einmal für den Liebhaber- oder den Hausbedarf. eigentlich
aber wohl kaum jemals Miniaturkuuft fein. Das weift unabweislich
.darauf hin. daß z, B. der Konverfations-Sthl auch nur ganz ausnahms-
weife einmal im großen Drama verwandt werden darf. wie z. B. in
Shakefpeares Othello. wiewohl es auch dort nur in einzelnen Teilen
gefchieht. Vom Konverfationsftück wiirde nie der große Sihl des
Dramas ausgehen können.

Was auf die große Menge und in die räumliche Ferne wirkt. ift.
wie wir uns alle Tage in öffentlichen Verfammlungen überzeugen
können. vor allem eine rednerifche Kunft. Darum find au>j die fran-
zöfifchen Klaffiker. und unfer Schiller in vielen feiner hochpathetifchen
nehmens. Agamemnou. von 1600>1604.

Dramen. ihrer Erfolge ficher gewefen. Aber wir empfinden darin immer einen Mangel. Es ift die Gefahr der tönenden Redensart und eines ungefühlten Herfagens und Abfpielens gar zu nahe liegend. eine Verlockung. der oft die kraftvollften und willensftärkften Geifter erliegen. befonders wenn ein Wohlgefallen daran aus irgend einem Grunde im Zuge der Zeit liegt, Da nun aber die Maffen- und Fernwirkung erreicht werden muß. fo ift es freilich unumgänglich. daß der große Sthl fich in einer anfühlenden Nähe zum Nednerifchen hält. da er immer etwas Starktönendes und Fernhinhallendes haben muß. Dabei muß der Dramatiker innerhalb des allgemeinen Erforderniffes des Freskofthls alle erdenklichen Style fchreiben können. da ja jeder Menfch feinen eigenen Sthl fpricht. und Othello anders als Jago. Makbeth anders als'Julins Cäfar fpricht. und fo faft ins Unendliche. Aber die* hauptfächliche Bedingung ift ganz fo. wie für die Hilfskräfte der Bühne. nicht Kleinkunft. fondern Kunft al fresco, Es gibt nun freilich in künftlerifchen Dingen kaum ein wahreres Wort. als das bekannte: ..Der Sihl. das ift der Menfch." Nur von einem großen Meufchen wird ein großer Sthl ausgehen; er mag wollen oder nicht. er kann nicht anders. Die Natur drängt ihn von felbft dazu. Alfo kurz gefagt: ins Auge fallendes Maß. und hinreißender Reiz. und wirkende Kraft. wozu denn wohl auch. befonders in den Stimmungen hochgehender Begeifterung oder niederwerfender Leidenfchaft ein gewiffer Anklang an das Rednerifche treten mag. wohl auch von felbft treten wird. das ift's was nottut.

Wie ift nun aber die Formgebung in diefem Sthl? Wir müffen- zum eigentlichen Wefen der dramatifchen Form hindurchdringen. Wie ift aber innerhalb deffen die geftaltengebende Form zu denken? Erwägen wir alles. fo dürfte fie nicht ganz leicht fein. Jm größeren Drame. befonders mit weitauslagerndem. ftofflichem Unterbau follten aus den Volksmaffen Grenzen hervortreten. die gewiffermaßen in Relief oder Halbfiguren ausgeführt wären. - befonders natürlich in gefchichtli>)en Volksfchaufpielen - und aus ihnen fich die Hauptgeftalten. fcharf umriffen und hell beleuchtet in jeder Linie und Farbe und in natürlich wechfelnder Bewegung und Leben. hochragend fich erheben. Die- Formen aller Künfte. der bildenden in architektonifcher. plaftifcher und malerifcher Art. der redenden Künfte in allmählich fich fteigernder Empfindung und geiftiger Bewegung. follten zufammenwirken. um vor uns aufzurichten. was wir als Wefen und Wirkung höchfter. dramatifcher

Kunft empfinden. Aber das liegt in Fernen. Freilich. wo kommen die Kräfte her. und kommen fie uns überhaupt noch jemals?

Und nun ein monum-entales Drama? Natürlich! Ein großes Drama könnte ohne Monumentalität nicht fein. Daß diefe aber nur von der Naturbühne ausgehen könnte. wie behauptet wird. davon kann keine Rede fein. Dann wären ein Lear. Hamlet. Fauft. Tell ufw. keine monumentalen Dramen geworden. Daß aber ein Drama. das fich auf einem gewaltigen Landfchaftsbilde der Natur erhöbe. den Eindruck innerer Monumentalität auch äußerlich verwirklichen müßte. ift fo klar. daß darüber nicht weiter zu reden ift. Das ift es ja. was überhaupt unferer Bühne noch fehlt. Wir haben die Bühne. die den intimen Stimmungsreiz das eine Mal des Gefellfchaftsfaales und das andere Mal des Mufikzimmers hat. Das entfpricht der fchon hervorgehobenen lyrifch-mufikalifchen Wefensart unferes Zeitalters. Nun aber hat die Tonic-hung felbft fchon begonnen. über das eigentlich Mufikalifche hinauszugehen. und-auf ein naheliegendes Gebiet überfchweifend. abfichtslos und doch nach der Abficht der Welt-Entwicklung. in den verwandten. aber dennoch fremden Bezirk der Dichtung und damit zu einer neuen Zeit. durch R. Wagner u. a. überzuleiten.

Fiir ein inonumentales Stück ift die bisherige Bühne ein ganz. unzulänglicher äußerer Unterbau. Einen Anfang aber zur zeitgemäßen Weiterbewegung hatte das Feftfpielhaus in Worms gemacht. indem es einen Vorraum. eine Art von Plattform. vor die eigentliche Bühne gelegt hatte. und zu diefer Treppen hinaufleiten ließ. Wenn nun über diefe hinweg einzelne Darfteller oder ganze Volksmengen aus den Anwefenden heraus zu dem eigentlichen Spielplaß hinaufzogen. fo erwuchs die Darftellung fcheinbar aus der gemeinen Wirklichkeit und dem täglichen Leben hinauf in freiere Räume. Von der urwüchfigen. menfchlichen Natur ftiegen die Gebilde. dennoch den Forderungen der Natur gehorfam. in die .Leichtigkeit und Freiheit des dichterifchen Bildes und feiner äußeren Verkörperung hinauf. Leider ift diefe Einrichtung wieder befeitigt worden. und dem glücklichen Anfang einer großen Bewegung ift keine glückliche Fortfeßung gefolgt. Die Entwicklung einer geeigneten Form dafür ift einer geklärteren Zeit vorbehalten.

Wo es indeffen fein kann. ift felbftverftändlich die freie. große Natur der unerfeßliche Untergrund für den äußerlich fichtbaren monumentalen Aufbau eines großen dichterifchen Kunftwerkes.

Nun dringt man auch darauf. unfer Theater dem Volkstum zurück-

zugeben. Das ift eine liebenswürdige. aber nicht zu verwirklichende Jllufion. Hat denn ein Volkstum das Theater fchon einmal inne gehabt? Können wir überhaupt jemals gewiffermaßen ..ein Volk der Kunft" erwarten? Darüber herrfchen merkwürdig unfichere Anfichten. die im Grunde meiftens nur Voftnlate find.

Nicht das Echte und Ewige ift es. was die Menge des Volkes im ganzen von vornherein verlangt. fondern die Dinge. die es von fich aus und vor allem auch für den Tag zu intereffieren vermögen. Und nun gar in den höchften Kiinften. in der Mufik. befonders in der Kammermufik. den Oratorien und dergleichen. und in der Dichtung. befonders in der Lyrik und im Drama! Vor allem im Drama und Schaufpiel. verlangt die ungeheuere Maffe des Volkes im Grunde des Herzens nichts weiter. als was das landläufige Vergnügungs-Etabliffement. der beffere Tingeltangel oder das fogenannte ..Amüfier"-Theater bieten. Allenfalls erregt fie fich dafür. eine ausgefprochene Mode mitzumachen. wie wir ja alle wiffen. Und wenn es darauf ankommt. nicht als der Uneinpfängliche. als der Verftändnislofe. oder als der Ungebildete gar zu gelten. dann bequemt fich der einzelne. und damit-allmählich auch die Maffe dazu. fich das Echte und Höchfte. das Reinfte und das Weihevollfte vorführen zu laffen. und bei ihnen Stunden lang. kaum hier und 'da mit Vergnügen. vielleicht kaum jemals mit wirklichem Genuß. allenfalls in Selbftttäufchung und befchaulichem Ausharren. meift aber mit öder Langerweile und mit innerfter Ungeduld auszuhalten, So ift es von jeher gewefen. auch im Altertum. - denn die Menfchen find immer und überall diefelben - auch bei den Leuten des quattro und cunquecento. und bei den Zeitgenoffen eines Shakefpeare. fowie in den leßten Jahrhunderten. wo es in der Tonkunft nicht einmal einem Bach. dem fchlichten. armen Kantor. und dem größten Tonfeßer aller Völker und Zeiten. gelang. durchzudringen.

Dazu kommen dann die Irreführungen. die aus den verfchiedenften Urfachen. fei es aus Beweggründen des Erwerbs und des nackteften Dafeinskampfes. oder aus fonftigen materiellen Anläffen. fei es aus feelifchen Antrieben. wie Eitelkeit. Ehrgeiz. Herrfchafts- oder Machtanfprüchen. Eiferfucht. Neid und dergleichen. aus befremdlichen Erwägungen ftaatlicher Art. oder aus kirchlichen. vermeintlichen oder vorgeblichen Notwendigkeiten. und welches die Gründe alle fein mögen. abfiäftlich bewerkftelligt werden. kurz. aus hier und da den unglaublichften Griinden. dur>1 welche manche Zeiten und Völker fi>f fchwer zu

verfündigen lieben. So wird es immer fein. wenn Natur und Menfchen fich nicht fehr ändern. Von einem Volkstum. dem die Bühne gehörte. wird allenfalls. fo unwahrfcheinlich es auch ift. fpärer einmal geredet werden können. wenn die poetifche Anfchauung der Dinge einmal an der Spiße aller künftlerifcheu Hervorbringungen und aller geiftigen Bewegungen fchreiten wird; aber in unferen Zeiten ift kein Gedanke daran.

Wenn indeffen verlangt wird. eine etwaige Nationalbühne vor allen Dingen zur Volksbühne. womöglich mit freiem Eintritt für jedermann. zu machen. fo muß troßdem diefem Begehren beigepflichtet werden. und wenn man einige Wirkung auf das Volk und einige Volksbildung von der Volksbühne erwartet. muß erft recht und von ganzem 'Herzen beigeftimmt werden, Allerdings dient die Bühne. die wir jeßt haben. und die aus den Bedürfniffen der großen Gefellfchaft hervorgegangen ift. befonders den vermögenden Schichten des Volkes. oor allem bei den jekt allmählich ins Unerfchwingliche fich fteigernden Vreifen und bei der gerade jeßt fchmachvoll über uns hereingebrochenen Teuerung. und wird ihr weiterhin dienen. Im übrigen ift es ja ein Iammer. daß die Schaubühnen. fo fehr fie auch das Gegenteil verfichern. zum allergrößten Teil fpekulative Unternehmungen find. - aber fie können allerdings auch nur ausnahmsweife es nicht fein. da fie in der Lage find. in überwiegendem Maße fich felbft erhalten zu müffen. Ein Karl Auguft von Weimar und ein Georg von Meiningen werden fobald nicht wieder erftehen. Hier können allenfalls nur Hochbegüterte. und hätte. wie immer und immer wieder betont werden muß. das Deutfche Reich felbft eintreten müffen zur Errichtung und Erhaltung der Haupt-Bühnen. deren man bedarf.

Nun wird auch wieder angelegentlich auf ein Nationaltheater ge. drungen. Aber haben wir nicht eine Menge recht tüchtiger Bühnen? Mag fein] Und eine Nationalbühne? Es ift eine ganz troftlofe. graue Erkenntnis. daß die meiften unferer Bühnen nur zur augenblicklichen Erholung. zum flüchtigen Vergnügen oder zum leichten Genuß dienen follen. und darum auch - den Forderungen ihrer Zufchauerfchaft fehr willig entfprechend - faft überall nur diefen Wünfchen gerecht zu werden beftrebt find. und fo naturgemäß zu Bühnen hinabfinken. die nicht fonderlich höher ftehen. als die fogenannten Vorftadtbühnen. oder gar befiere Varietes und dergleichen. Dies ift unwürdig eines großen Reiches. eines der höchft entwickelten Völker der Welt und einer un-

aufhaltfam vorwärts fchreitenden Zeit. Es wird nicht verlangt und darf nicht verlangt werden. daß unabläffig weihevolle Darftellungen dem Volke und der Zeit vorgeführt werden. was wohl für ziemlich alle unter uns fo wenig zu ertragen wäre. wie ununterbrochene Sonn- und Feiertage. Aber wir follten und müßten zu beftimmten Zeiten weihevoll feftliihe Tage gehabt haben und fie noch haben. die der Zeit das Vollendetfte in dichterifchen Dingen böten. was fie zu leiften vermöchte: in befter Ausftattung mit den beften Kräften die denkbar befte Wiedergabe der Meifterwerke aller Völker und Zeiten. und befonders der großen Schöpfungen. die in unferm Blut und unferm Geifte ihren Urfprung gehabt haben. Ein oder mehrere Nationaltheater würden vor aller Welt das Höchfte darftellen müffen. was die Nation in Dingen der Dichtung für die Bühne und in ihrer möglichft unmittelbaren Verkörperung und ihrem Aufbauzu leiften vermag.

Freilich muß man fagen. daß eine Nationalbühne mit ihren Aufführungen allerdings nur eine Ausnahme wiirde fein können und vor allen Dingen die Spiele Feftfpiele würden fein müffen. Und hier auch würde befonders. wenn fie iiberhaupt jemals eintritt. eine Wiedergeburt des idealen Dramas. und vor allem der großen Komödie und Tragödie fich vollziehen müffen. Aber freilich. die Folgerung. die man aus der geforderten Freiluftkunft macht. daß nationale Bühne und monumentales Drama fich nur von einer Naturbühne aus entwickeln können. ift eine willkürliche. Denn dann dürfte ein Drama der Nationalbühne niemals. ob ganz oder teilweife. im Winter fpielen. und alle Vorgänge in gefchloffenen Räumen wären auszufondern. das eine fo unnatiirliäj. wie das andere. und darum. undenkbar.

Vor allem hätte eben mit dem neuen Reich eine Reichs-bühne kommen müffen, Aber wann wird dies wohl. oder vielmehr wird das iiberhaupt jemals gefchehen? Da hoffe und harre. wer will! Allenfalls. daß fie in ferneren Zeiten einmal eintreten wird. wo es heißen wird: Zu fpätl Die rechten Augenblicke find fchon längft in die Fernen der Zeiten hinweggefrhwunden. woran reichsfremde und reiihsfeindliche Kräfte mit befriedigter Ausdauer gearbeitet haben. Zu fpätl Denn die zu einer großen Knnft auf einer Nationalbühne erforderlichen Kräfte finden fich nur in der Höhen-Entwicklung eines Volkes. und von feiner Höhen-Entwicklung hat unfer Volk. wem nicht zum Leidwefen? - trotz allem und allem - den Abftieg längft angetreten. Es werden natürlich. wie das im Laufe der Welt zu gefchehen pflegt. und wie fich voraus-

fagen läßt. einige erheblichere Befähigungen kommen. die man zu Größen emporfchwindeln wird; aber ihre Wirkung wird naturgemäß mit der Zeit dahinfchwinden und allmählich in fich felbft zerfallen. Damit ift nicht zu rechnen.

Alles in all-em genommen. nicht zu verwerfen. fondern fehr zu begrüßen ift die jeßige Bewegung für die Naturbühne. Wie die wahre Kunft eine. wie abfichtslos gewordene Weiterentwicklung der Natur ift. fo mußte jedes Schaufpiel. gleichviel von welcher Gattung es wäre. in der freien Natur gefpielt werden. Hier regt die Natur an. hier fpielt fie felbft mit. hier weht die frifche Luft uns an. hier atmen wir die würzigen Düfte. hier dringen all die Naturlaute an uns heran; wir hören das Raufchen der Waffer. das Singen der Vögel. hier greift fie wohl auch unmittelbar ein. herzerfrifchend und erquickeud. hier gibt fie uns ein Gefühl von etwas. wie Wirklichkeit. und wir felbft. allen Unannehmlichkeiten eines gefchloffenen Raumes enthoben. nehmen mit frifcherer Empfänglichkeit und mit ftärkerer Aufnahmefähigkeit. mit reinerer Herzensfreudigkeit und leichterem Geifte auf. was uns in freier Luft geboten wird; Alles tritt mit nicht wieder zu erreichender Eindringlichkeit an uns heran. wiewohl es nicht von felbft gewordene Wirklichkeit. fondern durch einen menfchlichen Willen zu einer höheren Wahrheit gemachte Wahrheit. kurz. Wahrheit in Natur und Kunft ift.

Wir können vieles auf der Freiluftbühne geben: Tänze. Singfpiele. Dramen des Altertums. gefchichtliche Schaufpiele und dergleichen. wie das feftliche Hermannsfpiel in Detmold. die Spiele im Harz. in Wiesbaden. und was fonft dem Aehnliches ift. oder wie fie in Frankreich. in Orange. Arle. Villiers-Eouteret. und an einer Menge von anderen Orten aufgeführt worden find; wie fie in Jtalien d'Annunzio am_ Albaner See plant. wie fie in Böhmen. in der Schweiz. in Tirol gegeben werden. oder felbft in Rußland. wenn recht berichtet wird. ins Werk gefetzt werden follen.

Gehen wir einmal nach Rothenburg an der Tauber. Wir fehen. wie man nach der Stadtmauer ftrömt. und finden ein großes Feldlager aus früheren Jahrhunderten; das wimmelt von alten Trachten und Waffen. faft möchte man fagen. von Menfchen der alten Zeit. Wir leben und wehen darin mit vertrauensvoller Anempfindung; wir werden mit fortgeriffen und erleben die Vergangenheit. als wäre fie um uns in leibhaftiger Geftalt wieder erftanden. und wir gehörten in fie hinein. Aber dann inüffen wir dem Zuge durch die Straßen folgen.

die. fo alt fie find. doch ganz und gar von der neuen Zeit überhaucht und ftellenweife überwunden find. und fo gelangen wir zum Rathaufe. Nun find wir wieder zurückverfetzt in das Einft. blicken in das Gewühl alles Alten hinein. fehen den Trunk mit an und laffen auf uns wirken. was durch und mit ihm vor fich geht. Aber was in freier Luft be- gonnen ift. hat der Unerbittlichkeit kultureller Verhältniffe weichen müffen. und das Spiel hat in gefchloffenen Räumen fortgefeht und be- endigt werden müffen.

Und das ift es. Die Freinaturbühne mag fich jeßt und in fernerer Zeit einer wachfenden Beliebtheit vielleicht erfreuen. Aber hier find. wie es nicht anders fein kann. die Grenzen feines Wefens. Die Bühne kann. wie es felbftverftändlich ift. und wie fchon angedeutet. der Salons. Gewölbe. Kammern. Grüfte und dergleichen nicht entbehren; diefe aber in die freie Luft verfeßen zu wollen. würde innerlich widerfpruchs- voll fein, Alfo auch in diefer Beziehung oder vielmehr ganz und gar aus diefer Rückficht heraus kann die Freiluftbühne niemals zum Ausgangspunkt einer befonderen Richtung werden. Es ift unzutreffend. hier von einer neuen Richtung zu fprechen. Die Naturbühne wird un- erfeßlich in vielen vortrefflichen Vorführungen und für viele vorzüg- liche Werke fein. aber immer nur vorübergehend. und als etwas außer- ordentliches. und nicht mehr.

Jch will eins noch anfügen. Wir haben manche Gegenden. die fich eigneten. zu einem Nationalpark erklärt zu werden. Warum das nicht tun. wie es in Amerika gefchehen ift? Eine der fchönften Gegenden in deutfchen Landen. berühmt über die ganze Erde hin. ift Heidelberg mit feiner Umgebung. Wer weiß. was noch gefchiehtt Vielleicht wird diefe Stadt und ihre Umgegend no>) einmal zum deutfchen National- park erklärt. Dann wäre es ja angemeffen. wenn auch ein National- theater dorthin käme. Aber die morfch und brüchig gewordene Alte Welt mag zufehen. daß ihr nicht einmal die Neue Welt zuvorkommt. Nord- amerikas Yellowfton-Park wäre eine einzige Stätte für eine National- bühne und hier. wo die verfchiedenften Völker miteinander zufammen- ftießen. wo die Roffe der Menfchheit ihren Kampf ums Dafein aus- fochten. wo die Urgefchichte fich feinerzeit bis in die neuefte Zeit hinein abfpielte. wenn auch hier der Kampf der Urzeit mit der Neuzeit nichts 'weniger als immer rühmlich gewefen ift.

Rund
Die Zukunft der Türkei
Hinter dem politifchen Begriff „Türkei“ fteht feit langem ein Fragezeichen. Früher wegen der Aufteilung der dem Zerfall zugehenden alten Türkei. jetzt der Zweifel wegen. ob aus der Reformbewegung tatfächlich ein Dauerprodukt hervorgehn werde. denn darüber ift die Jungtiirkei noch nicht hinaus.
Mit der Armee. die aber auch unter dem Lotterfhftem der hamidifchen Verwaltung willig und tüchtig war. ift der Umfturz vollzogen worden. Faft ein Jahrzehnt habe ich unter Türken gelebt und gewirkt und war daher gar nicht erftaunt über die auswärts viel bewunderte Disziplinleiftung der Saloniker Truppen. die den Jung- * türken die Kaftanien aus dem Feuer holten. Dagegen fand ich es nicht fo leicht zu erkären. daß diefe Armee. die *- wie ihre gegenwärtige Haltung es immer deutlicher heroorkehrt - im Kern alle Eigenichafteu der Raffe. des Nationalbewußtfeins. der fozialen. religiöfen und moralifchen Alttiirkei bewährte. dem an fremden Anfchauungen großgenährten und notgedrungen nichttiirkifche Stützen gebrauchenden Jungtürkeutum Dienfte über den Sturz des verhafzten Regiments hinaus leiften follte,
Tatfächlich tut fie es auch nur in fchau,
befchränktem Maß. Armee und Komitees ftehn fich mißtrauifch - gegenfeitig jeden Schritt des Andern beobachtend. jede tiefere Reform hindernd - gegeniiber. Die Armee. deren populärer Vertreter Mahmud Schewket Pafcha ift. will einen Haltepunkt in der Reformbewegung. weil fie befürchtet. daß das- Türkentum feine alten Qualitäten. die die Stärke des tiirkifchen Soldaten begründeten. im fozialen Umfchwung der Neuerer. einbüßen werde. Damit fteht nicht im Widerfpruch. daß fich die Armee willig und dienftbereit zeigt. wenn es gilt. L-rdnting und legale Zuftände in ,einzelnen Teilen der Türkei. wie in Albanien. Arabien. Armenien. Makedonien. herzuftellen. DieArmee

wird auch kaum den Komitees in
den Arm fallen. wenn fie dringend
nötige und noch immer ausftehende
Reformen in der Verwaltung.
Juftiz und im öffentlichen Unter-
richt durchführen. Wird aber fofort
opponieren. wenn diefe Neuordnung
*- wie fie viele Jungtürken wollen
- ganz nach abendländifcher
Kulturfchablone. ohne Beriickfichti-
gung der grundverfchiedenen Rechts-
und Weltanfchauung der Jslamiten.
verfucht werden follte. Als Folge
diefer Armeekontrolle macht fich
Zaghaftigkeit. Unfchlüffigkeit. Un-
ficherheit im jungtttrkifchen Lager be-
merkbar. Jeder wichtigern innernRe- -
form geht entweder ein Kampf gegen

die Militärpartei oder eine Hinter-
gehung diefer *lat-tei voran. Das
reibt die jungtiirkijchen Kräfte auf.
Sie miijjen ungemein weit ausholeu-
um die einfachften Neuerungen ein-
zuführen. So verfuajen fie jetzt-
die islamitifche Geiftlichkcit zu
grundlegenden Aenderungen ihrer
Einflußjpha're und inneru Organi-
jatiou zu oeranlafjeu- um au der
Hand des Beweijeßr daß jelbft die
Outer des Islam? beginnen- die
alttiirkijchen “Krinzipien zu modi-
iiziereih der Starrheit im Altjirken-
rum mittelbar entgegeuzutreten.
:llicht ylaulos haben die Jung-
tiirken beim llmjturz darauf ge-
drungeru dem durch hamidijche Be-
handlung willen- und farblos ge-
wordenen jetzigen Sultan die Krone
zu bewahren, obwohl es ihnen leicht
gefallen wäre» diefe Puppe darauf
verzichten zu lajjen. Aber die
Armee hat die Spekulation niit
dem Marionettenjnltan oou Komi-
teeguaden gründlich durchkreuzt.
Schewket Vafcha hat erft kürzlich
feinen Soldaten öffentlich gejagt-
daß die Zukunft der Türkei aus:
fchließlich bon einer ftarkeu Armee
und einem in feiner Macht nicht
bejchrc'inkten dlalijen abhäuge.
Die Komitees haben auf einem
jiiugft in Saloniki abgehalteueu
Kongreß als Gruudftatut aufgeftellt:
Arc-Zjchluß der Armee von jedem
Einfluß auf die innere Politik und
iwlitifche Emanzipation der Türkei
von jedwedem äußern Einfluß
aljo auch Vermeidung jeglichen Olm'
fchlujfes an eine Miichtegruppe in
der äußern Politik.
llnter diejeur hier nur angedeu-.
teten Berhiiltnijfen erfcheint die :lie-
alijierung des jungtiirkijchen Jdealsr
von einer neuen Kulturtürkei- von
einem groß-osmauiichen Reich mit
Freiheits-r Gleichheit-Z- und Brüder-
lichkeitsftatnt noch in weite Fernen
gerückt. Weit eher diirfte fich das
Ziel der Militärparteh einen durch-
aus national-tiirkijchen Staat mit
islamitijcher Vorherrjchaft und weit-
gehender Toleranz gegen Anders-
natiouale und Andersgläubige,
unter Schuh einer ftarlen Armee
wenigjteus annähernd erreichen

lajfeu, Bolitifch aber wäre eine folche Türkei doch kein Dauerprodukt. Ein andrer Schluß ift derzeit nicht zu ziehn- -weun man dort die Dinge objektiv fieht.

?reiner-r n. Retten,

Die Hohenzollern in Italien

Der Domherr L.. Balduzzi veröffentlicht im „Giornale Araldico Genealogico Diplomatico“ eine Studie wonach die .Vorfahren der Hohenzollern mit den Langobardenkönigen nach Italien kamen, und zwar in die Mark Trevijo- wo fie ein Schloß bauten. .Durch kaiferliche Belehung erhielten jie Treoijo; einer diefer Trevijaner Grafen- Peter mit Namem wanderte nach dem Jahre 100() ins Sehrvabenland wo er die Burg „Hohenzollern“ erbaute, das iin Jtalienifcheu fo viel als „hoher Hügel“ (Calle alta) deutet. Jeuer Auswanderer nannte fich .LtZel ae 7arui80.“ Andre Mitglieder der Familie Calle alta blieben dauernd in Deutfchlaud; non ihnen ftammen die Hohenzollern abx die fpiiteru Burgherreu von Nürnberg und Kurfilrfteu von Brandenburg. Nicht uur die Aehn: lichkeit der Namen Calle alw- Hochberg Zollerm Salze, Stiller-

| 7)()

Hohenau. fondern die völlige Gleichheit des Wappenfchilds gaben Anlaß. diefe nahe Verwandtfchaft zu ftabilieren. Dazu kommt eine wichtige Urkunde. Der kaiferliche Feldmarfchall Rambald Graf von Eollalto beftimmte in feinem Teftament. uiedergefchrieben zu_Aleffandria am 8. April 1630. daß fiir den Fall. wenn feine Rachkommenfchaft ausfterbe. feine Majoratsgiiter zu Birniß und Rudoleß in Mähren an das kurfiirftliche Haus der Hohenzollern fallen follen als feine natürlichen Erben. weil diefe - wie er fich wörtlich ausdriickte - feine nächften Agnaten feicn.
l)r. l-'. l„

Ein politif ches Gefchäft

Zwifchen Öefterreich und Ungarn. denen trotz abgewirtfchafteter Unabhängigkeitsidee auf magnarifcher Seite. bisher nicht gelungen ift. die richtige politifche Diftanz zu einander zu finden. fchwebt ein ..Gefäiäft“. das die ?iicrftändigung nun angeblich beforgen full. Es entjpräche dem Jahrhundert des ..(:sefchäfte-c in dem auch die *politik ganz bufineß geworden ift. wenn der Taufchhandel Erfolg hätte. Ungarn foll die unter Schmerzen annektierten Provinzen Bosnien und' Herzegowina erhalten und dafiir Armee-. Zoll-. Bank- .und Miinzeinheit an Oefterreich konzediren. Borläufig ift zwar noch keine Einigung iiber das Gefchäft erzielt worden. doch fpricht die Richtigkeit der erhobenen Einwände dafiir. daß die Realifierung beiderfeits giinftigen Nähr: boden anträfe.

Von ungarifcher Seite wird ein ganz unhaltbares. hiftorifches Anrecht auf diefe Länder. die einft zum Befitz der Stefanskrone gehört haben follen. erhoben. Diefer dubiofe Rechtstitel fchwiudet aber von felbft neben dem unzweifelhaft erworbenen. praktifchen. öfterreichifchen Anrecht auf die okkupierten und dann annektierten Provinzen. Ueberdies wollen die Magharen noch* die Garantie der Armeeeinheit vom Uebernahmspreis abfeilfchen. Nachdem diefe Bedingung

aber gerade den Anteil _der Krone an dem Gefchiifte darftellt. ift fie a priori eine hoffnungslofe ungarifche Forderung. die wohl nur das Dekoruiu der Verteidiger ungarifcber Rechte wahren foll.

Bon öfterreichifcher Seite wird die Bedenklichkeit einfeitiger Machtverftiirknng Ungarns in der Gemeiufamkeit ins Treffen gefiihrt. Dochift auch diefer Einwand nicht allzu eruft zu nehmen. da man in Wien gar wohl einznwerten weiß. daß die Angliederung der zwei flaoifchen Provinzen keinen direkten Kraftzuwachs für die magnarifche Sache bedeutet. Ueberdics lenkt ein höherer öfterreichifcher Bureaukrat dieAufuierkfamkeitEisleithaniens darauf. daß die Abtretung der aunektierten Provinzen an Ungarn völkerrechtliche Bedenken auslöfeu könnte. indem die internationale Anerkennung der Umwandlung des Okkupationsmandats in die Einverleibnng ausdrücklich an Jefferreich-Ungarn erfolgt fei. könnten fich daher malkontente Bosnier..etwa iiber Aufreizung von ferbifcher Seite. mit einem :ltechtsanfchein an ein internationales Forum

wenden und abermals die bosnifche ' Frage aufwerfen. Aber auch diefe rein akademifch gefehene Lesart ift in der modernen Realpolitik gänzlich unhaltbar. Die Annexion ift voll- zogen. anerkannt und befiegelt. Damit ift jedes Bemfungsrecht der fraglichen Provinzen an das Aus- land eo java aufgehoben worden. Und es müßte jede internationale neuerliche Einmengung in die Frage alsEingriff in die innern Rechte Oefterreich-Ungarns be- trachtet werden.

Diefe Einwände find alfo famt und fonders hinfällig. Ob das Gefchäft tatfächlich zuftande kommt oder nicht. ift eine durchaus interne Sache der zwei Parteien: Lefter- reich und Ungarn - das ift der Standpunkt. der fiir die ganze politifche Welt einzig maßgebend fein kann.

u. 8.

Der Untergang Roms

Gefchichtliche und pfhchologifche Studie. Von G i o r g i o B a r t o l i. Autorifierte Ueber- fetzung aus dem Jtalienifchen von Fr. Bfäfflin. Leipzig 1910. Armed Strauch. 1)(und 303 Seiten. _-

Der Berfaffer Zdiefes ausgezeich- neten Buchs ift der italieuifche Hoensbroech: der ehemaligeJefuiten- pater Brofeffor Giorgio Bartoli. der dem Jefuitenorden fiebenund- zwanzig Jahr-e lang mit kindlicher Treue und unbegrenztem Gehorfam gedient hat; er unterrichtete in Sprachen. Literatur und Natur- wiffenfchaften an verfchiedenen Erziehungsanftalten Europas und Afiens; er verkiindigte in vielen Ländern das Evangelium in ver- fihiedenen Sprachen und arbeitete fiinf Jahre lang als Redakteur an der leitenden Jefuitenzeitfchrift „La Civilta Cattolica.“ Durch feine glänzenden Geiftesgaben wird diefer encvklopädifche Geift feinen Obern bald verdächtig. Jin Jahre 1907 wird ihm plötzlich der Aufenthalt in größern Städten verboten. Die Möglichkeit zu Studien und zur Drucklegung feiner Schriften wird ihm entzogen. Die Veinigung

fchreitet gradweife vorwärts. Bald wird ihm auch die Annahme von Lehrftellen unterfagt; dann folgt das Verbot. zu predigen. Schließ-lich wurde er in eine kleine Land-fchaft verbannt. die fiir alle Studien und geiftigen Arbeiten erftorben ift. mit dem ftrengen Befehl. fie nie-mals zu verlaffen. Ju dem armen Neff foll der geiftvolle Gelehrte ohne Amt und ohne Befchäftigung verfauern und verbauern; denn Bartoli darf fein Zwangsdomizil nur in Begleitung eines Ordens-bruders verlaffen. der feine Ge-fpriiche zu überwachen hat. Alle die Maßregelungen und feelifchen Torturen ergingen ftets ohne Mit-teilung von Griinden: alle Vor-ftellungen und Befchwerden des Gepeinigten blieben ftets ohne Erfolg. ja fogar ohne Antwort,
Diefe Berfolguugen zeitigten fchwere innere Kämpfe. Schon im Jahre 1896 erhielt der gelehrte Jefuiten-pater einen tiefen Einblick in die Schwächen des katholifchen Lehr-ftjftems und in den kunftvollen Dogmenbau ohne Fundament. Es war zu Bombay. als ein deutfcher Jefuit ihn erfuchte. einen Auffaß

gegen einen englifchen Geiftlichen zu verfaffen. der eine Streitfchrift wider die übertriebenen Anfpriiche der römifcheu Kurie veröffentlicht hatte. Bartoli glaubte nun. in dem von ihm gefchriebeuen Artikel den anglikanifchen Ketzer geradezu zerfchmettert zu haben. indem er den hl. Cvprian vom Jahr 250 al*:- Eideshelfer dafiir anrief. daß diefer Kircheuvater fchon ums Jahr 1870 dasfelbe iiber das Vrimat des römifchen Vapftes gelehrt habe. was die Kirche durch das öku- menifche Konzil mit dem Unfehl- barkeitsdogma vom 18. Juli 187() feftgelegt hat. Als der deutfche Jefuitenpater Bartolis Auffaß ge- . lefen. fagte er beinahe zornig: ..Sagen Sie einmal. hält man denn in Italien die Worte des hl. Cnprian fiir echt? Und nach fo vielen Studien der Gelehrten. nach den öfterreichifchen und deut- fchen Ausgaben des hl. Cuprian weiß man in Rom immer noch nicht. daß die von Ihnen zitierten Worte. mit denen Sie förmlich triumphieren. unecht find? Wo haben Sie 'denn Theologie ftudiert?“ Bartoli ftand ftarr und ftumm vor Entfeßeu und Kummer. Seine Gläubigkeit erhielt einen tötlichen Stoß. Ju zehnjährigem Studium revidierte er feine theologifcheu Studien-Ergebniffe und kam zu dem Schluß. „daß eine wahrhaft katholifche Uebereinftimmung. das heißt eine allgemein bindende Uebereinftimmung der alten Kirchen- Väter und -Gelehrten in deu ge- genwärtigen Dogmen der römifchen Kirche weder fehl vorhanden ift noch je war.“ In dem vorliegen- den Buch nun fchildert Bartoli in der Form eines vor-trefflich ge- fchriebenen Romans die Gründe feines Austritts. das Lehen und Treiben der Kurienkardiuäle. den tollen Aberglauben. das Shitem der Spiouiererei und der .Ver- gewaltigung. das die ganze Kirche Roms als furchtbare Zwangsanftalt durch ihre weltumfpannende Or- ganifation charakterifiert. Held der Erzählung ift der edle Vriefter Don Octavia Sinibaldi. Die .Luft

und der Boden und das ganze
Milieu Noms find vollendet wiedergegeben. Die ganze Darftellung ift frifch und rafch vorwärtsfchreitend. Viele Auftritte find wortwörtlich dem Leben entnommen. die Figuren voll Blut und Leben und die .Vifiou des kranken englifchen Arztes von poetifcher Schönheit. die vornehme Betfchwefter mit ihrer trüben .Vergangenheit ein Kabinetftiick des leicht fatirifchen Humors. Jede Seite des Buchs feffelt; denn es paffiert vielerlei. und die Abwechslung wirkt anregend und der Aufbau fpannend. Der Held will der katholifchen Menfchheit das Urchriftentum in feiner unvergänglichen Schönheit erhalten und zeichnet den engelhaften Vapft. den Gioberti. Rosmini und Giufti erfehnt durch des reinen Chrlftentums Jdealpr-ogramm: ..Verzicht auf die weltlichen Anfprüche; Aufgabe der gewinnbringendeu Fabel von der vatikanifchen Gefangenfchaft; Ablegung des halb orientalif chen und königlichenVrunks. der das Vapfttum umgibt; Verzicht auf die Nobelgarde und Heimfchicken der andern Höflinge und Schmarotzer; Wiedereinfeßung der Bifchöfe in ihre alten Rechte; die

Dezentralifierung der kirchlichen Angelegenheiten (wo bleiben dann die Einnahmen der Kurie klioms?); Abfchaffung des .nirchenlateins. indem man jede Nation in ihrer eigenen Sprache beten läßt; Auf-helnmg des Zwangs der Ehelofig-keit für die Geiftlichen; Zurück-fiihruug des Chriftentums inDogma und Moral zur alten Einfachheit und endlich die evangelifchen Er-mahnungeu: den Gläubigen nur diejenigen Glaubensartikel auf-erlegeu. die nach der Formel des heiligen Vincenz von Lerin ..immer überall und von allen“ geglaubt wurden; mit allen Kirchen Freund-fchaft fchließen und in Frieden und Gemeinfchaft leben. auch mit denen. die jeßt in unwefentlichen Punkten von uns getrennt find; jeden fiir einen wahren Chriften halten. der an die Gottheit Jefu _glaubt und die Gebote feiner Religion hält. endlich allen Ein-fluß der Religion und alle Kräfte der Geiftlichkeit aufbieteu. damit das Chriftvolf die zehn Gebote Gottes pünktlich einhalte. Da kein Papft Roms diefe idealen Forderungen zu erheben. gefchweige durchzuführen vermag. fo ift der llntergang der römifchen .Kirche unvermeidlich,

Bartoli-s Buch ift von hervor-ragender religioiisgefmiäjtliwer und tulturhiftorifcher Bedeutung; die Ueberfeßung Pfäfflins fliiffig und elegant.

Zpectator älter.

Emil Prectorins.

Eine Neuausgabe von Claude Tilliers prächtigem altem ..Onkel Benjamin“. In Hans von Webers Hyperion-Verlag (München). Ueber dies unverwüftliche Mufter einer guten Erzählung und gallifchen Hunters brauchen wir weiter kein Wort mehr zu verlieren. Sie empfiehlt fich mit all dem guten Andenken. in dem fie von jeher bei uns ftand. von felbft. Wohl aber lohnt es fich. diesmal bei der ganz ausge-zeichneten Ausftattung zu verweilen. die der nach folcher Richtung bereits verdienfwolle Verlag dem Buche gegeben hat, Und bci den t'öftlichen

Zeiäinungen. mit denen Emil Preetorius es gefchmückt.

Emil Preetorius ift ein in München lebender junger Darmfiädter. Seine erften Zeichnungen datieren feit kaum drei Jahren. Sie wurden teils in der „Jugend“. teils im ..Simpliziffimus“. teils in Geftalt bildnerifcher Beigaben zu Büchern veröffentlicht. So hat Preetorius eine Neuausgabe von Ehamiffos ..Schlemihl“ und Lukas Roman von Triftan und Jfolde Weißhand illuftriert. Aber feit diefen zwei Jahren hat Deutfchland einen Könner und eine ftarke Perfönlichkeit auf dem Gebiete der Zeichnung mehr! _

Das will. und namentlich für das heutige München. ficher etwas befagen. Aber felbft in der gegenwärtigen. fo glänzenden Zeichenknnft der Münchner bedeutet Preetorius nicht bloß einen neuen Mann zu allen übrigen. fondern eine ganz eigenartige Erfcheinung. und zwar eine Erfcheinung. die die Entwicklung diefer Kunft zu einer ganz befondern Offenbarung emporzuführen zum mindeften verfpricht, »- Miinchen hat folche erftaunliche Virtuofen zeichnerifäjer Technik wie Th, Th.

[54

Heine und Gulbranfou. Doch find
fie ficherlich mehr brillant. als daß
ihnen eine treue und liebevolle Ber-
fenkung in das Leben gegeben wäre.
Alles ift bei ihnen die technifche
Birtuofität der lediglich arabesken-
haft verkarrikicrten Linie. Und
vielleicht ift gerade den beiden eben
genannten Zeichnern ihre Linie
fchon allzu geläufig geworden. Sie
find nichts weniger als Künftler. die
auf ihrem Gebiet eine fo befondere
Eutdeäung gehabt hätten oder noch
vor fick) hätten. Sie find außerdem
wohl auch nicht ohne eine gewiffe.
nur allzubewußte Kokeiterie.
Man wird fich aber nun den fo
fehr wcfentlichen Unterfchied zwifchen
der bisherigen Neu-MünchnerZr-ichen-
kunft und Preetorius fofort deutlich
gemacht haben. wenn man etwa den
erftaunlich vielfeitigen Reichtum an
Phhfiognomien. wie Preetorius ihn
bietet. mit den fo auffallend weni-
gen phhfiognomifcheuTupen vergleicht.
die man bei Heine und Gulbranfon
und den übrigen Neu-Münchner
Zeichnern findet. die immer nur
eine fehr kärgliche Zahl von Tupen
zu wiederhobn imftande find. -
Ein ganz erftaunlicher Meifter ge-
rade im Phnfiognomifchen aber ift
der junge Preetorius! Das Phufio-
gnomifäje. nicht bloß als Gefichts-.
fondern als allgemeine Körper-
Phhfiognomie genommen. Und zwar
ift Preetorius ein Phnfiognomiker
von Trieb. aus innerftcr. einge-
borenfter Naturanlageheraus. Erder-
folgt keine allzubewußt und raffiniert
unterftrichenen Zwecke. verkrüppelt
und verarabcskiert feine Geftalten
nicht - felbft 'dann nicht. wenn
er feine Linien zur meifterhaften
Arabeske auszieht - verführt und
verblüfft nicht durch ein virtuofen-
haft gelänfiges Vermögen der Linien-
führung. wird niemals'der Sklave
feines linearen Virtuofentums oder
darin verliebt: fondern alles
ift vor allen Dingen fein treu. liebe-
voll und umfaffend hingegebener
Blick und Einblick in das Leben!
Haltung. Geften. Körperform. Ge-
fichtsausdruck feiner vielen und fo
erftaunlich mannigfaltigen und dra-
matifch lebensvoll zu einander in

Beziehung geftellten Geftalten zeigen
durchaus jene bannende Selbftoer-
ftändlichkeit und felbftändige Eigen-
lebendigkeit. die noch ftets das Zeichen
rein gerichteter. künftlerifcher Meili-:r-
fchaft und Perfönlichkeit war.
Die bisherige Münchner Zeichnung
ift glänzendes Talent. ift Virtuofi-
tät. aber fie hat bisher noch keine
Perfönlichkeit hervorgebracht. die
uns _jenen unfagbar warmen. rund
in fich gefchloffenen. umfaffenden
und unmittelbar hinnehmenden. auf
wirklich treue Ausdauer hinnehmeuden
Zauber niitteilte. der jeder echten
Kunft eigen ift, Man kann fich an
den brillant beftechcnden Zeichnungen
eines Heine und Gulbranfon wohl
bald fattfchn; die Zeichnungen von
Preetorius werden einen immerwieder
von neuem anziehn und ftets mit
einer neuen Offenbarung überrafchen
und feffeln. Sie haben die fo felt-
teneEigenfchaft. daß fie einem inm-
pathifch bleiben.
Preetorius fteht in feinen erften
Zeichnungen im Anfchluß an die
von Th. Th. Heine aufgebrachte
lineare Tradition. Doä) find
gute Anzeiäjen in feiner ftetig
vorfchreitenden Zeichnung vor:
handen. daß er über diefe Traditon
hinaus zu einer mehr plaftifch gra-
i0»

phifchen Kunft gelangen wird, Sein treuer Trieb auf feelifch uielfeitig belebte Lebendigkeit muß das bedingen. Vorboten diefer Richtung feiner Kauft bedeuten wohl fchon feine ganz ausgezeichneten Silhouetteu zu Chamiffos „Schlemihl“. Einen weitern Fortfchritt aber bieten ganz offenfichtlich diefe Illuftrationen zu „Mein Onkel Benjamin“, So gibt er z. B. hier das ftrenge *Schattenprinzip der Silhouette auf- bringt weiße Linien und Flächen in den Schatten und belebt ihn damit zu einer ganz prächtigen Mannigfaltigkeit und Ansdrucksfähigkeit. Er könnte fich hier wohl Vallotou dergleichen laffen und erzielt zuweilen etwas don deffen frappant malerifch farbigen Wirkungen. - Zu bewundern ift auch wie köftlich ungezwungeiu unauffällig und ununterftricheu es clkreetorius gelungen ift. fich in feinen Zeichnungen der Zeitfeele des Tillierfchen Romans auzupafjen und fie dennoch mit moderner Intimität und Vielfeitigkeit felbftftc'indig zu befeelen. Und ferner mit welch fieherrn und felbftoerftiindlicht-in Geiehma> Vreetorius feine Bilder mit den thpographifchen und fonftigen technifchen Eigenfchaften der Ausftattung des Buäjs in Einklang zu bringen gewufzt hat. Das Buch ift in diefer Hinficht ein Meifterwerk und eine Tat des Hyperion-Verlags. Es ift eine Luft und eine Freude. es zu durchblättern.

Es ift im iibrigen wohl nicht zu viel gejagty wenn ausgefprochen wird„ daß ein Zeichner oon der künftlerifchen Treue Vertiefung und ficherw befeelten Lebenserfaffung- wie fie Vreetorius eignetf fiir ein Verfprerheu gelten kann, daß unfre gegenwc'irtigciu bildnerifchen Klinfte endlich einmal aus all ihrer bloßen Technik. ihrem brillierenden Virtuofentum und ihren Strich- und Farbenexperimenten heraus und zu einer Höhenkunft gelangen werden„ die einen umfaffendern und feelifch belebtern Lebensgehalt geftaltet. Denn hätten wir den etwa bereits? Vöcklin wenigftens ift noch immer nur ein großer und genialer Spezialift. Und

Thomas Deutfch innige Liebens-
würdigkeit könnte umfafjender und
mouumentaler fein.
iobännLZ Zeblak (Weimar),

Ein „BoW-Goethe“

Mit *liofauneu und Trompeten
hat es eine Verkündigung iiber die
andre gegeben: „Die Kauft dem
Volke!“ - Genuß der Gedanke
ift groß und gut. wie wenige hat
er die tiefe. innere Berechtigung.
zu fordern. daß er mit aller Macht
vertreten werde, Und doch ift e*:-
bei aller Berechtigung und bei
allem Fordern bisher niemals zu
einer rechten Tat gefommenr die
die aufgeftellten “Thefeu erfüllen
konnte. Einen Schwächekeim trugen
alle bisherigen Verjuche in fich.
Nun ift aber„ ganz ohne voran-
gehende laute Worte auf dem
Gebiet der Literatur endlich eine
Tat geleiftet worden. der ein jeder
feine Anerkennung und Bewunderung
reftlos zuweuden muß. Es ift das
die Ausgabe des „Volks-GoetheC
den Brofeffor Schmidt. beauftragt
und unterftüßt durch die Goethe-
Gefellfchaft in Weimar; im Jnfel-
Verlage zu Leipzig herausgegeben
hat. Allen daran Beteiligten:
dem Heransgeberr der fördernden*
13d'

Goethe-Gefellfchafh dem Jnfel-Verlage find wir fiir diefe gemeinnüßige Gabe zn Dank verpflichtet! Schlicht, in fechs gefchmackvollen Vappbc'inden- und zu dem erftannenswerten Preis von einer Mark für 'den einzelnen Band liegt fie nor uns. Druck-Ausftattung nnd Papier find ganz oortrefflich, Der alter fich feit langem benn'ihrende Gefchmack des Verlagsx der_ anf die denifche Buchkiinft fchon oielfeitig erzieherifch anregend und nen befruchtend einwirkte, wird auch mit diefer muftergiiltigen und billigen Goethe-Ausgabe einen neuem glücklichen Einfluß ausüben können. Und io wie diefe iiiißerlichen Dinge nur lobenswert erfchienen find/ ift es im gleichen Maße auch um den innern Gehalt der Ausgabe beftellt. Profeffor Erich Schmidt hat mit diefem „Vobis-Goethe“ endlich einmal eine gründliche :lieoifion des alten Begriffs der „Ausgeloc'ihlten Werke“ gegeben. Brachten die bisherigen Ausgabem die unter diefer Flagge hinansgefegelt find- nichts andres als eine oft fehr unüberlegt vorgenommene Zufammenfiellung aus dem großen Scheiß 'des Gefamtfchaffens fo feßte Wrofefior Erich Schmidt feine iiberragende Kenntnis des Goethe-Werkes fiir eine wirkliche und wertvolle oolksbildnerifche Goethe-Auswahl ein. Nicht auf die billige Hingabe durch oberflächliche Wahl heransgegriffener Abteilungen kam es an -* die hier und da mehr eine Belaftung als eine Vereicherung mehr eine Verfehleierung als eine Klärung oon Goethes "Werk für das Volk bedeuten mußten! - fondern auf eine, mit feinftem Verftiindnis und Gefühl getroffene Auslefer die eine unfre Kultur *fördernde dem Verftändnis Goethes in der Muffe des breiten Volk-Z dienende werden konnte nnd damit nicht nur die Liebe zu Goethe fondern zur deutfchen Dichtung iiberhaupt zu pflegen berufen war. Was Brofeffor Erich Schmidt nach diefer Seite hin geleiftet hat„ ift

geradezu bewundernngswiirdig. Die fechs umfangreichen Bände des „Rolls-Goethe“ zeigen mit ihrer Auswahl feine Meifterfchaft in der Beherrfchung des Stoffs. Einen befondern Vorzug bildet fiir die Ausgabe aber auch noch die ihr vom Herausgeber vorangefeßte Einfiihrung die die Geftalt Goethes in lebensfrc'iftiger Weife heraus- arbeitet und allen* denen einen großen Dienft erweifen wird„ die fich in das .Leben und Streben des Dichters einfiihlen wollen.
wiirde hier zu weit fiihren- auch nur eine annähernd genaue Ueberficht des Inhalts geben zu wollen, Erwähnt feix daß fich das Bild des Goethifchen lyrifchen Swaffens der „weftöftliche Dioan“ und die Spruchdichtungen mit ein- gefchloffem von allem iiblichen Bei- werk entlaftetf im erften Band wunderbar zufammenfiigt und dem Lefer fo eine große Fülle von Schönheit vermittelt. Die hier getroffene Auswahl fte'llt ein außer- ordentlich lebendiges lnrifches Bor- trät Goethes felbft dar- und zwar in einer Reinheit und Gefchloffen- heiß wie wir es bisher noch nicht befeffen haben. Diefer erfte Band enthält dann weiter noch die beiden .Teile des „Fauft“. Verteilt auf die andern Bänder mit einem be-
[57

fondern Sammelpunkt im fecl)ften
Band. der Goethes geniale Biel-
feitigkeit ganz außerordentlich
wiederfpiegelt und einige ionft leider
fehr wenig beachtete Stücke feiner
Vrofa wiinfchenswert heroorhebt
(z. B. den :liekrolog fiir Anna
Amalia. die fchöne und innerlich
reiche Trauerrede auf .Wieland und
*proben aus feiner Biographie
Winckelmanns) find in diefem
..Bolis-Goethe“ noch enthalten :
im zweiten - Dramen. im dritten
- der „Werther“. die ..Wahl-
verwandtfchaften“. ..Hermann und
Dorothea“. im vierten q .. ililhelm
Meifters Lehrjahre“ und im fünften
Bande ..Dichtung und Wahrheit“.
So kurz diefe gedrängten Angaben
find. fie vermitteln doch ein Bild
des ganzen Jnhalts.
Es ift zu hoffen. daß diefer
neuen. im beften Sinne volks-
tiimlichen Goethe-Ausgabe ein recht
großer Erfolg erblühn werde, Trifft
das zu - ich bezweifle es keinen
Augenblick; denn gerade die jeßige
Zeit erfcheint mir im Anfchluß an
die Dürre des dahingefunkenen
Naturalismus einen guten. ent-
wicklungsfähigen Boden abzugeben
- fo fegnet fich das Bolk felbft.
Die großen Richtlinien find ja fiir
uns klar abgefteckt: Kunft. Kunft-
genuß und Berfdnlichkeit. Durch
die Berinnerlichung geht der Weg
zur Befreiung des Menfchen. Wie
könnten wir diefe Verinnerlichung
aber beffer erlernen. und 1vo wäre
uns der Weg zu einer großen
innerlichen Befreiung klarer vor-
gezeichnet als bei unferm Goethe?!
Jft feine Kunft. feine Schönheit.
fein innerer Reichtum uns aufge-
gangen. fo muß das alles auch
unfer eigenfter Befih werden.
Durch Goethes Dichtung fließen
die .Lebensftröme breit und-ruhig.
Sie fpiegeln die Welt wieder. die
unfer. die eines jeden Menfchen
Befih ift. die wir nur zu erfaffen
brauchen. da fiefich uns täglich
darbietet. um fie fchön - leben-
bejaheud geftalten zu können!
Mädel-n Contact 60m0".

Rußlands Seele

Meine deutfchen Freunde klagen

oft. daß die deutfche_ Literatur kein
gutes Buch über Rußland befiße.
das fie iiber den tiefen pfhcholo-
gifchen Umfchwung. der iu der
ruffifchen Jntelligenz augenblicklich
vorgeht. über das ruffifche Chaos.
iiber die weite. krankhafte. zitternde
ruffifche Seele aufklären würde.
Nun erfchien das Werk eines
noch ganz jungen Schriftftellers.
von dem man in den Berliner lite-
rarif chen Kreifen mit großem Jntereff e
und mit Aufmerkfamkeit fpricht.
..Petersburger Nächte“ von Bau(
Barchan. Ich habe das Buch mit
großem Jntereffe gelefen. ver-
dient die allerweitefte Verbreitung.
Barchau ift der Politik fern. jegliche
Barteilichkeit. Boreingenommenheit
und iiberhaupt jegliche Tendenz
find ihm fremd. Als feiner Beobachter
und ausgezeichneter Bfhcholog hat
er in fein Gedächtnis alles Gefehene
und Gehörte eingetragen. Ju feinem
Kopf malt fich Rußland als groß-
artiges. pfhchologifches Rätfel. das
er. feiner Kraft und feiner Begabung
entfprechend. zu löfen bemüht ift.
'Es find keine Berallgemeinerungen.
keine Aburteilungen in Baufch und
Bogen. fondern mit jedem Kapitel

lüftet er ein Stück des Schleiers von der litauifchen Sphinx. die da rnffifche Seele geheißen.
..Rußland ift das Land. wo noch hei hellichtem Tage die Heiligen wandeln.“
. Fiir den deutfchen Lefer. der das ruffifche Wefen zu erkennen fich be-miiht. ift Barchans Buch buch-fiäblich ein Schoß. Er findet darin erfchöpfende Erklärungen fiir die Vrechungen der ruffifchen Gedanken. fieht das lebendige. denkende Ruß-land mit feinen fämtlichen Vorzügen undFehlern. Hier haben fich zum bunten Reigen vereint Bauer. Sol-dat. Kaufmann. Beamter. Student. Schriftfteller. Krämer und Diurnift. Schuhmann und Dirne. alle mit ftark ausgeprägter Individualität. Weltanfchauung und einer eignen Lebensauffaffung.
Und über diefe ganze Schar vor-züglich gezeichneter Typen dominiert die Frau. Ia der ruffifchen Frau hat Barchan einen befondern Vlalz eingerämt. Als roter Faden geht fie durch das Buch. mit ganz eignen Gedanken. einem eignen Lächeln und Begreifen. Charak-teriftifch ift der Stil des Autors. Er fchreibt nicht. fondern malt. Jedes Kapitel ift eine farben-fchillernde Leinwand. jede Vhrafe ein Vinfelftrich.
Man lieft das Buch. und in einer Reihe von Bildern zieht an einem Rußland vorüber mit der gemifchten Bevölkerung. mit dem Sprachengewirr. mit dem Gedanken-gewirr. mit den Beftrebungen. Gott zu fchaffen. Anarchismus zu ver-künden. Gott zu fuchen. kurz. all das. was den innern Gehalt der ruffifchen Seele ausmacht. Da ift z. B. ein glänzendes Kapitel: ..Ein Abend bei Ehodoton.“
Wer das literarifch-kiiuftlerifche Petersburg kennt mit feinen fchlaf-lofen Nächten. mit den fprunghafteu Disputationen. mit dem fcharfen Neid auf fremden Erfolg und der Leidenfchaft zum Klatfch. der wird in der Befchreibung von Barchan die volle Wirklichkeit wiedererkeunen.
. Hier ift der kraßbiirftige Kupn'n. der kranke und erbitterte Artzibafchew. der liftige Dhmow. der weiche und

fanfte Tfchirikow. der alle ver-
föhnende Iufchkewitfch und der bos-
hafte Akim Wolzuski. der die ge-
famte moderne Literatur vernichtet.
Dann kommt Warfchau. Finnland.
in halbbelletriftifcher Form werden
die Nationalitäten charakterifiert.
Selbftredend finden wir auch Tol-
ftoi.Turgenjew.Andrejew.Tfchechow.
Gorki. Michallowskt) und deren
Einfluß auf die Gefellfchaft. Er
gedenkt auch der Kommiffarchaws-
kaja. Iaworskeija. der künftlerifchen
Theater und Stanislawskis. der
Selbftmorde und deren Gründe. des
Draufgängertums. der Sfanin-
bewegung. kurz all deffen. was
das komplizierte. verwickelte. ge-
wundene ftürmende ruffifche Leben
dem Verftändnis näher' bringt.
Ich wiederhole. der Autor ging
an feine Arbeit mit größter Liebe*
und ohne Voreingenommenheit her-
an. und darin liegt fein großes
Verdienft.
Diefes Buch verdient. auch vom
ruffifchen Publikum gelefen zu
werden. auch diefem kann es vie(
geben. *
_]. 'l'rotrlcjn

Rundfchau

Unfre Knuftfchule
von Lothar von Kunowski und .Gertrud von Kunowski. Ein Handbuäj des Lehrens undLernens. 8-3 große Liäjtdrucke: Akte. Porträts. Blumen. Tiere. Stillleben. Wandbilder in allen Entwicklungsftufen. Verlag der Nationalftenographie. Subfkriptionspreis 36 Mark. Ladenpreis 40 Mark,

Faft ein Dezennium ift es her. daß Lothar von Kunowski die ganze deutfche Kunftwelt in Erftannen verfevte. als er. ein. langes Schweigen brechend. plößlich mit einem großen Werke. ..Durch Kunft zum Leben“. an die Oeffentlichkeit trat und innerhalb zweier Jahre Schlag auf Schlag vier Bände davon er: fcheinen ließ. dem fpätcr ein fünfter folgte. Mächtig rüttelte er die Gemüter auf. indem er dem bisherigen Bildungsgange der künftlerifchen Jugend den Spiegel vorhielt. Forderungen
neue Wege wies. Ein wahrer Strom begeifterter Kritik ergoß fich über ihn. man nannte ihn den deutfchen Ruskiu. Aber er fand auch Miß: verftändnis. Widerfpruch. offene und heimliche Gegnerfchaft. Viele hielten feine fprudeluden. programmatifchen Gedanken fiir Ueberfäjwänglichkeiten eines Phantaften. manche witterten umgekehrt hinter feinen praktifchen Lehren graue Theorien eines Pedanten. Nur die Scharfäugigften erkannten von vornherein feine Bedeutung als Lehrmeifter der deutfchen Knnft. Prophetifch fchrieb SchulzeRaumburg 190l in der ..Kunft für Alle": ..Es kann garnicht fehlen. daß das Buch vorerft verurteilt wird und diejenigen K. aufftellte und.
den Titel eines Schulmeifters und Pedanten anhängen. die unfähig find. ihn zu verftehn. Er ift gerade das Gegenteil eines Pedanten und Schulmeifters. Er wird durchdringen. Jn zehn Jahren fprechen wir uns wieder!“

Und er ift durchgedrungen! Seine Büäjer waren nicht Erzeugniffe des Schreibtifchs. fondern Extrakte eignet praktifcher Lehrtätigkeit. und

diefe Lehrtätigkeit hat L. v. K', fcit-
dem zehn Jahre hindurch mit immer
fteigendem Erfolge fortgefeßt. Mit
ihren Früchten hat er nach und nach
die Führer im deutfchen Knnftleben.
Bode. Tfchudi. Lieber-
m a n n ufw. ufw.. für fich und
feine Lehre gewonnen. Faft fämt-
liche ,tiuuftkeuner erfteu Rangs. die
Deutichland befißt. kennen nun die
Leiftungeu feiner Schule und billigen
ihre Prinzipien, Einige haben fie
auch praktifch gefördert. Seine
Schulausftellungen in München.
Breslau. Leipzig. Berlin waren
Kuuftereigniffe. und feine Ateliers
üben dauernde Anziehungskraft auf
die feinften Köpfe deutfcher Kunft
aus. Schon 1906 fchrieb Scheffer-Z
im Rigaer Tageblatt: ..Ks Werke
beginnen bereits den Unterricht an
Kunftfätulen und den Zeichenunter-
richt an allgemein-bildenden Säiuleu
zu beeinfluffen.“ Und als K. in
diefem Jahre. einem Rufe des Kul-
tusminifteriums folgend. die Leitung
des DüffeldorferZeichenlehrerfeminars
übernahm. da klagte R. Breuer in
.. Den Rheinlanden". daß ..Berlin einen
Meifter des Kunftunterrichts ver-
liere".
Zehn Jahre fruchtbarfter Lehr-
tätigkeit faßt Lothar von Kunowsti
jeßt zufammen in dem Werke Un-

fere Kunfit'chule- das er in Gemein-
fchaft mit Gertrud von Kunowskir
feiner Gattin- feiner Schülerin und
Mitarbeiterin- der deutfchen Kunft
auf den Weihnachtstifch legte.
Ein fchlichter Titel für einen ge-
waltigen Inhalt! Es handelt fich
hier nicht um das Programm oder
um Erzeugniffe einer beliebigen
Kunftfchule fondern um nichts Ge-
ringeres„ als um eine Neugründung
des Zeichen- und Malunterrichts
überhaupt- um eine moderne Grund-
legung aller künftlerifchen Bildung-
um ein allgemeines Handbuch der
Kunft- eingekleidet in eine ebenfo
eigenartige wie lebendige Form:
in ein perfönlicbes Beifpiel des
Lehrens und des Lernens.
Das Werk zerfällt in einen
kürzern erzählenden Teil und in eine
Kette von anfchaulichen Lehroor-
tragen, die den Hauptinhalt bilden.
In dem einleitenden Text fchildert
L. o. K. in großen Zügen den
äußern und innern Entwicklungs-
gang feiner Schule- der gleichbe-
deutend ift mit dem Ausbau feiner
Lehre und ihrer praktifchen Erprobung.
Jin Hauptteil des Werks führt
L. o. K. in 94 großen- wunder-
baren Lichtdrucken „das Jugendwerk
Gertruds von Kunowsfi“ uor„ den
Extrakt einer zehnjährigen Lehrzeit
und entrollt in begleitenden Lehr-
oorträgen ein vollftändiges Programm
feiner Lehre und ein plaftifches Bild
feiner Lehrweife.
Ein erftaunliches Werk nach jeder
Richtung hin! In einer Hinficht
ein völlige-“s Unikum: ein Lehrgang
und fein Erfolg Schritt für Schritt
einander gegenübergeftellt! Die
lebendigfte Vorführung eines ganzen
Lehrgebiets vom Elementarften bis
zum Höchften. Ein Wei-h das durch
die Ueberfülle des Geboteneir durch
dcn entfeffelten Sturm der An-
regungen faft erdrücktl und doch
zugleich ein Werk 'von einheitliehem
Gufz und innerer Harmonie ein:
ladend zu reinem Genießen.
In 94 Abbildungen von höchfter
Treue und Feinheit der Wieder-
gabe- die jede Technih jeden Griffe(-
und Vinfelftrichf jede Fafer der
reinen Leinwand erkennen läßt-

fpielt fich oor unfern Augen die Entwicklung eines Talents vom erften Einfeßen methodifchen Unterrichts bis zur Reife ab.

Eine neue Evangelienharmonie

Unfre Zeit ift religiöfer geworden; fie fucht den Ewigkeitsgehalt des Chriftentums von den zerfreffenen und roftigen Ketten .überlieferter 4 und dreimal geheiligter Dogmen zu befreien und fiir die Kulturen aller Zeiten zu retten, Dabei wird allerdings der Schwerpunkt des Chriftentums oon der Kirche weg in das lebendige Leben und an Stelle des „Glaubens“ das „Erleben“ treten. Unzählige Gottfucher unfrer Tage erneuern den alten Jakobskampf: „Ich laffe dich nicht„ dn fegneft mich denn." E. Knodt konnte die Gottfucher feiner Tage fammeln in der Anthologie „Wir find die Sehnfucht“„ Röttger verfuchte es einige Jahre fpäter mit der noch engern „Moderne Jefuslieder.“ Kürzlich wurde oielfach auf die religiöfen Gefänge Guftnv Säjiilers/ als eines Erneuerers unfrer alten Kirchengefänge-hingewiefeny und nun liegt die Evangelienharmonie Hans Benz-

wanne (Verlag Frir- Eckardt-Leipzigl
vor mir,
Das Buch enthält eine wohl-
geordnete Neihe von Einzelgedichten
und alten Holzfchnitten (Dürer-
Luca*:- Cranach. Altdorfer und
But-gmair) die in ihrer (Zeichloffen-
heit die gefchichtlichen und chrijt-
lichen Heilswahrheiten der Evan-
gelien uinfajjen. Die Gedichte
wollen in erjter Linie als individu-
elle nnd logijclje Einzcljchöpfungen
betrachtet werden. Zn bunter
klieihe wechjeln einfache legenden-
hafte Wiedererzähluugetu rein
lnrifche Stiininungsbilden weihe-
dolle (-x'iejpräche und dithurambijche
(ilefäuge. :La-:- Buch beginnt mit
Gedichten nur* der Wartezeit des
jiidijchen Wollt-r geht zu den
„Borerfcheiuungen“ iiber und be-
ginnt in dem Zyklus Marie mit
der eigentlichen Ebangelienharnwnie,
Die Lehrtätigkeit Chrifti wird in
ihrer ganzen Entwicklung und ihrem
tragifchen *Ilbfchluß dargejtellt.
Eingeichoben ift wieder eine (8te-
dichtreihe „Die Wufte'f in der die
Gottjuchergedanken Hiobs- Mofes.
Buddhas Zar'athuftras. Platons
und die ,ltulte Mithras und tartes auf ihre Ewigkeitsgedankeu
unterjucht werden. -
kommt Benztnann im wejent-
lichen darauf au. Jefus als den
Lebeuskiindeu als den Vertreter
einer* lebensbejaheuden Idealismus
hinzuftellen. „Des Lebens Grund
und Geift ift Uebeusluft.“ Das
klingt nicht nach Niet-ziehe,
Ju manchen Gedichten jedoch
ward ihm reichlich Gelegenheit ge-
geben* Nienfrhe auf feinen (sie:
dankenwegen zu begleiten. So er-
blickt diefer große Autichrift in
Jefus den erfteny wenn auch un:
bewußten Vertreter der einigen
Wiederkehr; Benzinanu fagt in
Aftarte:
Woher wir kamen? - Q er-
kennt die llruaturen
Der Sointenkindfchafh hinter euch
die-Spuren
Eurer ewigen Wiedergeburt! .
Seht nun empor:
Laßt Weltenliebe fich aufs neu
erfüllen-
Liebe Kreislauf will fich

neu enthüllen! . . .
Hat der Dichter fchon iu diefem Gedicht in die moniftifcheu ,Ideen der Neuzeit eingegrifien. jo noch mehr in der Bergpredigt- die ihm vielfach Veranlaffung gab. die Worte Chrifti fiir die Neuzeit aus-zulegen oder umzuwerten, An Niebfche erinnern Worte wie:

Jhr habt gehört. daß Ueberkraft
An Eigeufucht Leben zerftört
Der
und fchafft.
Sich alfo iiber (hut und Böfes fiellt.
Sich alfo fiir den Grund der Dinge hält -
Jch fage euch. das ift der Wider-
- grund
Des ungeheuern Lebens dunkler Geift.
Der ewig wechfelh ewig raftloe kreift -
Mein Mund ihn als Gefährten preift.

,Oder die Bitte:

Gib uns Kraft und Millen-
Daß wir uns mehr und mehr erlöjen. f e l l1 ft erlöjen!

Im allgemeinen faßt auch Benz-manir der ueuern Theologie folgend» Jefus durchaus als Menfchen aud er läßt ihn nicht am Kreuze fterben,
l (i2

Sehr fein und keufch weiß er den fromrnen Betrug feiner Jünger anzudeuten: Die Jünger und die Frauen entfernen fich von dem Gekreuzigten. da. , , . in ihrem Weh Sehen die. Frauen kaum- wie
- fich die beiden-
Zofeph und Nikodem. non ihnen
_ fcheiden.
Sich wieder rückwärts wenden und . . . fchon hebt die Nach-
tigall
Tief in den Gärten wieder fiiß
zu fingen an.
Den *Tod Chrifti fiihrt uns das SchlußgediÖt Die Jnfel in ftillen und wehen Worten vor.
Das wäre Inhalt und e n g e r e Deutung der Benzmannfchen Evan- gelienharmonie. Sie birgt Ge- dichte oon hohem. poetifchem Wert. feine logifche Schöpfungeih volks- liedaitige. naiv nnd keufch hin- geworfene Strophen. oder doll Schwung und Kraft und ruhigey abgeklärter erzählende Gedichte doll 'Worten der .Wahrheit und Giite.
Ich zähle diefes Gedichtbuch zu den beften lyrifchen Schöpfungen der lebten Jahre.
Eine weitere Deutung könnte dem Gedichtzhklus Maria. Kindheit. Lüfte. Berfuchung gegeben werden- wollte man fie „als einen Spiegel des t1)pifchen wie des befondern be- deutfanien Meufchenlebens“ be- trachten. Aus dein Grunde hat wohl auch der Dichter einige Worte in diefe Reihen hineingebracht. die nur lofe mit dem Evangelien- gedauken zufaminenhängem die aber wohl in denBannkreis der Mächte gehöreih die die Seele des heranwachfenden Menfchen beein- fluffen. -
W. kenne-wenn.
Adolf Deffauer. Großftadtjuden Roman. Wien 1910. Wilhelm Brauiniiller- Unioerfitätsbuchhand- lung.
Ein fchauderhaftes Machwerkl Frech und hohl ftolzieren darin pa- pierne Menfchen mit Tinte auftatt Blut in den Adern. Jede beab- fiänigte Pointe feder gewollte Wih - es ift alles bei der Abficht und dem Wollen geblieben »- ift bis

zum “Ueberdruß übertrieben und dick unterftrichen. Roh ift die Diktion. roh die Ausarbeitung. Man ift heutzutage - dem Himmel fei Dankl -- an andre Koft gewöhnt. Es wäre ein fchöner Vorwurf in dem Stoffe des Romans fiir einen wahren Dichter gewefen. Aber es ift oerwunderliän daß noch fo viele Menfchen glauben. wenn fie einen fliiffigen Stil fchreiben. fo wären fie fchon Dichter. Wie anders hat ein ähnliches Thema Georg Hermann in feinem Roman „Jettcben Siebert“ angepackt! Wenn man die beiden Arbeiten vergleicht, wird man fo recht den Abgrund abfoluter Leere gewahrf in den Deffauer mit feinem täppifchen und unoerniögenden Erft-lingsoerfuch geftiirzt ift. Er hätte die Materie von einer neuen Seite beleuchten können. hätte uns den Juden darftellen könneui der. ner-irrt und erfchreckt durch die unoerdiente Verachtung feiner Raffengegner. fich felbft verliertr oder noch befferf dem die Tragik feines Lebens zu einer höhern Stufe des Dafeins verhilft. Statt deffeu treffen wir in dem Buche nichts als Vhrafen» Verzerrungen. Karrikaiuren und beften Falls Schablonen.

C. [Z.

Memoiren der Markgriifin
Wilhelmine von Bayreuth
Dentfeh von Annette Kolb. Mit
drei Heliograoiiren. Zwei Bände.
Jnfelverlag, Leipzig.

Zugleich das fubiektiofte nnd das objettio-intereffantefte Frauenbuch aller Zeiten dürfen diefe Memoiren jener problematifchen Frau genannt werden- die Carlnle als die „fchrille Vrinzeffin" cbarakterifierte und der ihr Bruder. Friedrich [I. von Preußen, im Bari von Sanffonei ienen Freundfchafts-tempel von korinthifchen Säulen er-richtete zn dem er bis zu fcine'ni Lebens-ende io gern pilgerte, Niedergefcbrieben in der Verftimninng einer zum Teil felbftberfchnldeten Zuriiclgezogenheih find diefe Erinnerungen an den Hof ihres Vater, des „Soldatenkönigß", oft ungerecht bis zum Ueber-maß- und die Jnfelausgabe erfüllte eine hiftorifche Vfiicbtr indem fie ihnen durch die bei-gegebe Darftellung der gleichen Vor-gänge aus der Feder Friedrichs des Großen auf die befte Art das richtige Licht gab. Aber. ganz abgefehn von unvergeßlichen tragifchen Höhepunkten-wie der Hinrichtung Kattes: - weleher Reiz liegt gerade in diefen einfeitigen Aufnahmen die ja nicht Haß. fondern beleidigte Liebe genommen hat! Es ift darum erfreulich, hier eine Außgabe zu erhalten, deren gefchiclnliclnr Ernft nicht nur aus der Beigabe der er-wähnten Varallelerziihlung heroorgeht. fondern vor allem daransr daß die letzte bisher bekannte franzöfifche Faffnng neu ins Deutfchc übertragen wurde-wiihrend die bisherigen deutfehen Ans-gaben einen älternr von der Verfafferin fpiiter felbft unigearbeitetein 1810 dentfeh veröffentlichten Text zugrunde legten. Die beiden ftattlicben Bände, rnit drei Bildniffen von Vesne nnd uber in Lichtdruck, werden bei allen 'z reunden vaterliindifcher Gefrhichte und allen Liebhaba-n eigenartig perfönlicher Doku-mente eine herzliche Anfnahme finden.

Thuner
Alex. W.: .Ludwig von
Beethovens-Leben. Nach
dem Original-Manufkript deutfch
bearbeitet von Hermann Deit e rs.
2. Bande 2, Auflage. Leipzig:
Breitkopf (t: Härte(1910,

Seit Jahren ift der zweite„ 187l

heransgelommeneVand diefer manu-
mentalen Methoden-Biographie ver-
griffen gewefen, An die Heraus-
gabe einer neuen Auflage diefes
Bandes' hatte Deiters nicht eher
gehn wollen- als bis er das un-
oollendet gebliebene Thanerfwe
Werk mit dem 4. und 5. Bande
zum Abfchluß gebracht hatte. Ueber
der Drucklegung diefer beiden Bände
ift der hochoerdiente Forfeher be-
kanntlich geftorbenr freilich nicht
ohne Vorarbeiten zu der neuen
Bearbeitung des zweiten Bandes
hinterlaffen zu haben. An feine
Stelle ift wieder eine Autorität
eiften Ranges» Hugo Rienra nn-
getretenr der ftarke Umwälzungen
großer Partien vornehmen mußte-
weil .mittlerweile viele der un-
datierten Briefe durch neuere For-
fchnngen ganz anders wie friiher
eingereiht worden findr fo der be-
rühmte Brief an die „unfterbliche "
Geliebte" in das Jahr 1812-
wenngleich noch immer nicht mit
Beftimmtheit deren Namen ermittelt
worden ift. Auch die neueinge-
fiigten mufikalifehen Analnfen der
Werke Beethovens rühren von
op. 22 an von Niemann her. Auf
Glatte der Darftellung und leichte
Lesbarkeit konnte natiirlich nicht io
viel Gewicht gelegt werdenr wie auf
Gründlichkeit der Forfchung. Ja
diefer legten Hinfirht ift der
zweite Band der die Jahre 1.796
bis 1806 behandelt, geradezu groß-
artig, lieber die Entftehnng jedes
einzelnen Beethovenfchen Werks
diefer Periode und deffen ernfte

Schickfale, über jede Verfonl die in Beethovens Gefichtskreis damals getreten ift„ erhalten wir möglichft eingehende Belehrung; ein ftaunens-wertest immenfes Material ift zu-fammengetragen und nach Möglich-keit auch verarbeitet. In der Schilderung von Beethovens Cha-rakter werden die Schattenfeiten ebenfowenig oerfchwiegem wie die vorwiegenden Lichtblicke. Neuer-dings hat man das Gros *der Beethovenfchen Briefe bedeutend iiberfchiißt und feinen bedeutungs-lofeften Zettelmitteilungen ift eine Wichtigkeit fondergleichen beigelegt. In diefer Biographie wird offen ausgefprochen: „Nur eine geringe Zahl von Briefen zeigt Spuren einer forgfältigen vorherigen Ueber-legungr nur in den feltenften Fällen werden Gegenftc'inde von irgend welchem tiefern Wert be-handelt , . Ju der Mehrzahl feiner Briefe fucht man vergeblich irgend etwas auf die Theorie oder die Kunft der Mufik Bezügliches.“ Sehr wichtig und intereffant find die Mitteilungen und Ergebniffe von Deiters iiber die erften Streich-quartette und die Prometheus-Valletmufik. Wer fich mit Bee-thoven näher befchäftigt, wird un-bedingt zu diefer Biographie greifen miiffen, deren dritter Band in der Neubearbeitung von Niemann hoffentlich nicht allzu lange auf fich warten läßt.

prof. [)r. u/jui. Witwe-nn.

Artzibafchews Revolutions-nei-(lichten

Es ift bald zwei Jahre' herx daß ich „Sfanin“ in den „Zeitfragen“ befprach, Während der Zeit hat er noch viel Staub aufgeivirbelt und zu manchem Meinungsausbruch im freundlichen wie im feindlichen Sinne Anlaß gegeben. Das all-gemeine Jntereffe- das fich darin kund gabe darf gewiß nicht unter-fchc'ißt werden: Die Neroenkunft der Ruffen, wie wir feit Doftofewski kennenr hat wieder einmal ihre fuggeftioe Kraft bewiefen. Und dennoch hat Sfanin uns Deutfchen nicht viel geboten. Alfred Freiherr von Berger hat rechtx wenn er in feinen „Gloffen zu ruffifchen Ro-

manen" (Oefterreichifche Rundfchau >(lll-4) meintf es gäbe anch einen Realismus der Barbaren und das fei der ruffifche. Seine Voraus- feßungen feien fcharfe Sinnesorgane ein empfindliches Nervenfyftem und ein gutes Gedächtnis für alles Ge- wahrte und Empfundene; aber diefer barbarifche Realismus ftehe vor dem menfchlichen Leben wie ein Orang- Utang vor einem Gemälde.- Er fehe auf das fc'härffte und mit minutiöfer Genauigkeit die Farben- kleckfer aus denen das Gemälde be- fteht- aber er fei unfähig zu erfaffen- was diefe Farbenkleckfe in ihrer Totalität bedeuten.

Wie treffend diefe Ausführungen find und wie fcharf fie den Kern- punkt treffen- wurde mir tlarr als ich Artzibafchews Revolutions- gefchichten las und da Punkt für Punkt diefen gekennzeichneten Nea- lismus widerfand- der „Sfanin" auf einige Jahre zu einer auf- regenden Erfcheinung machte. Auf- regend:ift in der Tat allesl Stoff und Forint die mit Sekunden- genauigkeit arbeitende Charakteriftik der Verfonenr das diiftere Abend-

rot einer im Innerften aufgewühlten Zeit. Artzibafchew. der als Jünger Stirners den Zufammenbruch aller Theorien- der ftaatlichen wie der fozialiftifchem künftlerifeh oerklc'iren willz findet ein gewiffes quälerifches Gefallen darum diefen Abftieg nur ftufenweife anzudeuten. ihn zu ver- langfamenf um die neroenerregende Freude des Zufehauers recht lange zu genießen. Er predigt nicht. er doziert nicht. er zerlegt nur mit fieherm graufamem Meffer den ganzen Körper der Gefellfchaft *- fein langfam- damit alle zufehn können - und fagt: „Sie fehn. fo oder fof es ift immer der alte Irr- tum. Nur der einzige ift die Maehh die ihr Recht behauptet. ihr Eigen- tum.“

Und fo hat fich denn Artzibafihew auch hier wieder nieht oerfagen k5nnen- wenigftens einen „Sfanin“. einen Menfchen nach feinem Herzen und Gefallen einzuführen. Es ift der Student Andrejew in den mit „Morgenfchatten“ betitelten Nooellem der feinen weltoerbefferungs- (uftigen Freunden zuruft: „Ihr feid gute Iefuitenf ftets feid ihr bereitf vor der heiligen Tätigkeit eines Ar- beiters, eines Bauern und fo weiter in den Staub zu fallen. Aber euch follte nureinmal dasSehickfalzwingem Steine zu klopfen oder Lehm zu kneten. roßniifigen Kindern das Abe einzupauken- dann werdet ihr melan- cholifeh. fehc'imt euch. einem Be- kannten zu begegnen! . . . Und weshalb? . . Wei(es keinen Stolz in euch gibt. keine Liebe und Ach- tung vor euch felbft . . Ihr wollt nicht daran glaubenF daß euch jedes Leben foweit „intereffant nnd wichtig fein muß. als es eben euer Leben ift.“ Das ift alfo genau diefelbe Doktrim die wir vom „Sfanin“ her genugfam kennen- ein Mif>zmafch aus Stirner und Bahnfen; nur das Eigene hat Wert. nur die eigene Verfönlichkeit gibt das Gefeß. Auf einen groben Ge- genfaß gebracht. lauten die Deoifen: Hie Ideologe. hie Beftie,

Wenn man diefe „edelanar- ihiftifchen" Dogmen einmal verdaut hat (und Artzibafchew tut fein mög- lichftes. um fie fchmaekhaft und ein-

leuchtend zu machen)- mag man bis zu einem gewiffen Grade bewundern. wie unaufdringlieh und doeh wirkfam die ganze Reoolutionsftimmung fich herausarbeitet. In diefem kulturgefehiäitliehen. allgemein menfehliehen Hintergrund liegt wieder- wie beim „Sfaiiin“„ der eigentliche Wert des Buchs. das. was es über eine Tendenzfehrift von nur mittelbarer Bedeutung für uns hinaushebt. Wie viele feiner Landsleutef hat auch Artzibafchew das Zeug zum kulturgefehiwtlichen Roman großen Stils. Er vermeidet die Vofe- iiberhaupt alle äußern Mittel und Mittelchen des Tendenzfehriftftellers und läßt den „Zug der Zeit“ nur ganz leife und unmerklich von innen heraus ans Tageslicht wachfen. So wenig Zuneigung man perfönlieh für feine in bedriiekender Kleinmalerei oerharrende Kunft übrig haben magf das ift jedenfalls ficher: er feßt die ruffiche Tradition fort. die immer Neigung zum langfamen Aufbau. zur allmählichem alle Fafern des Nervenfyftems aufreizenden Entwiek-lung gezeigt hat. Man denke an Raskolnikoff. an die „toten Seelen“. Verglichen mit diefen Monnmenten der ruffifehen Literatur ift Artzi-

bafchew noch ein gemütlicher *Spieß-
bii
rger,
-'Was der Vater des „Sfanin“
für das moderne Rußland bedeutet.
können wir nicht beurteilen- für uns
jedenfalls nicht allzuviel. Mehr
fchon in feinen „Reoolutionsge-
fchichten*). Hier haben wir ein
Zeitgemälde, das in feinen grellen
und düftern Farben zu dem Bilde
paßti das uns non dem jungen
Rußland vor Augen fchwebt; -
dort aber die Utopie eines Mannes.
der im Grunde feines Herzens felbft
Jdeologe ift. ein Sinner und Grübler y
der fich mit feiner Bhilofophie der
Beftie_ gegen fich felbft wehren will.
Zerntiarä [bringen
Die Flugmafchinen. Theorie und
» Praxis. Berechnung der Drachen-
und Schraubenflieger. Von
Georg W e l l n e r, Mafchinen-
ingenieur; Hofrat- Brofeffor i. N.
Verlag von A. Hartleben- Wien
und Leipzig.
Aus dem Vorwort des
W e r k e s
Ueber 30 Jahre lang befchäftige
ich michf fo weit es Beruf- Zeit
und Geld geftattein mit theoretifchen
und praktifäien Aufgaben der Flug-
technik. Schon im Jahre 187 6 hielt
ich im deutfäi-polhtemnifäjen Verein
in Prag einen Vortrag „Ueber die
Möglichkeit der Luftfchiffahrtlh der
dann in den „technifchen Blättern“
in erweiterter Form in einer Bro-
fchüre unter demfelben Titel in
Brünn 1880 und 1882 veröffent-
licht wurde und mit Anftoß gab
zur Schaffung flugtechnifcher Vereine.
Ich ftand und ftehe der Ballon-
;f Miinchent Georg Müller.

frage kühl gegeniiber. halte die
Drachenflieger für wenig ficher und
vertrete deshalb die Schraubenflieger.
Die Büchen die den Stoff behan-
deln- find entweder nur praktifch
und befchreibend oder rein theoretifch
gehalten; ich aber glaube- daß ge-
rade hier die Verbindung von Theorie
und Praxis am Vlaße fei. Ich
wählte bei den Berechnungen ab-
fichtlich nicht den allgemeinen ana-
lhtifchen Wegr der alle Möglichkeiten

oorfieht und neben dem gleichförmigen
Horizontalflug auch die befchleunigtex
fowie die auf- und abgehende Be-
wegung berüclfichtigt- fondern be-
gniigte mich mit dem fnnthetifchen
Aufbau möglichft bequemer und
durchfichtiger Gleichungen für die
einfachften Fälle des dhnamifchen
Beharrungszuftandsf die mit der
Praxis gut übereinftimmen.
Ich oermied wucherndes Geftriipp
mathematifchen Formelkramsx in
dem die fruchtbringenden Keime
?ftderfticken und kaum herauszufinden j
in .
Annäherungen und Kürzungen
wurden oorgenommenr vielleicht fchon
über das zuläffige Maß; der Vor-
wurf kann mich treffen von feiten
der Theoretiker: „Zu wenig
Theorie!“ und von feiten der Brak-
tiker: „Zu viel Theorie!“ Mein
Beftreben galt vornehmlich Klarheit
zu bringen über das Wefen der
dhnamifchen Tragkraft- die darauf
beruht» daß Luftmaffen nach unten
geworfen werden- und dann die
brennende Frage: Drachenflieger
oder Schraubenflieger und ihr gegen-
feitiges Verhältnis dadurch zu er-
läuterm daß ich zuguterleßt die Um-
wandlung des einen Snftems in das
andre oorführe.

Ich trachtete- jenen übertriebenen
Opiimismusr den ich nach gefam-
melteu Erfahrungen für fchädlich
halte zu zerftörent und hoffe- durch
die vorliegende Arbeit Flugtechnikern
und Laien neue Gefichtspunkte fowie
mancherlei Aufklärung und Anregung
zu bieten.
Offip Dhmow: Der Knabe Wlaß
Verlegt bei Paul Caffirer.
Berlin 1910,
Ich mußte bei der Lektüre diejes
Buchs an ein Bild von Henri
Matijfe denken. war eine roja-
rote Fläche. Ju diefer breiten
Grundfarber die in fich abgetbnt
war und die Stimmung des Ganzen
angab. lag diagonal ein weiblicher
Akt, das Fleijch rofafarben abgetönh
die Konturen mit breiten Binfel-
linien fcharf und formbildend um-
riffen. So fchreibt auch Dhmow.
Seine Geftaltuugsgabe ift außer-
ordentlich und die Szenen nament-
lich am Schluß find fehr lebendig-
vital geworden, Vielleicht kann
man feiner Jugend noch mit Recht
vorwerfen. daß fie nicht die Kraft
hat. die einzelnen Szenen und
Bilder zu einem ebenfo lebendigen
Ganzen zufammenzufügen.
Dafür aber darf ich fagen. daß
ich feit langem wieder einmal am
Stoff iutereffiert war. Dhmow
gibt nicht die Vfhchologie eines
Erwachfeuem wenn er den Knaben
Wlaß wachfen läßtr fondern er
fchildert das moderne Kind: die
ererbte Nervofitc'it. die Ehrfurcht
des Wunderbar-Geheimnisvollen.
die Wolluft einer kaltem zerfeßenden
phufiologifchen Skepfis, kurz das
um 1890 als Produkt der Gene-
ration Jbfen-Maeterliuck-Marx ge-
borene Gefchlecht.
Zudem fich Herr Caffirer nach
Rußland wandter ift er auf einen
fehr fruchtbaren Weg geraten. Man
hat uns Amerikaner und Ungarn-
Belgier und Schweden und Nor-
weger gezeigt. Vielleicht zeigt uns
Herr Cajfirer endlich die intereffan-
tefteu Künftler: die Ruffen.
dll. li, Sandale-.lc

Wie unfern Lefern gewiß noch erinnerlich iftr hat dem erften Januar-
heft unfrer Zeitfchrift ein Vrofpekt der Compagnie Generale Transatlantique
Paris 6 rue Aubert beigelegen und nicht. wie es im Hinweis hieß. der

Firma A. Philipp in Hamburg. Die Firma Philipp ift lediglich die Vermittleriu des Auftrags gewefen.

MLU] gefantteu Inhalt verantwortlich: [)r. Friedegg in Schöneberg -
Druck von Richard Falk. Berlin W. 66. Leipzigerftr. 115j16,
llnverlaugte Manujkripte fenden wir nicht zurück. wenn ihnen
F nicht Riickporto beiliegt. *-

M a x N a b e s :
Der ZuckerverkÃ¤ufer
(Im BrioatbefiÃŸ des Herrn
Dr. Curt Radlaner. Berlin.)

>-
uouSu ~
Seutfche Halbmonafsjehrifk

35. Jahrgang. 3d, 156. Heft 425. Srftes Februarheft Wi(

:Ã– an (ferneueri l* 1m tvereim'gun
GeYKeFffng-Wejelllihafxe y
111177 â€žHellweg-Hoch [ehufe Sie cBerlin.

Regierungsrat Kurd von Strauß:

Eine nationale Divlomatie

Eine „deutfche" Diplomatenfrau hat ihre Erinnerungen an das dienftliche Leben ihres Gatten veröffentlicht.*) Schon die beiden Gatten find ihrer Abkunft nach bezeichnend fiir die damalige preußifche Diplomatie(der Bismarck fchon angehörte und die er bald leiten follte. Der Gemahl der Verfafferin diente noch unter ihm als Chef. Sie eine geborene Franzöfin englifcher Abftammung- die Schwefter des fpäteren Botfchafters in London und Minifterpräfidenten Waddington, er der Sohn einer reichen Engländerim die den Hauslehrer, den Theologen Vunfen geheiratet hattef den fpäteren preußifchen Gefandten in Rom und Londonf den Freund Friedrich Wilhelms [Il. Die Welt erzählte fich folgendes treffende Wißwort von ihm: Die Diplomaten behauptenf er tei ein großer Gelehrter* die Lehrer ufw„ er wäre ein großer Diplomat. Er war fo unfähig, daß ihn felbft fein königlicher Gönner fallen laffen mußte. So waren die damaligen Mitarbeiter des größten deutfchen Diplomaten. Tiefe Franzöfin, die fchon uneeht warf follte als Vertreterin des Vreußen- und Teutfchtums in Turin ihrem Gatten zur Seite ftehen. Der preußifehe Gefandte felbft war ein geborener Franzofe, der nach damaliger Uebung auch amtlich franzöfifch berichtete und bloß franzöfifch fprach. Auch ihn mußte Bismarck wegen feiner Unfähigkeit abberufen. Bunfen war Legationsfekretär. der in Rom nnd London aufgewachfen' warf alfo die bäterliche Heimat nur oberflächlich kannte, Sein Bruder wurde englifrher Diplomat und ift jeßt Votfchafter. Di-efe hier vorausgefchicktem uns jeßt höchlich befrenidenden Tatfachen erwähnt natiirlich Fran v. Bunfen gar nichr da fie ihr nicht ungehörig erfchienen und fich leider auch jeßt noch Seitenftiicfe im deutfchen auswärtigen Dienft finden, freilich nicht mehr in diefer gar zu internationalen Vuntheit, Indeffen hat erft Bismarck die deutfche Dienftfprache eingeführt, die jedoch im Außenverkehr der Miffionen nicht gilt. Noch heute ift ziemlich

ii) Fran .Karl ron Bnnfeu. an :t Geiaudticbnfteir Berlin 191() Sicgisuiund

grundlos die amtliche Verftändigungsfpracln die franzöfifche. die nur an der leitenden Behörde durch deutfch ini Verkehr niit England und Frankreich. wie auch Belgien erfeßt wird. die ihrerfeits ihre Mutterfpraaje gebrauchen. Hierbei unterläuft der Irrtum. daß franzöfifch die Landesfprache Belgien-s wäre. obwohl das niederdeutfche Vlämifch gleichberechtigt und die Mehrheitsfprache ift. Die Schweiz amtierte in Berlin zu meiner diploniatifchen Zeit dentfch. doch fürchte ich. daß fie bei ihren franzöfifchen Neigungen wieder diefe Mundart vorzieht,

Frau v. Bunfeu beginnt ihre Erinnerungen nach dem Krimkrieg und kurz vor dem Ausbruch des Waffenftraußes von 1859. wo alfo Turin auch für Vreußen ein wichtiger Vollen war. was der Gefandtfchaft wohl kaum klar wurde. Die Tätigkeit diefer Turiner Diplomaten kenn! zeichnet eine zutreffende Bemerkung eines Ruffen: „Ich gehe etwa um 1/21 Uhr auf die Kanzlei der Gefandtfchaft. erzähle niir etwas mit G.. dann gehe ich zum Chef (Grafen Stackelberg). wir fprechen ein Weilchen, dann frage ich. ob etwas zu tun ift, Nichts. Ich gehe hinunter zu G., nm ihm mitzuteilen. daß er fpazieren gehen kann. Er geht. Weil es heiß in der Kanzlei ift. ziehe ich in den Salon. wo es angenehm ift, dort lege ich mich auf zwei Fauteuils und lefe ein Buch alter Depefchen; um 3 Uhr gehe ich fort." Viel wird fich die aufreibende Tätigkeit der pveußifchen Gefandtfchaft von diefem ruffifchen Stilleben nicht unterfthieden haben, Auch heute gibt es noch derartige diplontatifche Gefchäftigkeit und nicht nur an den kleinen deutfchen Höfen.

Bei Frau b, Bunfen. die heute ganz Engländerin geworden ift. tritt noch eine Eigenfchaft deutlich hervor. die nicht nur fiir die Ausländerin bezeichnend ift. der gänzlich mangelnde politifche Sinti und das wachfende Intereffe fiir die gefellfchaftlichen Nichtigkeiten, Sie entftammt einer wohlhabenden bürgerlichen Familie. die ftark politifch gefinnt ift. Als deutfche Diplomatenfrau ein-es geadelten Gatten macht ihr eine ruffifche Vrinzeffin als Kollegin großen Eindruck. obwohl die ruffifchen Fürften mit den deutfchen tauglich gar nicht zu vergleichen find. Sie bedeuten als Bojaren bloß den alten Adel. Nicht weniger ift dies bei ihr der Fall gegeniiber den italienifchen ntarocefas und conteffas. die häufig höchft mangelhafter Herkunft find. da noch heute der italienifrhe Adel. nicht nur vom Vapfte. käuflich ift. Befremdlieh wirkt es. daß die Verfafferin als alte welterfahrene Frau in den Briefen an ihre Eltern diefe unberhohlene Bewunderung der kleinen Bürgerlichen bei der Herausgabe des Buches nicht gemildert hat. Freilich fagt man der fran-

zöfifchen Republik nach. daß fie titeltoller als die vorhergehenden Monate-bien fei, und es ift nachgewiefen- daß gegenwärtig drei Viertel des fogenannten franzöfifchen Adels unecht ift! von den päpftlichen Grafen der traute Finance ganz abgefehen.
Aber diefe Ueberfchäßung nichtiger Aeußerlichkeiten ift freilich noch jeßt für die Auffaffung des Diplomatenlebens bezeichnend. Heute, wo in der deutfchen Diplomatie die Hälfte als frifchgebackener Neuadel aus Handel und Induftrie ftammt. hat diefer wenig ftaatsmännifche Maßftab fogar noch zugenommen. Früher waren die frifch geadelt-en Bürger-licheu der Diplomatie gewöhnlich wohlhabende Söhne verdienftvoller Beamten; heute genügt fchon Vorficht in der Wahl der Eltern in geld-licher Beziehung was gefellfchaftlich und noch mehr gefchäftlich die geiftige Strife des Standes kaum gehoben haben dürfte. Diefe deutfche Diplomatenfrau ift bloß Gefellfchaftsdame ihre Fremdheit im an-geheirateten Staate mag ihr deffen Verhältniffe auch nicht näher gebracht haben. Aber unmittelbar dienftlich macht fich eine Pflicht-verletzung geltend da auch die Gattin eines Beamten gewiffe Verbind-lichkeiten zu erfüllen hat, befonders die Frau des Vertreters einer Groß-macht im Auslande in fo kritifcher Zeit.
Die Franzöfin Bunfen-Waddington ift natürlich öfterreiehfeindliäf und freut fich des Einniarfches der kleinen eheZZeurZ ae UincennEZ in Turin. Sie muß amtlich wiffen. daß Preußen bereits gegen Frankreich rüftet, die Kriegsbereitfchaft ift fchon befohlen, Mehr fcherz-haft berührt es fief daß Italiener und Franzofen die Oefterreicher richtig als KliernanciZ bezeichnen und befehimpfen. Sie fühlt fich dadurch ein wenig als Gattin getroffen. Während der Spannung vor dem Kriege lag der preußifchen Gefandtfchaft die öfterreichifche Vertretung ob. Frau b. Bunfen wäre alfo zu befonderer Zurückhaltung verpflichtet gewefen. Sie kümmert fich aber fchon rein menfchlich gar ni>)t um die öfterreichifchen gefangenen Kranken und Verwundet-en- fondern nur um die franzöfifchen und - elfa'ffifchen. die deutfche Bücher erbitten. Dies duldet der preußifche Gefandte- der als Graf Braffier ein Franzofe ift, Aber das ganze diplomatifche Korps ift international gemifcht.
Die Frauen find größtenteils anderer Herkunft als ihre Männer in nationaler Beziehung. Dabei fühlt es fich als eine abgefchloffene Kaffe. Die nationalen Intereffen des vertretenen Volkes fpiel-en gar keine Rolle, wenigftens in gefellfchaftlicher Beziehung. Sollte dies fich jeßt ganz geändert haben?! Ich meine hiermit in der Gegenwart nicht die Eng-

länder. Iranzofen und Amerikanerx zumal bei diefen manchmal ein Uebermaß geiellfchaftlicher Vertretung zweifelhafter Elemente hervortritt. Kann man fich bei folehen Verhältniffen darüber wundern, daß Preußen vor Bismarck eine klägliche Rolle fpielte, und erhellt night mancher Mißerfolg der nachbismarckifchen Zeit aus diefem Spiegelbild einer erft fehr geringen Vergangenheit? Frau v. Bunfen hält es für bemerkenswertr daß fie amtlich die drei Kriege 1859, 1866 und 1870 durchlebt und auf den drei Voften ihres Mannes auch drei höfif>)e Hochzeiten mitgemacht habe. Diefe Zufammenftellung wirkt bei einer alten Diplomatenfrau und Schwefter eines beträchtlichen franzöfifchen Staatsniannes einigermaßen befremdlich.

Ich wiirde diefem Buch eine folche kritifche Beachtung nicht gefchenkt habeni wenn darin nicht eine Anfchauung herbortriite, die noch heute in der Diplomatie herrf>)t- die aber bei dem fchwachen deutfehen Nationalgefiihl gerade in der deutfchen Diplomatie befonders fchc'idlich wirkt. Bismarck berabfchiedete unter Umftiinden Untergebene- die Ausländerinnen heirateteiu jedenfalls duldete er nicht, daß der Gatte in der Heimat der Fran tätig war. Ju der nachbismarckifchen Zeit wurde das Gegenteil geradezu Model am fchlimmfteu in Nordamerika. Diefe Ansl c'inderinnen hielten es auch gar nicht fiir nötig- foviel Takt zu zeigen, daß man ihre Abkunft nieht mißfällig l* merkte. Eine franzöfifch erzogene Belgierin, die fich ihrer vlämifchen Abftammnng gar nicht bewußt ift, fungiert wieder als deutfche Botfchafterin in Varis.

Der ungiinftige Einfluß der Fiirftin Bülow, foweit Italien als ihre Heimat in Frage kam, kann jeßt ni>)t mehr beftritten werdent wo die Unzuverliiffigkeit Italiens feit Algefiras gar zu formlos zutage trat, ohne daß man irgendwie dagegen vorftellig wurde, Tiefer Uebelftand wird aber bei anderen Völkern niemals gefährliä) werden! da ein nicht fcharf national gefonnener Diplomat Frankreichs oder Englands iiberhaupt undenkbar ift. [Light or Wrong. 01117 n13/ country ift ein englifcher Diplomatenfpruch nach dem auch riickfichtslos mit Fug und Recht gehandelt wird. Die deutfchen Ehegatten find leider viel zu fchwach um ausländifchen Gemahlinnen den richtigen Weg zu weifen. Die Botfchafterin Speck v, Sternburg entbehrt dazu jedes Taktes und war der Schreck der Botfchaftsbeamtew ohne daß von Berlin eingegriffen wurde. Es befteht die leife Hoffnung, daß folche Zuftände bei uns künftig tunlichft vermieden werden. Das gedachte Buch kann als abfchreckendes

Beifpiel wirken„ zumal es der großen Menge und damit der öffentlichen Meinung das nationaleGewiffen fchärft.
Auch der K'aftengeift fchädigt hauptfa'chlich deutfche Jntereffen. da ein Franzofe bei aller. Verbindlichkeit in erfter Reihe Franzofe ift und bleibt, mag er Rohalift oder Republikaner fein. Der empfindungslofe Diplomat ift ftets ein Zerrbild. Kühle des Verftandes bedeutet nicht mangelndes Nationalgefjihlf das fonft amtliche Pflicht iftx für die der Mann bezahlt wird. Bismarcks Temperament war kein Fehlen fondern feine Stärke. Vor diefem politifchen Feuerberg kroch der Gegner ins Maufeloch. Aber die Zeiten der falten Wafferftrahlen aus der Wilhelmftraße find vorbei. Würde es verfuchh wiirde fich keiner mehr fürchten. Wir müffen fchon an das gefchliffene S>)wert appellieren.
Unfere Diplomatie hat troß vieler tiichtiger Kräfte verfagt. Einen der Mängel wollte ich anfdecken und nicht den fchlirnniften und folgen-fchwerften.

Lebensfchule und Schulleben
Eine Rundfrage.

Das deutfche Geiftesleben fteht heute zweifellos im Zeiäzen der Ukademifierung. Wir glauben. es dem Lande der Dichter fehuldig zu fein. wenn wir unfrer Hoehfehulprovinz immer weitere Grenzen ziehn. Jeder Stand. jede Beamtengruppe will fiir fich wiffenfämftliche Bedürfniffe anerkannt fehen. zu deren Befriedigung entweder die Univerfität auf dem Wege der Spezialifierung ihrer Lehrarbeit fortfäneiten oder der Staat eigene Fachhochfchulen begründen fall, Fiir unfre Kaufmannfehaft find in einem Dezennium lieben Handelshoehfehnlen eingerichtet worden. Sogar die Vertreter der ..liberalften“ Berufe. der Journaliften und Bühnenkünftler. liebäugeln mit dem Homfchulgedanken.

Deutfchland glaubt an den ..Sihulmeifter von Sadowa". an die Unerläßliehkeit einer möglichft guten allgemeinen Bildung und mögliehft umfaffenden theoretifchen Spezialbildnng für die Erreimnng praktifeher Lebenserfolge, Daher die Wertfehäßung der Schule. Welcher Vater nur irgend die Mittel dazu erfehwingen kann. läßt fein Kind Schulen befuehen, Die unmittelbare Folge diefes Schulglaubens ift die Ueberfiillung aller ..befferen" Schul-en und ein gewaltiges Anfchwellen der Studentenziffern. aber auch das Unwaehfen eines geiftigen Vroletariats. deffen foziale Unzufriedenheit notorifch ift.

Wir meinen. daß es vielleicht an der Zeit wäre. das Dogma von der alleinfeligmachenden Schule einer Nevifion zu unterziehen. und haben uns deshalb an eine große Anzahl erfolggekrönter Männer auf allen Gebieten menfchlichen Schaffens gewandt mit der Bitte. uns ihre Meinung iiber das Verhältnis bon Schulbildung und Lebenserfolg kundzugeben, Was war zur Erreichung des Erfolges unerläßlieher. ein forgfältiges S ch u l l e be n oder die* tüehtige L e b e n s f eh n l e. in die wir vom Sehiekfal genommen wurden? Wir hol-en uns unfre pädagogifehe Meinung leider viel zu viel von denen. die fich von Berufswegen mit Erziehungsfragen oder Angelegenheiten der Geifteskultur

befaffen. Darum wollten wir einmal auch Verfönlichbeiten fragen, die den weithin fichtbaren E r f o l g auf ihrer Seite haben.

Unfre Fragen haben wir folgendermaßen formuliert:

Glauben Sie. daß die Deutfchen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfragenkranken?

StellenSiefichdemStreben.auchdiepraktifchen und liberalen Berufe mehr und mehr zu akademi- fieren. fhmpathifch gegeniiber oder nicht?

Falls Sie ein Mann ohne akademifche Bildung find.habenSiedanndiefeTatfachejemalsbedauert ausderErwägung,daßderErfolgJhresLebensnach empfangener Hochfchulbildung ein größerer. fiir die Allgemeinheit begliickenderer geworden wäre?

Es ift eine beträchtliche Zahl bon Antworten eingelaufen. die wir in den nächften Heften von „Nord und Süd“ publizieren werden. Die weitaus meiften Verfönlichkeiten haben die Anficht beftc'itigtf daß in deutfchen Landen heute mehr gelehrt wird. als fiir den Erfolg im Leben notwendig ift, und daß diefe lleberbildnng den Erfolg beeinträchtigt.

Exzellenz M. von Brandt
Kaiferl. Gefandter a. D. (Weimar):

Ich beehre mich auf das fehr gefällige Schreiben in betreff der „Lebensfchule und Schulleben" ganz ergebenft zu »erwiderm daß ich die erfte der in demfelben gefiellten Fragen mit die zweite mit „Nein" beantworte. Ich möchte zu beiden bemerken. daß meinen Eindrücken und meiner Erfahrung nach fich das Drängen nach Akademifierung in den meiften Lebensberufen vielmehr aus perfönlicher oder Standeseitelkeit entwickelt hat. als aus einem wirklichen Bedürfnis. Darum find auch die Sitten und Unfitten des Studententums das erfte gewefen. was von den Schülern diefer neuen Akademien angenommen worden ift. nnd die Answiichfe des Vrofefforentums der Univerfitäten haben fich bald auf das lehrende Verfonal der Akademie übertragen.

Die dritte Frage kann ich dahin beantworten. daß ich ke i n e

akademifche Bildung befiße. ihren Mangel aber
weder empfunden. noch jemals bedauert
habe, Meine perfönliche Erfahrung und meine Beobach-
tung haben mich gelehrt. daß vieles. was man auf der
Schule und wohl auch auf der Univerfität lernt. für die
praktifchen Aufgaben des Lebens überflüffiger Ballaft ift.
*Offene Augen und offener Kopf und der Wille und die
Fähigkeit zu lernen. find das. was der Menfch hauptfächlich
im Leben brauäit. Ich kann mit dem Erfolg meines Lebens
ganz zufrieden fein. und ia) glaube. daß die. die hören
wollen und können. auch manches von mir zu lernen int-
ftande gewefen fein werden. Das Ziel. die Allgemeinheit
zu beglücken. habe ich mir freilich nie gefeßt. und ich möchte
auch annehmen. daß dasfelbe iiberhaupt nur äußerft felten.
wenn jemals. erreicht wird. Jm engften Familien- und
Freundeskreife zum Glück der Nächften beizutragen. ift.
glaube ich. alles was der Menfch erreichen kann und was
man von ihm erwarten darf, Und wie vielen Menfchen
wird es gelungen fein. in diefer Beziehung einen wirklichen
Erfolg verzeichnen zu können?

Exzellenz Dr. Adolph Wagner
Wirklicher Geheimer Nat. Broiejfor der Staatswiffenfchaften an der
Univerfität Berlin:

Ueber die mir vorgelegten Fragen kann ich in Kürze
wenig fagen, Zn längeren Ausführungen habe ich weder
Zeit noch Kraft und Sie keinen Raum, Ich kann daher
hier nur lagen. daß ich. obwohl ebenfalls alter Schulmeifter.
dem. was Sie die fortfchreitende Akademifierung nennen.
doch auch etwas fkevtijch gegeniiberftehe. fowohl beziiglich
der Vorbildung fiir praktifche Berufe als auch fiir manche
wirklich freie. fogenannte liberale, Schon auf dem ganzen
geifteswijfenfchaftlicheu Gebiete möchte eine Ueber-
fchäßung des Schulmäßigen. wie es heute z. B. in
den Seminaren vor fich geht. vorliegen. auf dem Gebiete der
bildenden Kauft wohl ebenfo. Die eigenartige freie geiftig-

fchöpferifche Entwicklung kommt dabei wohl nicht immer zu ihrem Rechte. Das möchte unfere Zeit im Vergleich zu anderen und zugleich Deutfchland im Vergleich zu anderen Ländern mit weniger fchulmäßigem Betriebe zeigen.

Exzellenz Dr. Bernhard Deruburg
Staatsfekretär des Reichskolonialamts a. D. fchreibt uns:

Sie haben die Güte gehabt. mir Fragen iiber die Bewertung akademifcher Bildung" vorzulegen. Soeben von einer längern Reife zuriickgekommenf geftatte ich mir den Empfang des Schreibens zu beftätigen. bitte mir aber zu verzeiht', wenn ich eine ausführliche Meinungsäußerung unterlaffe. Mein Bildungs- und Entwicklungsgaug ift ein derartig ungewöhnlicher, und die Utnftände zum Teil fo glückhafte. daß ich nicht glaube. durch Beantwortung der Fragen zur Klärung der Meinungsverfchiedenheiten im allgemeinen beitragen zu können. Ich bin überhaupt der Anficht, daß es im wefentlichen Frage der Verfönlichkeit ift.
ihres Wiffens- und Bildungsdranges ihrer Fähigkeit. fich das betreffende Material zu affimilieren. ob eine empirifche Bildung erhebliche Refultate erzielen, oder eine akademifche in einem Fehlfchlag enden wird.

Dr. Walter Rathenau
Auffichtsratspräfident der Berliner Handelsgefellfchaft:

I. Ich glaube. daß Deutfchland feine Spurematie geiftigen Werten verdankt. Zu den geiftigen Werten gehören das Wiffen und die Bildung.

II. Ich glaube nicht, daß es möglich ift, zu viel zu wiffen. Wohl aber ift es möglich, zu viel zu lernen. Auf den Nußeffekt des Lernens kommt es fomit an.

III. Ich glaube. daß der Nußeffekt des Lernens in Deutfchland heute beklagenswert_ gering iftf fo daß er nur durch einen unverhältnismäßigen Aufwand an Zeit und

Arbeit ausgeglichen werden kann. Ich glaube, daß unfre Technik des Lehrens fchleehter ift als zu friiheren Zeiten und fchlechter als in vielen andern Ländern wo etwas weniger gewußt und weit weniger gelernt wird. Es wird erftens bei uns mehr llnwirhtiges gelernt als Wichtiges: zweitens das- was gelernt wird. fchlecht gelerntr und fomit bald vergeffen. Dies gilt vor allem von unfrer höheren Schulbildung die die Grundlage aller weiteren Bildung fein follte und es nicht ift. Ein normaler Abiturient verfügt über zwei Drittel unwichtige und ein Drittel wichtige Kenntniffe, und ein Student im fechften Semefter hat von diefem Gemenge zwei Drittel wieder vergeffen.

[l7. Jäi halte die humaniftifche Bildung für die höchfte uns erreichbare Vorfchulung des menfchlichen Geiftes und glaube- daß von denen- die fie bekämpfen die meiften fie nicht kennen- zum mindeften fie nicht befihen. Was wir jedoaa als humaniftifche Durchfchnittsbildung ftaatlich abftempeln. ift ein klägliches Zerrbild diefes hohen Begriffs. Jft es gefundem Menfchenverftand faßbar- daß ein junger Menfrh, der neun Jahre feines Lebens lateinifch gelernt hat. am Ende diefer Zeit weder lateinifch reden noch fchreiben noch lefen kann? Ich möchte wiffen. wie viele Abiturienten fich ihres Studiums der Gefchichte. der Religionr der deutfchenr griechifchen und römifchen Klaffiker mit froher Begeifterung erinnern. Und doch war ihnen das Höchfte geboten, was menfehlicher Geift menfchlichem Geifte an Wiffen zu iiberliefern vermag.

7. Die Mängel der Schulbildung find die Urfacher weshalb die erwachende Bewußtheit fich ratlos nach neuen Lernftoffen umfieht und auf allerhand Spezialitäten verfälltr die zum Teil mehr belletriftifch getroffen als ernfthaft verarbeitet werden. Es gibt, glaube ich, keine Fachfchnlg und wäre fie fiir Apotheker! auf der nicht fogenannte Kunftgefchichte und fogenannte Nationalökonomie getrieben wird. Wenn ein Bedürfnis nach weiterer Wiffensbildung als die Schule fie gibt. fich regt. fo follten vor allem die Dinge und Gefeße der .Natur betrachtet werden. Vhhfik, Chemie- Mechanik, Geologie. Zoologie, Botanik, Vhhfiologie umfchließen in einem

gewiffen Sinne unfer irdifches Leben und follten keinem Gebildeten gänzlich fremd fein. Eine gute Schulbildung jedoch* die uns leider fehlt„ wäre beffer als alle außerberufliche Spezialifierungx denn fie gäbe die ?Methodikx die Grundlage und die Hilfsmittel für jede gewollte Angliederung.

7'. Zur Bekräftigung des Gefagten möchte ich daran erinnern. daß ein großer Teil erwachfener Schüler -- und dabei find keineswegs di-e unfähigften und nachlc'iffigften gemeint - an vergeudete und verauälte Schuljahre mit Abneigung zurückdenkt. Es wäre eine noch verdienftvollere Umfrage als die gegenwärtige, wenn eine Zeitfchrift feftftellen wolltej wie hoch der Vrozentfaß fchulverdroffener Erinnerung fich beläuft. Einem Kinde die glücklichften Lebensjahre zu vergiillen, nenne ich aber die fchlechtefte Schulung, die iiberhaupt denkbar ift.

bill. Was ift der langen Rede kurzer Sinn? Reform und abermals Reform der Schule, Reform der Lehrftoffe- Reform der Lehrmethodenl Reform der Lehrenden. Die dritte aber ift die wichtigfte, denn fie enthält die beiden erften.

Bis zum Ueberdruß hat man nachgefprochen, Vreußeni ja Dentfchland verdanke feine Größe dem Schullehrer. Gewiß ift der deutfche Lehrer ein überaus pflichteifriger, genügfameri idealgefinnter Mann. Aber die Ueberanftrengung des Berufes die Enge der Lebensführung und die Trockenheit der anerzogenen Methode beeinträchtigt feine innere Freiheit! feine Juitative- feine Stimmung und feinen Horizont. Unterfchäßt wird dagegen der deutfche Schüler- deffen unermüdlicher Fleiß und Wiffensdurft erft dann ungehemmt hervorbricht, wenn er den Schullehrer und den Schulärger längft vergeffen hat.

Geh. Kommerzienrat Eugen Gutmann
Direktor der Dresdener Bank (Berlin):

Ich befiße Ihr gefl. Schreiben vom 17, cr. und beantworte es gern. Ich halte eine gediegene Allgemeinbildung in jedem Beruf für außerordentlich wünfchenswert. Leider

find nicht jedem jungen Menfcheu die materiellen Mittel zum Befueh einer höheren Lehranftalt gegeben und die meiften von ihnen haben auch nicht die Zeit zum Befueh derfelben. fondern müffen mit 14 oder 15 Jahren in einen Beruf eintreten. um ihren Unterhalt zu verdienen. Ich halte indeffen auch eine höhere Schulbildung zur Erlangung einer guten Allgemeinbildung nicht fiir unbedingt erforderlich. namentlich nicht in einer Zeit. wo auch außerhalb der Schulen und Univerfita'ten es jedem ver-hältnismiißig fo leieht gemacht wird. feinen Bildungskreis zu erweitern. Ich habe 1nan>)e Beifpiele in meiner Bank. wo junge Leute mit 14 oder 15 Jahren in die Vraxis ein-getreten find und durch privates Lernen und Lefen in ihren Mußeftunden. durch Hören von Vorträgen. Befueh von Abendkurfen und dergleichen fich im Laufe der Jahre eine gute Allgemeinbildung angeeignet haben. Die zunehmende Akademifierung der praktifchen Berufe halte ich fiir fehr bedenklich. da die praktifehe Lehre und Erfahrung durch kein akademifches Studium erfeßt werden kann. Ich felbft habe meinen Weg von der Vike auf gemacht und weit ent-fernt davon. den Mangel einer akademifchen Vorbildung zu bedauern. bin ieh vielmehr der Meinung. daß mich ein akademifches Studium und die dadurch bedingte Unterbrechung meiner beruflichen Laufbahn in der naeh-driieklichen Verfolgung meiner praktifchen Berufsziele eher gehemmt haben wiirde,

Oscar Tietz

Chef des Kaufhaufes Hermann Tietz

Ihre an mich geftellten Fragen beantworte ich wie folgt: Wiffen ift Macht und je mehr Wiffen dem Volke bei-gebracht wird. um fo vorteilhafter ift es für dasfelbe. Ich ftehe deswegen dem fhmpathifih gegeniiber. wenn in die praktifihen und liberalen Berufe immer mehr aka-demifche Wiffenfehaft eindringt. '

Ich bin zwar ein Mann ohne akademifche Bildung-

Ma x R a b e s
Karl Neufeld

EMPTY

habe aber in meinen jüngeren Jahren in vielen Fällen bedauert. einen Mangel an wiffenfchaftlicher Bildung zu haben. fo daß ich aus eigenem Antriebe bis in die Nächte hinein das Fehlende nachzuholen verfucht und mit fchwerer Mühe mich bis zu meiner heutigen Erkenntnis durchgerungen habe. Ich bin daher der Meinung. daß der Erfolg meines Lebens mit empfangener Hochfchulbildung ein größerer und für die Allgemeinheit beglückenderer geworden wäre.
Es ift unftreitig. daß Können ohne Wiffen leichter als Wiffen ohne Können zum guten Ziele führt. aber beides vereint. ift das Vollkommenere.

Georg Hirfchfeld:
Die Nixe vom Güldenfee
Ein Märchen der Gegenwart
("oi-Netzen! bei 3. &bereich-cler, Zeitler, l/erlagoanocalt, ecm-im MW.
Fortfeßung
Kill.
Sebaftian bereute feine Heftigkeit. Je mehr er gegen Freia erkaltete und ihre Erkaltung fühlter defto vorfichtiger und klüger wurde er in ihrem Befiß. Er fchlug fich vor den Kopfr der erfahrene Wiener- und grollte feiner eigenen Torheit und Leidenfcl)aftli>)keit. Hatte er denn ganz vergeffem wie er fie brauchte, das geheimnisvolle Weib? Noch einmal mußte fie ihm in den ftillen Herbfttagen zur Goldquelle hinunterfteigen und Geraltf dem Drachem neue Scheiße abringen. Er wußte, wie Furchtbares er von ihr verlangte aber er mußte es verlangen » dem Gewinn des Sommers ftanden ungeheure Schulden gegenüber, und noch war der Bodent auf dem das Güldenfeehotel ftand. nicht feft. Auch hatte fich Sebaftian einem verfchwenderifchen Leben, wie er es erfehnt hatte, hingegebenf und der Spieler war zum Dämon des foliden Arbeiters geworden. Als das Hotel nur noch wenige Gäfte beherbergtex unter ihnen Fifelinusr näherte er fich Freia und bat fie um Verzeihung. Anfangs befchc'imt und erfreut- wurde fie bald wieder herabgeftimmt, als er fein-er herzlichen Annäherung das fchreckliche Verlangen folgen ließ. Sie warnte ihn, Sie wiffe nicht„ ob fie diesmal wiederkommen werde, denn Geralt habe keinen Glauben mehr an fie. Den wahren Grund ihrer Furcht verfchwieg Freia. Nicht Geralts Glaube war ins Wanken gekommen - der Drache durchfchaute fie längft - ihr eigener hielt fie nicht mehr aufrecht. Sie wagte eine Reife ins Totenreich, ohne die Sonnenfackel des Lebens in der Hand zu
Ulli

tragen. Ihr Herz war müde und fchwer. Wofür tat fie es? Was follte fie dem Ungeheuer fagen? Aber Sebaftian ließ nicht von feiner Bitte ab. Er fchien von ihrer Erfüllung Trennung oder Wiederver-einigung abhängig zu machen. Wie er dies vermochte begriff die Nixe nicht. Sein rückfichtslofer Wunfch gab fie ja preisj er fchickte fie ja felbft in den Abgrund hinab. Wenn fie mit Gold beladen heimkehrte. war fie ihm willkommen. Wenn fie dem Raub des Goldes zum Opfer fiel - auch? Sie bebte in tiefem Gram. Dann machte fie fich rafch auf den Weg,

Während der „Reife“ feiner Frau gewann fich Sebaftian das Stubeiiniädchen Jofefine- auf das er es fo lange. abgefehen hatte. Zu-gleich eröffnete er einen wohldnrchdachten Feldzug auf das Herz einer ungarifchen Witwe, die zwar alt und häßlich warf aber ehrlich geprägte Goldftiioke und Papiere befaßt die ebenfoviel wert waren. wie Freias Zauberfchäße. Er wollte fich falls Freia nicht wiederkehrteX jedenfalls ficherftellen. denn die kokett-e Dame fchien ihm eine Werbung nicht fo fchwer zn machen. Eine ganz geheime Ueberlegung aber riet ihm aua). fich ihrer fiir den Fall zu verfichernj daß Freia zurückkamf denn wie bald konnte eine neue Katafirophe feine Ehe für immer trennen, und an einen abermaligen Befuch der Nixe beim Drachen Geralt war kaum zu denken.

Er hatte Zeit zu feinen wichtigen Unternehmungenj denn Freia blieb diesmal nicht Stunden, fondern Tage fort. Ihr Ausbleiben be-unruhigte ihn wenigj er hatte fo viel mit fich felbft zu tun. Schon fing_ er an! mit ihrem Berfchwinden und feiner glänzenden Zukunft an der Seite der Ungarin zu rechnenf als Freia bei Morgengrauen vor ihm ftand. bleich wie eine Wafferrofel das Goldhaar wirr über Bruft und Schultern hängend. Sie trug den großen Sack. den fie mit-genommen hattet zum Berften gefülltj auf dem Rücken. Sie feuchter aber die Verlenhaut ihres Antlißes zeigte keinen Schweiß. Er nahm ihr begliickt und höflich. wie einen koftbaren Mantel. die fchwere Biirde ab.

„Haft du dich geängftigt?" fragte fie leife.

„Aber natiirlich! Du bift ja ziemlich lange fortgebliebenl"

„Ziemlich lange? Ewigkeiten. Da unten ift jeder Tag eine Ewig-keit. Ich kann niemals wieder hinunterfteigen."

Sie weinte, Jeßt ftröniten unaufhaltfam die ausgeftandenen Qualen in Tränen aus. Ihre Worte hatten ihn zwar abgekühlt! aber

er faßte fich und ftreichelte die Zitternde. ..Warum denn? War es
fo arg?“
..Er hat mich acht Tage gefangen gehalten. Ich follte auf fein
ekles Lager kommen. aber . . .1“
..Diefes Scheufall Könnt ich ihm mit meiner guten Büchfe eins
in die grünen Augen brennen!"
..Das möchteft du? Und nirnmft fein Gold?“
..Was foll ich denn anfangen. Freia , . . Aber viel haft du mit-
gebracht. Sehr viel. Das reicht für lange. Fürchte dich nicht. mein
Kind.“
..Ich gehe nicht mehr zu Geralt. Denn wenn ich noch einmal ginge.
käme ieh nicht wieder. Das wiirde dir alfo auch nichts nüßen."
Mit diefen Worten ließ fie ihn allein. Er fah ihr nach. zum erften-
mal den lauernden. böfen Blick in den Augen. der ewig entfremdet. Ver-
aehtete fie ihn? Das war ja nicht möglich. Er wandte fich rafch dem
Goldfaek zu, Nachdem er noch die Türen verriegelt hatte. ftürzte er fiih
auf den Schaß und ftiilpte ihn um. Es funk-elte ihm rot entgegen, Er
wühlte in der feuchten. bröckelnden Maffe. und plößlieh fehrie er auf.
Eine kleine. fehwarze Schlange war mit dem Golde gefangen gewefen
und biß jeßt dem Befreier in die Hand. Die Angft. vergiftet zu fein.
jagte ihn durch das ganze Haus zu Freia. Sie legt ihren Mund auf
die Wunde. und das Gift war entwertet. Staunend empfand er wieder
ihre Macht. aber in diefem Augenblick gerade wurde es ihm klar. daß
er fie loswerden mußte. um fich felbft zu erhalten. Der Widerfinn diefer
Erkenntnis machte ihn faft wahnfinnig. Er fchlich fich in Jofefines
Kammer. um fich bei dem dummen Kind. das Freia eine Hexe nannte.
anszuweinen.
Am nächften Tage aber unterließ er es nicht. die Eroberung der
ungarifchen Witwe wieder in Angriff zu nehmen. Sie wollte iiber den
ganzen Herbft bis in den Winter hinein Gaft des Güldenfeehotels bleiben
»- das legte fich Sebaftian als Triumph und fefte Hoffnung aus.
während Freia fich über die dauerhafte Dame ärgerte und vergebens
auf klare Herbfttage. Ruhe und Frieden gehofft hatte. Sie haßte das
geräufchvolle. pußfiichtige Weib und gab fich nur zufrieden. als Sebaftian
ihrem feltfamen Geiger nicht kündigte. Sie war jeht viel mit Fifelinus
beifammen. Jeden Abend laufchte fie auf der Veranda feinem Spiel.
Sie ahnte nicht. daß Sebaftian inzwifchen mit der Ungarin fpazieren
ging und Jofefine in ihrer Magdkammer vor Eiferfucht weinte. Fifex

linus' Geige gab fie fich felbft zurück. Sie fpraihen faft nie miteinander
- nur die Mufik vermittelte das Bündnis ihrer Seelen. --
Als der Winter fich näherte und mit ihm das Einfeßen einer be-
wegteren Zeitt wurde der Befißer des Giildenfeehotels von einer neuen,
quälenden Sorge befchlichen. Wiet wenn Freier jekt dem rätfelhaften
Drange ihrer Natur verfielt zu fchlafen wie ein welter Buick] in der
Schneefiille? Zu erftarrent monatelang unweckbart bis der Morgenruf
des Frühlings fie weckte? Wie follte er fie herbei-gem wenn es ihr in
"einem Haufe geichah, wenn fie einer Toten gleich in den Räumen des
Lebens bleiben wollte? Ihre Grotte fuchte fie wohl nicht mehr auf -
faft hätte er fie dorthin gewünfeht. Wie follte das werden? Was konnte
er mit ihr anfangen? Win-de nicht fein Bündnis mit einem höllifchen
Weien dann gewiß?
Schon fah er, wie fie langfmn welktef einer Gardenie gleich, deren
Elfenbeinbliitter an den Rändern erfchlaffen und vergilbenf fchon wankte
ihr Schritt verlangfamt, wie in taftendem Traun» der kurzen Grabes-
ruhe zn. Ihre Augen fchloffen fich oft nnd fahen in fich felbft hinein-
nicht in die fchneeige Weite. Das war unmöglich das durfte nicht
gefrhehen - iiber alles war er fortgekommenf aber monatelang ihren
Zanberfchlaf zu verbergen- das konnte fie ni>)t bon ihm verlangen,
Angftfchweiß bedeckte feine StirnX als fie ihm an der Mittagstafel gegen-
iiber-fuß' und nickte und plößlieh wie ein Kind einfchlief. Er fiihrte
fie mit Hilfe der Ungarin anf ihr Lager. Dort blieb er ftehen und
ftarrte fie an. *
- „Aber Herr Wirt“ fagte. jeßt die gutmiitige Witwe triiftend. „Sie
branchen fichnicbt fo zu ängftigen, Sie find kein erfahrener Mann.
Ich was Ihrer lieben Gattin fehlt.“
ZTie Haare ftränbten fich ihm. „Nnn- .-wqs?“ ' . .
-» „Es »fehlt ihr _nichts Im Gegenteil. Sie hat etwas bekommen.
Es-reg-t fiel) was in ihr, Nun? Hab ich recht oder nicht?" ,
Sie-:verließ ihn lächelnd. * „Das kann nicht -iein,“ fliifterte Se
baition;' Da erwachte Freia. Sie hatte feine letzten Worte ver-
nommeu.-- . - -- - -. - ,-
' „Bas kann nicht fein?“ fragte fie unbewegliäi. -
-- „Freia >- daß du dich -* Mutter fühlft?! Ift es fo? Of nimm
die Ungewißheit von mit!" ' -
* „Ss ift fo, Aber wir haben wohl nicht die rechte Freude.“ “
„Doch- dacht Freier! Was fagft dn! Aber wie fall esbenn' werden
18'.)

- der Winter kommt - du gehft in deinen langen Schlaf - und das Kind. das Kind - wird es nicht daran fterben?" »
Da lächelte Freia. Ein unbefchreiblich wehes und tiefes Lächeln war es. ..Du törichter Menfch, Du fpendeft nnd weißt nicht. was. Du lebft und weißt nicht wie. Was ich in mir trage. ift es doch. um was ich dich gebeten habe, Menfchenleben zumeift. Und wenn es in mir wachfen und reifen foll. fo brauche ich den Winterfchlaf meines Rixentums nicht mehr, So wache ich und harre ich nnd lerne euer wahres Glück begreifen.“
Er zitterte. Er feukte den Kopf. blutrot und dann wieder leichenblaß. Er entfernte fich wie ein abermals Befiegter. -* -
Der Winter brachte Freia ein Wachen. fo ftark. wie einft ihr langer Schlaf. Jetzt erft fah fie fich im Menfchenleben um. und feltfam - jeßt erft gefiel es ihr recht. Sie begriff. wie entfchieden fich Tierwelt und Menfchenwelt trennten. fobald Erftarrung iiber die Erde kam. Der endlos riefelnde Schnee deckte offenbar viel Treibendes. Dunipfes. Unbefeeltes im Menfchen zu - das Höhere feiner Beftimmung trat reiner hervor. da er nicht zu trägem Schlaf. fondern zu Arbeit und Spiel fich rüftete, Der Mutter Sonne eifig beraubt. gewann er fich am irdtfchen Feuer Wärme und bewährte im Kreislauf feines wachen Blutes. was ein fchimmerndes Winterleichentuch ihm mondelang entzog. Ießt wurde der Menfch zum Herrn der alten Erde. wie fie es einft gehofft hatte. Unter ihm fchlief es - er aber blieb munter und ftark.
Durch Sebaftian gewann fie fich freilich nicht diefe Hoffnung. Der wurde nur ein noch beweglicherer Gefchäftsmann in diefer Zeit - feine Sorge war immer nur wieder Geld und den müden Winterwanderern einen Ausgleich durch raffiniertes Behagen zu bieten. Ihren Märfchen und Spielen fchloß er fich nicht an - er lebte nach wie vor im Haufe. Freia aber trieb es mächtig hinaus - es war ja der erfte Winter ihres Lebens. Und begeifterte Kameraden fand fie fofort. All' die Schlittenfahrer und Skiläufer fahen einen wunderfamen. lockenben Schuhgeift in ihr. Man ftaunte. wie fchnell die junge Wirtin erlernte. was ihr völlig fremd gewefen war. In wenigen Tagen machte fie nicht nur die gewöhnlichen Ausflüge mit. fondern übertraf fchon die waghalfigen Kunftftiicke der Kühnften. ..Ein Sportgeniel‟ riefen die Ahnungslofen. Sie freute fich an diefer Bezeichnung. Sport war ein gutes Menfchenwort.

Mifter Jonathan aus Birmingham aber wurde ihr eigentliäfer Wanderfreund. Bald zog fie nur noch mit ihm in die Berge. Skis an den Füßen oder den kleinen Rodelfchlitten hinter fich herziehend. Eifer-ftiehtig fahen die anderen dem Baare nach. aber fie mußten Jonathan den Vorzug laffen. Niemand übertraf ihn an fportlicher Kraft und Gefchicklichkeit. niemand konnte fich auch in männlicher Schönheit mit ihm meffen. Der Engländer war ein Riefe. aber von beflügelter Grazie und Beweglichkeit. Wie aus Stahl die fchlanke Geftalt. wie aus Bronze gegoffen das fchöne. etwas harte Untliß. In feinen grauen Augen lebten Entfchloffenheit. Trotz und Herrfchfucht. Freia gefielen diefe Eigenfchaften fchrankenlos. weil fie ihr noch nicht verdächtig waren, Aber ihr klarer Blick wurde wieder getrübt. er gefiel ihr zu gut - fie vergaß. daß fie die wichtigften Eigenfchaften in feinen Augen nicht ent-deckt hatte: Güte und Treue.

Er lehrte fie. was ihr zu lehren war. und als fie ihn übertraf. ließ er fich von ihr belebten. Sein Wille zur Ueberwindung menfch-licher Unzulänglichkeit war unbegrenzt. Uber er begriff nicht. was ihn fo an dem Verkehr mit ihr bezauberte. Jauchzend jeden leuchtenden Tag in Todesgefahr. die Kameradin vor fiäf. neben fiäf. hinter fich ein Abgrund wurde zur Stufe. wenn fie lachte. ein Sturz war kindliches Spiel. wenn fie ihn aufhob und mit weicher Hand das Blut von feiner Stirn wifchte. Sie maßen fich jeden Tag. fie fteigerten fich gegenfeitig ins nicht zu Ueberbietende. Staunend fahen ihnen die anderen zu.

Er jagte einer Göttin nach - das wußte er nicht. Hätte er es ge-wußt. fo wäre aus feiner dumpfen Sehnfucht klare Seligkeit geworden. Denn Furcht kannte Jonathan nicht.

Freia aber verfiel allmählich der Gefahr diefer Kameradfchaft. Sie lernte vergleichen. Und wie ein Schneemann an der Mittagsfonne. fo fchmolz ihr alles Starke und Ehrwürdige ihres Gatten lächerlich dahin. Sebaftian war auch nur ein Schneemann. in falfeher Macht und Be-deutfamkeit von ihren Kinderhänden aufgebaut. Das erkannte fie jekt, O. hätte fie lachen können in diefer Erkenntnis. Aber ihr graute. Sie floh davon - zu Jonathan. Jn ihm fah fie die Kraft der Flamme. mitten in die erftarrte Welt geftellt. Den Selbfterlöfer. der nichts brauchte. als fein Jch. einen Mitfreudigen mehr als einen Mitleidigen. Nicht fchwach und falfch und am Golde haftend - dem Vogel gleich, der von zufälliger Luftbeute lebt und glücklich bleibt. folange er Flügel hat. Was war dagegen diefer Abhängige. diefer Geldfammler. diefer

eitle Eiferfiichtige? Was war fogar die edle Geigenftimme einer traurigen- verzweifelnden Seele dagegen? Sie mußte es an fich reißen können, was ihr Glüä geben follte - es durfte ihrer Natur nicht feind- [ieh oder fremd fein. Zu ihr gehören mußte es, und was fich lügnerif* an fie herandrängen wollte- das ftieß fie in ftrahlender Wahrhaftigkeit zurück. Ihre Treue war nicht Menfchentreue. Und doeh war es jene Treue die von den Menfrhen aufrichtig oder verlegen erfehnt wird. Sie gehörte fich felbft - auch im Geliebten. Sie wählte und kannte kein Verbot in ihrer Wahl. Betrug war ihr ein dumpfes fi>i Befäteideni ein anderes Fühlen als Handeln - Wahrheit allein die fchrankenlofe Hingabe, die jeden fich felbft zuriiekgab, den Gatten- das Weib und den Freund.

Aber begriff der Engländer Jonathan diefe Unmoral? War der körperlich Freie auch geiftig frei im Weltenraum der Leidenfchaft? Die Nixe zweifelte nicht daran. Sie wollte Sebaftian verlaffen- dem Engländer folgen, als feine Lebensgefährtin erft des wahren Menfchenglücks gewiß fein. Und als fie eines Tages zur Dämmerftunde heimkehrten aus dem tief verfchneiten Bergwaldf die Glut des Sonnenunterganges im Antlißr da fchienen fie fich plötzlich ganz zu verftehen. Das Hans im Talfchattew wo Sebaftian auf fie wartetef wurde Freia heute zur dunklen Drohung, Ein Kerken der auf fie lauerte, die nichts begangen hatte* als wahr gegen fich felbft zu fein. Aehnliches mußte der Engländer fühlen; Er blieb ftehen- als fie an den Rand des Waldes gelangten und zum See hinunterfteigen follten. Er drückte ihre Hand, und fie fragte ihn leife: „Was willft du?“- Er fchwieg und fah fie an- wie fein Lebens-ziel. Da kiißte fie ihn und fprach: „Wir wollen uns nie mehr trennen.“ -,

»Einig-e Wochen voll fiißenf feligen Truges kamen jeßt für Jonathan. Err-konnte fie doppelt genießen, weil das Weib an feiner Seite fie nicht als Trug empfand. Sie war glücklich. Vor Sebaftian hinzutreten, ihm zu entdecken. was gefchehenr und Trennung zu fordern, erfchien ihr noch nicht als Recht des „BetrogenenT obwohl der Engländer mit matten Gewiffensbiffen darauf hinwies. Sie hatte ja entdeckte daß Sebaftian jede Nacht Jofefine befuchte, der mächtige Wirt und fromme Hüter der Moral. feine niedrige Magd in der Kammer. Heimlich zu tun-.was feine lehre Aufrichtigkeit war Y das überließ fie Sebaftian. Freier war gefonnenr aus ihrem neuen Glück kein Hehl zu maÖenx es einfach darauf ankommen zu laffen,' daß Sebaftian das Selbfwerftänd-

liche entdeckte. Schwer wurde es ihr freilich. den Geliebten von diefer Auffaffung zu überzeugen. Jonathan hatte eine tiefe Abneigung gegen die große Auseinanderfeßung. Er wußte fie immer wieder zn verhüten und war in der Erfindung neuer Heimlichkeiten unerfchöpflich. Wege gingen fie. wo ihnen kein anderer Menfchenfuß begegnen konnte. Verabredungen wurden getroffen. die eine widerliche Täufchung des arglofen Sebaftian waren, So ging es Tag für Tag. Freia kämpfte gegen ihre auffteigende Berftimmung. denn fie begriff allmählich. wie flüchtig und gefährdet irdifches Frauenglück war. Sie wartete. Sie ließ dem fenft fo kühnen Manne feinen kleinmütigen Willen und warf fich dem böfen Geheimnis in die Arme. da ehrliche Enthüllung in nebelhafter Ferne lag,

Eines Tages fiel ihr auf. daß fie den Geiger Fifelinus nicht mehr fah. Seitdem fie fich einmal im Walde begegnet waren. fie zärtlich hingegeben an Jonathans Seite. und er. der kleine Einfiedler. tieffinnig durch abendrote Bäume wandelnd - feitdem war der Geiger verfchwunden. Sie fragte nach ihm. denn jetzt erft fühlte ihr ftockendes Herz. wie wert er ihr war. Von Sebaftian erhielt fie folgende Auskunft: ,.Der? Den fiehft du nicht wieder! Gott fei Dank! Der hat plöhlich die Rechnung verlangt und ift ohne Abfchied. bei Nacht und Nebel. nbgereift. Verrückter Kerl! Ich bin froh. daß wir den efelhaften Buckel los find." - * ,

Da es nicht anders fein follte. ließ fie es beim Betrug. Aber ihre Hoffnung auf die Zukunft fank. Sie fchämte fich vor Sebaftian. fie bedauerte ihn. obwohl fie fein niedriges Treiben im eigenen Haufe kannte. Ihre Ehrlichkeit ließ fie jeßt den erften Fehler begehen. fie zeigte ihm ein fo viel freundlicheres. liebevoller-es Wefen. daß ihre Beweggründe ihm verdächtig werden mußten. Er urteilte nach feiner Erfahrung bei irdifchen Frauen und hatte fo unrecht nicht - auch Freia war jetzt [erft tief ins irdifche Leben berftrickt worden. Sebaftian beobrichtete. der. Engländer aber dachte an fein Heil. An Freia dachte er-nicht. x * . . .

..Er weiß es.“ fagte er eines Abends. als fie auf der Veranda ftanden* und in den blißenden Sternhimmel aufbliekten,

, ..Das kann nicht fein.“ antwortete fie erzitternd,

..Er-weiß es ganz gewiß. Er wird uns auflauern.“

7 „Was würden du dann tun?“

,Ich wiirde ihn vielleicht niederfchlagenz“

“[93

..Du bift furchtbar.“
..Und du? Was bift denn du? - -“ z
Sie wurden unterbrochen. Jn den näehften Tagen verabredeten fie fich nicht - beide waren einer qualvollen Unruhe preisgegeben. Sie mieden einander. und Freia empfand in diefen Tagen aufs neue jene feltfame Wein. die Wonne und Weh zugleich war -- ihre Mutterfchaft. Sie konnte an den Spielen und Märfehen nicht mehr teilnehmen. fie mußte auf einem Diwan liegen und horehen. wie es fich in ihrem Innern regte. in leifer. gebieterifcher Werdeluft. Eines Tages befuehte der Engländer fie und teilte ihr mit. daß er am nächften Morgen mit mehreren Kameraden einen weiten Skimarfih nach Bayern unter-nehmen wiirde. Er wolle mehrere Tage fortbleiben. Das jagte er mit einer leifen. gleichfam zerbrechenen Stimme. feine Augen waren offen. aber ohne Blick. Er gab ihr eine kalte. fehlaffe Hand. zum erftenmal. diefer heiße Riefe. Dann neigte er fich mit fteinernem Geficht und ver-ließ das Zimmer.
Freia glaubte ihm genau fo. wie er zu ihr gefproäien hatte. Sie litt und wartete, Jonathan blieb lange aus - länger. als er angegeben hatte, Sie fah mit ringenden Augen zum Fenfter hinaus. in die leuchtende Winterpracht. die er. der Gefunde. jeßt allein genießen konnte. Sie wartete vom Morgen bis zum Abend *- aber er kam nicht. Und es fehien ihr. als ob Sebaftian. deffen freundliehe Rückficht jekt ihr ver-dächtig wurde. ein leifes. feltfames Lächeln auf den Lippen trug. Ein fpöttifehes Wiffen von etwas. was fie nicht wußte. Jonathan blieb aus. Und eines Mittags kam ein lärmender Trupp ins Hotel zurüä - die Skifahrer. Jonathans Begleiter, Der Engländer war nicht unter ihnen. Sie ftieg in die Halle. hinunter. troß ihrer Hinfälligkeit. fie fpraeh mit den Männern. aber ohne eine Frage nach Jonathan zu wagen. Als fie fich troftlos wieder in ihr Zimmer hinaufgefehlepvt hatte. entdeckte fie plößlieh einen Brief in ihrer Manteltafehe. Einer von den Skifahrern mußte ihn ihr heimlich zugefteekt haben - es konnte nicht anders fein. Der Brief trug Jonathans Handfchrift. Sie las ihn. und als die Vfle-gerin bald darauf in ihr Zimmer kam. fand fie die junge Frau ohn-mächtig am Boden,
Er hatte fie verlaffeu. Sein Brief war roh und fehlecht. Eine feige Flucht nur --- ohne Hoffnungszeiehen. Und der Ton doch fo hoch-mütig felbftgewiß. wieder ganz der ftarke Mann. fobald er dem Rächer entkommen war. Irgendwo anders fand er jekt reine. arglofe Herzen.

wo anders wurde er wieder der ftarke, betörende Held. Bis er auch dort entfloh. Ein Lügner feiner felbft, Sie fchrie es in wildem Grain und zerriß den Brief, Auslöfchen, austilgen wollte fie das Bild des Ve- triigers in ihrem Herzen. Und nun erft fühlte fie. wie wohltätig Tränen waren. Sie weinte fich fatt, durch viele Stunden. bis es Nacht war. Da hörte fie Schritte. Ihr Gatte kam noch einmal in ihr Zimmer hinauf. Er wollte nach der Leidenden fehen. und diefe Rückficht rührte fie jekt tiefer, als die Seligkeit der erften Liebesftunden. Ihr Entfchluß ftand feft. Sie hatte ihn noch nicht belogen - geftehen wollte fie immer. Jeßt fagte fie ihm allest und dann wurde alles noch gut. Es war ja fo klar. was fie zu ihrem Irrtum getrieben hatte - ihre und feine Schuld. Sie mußte auch ihm durch diefe Ausfprache eine Luft von der Vruft nehmen. Beichte und Klärung waren ganz gewiß der Anfang eines neuen, fchöneren Zufammenlebens.

Als er vor ihr ftand und fich über ihr Lager beugtef (amelie er wieder. Sie hätte ihn anflehen mögen. jeßt ernft zu fein. denn er mußte ja ahnen. was fie litt. Stockend. in fich zufammengekauert- fagte fie es ihm. Jonathan fei nicht zurückgekommen. In diefe Worte faßte fie alles,

„Nicht zurückkommen.“ wiederholte er mit dünner, gleichfam korhender Stimme. Ein giftiges Blitzen kam dabei aus feinen getöteten Augen,

Sie weinte und umklammerte ihn plößlich. Er aber - er tat es wirklich -- er ftieß fie zurück.

„Du brauchft mir nichts mehr zn fagenl“ frhrie er. „Ich weiß alles! D11 frhamlofe Betrügerin!"

..Das bin ich nicht. Sebafiian!“

„Ich weiß, was du bift! Ich weiß es! Schamlos bift dn!"

„Weil ieh mich fchiimta geftand ich dir alles.“

„Was heißt das! Haft dn nicht Wochen lang mit ihm gelebt? Bin ich nicht durch dich zum Gefpött der Leute geworden? Predigt *nicht der Vfaffe im Dorf jeden Sonntag wider dich?“ '

„Was kümmert mich der Vfaffe? Was kümmern dich die Leute?“

„Ja, du! Du gehft über alles wegl Nimm nur das„ Glück" zurück, das du mir gegeben haft mit deinem Teufelsgold! Du Hexe] _Es hat mir keinen Segen gebracht! Ich bin unehrlich durch dich geworden!“

„Durch mich?“ Ich glaube, du wahrft immer nnehrlieh Sebaftian."

..Das wagft dn mir zu lagen? Und haft mich fchändlich hinter-
auneen -“ '
*..T-at ich das nach euren Menfchenbegriffen. fo verfteh' ich es nicht
nnd erkenn' es nicht an, Wenn ich bei dir geblieben wäre. kalt. beleidigt.
voll Haß. gezwungen dir hingegeben - dann hätte ich dich hintergangen.
Ich wollte dir nie verbergen. daß ich einen anderen Mann ftatt deiner
lieb gewann. Nur Jonathan. der Feigling. riet zum Betrug. Ich
ichüttelte ihn ab. ich fagte dir alles. Jft es verboten. zn lieben und geliebt
zu werden?“
..Reize mich nicht!"
..Gehöre ich nicht dem. der mir gehört?"
..Du Birne!"
..*Tn »Meufchl Du follteft mich wiederhaben! Wie kläglich du bift!"
Er zitterte. denn fie hatte ihn wie mit einem fcharfeu Dolche ge-
troffen. Ein häßliches Gelächter fchlug er auf und ließ fie allein. Als
fie ihn nicht mehr hörte. umfaßte Freia ihren Leib. in dem das Kind
erwacht war. und ftarrte in wefenlofe Ferne, Sie fehnte fich nach ihrer
Heimat, Sie dachte an den Güldenfee, Und daß fie dem Beleidiger niäzt
entgegengefchleudert hatte. was fie von ihm wußte. fein fchimpfliches Ver-
hältnis mit einer Magd -- diefe einzige. echt menfchliche Waffe. die fie
gegen ihn hatte. fiel ihr nicht ein.
- &7111.
, Was Freia im Leben der Menfchen hielt. follte der Frühling er-
weilen. Der Frühling. dem das Wachfen und Werden in ihrem ge-
penigten Leibe entgegenharrte. Einfamkeit war jekt die einzige Nahrung
ihrer Seele - fie fuchte und fand fie. _wo fie zu finden war, In die
dunkle Ferne der geheimnisvollen Zukunft fah fie hinaus. bis fie den
Stern ihrer Wahrheit darin entdeckte. Sie follte der Menfchheit einen
Menfchen geben. Sie. die nicht .mehr glaubte an Menfchengröße und
Wahrhaftigkeit. Sie follte dastieffte. einzige Glück des Weibes erfahren
und einem Irrtum. den fie in Qualen büßte. verdanken. Der Vater
ihres Kindes war ihr Irrtum. Und wenn fie fich fragte. ob wohl die
anderen Menfchenkinder alle _Wahrheiten zu Vätern hatten. fo zweifelte
ihre'tranrige Erfahrung im Junerften daran'. Sie hatte ja vielen
Männern* ins Herz ihres Wefens gefehen. Und vielen Frauen *- fo kurz
fie am Erdenlebeu teilgenommen hatte. Ueberall wucherte der bunte.
leichtfertige Irrtum der Sinne. - Unkenntnis und Selbftbetr-ng" - das

wor gewiß, Was gefehlt worden. trugen die Erben ftärker in ihrer kranken Wurzel. als was gut und groß mit ihnen gewollt worden war. Geburt auf Geburt - die Leidenfchaften blieben wach, die Seelen gingen fchlafen, Das kommende Gefchlecht war kein Ziel, fondern nur der Uebergang zum Kommenden. Gab es überhaupt ein Ziel für den Menfchen?
Mutter werden q wie hatte fie fich geflüchtet zu diefem gewaltigen Orgelklang des Lebens. Mutter werden *- wie graute ihr jekt davor. Sie dachte an Fifelinus. Hatte der Mißgeftaltete ihr nicht gefagt. daß fein Vater ein leichtfertiger Menfch und feine Mutter eine Unfterbliche gewefen? Wie er. fah das Kind folcher Ehe aus. Wie er. hatte ein Menfchengotteskind zu leiden. Was war ihm die Geige? Nur eine Zauberblume. in die fchwache Hand gedrücktf um feinen empfindlithen Geift in verbotene Fernen zu locken. Nein. den Widerfpruch feiner felbft zu gebären - das könnte ihr Wunfch nicht fein, Und an ihre eigene Herkunft dachte fie jeßt feltfamerweife nicht. Auch fie war eines Menfchen und einer Göttin Tochter, Sie trug die Geige ihrer Sehnfucht nach menfchlichem Glück im Herzen, Eine gefährliche Sehnfucht. wie die des Fifelinns. Sie hatte fie faft fchon in den Abgrund geftoßen. Um Rande blieb Freia ftehen, Das unfichtbare Wefen. das in ihr Leben gewann. hielt fie feft. Sie wollte zu einem Entfchlnffe kommen.
Fortfeßung im nächften Heft.

M; Napfilber:
Max Rabes
Profeffor Max Nabes ift ein weltbefahrener Mann und Künftler. auf deffen großer Palette fich Nord und Süd. wie Oft und Weft auf das befte einigen. Aber er ift kein Globetrotter nach englifcher Art. keiner von den Gentlemen und Worldpainters. die in allen Haupt- und Hafenfta'dten des Erdenrunds eigentlich nichts weiter ergattern als eine ftattliche Sammlung von Hotelrechnungen. um diefe erhebenden Dokumente fich dann in Folio und Saffian einbinden zu laffen zu prunkvoller Beglaubigung ihrer Iagd- und Reifehiftorien. Rabes folgte einer Stimme der Vorfehung. als er in die weite Ferne fchweifte. In feinen Werdejahren wurde er von denfelben Vifionen heimgefucht wie auch der junge Freiligrath. dem die Palmen. die Löwen. der Samum und die Trommel. mit -Schiideln behangen. als Inbegriff aller irdifchen Herrlichkeit in das muffige Kaufmannskontor hineinfpukten. Wenn der junge Rabes als Schüler des ehedem berühmten Architekturmalers Prof. Graeb an der Berliner Staffelei faß und die imprägnierten Papierpalmen zu konterfeien hatte. befchlich ihn ein unbändiges Sehnen nach den naturwüchfigen Palmen und nach den glutäugigen Menfchen. die unter folchen Palmen tagtäglich ungeftraft wandeln dürfen. Und fo fiihrte ihn die erfte Studie-nreife nicht nach Paris oder Venedig. fondern geradenwegs nach Sizilien. in die Welt der Agaoen. Oliven und ftolzen Monokothledonen. die ihre Riefenfächer dem ewig blauen Himmel entgegenbreiten. Ia. das war feine Welt. und daher wagte er frifchweg den Sprung hinüber in die Märchenftadt Cairo. wo er fich von erfter Stunde an heimifch fühlte und mit feinem orientalifch klingenden Scheich-Namen fofort alle Türen öffnete. Die ganze Strecke des Islam hat Rabes in den Bereich feiner Studien einbezogen. Als Gaft des Sultan wie des Khedive. des Ben von Tunis wie der zänkifchen Herrfchaften von Marokko wurde er fozufagen als künftlerifcher Mittelsmann zwifchen Orient und Oecident überall willkommen geheißen. Mit
1:75:

feinem geläufigen Arabifch verftändigte fich der Künftler mit dem vrdenbelafteten Vafcha und dem armfeligen Fellachen. mit dem hochfahrenden Berberfchech und dem ebenholzfchwarzen Aethiopen aus der Region der Rilquellen und eben diefe Menfchenkunde fpiegelt fich in der ethnographifch-exakten Darftellung des morgenländifchen Lebens wieder und gewiß hat kein anderer Künftler fo tief eingeblickt in die unzugängliche Seele des Arabers und feines Familienlebens. Es find nicht die farbenglühenden. ftimmungsreichen Landfchaften allein. die der Künftler meifterte. die ganze. auf tanfendjährigen Bräuchen beruhende Erfcheinnngswelt des Islams hat er in einer heute unvergleichlichen Echtheit erfaßt und geftaltet. woher fich denn auch feine Erfolge gerade im Varifer Salon erklären. Der künftlerifche Ernft von Rabes bekundet fiä) vor allem wohl in dem Umftande. daß feine Kunft und Erfahrung niemals einen induftriellen Beigefchmack bekam. daß er beliebte Borwiirfe nicht dußendweife des bequemen Geldgewinnes wegen ausfrhlachtete. Er hat fich niemals wiederholt oder kopiert. felbft nicht auf Beftellung. unter den tanfenden feiner Motive befindet fich keine Doublette. Daher ift mir des Künftlers Bielfeitigkeit nnd Regfamkeit immer bewunderungswürdig vorgekommen und fo könnte man ihn einem Vroteus im Superlativ vergleichen. Aus diefer Raftlofigkeit und dem leichtentzündlichen Enthufiasmus für all-es Schöne und Intereffante unter dern wechfelnden Mond erklärt es fich ferner. daß Rabes an der Orientmalerei allein auf die Dauer nicht fein Genüg fand.

Vor acht Iahren trat ein markanter Wendepunkt ein. Damals hatte er fiir einen deutfchen Maecen. den Landrat Wilkins in der Laufiß. einen Ehklus von zwanzig Wandgemälden. eine inalerifche Weltreife darftellend. gefchaffen. Als hierbei fein Verlangen nach einer großen Geftaltung der morgenländifchen Welt in Erfüllung gegangen und ein feit jeher vorfchwebendes Ziel glücklich erreicht war. drängte die ihm angeborene Expanfionskraft fofort auf verfchiedenartige neue Gebiete über. Es war die dekorative Monumentalmalerei in öffentlichen Gebäuden und Theatern. die ihn zuvörderft reizte und zu Erfolgen förderte. Dann bereifte der Künftler Italien. wo er fich für Landfchaften und Elegien mit klaffifcher Stimmung begeifterte. entdeckte das malerifche Spanien und Portugal. huldigte der 'Großartigkeit der Pyrenäen. wie der feierlichen Einfamkeit der Eifel. wurde in San Sebaftian und Biarriß heimifch und malte das elegante Boris und Belgien niit iinpreffivniftifcbeni Efprit. Daneben lief eine Reihe

deutfcher Landfchaften aus den Bergen und an der See. eine Reihe von blendenden Akten und Figurenkompofitionen und noch nicht genug damit. wandte fich der Künftler dem eleganten und vornehmen Damen-portrait zu. eine Kunftübung. die fich befonders erfolgreich geftaltete. Endlich folgte Rabes auch im vorigen Jahre als regelmäßiger Teil-nehmer der Kieler Woche einer Einladung zu den Manövern der deutfchen Hoehfeeflotte. um fofort als Marinemaler zu debütieren. Die feit Jahresfrift gefchaffenen Bilder der Vanzer und Torpedos. der Se-thpen und Marine-Gefechte im donnernden Ernftfall erwiefen fi>1 als Meifterwerke und fanden den lebhaften Beifall des Kaifers und des Prinzen Heinrich. Man ftelle fich nun aber einen Kiinftler mit fo inhaltsreichen Antezedenzien nicht als Jubelgreis vor - Vrofeffok Rades hat eben erft das vierzigfte Lebensjahr überfehritten.

Die bildlichen Darftellungen werden die mehr oder weniger kühnen Behauptungen in der allgemeinen Kennzeichnung des Künftlers be-ftätigen, Fangen wir mit dem Entfernteften an. Vor fieben Jahren drang Rades am weiteften in den afrikanifehen Süden vor und zwar iiber Khartum hinaus in die dunklen und gefährlichen Gebiete des Sudan. von wo er die merkwürdigften Raffeftudien mitbrachte und die Kunde von der beftriekenden und üppigen Säiönheit des fchwarzen Fleifehes übermittelte. Auf dem Wege zum blauen Nil traf er in Affuan den Afrikaforfeher Karl Neufeld. der bekanntlich zwölf Jahre in der Gefangenfehaft des Mahdi gefihmachtet und iiber feine Studien und Leiden ein berühmtes Buch gefihrieben hat. Während Rabes bei einem Frühftiick fich von Neufeld berichten ließ. zeichnete er den Mär-threr der Kultur und Wiffenfehaft. der fich übrigens als liebens-wiirdiger und feingeiftiger Mann und von anderem Schlage als z. B. Stanleh darftellte. Nach alt-er Gewohnheit trug er immer noch den fudanefifchen Turban und auf dem durehfurehten Gefieht waren die ausgeftandenen Leiden noch deutlieh erkennbar.

Es mag Wunder nehmen. daß man das goldene Horn nicht bloß politifeh. fondern auch metereologifeh umnebelt erblickt. Nun. das herrliche Stambul liegt zuweilen fogar tief im Schnee. wie es auch ein-mal. am 27. Februar 1898. in Jerufalem ganz gehörig gefchneit hat. Aber gerade diefe Morgennebel. die Ausgeburten einer frhwiilen Nacht. erfchienen dem Künftler tntereffant, Man fchaut da von Vera zum Serail hinüber. durch die wallenden Schleier ahnt man das Gewühl

. t,

. .. ..
â€˜ .
m P
. . s
I .
77".
. a.
.
...Ku-q. .lv

YFM. a???
MIZ-

EMPTY

der Schiffe und Kaiks und den wimmelnden Weltverkehr. Eine halbe Stunde noch und die Riefenftadt wird fich funkelnd entfihleiern.
Das geiftreiihe Bild von dem Militärkonzert am Sonntag Mittag.
zu Algier hat die königliche Pinakothek in München angekauft. Es follte auch für Varis erworben werden, fo fehr frappierte die Franzofen diefer Efprit der Schilderung, die Brillanz der Farben und überhaupt das e>)te. lichtfclueiende Milieu.
Von einer malerifchen Reife durch Spanien hat Rabes auch den Goldenen Turm von Sevilla mitgebracht. eine charakteriftifche leicht-kolorierte Vleiftiftzeichnung. Der uralte Maurenturm frhüßt die Stadt von der Wafferfeite und beherrfcht den Hafen. Man hat den Blick auf die Kathedrale! deren gotifche Architektur fich wie Spißengewebe gegen den hellblau luftig-en Sonnenhimmel abhebt.
Eine Frucht von des Künftlers Aufenthalt in Paris ift das Bildnis der Mrs. M.. einer ariftokratifchen und geiftvollen Dame. die in der großen Welt eine glänzende Rolle fpielt. Jin Bildnis hat Nabes feine glückliche Eigenart. Bei feiner vielerprobten Menfehenkunde hat er den ficheren Blick für das Edelbliitige und Raffige und mit chevalerefkem Takt verfteht er die Schönheit blendend zu infzenieren. ohne dabei flach und fade zu werden und das Urwüchfige des Charakters modemalerifch fchmeichelnd zu übertiinchen, So betonte er am Porträt der Mrs. M. das eigenartige Brofilt das in fpöttifcher Neckerei hellaufblißende Auge und den Mund, dem man es ohne weiteres anmerkt. daß er feinzifelierte Bonmots zu eutfendeu pflegt. wie Pfeile des Leonidas. Das tiefblonde Haar fteht ganz famos auf dem goldgelbgrau flimrnernden Hintergrund und das begründet die koloriftifche Nobleffe des Bildes.
Die römifche Elegie unter dem tiefblauen Nachthimmeh mit den fchwarzftarrenden Zhpreffenf dem zerfallenen GemäUer und der weib-lichen Trauergeftalt ift durch ein Villenmotiv in der ewigen Stadt in-fpiriert. Das ift eine fchwerblütige Malerei, voll träumerifcher Sehn-iucht nach der alten goldenen Zeit und ein wehmiitiger Gruß aus dem Zeitalter des Autos an die ewig verfunkene Herrlichkeit.
Die Judith endliäi (oder ift es *eine Zobaide oder Salome?) ift für den Raffemaler Rabes außerordentlich kennzeichnend. Es ift ein Ideal-bild und doch wieder ein Ausfchnitt aus dem Leben. Der Sternen-himmel iiber der fchwarzhaarigen Tänzerin in dem blutroten Seiden-gewande und dem gelbgleißenden Turban ift die Naihtglorie über

Sukors uraltem Tempel. wo der Künftler das Motiv leibhaftig erfchaute. Das Mädchen hat das echte Pharaonengeficht mit der verhaltenen und dämonifchen Glut unter den fehweren Lidern der mandelförmig ge-frhnittenen Augen, Der Kopf wird von einem zehntaufendjährigen Rätfel umwittert. als ob er eben aus einem Grabe der erften Königs-dhnaftie aufgetaucht wäre. Die fchwüle Sinnlichkeit. die auf den korallenroten Lippen lagert. ift das Kennzeichen der Iudith oder eigent-lich der Salome. die bis auf den heutigen Tag im Orient noäf niä'n aus-geftorben ift.

Die Sorgen

Und fo - wie warft du ftarr. wie waren deine Hände heiß! -
Sohn wir fie kommen: eine hungrig drohnde Krüppelfchar von Sorgen.
Und Tränen blutend wollten fie nicht weitergehn.
Als wäre folche Wehmut fchon die Hoffnung. fangft du (eis:
Nie wieder werde ich den Tag in Glut erftarren und den Morgen
Wie große Kiiffe auf den Beeten fchmelzen fehn.
Ich träume noch davon.
Ich komm nach Haus und fchlcich zu dir. es ift fchon Morgen.
Und du - weinft auf den Knieen über deinem Sohn.
Dann fchlafe ich, Die Tage find. die Nächte gleich.
Endlos bewegen fich die Sklavenzüge meiner Sorgen
Auf krummen Wegen durch ein Schattenreich,
Doch manchmal färbt die Nacht fich rot
Und eine Glocke heult: Die Not!
Ich träume noch davon,
'Lene Zcbiclcele.

Vrof. Dr. Georg Grützmacher;

Der Untergang des Templerordens

Wenn die Gefchichte uns helfen foll. das große und fchwere Rätfel des Lebens zu löfen. fo müffen wir. fagt Jacob Burkhardt. den Blick in entfernte Gegenden lenken. wo er nicht fofort egoiftifch getrübt wird. wo wir das Werden. Blühen und Vergehennach Hauptvorgängen und geiftigen. politifchen und ökonomifchen Zuftändeu verfolgen können. Ein folches Ereignis. das in ungewöhnlicher Weife nnfer Intereffe in Anfpruch nimmt. ift der Untergang des mächtigen Templerordens am Anfang des 14, Jahrhunderts. Wir empfinden bei diefer erfchütternden Tragödie aufs tieffte den jähen ungeheuren Bruch. den gewaltigen Abftand der mittelalterlichen Gefchichtsepoche von der unfrigen. Es will uns zunächft völlig unglaublich erfcheinen. daß Hunderte von Gliedern des von Väpften fo hoch geriihmten Ordens. Ritter aus den erften Gefchlechtern Selbftbekenntniffe abgelegt haben fallen. in denen fie fich widernntiirlicher Lafter. unfittlicher Küffe und Sodomie. abfcheulicher Frivolitäten. der Befpeiung des Kreuzes und der Blasphemie Ehrifti bei der Aufnahme in den Orden. und endlich auch des kindifchften Aberglaube-ns. der Anbetung eines Idols und des Glaubens an die Erfcheinung des Teufels in der Geftalt eines Katers bei ihren Feften befchuldigten.

Und doch befißen wir anthentifche. in jüngfter Zeit erheblich vermehrte Urkunden in den Vrezeßakten der Templer. die die Bekenntniffe diefer ungeheuerlichen Dinge unter Angabe intimer Einzelzüge enthalten,

Hat der Orden wirklich die ihm fchuld gegebenen Vergehen begangen? Denn daß einzelne Templer z. B. das abfcheuliche Orientlafter der Sodomie geübt haben. kommt nicht in Frage und daß auch der Orden felbft in mancher Beziehung durch fein Verhalten die Kritik herausforderte. foll ebenfalls nicht geleugnet werden. Ift aber der Orden tatfäthlich. wie man gemeint hat. in den leßten Dezennien feines Beftehens

zu einer keherifchen Genoffenfehaft geworden und hat er in furchtbarem Widerfpruch zwifchen dem. was er fchien. und dem. was er war. mitten in der katholifchen Chriftenheit. fein Geheimnis allen Uneingeweihten gegeniiber mit furchtbarer Strenge hütend. eine abenteuerliche Exiftenz geführt. bis ihn das verdiente Strafgericht traf? Dann hätte Leffing in feinem Nathan dem Weifen den Tempelherrn wirklich mit hiftorifcher Treue gezeichnet. der von dem Aberglauben. in dem er aufgewaäjfen ift. nichts wiffen will. der fich iiber den Streit der Religionen hinausgeftellt weiß und bekennt: Jch hab' in dem gelobten Lande *- und drum auch mir gelobt auf immerdar - der Vorurteile mehr fchou abgelegt. Der Hiftoriker Troß hat mit unermüdlichem Eifer in zahlreichen Publikationen die Schuld des Templerordens zu erweifen verfueht. Er ift der Meinung. daß die Templer verbittert durch die ihnen im Orden gebotenen Enttäufchungen. gleichfam uiedergedrückt durch die Feffeln des unwiderruflichen Gelübdes und inmitten der Zuchtlofigkeit des Orients fich von allen religiöfen Ueberzeugungen loslöften und gelegentlich den Neuling auf die Probe ftellten. indem fie ihn das verhaßte Kreuz befpeien ließen und zu anderen Sämndtaten verführten. Oder ift der Orden an all' diefen Dingen. zu denen fich Hunderte von Templern bekannt haben. darunter auch folche. die im Kampfe mit den Ungläubigen ergraut waren. unfchuldig und die Vernichtung des Ordens durch Philipp. den Schönen. von Frankreich am Anfang des gärenden 14. Jahrhunderts einer der gräßlichften Juftizmorde. die die Gefchiehte kennt? Aber wie erklären fich dann die zahllofen Schuldbekenntniffe. die die Glieder des Ordens. vom Templergroßmeifter Jacob von Molah und feinen Großwürdenträgern bis herab zu den fchlichten Servienten. im Templerprozeß gemacht haben?

Der Freiburger Hiftoriker Heinrich Finke hat in einem 1907 erfchienenen. unifaffenden Werke ..Das Papfttum und der Untergang des Templerordens“ 1) das intereffante Problem. das diefes Ereignis uns ftellt. behandelt, Viele Rätfel löfen fich uns jetzt und es fällt der Schleier durch die dort veröffentlichten Urkunden. die diefe denkwiirdigen Begebenheiten umhiillten, Jn dem Kronarchiv zu Barcelona hat er die Briefe der aragonefifchen Templer aufgefunden. die uns die Stimmung zur Zeit des Untergangs des Ordens aufs lebendigfte widerfpiegeln. aber auch das unerfehöpfliche vatikanifche und das Parifer Nationalarchiv haben wertvolles Material fiir feine Darftellung der leßten Tage

1) Zwei Bände. Minifter i. W. Afchcudorfc'.

des Ordens hergegeben. Das von früheren Gelehrten gefammelte Tat-
fachenmaterial zum Templerprozeß ift jeßt erheblich vermehrt. Befißen
wir doch nun beifpielsweife auch das Geftiindnis des Großmeifters
Jacob von Molahf das diefer am 25. Oktober 1307 vor der Univerfität
Boris ablegte- ,fo daß wir nnn die einzelnen Epifoden jenes tragifchen
Ereigniffes nn? pfhchologifch verfiiindlich zn machen vermögen.
Aus dem r-eligiöfen EnthufiaSmus der Kreuzzugsbewegung war am
Anfang des 12. Jahrhunderts neben den Johannitern und Deutfch-
rittern der Orden der Tempelherren entftanden, ein eigentiimliches Ge-
bilde; das die ftärkften Gegenfäße in fich fchloß: die armen Ritter des
Tempels waren Mönche die Keufchheit, Armut und Gehorfam gelobtenf
die durch Gebet und fromme Uebungen fich den Himmel verdienen
wolltein und gleichzeitig Ritter; die fich zum blutigen Kriegs-handwerk
verbanden- die im Kampfe mit den Ungläubigen das heilige Land der
Chriftenheit erhalten wollten. Das weltliche und geiftli>fe Ideal des
Mittelalters das Ideal des RitterZ und Mönch-Z hatten in diefem Orden
einen innjgen Bund gefchloffen.
Faft L00 Jahre ift der Orden diefem feinem Ideal treu geblieben.
Hunderte von Templern find auf dem Schlachtfeld gefallen, andere in
die Gefangenfchaft der Sarazenen geraten. Noch bei der Eroberung der
cTemplerburg Safed durch den furchtbaren Sultan Bibars im Jahre
1265 haben fie nach dem Zeugnis der Zeitgenoffen wie Löwen gekämpft-
'und von den mehr als Hunderten damals in die Gefangenfchaft ge-
ratenen Brüdern hat nur einer feinen Glauben verleugnen die iibrigen
find mutig den Märtyrertod geftorben. Dem von den Väpften- vor allem
von Alexander [ll.- dem Befieger Barbaroffas„ in außerordentlicher
Weife begünftigten Orden kann kein einziger Verrat an der chriftlichen
Sache vorgeworfen werden. Zwar hat man den drittleßten feiner Groß-
meifterf Wilhelm von Beanie-„uf eines folchen bezichtigh aber durch feine
kluge Friedenspolitik hat er nur den Fall Accons hinauszufchieben ver-
fucht, Als ihm aber der Kampf aufgezwungen wurdef hat er bei der
Verteidigung der Stadt den Heldentod zu fterben gewußt, Am 18. Mai
1291 war Accon- der leßte Stüßpunkt der ehriftlichen Macht im heiligen
Lande; nach verzweifeltem Widerftand gefallenf die wenigen Ordens-
brüdei; die dem Blutbad des Sultans Afchraf entgangen warenf waren
nach Cupern geflohen. Hier gelang es dem unternehmenden Groß-
meifter Jacob von Molah den Orden nach mancherlei Konflikten mit den
König'eu von Cypern heimifch zu machen. .Die Jnfel follte zu einer

Feftung geftaltet, dem Anprall des Muhammedisnius auf feinem Zuge
nach Weften Einhalt gebieten und gleichzeitig das Ausfalltor bilden-
wenn die Chriftenheit nach fchweren Niederlagen fich endlich zu einem
gewaltigen Angriffe gegen die Ungläubigen aufraffte, Noch glaubte
der Großmeifter der Templer und mit ihm die gefamte katholifche Welt
an die bedeutfanie Rolle, die dem Orden in der nächften Zukunft bei
dem geplanten Kreuzzug zufallen werde- da brach mit der Verhaftung
der franzöfifchen Templer durch Philipp den Schönen am 14. Oktober
1307 die Kataftrophe über den Orden unaufhaltfam herein. Noch im
Auguft 1307 hatte Jacob von Molay dem Papft Klemens x. ein mit
tiefer Sachkenntnis ausgearbeitetes, großzügiges Gutachten über den
Kreuzzugsplan vorgelegtt und fünf Jahre fpäter hatte der Orden auf-
gehört- zn veftehen- nnd abermals zwei Iahre danach beftieg der Groß-
meifter den (Zweiter-haufen,
Wollen wir uns die plößliche Vernichtung begreiflich machen, fo
niüffen wir zunächft den Charakter und die politifchen Ziele Philipps
des Schönen von Frankreich zu verftehen fliehen. Man hat Philipp li',
als einen modernen Menfchen gezeichnet durch deffen ganzes Dafein
fchon der fchneidende Luftzug der neueren Gefchiehte weht. Man hat
ihn als religiöfen Skeptiker und Aufklärer- als Feind des Chriftentums
und der Kirche anfgefaßt und ihm den Vernichtungskampf gegen Kirche
und Papfttmn als leßtes Ziel feiner Politik zugefchrieben. Solche Ge-
danken und Pläne lagen dem franzöfifchen Herrfcher ganz fern. Gewiß
war Philipp eine ftarke und felbftändige Herrfcherperfönliäfkeitt durch-
glüht von dem Gedanken feinen Staat mächtig in fich und unab-
hängig von jeder äußeren Macht- von den anderen Weltmiichten wie
von der Herrfrhaft des Papfttums zu machen. Seinen eigenen Söhnen
hat er den Fluch angedroht- falls fie jemals zugäben, ihre Herrfchaft
iiber Frankreich von einem anderen zu haben als von Gott. Jm Kampf
mit dem Papfttum hatte fich das ftaufifrhe Gefchlecht verblutet- aber der
Sieg des Papfttums über das Kaifertuni hatte dem Papft die moto:
lifche Herrfchaft iiber die Gemüter der Menfchen gekoftet. Unernießliä)
war die Autorität des Papfttums geftiegen, Da feßte ficb Frankreich
unter Philipp dem Schönen in nationaler Einmütigkeit dem gewalt-
tätigen Papfte Bonifacius &7111. entgegen, und die ftolze Weltherrfchaft
des Papfttums brach unerwartet fchnell zufamrnen. Der Befieger des
Papfttums aber war kein politifcher Stürmer. kein leidenfchaftlieher
Neuerer-t fondern ein die politifcben Kräfte ruhig abwägender und feine

Ziele mit unendlicher Zähigkeit und rückfichtslofer Brutalität verfolgen-
der Fürft. Und was uns am eigentümlichften erfeheinen will: Mit der
energifch durchgreifenden Herrfchernatur paarte fich in dem franzöfifmen
König die ftarrfte Rechtgläubigkeit. Jin Kampfe mit dem Vapfttum
und fpäter bei der Vernichtung des Templerordens glaubte er. nicht
nur in feinem Intereffe und dem feines Staates. fondern auch im Auf-
trag Gottes und zum Ruhm feiner Kirche zu handeln. Wir dürfen nicht
nur religiöfe Heuchelei bei feinen großen politifchen Aktionen annehmen..
Philipp war ein echt mittelalterlirh denkender und empfindender Fürft.
deffen dhnaftifÜ-politifche Intereffen unauflöslich mit feinen, religiös-
kir>)li(hen verknüpft waren. der als chriftlicher Fürft die Uebergriffe
des Vapfttums zurückwies und dem der abfcheulichen Keßerei verdäch-
tigen Templerorden den Untergang bereitete.
In den Tagen des gewaltigen Kampfes mit Bonifacius fill.
hatten fich die franzöfifchen Templer auf die Seite des Königs geftellt
und der großen nationalen Bewegung angefchloffen. Noch in einem
feierlichen Schußbrief vom Jahre 1304 hatte der König ihnen feinen
Dank für die wertvolle Unterftüßung ausgefprochen. Kaum ein Jahr
fpäter war er ihr furchtbarfter Feind geworden. Welches waren die
Motive für diefen Umfchwung in feinem Verhalten? Finke hat auf die
Denunziation eines friiheren Ordensbruders Esquin von Flohran im
Frühjahr 1305 hingewiefen- der dem König in einer Audienz erftmalig
von den angeblichen Keßereien des Ordens Mitteilung gemacht hat.
Gewiß mußte diefes Zeugnis auf den König. wenn wir feine Verfönlieh-
keit richtig gezeichnet haben. von Eindruck fein, Aber fofort würde der
.König den politifchen Vorteil fcharf ins Auge gefaßt haben. den ihm
eine etwaige Vernichtung des Ordens bot. Ließ es fich doch nicht
leugnen. daß der mit Vorrechten aller Art ausgeftattete Orden einen
Staat im Staate bildete und die. von Vhilipp fo energifch erftrebte
Zentralifation der Gewalt in der Hand des Königs hinderte. lind
dann ftand Frankreich nach dem Kämpfe mit dem Vapfttum und dem
koftfpieligen Feldzug in Flandern trotz aller Erfolge am Rande des
Bankerotts. So reizten ihn die Güter des reichen Ordens! die ihm
bei einer Aufhebung zufallen mußten. Philipp gehörte aber zu den
Herrfchern, die fchweigen konnten. Mit der ihm eigenen Verfchloffenheit
ließ er nichts von feinen Vlänen verlauten. fondern fpann mit ficherer
Hand das Netz. deffen Mafehen er immer enger um den Orden zog. Wir
wiffen jeßt- daß er zwölf Spione in den verfehiedenen Provinzen in

den Orden eintreten ließf die alle Gebräuche erfüllten und fpäter wieder anstratenf nm den König über die Geheimniffe des Ordens informieren zn können. Aber allein -- darüber war fich Philipp klar - vermochte er die Aufhebung des Ordens nicht zu erzwingen, dazu brauchte er noch die höehfte kirchliche Autorität des Papftes. Klemens 7.7 der erfte Papft, der feine Refidenz in Avignon nahm, war eine fchwächliche Perfönlieh- keit, deffen ganzes Streben auf die Verforgung feiner Nepoten ge- richtet war. Von natürlicher Gntmiitigkeit, befaß der von Beginn feines Pontifikats kränkelnde Papft auch wieder eine fprunghafte Energief die fich in kleinlicher Rachfncht gegen feine Gegner äußerte. In der Hand des zielbewußten Philipp war diefer Papft wie weiches Wachs das diefer kneten könntet wozu er wollte. Bereits die Zeitgenoffen urteiltenr daß der franzöfifche Herrfcher allesf was er willf vom Papft nnd der Kirche machen läßt. Er hat fich zeitweilig dem König zu widerfeßen berfurht, aber frhließlicl) immer wieder nachgegeben. Die Rolle, die er im Templerprozeß gefpielt hatf ift eine unendlich traurige. Soll er doch , die frivolen Worte gefprochen haben, die feine erbärmliche Schwäche charakterifieren: Wenn der Orden nicht auf dem Wege der Gerechtigkeit vernichtet werden kann, fo wird er es anf dem Wege des Vorteilsf damit nnfer lieber Sohnf der König von Frankreich nicht geärgert wird.

Wir wollen nicht auf die Einzelheiten des fihändlichen Handels zwifchen Papft und König eingehenf fondern nur das in überftürzender Eile fich abfpielende Drama in feinen Hauptzjigen fchildern. Schon kurz nach der Wahl Klemens l7., 1305- nnd dann wieder bei ihrer Zn- fammenkunft in Poitiers 1307- hatte der König den Papft zu einem Einfchreiten gegen die Templer zu veranlaffen gefucht, Der Papftf der die niigeheuerlimen Anfchuldignngen znerft für dasf was fie waren, für niedertriichtige Verlenmdnngen anf Grund von allerlei Klatfch und dnnkeln Gerüchten gehalten hatte hatte endlich auf Drängen Philipps in einem Schreiben an den König eine Unterfnchung gegen den Orden zugefagt. Ehe aber eine folche ftattgefundenf befahl Philipp am 14, September 1307 die Verhaftung fämtlicher Templer feines Reiches durch die Baillis. Noch am 12. Oktober 1307 wohnte der Großmeifter Jacob von Molay dem Begräbnis der Schwägerin des Königs, der Prinzeffin Katharina bei und verfah den Ehrendienftf indem er die Zipfel des Leichentuches hieltf und bereits am Morgen des folgenden Tages befanden* fich fömtliche franzöfifche Templer niit ihren Prieftern nnd Servienten in der Gefangenfchaft des Königs.

des Templerordeus Vrof. Dr. Grüßmacher

Furchtbares Auffehen erregte diefer Gewaltakt des Königs. Man hat feine Berechtigung zu diefem Vorgehen in Zweifel gezogen. aber der kluge Herrfcher war formell durchaus im Recht, Er handelte fcheinbar nur im Auftrage der Inquifition. wenn auch tatfächlich der Generalinquifitor. der Dominikaner Wilhelm von Varis. ein Werkzeug des Königs war. Die Inquifition aber durfte oder richtiger mußte einfchreiten. da der heftige Verdacht der Keßerei gegen die Templer erhoben war. um den bedrohten Glauben zu fchüßen. Alles. was nun folgt und uns fo unverftändlich erfcheint. die Bekenntniffe Hunderter von Templern und ihr phantaftifcher Inhalt. indem fie fich beifpielsweife der Buhlfchaft mit dem Teufel in der Geftalt einer fchönen Frau befchnldigten. wird pfhchologifch verftändlich. wenn wir uns die himmelfchreiende Ungerechtigkeit und die entfeßliche Härte des Inquifitionsverfahrens zum Bewußtfein bringen.
Der der ,ließerei Befchuldigte galt als derfelben verdächtig und wurde demgemäß behandelt. Es handelte fich in dem ganzen Vrozeß nicht um einen Gegenbeweis. den er führen durfte. fondern einzig und allein um ein Geftändnis feiner Schuld. das er ablegen follte. Die Inquifitoreu hatten kein anderes Ziel im Auge. als ein folches Geftändnis mit allen Mitteln zu erpreffen. Half die Einkerkerung nicht. fo entzog man dem Gefangenen die Nahrung und hielt ihn in harter Haft bei Waffer und Brot. Verfagte auch dies. fo griff man zu dem fürchterlichften Mitte(mittelalterlichen GeriGtsverfahrens: zur cFolter. Bei diefem brutalen Verfahren mußten auch die kräftigften Raturen zufammenbrechen. Schon die tenflifche Art. mit der man. ehe man zur Folter fchriit. die Delinquenten durch die Vorzeigung der Feuerwerkzeuge fchreckte und zu Geftändniffen lockte. mußte auf die Templer. die. abgefehen von den kriegerifchen Strapazen. das behagliche Wohlleben eines vornehmen Ritters geführt hatten. von erfchiitternder Wirkung fein. Aus Furcht vor der Folter hat denn auch der Großmeifter Iacob von Molah w er ift felbft nie gefoltert worden - am 25. Oktober 1307 geftanden. bei der Aufnahme in den Orden Ehriftnm verleugnet und neben das dargebotene eherne Kreuz gefpieen zu haben. Und das Entfetzlichfte an dein Verfahren der Inquifition war. daß der. der ein Geftändnis der Keßerei ablegte. fo abfchwor und die auferlegte Buße erfüllte. freikam. während des hartnäckigen Leugners der ewige Kerker har-rtr. Dadurch war gerade ein Preis auf die Verlengnung gefetzt. und das *charakterlofe Verhalten zahllofer franzöfifcher Templer findet 20:'.

dadurch feine Erklärung. Hatte aber der Befchuldigte einmal unter den Qualen der Folter geftanden. fo mußte er bei feinem Geftändnis bleiben. fonft wartete feiner der Feuertod. Vergegenwärtigen wir uns diefes Jnquifitionsverfahren. fo beweifen die Bekenntniffe der Templer. die aus Furcht vor der Folter oder durch die Folter erzwungen worden find. fiir die Schuld des Ordens nichts. Auäf wo die Geftändniffe feheinbar aus willig freiem Antriebe abgelegt wurden. erklären fie fich aus der peinlichen Situation. in die der Orden getreten war. und find aus der Furcht heraus geboren. Wenn fie auch noch fo ncaffenhaft find und den Schein des Erlebten durch viele intime Züge an fich tragen. fo brauchen wir ihnen doch nicht zu glauben. Wir befißen jeßt das Geftändnis des Großmeifters Jacob von Molah. das diefer am 25. Oktober 1307 ablegte, Aus Furcht vor der Folter und durch die falfche Klugheit verleitet. fich dadureh den Zugang zum Papft zu öffnen. vor dem er dann alles widerrufen wollte. hat er es über fich gewonnen. Dinge zu bekennen. die er nie begangen, Der Mann. der erft. als alles verloren war. den Mut zum Marthrium wiedergewann. trägt die Hauptfäiuld an dem Untergang feines Ordens. Denn nun wurde eilig im Auftrage Philipps das Geftändnis des Großmeifters in einem Briefe fämtlichen Brüdern mitgeteilt. in dem er kraft der Ordensgewalt allen Templern befahl. troß der entgegenftehenden Gelöbniffe und Eide der Jnquifition oder den Bifchöfen die reine Wahrheit zu geftehen, Jft es verwunderlieh. daß fich jeßt Hunderte von Templern zu den entehrendften Selbftbefchuldignngen herbeiließen?

Die gewagte Aktion Philipps gegen den Orden rief den Proteft Klemens ll. vom LL. Oktober 1307 hervor. aber diefer Brief des Papftes ließ nur zu deutlich fein eigentliches Motiv erkennen. Er reklaniierte die gefangenen Templer und ihre Güter für fich. Es kam ihm darauf an. bei dem fehamlofen Handel den Raub oder wenigftens einen Teil des Raubes fiir die Kirche zu reklamieren. Vielleicht darf man Klemens nicht den Vorwurf machen. daß er dabei völlig ehr- und gewiffenlos gehandelt hat. das Geftändnis Molahs und der iibrigen Templer hatte auch ihn in dem Glauben an die Unfrhuld des Ordens irre gemacht. Ein hochftehender Templer. den er felbft verhörte. geftand freiwillig ohne Folter ein. daß er in einer großen Ordensverfammlung auf Chpern Chriftus verleugnet hatte, Aber die Bulle Kantor-ulm preeeminentiae vom 22. November 1307. in der er allen Fiirften die Verhaftung der Templer und Befehlagnahme ihrer Güter befahl. ift doch ein Dokument 21c.

der erbärmlichen Nachgiebigkeit des Vapftes gegen die Wunfche Philipps, Nicht religiöfe Motive fondern gemeine Habgier hatten Klemens l7. dabei geleitet. Das Vapfttum war und wurde in Avignon je länger je mehr aus einer ethifch-religiöfen zu einer finanziell-politifchen Macht. Wir können nicht alle Sihlangenwindungen Klemens 7. verfolgenf aus denen fich zeitweilige Hemmungen des Templerprozeffes ergeben. Seit der Zufammenkunft Philipps mit Klemens in Voitiers 1308 ift das Schickfal des Ordens befiegelt. Hier hatte der gewandte Anwalt des franzöfifchen Königs, Wilhelm von Vlaifiansr in einer großen Anklage-rede alle Regifter gegen den verhaßten Orden gezogen. Er hatte dem wunderfiiehtigen Zeitalter von den fchrecklichen Zeiten des Himmels erzählt wie einem Templer in Beaucairer der nicht bekennen wollte-der Hals in fchre>licher Weife angefrhwollen fei. Erft als er das Ge-ftändnis abgelegt hatte, fei der Hals in feine natürliche Verfaffung zurückgekehrtr und alle Brüder zu Beaucaire legten, geängftigt durch diefes Wunden noch am felben Tage ein reumütiges Bekenntnis ihrer Verbrechen ab. Das einzige, worauf Klemens ll. beftand, war, daß nach dem königlichen und inquifitorifchen Verfahren gegen die Templer noch eine kirchliche Unterfuchungskommiffion eingefeßt wurde die teils durch vom Vapft befonders eingefeßte Kommiffare- teils durch die Bifchöfe die Templer wegen der erhobenen Befchuldigungen inqui-tieren follte.

Der mächtige Strom mutvoller Begeifterung ergriff jekt noch einmal den Orden. Um 28. März 1310 waren die furchtbar Miß-handelten im bifchöflichen Garten zu Yaris zu einer großen Maffen-verfammlung vereinh die päpftlichen Kommiffare hatten ihnen lateinifch die Anklageartikel verlefen und fragten, ob fie fie ihnen in ihre Mutter-fprache überfeßen follten, da ging ein Schrei der Entrüftung dura) die Reihen der Ordensbrüder: Wir wünfchen keine Auslegung diefer er-logenen Gemeinheiten. 500 Templer erklärten fich zur Verteidigung ihres Ordens bereit. Am 12. Mai 1310 wurden daraufhin 54 Templer als rückfällig nach den frühern Geftändniffen vor der Inquifitions-kommiffion verbrannt. Diefes Autodafe erftickte den leßten Mut der Unglücklichen. Ein armer Templerfervient, der die 54 zum Tode hatte führen fehen, erfcheint bleich und bebend vor den p'a'pftlichen Kom-miffaren, Er wünfcht fich augenblicklich den Tod* und daß fein Leib und feine Seele vor den Augen der Richter in die Hölle fahren follter falls er lüge. Er zerarbeitet fich die Bruft mit Fäuften, hebt die Hände zum*

?li-

Altar, kniet nieder und fchreit heraus: Der Orden ift unfchuldig, wenn er auch infolge der Mattern anders ausgefagt habe. Ans Angft vor dem Lofe der 54 will er aber alles geftehen. was man von ihm verlange. ja. daß er auch den Heiland felbft getötet habe.
Seit jenem Tage, wo die Flamme des Scheiterhaufens gen Himmel gelodert war, war der Widerftand der franzöfifchen Templer gebrochen. Nur in den andern Ländern gab es hinfort noch folche die die Ehre des Ordens gerettet haben. Wir möchten nur auf die mutigen aragonefifehen Templer. die unfcha'ßbare Dienfte ihrem Königshaus im Kampf mit den Sarazenen geleiftet hatten. hinweifen. Sie haben lieber ihr Leben hingegeben, als daß fie fieh zu Schuldbekenntniffen herbeiließen. Um 3. April 1312 auf dem allgemeinen Konzil zu Vienne hob Klemens 7. den Orden auf- nicht als überführt der ihm fchuld gegebenen Verbrechen, fondern kraft feiner päpftliehen Vollmacht. Weil es ein Skandal fei, daß ein fo verrufener Orden beftehen bleibe, in den kein guter Menfeh mehr eintrete, deshalb hebe er kraft päpftlicher Provifion den Orden auf und verbiete das Tragen des Ordenshabits. Die Güter follte der Johanniterorden erhalten, tatfächlich fielen fie in Frankreich zum größten Teile der franzöfifchen Krone zu. Zwei Jahre fpäter folgte noch ein entfeßlirhes Naehfpiel. Jacob von Molan und Gottfried von Chutney ließ das Gewiffen keine Ruhe: fie betenerten die Unfchuld des Ordens, Philipp aber ließ fie fofort verbrennen. fie mußten mit dem Feuertode ihre folgenfehwere Schwäche fiihnen.
Die Vernichtung des Templerordens durch König und Papft am Anfang des 14. Jahrhunderts gibt einen grandiofen. furchtbaren Eindruck vom Mittelalter mit feinen leidenfehaftlirhen Kämpfen. die namenlofes Elend über die Menfchen brachten, Und doch waren es die Geburtswehen/ in denen der nationale Staat mit feiner ftarken monarrhifehen Zentralgewalt geboren wurde.

Knut Hainfnu:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Norwegifrhen von Pauline Klaibei
("Wright 1.910 bg silber-t Langen, rue-.7'371
Fortfeßung
Wir andern gingen wieder aufs Feld hinaus. und da fagte Nils zu mir:
..Sie follte die Vhotographien wegtun; es ift nicht recht von ihr. daß fie fie immer noch daftehen hat. Sie ift ganz wie ausgewechfelt."
..Was weißt du davon?" dachte ich. Ach. ich verftand mich fehr gut auf die Menfchen und hatte auf meinen Wanderungen gar viel gelernt; deshalb wollte ich nun den Knecht ein wenig prüfen. vielleicht fpielte er fich nur auf:
..Ich finde es rührend von dem Kapitän. daß er die Bilder nicht fchon lange genommen und verbrannt hat." fagte ich.
..Nein." erwiderte Nils. ..das hätte ich auchnicht getan."
..So?"
..Denn das zu tun wäre nicht meine. fondern ihre Sache."
Wir gingen fchweigend weiter. Doch dann fagte Nils ein paar Worte. die Zeugnis von feinem tiefen. fichern Inftinkt ablegten.
„Die arme Frau! Sie kann' wohl nicht über ihren Fehltritt vom Sommer hinwegkommen. fondern fie hat wirklichen Schaden dadurch gelitten. Es ift nun einmal nicht anders: die einen können einen folchen Fall überftehen und mit gelben und blauen Flecken am Leibe weiterleben. andere aber können fich nicht wieder aufrichten.“
..Es hatte aber doch den Anfchein. als nähme fie es einigermaßen leicht." fage ich. um Nils weiter auszuhorchen.

„Das wiffen wir nicht. Meiner Anficht nach ift fie fchon die ganze Zeit her wie ausgetaufcht gewefen." erwiderte er. „Sie muß ja natiir-lich weiterleben; aber fie hat vielleicht ihre innere Harmonie für immer eingebiißt. Ich verftehe mich nicht darauf- aber ich meine wirkliä) Harmonie, Ach- und effen und lachen und fchlafen, - das kann fie freilich; aber gerade jeßt bin ich bei der Leiche bon einer gewefen, die auch fo war." fagte Nils.

Da konnte ich nicht länger fteif bleiben und mich klug ftellen; ich fühlte mich im Gegenteil dumm und befchämt und fagte nur:

..So? Jft fie geftorben?"

„Ja, und das war ihr auch das liebfte.“ Doch plößlich richtet fich Nils auf und fagt: „Pflügt nun fleißig drauf los, du und Lars. wir haben jeZt nicht mehr viel vor uns.“

Damit ging er feiner Wege und ich auch.

Und ich dachte: „Vielleicht war es eine Schwefter von ihm, zu deren Begräbnis er daheim gewefen ift. Ach du lieber Gott. ja. es gibt folchet die fo etwas nie überwinden; es erfchiittert fie in ihren Grundfeften. es ift wie ein Erdbeben. Und dann kommt es ganz darauf an, wie roh die. einzelnen find, Blaue und gelbe Fleckenf fagte Nils. - Da ftieg mit einem Male ein Gedanke in niir auf. vor dem ich mitten auf dem Wege wie angewurzelt ftehen blieb. Vielleicht war es gar nicht feine Schweften fondern fein Mädchen gewefen!

Durch eine Jdeenverbindung fiel mir da plößlieh meine Wäfche ein, und ich befchloß. den Kleinknecht nach der Anfiedlung zu fchicken und mit die Wäfche holen zu laffen.

.c K

Es war am Abend.

Ragnhild kam zu mir und bat mich. noch eine Weile wach zu bleiben. es ftehe wieder ganz fchlimm bei der Herrfchaftl Ragnhild war fehr aufgeregt und wollte jeßt in der Dämmerung durchaus auf meinem Schoß fißen. Das war immer fo: bei Gemütsbewegungen bekam fie Angft und wurde zärtlich. ja„ fie bekam Ungft und wurde zärtlich.

„Kannft du denn fort fein? Jft jemand an deiner Stelle in der Küche?" fragte ich.

„Ja- die Köchin gibt achtf wenn geklingelt wird. Duf ich halt es mit dem Kapitän/ erklärte fie dann, ..Und ich bin aueh fchon die ganze Zeit her auf feiner Seite gewefen."

„Das tuft du nur. weil er ein Mann ift.“ verfeßte ich.

„O nein.“
..Und du follteft lieber zn deiner Frau halten."
,Das fagft du nun weil fie eine Fran iftt" entgegnete Ragnbild.
„Aber dnkennft die Welt nicht fo gut wie ich, Die gnädige Frau ift
io unverniinftig. Sie jagt, wir kiinimerten uns nicht um fie und ließen
fie einfach zugrunde gehen. Haft du je io etwas gehört? Und ich bin
ihr doch gleich nachgelanfen. Reini und wie fchrecklich fie fich be-
tragen hat!"
„Ich will nichts hören/* tagte ich.
„Aber ich hab nicht gehorcht, ich glaube, dn bift verrückt] Nein, ich
ftand im felben Zimmer nnd hörte alles, was beide fagten."
„So- dn haft es gehört? So bleiben wir hier, bis du dirt] be-
ruhigt haftt dann gehen wir zu Nils hinüber."
Und fo verirhencht und zärtlich war Ragnhildt daß fie ihre Arme
*um mich fihlang- weil ich freundlich gegen fie war. Sie war ein unge-
wöhnliches Mädchen.
Dann gingen wir miteinander zu Nils hinüber.
..Ragnhild meintr einer von uns iollte noch eine Weile anfbleiben/'
tage ich.
„Ja- drüben fteht es gar fo traurig“ fährt Ragnhild fort. „So
fchlimm ift es noch nie gewefen- Gott mag wiffen- was der Kapitän
tut, vielleicht geht er gar nicht zu Bett. Ach g-erade- weil fie den
Kapitän lieb hat, und der Kapitän fie auch gerade deshalb ift es io
fchlimm geworden] Als fie heute zum Haus hinauslief, ftand der Kapi-
tän im Hof und iagte zu mir: „Sehen Sie nach der gnädigen Frau,
Ragnhildl" Da ging ich ihr nach. Hinter einem Baum am Wege ftand
fie, und fie lächelte und weinte zugleich, als ich herankam und fie bat*
doch mit mir hereinzukommen. Aber fie erwiderte wir kümmerten uns
doch nicht um fiet es fei ganz einerlei- wo fie fei. - „Der Herr Kapitän
fchickt mich!" iagte ich, - „So?" fragte fie, „Jeßt eben? Hat er dich
eben jetzt geichickt?“ - „Ich" antwortete ich. -- „Dann wart ein wenig“
befahl fie. Sie blieb noch eine gute Weile nachdenklich ftehen. „Willft
du die abfcheulichen Bächen die in meinem Zimmer liegen- zufammen-
fuchen und verbrennen?" tagte fie dann. „Oder nein- ich will es felbft
tun.‟ unterbrach fie fich- „aber ich werde dir heute abend klingeln, und
dann mußt du fofort kommen, hörft du?" -- „Ja“ antwortete ich: „und
dann ging fie mit mir zurück.“
tx.-
_7.

..Denkt euch. fie ift in anderen Umftänden." fagte Ragnhild plößlich.
Wir fahen einander an; das Gefi>)t des Knechts nahm einen unerklärlichen Ausdruck an. er fah ganz welk aus. und es war. als fchliefen feine Augen, Warum nahm er fich das fo zu Herzen? Nur um etwas zu fagen. fragte ich:
..Haft du nicht gejagt. die gnädige Frau wolle dir klingeln?"
..Doch und fie tat es auch. Sie wolle dem Herrn etwas jagen. habe aber Angft. und deshalb wolle fie mich bei fich haben. erklärte fie. ..Zünde dir noch ein Licht an und lies alle die unglaublich vielen Knöpfe zufamncen. die mir vorhin hinuntergefallen find." fagte fie. Dann rief fie den Kapitän in ihr Zimmer herein. Jch zündete mir ein Licht an und begann die Knöpfe zufammenzulefen. Es waren viele Dutzende und von den verfchiedenften Sorten, Der Kapitän trat ein. ..Jch wollte dir nur fagen.“ begann die gnädige Frau fofort. ..daß es fehr gut von dir war. mir Ragnhild nachzufchicken. Gott fegne dich dafiir!" - ..Na.“ fagte er lächelnd. ..du warft fo nervös. meine Liebe.“ - ..Ja. ich war nervös.“ gab fie zu. ..aber es wird fehon wieder beffer werden. Nein. der Fehler ift der. daß ich keine Tochter habe. die ich zu einem richtig guten Menfchen heranziehen könnte, Für mich ift alles aus." - Der Kapitän feßte fich auf einen Stuhl. ..Nein. nein.“ fagte er, - ..Ach du fagft: Nein. nein. Ja. in dem Buch dort fteht das allerdings auch »A o die elc-nden Bücher. Ragnhild. nimm fie und verbrenn fie!" fagte fie. ..Nein. nun will ich fie vorher in taufend Feßen zerreißen und dann felbft hier in den Ofen werfen.“ unterbrach fie fich. Dann zerriß fie die Bücher; fie riß viele Blätter auf einmal heraus und warf fie in den Ofen. - ..Sei doch nicht fo nervös. Luife.“ fagte der Kapitän. - ..Jus Klofter. das hat drinnen geftanden.“ fagte fie. ..Aber ich kann ja nicht ins Klofter gehen. deshalb ift fiir mich alles aus. Du meinft. ich lache. wenn ich lache.“ wendete fie fich an den Kapitän; ..aber mir ift es wahrhaftig nicht nach Lachen zumut." _- ..Jft dein Zahnweh vorbei?“ fragte er. - ..Nein. und du weißt wohl. daß bei mir das Zahnweh nicht fo fchn-ell aufhört." verfeßte fie. - ..So. das wußte ich nicht." - ..Nicht?" - ..Nein," - ..Aber mein Gott. fiehft du denn nicht. wie es mit mir fteht?" rief die gnädige Frau. Der Kapitän fah fie nur an. ohne etwas zu fagen. ..Jch bin doch . . . Du fagteft heute. ich könnte vielleicht noch eine Tochter bekommen; weißt du das nicht mehr?“ Jn diefem Augenblick fiel mein Blick auf den Kapitän . . ."

â€žZOO ZW .Za-.acox-QK
â€žWZ-3 ?IO

Nagnhild lächelte und fchüttelte den Kopf. dann fuhr fie fort:
..Gott verzeih mir. wenn ich lache." aber der Kapitän machte ein gar zu verdußtes Geficht. Wie ein Schaf. - ..Hatteft du es noch nicht gemerkt?“ fragte feine Frau, - Der Kapitän fah zu mir herüber und fragte: ..Was tuft dn denn da fo lange?" -* ..Ich hab ihr befohlen. meine Knöpfe aufzulefen.“ fagte Frau Falkenberg. - ..Jeht bin ich fertig.“ warf ich ein, - ..So. bift du fertig?" fragte fie und ftand auf. ..Laß mich einmal fehen!" Damit nahm fie die Schachtel in die Hand; aber bauß! lagen alle Knöpfe noch einmal auf dem Boden und rollten davon. in alle Winkel. unter den Tifch. hinter das Bett und den Ofen. *- ..Ach du liebe Zeit!“ rief die gnädige Frau. Aber dann redete fie rafch wieder von fich und wiederholte: ..Nein. daß du nicht gemerkt haft -. wie es mit mir ftehtl" - ..Könnten die Knöpfe nicht bis morgen liegen bleiben ?" fragte der Kapitän. - ..Doch warum nicht? Aber dann trete ich darauf. Ich bewege mich fo fänoer - ich kann mich faft nicht mehr biicken - aber einerlei. laß fie nur liegen. Ragnhild!" fagte fie.. indem fie zugleich nach des Kapitäns Hand griff und fie ftreichelte. ..Lieber. lieber Mann." fagte fie. Da zog er feine Hand zurück. - ..Ia fo. du bift böfe auf mich." fagte fie. ..Aber warum haft dumich denn dann wieder herkommen laffen? *- ..Luife. Lnife. wir find-nicht allein.“ erwiderte er-- ..Du mußt doch wiffen. warum du mich haft kommen laffen?" *- ..Wahrfcheinlih weil ich hoffte. es werde noch alles gut werden." _- „Aber es ift nicht gut geworden?" - ..Ach nein!" - ..Aber woran haft du denn gedacht. als du fchriebft? An mich? Daß du mich wieder haben wollteft? Ich verftehe nicht. was du damals gedacht haft.“ -* ..Wie ich fehe. ift Ragnhild jetzt fertig.“ warf der Kapitän ein. ..Gute Nacht. Ragnhild.“ fagte er."
..Und dann gingft du?“
..Ja. aber ich wagte es nicht. weit von der gnädigen Frau wegzugehen, Ihr dürft mirs glauben. es ging ihr nicht gut. na>)dem ich gegangen war; deshalb mußte ich bei der Hand fein. Und wenn der Kapitän herausgekommen wäre und etwas gefagt hätte. dann hätte ich rafch geantwortet. in dem Zuftand. wo die gnädige Frau fei. könne ich nicht von ihr weg. Es war aber nicht nötig. der Kapitän kam gar nicht heraus; fie redeten nur immer weit-er drinnen,
..Ich weiß fchon. was du fagen willft." begann die gnädige Frau. ..und vielleicht bift du auch nicht - ja. vielleicht bift du auch nicht der Vater." fagte fie, ..Das heißt. es könnte doch fein; aber bei Gott im

Himmel. ich weiß nicht. welche Worte ich gebrauchen foll. damit du mir
vergibft!" fchlUchzt-e fie. „Ach du Lieber, vergib, vergib mir!" fuhr fie
fort und ließ fich auf die Kniee nieder. „Du haft ja nun gefehen. daß ieh
die Bücher verbrannt habe. und das Tafchentuch mit feinen Buchftaben
hab ich fchon friiher verbrannt. und dort liegen die Bücher. fiehft du.“ >
„Jg- nnd da liegt ein anderes Tafchentuch mit denfelben Buchftaben,"
fagte der Kapitän. „Ach du lieber Gott, wie du mich behandelft, Luifel"
Fran cFalkenberg war fehr unglücklich. „Es tut mir leid. daß du es ge-
fehen haft." fagte fie. „Es muß im Sommer zwifchen meine Sachen ge-
kommen fein; ich hatte vergeffen. meine Wäfche durchzufehen, Aber das
macht doch nichts, oder doch?" - .,Nein. nein." fagte er. - „Und wenn
du mich nur ein wenig anhören wollteft-n fuhr fie fort. „dann bift du
fchließlich doch der - dann ift es doch dein Kind. Warum auch nicht?
Jah kann nur die ri>ftigen Worte nicht finden." - „Setz dich wieder."
fagte der Kapitän. Aber Frau Falkenberg mißverftand ihn wohl; fie
richtete fich auf und fagte: „Da fiehft du. du willft mich nicht anhören.
Aber dann muß ich wirklich fragen, warum du mir fchriebft und mich
nicht da gelaffen haft. wo ich war?“ Darauf antwortete der Kapitän
etwas. von jemand, der in einem Gefängnis fo fagte er. aufgewachfen
fei. „Nimm ihn aus dem Gefängnis heraus. und er wird fich wieder
dahin zurück fehnenr“ fagte er; da fei etwas Wahres daran. - „Aber
ich war bei meinem Vater und meiner Mutter. und fie waren nicht fo
hart wie du. Sie fagten- ich fei mit ihm verheiratet gewefen. und fi?
waren gar nicht unfreundlich gegen mich. Nicht alle Leute fehen die
Sache fo an wie du.D - „Jeßt kannft du wohl das Li>it ausblafen, das
Nagnhild gehabt hat.“ fagte der Kapitän; es fieht da neben der Lampe
beinahe aus. als fchäme es fich." - „Ueber mich?“ fragte fie. „Ja das
haft du gemeint. Aber du bift felbft auch viel fchuld daran." - „Jo-
wohl.“ fagte er fofort, „ich hab auch viel berfchuldet, aber damit braucbft
du mir gegenüber niäit zu proßen." - „Neiir das denkft du nicht." -
„Nun hab ich doch noch nie , . - „So- du haft alfo keine Schuld?“ -
„Doch“ fag ich. „Zwar keine folche. wie du gemeint haft, aber manche
anderer neue und alte. Aber ich bringe dir doch wenigftens keinen
Vaftard unter meinem Herzen mit heim.“ - „Nein." erwiderte [ic.
„aber du bift es doch wahr und wahrhaftig gewefen. der nicht wollte.
daß ich . . . daß wir Kinder bekämen. Ich wollte es allerdings auch
nicht. aber du hätteft es beffer wiffen follen. Das haben fie daheim bei
wir (luck) gefagt. Denn wenn ich eine Tochter hätte . . .“ -- „Du kannft

dir diefe Nomanphrafen fparen/ warf der Kapitän ein. Diefes Zei-
tungsfeuilleton oder fo etwas fagte er„ könne fie fich fparen - „Ja, aber
es ift wahr." erwiderte Frau Falkenberg „und du wirft es nicht leugnen
können.“ - „Nein- ich leugne nichts. Setz dich nun ruhig hin, Lnife,
und höre mich an. Die Kinder und die Tochten mit den-en du dich jeßt
fo eifrig befchäftigft, - das ift etwas, wovon du erft kürzlich haft reden
hören; und als du es hörteft, meinteft du„ darin liege eine Rettung für
dich. Aber früher haft dn keinen Anfpruch auf Kinder gemacht, das hab
ich nie gehört." - „Ja aber dn hätteft es beffer wiffen miiffen." ---
„Wieder eiwasi was du erft kürzlich gehört haft; aber das ift nun
einerlei. Es kann wohl fein- daß wir mit Kindern glücklicher geworden
wärenf auch mir ift das klar geworden aber leider zu fpät. Denn da
fißft dn nun for wie dujetzt bift.“ - „Aber lieber Gott vielleicht bift du
doch der - ich weiß es nicht -, ach nein." - „Jch?" fragte der Kapitän
kopffchüttelnd. „Eigentlich follte die Mutter das wiffenr aber in diefem
Fall ift es alfo nicht die Mutter' die es weiß. In meiner Ehe ift es
nicht die Mutter, die es weiß. Oder weißt dn eG?" - Darauf gab fie
keine Antwort, - „Weißt du es?“ frage ich. Auch darauf fchwieg fie;
aber fie kniete fich wieder hin nnd weinte. - Ach Gott. ich weiß wahr-
haftig nicht ob ich es nicht doch fchließlich mit der gnädigen Fran halte"
fagte Ragnhild, „es war fo furchtbar fiir fie. Ich war auch fchon auf
dem Punkt, anznklopfen und hineinzugeherr als ich den Kapitän fagen
hörte: „Du fchweigft. Aber das ift auch eine Antwort und zwar ebenfo
deutlich wie laute Worte." - „Ich kann nichts mehr fagen/ erwiderte
fie, noch immer weinend, * „Ich liebe vieles an din Luife,“ fuhr der
Kapitän fort- „nnd darunter ift auch deine Wahrheit-Zliebe." - „Danke“
fagte fie nur. - „Man hat dich doch noch nicht zum Lügen gebracht.
Steh jeßt auf!“ -- Der Kapitän felber half ihr aufftehen und feßte fie
auf einen Stuhl. Aä), und die gnädige Frau weinte zum Herzbrechen,
„Laß jeßt das Weinenf" fagte ert „ich will dich noch etwas fragen. Sollen
wir abwarten- wie es ausfiehh was fiir Augen es hat und dergleichen
mehr?" - „Ach ja. das wollen wir- Gott fegne dich dafiir! Ach du
lieben lieber Manni Gott fegne dich!“ - „Und dann will ich verfuchen,
es zu tragen. Es wühlt und wiirgt, es wählt nnd wiirgt in mir. Aber
ich bin auch nicht ohne Schuld." - „Gott iegne dich“ fagte fie noch ein-
mal. - „Dich auch" entgegnete er. „Rum gute Nacht für heute.“ - Da
warf fich Fran Falkenberg über den Tifch vor und weinte ganz ver-
zweifelt. _ „Warum weinft du denn jetzt?“ - „Weil dn gehft,“ ant-

wortete fie. ..Vorher hab ich mich vor dir gefürchtet. und jeßt weine ca. weil du gehft. Kannft du nicht noch ein wenig dableiben?“ - ..Hier't Bei dir. jetzt?" fragte er. - ..Nein. ich meinte nicht - fo meinte iäf es nicht.“ jagte fie. ..aber ich bin fo allein. Nein. nein. ich meinte nicht das. was du denkft." - ..Ja. aber ich geh jekt. Und du wirft begreifen, daß ich nicht gerade dazu aufgelegt bin. noch länger hier zu bleiben. Klingle dem Mädchen!" jagte der Kapitän. Und da lief ich davon." fo fchloß Ragnhild ihren langen Bericht.

Erft nach einer Weile fragte Nils:

„Sind fie nun zu Bett gegangen?"

Doch das wußte Ragnhild nicht. Ja. vielleicht. im übrigen gebe die Köchin Acht. falls geklingelt wiirde. ..Aber. du lieber Himmel. wenn ich die gnädige Frau wäre und mich fo in die Neffeln gefeßt hätte. dann könnte ich ficher nicht fchlafenl"

..Du follteft nach ihr fehen.“

..Ja." fagte Ragnhild. und ftand fogleich auf. ..Aber nein. ich halt es wirklich mehr mit dem Kapitän. was ihr auch fagen mögt. Jawohl. das tu ich.“

..Man kann ni>jt fo leicht entfcheiden. was man eigentlich foll. Denkt euch: von ihm in der Hoffnung zu fein] Nein. daß fie das tun konnte! Und dann fei fie auch noch nachher in der Stadt gewefen. Hat das nun einen Sinn? Sie hat eine Menge von feinen Tafchentüchern. und viele von ihren eigenen find verfchwunden. fie haben fie alfo wohl durch-einander gebracht. Mit ihm zufammen gelebt!“ fagte Ragnhild. ..Wenn fie doch fchon einen Mann hatte!"

Der Kapitän hat Ernft gemacht und feinen Holzfmlag verkauft. Jetzt dröhnt und kracht es im Walde draußen. Wir haben auch einen milden Herbft. und das Erdreich ift noch ganz locker; es läßt fich leicht um-brechen. und Nils nüßt die Zeit aus wie ein alter Wucherer. um mög-lichft viel fiirs Frühjahr vorzufchaffen.

Nun handelt es fich darum. ob Grindhufen und ich in den Wald gehen follen. Da fällt mir ein. daß ich eigentlich auf die Beerenheiden und die Moore. wo die Multebeeren gedeihen. und auf die hohen Berge gewollt habe. Was wird nun aus diefer Wanderfchaft? Und außerdem war Grindhufen jeßt kein Holzfäller mehr. mit dem dem Kapitän ge-dient war; er konnte nur eben mitkommen und die Säge ein weniq halten.

Nein, Grindhufen war fchwächlich geworden. Aber zum Kuckuck.
wer konnte das verftehen? Er hatte alle feine Haare noch, einen ganzen roten Haarfchopf! Er hatte fich auf Oevrebö ordentlich erholt und hatte auch immerfort den beften Appetit. Und ob es ihm hier gut ging! Den ganzen Sommer hindurch und noch in den Herbft hinein hatte er feiner Familie ein hübfches Stück Geld heiingefchickt. und er war des Loves voll über den Kapitän und feine Frau. die fo räfonabel bezahlten und eine fo gute Herrfchaft feien, Das fei etwas anderes als der Jnfpektor. der nm jeden Pfennig feilfche und einem fchli-eßlich noch zwei Kronen abknöpfe. die man ehrlich und redliäi - pfuil Er. Grindhufen, könne mit dem größten Vergnügen ein Zweikronenftück drangeben, wenn jemand anders einen wirklichen Ruhen davon hätte oder es fich um den eigenen Vorteil handelte, Aber zum Kuckuck! Ob der Kapitän fo etwas tun würde?
Aber Grindhufen war jetzt fehr nachgiebig geworden und konnte nicht einmal mehr ordentlich böfe auf irgend einen Menfchen werden. Er wiirde vielleicht fogar noch ein Mal bei dem Floßinfpektor inn zwei Mark für den Tag arbeiten und ihm nach dem Munde reden. Das Alter, die Zeit hatte Grindhufen eingeholt.
Sie holt uns alle ein.
Der .Kapitän fagte:
„Du haft friiher einmal von einer Wafferleitung gefprochen; ift ec:- für diefes Jahr zu fpät, noch etwas daran zu machen?“
„Jen" fagte ich. „es ift zu fpr'it fiir diefcs Jahr.“
T-er .Kapitän nickte nnd wendete fich zum Gehen.
Jet) war noch einen Tag mit dem Pflug draußen. da kam der .Kapitän wieder zu niir heraus. J'n diefer Zeit war er überall. drinnen und draußen, legte felbft fleißig Hand an und hatte die Oberaufficbt iiber alles. .Kaum hatte er gegeffen, fo war er auch fchon wieder da, in der Scheune und im Stall, auf dem Feld und im Wald bei den Holz-fällen-n.
„Du mußt jetzt doch init der Wafferleitung anfangen.“ fagte er. „Das Erdreich ift locker und bleibt vielleicht noch lange fo. Wer foll dir dabei helfen?“ *
„Grindhufen könnte mir helfen." erwiderte ich. „Aber . ,
„Icy und Lars. Was wollteft du fagen?“
„Es kann ja jeden Tag frieren . .
kann aber auch Schnee kommen, und dann friert der Boden

nicht. Der Boden ift hier gar nicht alle Jahre feft gefroren. Du mußt dir mehrere Leute zur Hilfe nehmen und die einen graben und die andern inanern laffen. Du haft doch dergleichen fchon früher gemacht?"
„O ja."
z ..Ich habe Nils fchon vorbereitet; du branchft alfo keine Widerwärtigkeiten zu befürchten.“ fügte er lächelnd hinzu. ..Stell jekt die Pferde in den Stall.“
Er hatte es fo eilig. daß er mich anfteckte und ich die größte Luft hatte. fofort anzufangen. Ich lief mehr. als ich ging. mit den Pferden heiniwärts. Nun. nachdem der Hof angeftrichen und fo hübfch geworden und überdies die Ernte fo reich ausgefallen war. hatte er große Luft zn der Wafferleitnng. Und außerdem ließ er auch mehrere taufend Bäume im Walde fällen; damit konnte er feine Schulden bezahlen. ja noch mehr. Ich zog alfo auf die Hügel hinauf und fand auch die Stelle wieder. die ich mir fchon vor langer Zeit zum Wafferbehälter ausgewählt hatte. Nun überfchante ich das Gefälle bis zum Hof hinunter. fchritt es ah und maß es aus. Ganz vom Gipfel des Berges herunter kam hier ein Bath dahergeraufcht. ein tiefer Bach mit fo rafchem Fall. daß er im Winter nie zufror; da mußte eine kleine Brunnenftnbe ansgemanert werden. mit ein paar Oeffnungen in den Wänden wegen der größeren Waffermenge im Frühjahr und Herbft. O ja. Oevrebö follte eine Wafferleitung bekommen! Die Mauerfteine konnten wir aus dem Plaße felbft heransfprengen; es war Granit. eine Schicht über der andern.
Um Mittag am nächften Tag waren wir fchon in voller Arbeit.
Lars Falkenberg grub den Graben für die Leitung. Grindhufen und ich fprengten die Steine heraus. Das war uns von der Eifenbabn in Greja her eine gewohnte Arbeit.
Gut.
Vier Tage lang wurde ununterbrochen gearbeitet. dann kam der Sonntag. Ich erinnere mich gut an diefen Sonntag. Hoch und klar wölbte fich der Himmel über uns. im Walde war alles Laub von den Bäumen geweht. fo daß die Vergknppen überall ftill und grün aufragten. und droben in Lars Anfiedlung ftieg aus dem Schornftein Raul() in die Höhe. Am Nachmittag hatte Lars Falkenberg vom Kapitän Pferd und Karren entlehnt. um fein großes Schwein nach der Bahn zu fahren: es war fchon gefchlachtet und follte nun in die Stadt gefchickt werden; auf dem Rückweg follte er dann die Poft fiir den Kapitän mitbringen.

Gedämpftes Saitenfpiel Knut Hamfun

Da kam mir der Gedanke. diefen Tag könnte der Kleinknecht wohl
benüßen. meine Wäfche in der Anfiedlung zu holen; nun war Lars aus-
wärts. dann würde fich niemand mehr über die Wäfche ärgern.
..Ja. da haft du nun die befte Abficht.“ fagte ich zu mir felbft. ..wenn
du den Kleinknecht die Wäfche holen läßt. Aber das ift kein guter.
triftiger Grund. du wirft fehen. daran ift nur das Alter fchuld.“
Dies ließ ich wohl eine Stunde lang auf mir fißen. Aber es war
wahrfcheinlich überhaupt nur ein Gefafel; der Abend war wunderbar
fchön. und Sonntag war es überdies. Da gabs keine Arbeit und eine
leere Gefindeftube, Jft es Altersfchwäche? Kann ich die Hügel nicht
mehr erfteigen?
So nahm ich den Weg felbft unter die Füße.
Am nächften Morgen in aller Frjihe war Lars 'Falkenberg wieder
auf dem Hof. Er rief mich abfeits. wie früher fchon einmal. denn er
wollte dasfelbe von mir wie damals. ..Du bift geftern wieder droben
bei mir gewefen. Das war zum leßten Mal, Merk dir das!“
„Es war auch die letzte Wäfche.“ fagte ich.
..Ach Wäfäfe hin. Wäfche her! Hätte ich nicht während der Ernte
das elende Hemd hundert Mal felbft mitbringen können?“
Ich wollte dich nicht mehr daran erinnern.“
Das war doch auch die reine Hexerei. daß er von meinem geftrigen
Abendfpaziergang fchon etwas erfahren hattet Das hatte gewiß die
Ragnhild mit ihrem Klatfchmaul wieder angerichtet. anders konnte es
nicht fein.
Aber nun wollte es der Zufall. daß auch diesmal Nils auf der Bild-
fläche auftauchte. Ganz unfchuldig kam er von der Küche über den Hof;
und fogleich wurde Lars gegen ihn noch ausfälliger als gegen mich.
Fortfeßung im nächften Heft

Emil Kläger:
Maskerade im Verbrechen

Bis vor kurzem hat im Wiener Landesgerichte ein merkwürdiger Richter amtiert. Ein kleiner. alter Herr. juriftifch bis an die Zähne bewaffnet. Und dennoch laienhaft objektiv. Die zeitraubende Eigenfchaft hat man ihm viele Ouinquennien lang nicht verziehen. Der merkwürdige alte Herr nämlich duckte lange, nnmäßig lange. über einem Fall. Er verftand nichts. rein nichts. von Prozeßökonomic, Einen ganzen Tag wendete er oft. wenn es fich um einen Unbefcholtenen handelte an eine kleine. dumme Diebesgefchichte. Nach der übrigens kein Hahn krähte. Zu fo etwas war diefer Vorfißende wirklich imftande, Man hat niemals ein Wißwort von ihm gehört. Es war ein durchaus pointenlofer Richter. Von einer unerfänitterlichen ledernen Gründlichkeit. Von einer grundfäßlichen fachlichen Langweile. Wie die Gerechtigkeit felber. Erft allmählich hat man fich an ihn gewöhnh an diefes Original. diefen Sonderling der Juftiz. Und als er fich endlich nach einem recht kargen Avancement in die Penfion zur Ruhe zurückzog. war man herzlich froh. daß keiner kam, der fo hemmend in das Saufen der Juftizmafchine eingriff. Denn er war wirklich ein unbequemer Richter.

Tiefer fonderbare Vorfißende hatte eines Tages von der Mode im Verbrechen gefprochen. Nicht etwa als Apercu oder als Sentenz zum Fenfter hinaus. fondern befangen in einem plößlich auffteigenden Verdacht während des Verhöres mit einem Liebesmörder.

Es war ein junger koketter Bnrfche- von einer gefallfiichtigen Zierlichkeit. der mit einer unglücklichen Liebe paradierte. Ein unfäglich pathetifcher, geckenhafter Unglücklicher. Das Motiv des Mordes fchmolz allmählich auf die Uebertreibnng eines lächerlichen Zwiftes mit der Geliebten zufammen. Und da. faft am Ende des Veweisverfahrens. drängte fich dem Vorfißenden der Gedanke auf. daß fich die Tat nicht fchickfalsmäßig vollzogen haben könnte. Und er wendete fich an den Angeklagten mit der Frage. die etwa folgendermaßen lautete: „Sie haben

uns Ihr Motiv nicht genügend erklärt. Sie fprechen von einem Unglück, das wir nicht begreifen können. Geben Sie acht: Haben Sie nicht etwa getötet: weil Sie erfahren haben, daß junge Leute oft ihre Mädchen töten und daß fich das gutmaäjt? Daß man diefe Burfchen bewundert, und daß es ein fehr intereffantes Abenteuer ift„ das meift aut abläuft? Haben Sie nicht getöteh weil das jetzt fo Mode ift?“
Eine folche Frage wurde amtlich zum erftenmal geftellt. Sie klang in dcm Munde des kühlen nüchternen Richters doppelt verwunderlich. Wie ein Ulf kollerte fie in das Lamento der Schauerballade und verbreitete einen Streifen ironifcher Heiterkeit über die Gerichtsfzene. Nur weil fie fo nachdenklich und ehrlich erwägend gefprochen wurde ift man nicht gar fo fehr darüber erfchrocken.
Die Mode als Mordmotiv. Die trockene Erklärung mußte verbljiffen. Daran hat man fich mindeftens gewöhnh fo einem Mörder znznbilligein daß es in feiner Seele vulkanifch zugegangen fein muß, ehe fich die Tat entlnd. Gewöhnlich titnliert man ihn eine Beftie, findet bei ihm gerne einen Raubtiertriebj der fein Wefen dröhnend erfüllt. Die Unterfchiebuug diefes Motivs war wie ein Sakrileg au der Fürchterlichkeit des Verbrechens.
Vielleicht hat der Richter mit der Forfchergednld übrigens mit der Frage gar nicht fo tief greifen wollen. Vielleicht hat ihn nur die .Häufigkeit der Erfrheinnng zu der Aenßernng verführt. Fiir mich aber hatte fie die Bedeutung eines Stichwortest das eine lange Reihe halbverfchollener Eindrücke in meiner Vorftellnng verfammelte. Ans meiner fünfjährigen Gerichtsfaalpraris fanden fich die mhfteriöfen Täter zuiammetr deren kriminellen Mechanismus ich nur ungenügend enträtfelh und die ich fchließlich unzufrieden aus meinen Gedanken entlaffen hatte. Allen diefen Verbrechern war eine amtliche Etikette mit dem Motiv aufgeklebt worden. Es war die nächfte unmittelbare Veranlaffung zur Tat.
Ju meinen überreichen Erfahrungen fuchte ich nach. Ich fügte die Eindrücke zufammen und verglich und ftand vor feltfaiuen Refultaten. Natürlich hatte ich gleich von vorneherein jene Verbrecher aus Beruf aus meinen Erwägungen fortgefchobem die auf diefe Weite den Kampf ums Datein verftehen. Ich fonderte den großen Refh drang miihfelig in die vfhchologifche Mechanik ein und fannnelte Serien von Verbrechendie ins Lager der Gefellfchaftsf-einde gegangen waren, ohne daß man den Sinn* ihrer jähen Abkehr von unferer Ordnung verftanden hätte, cIerwirrt trafen fie im gefellfchaftlichen Jenfeits ein„ waren hinein-
22:"

geratenf als ob fie fich in der Adreffe geirrt hätten. Und ich fand anderer die aus dem Stegreif ins Verbrechen fprangen und damit ihr bisheriges braves- oft fogar frommes Leben, verhöhnten. Ohne jeden unmittelbaren Anlaß. Es gab keine Fädenf die den Verbrecher mit feinem friiheren Menfchen verbanden. Und ich habe gefunden, daß ihr Verbrecherantliß ein falfches Geficht ift.
Vor allem dachte ich an die merkwürdigen Verbrecher, die ich als K a ta ft r o p h e n ni e n f eh e n bezeichne. Das find Leutef die gar nichts feriös betrachten könnenf weder Leben noch Sterben und auch fremdes Blut nicht. Sie find nicht etwa großzügige Menfchen, fondern junger blutarme Leute von einer unbefangenen Verfpieltheitf die derträumt an irgend einer Idee haften, die fie überfchäßen und anbeten, Ihr ureigenftes Privatleben ift ein einziger Kultus diefer Idee. Dabei ift in ihrer Verfpieltheit etwas fchwermütiges und immerwährende Bereitfehaft, zu opfern fich felbft nnd andere.
Ihr äußeres Leben ift fcheinbar geordnet. *Sie erfüllen ihren Beruf unauffällig pflichtgetreu. Aber mit einem verfteckten Lächeln, Denn fie warten. Bis fie eines Tages zufällig aus ihrer Verfpieltheit erwachen und ohne unmittelbaren Grund an das Leben mit einem kategorifchen Imperativ heranrücken. Entweder oder. Ganz grundlos kompliziert fich jene kleine Idee- die fie fo überfchäßeih zur Kataftrophe. Mit einem Male verlangen fie eine Löfung ihres Konfliktes, und zwar fofort. Mit kindlichem Starrfinn- kindifch grundlos aber auch mit der furchtbaren Konfequenz eines verfpielten Kindes das mit dem Tode wie mit einem harmlofen Spielkanieraden ta'ndelt. Es ift grow-3b daß der Keim zu einer folihen Kataftrophe gar nicht in der Seele- in der Eigenart, in der Befehränktheit oder hhfterifchen Sentimentalität des Individuums gelegen fein muß. Ein Wortf das ihm zugeflogen ift und- ihm gefallen hah eine Gefter die es gefehen und die von ihm Befiß ergriffen hatf entfaiht diefes Schickfal. Die Vfhche des betreffenden Menfchen fühlt fich erft befriedigt in dem Befiß eines unftillbaren Schmerzes, einer vergeblich hochftrebenden Sehnfucht, Es fahndet nach der Möglichkeit, fich als Märtyrer verkla'ren zu k5nnen- und folgt auf diefem Wege dem unbewnßten Triebe der Nachahmung und Eitelkeit. Diefe Eitelkeit tritt in den verfihiedenften Verkleidungen auf.
Zwifchen ihr und der Tat felbft liegen noch verfchiedene Anhaltspunkte- die als Urfaihen gedeutet werden; indeffen ihre Triebkraft ift es, die den kriminellen Mechanismus vieler Verbrechen ausfchließlieh in Ve-

wegung feßt. Jene Leute. die im Vanne ihrer Märtyreridee ftehen. wählen bei ihren Nachahmungen eine* gefällige Form für ihre Tat- Sie imitieren Verbrechen. deren Glanz ihnen in die Augen fticht, Die Welver-brechen. die das brutale oder hämifche Geficht des Verbrechens haben und dabei den beften menfchlichen Jnftinkten ihr Gefchehen verdanken. die Familienvater in Schrecken ftürzen und voll- blutige. fehnfiichtige Menfchen in einen kleinen Raufch des Entzückens. weil fie eine Sehnfucht vollftreckt haben. mit einem kühnen rückfichts- lofen Sprung über den Gefeßeszaun ins Jdeale. Unter dem Koften- aufwande der ganzen bürgerlichen Exiftenz: Ein Mord aus Liebe. ein Meineid aus Freundfchaft. Taten. die geboren werden in einem Turnier zwifchen Edeltum und Anftändigkeit. Und in denen das Edle die Anftändigkeit mit einem Fanftfchlag zu Boden wirft, nachdem es fich zornvoll iiber den eigenfinnigen. verbiffenen und etwas befchränkten Gegner einporgereckt hat.

Temperamentvolle Leute träumen davon. Aber Vflichtmenfchen fehen nur den Fauftfchlag und ftrafen ihn ohne Bedauern. Man iiber- legt: Ein Gefeßgeber kann kein Jllufionift fein. Er muß die Juftiz als ein moralifches Ebenbild des Normalmenfchen formen. Sie hat fiir jeden zu taugen.

Kataftrophenmenfchen aber werden durch folche Taten revoltiert. Sie leuchten in das dunkelfte Bürgertum hinein und find dort, unbe- griffen. dennoch ein angeftauutes Vhänoineu. Der Mut, die Verve ver- blüffen, und vor allem imponiert die Uueigenniißigkeit. Daß diefer Menfch fogar nichts für fich gewann als innere Befriedigung, als einen feelifchen Vorteil. Darum fchöpft man Verdacht, daß es da nicht ganz gewöhnlimzugegangen fein mag. Das wird failießlich als mhfteriös empfunden. uud man betrachtet die Tat, indem man fie verurteilt, doch- als ein Fabelding.

Furchtbar ernft aber packt fie die Kataftrophenmenfchen. die ver- ziickt nach dem Glanze diefes Verbrechens greifen und den Augenblick der Erfüllung gekommen fehen.

Das ift dann eine tolle Maskerade. Sie vermummen fich als Unglückliche. fteigern den mäßigen Anlaß ins Ungemeffene, Sie fchwelgen in ihrem Unglück und erhißen fich bis zur Ekftafe. '

Denn ihre Seele braucht eine Kataftrophe, um aufzubliihen. Ju der Eraltation liegen ihre Entfaltungsmöglichkeiten. zu denen es fie hin- drängt. Sie wollen fich ins Unreiht gefeßt fehen. fich hinopfern. trinken

Befriedigung aus ihrem eingebildeten Leiden. Wie ein Säfanfpieler auf der Bühne erfehnen fie eine Bombenrolle im Leben. Ihre Hhftecie haut zu dem geringften Vorwurf ein Gerüft für ein Märtyrertum. Sie erborgen tragifche Geften. kopieren wirkungsvolle Ueußerlirhkeiten. wenn fie nicht geniigend Einbildnngskraft haben. um ans den felbft fugge-tierten Schmerzen zn frhöpfen. Gerührt. in Tränen anfgelöft. bemit--leiden fie fich felbft. empfangen fie felig das Mitgefühl ihrer Um-gebung und find im verzückten Genießen ihrer naehgebildeten Rolle be-reit. zn fterhen. Für diefe Pofe,

Manchmal erfindet einer mit hhfterifcher Genialität eine Tat. Die anderen aber find elende Kopiften. In ihrer tragifchen Einfalt ko-pieren fie nicht einmal das Original. fondern plagiieren das fo nnd fo vielte Plagiat eines Edelverbrerhens.

In diefen Tagen ift der Liebesmord für Kataftrophenmenfchen Mode. .Dutzende Fälle ereignet! fieh wegen kleiner Liebesnöten. Jeder publiziftifch dankbare Fall zieht fofort eine große Menge Nachahmer hinter fich her. Die Jury verweigert ihre Mitwirkung bei der Per-nrteilnng diefer Leute. Sie erblickt in ihnen nieht die antifozialen Merkmale. die den Verbrecher zu ihrem Feind ftempeln. Sie wollen die verdrehten Schwärnier nicht mit dein gerichtlichen Maße meffen. und fo fieht die Juftiz mit in den Schoß gelegten Händen zu. wie diefe modifche Pfhchofe fich unter der Ergriffenheit einer* Teils der Oeffent-lichkeit anstobt.

Da fteht dann beifpielsweife ein junger Menfch vor Gericht. der feiner Geliebten während eines langen Knffes ein ebenfo langes Meffer in den Rücken ftarh nnd dann einfach erklärt. er habe gefürwtet. ihre .Liebe könnte möglicherweife doch nicht ewig währen. Oder ein gar nicht mehr junger Menfch erfehießt ein Mädchen nnd verfucht Selbft-mord. Vor den Gefchworenen erklärt er. daß eine ihm bis dahin un-bekannte Leidenfehaft feine Verwirrung verfchuldet habe. Sie habe ihn entfehieden zu wenig geliebt.

Die Gefäfworenen find gerührt. fpreehen frei, Ein Jahr fpäter erfrhießt der Monti wieder ein Mädchen. Aus ganz den gleiehen Grün-den. Olmh die Liebe zu diefem zweiten Mädchen hat in ihm fo tumor-t, daß er verfichert. er habe abfolut nicht anders können. Mit diefem zweiten Mord hat er die Tragik des erften perfifliert. Er war offenbar mit dem Erfolg des Riihrftückes. in dem er die Hauptrolle fpielte. fehr zufrieden, Nun haben ihn die Gefchworeuen verurteilt.

Andere Verbrechermasken. Leute. die aus Heimweh zu ihrem Menfchentnm zu Ueberläufern werden. Sie entlaufen ihrer Anftändigkeit. weil fie fich für betrogen erachten. obwohl keine Veranlagung oder Neigung fie in diefe Richtung drängt. Wie durch einen Notausgang flüchten fie aus den gefeßlichen Umfriedungen aus dem Staatsgebäude in die Kriminalität und fchlagen die Türe krachend zu. Nur um ins Freie zu gelangen. Dorthin. wo fie fich ihrer Perfönlichkeit bewußt werden können. wo der einzelne etwas gilt. wenn auch nur - in der Verachtung der anderen.

Man muß da die konventionellen Schleier lüften. die Staatsraifon über diefe Verhältniffe gebreitet haben. Muß fich den fozialen Weltplan in dürren. wahren Linien hinlegen und dann in den Seelen diefer Leute fuchen. Es find nämlich Menfchen. denen ein unpaffender Platz im Leben zugewiefen wurde, Sie find ohne Bildung. befonders ohne Schulwiffen. ohne Erziehung. aber fie haben Fähigkeiten. Oder auch nur Temperament. Ganz zu unterft. am Ende der fozialen Leiter. haben fie ihren Plaß gefunden.

Sie verbringen ihr Leben. indem fie beifpielsweife als Dinrniften in einem Amt auf einlangende Gefchäftsftücke das Datum des Einlaufs ftempeln, Oder indem fie die Stücke zählen. die Summe verbuchen. Tagaus. tagein. jahraus. jahrein ftempeln. zählen. Oder fie fortieren die Stücke in Branchen. taufend oder fünfzehnhundert Stücke müffen fie täglich fortiert haben. Es ift von amtswegen ihr Penfum. Sie genießen nicht einmal die Abwechflung der ganzen mechanifchen Prozedur. des Stempelns. Zählens und Sortierens. Nein. Nur ftempeln. nur zählen und nur fortieren. Individuen von dünnem Blut. minderem Intellekt verftumpfen fich an diefer Tätigkeit. verfteinern zur Mafchine. Nahrungsforgen fchiichtern fie auch noch ein. und fo bleiben fie ergeben an ihrem Arbeitsplaß kleben.

Beffer befähigte Schickfalsgenoffen aber fühlen fich entmeufcht. Brachliegende Energien ruhen in ihnen. das drängende Verlangen. etwas zu fchaffen. mit Kopf oder Hand, Ein Ouadratchen Wirkungskreis im Leben. Nicht die Teilarbeit einer Mafchine leiften müffen. fondern etwas. was einen Menfchen erfordert. Ihre Eitelkeit wird krank. Auf der Bühne der Oeffentlichkeit begeben fich täglich große Dinge. Menfchen fchwingen fich hinauf. vollbringen Wichtiges. erringen Beifall. Reichtum. Die unten leben in Dürftigkeit.

Eines Tages ,reißen fie fich los und flüchten ins Kriminelle. Sie

'3.2 t)

retten fich aus dem ungeheueren Klumpen der namenlofen Millionen. indem fie als Partikelchen des Arbeitsheeres exiftieren. duräf einen Erzeß in ein Eigenleben. Sie brechen aus der Unbefcholtenheit aus. in der fie zufammengepfercht in der Dunkelheit haufen. Um gefehen. gehört zu werden. damit man mit ihnen als einem beftimmteu Meufchen rechnen müffe. fie als einen befonderen nehme. und nicht in dem Maffen-begriff mit verrechne. Ringsum ift alles verbarrikadiert. fie erfticken in dem engen Raum. der ihnen zum Leben gelaffen wird. verloren in dem Gedränge der Abertaufende. Darum verfuchen fie es mit der Kriminalität. Ohne Ueberzeugung. nur als erklügeltes Mittel zum Zweck.

Denn ein Angriff auf die Gefellfchaft. ihr Eigentum. ihre Sicher-heit. gibt dem Attentäter Bedeutung. Indem fich der Staat gegen ihn wendet. die Oeffentlichkeit ihn ächtet. ift er jemand geworden. Er hat etwas Wirkungsvolles vollbracht. und feine Eitelkeit befriedigt fich an der zeremoniellen Wichtigkeit des Juftizaktes. mit dem der Staat die Uebeltat an ihm rächt.

Und was verlieren diefe Menfchen und was gewinnen fie? Sie verlieren den gefellfchaftlichen Rang. die bürgerlichen Ehren. die ein armer Teufel zu verlieren hat. der des Vorteils feiner Unbefcholtenheit erft gewahr wird. wenn er beftraft werden foll. Und da zeigt es fich auch. wie viel fie ziffernmäßig fiir ihn wert war: er hat fich einen Milderungsgrund errungen. mit feinem untadeligen Leben. Aber wer hat ihn geachtet. woran hat er feinen ergebenen Verzicht auf die Lebens-anfprüche ermeffen? Wer konnte ihn achten. da er von niemandem beachtet wurde? Allerdings. an dem Tage. da ihm der Prozeß ge-. macht wurde. erkannte man ihm feierlich die Achtung der Allgemeinheit ab. die er nie befaß. Aber gleichzeitig nahm man auch die Gering-fchäßigkeit von ihm. mit der man feine Klaffe behandelt. denn die Ge-fellfchaft bewies ihm ihren Nefpekt. indem fie fand. daß er durch Ge-feße unfchädlich gemacht werden miiffe. f

Solche Inftinkte reifen in vielen Individuen zum Antrieb zur Tat.

Ein Köpenick feßt die Welt in Erftaunen. indem er eine Staatseinrich-tung verhöhnt und fich gleichzeitig zu bereichern trachtet. Und fofort er-halten die Gefetzesiiberfchreitungen diefer Sorte von Verbrechen die Form der Auffehen erregenden Tat. Nun gibt es Streiche a la Köpenick in Menge. Das brennende Verlangen diefer Menfchen der Welt. von der fie fich verftoßen fühlen. zu beweifen. daß etwas Befferes in ihnen

fchlummerh fiihrt fie zu einem Trick- der bereits den Erfolg für fich hat. Sie wollen den Beifall des Vublikums und find froh daß fchon ein Weg dorthin gefunden wurde. Und fie befchreiten ihn nun. Der Köpenicker fackt Sympathien und Ruhm ein„ feines genialen Wißes wegen umfängt ihn die Kulturwelt mit zärtlicher Fürforge. Seine Zukunft wird rofig, er felbft hochberühmh nicht einmal berüchtigt. Und fo kommt eine Zeit lang das Shftem Köpenick in Gebrauch. Er wird Mode. Wochenlang melden die Blätter von größeren und kleineren Köpenickeru. Unbefcholtene Leute werden zu Verbrechern. Sie verblüffen durch Nuanceir übertölpeln irgendeine als bombenfeft geltende bnreaukratifche Einrichtung, fie finden eine Lücke in dem gefellfchaftlichen Zicherungsfhftenn die als uneinnehmbar galt und erringen fchadenfrohe Bewunderung. Aber wie man fich fiir diefe Tricks in der Oeffentlichkeit abkühltc verfchwiuden die Köpenickftreiche fofort.
Mitten durch die eingefleifchte echte Kriminalität marfchiert der feltfame Maskenzug verirrter Menfchen, Am Gerichts-tage führt man ihr Schickfal auß das fie fich felbft zufammengefchneidert haben. Nun kommen die großen Szenem und im Schwurgerichtsfaal ift alles für das Theater bereitet.
So ein Prozeß vor den Gefchworenen ift ja eine wunderbar dramatifche Vergeltung. Hier ift eine bühnenfichere Regie am Werk. Das Stück heißt immer; „Die Gerechtigkeit" und ift bald Drama, bald Schaufpiel und oft genug Komödie, Und diefes Stück hat immer vier Akte. Erfter Akt: Die Anklage die Erpofition. Das ift die Fabel des Stückes. Dann der zweite Akt: Die Verantwortung des Angeklagten uud der erfte Konflikt. *Der Vorfißende trainiert Vointem fchärft Situationen bereitet Wirkungen vor. Leife läßt er die Ahnung voransgejehener Verwicklungen anklingen: man wird ja fehen. wie fich alles wenden wird. Dritter Akt: Die Zeugen. Jetzt beginnt die große dramatifche Kurve. Run platzen die aufregenden Szenen aufeinander. Der Angeklagte ringt mit jedem einzelnen Belaftungszeugen. Ein wenig gefchiilzt von feinem feknudierenden *Verteidiger der im geeigneten Moment einen dialektifchen Säbelftich nach dem Zeugen ftößh den wieder der Staatsanwalt gerade hält und immer wieder ins Feuer fchickt. Und in diefen funkenfprühenden Kampf fließen die abkühlendeny refumierenden Worte des Vorfißendem der förmlich Bulletins der Situation fpricht.
Mein Goth ift das eine Aufregung im Saale. Jin Publikum fiedet

es von Spannung. dort hat man fehon feine Sympathien verteilt und' hebt für den erwählten Liebling.
Nach dem dritten Akt tritt bekanntlich eine größere Vaufe ein.
Der eiferne Vorhang fällt über das Beweisverfahren, die Gefchworenen ziehen fich zur Beratung zurück. Und jekt* der vierte Akt, der Komödie Ende: Das Urteil. Das Publikum klatfcht Beifall* ruft Bravo oder lehnt einfach die Darftellung und die Aufführung ab.
Kataftrophenmenfchen und Uebeltäter aus verlorener Individuali-tät. das find zwei Kategorien modifcher Gelegenheitsverbrecher. deren Definition ich hier verfucht habe. Es find verbrecherifche Nichtver-brecher. Gäfte in der Kriminalität. Die einen fuchen im Gerichtsfaal eine Bühne für ihre Hhfterie, die anderen eine weithin hörbare Ver-kündigung ihrer traurigen Exiftenz und die öffentliche Ausbietnng ihrer nicht gewürdigten Fähigkeiten.
Mit dem echten Verbrechertum haben fie nichts gemeinfam- weil ihnen der redliche verbrecherifche Wille fehlt. Sie find nur Komödianten, und was fie treiben, ift verbrecherifche Maskerade.

Allein

Mit wem du auch magft wandern-
Du wanderft viel allein.
Ein jeder von deinen andern
Mag gern fein eigen fein.
Wohl kann es mit dem Lachen
Noch gut zu zweien fein-
Das Weinen und das Wachen
Jft gern mit fich allein.

(Jimmy Ichüler.

Rund
Die Bekennertragödie des Prinzen Max von Saihfen

Infolge einer unglücklichen Liebe widmete fich der Prinz Mar Wilhelm Auguft Albert Karl Gregor non Sachfem geboren am 17. November 1870-al's Sohn der ftreng katholifchen Jnfantin Marie-Anne Braganza bon Portugal. dem geiftlichen Stande.

Jin bahrifehen Städtchen Eich-/ ftätt an der Altmiihl erhielt der Prinz feine theologifche Ausbildung; hier wurde er. am 26. Juli 1891; zum Vriefter geweiht. Voll Eifer zog der junge Miffionar in die Fremde und paftorierte- zuerft die Landsleute in Qondoni als Kaplan in Nürnberg ftbrte der hagere Asket den 'konfeffionellen Frieden; er be: gehrte allen Ernftes die Behandlung katholifcher Wöchnerinnen durch katholifche Aerzte. Herborragend fprachenkundig. predigte der Prinz zu Plauen im Voigtland nor italienifchen Arbeitern in der Sprache DanteK prie-Z ihr unermeßliches Glückx im rbmifcben Glauben geboren zu fein. und nerdammte gleichzeitig das Luthertum in Grund und Boden - und das im ftockproteftantifchen Heimatland. Damals- plante der Politiker Leo Bill, die Erhebung des* hochgebornen Zeloten auf den Straß: burger Bifchofsfiu. Vergeben?, Die deutfche O'teiGZregierung be: feltau
ftand mit Zähigkeit
Kandidatem dem Rheinpreußen Doktor Frißeti. Jn Prag hielt der unermiidliche Wanderprediger am Tage de*:- heiligen Nepomuck in der .Kirche Sankt Johann auf dem Felfen die Feftrede iiber das Sakrament der Buße und iiber' die Treue zum röniifchen Glauben und erregte damit einen Sturm der Entriiftung bei den Huffiten und Tfchechen. Aber auch von deutfcher Seite blieb die herbe Kritik nicht aus. als der Sohn des uralten -Zettiner-Haufe-Z in der Herz-Zefa- .tiirche auf dem Montmartre zu “taris- die dem Reuanchekult ihre Entftehung verdankt. in der Sprache Boffuet's und Voltaire-Z feine Vor: träge hielt. Gleich darauf'nnirde

fogar die oerfaulte Moral des»
Neapler Olduokaten Alfons non
.Liguori von dein deutfchen Prinzen
mit Feuereifer verteidigt. Als der
Kampf gegen die Kongregationen
in Frankreich losbricht und die
Baifirung des» Unterrichts fich ans»-
dehnt. eilt der geiftliche 8Erin?, nach
t tat-is nnd gibt bei dem Präfidenten
Emile Loubet feine. Karte ab, Bouvet.
am Vorabend feiner Reife nach
Nom zum Befuch des Quirinalat
ermidert den Befuch nicht. Der
Ruhin des gefeierten Hocbfchul-
lehrercj» bleibt dem Wrofeffor der
Liturgie und der". Kirchenrechts an
der Tominikanerunioerfitat bon
Freiburg im Uechtland uerfagt:
auf ihrem
233_

es fehlen feinem Vortrag die durch: fichtige Klarheit und der folgerichtige Aufbau. Papft Leo Ulli. hat dem unruhigen Miffionar die Idee hinterlaffen. als Mehrer der Kirche die Orientalen mit den Lateinern zu vereinigen. Der fchlaue Politiker auf dem Papftthron lockte einft die Griechen mit politifchen Berheißnngen: Kammer zu uns. und alle katholifchen Staaten des Weftens müffen Euch wider die nngläubigen Fürften helfen; denn der Heilige Stuhl allein kann den Panhellenismus als Sieger nach Byzanz fiihren! Den Prinzen nehmen dagegen die Mhftik und der Zauber der morgenländifchen Liturgie gefangen; er befucht wiederholt das Heilige Land. Syrien. Griechenland und die europäifche Türkei. Als glaubenseifriger Vorkämpfer Roms ftudiert der Prinz in dem Beftreben. nichtrömifche -Chriften fiir das Papfttum zu gewinnen. die Schriften. den Kult und die religiöfen Bräuche der Morgenlc'inder. um fie zu wider: legen. Dabei werden ihm felbft die Augen fiir das Unrecht des rämifchen Shftems geöffnet. So wird nur. dem Miffionar der Vermittler. Die Verluftfeite im römifchen Hauptbuch wächft nachgerade ins Große: Frankreich. Portugal. Spanien; zum Ausgleich muß daher den Morgenländern viel verfprochen werden. unt fie als Gewinn* buchen zu können. Schwerlich operierte der Prinz auf eigne Fauft: gelingt fein Unternehmen. fo ftreicht die Knrie zufrieden den Machtzuwachs ein; mißlingt es. fo wird der hochgeborne Unterhc'indler abgefchüttelt. Anno [.908 ift der Unruhige in London heim Euchariftifchen Kon: greß und wohnt zufaninien mit dem .Kardinal Gibbons aus Baltimore und dem Erzhifchof Aumette non Paris im Palaft des Herzogs von Norfolk als Gaft. Ju der franzöfifchen Sektion hielt der religiöfe Agitator in franzöfifcher Sprache einen Vortrag: ..Der heilige Chrufoftomos und das Abendland“ und fpraa) andern Tags über dasfelbe Thema in der

englifchen Sektion in der Sprache
Shakefpeares. Gleich darauf eilt
der nur aus Haut und Knochen
beftehende Prädikant von Neuem
in den Orient; zu Peru affiftiert
er in der griechifch-unierten Kirche
im Priefterrock. der griechifchen
Meffe und fingt die Liturgie mit;
nach dem Evangelium betritt er
den Ambon und hält in fchönem
Griechifch eine Homilie über den
Brief an die Galater. Jin Sommer
1910 befpricht der Prinz mit dem
König Georg und dem Athener
Metropoliten die Ansfichten eines
Anfchlnffes der griechifchen Kirche
an Rom. Die Knrie will irani-
hafte Zngeftändniffe machen. Zwei-
fellos war der Prinz zu diefen Er-
klärungen ermächtigt. Die Griechen
follen den Papft als Kirchenfürften
anerkennen. daneben jedoch den
ökumenifchen Patriarchen in Kon-
ftantinopel. fowie die Patriarchen
von Jerufalem und Alexandria
als felbftändige Hauptvertreter der
eigenen Nationalkirche fiir fich weiter
behalten. Ju Athen haben diefe
Vorfchläge tiefen Eindruck gemacht.
und die athenifche Kirchenfnnode
oerftändigte davon unverzüglich das
Patriarchat von Konftantinopel,
Jin Herbft 1910 baten die ge-

lehrten Bafilianermönche der Abtei (iirottaferrata bei Frascati den gelehrten Prinzen urn einen grundlegenden Artikel für ihre Monatsfchrift. Nioifta Criptoferratenfe ..Koma e l'0riente“; Abt und Mönche fühlten fich voll Hoffnungen und kiihner Erwartungen über die großen Wirkungen des Auffatzes: „kon8e88 5Ul' ln question äe l'llnivn aeg Egliseß.“
Kaum war jedoch das Heft Ende November erfchienen. fo wurde der Abt Arfenio Pellegrini augenblicklich durch die Kurie gezwungen. den Auffatz feines erften Mitarbeiters als ..fkandalös. von hiftorifchen und 'dogmatif chen Irrtümern ftroßend und keßerifch“ öffentlich zu verleugnen nnd eine Widerlegung der Meinungen zu fchreiben. womit das erfte Heft fo oerheißungsvoll eröffnet worden war _ unter Androhung der Abfehung und des großen Banns.
Die durch warmherzigen Idealis: mus und wiffenfchaftliche Gründlichkeit ausgezeichnete Studie des Prinzen Max ift infolge des In: quifitionsoerfahrens. wodurch das kaum erfchienene erfte Heft fofort wieder eingezogen und vernichtet worden ift. rar und wertvoll geworden.
Die bisherige Politik der röm. Kurie gegeniiber den Orientalen findet darin eine fcharfe Kritik. Die erftrebenswerte Vereinigung foll mit reiner Liebe. intereffelos und ohne Hinterhältigkeit betrieben werden. einer folchen Liebe fol(man befonders unter Geiftlichen begegnen. Dagegen werden die Griechen vom Weften allzeit mit Härte. Hochmut und Eigennutz behandelt. Die Union darf nicht mit Unterwerfung gleichgefeßt werden. fondern als die Vereinigung zweier gleichberechtigten. voll ebenbiirtigen Schweftern, Die römifche Kirche hat kein Vorzugsrecht und keine Gefeßgebungsbefugnis über die morgenländifche. Die Völker der» Orients find die ältern. ihre Bifchöfe befißen die gleiche Würde wie die des Weftens. Die griechifche .Kirche kann fich der römifchen niemals

unterwerfen; denn fie wiirde damit
in eine Lage kommen. die nie zu:
vor beftanden hat. Die römifche
Kirche hat heute eine andre Ver-
faffung als in der alten Zeit.
Damals regierte jeder Bifchof un-
abhängig feine Diözöfe; niemals
hat der römifche Bifchof eine Juris-
diktion über das Morgenland aus:
geübt. Erft durch die Pfeudo-
Jfidorifchen Dekretalien erhielt die
römifche Gemeinde im achten
Jahrhundert ihre abfolutiftifche
Spiße. Als diefer Abfolutismus
den Griechen aufgezwungen werden
follte. mußte er mit Naturnot-
wendigkeit zur Kirchenfpaltung
fiihren. Jetzt foll das Papfttmn
das Opfer der Selbftoerleugnung
bringen. fiir das Wohl der ganzen
Chriftenheit. und dem morgenlän-
difchen Chriften das Recht weit-
gehender Selbfwerwaltung ein-
räumen. das fie bisher genoffen.
*Dann erft wird man im Orient
anfangen. an die Uneigenniißigkeit
Roms und an die Aufrichtigkeit
feiner Vereinigungsbeftrebungen zu
glauben. Dort meint man näm-
lich. daß Roms Triebfeder bei all
feinem Tun Ehrgeiz. Herifchfucht
und Habgier fei. Wollte der Papft
die Orientalen feine Macht in_

gleichem Maße fühlen laffen. wie
feine Lateiner. das heißt fiir jede
Präkonifationsbulle mehrere Tanf end
Franken verlangen und nicht viel
weniger fiir die Bewilligung der
Tispenfe. fo wiirden alle Orien-
talen im Wunfch der Abendlc'inder
nach Wiedervereinigung mit Recht
ni>)ts andres erblicken. als den
Durft nach Gold, Stellt dagegen
Nom dem :hiorgenland gegeniiber
den alten Zuftand wieder her und
verlangt dafiir keinen Son. dann
wird fein Anfehn ungeheuer wach-
fen; denn es wird fonnenklar
werden. daß es nur die Sache
Gottes' nnd das Heil der Seelen
fucht.

Wegen der Togmen ift eins
zu beachten. Die griechifän Kirche
hat die Dogmen der alten Zeit
als ehrwiirdige Denkmäler unver-
ändert bewahrt und kann darum
die nach der Trennung von der
abendländifchen Kirche allein neu-
gefchaffenen Formeln ninmiermehr
anerkennen. Durch Aufdrängung
der neuen Dogmen zcvänge man
die Leute zur Heuchelei. Dinge zu
bekennen. die fie fiir falfch halten,
Die Heiligen der erften Jahr-
hunderte waren ohne Zweifel' fchöne
Zierden der katholifchen Kirche. ohne
an das Ausgehn des heiligen
(fieiftes auch vom Sohn (..filioauelli
an das Fegcfeuer. an die unbefleckte
Empfängnis und fo weiter (an die
llnfehlbarkeit des Papftes i) geglaubt
zu haben.

Kraft der_pfeudo-lonftantinifchen
Schenkung haben die Pävfte den
Vuzaminern ihren rechtmäßigen
Beiib in Italien entriffen. Tec
ftehende Vorwurf :lioms gegen die
Griechen lautet auf Falfchheit.
Die Griechen können jedoch diefe
Anklage doppelt heimgeben. indem
fie fich auf unbeftreitbare geichicht-
liche Vorgänge ftiißen. Die Ver:
folgungen der Griechen durch die
Päpfte waren fchrecklich. Uner-
träglich wirkten der Hochmut. die
Hemfchfucht und die Graufamteit
des Papftes Nikolaus l.. die Brillen
Leos l)(, waren voll der heftigfte'n
und bitterften Schmähungen. mit
geivalitätiger klioheit beraubte

Jnnocenz lll. die Griechen ihrer
Kirchen. fehte ihre Vifcböfe ab
und riß ihre .Kirchengiiter an fich.
um Kirchen. Güter und Benefizien
feinen Lateinern zu fchenlen. Auf
dem Konzil zu Florenz ini fiinf-
zehnten Jahrhundert werden die
Terte der Kirchenvc'iter gefalfcht
und durch die kiinftliche pfeildo-
chrillifche Traditionskette ebenio
gefälfcht die Befehliiffe der* vormi-
gegangenen Konzilien nur zu dem
Zweck. um die Anfpriiche der La-
teiner gegen
ftiitzen.
Ju diefenr Auffaß hat fich die_
deutfche Ehrlichkeit und der Wahr-
heitsmut des gefchichtsforfchenden
Prinzen ftärker erwiefeu als fein
Bekehrungsfanatismus, Die Katie_
machte darum ganze Arbeit: fie
eröffnete vor den .nongregationen
des Jiiderxund der hl. Jncfnifition
das Strafverfahren gegen den
Abt Arienio Pellegrini von Grona-
ferrata und gegen den fiir das
..Jnrprimaturll verantwortlichen
Bistumsverwefer Lupi von Fra-H7
cati wegen Hacrefie. .
Gleich-zeitig mußte die ..tlölnifche
Volkszeitung“ ihren
verftehn geben. daß die Arbeit des
81»ringen nur ein Plagiat aus dem
_ die Griechen zu'
Lefern i zu,

Werte des tlltiinchner *profeffors
Alons Pichler vorftelle das fchon
anno 1864 auf den .Inder gefeht
worden feir wiihrend Moufignore
Benigni in feiner „Carrieponclenea
Korn-ane“ die Frage auftrat-f:
„Wie tann ein Menfch von dem
Karin-der ritter theologifcheu Fakul-
tät lehren„ der nicht einmal feinen
Katechismus kennt?" - Die Bafi-
liauer Monatsfchrift: „Komet e
, l'0riente“ wurde erbarmungsloe
unterdriickh nachdem das in Haft her:
geftellte zweite Heft zwei angebliche
Widerlegnngen des prinzlichen Anf:
inner» auf den Markt gebracht hatte.
“Ilm 22. Dezember leiftet der
Print der Vorladuug Folge kommt
nach Rom und wird alsbald in
das .tilofter des Dotniniianerordeus
in der Straße San Bitale iiber-
gefiihrt, Das toloffale Auwefen
ift niit einem Aufwand von andert-
halb Millionen Franken erbaut
worden. Der General des Orden-:h
'U'Coruieh und die Konfultoreu
haben von der Kurie die Weifung
erhaltein den Prinzen augenblicklich
aufs ftreugfte zu ifolieren und
jeden Befncher unnachfichtlich ab-
zniveifen. In langen Exel-zitiert
und gründlichen Gewiffenser-
iorfchungen findet der Freiburger
Profeffor Zeit und Anlaß dariiber
nachzudenkein daß der Dominikaner-
ordern det'fen (siaftfreundfchaft er
genießh feinen Lehrftuhl einem
Hart-titel* auvertraut hat. Da der
Prinz neun Jahre lang die Frage
der Vereinigung Roms mit den
filtern Kirchen des Morgenlands
ftudicrt hat, fo muß er bekennein
daß er feinen Auffah „ineoneiaera-
tamente - unbedachtfann rück-
fichtslos und leichtfertig“ abgefaßt
habe ohne einen richtigen Theo:
logen als Mentor zugezogen zu
haben. Der Dominikaner V. Eifer,
Sekretär der Zuber-Kongregatioin
vet-ftand meifterhafh fiir den
fchtver erkrankten Bräfekten feiner
Kongregatiou,denKardinalFSegnm
die eine wiffenfchaftliche Erifteuz
endgültig auslöfchende Urkunde ab-
zufaffein die der ftellvertretende
Vorfiuende der Inquifitiotn Kardinal
Mariano Ranipolla del Findara

feinerfeits gntgeheißeu hat. Erft nachdem dies in alle Einzelheiten gehende Dokument des' re'ueoollen Widerrufs von achtzehn dogmatifchetn philofophifchen und hiftorifchen Ja*-tiimern und der „kindlichen Unter-werfuug“ unter das uufehlbare Vontiiifat unterzeichnet man erhielt der Rachkonune des Kurfiirften Friedrich des Weifen von Sachfen die Erlaubnis fich im Vatikan zu des“ Vapftes Füßen niederwerfen zu diirfetr um von feiner Gnade dieVet-zeihnug zu erflehn. Diefem Vorgang trc'inenenreicher Zerkuir-fchnng mußten der "li, .Ohm-int() Maria (Zornier und der General-ankläger Desquenrone die Iberften des Ordens fiir die Rein-heit des Glaubens-t als Zeugen beiwohneu; des Biißers fchriftlicher Widerruf wurde dein Archiv des Batikans und dem des ,Domini-kanergenerals einverleibh um beim nächften Rückfall des Prinzen in häretifche Irrtümer unuachfichtlich veröffentlicht zu werden,

Die pfendo-ifidorifchen Dekre-talietn die pfeudo-rhrillifche Tra-dition und die pfeudo-conftantinifche Schenkung find damit fiir die röm. Kurie und ihren „lieben Sohn Mar“ von neuem abgetan.

l»
co.-
K]

Nach diefer Unterwerfung haben die weitern :liedenx Lehren und Meinungen des „Bekenners“ Mar oou Sachfen fiir die Welt der Laien allen Wert verloren.
Zpectawr aller,

Der heutige Stand nnfres Nordfee-kiiftenfehußes

Hatte fchou der englifche Spionage-prozeß die Aufmerkfamkeit auf den Stand nufrer Nordfeeküftenoerteidi-gung und auf die Frage gelenktx ob die Ergebniffe jener Spio-nage ihr nachteilig gewefen findf fo ift dies infolge der jiingften Emana-tionen der englifchen Vreffe in der „Daily Mail“ und iin „Dailii Ex-preßf" die Sonderberichterftatter zur Ermittelung deutfcher Kriegsoorbe-reitungen nach H o l l an d nnd Emden und dem dänifchen Esb-jerg entfandien. und namentlich den Artikel des „Daily Expreß.“
Die gepanzerte Fauftl
Deutfchlands Vorbringen
an der d'änifchen Grenze!
erneut der Fall. Von feiten der Anklage in jenem Spionageprozeß wurden die Ergebniffe der englifchen Spionage als die Intereffen unfrer Landesverteidigung gefährdend- be-zeichneh zumal der Beweis erbracht fei„ daß die beiden englifchen Offiziere den größten Teil ihrer im Laufe des Sommers gemachten militärifchen Beobachtungen und Skizzen bereits vor ihrem Eintreffen an ihrer legten Stationf Borkumy an ihren Auftrag-geberx das englifche Intelligence De-partement- gefandt hätten, Wenn nun auch der Gerichtshof und die Sachverftändigen diefe Auffaffung nicht teilten und ein wichtiger Teil der Erkundungsergebniffe und Skizzen der beiden Offiziere mit Beichlag belegt wurde- fo könnern wenn auch nur wenige Zahlen- fo doch die Hauptmomente der Rekognosziernngs-ergebniffe fich dem Gedächtnis der beiden routinierten Offiziere ein-geprägt haben- fo daß deren fpätere Wiedergabe. falls fie fie während ihrer Feftungshaft fchriftlich zu firieren Gelegenheit hatten- möglich erfcheint. Eine Kontrolle in diefer tliiänung wird fich daher empfehlem inn legteres zu verhindern. Wenn als Zweck der

Ermittlungen der englifchen Offiziere
von fachmännifcher Seite ein e
Operationsbafis für eine
englifche Landung zn fchaf-
fen (richtiger: zu ermitteln) vezeiäinet
und von der Rechtsanwaltfchaft er:
klärt wurde daß ihre Knndfchafts:
dienfte von hohem Wert für einen
plößlichenr unoorhergefehenen Angriff
auf die deutfchen Küften fein können-
fo könnte dies bei uns den Eindruck
hervorrufen, als wenn deutfiheri'eits,
etwa im Kriegsfall mit Frank-
reichF eine englifche Lan-
dung an den deutfchen
N o r d fe e k ii ft c n zu befürchten
wäre. Allrin wenn England auch
die bereits bei friihern Erörternngen
hinfichtlich Dänemarks auf 30000
Mann veranfchlagte Landungsltreit-
macht unter dem Schuh feiner über-
legenen Flotte in der Rordfee auf:
treten laffen könnteX fo wiirde diefe
zwar wirkfam nur in weit ftärkerer
Anzahliiz im unmittelbaren Anfchluß
*j Neuerdin s wird vielfach an(
genommen. du? England bei einer Zn-
lands-Friedensarmee von 255000 Mann
einfchließlich der Truppen der kleinen
Kolonien und bei 320000 Referveil.
künftig 100000 Mann auf dem Kontinent
landen könne,
:ZZ-i8

an den nördliänn Flügel der fran-
zöfifchen Heere iiber Ealais. Dün-
firchen. Haare und Boulogne in
jenen Kampf eingreifen können. zumal
Frankreich in Anbetracht der
fchnellern deutfchen Mobilmachung.
anfänglich in der Deffenfioe. anzu:
nehmen. ift. weil fo die 9ten-
tralität Belgiens und
H o l l a nd s refpektiert und nament-
lich. falls dies nicht gefchiihe. und der
Durchmarfch durch eins diefer Länder
englifazerfeits befchloffen wiirde. die
Entfendung fehr erheblicher englifcher
Streitkräftezur Bewältigung etwaigen.
keineswegs ausgefchloffenen Wider-
ftande-Z. mindeftens Bereithaltung
für alle Falle für einen jener beiden
Staaten notwendig werden wiirde.
Allein das Eingreifen einer englifchen
Landarmee auf dem Wege durch
Frankreich in jenem Kampfe müßte
die freie Verfügbarkeit dee. nord-
öftlichen franzöfifchen Bahnneßes für
den englifchen Truppen: und Heeren-
bedarfßtransport und mindeftens
zweier Bahnlinien als Verbindungs-
linien mit der Kiifte. oorausfeßen.
was. in Anbetracht des eigenen Be-
darfs Frankreichs in jenen Richtungen.
zu Anfang des Kriegs ale min-
deftens fehr zweifelhaft. wenn nicht
ale ausgefchloffen gelten kann, Daher
könnten fich etwaige Landunge-
abfichten Englands. wie fchon aus
feiner Erkundung der Verhältniffe
des dänifcben Esbjerg
und dem Erfcheinen feiner Manöver-
flotte im Sommer 1909 oor diefem
Hafen und felbft dortigen Landungs-
oorgängen heroorging. entweder auf
die dönifche Nordfeeküfte oder aber
auf die deutfche richten, Einer eng-
»liichen Landung in D ii n e m a r k
aber ftehn ähnliche politifche und
militärifche Verhältniffe wie bei
Belgien und Holland entgegen. *wenn
auch Dänemarks Neutralität nicht
wie die Belgiens von den
Mächten garantiert ift. und wenn
auch nicht hinfichtlich des Bahnneße-Z.
fo daß eine englifche Landung an
den deutfchen Nordfeekiiften politifch
und militärifch die unabhängigftc don-
nahen ausländifchen Nachbarn ware.
Allein die dortigen geographifchen.
maritimen und militärifihen Ver-
hältniffe fchließen die Ausficht auf

das Gelingen felbft einer überrafchend-
erfolgenden Landung und Inoafion
eines englifchen Landheers. nament-
lich zwifchen der Elbmündung und
der holländiichen Grenze. dem Dollard.
etwao weniger an der fchleswig-
holfteinifchen Kilfte hinfichtlich der
erften Operationen im Landesinnern.
aus. Die Gewa'ffer unfrer Nordfee-
füften find bekanntlich faft überall
meilenweit infolge ihrer Un-
tiefen und Sandbänke. ihrer Nebel
und Einwirkung der Gezeiten. fowie
ihrer fchmalen Fahrwaffer der Fluß-
müudungen der Elbe. Wefer. Jade
und Ems fchwer navigierbar und
bei fortgenoinmenen Seezeichen fiir
ihrer nicht Kundige unpaffierbar.
Jene Flußmiindungen aber find iiber-
dies durch ftarke Befeftigungen und
vorbereitete Minenfperren gefchiitzt.
und die nur für Kriegsfchiffe geringern
Tiefgangs paffierbaren Zugänge zu
den fchlesioig-holfteinifwen Kiiften
gehn bekanntlich der Herftellung ge-
eigneter Befeftigungen entgegen.
Schiffe größern Tiefgange. vermögen
dort nicht an die Küfte felbft heran-
zugelangen. um durch das Feuer ihrer
denen der Feldartillerie des Ver-
teidigers der Küfte überlegenen Ka-
liber eine Landung größern Stils

zn erzwingen, Das deutfche Nordfee-
tüftenbahnneß aber und die Truppen-
dislokationeu in jenen gefammten
Kiifte'ngcbieten. fowie die Bereitfchaft
ftarfer Referat-.n zur Kiiftenverteidi-
gung find geniigend entwickelt. um
jedem feindlichen. größe-rn Landungs-
verfuch mit vater Ausficht auf Er-
folg entgegentreten zu können. Die
Torfmoore und Marfchen O ft-
frier-lands und Olden-
bu r gs fowie die Weichlandsftrecken
und zahlreichen Wafferläufe des
nördlichen H a n n o o c r s erfchweren
überdies die Operationen einer
Landungsarmee im Landesinnern
ungemein. fo daß es fich bei den
ftattgefundenen englifchen Rekognos-
zierungen kaum inn die Vorbereitung
der etwaigen Landungsoperation und
der Znvafion einer cnglifchen Armee.
wie viel mehr um die Vorbereitung
des Angriffs auf die der Kiifte vor-
liegenden Befeftigungen und zur
Landung geeigneten Stellen. zur
Gewinnung von Stützpunkten und
Anlage von Kohlen- und Munitions-
depots. zunächft für di e enge
B l ocka de und nur fiir den
eventuellen fplitern Angriff auf ein-
zelne Kiiftenbefeftignngen felbft und
wichtige offene Plätze. fowie um die
Ermittlung der Navigierbarteit* der
betreffenden Gewäffer und ihrer
Landungsbrücken iiberhaupt. gehandelt
haben dürfte. Gegen eine wirkfame
enge Blockade und jenen Angriff
aber ergänzt unfre heutige ftarke.
oorgefchobene Mardin-Verteidigungs-
linie den bereits vorhandenen Schuh.
Sie erftreckt fich demnächft von
Shit über Helgoland und
Wangeroog bis Borkum.
und infolge der englifchen Nekognos-
zierungen wird dem Reichstag ein
Nachtragsetat zum Militäretat zur
Abänderung ihrer Shußanlagen.
wo diefe erforderlich ift. zngehn. Die
weitreichenden fchweren Gefchüße
Helgolands aber beherrfrhen.
oortrefflich gegen die Wirkung feind-
licher Schiffsgefchüße gefrhützt. einen
namhaften Teil des engliichen und
dänifchen Kurfes Die Hufe(bildet
den Lugauspoften und Stünpunkt
fchneller. im Kriegs-fall von dort
aufklärend gegen feindliche Gefchwader

vorgehender *Kreuzer und mit ihrem Torpedoboothafen künftig einen vortrefflichen Stüßpunkt für die Aktion einer Torpedodootfloltille gegen jene Gefchwader. Sie nnterftüht fo im Verein mit unferm Nordfeedreadnoughtgefchmadcr und andern Schiffen der Nordfeeflotte die Verteidigung der Elve-. Wefer- und Jademiindung und das Debonchieren jener Flotte aus den fchmalen Fahrwaffe-rn jener Miindungen. fowie das der Oftfeeflottc aus dem Nordoftfeekanal und der Elbmiindnng. fo daß unfre Flotte. da das Auftreten feindlicher Dreadnoughts in der Oftiee auf dem Wege der für fie fehr fchwierig paffierbaren Bette . als fo gut wie ansgefchloffen gelten kann. mit ihren Hauptkräften gemeinfam auf unferm wahrfcheinlichften und wichtiglten Seekricgsfrbauplag. demder Nordfee. zu operieren vermag. Somit aber können wir bei der Gefamtlage der in Betracht kommenden Verhältniffe. ungeachtet_ der ftattgefundenen erfolgreichen englifchen Ermittlungen. nicht nur gegen ' das Landungsunternehmen und die Invafion einer engliilhen Armee. fondern auch gegen eine enge Blockade unfrer Hauptnordfeehäfen als gefichert gelten.

0ber8tleutnarlt Kogallo n. Ziebekßtein.

Weiß und Schwarz

Yam Kenner wird jede Ausftellung zeichnender .ltünfte freudig begrüßt werden. weil er hier die Möglichkeit hat. die Pfhche des Künftlers unmittelbar zu faffen. weil ihm hier die einfachfte Handfcbriit. die gleichfam nur die Verlängerung der Fingerfchrift fein kann. wenn Bleiftift und Kohle oorhcrrichen. alle Hüllen vom Schaffcnsakt fortzieht. der durch das Denken für ein technifch kom: pliziertes illiaterial oder durch forgfiiltige Ausführung bedingt find. Ein Ilusftellung zeichnender Künfte fiihrt immer direkt in die Werkftatt. in die Pfliche des Künftlers. indem fie feine mimittellmrften Aeußerun: gen zeigt.

Wenn fich trotzdem die Ausftellnngsleittmg der alten Sezeffion jährlich von neuem über das mangelnde Intereffe im Publikum befchwert. fo könnte man daraus einen neuen Beweispunkt für die fcheinbar wieder abhanden gekommene Thefe ziehn. daß Pubkiknm und .Kunft Berührungspunkte im Berftändnis nicht haben. Freilich wird man gegen die Leitung zu: geben müffen. daß die Ausftellungstechnik bei den zeichnenden Künften eine höchft unoollkommeneift. Jeder. für den das Verhältnis zur .Zeichnung ein intimes ift. wird über die Trennung durch unmögliche Glasfcheiben oder unfehliche Höhendifferenzen (diesmal befonders bei Guns) zurückgefchreckt werden. Wieviel mehr. wenn der .Künftler felbft z. B. bei den Zllnftrationen mit einer ganz andern Augenrichtung gerechnet hat. mit einem ganz andern Verhältnis des Einzelnen zum Ganze-n'. Jft e*:- fo fchwer tunlich. folche Blätter mappenartig auf Pulten anszulegen und gleichzeitig das gefamte Buch :2

Um die Aefthetik einer Ausftellung zeichnender Künfte zu erfchöpfen. würde man ausführlich die Stellung der .Zeichnung innerhalb der modernen Kunft erörtern müffen. Wenn ich die Radierung und jede andre Technik ausfcheide. die ein Umfehen 'der Objekte. ein Anpaffen an das

ihr eigene Verfahren bedingt _ man follte in den Ausftellungen immer die einzelnen Techniken trennen _ fo bleibt für die Zeichnung eine doppelte Aufgabe. Einmal den Eindruck der Natur (oder des Gedankens) an fich feftzuhalten. Man lernt aus diefen Blättern das unmittelbare Augenoerhältnis des .ttünftlers zur Natur kennen. fein fpezielles Stoffintereffe. feine augenblickliche Problemftellung und die Strife feines Könnens. die Fähigkeit. Geniolltes zu erreichen. Dann die oerfihiedenen Notizen vor der Natur. die Kompofitionsfkizzen durchzuführen. alle Stufen zur Vollendung eines größern Werkes zu bezeichnen. Und indem die Folge der Zeichnungen die Etappen der Entftehung zeigt. ein in feinem :liefultat fo einfaches. felbftverftc'indliches Werk als das "irodukt müheooller Arbeit erfcheinen und die göttliche Notwendigkeit großer Kunft gleichfam aus einem Chaos wieder gebären läßt. bringt fie zwifchen Laien und .nünftler jenes einzig berechtigte Verhältnis der Achtung vor einer großen geiftigen Leiftung., der Diftanz zu einer überragenden Potenz zuftande.

follte alfo - die Berechtigung von Nadierungen etc. immer zugegeben - hauptfächlich eine Studien-ausftellung in diefem doppelten Sinne fein. Daß dies felbft bei Jmpreffioniften möglich ift. hat Liebermann einft bewiefen. als er im Salon Caffirer die Studien zu feiner Judengaffe zeigte. Es war der vorzüglichfte und inftruktivfte Eindruck. den ich von .Liebermann-fcher Kunft empfangen habe. In der Sezeffion vertritt Hodler diefe Aufgabe. Aber die Hängekonrmiffion hat fich eines großen Teils der_ Wirkung beraubt. Rhythmus und Cäfur follten in ihrer Wirkung doch jedem .iliinftler fo in Fleifch und Blut übergegangen fein. daß folches Auseinanderhängen zufammen-gehöriger Dinge und eine folch li-neare Aufreihung als völlig un-zulänglich hatte empfunden werden müffen. Sonft ift diefer Saal der gediegenfte. intereffantefte der Aus-ftellung. Man kann an den Skizzen zum ..Rückzug von Marignano“ oder zur „Empfindung“ Hodlers “Schaff nsart verfolgen. ein Erlebnis. das mich zu den Konftruktionen feiner vollendeten Bilder in ein reiferes Verhältnis geießt hat. Und indem die Möglichkeit geboten ift. Hodler mit Nethel auf der einen. mit Klimt auf der andern Seite zu vergleichen. lernt man nicht nur Hodlers große Zeichenkunft richtig einfchäßen. fondern man kann auch den Anteil erkennen. mit dem diefer der Gegenwart fcheinbar fo fremde .fliinftler der Art unfrer Zeit feinen Tribut zahlt. Das Stück Dekadenz. das aus jedem Bilde Hodlers herauszulefen war. kann man mit Klimt ver-gleichend präzis definieren. Notizen find wohl am nceiften durch Großmann vertreten. und da er einer der Jungen ift. dem der Vorftand eine Wand eingeräumt hat. fo verlohnt es fich. näher auf ihn einzugehn. Die Stoffe. die diefen Ki'mftler reizen. findet er an den Grenzen der großen Stadt. Es ift ein Vorftadtleben jenes Dafein. das zwifchen Großftadt und Dorf pendelt und eine eigene At-

inofphäre von Sinnlichkeit und Verderbtheit gezeitigt hat. Hinter einerWiefeuebene fchießt ein himmel'-hoher Häuferwirrwarr auf. Ju einer Häuferecke ift ein .itaruffell-rummel eingeklemmt, Kaffees in inorbider Farbe mit zweifelhaften Gefchöpfen. Eine Vorftadtvühne. Wenn man fich das Stofflicbe. das bei vielen jungen .niinftlern wieder-kehrt. ganz klar macht. wird man bald fehn. daß die rein kiinftlerifchcn .Netze diefer Notizen zunachft nicht fehr groß find. Wenn man diefe Notizen z. B. mit denen gleichen Inhalts von Vechftein in der neuen Sezeffion vergleicht. wird man nicht lange zweifeln können. wo die größere Kraft und das größere Können liegt; die Jutenfität in der Er: faffnng des 'Objekts und die Ge-fiigigkeit der Hand ift bei Pechftein fo weit überlegen. daß Großmann fteif. flau.*ftammelnd erfcheint.

K

DernüchterneGegenwartsverftand des Sezeffionsvorftandes fcbeint ro-mantifch geworden und. den Tag und die Stunden vergeffend. in glorreicher Vergangenheit und un-gewiffer Zukunft zu fchwelgen mit jener romantifchen Feierlichkeit. die Ahnherren verehrt und die goldenen

24:!

Brücken von der großen Kunft der Vergangenheit in die der Zukunft* aus luftigen Glaubensverficherungen baut. Wo Taten fehlenr miiffen Worte helfen: „Wirt-'innen mit * gutem Gewiffen behauptete daß mehr denn je künftlerifche Aeuße- klingen individueller junger Talente zu finden finda die eine erfprießliche Reife über Jahr und Tag erhoffen laffen.“ (Aus dem Katalog).
Die Ahnengalerie ift beinah voll- ftändig und hat den Vorzug daß fie nicht verftanbt wirkt. All diefe Bilder fprechen unmittelbar. Und fchüttelt man den Kopf: Das alfo ift der revolutionäre Jmpreffionis- mus. über den die ältere Gene- ration fich fäilug? Wir genießen ihn fchon hiftorifclx mit der langen Frage auf den Lippen: Und wir?
So find wir geworden: Gong war Zeuge mit feinen leicht in Flecken hingeworfenen Zeichnungen. Delacroix war Vater mit feinem fcharfen Auge für farbige Wirklich- keit (nuc feine göttliche Vhantafie ift verloren gegangen. Es wird gut fein. das Lob nachzulefem das Goethe ihr. mit Bezug auf die hier ausgeftellten Fauft - Lithographien fpendet. Eckermann notiert: „. Denn die vollkommene Eiu'bilduugs- kraft eines folchen Künftlers zwingt uns die Situation fo gut zu denkem wie er fie felber gedacht hat. Und wenn ich nun geftehn muß, daß Herr Delarroix meine eigene Vor- ftellung bei Szenen übertroffen hat. die ich felber gemacht haltet um wieviel mehr werden nicht die Lefer alleslebendig und über ihre Imagi- nation hinansgehend findenltl) Dauier mit feinen zwei Welten vergeuden Karrikatnren war Vathe (doch ift die Größe feiner Anfchauungt * “die Monumentalität feines Pathos nur felten erhalten) und als Wider- fpiel Corots inniges Gefühl für die Landfchaft, das an Unmittel- barkeit.und Frifche Jüngere weit übertrifft. Daun kommen die Ma- net. Degasr Renoir die Klaffiker von heute; fchließlich die jiiugften Franzofen: Vierte Bonnard mit Lithographien aus dem Warifer Leben und Maurice Denis mit

Lithographien, die in ihren äußerft
feinen Stimmungen fiir fentiment
'an der aufgehängten Stelle völlig
deplaciert find.
Die Brücke die von hier zu den
verheißungsvollen Jungen führte,
ift doch zu wacklig. und nm den
jungen Kiinftlern nicht Unrecht zu
tum wird mati fie beffer an einem
zweiten Tage betreten. Aber auch.
dann kann ich in keinem von ihnetu
die ganze Wände bedecken dürfen.
eine fo ftarke künftlerifche Kraft
fehnr daß irgend welche romantifcheu
Zukunftsgefiihle am Plage wären.
Nirgends fühlt man jenen Energie-
ftrom kiinftlerifcher Potenz die felbft
bei nnzuliinglichen Aeußerungen in
den Werken Hofinungen erweckt.
.hier hat man nur die bange Frage.
wann diefe Modeberiihnnheiten
idweit oerpäppelt fein werden, daß
Nachfolger fie geränfchlos ablöfen
müffen.
Hans Meid. der über Nacht be-
r'ühtnt gewordene und mit einem
Vreife ausgezeichneter ließ im Som-
mer aus feinen Bildern auf eine
rege Bhautafie- aber geringere (He-
ftaltungskraft fchließen. Auf feinen
graphifchen Blättern dagegen weift
er feine Phantafie als ein Stücke
chen Sleoogt ausr feine Linie als
L43-

einen :Ableger andrer* dtiinftler.
,Ib auf diefem Wege wirklich eine
erfprießlicheTätigkeit herauskommen
_kaum wird die Zeit erweifen müffen.
_ Was* fonft bon der Jugend ge-
gezeigt wird ift gar zu“ oft mit
Liebermann zu bezeichnete eine
Tatiarha die vielleicht -ebenfo fiir
dae» itarte Talent des Führers wie
fiir die Kraftlofigkeit der Jugend
zeugt.
Zwifchen Vergangenheit und Zn-
funft liegt manche-Z Wertvolle der
Gegenwart eingebettet. ,Bor allem
Co'rinths» Zeichnungen und Studien,
Sie find non folcher llnmittellnirkeit
und Frifcliß daß man dem ,niinftler
gern folgt und bon Blatt zu Blatt
fchreitend ihm naher iommt- wiihrend
wir ihm vor feinen Bildern gar zu
oft fremd bleiben. Dazwifchen
findet man phantafieftarke Kompo-
fitioneftudien und kräftige (Zeich-
nungen nach der :iiatur von Berk:
manm :iiiidlerd' fehr naturnahe
Landfchaften und Baseme- Illu-
ftrationen. Von .Bar-'lach einen
Saal mit Blaftiken und Zeichnungen.
- llli. [K. Zchönlan'c.
Wuftmann
(Onitao Frentage» Romanen war
ein io glänzender materieller Erfolg
beicliiedein daß fich der Dichter
ein fehr feine?- Sehloß als Wohnfiß
zulegen konnte. Er fiihlte fich dort
außerordentlich wohl und meintex
die ganze Welt feinem Genie unter:
ta'nig gemacht zu haben, Eine-Z
Tage? lernte er die bitterfte Ent-
ta'uichnng diefes Glaubens kennen,
Er hatte einen kleinen Spaziergang
gemachß hatte fich dabei verirrt
und geriet frhließlich in ein Dorf
eine Wegftnnde von feinem Herren-
iin entfernt. Er trat in die Ge-
meindewirtsftubc und aß und trank-
was ihm ichmerkte. Der Dorf-
ichulze, der Biirgerineifter und der
Lehrer waren anwefend. Als-
Frentag zahlen folltei machte er
die unangenehme Entdeckung daß
,er fein' Geld zu iich gefterkt hatte„
trat aber, im Bewußtfein feines»-
Namen-Z, ohne Angfh fiir einen
:Zechpreller gehalten zu werdeih
an den Wirt her-alu und ftellte fich
als Guitar) Freytag vor/ den

Dichter der berlornen .Sandfchrifh
die damals in der :Tat mindeitens
die halbe Welt gelefen hatte. Anf
den Wirt machte der Name ebenfo
wenig Eindruck wie auf den Bürger-
meiften den Dorfiihulzen und den
Lehrer, :uber der Wirt fiihlte
immerhin ein inenfihliclw-Z Riihren,
Er fah ein- daß er einen feinen
Herrn nor fich hatte-"uud, ließ ihn
ungefchoren ziehn. Freytag durfte
dariiber froh fein„ fo billigen Kaufs _
davon zn kommen - der Wirt
hätte den Unbekannten ja auch dem
Dorffehulzen oder Bitrgermeifter
zur weitern Amtshandlung iiber-
weifen können - aber der Dichter
hat erwiefenermaßen iiber die Szene
bittere Tränen oergoffein und als
er fich beruhigt hatte, merkte er-
wie groß die kleine Welt und wie
klein der größte Dichterrnhm ift.
So ähnlich ift es Guitar' Wiift-
mann ergangeiu der in diefen Tagen
fiebenitndfeGzigjährig in Leipzig
geftorben ift, Er hat in den
neunziger Jahren eine Kritik der
deutfchen Sprache von heute ge-
fchriebem die ein fiir ein Sprach-
buch beifpiellofes Auffehn erregt
hay und nunx etwa fünfzehn Jahre
nach dem Lat-nu den das Werk
x

..Allerhand Sprachdummheiten“
_gemacht hat. wurden dem toten
Werfaffer oon den Zeitungen etwa
zehn Zeilen iiber-Z Grab nachgerufen,
..Allerhand Sprachdummheiten“
waren eine Grammatik des Häßlichen.
des Zweifelhaiten .und des? Falfchen
und die Titelworte find vielleicht
ein Jahrzehnt lang gefliigelt
gewefen.
Wuftmann hatte in der Sprach:
kritik nur wenige tiichtige Vorgänger.
Unter Schopenhauer-s nachgelaffenen
Schriften fanden fich etwa fünfzig
Seiten hbhnender Scheltworte iiber
die verrotteten deutfchen Sprachzu-
ftände der fünfziger Jahre des der:
floffnen Jahrhundert-Z. und Ludwig
Bbrne hat von Schopenhauer ein
paar witzige Effaic» iiber das nach:
klaffifche Dentfch gefchrieben. die
er felbftzufrieden mit dem Satz
fchloß: Mau kann annehmen.
daß heute jeder. Schriftfteller gram-
matifch richtig zu fchreiben weiß.
Muftmann ging _iiber Bbrne und
Schopenhauer weit hinauiZ. Er
war in allen Einzelheiten fcha'rfer
und kam zu einem (tiefamturteil.
das dem Rinne? entgegengefetzt
war: Man könnte annehmen. daß
ke in deutfcher Schriftfteller richtig
deutfch fchreiben kann. Wuftmann
ftellte in der Einleitung zu aller-
hand Sprachdummheiten feft: Ein
fprachkundiger und fprachfiihlender
Mann kann heute getroft eine Wette
eingehn: man nehme aus* dem
Schaufenfter
blindlings ein neu erfchienene's
in deutfcher Sprache gefchriebene-Z
Buch. gleichbiel welchen Inhalte.
gleichoiel von wem verfaßt. don
einem Uniderfitätslehrer. einem
Schulmann. einem Beamten. einem
einer Buchhandlung.
Mufiker. einem Techniker. einem
Fabrikanten. einem unfrer ..fiihren
den“ Schriftfteller. einem Blau-
ftrutnpf. man fchlage es auf. wo
man will. und fetze den Finger,
hinein: in einem Umkreife bon
fiinf Zentimetern Durchmeffer um
die Fingerfpiße foll ein grober
grammatifcher Fehler zu finden fein.
die Gefrhmacklofigkeiten ganz unge-
rechnet. - foweit find wir jetzt.

Wuftmann hat ein paar uortreff-
liche Nachfolger gefunden: Schröder.
_ der eine Sammlung feiner Feuille-
tous herausgab. und nor altem
Wttftmannd Verleger. Grunow. der
die Lehren feines Autors in einem
erfolgreichen. alphabetifch geordneten
Lerikon unter'brachte. Ich felbft
habe etwa vor fechs Jahren die
alten und die jungen Schriftfteller
in einem nicht gerade glänzenden
Bande ..Deutfche Sprachfiinder“
bei Siegfried Cronbach (Berlin).
auf ihre grammatifcben .tlenntnit'fe
abgeklopft. und wenn ich mit meinem
fchwachen Opus in den allermeiften
Stricken auch nicht mehr einher:
ftanden bin. fo halte ich doch die
Schlußfolgerung aufrecht. daß auch
heute. nach Wuftmanns Tode. die
deutfchen Schriftfteller wohl hier
und da fchreiben. a'ber nicht
d e u ti ch fchreiben können. i
Auf die Schriftfteller hat .Writt-
mann fo wenig gewirkt. wie auf
die Kaufleute oder die Juriften..
Jin deutfchen .ttaufmannsleben hat-
fich ein Jargon gebildet. der ein
unglaubliches Gemifch ans Fran-
zöfifch. Jtalienifch und - Chinefiich
ift. An den neuen deutfchen (ite-
fetzbiichern mögen Mitglieder des
Allgemeinen Dentfchen Sprach:
uereins niitgearbeitet haben -- das»
'3471

llngliict" ift nur; daß es die meiften
Genoffen diefer Sprachgemeinfchaft
iiber eine höchft lederne Sprach-
weisheit hinaus nicht bringen -*
aber in' ihren Urteilen und ihren
Schriftfäßen haben fich unfre Richter
und Rechtsanwälte vom fpracb-
reinigenden Streben Wuftmanns
und feiner Jünger mindeftens eben-
fo rein zu erhalten verftanden-
wie die Schriftfteller felbft.
Dennoch hat Wuftmann nicht-
umfonft gelebte 'hat nicht wirkungs-
los fein caveant confules hergefagt.
Sein Wirken hat die unerträglichen
deutfchen Sprachzuftände gebeffertl
und er ift ficher nicht im troftlofen
Glauben Voltaires geftorben- der an ,
feinem Lebensabend peffimiftifch
äußerte: „U018 laiZZEranZ ce
-moncie-ci eaZZi me'ebant que 110118
lat-0115ttanneenzrerrinantk Wenn
Wuftinann auch den Schaffeiidem
die ihn bequem als Schulmeifter
abtnnx nicht geholfen hat, den
Genießenden hat er genügt-
und die .Lefer mögen fich bei den
'fprachlichen Genüffent die ihnen
in Bt'icherm Zeitfchriften und
Zeitungen geboten werdent nicht
felten verftändnisvoll die Nafe zu-
halten ob der entfeßlichen Düfte
die fich aus dem neuen Schrifttum
-erheben- als fegte man den Mift aus»
fechsunddreißig Gruben! 4 Und auch
die Schulinc'inneu Beamten, Bau-
meifter- Techniken vielleicht fogar
die Univerfitiitslehrer fchreiben und
fprechen heute beffer - nach Wuft-
mann? Ideal ift fchreiben und
fprechen dasfelbe und ein guter
Schriftfteller fchreibt fo, wie er
fprichtt wenn_er gut fpricht,
Auf die zünftigen Sprachgelehrten
hat Wuftmanu niemals Eindruck
gemacht. Fiir .ihren Gefchmack hat
er iibertriebent und zu übertreiben
ift nieht die Art der Wiffenfchaft,
Die w a h r e Wiffenfchaft kritifiert
nämlich nicht _ Gott feis geflagt
- fie urteilt nichh fie ftellt feft.
Sie ift objektivx und Objektivität
'war nicht Wuftinanns Art. Er
tobte gegen die verrotteten Sprach-
zufta'nde- weil er fie haßte„ weil
er in die deutfche Sprache verliebt
inan und er war fo nngerechß wie

nur Haß und Liebe einen machen
können. Er hat -- Gott feiß
gedankt - ftark übertrieben und
- in feiner Unbedingtheit- in feinem
Subjektivismus- in feinen Extremen
liegt das Geheimnis feine*: Erfolgs-
der groß und nachhaltig war.
LrnZt i-'tieaegg

Julius Vittnecs „Mufikant“

Julius Bittner-3 Oper „Der
Mufikant‟ ging im Dresdner Opern-
hanß mit großem Erfolg in Szene.
Der angekündigte Meffias ift auch
Bittner nicht. aber feine „zwei Akte“
* warum nicht Volksoper? - er:
wiefen fich doch in Dichtung und
Mufik von fo trefflicher Einheitlich-
keit- daß man ihnen von Herzen
gut fein kann. Bittner verfügt über
ein beträchtliches Maß guter Einv-
findung feine Oper läßt in ihrer
dramatifchen Geftaltung einen un-
gewöhnlich lebenskräftigen Bulsfchlag
fühlen. Nicht Welten will das
Werk einreißen- nicht abgrundtiefe
Probleme löfen; mit anmutigen-
lecken und immer volkstümlichen
Weifen und in einer erquickend klaren
poetifchen Sprache- jedem ohne
weiteres verftändlich will es in
Tönen ein Kulturbild geben
aus jener Zeih wo die deutfche

Sprache ihre melodifchen Reize endlich auch im verteilten Lie-de zeigen nnd bewähren durfte wo das Vorherrfchen des Jtalienifchen als der fafi einzigen Gefangsfprache auf: hörte wo auch nur nau) ein letzter oerfchwindender 'Reft von Muf'ifern in beinah leibeigenem Dienfle eines hohen Herrn und unter der eigenwilligen Obhut eines „Spielgrafen" in Ergebenheit künftlerifchen cFrondienft leiftete. Der Dichter legt die Handlung in ein Salzburg oon 1780- und jeder halbwegs Wiffende fieht nun die Geftalt des Helden Wolfgang Sihönbichler als mozartifch an. nicht zum Nachteil des Helden- der uns fo menfchlich näher rückt. Der * gute Wolfgang, der noch eben in wenigen Stunden für feinen Lohnherrn eine beftellte Nachtmufik gemacht hatt die notabene anf der Bühne ergößlich geprobt wird- fieht fich in feiner Liebe zur Sängerin Violetta arg betrogen. Diefes „Menfche"„ wie ein Gfcheidelheimer Bauer bemerktl fingt nicht nur kalte italienifche Braoourarien lieber als Wolfgangs deutfches Liedchen im Joh. Fr. Reichardt-Stilf nein„ fie läßt fich auch vom Spielgrafen mit Erfolg vom glänzenden Nachtleben des küffereichen Varia oorfchwärmen und entweicht der Mufikantenbande mit ihrem Kavalier in einer fchönen Sommernacht. Gottlob gibt es in der Truppe ein ftilles Geigerleim die gute Friederike; fie fingt die deutfchen Liedlein des Herrn Schönbichler gern, und fie wird diefem Autor nicht nur ihre Unterftüßung leihn als Sängerin, fondern wird- wie fich ans einer langen, ein biffel fentimentalen Unterhaltung mit ihm bei Vollmondfchein erhoffen läßt- feine Liebeslieder auch weiterleben. Der gute Meifterfinger-Nachtwcichter fchließt endliäz das ganze mit einem feiner wirklich gut poetifchen Sprüchlein: „O Kinder Gottes- es fchlägt drei! cDie finftre Nacht ift bald vorbei. Ein braves Herrgotts: engelein putzt fchon die Sonnenlampe rein.“ - Trioiale Wendungen weift die Mufik freilich ein paar auf. fie ift aber im Grunde herzerfrifchend gefund und in den komi: fchen Partien* die reich oertreten

findl uon höchft erheiternder Wirkung.
Wie Bittner z. B. die ftumpf-
finnige Unterhaltung des Bauern-
ftammtifches vom warmen Roßmift
mufikalifch begleitet, mit Tubakan-
tilene, Fagottgefang und Hörner-
freude. das ift ganz köftlich. Es
geht ein gut Teil anzengruberifch
zu. kernig und volllebig. Famos
getroffen ift im einzelnen der künft-
lerifche Stil jener Zeit, wie das
Spinettliedchen, die italienifche Arie
in Haffefcher Manier. Nicht gepackt
werden wire nicht erfchüttert; aber
auch ein ernftes Gemüt kann fich
bei Bittner erleichtern- erfrifchew er-
mutigen. Man wird mit Bittner-
der übrigens als f. k. Richter in
Wien fungiert- zu rechnen haben.
Die Aufführung unter Kußfchbaeh
war urwüchfig frifch.
l)r. 62mg kaiser.
Zwifchen Heuberg und Donau
Humoresken und Skizzen aus
der Wienerftadt von Alfred von
Wurmb. Siloaverlag Berlin.
Der gemiitoolle Wiener Lhriker.
deffen frühere Bubiikationent die
. Gedichtefammlungen „In Hallftatt“
und „Im Wachen und Träumen“

bei Kritik und Publikum einen für Versbiicher nicht gewöhnlichen Erfolg errungen haben. hat mit feinem neuen Buche ..Zwifchen Heuberg und Donau“ den Beweis erbracht. daß er auch auf dem Gebiete der erzählenden Tichtkunft feinen Mann ftellt. Liebenswiirdiger. ftellenweife iiber: mütig fprudelnder und doch ftets nnaufdringlicher Humor fowie feine. duftige Stiinmung'c-malerei find die Hauptmerkmale diefes charmanten Werkchens. das von den Trivialitäten herkömmlicher ..Wiener Schilderung“ durchaus freigeblieben ift. Der Ausftattung des Buchs wurde vom Verlage ein befonderes Augenmerk zugcwendet. weshalb es fich * namentlich in der eleganten gebundenen Ausgabe - für Ge-
z:
fchenkzwecke vorzüglich eignet. .z

Herwegh

Zn der fo fchnell bekannt gewordenen ..Goldenen Klaffiker-Bib: liothet“ des deutfäien Verlagshanfes Bong cx'- Co. ift jetzt auch eine vollftc'indige Ausgabe der Werke Georg Heriveghs. von Hermann Tardel beforgt. erfchiencn.

Herwegh darf heute beanfpruchen. rein um feiner dichterifchen und gefchichtlichcn Bedeutung willen gelefcn und gewürdigt zu werden. unabhängig von feinen politifchen Tendenzen. die ihm einft feinen frühen :liuhm und die ungeheure Wirkung verjchafften. Der Herausgeber hat denn auch alles getan. um dem Lefer eine objektive Beurteilung des Dichters zu ermöglichen. Außer den ..Gedichten eines .Lebeiidige11“. auf denen im wefentlichen bis heute Herweghs :liuhm beruht. find die Sammlungen ..Gedichte und kritifäie Anffäße“ und die nam feinem Tode erfchienenen ..Neuen Gedichte“ hier zum erften Mal wieder ab: gedruckt. Eine ausführliche Darftellnng des intereffanteften Lebenslaufs. Einleitungen zu den einzel: nen Sammlungen und erklc'irende Anmerkungen unterftühcn Genuß und Verftc'indnis der Werte aufs gliicklichfte.

Die Ausgabe ift nach den Grund:

fc'itzen der ..Goldenen .filaffiker-Bib-
liothek“ aufs befte ausgeftattet.
Der gediegene. Einband. das holz:
freie Papier-.und der große. klare
Druck laffen nichts zu wiinfchen
übrig, Streng durchgeführte Vers-
nnd Zeilenzc'ihlung. reichliche :lle-
gifter erhöhn die Benutzbarkeit nicht
unbeträchtlich. Als vortrefflich aus:
geführte Bilderbeilage zieren den
Band ein Porträt und eine. Hand:
fchriftprobe Heriveghs.
Erwägt man. daß die Ausgabe
trotz all diefer Vorzüge fiir den
geringen Preis" von Mk. 2- iu
haben ift. fo wird man mit feiner
Anerkennung fiir diefe neuefte
Leiftung des Verlagshaufes Bong
cl* Co. nicht zuriickhalten und die
Ausgabe den iveiteften Kreifen zur
Anfchaffung empfehlen, F...

?im dcn gefamteu Inhalt verantwortlich: E. E. Fricdegg in Schöneberg >-
Drucl von Richard Falk. Berlin W, cui. Leipzigeiftr.g1l5j16.

llnverlaugte Manuftriptc fenden wir nicht zurück. wenn ihnen f*
W_ nicht Riickporto beiliegt. 1
24.»

ranz v. Defregger:
F
Studienkopf

·_· ·- _-

Ci"
4 'C
*. .7.
· ,·_
r
t *
" ..let
a- . .-._-,;
7 .F .-
" 'Ã–
eeibonah
MSÃ–W iu-k l.

F'

SN :ggg-12h* ciï¬eWzrlW (Nm-W.,
f Be'elinWwWaurij'r-eiverlkctk
55. Jahrgang. Zd. 156. *Heft 424. ZweiteZ Februarheft Wil

:Organ ti'erneuenHu 11 iiberejm'gung
5er* l'exlfng-Wgleliiehnfc
111W Selling-Naeh icht! le NircYerlird.

Oberbürgermeifter Geh. Hofrat Dr. v. Vorfcht:

Die Zukunft Münchens

Bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts war Miinchen eine verhältnismäßig kleine Stadt. Während Augsburg und Nürnberg im Mittelalter als freie Reichsftädte in der Politik wie im Wirtfchaftsleben des alten Deutfchen Reich? eine höehft einflußreiche Stellung einnahmen und dank der ihrer Bürgerfchaft eigenen Tatkraft und Wohlhabenheit die kommerziellen und gewerblichen Verhältniffe im Siideu Deutfchlands beherrfchten, beruhte die Bedeutung Münchens faft ausfchließlich auf feiner Eigenfchaft als Refidenz des Fiir-ftengefehlechts Wittelsbach- daS fein Augenmerk vornehmlich auf Kunft und Wiffenfchaft gerichtet hielt und damit zugleich auch auf die Wohlfahrt der Bürgerfihaft-im allgemeinen in patriarchalifihem Sinne einen höihft fegenSreichen Einflufz iibte.

Mit der Erhebung Bayerns zum Königreich nahm die politifihe Bedeutung Miinchen-Z felbftverftändliih erheblich zu. Die Bevölkerung blieb aber nach wie vor in wirtfehaftliiher Beziehung von dem königlichen Haufe abhängig das als Hauptziel die Verfchönerung der Landeshauptftadt, ihre Erhebung zur erften Vflegeftätte der Kunft und Wiffenfchaft in deutfchen Landen im Auge behielt. Das bekannte Wort König Ludwigs l: „Ich will auS Miinchen eine Stadt niachem fo fehönf daß keiner Deutfchland kenntL der Miinchen nicht gefehen hat" ift charakteriftifch fiir die. Auffaffung- daß die Fiirforge fiir das Anfehn und das Wohlergehen Miinchen? vor allem eine Angelegenheit der Dhnaftie fei. Ans der konfequenten Durchführung diefes auch von den Naehfolgern König Ludwigs l, hochgehaltenen Königsworts ergab fich von felbft, daß fich Miinchen nicht zur Jnduftrieftadt entwickelte, Abgefehn davonf daß es nicht in der Intention der von den höchften künftlerifcheu Idealen erfüllten Fiirften lag! Miinchen das ein Idea(an architektonifcher Schönheit werden follte- mit einem Kranze von ruhigen Fabrikgebäuden und qualmenden Schornfteinen zu umfäinnen, fehlte auch ini

allgemeinen der Bevölkerung die Veranlagung dazu- den für die industrielle Entwicklung unvermeidlichen Konkurrenzkampf mit jener zähen Energie durchzuführen- die allein einen nachhaltigen Erfolg fichert. Diefelbe Macht der Tradition, die unter dem Szepter des Haufes Wittelsback) in den alten Reiehsftädten Nürnberg und Augsburg_- auf induftriellem Gebiete die alte, auf Selbfthilfe beruhende;*R*e*iehtum und Einfluß verbiirgende Tatkraft wieder aufleben ließ- hielt bei dem Münchner die von feinen Vätern ererbte MeinUng aufrechß daß bei den günftigen Verhältniffenf die ihm die Eigenfchaft feiner Heimat als königliche Refidenzftadt both behagliches Genießen bei befcheidenem Wohlftande ohne harte Anftrengung dem Streben nach Reichtum unter gleichzeitiger lleberfpannung der Kräfte vorzuziehn fei.
So kam es! daß Nürnberg und Augsburg die Brennpunkte des indnftriellen Lebens in Bayern wurden, in München aber der Boden für eine allgemeine gewerbliche Entwicklung im Großen fehlte. Nur auf einem Gebiete vermochte fich eine den Weltmarkt beherrfchende Induftrie zu entwickeln in der Erzeugung von Bier- jenes Vrodukts, das zur Naturveranlagung des Münchners in enger Wemfelbeziehung ftehtf weil fein Genuß, auf alter Gepflogenheit beruhend- in feinem Charakter mehr das Nachgiebigef Gemütvolle zur Ausbildung bringt und ihm die allgemeine Sympathie in München allein einen gewaltigen Abfaß fichert. Im erften Drittel des vorigen Jahrhunderts begegnen wir fchon den Beftrebungen intelligenter Gewerbetreibenden, die das Aufgehn der zahlreichen unwirtfchaftlich arbeitenden kleinen Brauereibetriebe in eine befchränkte Anzahl von fehr leiftungsfähigen und folid geführten Großbetrieben anbahnten. Die Begründer der modernen Viererzeugung Vfehorr und Sedlmahr können in der Gefchichte der bayrifchen Jnduftrie wie in der Wirtfchaftsgefchichte Münchens nur mit hohen Ehren genannt werden.
Begünftigt durch die zielbewußten Maßnahmen König Ludwigs l. mußten felbftverftöndlich auch jene Gewerbezweige eine mächtige Förderung erfahrenf die an der Löfung künftlerifcher Aufgaben mitzuwirken hatten. Sie wurden dank der weitblickenden Initiative des Königs zum Teil nach jahrhundertelangem Darniederliegen erft wieder zu neuem Leben erweckt. Ich denke dabei vor allein an die Glasmalereif dief vor faft taufend Jahren im oberbahrifchen Klofter Tegernfee erfundenf in Miinchen ihre Wiederauferftehung feierte- fchon in ihren erften großen Schöpfungem den vom König Ludwig l. fiir den Dont von Eöln ge-

ftifteten Glasgemäldenf den internationalen Ruhm diefe? Münchner Kunftinduftriezweiges fchuf und fich ihn in einer Anzahl hochangefehener Betriebe zu erhalten wußte.

Ferner kommt hier in Betracht die königliche Erzgießerei- urfprüng-lich von König Ludwig l. als Staatsanftalt in? Leben gerufen alsbald aber in ein Vrivatinftitut umgewandeltf das fich unter der Leitung des um Miinchen hochverdienten Erzbildners Ferdinand von Miller fenior in der Bavaria vor der Ruhme-Zhalle zu Miinchen- in der Germania auf dem Nationaldenkmal bei Rüdesheim und in zahllofen, über alle Welt-teile zerftreuten Meifterwerken des ErzguffeS Miinchen den erften Rang auf diefem Gebiete induftrieller Betätigung ficherte.

Auch in der Bearbeitung der Metaller im Handwerk der Gold-fchmiedef der Schloffered im Tifchlergewerbe in der Vervielfältigungs-technik zeigten fich bald Anfätzex die den Uebergang vom Kleinbetrieb zum induftriellen Unternehmen größern Umfange?, vorbereiteten und in diefer Entwicklung gerade durch ihre Verbindung mit der Kunft nach-haltig gefördert wurden. Welch eine gewaltige Summe kiinftlerifcher Kräfte in dem Münchner Kunfthandwerk vorhanden war; wurde zum erftenmale auf der deutfchen Kunftgewerbeausftellung zu Miinchen im Jahre 1876 offenbart in jenem von begeifterten Kiinftlern und hoch-intelligenten Kunftgewerbetreibenden durchgeführten Unternehmen wo-durch das deutfche Kunftgewerbe zu neuem Leben erweckt und Miinchen? Steflung als eine der vornehmften Vflegeftätten der angewandten Kunft begründet ward. Soviele Wandlungen fich auch im Gefchmack inzwifchen vollzogen habenf ihren ini Jahre 1876 fiegreich erkämpften Rang hat fich die Münchner Kunftinduftrie zu erhalten vermocht.

Ohne mit der alten Tradition und ihren hochangefehenen Trägern zu brechen hat fie fich das» Gute aus der modernen Bewegung zu Nutzen gemacht und in der Vereinigung des Zweckmäßigen und Materialechten mit dem Wohlgefälligen ihren Erzeugniffen jene Eigenart gegebenx die fie marktfähig erhalten und fiir ihre dauernde Beliebtheit Gewähr leiften. Das Hauptziel wurde darin erkannt- alles», was dem menfch-lichen Gebrauch dientf gediegen und gefchmackvoll herzuftellenf mit der Freude am Schönen und Echten alle Berhältniffe deS menfchlichen Lebens zu durchdringen und den überzeugenden Beweis zu führen- daß die Kunft als Gemeingut aller eine dauernde Heimftätte nicht nur im Valaft des Reichew fondern* auch im Haufe des Minderbemittelten finden kann.

So hat der Sieg des Gedanken?, daß kjinftlerifcher Wert nicht nur

dein Einzelerzeugnisi der Handarbeitf fondern auch der Maffen-
produktion- dem Mafchinenbetriebe innewohnen kann und muß in
Miinchen dazu gefiihrt- daß gute Qualität und gefchmackvolle Form nicht
die Ari-Znahmei fondern die Regel wurdetn daß fich aus dem Münchner
Kunfthandwerk eine Kunftinduftrie entwickeln konnte. Jn diefer felbft-
verftc'indlich nicht auf Miinchen allein befchränkten Bewegung haben die
beteiligten Gewerbetreibenden auch wirtfchaftlich viel gelernt und ge-
wonnen, Jm Ringen um die Erhaltung feiner dominierenden Stellung
ift dem Münchner Kunfthandwerker jene Umficht und Tatkraft eigen
gewordem die anderwärtsf namentlich - um bei den bahrifchen Städten
zu bleiben - in Niirnberg und Augsburg ftets zuhaufe waren.
Eine wefentliche Stärkung erfuhr die Vofition der Münchner Kultfi-
induftrie durch die vor zehn Jahren durch den Münchner Stadtfchulrat
Dr, Kerfchenfteiner angebahnte und in der Zwifchenzeit nahezu voll-
ftändig durchgeführte Neorganifation des gewerblichen Unterrichtsx deffen
Hauptaufgabe darin befteht, Lehrlinge, Gehilfen und Meifter wirtfchaft-
lich technifch nnd künftlerifch vollkommen auszubilden.
Bayern war der erfte deutfche Staat, der fich die Verbefferung der
Verkehrsverhältniffe durch Erbauung von Eifenbahnen angelegen fein
ließ. Wenige Jahre nach der Eröffnung der erften deutfchen Eifenbahn
von Nürnberg nach Fürth wurde in Miinchen von Jofeph Anton von
Maffei die erfte deutfche Lokomotivfabrik errichtet. Jrn Jahre 1866
folgte die Gründung der Kraußfchen Lokomotivfabriki und um diefelbe
Zeit wandte fich die Firma J. Rathgeber dem Bau von Eifenbahn-
waggons zu. Auch diefe drei Unternehmungen find hochangefehene Groß-
betriebe geworden- deren Fabrikate auf dem ganzen Kontinent ver-
kehren, Jnsbefondere hat fich die Firma J, A. Maffei im Bau von
höchft leiftungsfähigen Schnellzugslokomotiven neben den Firmen
Henfchel in Caffe(und Borfig in Berlin einen Weltruf verfchafft.
Die Zunahme der Bevölkerung Münchens-f die fich in hundert Jahren
verfiinfzehnfacht und in fechzig Jahren um das Siebenfache vermehrt hat-
bot naturgemäß von felbft weitern Jnduftrien ein Abfaßgebieh das fich
zuerft auf den Stadtbezirk befchriinkte nach und nach aber weit darüber
hinausgriff. Tiefe Unternehmungen auch nur gattungsweife zu nennen-
wiirde zu weit fiihren. Hier mag die Tatfache geniigein daß Miinchen
im Verhältnis zu feiner Einwohnerzahl mehr gewerbliche Arbeiter be-
fißt als Nürnberg und Augsburg. Wenn die bahrifche Landeshauptftadt
gleichwohl nicht wie diefe Städte alÖ Jnduftriezentrnm angefehn wird-

fo hat das feinen Grund vor allem darin. daß die Zahl ihrer Groß-
betriebe geringer ift und fich die gewerblichen Arbeitskräfte auf zahl-
reiche mittlere und kleine Betriebe verteilen.

Ob München jemals als Induftrieftadt einen Rang einnehmen wird
wie Dresden. Leipzig. Eöln. wird von Kennern der Verhältniffe be-
zweifelt. Jft es an und fiir fich in unterm heutigen Wirtfchaftßleben
fchwer. fich auf einem Gebiete in die erfte Reihe zu ftellen. das friiher
nicht gepflegt worden ift. der ältern Konkurrenz aber wohlbegründetes
Anf-ehrt und eine fichere Kundfchaft bietet. fo kommt für München noch
dazu. daß es als die füdlichfte deutfche Großftadt kein Hinterland für
den Abfatz ini großen Stil befißt. und daß wegen der hohen Transport-
koften fotvohl fiir den Bezug des Rohmaterial?- als des fertigen Produkts
die Spefen in Miinchen viel zu hoch find,

Eine Aenderung in diefen Verhältniffen könnte vielleicht die Aus-
"niißung der weißen Kohle und der Wafferkrüfte mit fich bringen. die in
den baherifcheu Alpen. alfo in unmittelbarer Nähe Münchens. in einer
Fülle vorhanden find. die in Deutfchland ihresgleichen nicht haben. Wäre
die Stadt Miinchen in der Lage. el-ektrifche Energie aus diefen Waffer-
kräften der Induftrie zu billigftem Vreife auf billigem Gelände zur
Verfiigung zn ftellen. fo könnten damit wahrfcheinlich die mannigfachen
wirtfchaftlicheu Hinderniffe. die der Entwicklung Münchens zur
Judnftrieftadt entgegenftehn. befeitigt werden, Daß eine folche Be-
feitigung möglich ift. beweift das Unternehmen der Jfarwerke. die unter
Ausnütjung von etwa 10000 Vferdekräfteu in der Jfar oberhalb
Münchens bedeutende Kraftanlagen gefchaffen und damit eine ftatt-
liche Zahl von Juduftrien. darunter folche von mehr als 1000 Arbeitern
nach Miinchen gezogen haben.

Sind alfo die Bedingungen. unter denen fich andre deutfche Städte
mit Hilfe der Jnduftrie zu mächtiger Blüte entfalteten. für München
nicht in gleichem Maße gegeben. fo weift diefe Stadt dafür andre Vor-
züge auf. denen fie ihre Größe verdankt. die ihr auch ihr Anfehen und
ihre Wohlfahrt für die Zukunft fichern. Eben jenes Moment. welche?
ich eingangs meiner Ausführungen als ein Hindernis für die Ent- _
wicklung Münchens zu einer eigentlichen Juduftrieftadt bezeichnete. das
Streben des Fiirftenhauies. insbefondere König Ludwig? l.. die Refidenz
vor allem zur hervorragendfteu Heimftätte der fchöuen Künfte zu er-
heben uud diefer ihrer Beftimmung gemäß mit großartigen Monu-
mentalbauten. wie mit herrlichen Kunftfchäßen ift ein mindeftenS gleich-

wertiger Faktor fiir die Förderung der materiellen und kulturellen Wohlfahrt der Stadt gewordeiu ein Vibilegiumf das von Miinchen untrennbar ift,

Wie das Iefthalten an der Ueberlieferung der Vergangenheit Nürnberg und Augsburg zu höherer Blüte verholfen, fo bildet die Kunftpflege in Miinchem weil mit der Kulturgefchichte der Stadt auf das innigfte verwachfen- eine Quelle wirtfchaftlichen Gedeihensl die nicht zum Verfiegen gebracht werden kann. Gerade der Umftandl daß Miinchen keine Jnduftrieftadt iftf ift feinem Anfehen und feiner Stellung als Mittelpunkt der Kunftpflege zugute gekommen, Unter dem Haften nach materiellem Gewinnt der Leidenfchaftlichkeit des gefchäftlichen Konkurrenzkampfes und dem Lärm der Großindnftriebetriebe hätte fich in Miinchen nie ein kiinftlerifches Leben von dem eigenartigen Reiz und der faft alle Verhältuiffe beherrfchenden Kraft entfalten könnenx deren Bannkreis fich hier niemand zu entziehen vermag. Wohl aber hat es durch den leichtlebigen Sinne die Gutmiitigkeit der Bevölkerung und die Freude am behaglichen Genießen eine wefentliche Förderung erfahren.

In diefer Mifchung von künftlerifchein Verftändnis und Gemütlichkeit ift der Grund dafiir zu fuchein daß fich der Fremde auf feinen Reifen gern in Miinchen aufhälh daß unzählige Familien von auswärts in Miinchen ihre zweite Heimat gefunden habenf daß es den auswärts wohnenden Münchner mit allen Fafern feines Herzens in feine Vaterftadt zurückzieht. Daß Miinchen den Ruhmeskranz, den ihm die fchönen Künfte gewundein je an eine andre deutfche Stadt abgeben werdef befiirchte ich nicht. Dagegen halte ich es nicht für ausgefchloffein daß- begiinftigt durch die größere Wohlhabenheit, wie fie der induftriereiihe Norden unferes weitern Vaterlandes aufzuweifen hatf fich auch in Berlin wie in Dresden und Diiffeldorfr ein Kunftmarkt entwickeln kann, der dem Münchner ebenbiirtig ift. Ueberzeugh daß aus einer folchen Entwicklung Miinchen niemals ein Schade erwächfh werden wir Münchner eine folche Konkurrenz keineswegs rnit fcheelen Augen betrachtein vielmehr als einen Anfporn fiir die hier anfäßigen Künftler anfehen, Miinchen feinen alten Ruhmestitel auch fernerhin zu bewahren.

Die in Vorftehendem aufgeftellte Behauptung! daß Münchens Zukunft in feiner Verkehrsbedeutung als Fremdenftadtf in feiner dauernden Anziehungskraft auf die Anfiedelung von auswärtsher liegtf findet ihre Beftätigung in der Gründung eines Unternehmens, an dem die Jndnftrie im hervorragendften Maße beteiligt ift- in dem zu Miinchen

im Laufe der letzten Jahre entftandenen Deutfchen Mufeinu. Gedacht
als eine Sammlung von Meifterwerken der Naturwiffenfchaft und
Technih welche deren Entwicklung von Anbeginn bis zur Gegenwart
dartun und die ungeheuren Erfolge diefer wichtigften Zweige unferes
Kulturlebens vor Augen führen folltef hatte fich das Teutfche Mufeum
von der erften Stunde an der wärmften Förderung durch die deutfche
Jnduftrie zu erfreuen. Der Gedankef daß ein folche-Z Jnftitut feine
Heimftätte vor allem in einem hochentwickelten deutfchen Jnduftrie-
gebiete haben müffef trat in den Hintergrund vor dem Anfehen- das
München als Zentrale des Fremdenverkehrs genießti vor der Sympathie.
die es mit feinen vielenf Geift und Gemüt erfrifchenden Anregungen fich
weit über Deutfchlands Grenzen hinaus erobert hat. Nichts ift wohl
charakteriftifcher für die eigenartige Stellungf die Miinchen unter den
Städten des Deutfchen Reiches einnimmtf als die Tatfache daß die
deutfche Jnduftrie das großartigfte Denkmal ihrer Machtentfaltung in
feinen Mauernl in einer Stadt errichtet hat, in der fie nicht das wirt-
fchaftliche Uebergewicht befiht.
Bedingt wird die Eigenfchaft Münchens als Fremdenverkehrsftadt
allerdings auch durch feine einzigartige Lage in der unmittelbaren Nähe
der deutfchen Alpen. Was diefe Lage für München bedeutet. wird einem
jeden offenbart der an einem klaren Tage von der oberften Zinne des
Münchner Rathausturmes den Blick nach Süden fchweifen läßt. In
iiberwiiltigender Schönheit tiirmen fich die Alpen von Salzburg bis
Lindau vor feinen Augen auf. Und wie leicht ift all diefe Naturfchönheit
von München aus zugänglich gemacht! In 21/2- ift Salzburg in
31%_- Stunden Lindau zu erreichen. Das Karwendelgebirget die Berge
des Wetterfteingebietesi das Kaifergebirgef in nur 100 Kilometer Ent-
fernung von München gelegen, mit ihren bis zu 2000 Metern über dem
Talboden fich erhebenden Gipfelnf ihren hochromantifchen Tälern, welch'
eine Fülle alpiner Bracht und Herrlichkeit fchließen diefe Namen in fich
ein. Der geübte Kletteren der fich nur mit den fchwierigften alpinen
Problemen befaßtx der mindergeiibte Bergfteigerf dem es vor allem auf
fchönef umfaffende Ausficht von leicht zugänglichen Gipfeln ankommt-
der Talwanderen dem fein Gefundheitszuftand größere Anfirengungen
verbieteti ein jeder kommt hier auf feine Rechnung und wird für fein
Vertrauen durch eine Fülle von Genüffen belohntf die er zu den fchönften
Erinnerungen feines Lebens zählt.
Seitdem man erkannh welche Vorzüge dem Aufenthalt in den Alpen

auch zur Winterszeit innewohnen- wie wunderbar rein die Luft ift- wenn die alpinen Majeftäten in blendendem Hermelin hinaus in die Ebene grüßen- welch' eine belebende Kraft den vom Schnee reflektierten Sonnenftrahlen zukommtf feitdeni hat fich auch zur kalten Jahreszeit ein gewaltiger Fremdenverkehr in Miinchen wie in dem benachbarten Alpengebiete entwickelt. Es gibt keine zweite deutfche Stadt, in der die Vorausfetznngen fiir die Entwicklung zu einem internationalen Sportsgebiet in höherem Maße gegeben wärem als in Miinchen mit feiner alpinen Umgebung. In dem Maßef in dem diefe Erkenntnis in immer weitere Kreife dringtr wird auch die Bedeutung Münchens für den Weltverkehr immer mehr und mehr zunehmen,

Zum Schluffe fei mir geftattetf ein kleines Erlebnis mitzuteilen, an dem auch mein verehrter Kollege! Oberbürgermeifter Dr. Kirfchner in Berlinf uiitbeteiligt war. Vor nahezu acht Jahren kamen wir beide zur Feier des 200 jährigen Stadtjubiläums nach St. Petersburg. Wie es' fich von felbft verfteht- wurde jedesmal Herr Oberbürgermeifter Kirfchuer zuerftf dann ich vorgeftellt. Wenn der Name Berlin genannt ward fo prägte fich in den Gefichtszjigen der Herren immer großer Refpektf die, Hochachtung vor der politifchen und wirtfchaftlichen Metropole des Deutfchen Reiches und vor der Wichtigkeit ihrer Bevölkerung aus. Sobald aber im Zufannnenhange mit meinem Titel der Name Miinchen fiel- fo verklärte ein freundliches Lächeln die Gefichter- und ein jeder beeilte fich mir zu verficherm wie fchöne Erinnerungen an München er habe wie gern er nach Miinchen zuriickkehre. Scherzend meinte Kollege Kirfchnen er hätte allen Grund eiferfiichtig zu werden, denn die Bewillkonimnnug des Münchner Bürgermeifters fei viel wärmer als die Begrüßung die ihm zuteil werde. Die Nuffen brachten eben unbewußt zum Ausdruch was gerade auch in Ihrer Zeitfchrift „Nord und Süd“ wohl gefagt werden darf, daß Berlin der Kopf- München aber das Herz Deutfchlands ift, ein übrigens nicht von mir ftammender Saß- der die Bedeutung der beiden Städte für Gegenwart und Zukunft- wie auch das harmonifche Verhältnis» das zwifchen ihnen beftehtx treffend kennzeichnet.

Vrofeffor Franz von Stuck:

Die Knnftftadt München

Es wäre ein müßiges Gefchäft- heute dariiber Betrachtungen an-
zuftellein ob die bahrifche Hauptftadt die überragende Stellung die fie
in der Kunft feit Jahrzehnten einnimmt, in Zukunft behaupten
oder fich mit der zweiten Geige in dem Konzert der deutfchen Kunftftädte
begnijgen und die erfte Geige an die Zentrale Berlin wird abtreten
niüffen.

Welche Rolle Miinchen in der Zukunft, d. h. in zwanzig oder dreißig
Jahren als Kunftftadt fpielen wird, das hängt von der Entwicklung der
jungen Talente ab.

Solcher werdenden ,Talente gibt es in Miinchen genug. Unter
meinen Sänilern find vie1; an die ich große Hoffnungen knüpfe: Spira-
Weißgerberj Willi) Geiger und Vellar. Ob fie und die vielen anderen,
die vorhanden find, das halt-en werden-»was fie jeßt verfprechem kann
* kein Menfch vorausfagen. Dabei zähle ich z. B. Künftler wie Erler und
Vuß nicht mehr zu denenj die fich erft entwickeln follen, Jch halte diefe
beiden fiir bereits voll entfaltete Jndividualitäten.

Daß Miinchen g e ge n wä r t i g noch die erfte Kunftftadt Deutfch-
lands ift„ glaube ich beftinnnt. Miinchen ift mindeftens ein ebenfo
großer Kunftmarkt* wie Berlin. Wenn ich richtig beobachtet habef ift er
fogar weit größer.

Von Miinchnern felbft wird allerding-Z wenig gekauft. Denn
Miinchen ift eine Stadt mit wenig fehr reichen Leuten. Aber Belgier-
Engländer und Amerikaner wiffen fehr wohlx daß fie hier faft alles be-
kommen was fie an Kunftfchätzen zu beziehen wiinfchew fie kommen alle
hierher zu unferen Kunftausftellungen, und die regfamen Kunfthändlen
die wir haben forgen ftändig für eine Propaganda, ohne die ja ein
Kunftmarkt nicht gut zu denken ift. Was aber Miinchen zn einem Kunft-
markt ganz befonders befähigt- ift die Tatfachef daß hier Taufe-nde von
Kiinftlern lebenf alfo im Verhältnis zur Zahl der Bevölkerung weit,

weit mehr als in Berlin! wo die Maler ein winziges Häuflein gegen-
iiber den drei Millionen Menfchen bilden.
Faft alle Akademien und Kunftgewerbefchulen in Deutfchland holen
fich ihre Lehrkräfte aus Miinafen, Jch erinnere nur an die Berufungen:'
Kuchl und Weba nach Dre-&Iden- Triibner- Dill und Fehr nach Karls-
ruhe, Münzen Beten Behrens und Huber nach Düffeldorff Eakmann
und Bruno Bau(nach Berlinx Landenberger nach Stuttgart ufw. ufw.
Jch habe nie davon gehört- daß fich Miinchen eine künftlerifche Lehrkraft
aus Berlin geholt hätte. Dagegen find Liebermannf Slevogt und
Corinth als fertige reife Kiinftler von Miinäfen nach Berlin gekommen,
c?daß hier fo viele Künftler aus allen Teilen Deutfchlands und
Oefterreichs zufammenftrömetn fcheint jedem begreiflichf der auch nur ein
paar Monate hier gelebt hat.
Das Leben ift hier ruhigen nicht fo fchrill und kreifchend wie in
Berlin; München ift eine wunderfchöne Refidenzftadt mit allen An-
nehmlichkeiten der Großftadt; die Lage ift herrlich die Umgebung
wundervoll. Der bahrifehe Hof ift iiberhaupt kunftfinnig und fördert
die Kunft- wo er nur kann.
Dazu kommtf daß der Künftler hier iu der Gefellfchaft- die fonft
(ehr exklufiv ift und fich von Kaufleuten und Jnduftriellen ftreng ab-
fchließtf gerne gefehen wird. Der Künftler verkehrt init dem Hoff dem
Adel und der höchften Beamtenfchaft auf gleichem Fuße. Dergleichen
läßt fich von Berlin ficher nicht fagen.
Man fagtf die Berliner Künftler follen vor allen andern den Vorzug
haben, daß fie mehr arbeiten, Jn M ü nch e n wird ebenfoviel gefchafft
von den Leutem auf die es ankommt. Bummler gibt es überall. So
weich ift die Atmofphäre nichtf daß fie uns von der Arbeit abhielte.
Wer als Künftler etwas willf kann feine Abfichten überall ver-
wirklichen, und wer es mit feiner Kunft nicht ehrlich meintf kann fich auch
in der härtern Luft Berlins verbummeln.

Wirkt. Geh. Nat Ferdinand von Miller
Vräfident der Akademie der Kilnfte (Miinchen):

Die Münchner Denkmäler

Es wird mir fchwer. Ihrem Wunfche über Münchener Denkmäler etwas zu fagen. nachzukommen. nachdem ich nie verfuchte. mich fchriftlieh zu betätigen. und muß es Ihnen überlaffen. ob Sie folgende. mir in den Kopf kommende Gedanken brauchen und verwerten können.

München ift wohl im Verhältnis zufeiner Größe eine der denkmalreichften Städte. nicht nur in deutfchen Landen. fondern in ganz Europa! War es doch die Zeit der Nenaiffance unter den kunft-finnigen Fürften Kurfürft Albrecht l.. Maximilian l.. Wilhelms ufw.. wo künftlerifäte Kräfte vom welfchen Lande. aus Frankreich und den Niederlanden herangezogen wurden. die Stadt zu verfchönern. wie noch an den Brunnen in der Refidenz. an dem äußeren Schmuck der alten Refidenz ufw. zu erleben ift. Auch der Hofgarten hatte nicht nur die Diana auf dem Tempel als Schmuck. fondern auch vier herrliche Brunnen mit Wafferkünften. welche leider um den Bronzewert ein-gefchmolzen wurden. Auch an der St. Michaels-Kirche der koloffale Erzengel Michael von dem Niederländer Hubert Gerhard gab Beweis. wie fehr die monumental-dekorative Kunft in München zur Zeit der Renaiffance gepflegt wurde. Merkwürdigerweife gelangten auch damals fchon hauptfächlich Bronze-Monumente zur Aufftellung. fogar in Turm-räumen. wie das herrliche Grabdenkmal Kaifer Ludwigs des Bayern in der Frauenkirche und andere mehr zeigen. Es hängt das wohl haupt-fächlich mit den klimatifchen Verhältniffen der Stadt zufammen. - Den-noch war es möglich. daß die Kunft. zu gießen. in Deutfchland ganz ver-

loren ging! - In Berlin mußte man einen Franzofen um teures Geld verfchreibenf um die Statue Blüchers in Erz ausführen zu können! - Anfang des vorigen Jahrhunderts lag die monumentale Kunft in Miinchen ganz daniederf und auf den Friedhöfen zeigen fchwache Ver-fruhe- wie man fich bemühte- der plaftifmen Kunft Bahn zu fchaffenl Erft unter König Ludwig l, kam wirklich frifches Leben unter die Bildhauer! Thorwaldfen fchuf das Reiterftandbild des Kurfürften Maximilians l., Rauä) das Monument des Königs Maximilians l.

Wie bei den Malernf fo wurden auch bei den Bildhauern die erften Meifter herangezogenf um befruchtend anf die jungein nach Tätigkeit lechzeuden Bildhauer zu wirken. Die Bavariaf das größte in Bronze gegoffen e Werk, fchuf auf Geheiß König Ludwigs 1.- L. Schwan-thalerf nnd in der Stadt! in welcher man wenige Jahre vorher nicht mehr wußte wie ein einfaches Relief gegoffeu werden konntea entftand durch den Altmeifter Miller ein Bronze-Denkmalf wie keines in diefer Größe auf der Welt gegoffen wurde, noch fchwerlich je wieder gegoffen werden wird. --

Die Bahn war gebrochent und fo entftand eine Reihe von Denk-mälern von mehr oder weniger künftlerifchem Wert. Es war die klaffifche Zeitf welche nicht nur die Bavaria, die Anadriga auf dem Siegestor gefchaffem fondern welche fich auch auf profane Monu-mente übertrug. Es hatten Meifter wie Schaller, Wiedemann- Brugger, Halbig, Zumbufch und wie fie alle heißen fleißig gefchaffen, im Geift'e ihrer Zeit gefchaffein wie wir es heute auch tun und das Urteil der Nachkommen ertragen iniiffenl die wohl alle anders denken und auch fehen werden wie wir. Durch Wag-inliller und deffen talentvollen Schüler Bümann kam eine andere Richtung in die Münchener Vlaftikf wie die Statuen von Liebig, Ohm ufw. beweifen. Bei den Schöpfungen König Ludwigs ll. kam hauptfäch-[ich die dekorative Weife der Periode Ludwigs xu?, zum Ausdruck. All die Künftler zu nennen, welche in diefer Zeit mit viel Gefchmacf ge-fchaffen haben- wiirde zu weit fiihren. Daß durch den damaligen Ein-fluß diefer Kunftrichtung die Gefahr beftandf die monmnentale Kunft

in Miinchen wiirde die Strenge der Auffaffung verlieren, war wohl be-
rechtigt. Da kam zur rechten Zeit Hildebrandt der aus Italien nach
München überfiedelte und fogleich mit feinem erften Werkei dem Wittels-
bacher Brunnen die Unruhe bannte und nun in Miinchen an der Aka-
demie und im öffentlichen Leben weiter wirkte. Mit ihm ift- wie aus
den großen und kleinen Werkenj auf den öffentlichen Vläßen, an manu-
mentalen Bauten* aus den Denkmälern der Kirchhöfe zu erfehen ifta eine
plaftifche Ruhe und Sicherheit eingetretenf die München ohne Zweifel
zu einer der erften Kunftzentren für Vlaftik und monumentale Kunft
gemacht hat!

Vaul Heyfe:
Weihfpruch in das Goldene Buch der Stadt München
Fefte Marten hohes Dachx
Tempelhallei Brunkgemach-
Markt und Gaffen- Brück' und Tor
Schaffen nicht der Städte Flor-
Wenn fich kraftvoll nicht erweift
Jhrer beften Bürger Geift.
Schöne Stadt am Jfarftrand*
Weit und breit mit Ruhm genannt-
Was dich hoch erhoben hat-
Dank' es jener Männer Tatx
Die begabt mit Geiftesmacht
Trefflich Werk in dir vollbracht:
Fürften, denen Tag um Tag
Dein Gefchick am Herzen lag-
Meiftern tiefer Wiffenfchaft-
Künftlern- reich an Sinnenkrafti
Riift'ger Bürger Fleiß und Müh'nf
Daß Gewerb' und Handel blühn.
So vom_ Ehrenkranz umlaubh
Trägft du ftolz dein alte? Haupt-
Hochwart du der deutfchen Art-
Drin ein biedres Volk fich fchart.
Zeuge denn dein goldnes Buch
Mannigfalt in Bild und Spruch
Wer in dir gefchafft, gelehrh
Dein' und feinen Ruhm gemehrt/
Daß im Enkel! ftellt die Schar
Edler Ahnen fich ihm darx
Stachelnd Ehrbegier erwachtx
Bis auch er dir Ehre macht:
Bis auch ihn man wert erkennt-
Daß ihn hier die Chronik nennt.
Und fo wachfe Blatt um Blatt
Glück und Ruhm dir„ teure Stadt-
Durch der Zeiten Sturm und Not
Ungeheugt, Das walte Gott]

M. d. R. Dr. Müller-Meiningen:
Warum wir München fo lieben?

Nürnberg »- Miinchen: alte Rivalen in der Gunft des deutfchen Volkes und doch fo diametral berfchiedene Städte! Gegeufäße in den Lebensfitten. in der Lebensaitffaffung der Bewohner. wie fie fchärfer kaum gedacht werden können! Ich liebe meine alte Vaterftadt Nürnberg mit all ihrem Zauber. dem Dürer'fchen Hauche. dem felbftbewußten arbeitfamen Volke. dem Hüter einer großen Vergangenheit aus eigener Kraft!

* Doch liebe ich anch meine neue Heimat. die kbftliche Jfar-Stadt - fo. daß ich meine. nirgendwo anders mehr mich dauernd eingewöhnen zu können. Worin liegt eigentlich der Zauber.der jeden. der in ihren Bannkreis gekommen. in gleicher Weife umfängt und ewig fefthält? Das ..politifche Capua“. daS wirtfchaftlich (z. B. gegenüber Nürnberg) verhältnismäßig unbedeutende. fchwer vorwärts kommende Jfar-Athen init all feinen gefchäftlirheu und anderen Nachteilen! Denn München ift heute infolge der Fremdeninduftrie eine teuere Stadt geworden! Naive norddentfche Bummler fprecheu bei diefer Frage in unbewußter Grobheit heute noch vom Bier. dem ..fchönen billigen Bier". Sie ahnen nicht. daß in München heute das Bier eine weit geringere Rolle fpielt. als noch vor einem Jahrzehnt. Leibhaftige Menfchen. die im Gafthaufe Milch und Zitronenwaffer genießen. bilden heutzutage (zum Abfcheu des alten Münchener Bierfpießers) eine gar nicht geringe Gemeinde! Selbft Studenten! Nicht zu glauben! Spielen Bo>-. Salbator- und Oktoberfeft auch heute noch im Leben de? llrmünchners eine

gewiffe epochale Rollef - fo wie früher greift das in der Bevölkerung nicht annähernd mehr durch!
Die Schönheitt der Reiz unferer Stadt liegt tiefer. Ju erfter Linie in der herrlichem köftlichen Natur, in der München felbft liegt: mancher Fremde der den gewöhnlichen Touriften-Trott vom Norden her nimmt- mag dies mit einem ungläubig-en Lächeln aufnehmen; weil er keine Ahnung von dem frifchenf urwüchfigen Reiz unferes prächtigen ober- bayerifchen Gebirgsvorlandes hat. *Das köftliche Jfartal mit feinen ftetig wechfelnden Bilder-nf die Walden die fich getroft den fchönften Mittelgebirgswäldern Deutfchlands zur Seite ftellen können: dahinter aber unfer Jutveh die blinkende Kette unferer prächtigen Kalkalpen, diefer Urquell fich immer erneuernder Kraftf diefer Born der Gefund- heit für die Münchner Jugend jeglichen Alters! Ju diefer kräftigen .Luft der ftarkfcholligen baherifchen Hochebene kann der Menfch noch jung! frifch bleiben!
Und in der Stadt felbft! Welche Fülle von Anregungen in künft- lerifcher und wiffenfchaftlicher Richtung! Nirgends finde ich Natur und Kunftf die beiden Zwillingsfchweftern fo harmonifch vereinigt, wie hier! Dazu leichtlebiger öfterreichifcher Charme auf der Bafis immerhin reichsdeutfcher Ordnung] „Schön g'müatli" und langfam voranf aber doch im Vorzüge vor Wien net z'arg, damit „der Vreiß" net allzu höhnifch wird! Der blöde Vartikularismus klerikaler Obfervanz ift übrigens in München auf ein Minimum reduziert! Der Norddeutfche ift ja gegen uns Süddentfche und Bahern weit liebenswiirdiger als umgekehrt. Das mag bei uns ein Defekt fein. Unfere lieben nord- deutfchen Brüder haben eben nicht immer die Münchner Art richtig zu würdigen gewnßt und erregen oft den Anfcheiiu als ob fie den „zurück- gebliebenen Bierbaher“ gern „dablecken" (verhöhnen) wollten! Da- gegen aber ift der Münchner äußerft empfindlich und mißtrauifch!
Auf feine Kunft aber ift er riefig ftolzf auch wenn er nie in feinem ganzen Leben in den herrlichen Binakotheken war.
Ein leichtlebig Völkchenf diefe Münchner Künftlerfchaft; internatio- nale und urmünchnerifchef nunmehr bodenftändig gewordene Bohsme

München fo lieben Dr. Müller-Meiningen

zugleich! Auguft Bebel braucht fich troßdem nicht zu fürchten; er kann unter den Maßkrügen Münchens ungeftraft wandeln und braucht Sinn und Seele nicht zu verlieren. Im Gegenteilf er kann bei richtigem Gebrauch fie noch weidlich ftärken! Ich hoffe. er probiertsl
Nehmt alles in allem: man lebt noch in Miinchen; man haftet und jagt nicht nur nach Erwerb; es gibt da noch Menfchen mit natür-lichem Sinn und in der Bergwelt *geftählten Nerven - troß der großen Stadt: denn „Großftadt" ift Miinchen keine und wird es hoffentlich nicht werden, wenn man in der allmählichen Modernifierung und Ver-fcheuchung des alten Münchner Schmutzes auch keinen Schaden erblickt. Schaut herunter von der Zinue unferes Wendelftein oder von der Riefenwand des heiligen Benediktus oder dem Hochgern oder wo Jhr wollt. auf diefes herrliche Land mit der alten ehrwiirdigen Kunftmetro-pole! Wem da nicht das Herz aufgeht.- der hat keines! Der wird auch niemals der Reize inne werdenf die es birgt!

Jofeph Auguft Lux:
Münchens Genius Loci

Wo follte der Künftler hingehen wenn er Stimmung fucht, wenn nicht nach München? Es ift die einzige Stadt Deutfchlands. wo er fich wirklich zu Haufe fühlen kann. Hier am Nordhange der Alpen. in einem Umkreis düfterer Moorlandfchaftem ift die felig- unfelige Leiden-fchaft der deutfchen Seele nach dem Südeni nach dem Jenfeits der Alpem nach Italien zu einem fteinernen Gedicht gewordene zu einem Künft-werk„ darin fich diefe Sehnfucht abfpiegelt. Diefes Kunftwerk heißt München. Die Luft ift ftark- fubalpin- ausgezeichnet für die Nerven* klar und durchfichtig wie in Italien. Jtalienifch ift auch der Eindruck diefer Stadt und ihrer Vrachtbauten, der füdliche Traum von offenen Hallen. Triumphpfortem faalartigen PlätzenX unter dem rauhen Klima verwirklicht.

Der Genius Lori grüßt uns in dem Bild der Frauenkirche mit ihren charakteriftifchen Türmen. Wir lächeln. Man lächelt immer-wenn von Miinchen die Rede ift. Selbft der kühle Norddeutfche wird warm bei diefem Wort, Jft es die Nähe der Alpen! ift es das Klima, ift es die Kunftr ift es das Bier. find es die freieren und behaglicheren Sitten- was es jedem von uns angetan hat? Alles zufammen ift es.

Der Deutfche hat hier fein Herz entdeckt; und diefes Herz ift diefe Stadt, die fchönfte unter allen Säjweftern, die einzige Kunftftadt- die in einer ununterbrochenen Tradition die Schönheit verwirklicht hatt die die anderen Städte erft gewinnen wollen- wenn fie ihre Aufgabe nicht ver-kennen. Auch hier wird mit leidenfchaftlichem Eifer gearbeitet wie überall- die Stadt hat dasfelbe unheimlich fchnelle Wachstum wie die anderen Städte! aber das neue Antlitz hat nichts von dem Zauber ein-gebüßtf der Miinchen von Altersher auszeichnet und von den Schwefter-ftädten im deutfchen Reiche heute mehr denn je unterfcheidet. Auf die Dauer gibt es keinen Arbeitsfegen und keine Dafeinsfreude, wenn nicht der Adel der Schönheit auf dem Werke ruht. Diefer Gedanke liegt wie

ein heimliches Licht auf den Stirnen diefer Häufer- er ift die Botfäzaft, die von München aus verkündet wird. '

Es ift naturgemäß daß in einer folchen Stadt der Kunftmaler die Phhfiognomie des Alltags beftimmt. Wenn das gefagt wird- fo ift es allerdings nur eine halbe Wahrheit. Das Lächelnj das auf dem Antliß diefer Stadt ruhtj diefes etwas fubftanziellef gutmütige Lächeln des Genius Lori wiirde verfchwindem wenn nicht die Kunftmalerinf das Malweibj oder die Kunftgewerblerin für das anmutige und leicht exo- tifche Kolorit forgen wiirde. Alfo auch fie herrfcht. Fräulein Schwabing! Eben kommt fie die breitex freundliche monumentale Ludwigftraße herab mit mehr energifchen- als graziöfenf männlichen Schrittenf neben ihren Herren Kollegen einhergetrappt. Die Haustöchter fchielen mit Sehnfucht nach der Kunfttochter, diefem Schwabinger Typus! der einen fo ftarken Akzent in das Treiben bringt. Alles ift zu bewundern an ihrf die gelöften Manieren, die burfchikofe Art, die Kunft des Zigaretten- rauchensf die Trachtf die Frifur. Wie hübfchl Wie kleidfaml Wie dekorativ] Das geflochtene Haar in Schnecken an die Ohren gepreßtf Schwabinger Frifur, das Kleid in ftarkem- aber mit Bedacht gewähltem Kontraftf koftümhaft mit einer alten Border mit einem ungewöhnlichen Ornament! .einer felbft entworfenen Stickerei verfehenf in der Tati - eine dekorative Erfcheinung, Diefer Typus hat fich in München voll- endet* er ftilifiert; er bringt einen dekorativen Zug in das Chaos. Fräulein Schwabing ift nicht elegantx oft nicht einmal gefchmackvoll; fie will nicht Dame feinf aber fie will ihr Selbft betonenf will fich unter- , fcheidenf auf jede Gefahr hin. Sie will Berfönlichkeit fein- obzwar fie nur Typus ift, Sie will, wie die Jugend iiberhaupt- befonders hier- originell fein, Aber es ift das heimliche Mißgefchick der Jugend- daß fie felbft in ihrer Originalitätsfucht nur Nachahmung ift.

Talent? Natürlich hat fie auch Talent. Jch bittef mir zu fagenx wozu ein junges Mädchen nicht Talent hat. Zwar die Herren Kunft- händler und die Herren Fabrikanten fchütteln ablehnend den Kopf. Sie erklärenf das dilettantifche Zeug nicht brauchen zu können. Das ift ungalant. Selbft die hohe Frau Kunft lächelt nur mitleidig zu den fruchtlof-en Anftrengungen ihrer niederen Dienerin. Aber fie ift gnädig und läßt fie gewähren, denn fchließlich hat auch diefes Tun feinen Wert. Wenn es auch nicht hinreicht, damit berühmt zu werdenx fo dient es doch in befcheidenem Maße der Entfaltung perfönlicher Eigenfchaften. So kommt est daß von den wenigen Ausnahmen abgefehen- das Malweiblein

und die Kunftgewer'blerin meiftens für fich arbeitet. Für ihre eigene Verfon, Was das heißt. kann man auf den zahlreichen Schwabinger Künftlerfeften fehen. Die Kunfttochter verfteht fich auf die Stimmung. Das dekorative Element, das fie auf die Straße hinausträgt. fteigert fich naturgemäß im Saal, Sie wirkt künftlerifch durch das Befondere ihrer Erfcheinung. Aus Nichts etwas zu machen, daS ift recht eigentlich ihre Kunft. Etwas. das weder Kunftwert. noch Marktwert hat. daS aber auf ein paar Stunden verhält als angenehme Täufchung als holder Schein und Augentrug. wie das »Kränzlein künftlicher Blumen im Haar. Ungeniert feßt fie fich auf den Teppich am Fußboden. was fie von den Atelierfeften her gewöhnt ift, Zimperlichkeit ift nicht ihre Sache. Jhr Umgang mit den Kollegen hat einen kameradfchaftlichen Anftrich. waZ mit fich bringt. daß fich das Gefühl etwas abftumpft und dickhäutig wird. Schwielen bekommt. Seelenfchwielen. Sie hat die unheiligften Bücher gelefen und ift eine Wiffende. Sie hat ihre eigenen Anfchauungen vom Leben und huldigt einer fruchtlofen Theorie, Sie fchwärmt fiir freie Gemeinfchaft und atmet gar zu gern die verruchte Atmofphäre der Boheme. Sie hat alle? abgeftreift- waZ an die Haustochter erinnern könnte. Sie hat ihren eigenen Hausfchlüffel und kommt heimf wann fie will. Sie braucht keine Gardedame. fie ift ja unter Kollegen! Vor allem, fie ift ja Künftlerinl Ja. wenn man Talent hat!
Ganz eng verfchwiftert mit der Kunfttochter ift die Studentin und find jene zahllofen Frauen und Mädchen. die von auswärts kommen- hier irgend etwas ,.ftudiereii", Die zahllofen Intellektuellen und Hyperfenfiblen. Man kann fieleicht in einem der frequentierten Cafes beobachten, am ftärkften vielleicht in dem fogenannten Cafe Größenwahn.“ wo die Berühmten und die Unberühmten fißen. Hier ift natürlich nur von Unberühmten die Redet die als Maffe dem Gefamtbilde das eigentliche Relief geben. Man kann fagen. daß Jbfen die Frauenpfhche urngewandelt hat. die Dichtung hat daS Leben beftinunt und Typen gefchaffen. die vorher nicht exiftiert haben. ES wimmelt von falfäfen Noras und falfchen Hedda Gabler. Sie kommen in wunderlicher Tracht, fie gehen nicht. fondern fie fchweben. fie fchweben fchier unirdifch durch diefes würdelofe Dafein und leben vom Kaff-ee. der bekanntlich die Menfchen verfeinert. Die Bofe _ift ihre Natürlichkeit. Sie fpielen täglich eine andere Rolle, bald find fie Ophelia. bald Kameliendame- meiftens aber eine von Jbfens Heldinnen.
Zwar ift diefes München der Kunft. der Fremden. der Eaprice. der

artigen Laune der mondänen Freiheit und der mitunter fogar welt-
ftädtifchen Eleganz bloßer Flugfand. Erfcheinungem die von außen
kommen und wieder gehenf keineswegs aus dem hiefigen Volke felbft
hervorgegangen. Alfa nicht wie in Wienf wo derfelbe Charme der die
Dame auszeichnen durch die ganze einheimifche Bevölkerung fich dureh-
zieht und in der Vorftadt wurzelhaft iftf wo er fich als daS berühmte
fiiße Mädel verkörpert. In Miinchen fehlt diefe Einheit* obzwar gerade
hier die fozialen Unterfchiede mehr verwifcht find, als irgendwo. Das
berühmte Miinchen mit feiner Gefellfchafr feiner großen fommerlichen
Theaterfaifon, feinen karnevaliftifchen Veranftaltungem feiner Kunft-
feiner Boheme und feiner fonftigen zahlreichen Anziehungskräftenf be-
fteht gar nicht aus Miinchnern- obzwar gerade diefe Nichtmiinchner die
begeifterten Lobredner diefer Stadt find. Die zur Kunftftadt gehören-
find die einen; aber die eingeborenen Bürger- das Volkf find die
anderen. Zwifchen diefem eingeborenen Münchener Volkstum und der
gefellfchaftlichen und künftlerifrhen Schicht befteht ein zwar gemütlicher
und zwanglofer Kontakt- aber kein innereS Verwachfenfein. Das bür-
gerliche und volkstiimliche München hat zur Kunftftadt kaum ein
anderes Verhältnisf als etwa der Zimmervermieter zu „feinem Zimmer-
herrn“. In dem Streitf der gelegentlich ansbriehtf ob Miinchen noch
die Kunftftadt ift oder nicht, hat der Münchner Spießer im Hofbräuhaus
das richtige Wort gefundem das zugleich fein eigenes Verhältnis zur
Kunft bedeutet: „So lange die Herren Kunftmaler fich in Miinchen
wohl fühlen- auch wenn fie hungernf bleibt Miinchen die Kunftftadtl
Baftal“ Es ift jedenfalls das letzte Wort in diefer Sache.
Wenngleich die Maffe der Zugewanderten, die das Kunftleben und
das Gefellfchaftsleben bilden, wechfeltf immer flugfandartig wechfelh f.
bleibt dennoch immer Miinchen - Münahen. Denn der Genius Lori
hat feine nuveränderlichen Traditionen und wirkt mit einer Machh
wie felten irgendwo, Er modelt das Wefen mn- die Anfchauungenf die
Empfindungsartf die Sitten und vor allem die Fremdenf die fich hier
niederlaffen (die Künftler find meiftens Fremdex fo lange bis fie das
Lokalkolorit angenommen haben, gleichfam den hiefigen Dialekt reden
und mit einem Wort gut münchnerifch find. Alle- die von weit und breit
aus allen Gegenden Deutfchlands hierher gekommen findf um zu ftu-
dierenf zu arbeitenf Werke zu fchaffem haben diefe Erfahrung gemacht-
fie wurden Miinchnerr ob fie es wollten oder nicht. Daher kommt es-
daß abgefehen von den individuellen Unterfcheidungen die Kunft

Münchens ein durchaus gefchloffenes und klar umfchriebenes Gepräge hat. Das trifft nicht nur in Bezug auf Bilder. Vlaftiken, Architekturen und Kunftgewerbe zuf fondern vor allem auch in Bezug auf die Menfchen. Daran ift nicht nur die Luft. das Klima. die landfchaftliche und bauliche Schönheit der Stadt. und das Bieri das den fozialen Ausgleich perfekt machtf fchuld. fondern es liegt auch an einem ganz befonderen Zaubermittel. das der Münchner' Genius Loci bereit hat. Diefer lockere Hansgeift hat das Münchner Jahr in einen Feftreigen von heiteren-gefelligen und zugleich volkstümlichen Beranftaltungen umgewandelt, Volk und Gefellfchaft. Künftler und Spießer. alle hat er in ein goldenes Neß von Vergnügungen eingefponnen. darin er fie tüchtig durcheinander wirbelt. Wie ein Riefenrad dreht fich das Münchner Jahr um und verheißt immer neue verlockende Freuden: Karneval. Winterfport- Salvatoranftich, Sommerabende in den viel befuchten Bierkellern. Erfrifchung an den nahen Bergfeenf die großen fommerlichen Gaftfpielet Mnfikfefte, Ausftellung- Glaspalaft und Sezeffionf Oktoberwiefe und zum Kehransx die Auerdult, Lauter rot angeftrichene Kalendertage. Dann kommt eine kurze Vaufe- indeffen die Veranftaltungen auf den kommenden Karneval vorbereitet werden. Und am Fafchingdienstag zieht die buntgemifchte Gefellfchaft am Narrenfeil durch die Maximilianftraße. Da find fie wieder: die Berühmten und Unberühmten- die männliche und weibliche Bohöme, Künftler und Nichtkünftlerf Bürger und Studenten Komteffen und Kellnerinnem Wagnerianer und Anti-Wagnerianer. Seins und Antifemsf Chriften und Moniften. alle mit einer unfichtbaren Narrenkappe auf dem Kopf, ein unabfehbarer Zug in unechten Koftümen. Schminke, falfchen Locken. blechernen Stirnreifenf Bettvorlegern ftatt Tigerfellenx aber troß aller Talmihaftigkeit- troß Kopie und Unechtheit im ganzen ein erfrifchendes Bild. eine farbige Blumengirlande durch die weißen Straßen gewundenf und darum wieder fo echt miimhnerifch.
Freilich und dies kommt wieder der Kunft zugute, befonders der Malerei. wirkt die landfchaftliche Umgebung erheblich mit, Rings um die Stadt breitet fich das ftill hinträumende Dachauer Moosf aus der Eintönigkeit von Moor und Wald blickt das weiße Antliß des Schleißheimer Schloffes hervor. Jin Schloß wohnt einfam die fehnfuchtskranke Knnft eines Hans von Marees und träumt unter dem nordifchen Himmel auf ehemaligem Gletfchergrund von den Wonnen des Südens und der Seligkeit Arkadiens, gleich Mignon vom Heimweh nach dem Lande ver-

zehrt. wo „die Mhrthe ftill und hoch der Lorbeer fteht“. In Landfchaft. .Kultur und Kunft ergeben fich hier aus unaufhörlichen Gegenfäßen die Harmonien.

Dabei ereignen fich zuweilen Märchen und Wunderdinge. Wie. daß der Erlkönig iiber den Sumpf reitet. Draußen in Dachau, Niemand hat es vordem gefehen. Aber die Maler. die fich in der gottverlaffenen Gegend angefiedelt haben. geben der Menfchheit das Aug-ez damit fie diefe ftille zauberhafte Schönheit fähe. Sie malten natiirlich keine Erl-könige. fondern die feltfame Stimmung der Landfchaft. die diefe Sug-geftion gibt. Seither wird das hübfche Oertchen Dachau von Künft-lern und Künftlerinnen überflutet. die das Gefagte nochmals fagen. Heute meint jeder die Ballade zu fehen. die magifchen Hintergründe. die im Leben und in der Kunft das Wefentliche find. Draußen flattert das blaue gezackte Band der Alpen. Wir eilen ihm auf Grußnähe ent-gegen. die Jfar entlang. Befonders im Herbft. die fchönfte Jahreszeit in Miinchen. Der frauliche Sinn des Herbftes hat die Jfarufer init Mode-farben gefchmücktf eine Schönheit geht auf. wie fie nirgends fonft ge-fchaut werden kann. Der Wald ift bunt wie ein Landsknecht oder wie ein geharnifchter Ritter mit purpurner Schörpe. mit goldenen Denk-münzen. filbernen Sporenf kupfernen Schnallen. eine farbenfprühende Erfcheinung. ein Held. der zum milchgriinen Fluß hinabfteigt. Vielleicht hat der Farbenfinn der Frauen, ficher aber der Maler etwas von diefer dekorativen Bracht auf die Palette abgekriegt. Auch hierin fchafft der Genius Lori und verbindet das fcheinbar Zufammenhanglofe dennoch in irgend einer geheimnisvollen Weife. daß es einheitlich wird und wieder fo ausfieht. daß man es nicht anders und beffer nennen kann. - als echt inünchnerifchl

l»-
R]
:i

Vrof. Karl Mahr (München):

Friß Erler

Der Name Fritz Erler hängt aufs engfte zufammen mit der Urn- uud Neubildung *der deutfchen Wandmalerei. Er hat ihr bei uns zuerft die Bahn gebrochen, Als der feurige Schlefier zum erftenmal vor 15 Jahren den Kunftvereinsfaal zu München mit feinen großen Formaten behing, ftand er in Deutfchland noch ganz allein. Immerhin lachte man ihn nicht aus wie Hodler in der Schweiz der um diefelbe Zeit begann. Man bemerkte einen Mann von Könnenf Vhantafie und Willen. der die cDinge von einer ganz anderen Seite anfah als feine Zeit- genoffen. Die Alten ärgerten fich über ihn- weil er nicht braun malte und feine großen Tafeln keine Hiftorienbilder waren; fie enthielten nur wenige. Figuren und ftellten mehr Gefühlszuftände als realiftifche Er- eigniffe dar. Seine Bildniffe glichen weder den falfchen Tizianen. die damals noch nicht den Höhepunkt ihrer Schäßung überfchritten hatten. noch den anglifierenden Porträts die eben in Mode kamen. Was von Künftlern und Kritikern auf Seite der Sezeffion ftand„ vermißte zu- meift die ,.Jntimität" und gab nur die allerdings unleugbare Frifche de: Auffaffung zu. In der Tat fah man hier durchaus nicht „die durch keinerlei künftliche Zutat oder Abftreichung arrangierte Wahrheit der Natur felbft'ß wie fie ein damaliger Wortführer forderte. Der junge Künftler zerlegte die Töne nichh fondern hielt fie zufammen; er gab einem Bilde auch nicht einen Gefamtton in vielerlei Abftufungen- fon- dern fiihrte die Farben gegeneinander und baute feine Bilder auf Kon- traftef die in einfachen großen Flächen daftanden, um fo eine neue Harmonie zu erzeugen; freilich war fie anders, als diet welche dem zeitgenöffifchen Naturalismus vorfchwebte. Und während ringsum die Landfchaft noch Alleinherrfcherin war; fo daß es förmlich erfchiew als ob die Darftellung den Menfchen verboten fei, drückte fich Erler gerade ausfchließlich vermittels menfchlicher Geftalten aus. Ja, wer genau zufah. der bemerkte fogar etwas von gewiffen „Seelenwerten" der Farbe.

Lili

wie fie Böcklin feit langem im Widerfpruch mit der ganzen zeitge-
nöffifchen Malerei anwandte. ohne daß jemand. außer dem jungen
Breslauer, die ungeheure Größe diefer Wiederentdeckung begriff.
Ju diefer denkwürdigen Ausfiellung des Jahres 1895 lag der
ganze fpätere Erler vorgebildet. Das Bedeutfame war. daß mitten in
der Beriode des allein geltenden Naturalismus fich einer mit der Selbft-
herrlichkeit der genialen Natur erhobf der fich zwar den franzöfifchen
Jmpreffionismus in mehrjährigen Studien in Paris angeeignet hatte,
der aber nicht dabei ftehen bliebf fondern auf deren farbigen Errungen-
fchaften fußend, zu einem neuen Stil auf entfchieden moderner Grund-
lage zu kommen fuchte - einer. der durch den Jmpreffionisinns hin-
durch fich auf eine neue Stufe fchwang.
Von diefer Zeit ab ftand im Kampfgetümmel der deutfchen Kuuft
eine neue Verfönlichkeit; fie entwickelte fich ununterbrochen. folgerichtig
und vor allem mit dem Reichtum und der leichten Schaffenskraft einer
bedeutenden Veranlagung. Seine unbeirrte heiße Aktivität machte Friß
Erler zum Führer der großdekorativen Beftrebungen. denen fich in-
zwifchen viele mit ähnlichen Zielen aber von anderen Wegen her-
kommend. angefchloffeu haben. wie der hochbegabte W. v. Bekerath in
Hamburg u. a, Der Widerftand gegen Erler blieb freilich nicht aus
und ift zum Teil noch heute nicht erlofchen. Manchem erfchien feine
Vhantafie zu exotifch. Denn durch einfeitige hiftorifche Schulung waren
wir fo verbildetf daß unfer eigenftes Fleifch und Blut uns fremd er-
fchienj wenn es uns nicht in der Verkleidung Ludwig Richters. des
Gotifcheu oder des fiiddeutfchen Barocks begegnete, Die Oppofition
anderer gründete fich auf eine falfche Anficht der Ziele Erlers. Jch
glaube nicht. daß es viele gibt. die mit gleicher Unbefangenheit, ver-
ftäudnisvoller und ernfter die wirklich bedeutenden Erzeugniffe des
Varifer und Berliner Jmpreffionismus in fich aufgenommen haben.
Aber allerdings, Erler war weit davon entfernt. ihm feine Arbeitsweife
zu unterwerfen. Seine Natur wies ihm Vfade. die dem Jmpreffionismus.
wie man an den heroifchen Ausartungen der Begabung van Goghs fieht,
auf ewig verfchloffen find, Warum follen nicht beide Strömungen neben-
einander zu Recht beftehen? Richtig verftanden- wird jede von der
anderen Ruhen ziehen und der Wege zur Kunft find - in alter und
neuer Zeit. in Oft und Weft - gar viele. Wer je Gelegenheit hat. die
malerifchen Naturftudien Erlers zu fehen. wird über den kühnen Jui-
preffionismus diefer Eindrucksfammlungen ftaunen. Matura non

nineitur niZi parencia. Du mußt der Natur untertan fein als ein Knecht und als ein Anbeter; fonft wirft du fie niemals beherrfchen. Dies monumentale Wort Bacons könnte geradezu als Grundftein des Erler-fchen Schaffens bezeichnet werden. Seine eigentiimliche Vhantafiewelt. die immer feffelnden neuen formalen Löfungen. die guellfrifche feiner er-quickenden Lebendigkeit - alles würde verfiegen und vertrocknen. tränke der Erfinder nicht täglich vom Born der ewigen Natur und ftände er nicht kraftvoll und feft mitten in den malerifchen Problemen der Gegen-wart. Wieder andere ftießen fich an der ..Farbenfreudigkeit" feiner Fresken. Das mutet an. als ob fich jemand iiber die Schnelligkeit unferer Verkehrsmittel beklagen wollte. Es kann Friß Erler nur zur Tugend angerechnet werden. daß feine Werke. im Gegenfatz zu vielen Bildern der Schweizer. von Anfang an aus der Farbe heraus geboren. nicht etwa nur rein linear empfunden und fozufagen erft nachträglich mit Farben inftrumentiert find.

Das Wefen der neuen Wandmalerei läßt fich am beften durch Ber-gleich erklären. Wie werten wir die friiheren Arbeiten feit dem Ab-bruch der Tradition? Daß die Malerei der Cornelius und Genoffen trotz der hochbedeutenden* Veranlagung ihres Hauptmanns für das Großartige keine Malerei war. gilt heute felbft bei den noch immer nicht ausgeftorbenen Bewunderern der „Jdeenmalerei" als ausgemacht. Bei Rethels Fresken machten *die ausführenden Maler allerdings einige koloriftifche Verfuche. aber ohne die Farbe zu beherrfchen. MarEes ift es einmal in feinem Leben gelungen. in einem größeren Bilde die Be-denklichkeit feiner Natur zu befiegeu. als in Neapel der naffe Kalk von ihm rafche und unwiderrufliche Entfchlüffe forderte. Jn der Farbe blieb er jedoch ftets durchaus rückwärts gewandt. obwohl er noch in kräftigen Jahren die europäifche Farbenrevolution erlebte; in der Form kam er über den Schematismus von Horizontale und Vertikale kaum hinaus; von Verwendung der Farbe für rhhthmifche Beherrfchung der Kom-pofition und Lebensausdruck. iiberhaupt von dem freien Rhythmus der Gegenwart ift faft nichts bei ihm zu: fpüren, Auch Vuvis de Chavannes ift in diefen Beziehungen kaum über feine Zeitgenoffen hinausgegangen. Noch viel mehr macht fich diefer Mangel bei den minoree gente-3* geltend. die ihre Efelsbrücke in Tiepolo fahen und noch fehen. Denn fie begreifen nicht einmal das Grundgefeß des Wandbildes. Sie löfen die Wand. die fie fehmücken follen. auf und befeitigen durch Landfchaft und Himmels-weite die Architektur. durch die fie doch überhaupt erft zum Worte

kommen, Erfeßt mani wie dies neuerdings z. B, in der Münchener Univerfität gefrhah die Vorbilder der Renaiffance durch bhzantinifche Mofaiken oder gar antikifierende Allegoriein fo hat damit die ältere Richtung wie fie fich etwa in den Malereien des Valazzo Eafparelli in Rom oder in den allerdings noch erklecklich tiefer ftehendenf nur fchwer diskutierbaren Bildern des Hamburger Rathaufes oder in denen der früheren Düffeldorfer Richtung unter der Llegide Janffens ausfpricbt- eigentlich nur das Gewand gewechfelt. Im Grunde kranken alle folche Beftrebungen an dem nämlichen Mangel an Gegenwartsgefiihl; fie ver- zweifeln an der eigenen Erfindungsfähigkeit und maskieren fich nun mit einem nur allzu rafch veraltenden Hiftorismus. Kühn-era unabhängige Künftler, wie Besnardx haben verfucht, den Jmpreffionismus unmittel- bar auf die Wand zu übertragen; fie intereffierten fich dabei dafürf wie das Eifen fprißt und die Beleuchtung fpieltf aber fie vergaßen alle architektonifche Gliederung, und bemerkten zu fpätf daß das ftaffelei- mäßig malerifrhe in der Wandferne teils kleinlich teils unruhig teils überhaupt nicht wirkt,

Bon allen diefen Wegen fucht fich Erler fern zu halten. Ein Glück, daß er trotz frühzeitiger und genauer Bekanntfchaft mit den Alten nicht ihren überwältigenden Wirkungen wie Hunderte andern ftarke Be- gabungen unterlag. Er will ein Kind feiner Zeit fein und verachtet feine Mutter nichh weil auch vor ihr Meifter gewefen find. Erler ziert feine Wand als folche, Das Bild folk herrfchen und den Eindruck des Raumes beftimmenf wie dies etwa- um ein berühmtes und deshalb einleuchtendes Beifpiel zu nennen- bei den Fresken des Eanepo Santo zu Vifa oder bei der Libreria des dortigen Doms der Fall ift, Das Wandbild will Erler unter keinen Umftänden zur bloßen Dekoration herabfinken laffen- wie es etwa in der Barockzeit der Fall warf wo man es an die Decke zurückdrängte und nur ein allgemeiner Eindruck erzielt werden follte, bei dem Gegenftand und Ausführung in der Regel ziemlich gleichgültig warenf ja zumeift eigentlich von niemand recht ernft genommen wur- den. Erlers Wandbilder beabfichtigen nicht die räumliche Tiefe des Staffeleibildesx fondern eher die flächige Wirkung eines Teppich-Z. Solche großzügige Flächenbehandlung erfordert freilich nur wenige, aber defto ausdrucksvollere Figuren. Erler bildet gerne Serien und hält die einzelnen Gemälde durch wiederkehrende gleiche Töne zufammen; zu- gleich dienen diefe zu kompofitorifchen Zwecken. In vorbildlicher Weife ift diefe Aufgabe bei den Wiesbadener Fresken durchgeführß wo mit denfelben Farben grundverfchiedene Stimmungen dargeftellt find.

I*
x.
C;

Prof. Mahr Friß Erler
Was wäre aber die energievollfte Arbeit des bewußten Geiftes ohne die Befeelung des eigentlich Schöpferifchen! Alle Wanddichtungen Friß Erlers werden von einem gegenwärtig ganz unvergleichlichen, glücklichen und glücklich machenden Temperament wie von einem inneren Licht er-hellt. Lebensluft und Lebenskraft find das primurn eigens neues Leben zündend. ftrahlen fie aus feinen Geftalten wieder. Keine Grübeleien, kein düfterer Veffimismus, aber auch kein gewaltfames ekftatifches Pathos) keine billige Weichlichkeit oder Brahlerei hat Zutritt zu diefem natürlichen, großen Frohfinn) zu der beglückenden Grazie diefes Geiftes, Seine Erfindungen) feine formalen Einfälle fcheinen ohne Grenzen. Er wählt als Gegenftand ein naheliegendesy fcheinbar verbrauchtes Thema) die Jahreszeiten (Wiesbaden), die Elemente (München 1908 und Haus Brackl), die Lebensalter (Haus Mairowski in Köln)) Mufiktempi (Bres-lau) oder die Tageszeitent und fieh da - mit unbegreiflicher Schnellig-keit entftehen auf kleinen) faft nie geänderten Skizzem völlig neue Vor-ftellungen voll Kraft und Frifche. Wer hätte je daran gedacht. „Eifen" und „Erde“ fo zu bilden, wie fie uns Erler verführt (fiehe die Abbil-dungen); wie ift das Starte und Gebieterifche in der Linienführung und in der Erfindung bei der Darftellung des „Eifens“ ausgedrückt, das liebevoll Freundliche in der fchönen. jeder Erneuerung helden „Erde"l
Weniger als die großen Bilder bedürfen die Porträts Friß Erlers einer die Einfühlung erleichternden Erläuterung der Anfchauungen. aus denen fie entftanden find. Sie haben rafch überzeugt; denn ihnen half ihre fprühende Lebendigkeit) und das wäre für viele wohl genug. Aber ihre Erfolge beruhen doch. abgefehen von der hohen. rein künftlerifchem weiter nicht erklärbaren Potenz) auf Gründen. die nicht ohne Intereffe find. Der konfequente Jmpreffionismns löft bekanntlich vor allem die Flächen auf und ift deshalb von jeher folchen Aufgaben nicht förderlich gewefern für die ein genaues Einhalten der Form nun einmal unent-behrlich erfrheint. Es ift kein allzugroßes Kunftftück, einen Kopf recht malerifch und tcmperamentvoll hinzufchleuderm wenn es gleichgültig ift) ob Auge und Mund fo fißen und fo geftaltet find wie beim Original oder nicht. Ebenfo wenig Schwierigkeiten bereitet es) mit bloß zeichnerifchen Mitteln getreu zu arbeiten. Daher gilt das Porträt mit Recht als der Vrüfftein des modernen Malers. Hier muß er Zeigen. ob er bei der Stange. d. h. bei der gegebenen Form zu bleiben vermag, ohne darum eine malerifche Wirkung im modernen Sinne zu verlieren. Am ein-fachften und bequemften wäre es freilich. im Sinne der alten Meifter auf harmoniftifche Wirkung auszugehen, wie es Lenbach getan und nach

- ritz Erler
Eif en

EMPTY

Frih Erler Prof. Mayr

ihm Samberger mit weltabgewandter Konfequenz tut, Ein künftlerifches Verdienft läßt fich jedoch dabei nicht erwerben. wenn man glaubt. fo tun zu dürfen. als hätte es keinen Erneuerer der Farbe wie Manet. keinen Koloriften wie Böcklin gegeben. Man dringt dadurch nur immer weiter in eine Sackgaffe ein. in der Luft und Licht immer mehr verfperrt wird. Mit der formverflüchtigenden Zerlegung des Tones oder gar mit der Vointillierung läßt fich auch nicht zum Ziele gelangen. wohl aber. wenn man. wie Erler. mit der hellen. luftigen Farbenfkala des entfchiedenen und fortgefchrittenen Jmpreffionismus koloriftifch zu Werke geht. die Töne fo wählt. wie fie dem Ausdruck für die feelifcheBefchaffenheit des Originals entfprechen. und die Flächen kräftig zu einer Art Architektur zufammenfaßt. die zwar himmelweit vom willkürlichen Raturausfchnitt entfernt ift. aber doch die Natürlichkeit beftehen läßt, Bei Erler entftehen fo einzigartige Vorträts von großer Ruhe und Helltönigkeit. von fo moderner Wirkung daß fie in Räumen alten Stiles nur fchlecht angebracht find. in Zimnxrn neuerer Prägung aber wie erhellende Juwelen in ftillem Glanze leuchten. Takt und Einfachheit fichern ihnen überdies eine dauernde Wirkung. da die Dargeftellten weder als unglaubhafte Heroen noch als Angeklagte erfcheinen. Ein wahres Vrachtftück ift das Repräfentationsbild des Dermatologen Albert Neißer in der fchwarz-roten Univerfitätstoga; denn hier vereinigen fich all-e Qualitäten der Erlerfchen Porträts. und wie vielleicht noch nie die geiftige Großmacht des deutfchen Forfchers fo phrafenlos und monumental zugleich ausgedrückt worden ift. fo darf diefes Vorträt als ein Höhepunkt der modernen deutfchen Bildniskunft bezeichnet werden. in deffen Entwicklungsgefchichte Friß Erler gleichfalls feinen Namen in unvergänglicher Weife. eingezeichnet hat.

Vrof. Dr. Jofef Schnißer:

München und der fortfchrittliche Katholizismus

Als Vapft V i u s ill. in München weilte (vom 26, April bis 2. Mai 1782). pries der Münchener Vatrizier v, B a r th die bayerifche Refidenzftadt glücklich ob der Anwefenheit des hohen Gaftes und nannte fie ..das deutfche Rom". Und fie verdiente diefen Namen. _- eine folche Menge prächtiger Kirchen und reicher Klöfter aller Orden zählte fie. Viele Jahrhunderte lang war München der Herd ftrengfter römifchec Kirchlichkeit gewefen. Wie die baherifäfen Herzöge ftets das ftärkfte Bollwerk katholifcher Rechtgläubigkeit im deutfchen Süden gebildet und dem dräuenden Anfturm und. wie es fchien. unaufhaltfamen Siegeslaufe der neuen Lehre einen unüberwindlichen Damm entgegengetürmt hatten. fo hatte fich München neben Wien als die uneinnehmbare Hochburg des alten Glaubens bewährt. '

Das änderte fich. als Miinchen 1826 Univerfitätsftadt geworden war. Von nun an war es mit der gemütlichen Exklufivität katholifch-baherifcher Befchaulichkeit vorbei und der frühere Herd kirchlicher Reaktion ward mehr und mehr der Sitz und Ausgangspunkt des fortfchrittlichen Katholizismus. Hatte fchou die baherifche Verfaffung zum Entfetzen der römifchen Kurie Glaubens- und Gewiffensfreiheit proklamiert und den Vroteftanten. die man einft fo ftrenge aus den baherifchen Landen fernzuhalten fich bemüht hatte. gleich den Katholiken die ftaatlichen Vorrechte einer öffentlich anerkannten Religionsgefellfchaft eingeräumt. fo erhielten nun gerade die proteftantifchen Elemente der Hauptftadt durch den Zuzug proteftantifcher Gelehrten bedeutende Verftärkung. und es konnte nicht ausbleiben. daß es zwifchen beiden Konfeffionen zu Reibungen und Konflikten kam. Aber auch innerhalb des katholifchen Lagers felbft begann es zu gären. Nicht umfonft hatte Schelling in München gelehrt (1827-41). Von ihm angeregt wie ihn anregend hatte der geniale Franz Baad er (f 1841) feine Vorlefungen über fpekulative Dogmatik an der Univerfität München ge-

halteir - ein unerhörtes Unterfangenf das dann auch 1838 dura'.
minifterielles Verbot lahmgelegt ward. Denn daß fich das kirchliche Glaubensfhftem, mit den freien Augen eines unabhängigen Laien betrachteh ganz anders ausnehmen mußtex als wenn es immer nur durch die trübe Brille einfeitiger Scholaftik befehen wurdef lag auf der Hand; zugleich war es von unabfehbar-er Tragweite daß die fpekulative Theologie aufzuhören anfing die ausfchließliche Domäne zünftiger Theologen zu bilden. Wie der Religion* fo kann der Theologie nur durch Be-
_ freiung von den Theologen Heil und Rettung werden. Es ift hier natiirlich nicht der Ortf auf die theologifchen Anfchauungen Band-ers näher einzugehen; nur auf feine Stellung zum päpftlichen Vrimat fei verwiefen, in welchem er die fchwache Seite des Katholizismus und eine nicht zum Wefen der Kirche gehörende Autokratie erblickte, Daher fprach er einer entfchloffenen Emanzipation des Katholizismus von der römifchen Diktatur in Religionsfachen das Wort und beklagte die Vatrifizierung der Kirche welche die Autorität der Tradition über die hl. Schrift gefeßt und die Wiffenfchaft unterdrückt und verkiimmert habe.
Jin Gegenfatze zu Baader erprobte fich zwar der große Rheinländer Jofeph Görres f gleich ihm als eine der hellften Leuchten der Münchener Hochfchule gefeiert, als entfchiedener Anwalt römifch-kirchlicher Anfpriiche; aber als Laientheologe trug doch auch erf wenn auch wider Wiffen und Willen fein Scherflein zur Laifierung und Erlöfung der bislang ftets als heiligftes- unantaftbares Monopol der Vriefterfchaft ängftlich behiiteten Theologie bei und half hierdurch ihre Rettung aus den Feffeln kirchlicher Vormundfchaft anbahnen. Sein Schülerf der Laientheologe Joh. Rep. S e p p (f- 1909)- trat mit einem mehrbändigen Lev en J efu auf den Vlanf das nicht bloß an Umfang, fondern auäf an ausgebreiteterf freilich oft genug kritiklofer und verworrener Gelehrfamkeit alles weit hinter fich ließ/ was die katholifche Literatur auf diefem von ihr arg vernachläffigten Bereiche aufzuweifen vermochte und troß gefliffentlicher Betonung treu kirchlicher Richtung von der kirchlichen Anfchaunng im Laufe der Jahre und Auflagen immer offener abwich,
Und fchon griff die religiös-fortfmrittliche Bewegung auf die g ei ftlichen Kreif-e über. Von Schelling Baader und Görres befruchtetwandte der fein- und tieffinnige Vhilofoph und Aefthetiker Martin Deutinger (f 1864) die feltenen Gaben feines reichbegnadeten Geiftes der Löfung des uralten Problems einer Verföhnung des

Glaubens mit dem Wiffen. zu. der Theologie mit der Vhilofophie. In dcr an fchnöder Teilnahmslofigkeit der Gebildeten. namentlich des Klerus. nur zu bald verblutenden ..Siloah" fchuf er eine ..Zeitfchrift für religiöfen Fortfchritt in der Kirche" (1850); weitentfernt. in der vielgerühmten Scholaftik der Weisheit leßten Schluß zu finden. und von der unerfchütterlictnn Ueberzeugung getragen. daß wie im Bereiche der profanen 'Kultur fo auf religiöfem Gebiete jede Zeit ihre eigene Aufgabe zu erfüllen habe. widmete er fein ganzes Dichten und Traahten. wie es uns in feinen zahlreichen philofophifchen Schriften. namentlich aber in feinen unvergleichlichen Predigten über das Reich Gottes ent> gegentritt. der Förderung wahren Fortfchritts auf allen Gebieten des religiöfen Lebens. „Denn“. fagte er. ..wieg der wahre Fortfchritt nicht ohne Religion fein kann. fo kann die wahre Religion nicht ohne leben- digen Fortfchritt fein“; ..diejenigen find daher eben fo weit von der Wahrheit entfernt. die den wahren Fortfchritt um des Glaubens willen verleugnen. als diejenigen. welche den Glauben nm des Fortfchritts willen verlaffen". Der Einfluß. den Deutinger bei feiner hinreißenden Beredfamkeit wie geiftvollen. bilderreichen Schreibart weit -iiber die Reihen des theologifchen Nachwuchfes hinaus entfaltete. ift nicht gering anzufchlagen. wenngleich die Saat nicht fofort aufging. Ju feinem Sinne wirkte und predigte der gelehrte Benediktiner V. O d i l o R o t t- manner. der berühmte Auguftinuskenner. der um feine Kanzel in St. Bonifaz jahrelang alles verfammelte. was die Refidenzftadt an er- leuchteten. nach dem frifchen Born echten. biblifch-religiöfen Katholi- zismus diirftenden Seelen in ihren Mauern barg,

War Deutinger troß feiner Abneigung gegen die Scholaftik und feiner nnverhohlenen Vorliebe für die Errungen'fchaften* der Neuzeit kirchlich unbeanftandet geblieben. fo ward fein Kollege und Landsmann. der Vriefterphilofoph J a k o b F r o h f ch anime r (f 1893). Vrofeffor an der theologifchen Fakultät der Univerfität München. fchon bald von römifchen Kirchenftrafen ereilt. Er hatte den Unwillen des hl, Stuhles durch fein unerfchrockenes Eintreten für die Freiheit und Unabhängig- keit wiffenfchaftlicher Forfchung von römifcher Gängelung erregt. Wins 1x. brandniarkte folches Beftreben in feinem Schreiben an den Erzbifchof von München vom 11. Dezember 186L als ,.unbändige Frech- heit“ (einen-ate iieentia). Trotz aller Bekehrungsverfuche. die ver- iuchend und lockend auch ihm nahten. blieb Frohfchammer mit echt alt- baherifcher Zähigkeit feiner Ueberzeugung treu. In den fchweren Tagen

dee:- Z'ronzilsftreites und des Kulturfampfes veröffentlichte er eine ftatt-
liche Reihe volkstümlicher Aufföße und Flugfchriften. um jenes unheil-
volle Shftem zu bekämpfen. das nicht bloß die Kirche an den Abgrund
des Verderbens zerrte, fondern auch den Staat und das junge Deutfche
Reich in die gefährlichften Verwicklungeu ftürzte. Diefe Broichüren
wurden gern gelefen und fanden weitefte Verbreitung;- fo erlebte „D e r
‚F e l s B etri in Rom“ (Schaffhaufen. Baader 1874) fiinf Auflagen;
„Der Vrimat Vetri und des Vapftes" war in 250000,
„Das Chriftentum Ehrifti und das Chriftentum des
Vapftes" (beide bei Boll in Elberfeld) in 100 000 Exemplaren ver-
breitet.

Aber weitaus der berühmtefte und einflußreichfte Vertreter eines
mit der Zeit fortfchreitenden Katholizismus war J. v. Döllinger,
der Großmeifter der deutfchen Theologie und der bedeutendfte Hiftoriker.
den der Katholizismus feiner Zeit hervorgebracht hat. Zwar mehr als
ein halbes Jahrhundert war er ein fo eifriger Verfechter kirchlicher
Grundföße. daß er als Ultramontaner verfchrieen ward. Aber die römifche
Kurie und ihre Trabanten. die Neufcholaftiker und Jefuiten, hatten mit
dem ficheren Juftinkte des Haffes längft feine wahre Gefinnung durch-
fchaut und ihn mit fteigendem Mißtrauen verfolgt, feitdem er auf dem
Frankfurter Parlament für Glaubens- und Gewiffensfreiheit und
Gleichberechtigung der religiöfen Gefellfchaften. ja auf der Katholiken-
verfamnilung zu Linz gar für eine deutfche Nationalkirche. obfchon in
Verbindung mit Rom.. eingetreten war, Roms Unzufriedenheit mit ihm
nahm noch zu. als er in feinen berühmten Odeonsvorträgen 1861 von
der Möglichkeit, ja Wahrfcheinlichkeit des Unterganges des Kirchen-
ftaates zu reden wagte; entriiftet verließ der Nuntius mitten im Vortrag
den Saal. Die Aufregung wuchs als Döllinger auf der katholifäjen
Gelehrteuverfammlung zu München 1863 in feiner klaffifchen Rede über
die „Vergangenheit und Gegenwart der katholifchen Theologie" die
Unzugänglichkeit der Scholaftik und die Notwendigkeit der hiftorifchen
Methode fiir den theologifchen Studienbetrieb der Gegenwart energifch
betonte. eine Anfchauung, die Vius 1x. im Schreiben an den Münchener
'Erzbifchof vom 21. Dezember 1863 wie in Thef, 13 feines Shllabus ver-
warf. „In München“. fo ward nach Rom berichtet. „fei in den jüngften
Zeiten eine Schule von Theologen entftanden, welche in allen ihren
S>jriften hauptfc'ichlich darauf ausgehe. das hiftorifche Gebiet auszu-
benten. um den apoftolifchen Stuhl. feine Autorität, feine Regierungs-

weife zu erniedrigen. ihn der Verachtung preiszugeben. vor allem aber die Unfehlbarkeit des Vapftes. wenn er ex entdeckte lehrt. zu bekämpfen." Der Sturm brach mit elementarer Heftigkeit los. als das vatikanifche Konzil eben diefe Lehre auf Wunfch des Vapftes zum Dogma erhob. Das Hauptquartier der anti-infallibiliftifchen Bewegung ftand in München. ihr unbeftrittener. ebenfo hochverehrter wie glühend gehaßter und leidenfchaftlich verfolgter Führer war Döllinger. von feinen Freunden und Schülern mit hingehender Treue unterftüßt. Männern wie J. Friedrich. Meßmer. Huber. Berchthold u. a.
Gleichwohl gelang es ihm nicht. die großen Maffen des Klerus und Volkes mit fich fortzureißen; mehr und mehr fah er fich mit feinen Anhängern. naä)dem die anfängliche Begeifterung unter dem harten Druck der realen Verhältniffe verraucht war. ifoliert. Die römifche Reaktion erlag nicht nur nicht. wie fo viele gedacht und gehofft hatten. fondern erftarkte uud wuchs gerade unter dem Kampf wider die Gegner der Unfehlbarkeit und die fie fchirmende Staatsregierung. Die Folge war nun aber nach und nach eine Reaktion wider diefe Reaktion. Weite * Kreife des Klerus und Volkes. die fich mit der neuen Lage der Kirche längft abgefunden hatten oder in diefe von Jugend an hineingewachfeu waren. machten aus ihrem Mißvergniigen mit verfchiedenen kir>flichen Mißftänden. deren Reform fie heifchten. kein Hehl. Diefe fog. reform-katholifchen Strömungen hatten wieder in München ihren Sitz und Ausgangspunkt und in den von Dr. Bumüller und Dr. Klafen geleiteten ..Freien deutf>)en Blättern". die bald ..Zwank z i g ft e s J a h r h u n d e r t" umgetauft wurden. wie in der von Dr. Jof. M ü l l e r herausgegebenen ..R e n a i f f a n c e“ ihre Organe. Im Herbfte 1902 fand im Saale des Münchener Reftaurants ..Jfarluft" eine von Geiftlichen nicht bloß Münchens. fondern auch der benachbarten Orte und Länder zahlreich befuchte Verfammlung ftatt. in welcher H e r m a n n S ch e l l eine großartige programmatifche Rede hielt. Ver-heißungsvoll ftrebte die Bewegung empor. als fie im jähen Tode ihres energifchen Führers. des edlen. feit Jahren in München anfäßigen und eingelebten Weftfalen F r a nz K l a f e n . einen unerfeßlichen Verluft erlitt. Bald ging die ..Renaiffancett ein. Dr, Jof. Müller ward genötigt. München zu verlaffen. der Reformkatholizismus fchien der Vergangen-heit anzugehören. Da hauchte ihm Pius x. mit feinen Erlaffen neues feuriges Leben ein; der Shllabus kamentadile. die Enzyklika Kascenäi. dazu jüngft das Dekret über die Kommunion der Abcfchüßen nnd iiber

die Abfeßbarkeit der Vfarrer. endlich gar noch der fchmähliche Moderniftenéid riefen eine Atmofphäre zähneknirfchender Verbitterung unter Vrieftern wie Laien hervor. wie fie erfprießlicher' vom verwegenften Moderniften in feinen kühnften Träumen nicht hätte erfehnt werden können. ..Das neue Jahrhundert". das unter Dr. Th.
E n g e r s entfchloffener Jnitiative an die Stelle des von Dr. G e b e rt und Dr. O. Sick e n b e r g e r lange entfagungsvoll gehaltenen ..Zwanzigften Jahrhunderts" getreten war. blüht und gedeiht wie niemals zuvor. Der fortfchrittliche Katholizismus hat in ganz Deutfchland und weit über Deutfchlands Grenzen hinaus warme Freunde gefunden; nirgends aber zählt er fo treubewährte Verehrer. nirgends ift er fo tief eingewurzelt wie in feiner Heimatftadt München. Nur wenige Dezennien noch. und er wird hier feine erfte Jahrhundertfeier begehen können. und Vius x.. den Gott uns gnädig noch recht lange erhalten möge. und hoffentlich auch feine Nachfolger werden mit neuen Dekreten dafiir forgen. daß die Jdeale unferer Bewegung immer weitere Kreife* ziohen.

Erich Felder:
Münchner Toilettenfragen

Am vollkommenften wirkt die Toilette der Münchnerinnen. wenn fie am diirftigften ift: zwifchen Dreikönigstag und Afchermittwoch. denn die Jfarathenerin ift eigentlich zur Bavariaftatue geboren. ..Das G'wand“ fpielt bei ihr eine geringere Rolle als bei den iibrigen Euro- päerinnen. - qualitativ. nicht quantitativ: es verbirgt nicht fo häufig Defekte als es den Eindruck der Ueberfülle fteigert, Immerhin lautet die wichtigfte Frauenfrage auch unter den Frauentürmen: Wie kleidet fie fich? Und diefe Frage entfpringt. befonders wenn fie vom Manne geftellt wird. nicht weiblicher Neugierde allein. Ich geftehe. fie nicht erfchöpfend beantworten zu können. weil ich noch kein Fremd- wörterbuch der Kleiderbranche befiße. aus deffen Beftandteilen fich die ..einfchlägige“ Wiffenfchaft zufammenfeßt. Die tiefften Probleme laffen fich bekanntlich nur mit Hilfe der Fremdwörter theoretifch löfen; wenn es mir je beifiel. die dunkeln Stellen alter Vhilofophen oder moderner Kritiker germanifchen Stammes in mein geliebtes Deutfch zu iiber- tragen. fo erfchrak ich meift über die blank zutage tretende Blattheit. „Die Münchnerin“ exiftiert nicht. es gibt nur. Münchnerinnen. Welches Genre foll ich als Kleidermufter wählen? Streifen wir mit einem Blick die himmlifchen Springteufel. die zu den Göttern und Halbgöttern unferer Kunfttempel „Vater“ fagen. Man trifft fie in allen Spielarten von der Vrä-Raffaeline des Burne Jones. die uns mit den Rätfelaugen der Sphinx durchbohrt. bis zu den knufprigen Natur- produkten. die Kuithans Liefer(von Schlierfee gleichen. Ueber ihre Art. fich zu kleiden. könnte man ein tolles Buch fchreiben; fie wiffen. daß fie in einer fchicken Wiener Toilette fchlechte Figur machen wiirden. und beharren um fo entfchiedener auf ihrer befonderen Note. Die von der äußerften Linken flechten fich Münchner Breßeln um die Ohren und tragen eigene Kreationen zur Schau. mit welchen fie die abgebrühtefte Schneiderin verblüffen. Bisweilen gelingt es ihnen gar nicht übel.

r..- .
L' 'Fe
i
fly* *'-
'(,*"-i-. "4-
*-..7"".***
Münchner Toilettenfragen Erich Felderi .*07-i*'*“*"'"
***c *"K-.c-i_

'8...
durch einfache Mittel apart zu wirken; alles, was an Eleganz ftreift. wird gefliffentlich vermieden, doch Faltenwnrf und Farbenwahl verraten Gefchmack. Selbft der blafiertefte Kritiker wird kaum die Nafe rümpfen; weil ihm jede Vergleichsmöglichkeit fehlt; und auf Münchner Boden wirkt das heimifche Luxusgewächs ficherlich zart und frifch. Die Gattung gedeiht vor allem darum. weil ihr die gefürchtete Bezeichnung „mauvais genre" völlig fremd ift - und fie diinkt mich nicht von fchlechter Art.

Dann das kleine Biirgermädel; die auf der erften Silbe betonte Marie oder Theref'- die meinetwegen in einem befferen Reftaurant „kaffiert“. In der Kleidung hat fie was Nonchalantes; das fteifleinenen Rordländern wohlgefällt. Vor allzu gefchmacklofen Extravaganzen ift fie durch ihr natürliches Wefen gefeit. Daß fie manchmal gar einen künftlerifch wertgrädigen; fchlicht-vornehmen Schmuck zur Schau trägt; ift allerdings das Verdienft ihres Eonfins, des Malers. Gewiß, der Charme fehlt; mit dem in Baris die niedliche Vußmaänrin Männerfinne gefangen nimmt. Man_ merkt. wie fich die Theref' vor dem Spiegel angeftrengt hat; möglichft unwiderftehlich zu wirken; aber eben darum rufen Gutmiitige gern „BravoC wenn's halbwegs gelang; denn die durchfchaute Lift eines fhmpathifchen Wefens wirkt immer rührend.

Ob man mir glauben will oder nicht: es gibt hübfche Münchnerinnen; die fich im Winter vor allem mit der Abficht kleidenf dem Barbarenwetter der oberbaherifchen Hochebene, nicht dem Rreuzfeuer eroberungslüfterner Blicke wirkfam Stand zu halten; - ein unweiblicher; aber fhmpathifcher Zug der fportsfreudigen Jugend. Im Sommer - im Sommer weiß man nicht fo genau warum und weswegen: oft find nicht nur die Blufen; fondern auch die Vorfrhriften der Mode keck durchbrochen; ob aber aus hvgienifchen oder anderen praktifchen Griinden ift die Frage. Neben dem grauen Einerlei der alten Tanten; die fich begniigen; kritifch zu wirken; ftechen vorlaute Backfifche als blißgrelle Farbenflecke hervor; Fauna und Flora der Damenhüte find von tropifcher Bracht; keines exotifchen Vogels Schopf vermag mit der Abenteuerlichkeit diefes Gefieders zu wetteifern; und die Entfaltung der Vegetation entfernt fich weit von der Befcheidenheit der nordifchen Natur. Man trifft unglaublich Urteilslofe* die fich vom Chantecler- oder Kometenhut bis zum Stöckelfchuh an Haupt und Gliedern nach der funkelnagelneueften Mode fchmücken; ohne die Wechfelwirkung zwifchen Kleidungsftiick und Trägerin auch nur zu ahnen; und andere; feltfam

Befeheidene gibt es. die durch einen diskreten Farbenakkord den Blick auf die Apartheit ihres Tongefühls. - beileibe nicht auf ihre kleine Verfon zu lenken trachten; Frauen. die dem Kleiderteufel entfagen. weil fie fchon einen Mann ergattert haben. und pompöfe Witwen. bei denen man den Feftfchmaus nach der Trauerzeremonie vorausahnt. Es gibt Köchinnen. deren Gatten Bureaukraten find. und Kaufleute. deren Weiber fich ä la Cafe Zteianje drapieren - was gedeiht nicht alles in der alpenfrifchen Münchnerluft!
Wenn der Wiener in den leßten Jahrzehnten die Fefchität feiner' Vaterftadt mit einem Namen nennen wollte. fo fagte er ..Fürftin Vau-line“, Nun. der Münchner fagt kurzweg ..Nellh“. und dagegen läßt fich fchließlich nichts einwenden als daß hier ein Ausnahmefall vorliegt. der die Regel beftätigt. Jedes Kind der Jfarftadt kennt die Hexen-meifterin. in deren unerfchöpflichen Toiletten-Dichtungen fich die Grazie der puderzarten galanten Zeit mit den kühnften Eingebungen der Schneiderphantafie von morgen oder übermorgen vereinen; fie kommt nicht von der Hochariftokratie noch von der Kunft her. fondern vom Vatriziat. und was das nierkwürdigfte ift: ihre Eleganz wirkt münch-nerifch.
Jm allgemeinen hat die Münchnerin in Toilettenfragen mehr Kultur als Takt. mehr Gefchmack als Diftinktion; vielleicht fehlt es auch vor allem an der ausführenden Hand. Läßt fich doch auf diefem Gebiete am eheften der alte Streit austragen. ob in den Künften der Technik oder der Jnfpiration das -entfcheidende Wort zufällt: Nach ftrengen* Gefeßen einer launifchen Göttin wird auf rein niechanifihem Wege eine ' Form gefchaffen. die erft durch den Einfaß der Verfönlichkeit fchöpferifch wirkt. wie bei der hohen Kunft auch. Aber die reinliche Scheidung befteht hier in der Zweiteilung der Arbeit. da fich ja die Kleider-..Macherin" in den Dienft der S>)önheit ftellt. _ Soll ich von diefem Gefichtspunkte das Münchner Kindl mit der Unvergleichlichen. der Donaunixe. vergleichen. fo fage ich frei heraus: der Wiener-in fehlt _es an Jnfpiration. der Münchnerin „nur" an Technik. Welche Siegerin ift? Diefe Frage laffe ich unbeantwortet. denn fie beantwortet fich von felbft.

Schulleben und Lebensfchule
Unfre Nundfrage:
Geh. Medizinalrat Prof. Dr. E. Schweninger
1. Ein forgfältiges Schulleben in wohlbemeffenen Grenzen ift für eine tüchtige Lebensfchule ebenfo unentbehrlich wie diefe für den Lebenserfolg. Die Schule ift das Schwierigfte fürs Leben. *-
2. Das allgemein oft mit den größten Opfern erkaufte Streben nach den Mittel- und Hochfchulen fchiidigt gleichermaßen das Leben wie die Schule. indem es diefer viele untaugliche Elemente zuführt und dem Leben entzieht; überdies die Zahl der enttäufchten. für die Lebensfchule mehr wieder unbrauchbaren Menfchen _- Broletarier - vermehrt.
Ich glaube daher entfchieden. daß die Deutfchen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberfchäßung. Ueberwertung und Schablonifierung der Schulbildungsfragen. fpeziell der Hochfchulfrage kranken und dadurch die kleinen wie die höchften Lebensfragen verkümmern laffen. Das Liicherlichfte auf diefem Gebiete ift die fog. Einjährig-Freiwilligenbildungl -
3. Dem Streben. auch die praktifchen und freien Berufe mehr und mehr zu v e r aka d e m i f i -e r e n. ftehe ich durchaus unfhmpathifch gegenüber. möchte vielmehr. daß auch die anderen Berufe teilweife w e nig e r a k a d e m i f i e r t werden könnten. um das Schulleben zu verkürzen und die Lebensfchule früher und dann reicher und ergiebiger zur Wirkung gelangen zu laffen.
4. Zweifellos gibt es zahlreiche Menfchen - Väter. Mütter. Brüder. Schweftern. Verwandte. Lehrer ufw. -. die fich einbilden. daß der Erfolg ihres Lebens ein größerer ift. je höher fie auf den Schulfproffen der Lebensleiter emporgeklettert find. bevor fie im Leben fich betätigen. Daher die vielen Enttäufchungen. -Verfönlich habe ich die akademifche

Bildung weniger zu beklagen. weil ich fie fchon im einundzwanzigften Lebensjahre vollendete und fofort 1870 in die ernftefte Lebensfchule »- den Krieg -- geworfen wurde. wo ich hinter den von den Unfrigen fiegreich verlaffenen Schlachtfeldern fowie auf den Transporten und in den Kriegsfpitälern erfahren konnte. wie mancher gute Krankenwärter und manche forgfame Schwefter den Verwundeten und Kranken mehr helfen und leiften konnte als der mit Wiffenfchaft mehr oder* minder vollgepfropfte Akademiker ufw. Von diefer größten und fchwerften Lebensfchule ausgehend. war der Erfolg meines Lebens mit und troß empfangener Hochfchulbildung ein größerer und auch für die Allgemeinheit. fo fehr fie fich dagegen fträubt. ergiebigerer. auch be- gliickenderer. weil ich fortan nur von der Lebensfchule mich dahin leiten ließ. den kranken Menfchen in feiner phhfifcl)en und pfhchifchen Hilflofig- keit zu ftärken und tunlichft fürs Leben tiichtig zu erhalten. Und meinen Erfolg darin danke ich der Le b e n s f ch u l e. nicht dem S ch ul- leben . wenn ich auch zugeben muß. daß ich o h ne Hochfchule diefer Lebensfchule nicht gewachfen gewefen wäre. -

.LT

Schulleben und Lebensfchule:

Oberft a. D. C. Schweninger(M1'inchen)

Mein Bruder. Geheimrat Vrofeffor Dr. Schweniuger. ift ni>ft zum mindefteu *durch fein Leiden am fchriftlichen Arbeiten behindert. weshalb ich es übernommen habe. Jhnen zur Beantwortung der geftellten Fragen den Kommentar zu geben und dabei auch meine. wenn auch nicht ..durch weithin fichtbaren Erfolg“ begründete Anficht zum Ausdruck zn bringen. die mit der meines Bruders völlig übereinftimint.

Als grundlegende Frage betrachten wir:

I. ..Was war zur Erreichung des endlichen Lebenserfolges unerläßlicher. ein forgfältiges S ch u l l e b e n oder die tüchtige L e b e n s - f ch u l e?“ -

Daran knüpfte fich die weitere von Jhnen formulierte Frage II nach der ..krankhaften Ueberwertung der Bildungsfragen". die einerfeits in dem geradezu fchädlichen allgemeinen Streben nach den Mittel- nnd Hochfchulen. andererfeits an der Ueberfchäßung der Hochfchulbildnug gegenüber der Lebensfchule zum Ausdruck kommt.

Die Beantwortung diefer Frage führte zu der weiteren (III) über die Berechtigung des ..Strebens. auch die praktifchen und liberalen (wohl freien) Berufe mehr und mehr“ zu akademifieren. wobei als „freie“ Berufe wohl im allgemeinen die nicht unter dem zwangvollen Einfluß der Staatsverwaltung ftehenden Berufsarten verftanden fein werden. Denn es unterliegt wohl keinem Zweifel. daß diefer Einfluß in erfter Linie es ift. der auf die Schulbildungsfrage drückt und Blüten wie die neuefte ..Einjährigfreiwilligen-Bildung" treibt.

Die von Jhnen formulierte letzte Frage fcheint zunächft nur für einen ..Mann o hne akademifche Bildung" beftimmt zu fein. Aus der Beantwortung der vorhergehenden Fragen ergab fich aber wohl von felbft. daß mein Bruder auch zu diefer Frage auf Grund feiner reichen Lebenserfahrung Stellung nahm und dadurch die Beantwortung der Frage I noch weiterhin beleuchtete,

C. Schweninger

..Wenige Worte" würden vielleicht genügen. aber auch fehr apodik-
tifch klingen._ohne beweiskräftig zu fein. weshalb ich _ troß man>ier
Hemmung und Befchwerden - meinen Bruder veranlaßte. fich zu der
wichtigen Frage eingehender zu äußern, Seinen Anfichten entfpricht
auch die nachftehende Zufammenfaffung. die Jhren Wünfchen vielleicht
mehr entfpricht.
1, Fiir den endlichen Erfolg des Lebens ift eine tüchtige Le b e n s-
fchule unerläßlicher als ein forgfältiges Sch ulleb en. Diefes
liefert nur einzelne Waffen fürs Leben. dieLebensfchule erft lehrt
fie alle führen. nach Bedarf fchärfen und mehren.
2. Jch glaube ganz entfchieden. daß die Deutfchen der Gegenwart
iin allgemeinen an einer Ueberwertung der S ch u l b i l d u n g s -
fr a g en. fpeziell der Hochfchulbildung. kranken und der Leben s-
fchule einen zu geringen Wert beimeffen. nicht felten zum Schaden
des perfönlichen Lebens wie der Lebensgemeinfchaft.
3, Dem Streben. auch die praktifchen und freien Berufe mehr und
mehr zu akademifieren. ftehe ich durchaus nicht fhmpathifch gegenüber.
möchte vielmehr wünfchen. daß auch die anderen Berufe teilweife ent-
akademifiert und dem wirklichen Leben näher gebracht werden könnten.
4, Der Erfolg des Lebens hängt von fehr vielen Faktoren ab. von
denen die Schulbildung und fogar die Hochfchulbildung unbedingt nicht
der wichtigfte ift. Die größten für die Allgemeinheit beglückendften
Lebenserfolge wurden fchou auf allen Gebieten nienfchlichen Lebens
ebenfo oft ohne als mit Hochfchulbildung erzielt. fo daß es dem ein-
zelnen fchwer. wenn nicht unmöglich. fein wird. zu entfcheiden. ob er -
wenn o h n e akademifche Bildung - mit diefer einen größeren Lebens-
erfolg erzielt hätte. Der Held des Lebens ift und bleibt d e r Me n f ch
a l s G an z e s . feine Schulbildung und fogar Hochfchulbildung ift nur
ein Teil.

Schulleben und Lebensfchnle:

Wilh. Freiherr von Vechmann (München)

Direktor der Banerifchen Handelsbank

.Ich möchte nicht fagen. daß es eine ..Ueberwertung der Bildungs-
fragen“ fei. woran ..die Deutfchen der Gegenwart im allgemeinen .
kranken“; diefe Fragen können. richtig verftanden. doch eigentlich kaum
..überwertet“ werden.

Um fo mehr kranken wir an heillofen Jrrtümern in bezug auf die
Dinge. auf welche es im Bildungswefen ankommt. und zwar gerade auch
für das praktifche Leben ankommt.

Nicht. oder doch bei weitem nicht zumeift auf die Kenntniffe. die
man aus der Schule. insbefondere der Mittelfchule (Ghmnafium). aber
auch der Hochfchule hinausträgt. und die doch unvermeidlicherweife in
ihrer Hauptmaffe teils vergeffen werden. teils veralten.

' Ueberhaupt nicht auf die Kenntniffe. die einer trägt wie der Efel
den Kornfack.

Sondern nur darauf kommt es an. was einer kann. und in mancher
Hinficht noch mehr darauf. was einer ift.

Was man im Leben an Kenntniffen braucht. ift wahrhaftig nicht
wenig. und ich bin der leßte. der geneigt wäre. es zu unterfchätzen: aber
man kann nnd man muß es zum größten und wichtigften Teile erft im
Leben. in der ..LebensfänilU lernen.

Und auf diefe Lern-Aufgaben und auf all die anderen noch wich-
tigeren und fchwereren Aufgaben. die in unüberfehbarer Fülle. in un-
erfchöpflichem Wechfel vom Leben geftellt werden. kann keine Schule.
auch keine wie immer geartete Reform-Schule. durch die K e n n t n i f f e
vorbereiten. die fie inhaltlich mitteilt. fondern nur dadurch. daß fie
fch u l t. d. h.. daß fie ihre Schüler in Zucht nimmt. um ihre Gaben und
Kräfte. welcher Art fie auch feien. zu üben. zn ftählen. auf den 'höchften

Grad der Ausbildung zu bringen. nnd nicht nur die einzelnen Gaben und Kräfte (die Gedächtniskraft nicht zu vergeffen). fondern die Schüler felbft im innerften Kern ihres denkenden und fühlenden und weilenden Jchs: daß fie tüchtige Männer werden. zu jeder Aufgabe gefchickt. die im Bereich ihrer Begabung liegt. und jeder Verantwortung gewaöhfen. die unbedingte Zuverläffigkeit verlangt.
Soweit die Beobachtungen reichen. die ich in bald 30 Jahren praktifcher Tätigkeit nicht müde geworden bin. mit gefpannter Aufmerkfamkeit anzuftellen. ift die Schule nicht erfunden. welche verfpräche. für diefe Zwecke Befferes oder auch nur gleich Gutes zu leiften. wie es das alte humaniftifche Ghmnafium fett Menfchengedenken überall da geleiftet hat. noch jetzt leiftet und auch in Zukunft leiften wird. wo feine Lehrer auch nur annäherungsweife auf der Höhe ihres Berufes ftehen.
Von Handelshochfwulen kann ich nicht aus Erfahrung fprechen; die hiefige Handelshochfäjule. an der ich felbft lefe. fteht erft im erften Semefter. Doch ift es mir nicht zweifelhaft. daß durch Vorlefungen und auch durch Seminar-Uebungen nur ergänzt. niemals aber erfeßt werden kann. was für die höheren Aufgaben des Lebens. auch des wirtfmaftliäjen Lebens. die Schulung durch ein gutes Ghmnafium gewährt,

?an
TLS LS .v _.-

Ludwig Gunghofer:

Das Schindeldach

Da ift mir einmal eine fonderbare Gefchichte paffiert. Ich will fie niederfchreiben -- auf die Gefahr hin. daß mancher mein-er Lefer fie nicht ganz verftehen wird. Und ich muß die Gefchichte genau fo niederfchreiben. wie fie gefchehen ift; darf nichts hinzufügen. nichts erklären W fonft würde fie vielleicht zu einer Unwahrheit werden. Denn ich habe den beiden Menfchen. um die es fich handelt. weder ins Herz noch unter die Stirn gefchant. Was da drinnen vorging. weiß ich nicht. Das hatte ich nur erraten können. Aber dabei kann ich mich auch getänfcht haben.

Bevor ich erzähle. muß ich etwas vorausfchicken. Jch hatte einen Onkel. der im Forftfach ein hoher Beamter war und das Referat über das Bauwefen führte. Er mußte draußen in feinem Kreife die Beamtenwohnungen infpizieren und dann der Regierung feine Vorfchläge machen. wenn ein Forftmeifter oder Förfter ein neues Haus bekommen follte. ein befferes Dach. einen neuen Stall. eine Brunnenleitung. einen Kachelofen oder einen ftillen Zufluchtsort mit Wafferfpülung,

Mit diefem Onkel ftand ich immer auf beftem Fuße. Und dennoch war das eine Verwandtfchaft. die mir mancherlei Unbehaglichkeiten eintrug. Wenn ich zur Gemsjagd hinauskam in die Berge. gefchah es häufig. daß man am Neffen die Ohren des Onkels vermutete. Man trug mir des langen und breiten alle Haus- und Stall- und Gartenfchmerzen vor. in der unverhüllten Hoffnung. daß ich die guten Beziehungen zu meinem Onkel recht nachdrücklich für die Erfüllung diefer Wünfche ausnutzen möchte. Um noch warme Feuer unter meine erhoffte Fürfprache zu legen. wurde mir auf der Jagd jede mögliche Gefälligkeit erwiefen. Jch fah mich häufig in der Zwangslage. zur Verhütung eines Mißverftändniffes erklären zu müffen: ..Sie irren fich. mein Befter. ich habe auf die amtlichen Entfchließungen meines

Mit Erlaubnis des ausgezeichneten Autors entnehmen wir diefe wenig bekannte Gefchichtc dem Bande ..Die Jäger“ (Adolf Bouz Ce Co.. Stuttgart).

Onkels nicht den geringften Einfluß!" Der eine glaubte mir und wurde
kühl; der andere nahm da2 nicht fo wörtlich, blinzelte mich freundlich an
und blieb gefällig.
Das mußte ich vorausfchicken. Und jeßt will ich erzählen. Die
'Gefchichte ift vor 24 Jahren paffiert - ich hatte als frifchgebacfener
Doktor der Vhilofophie die Univerfität verlaffen und auf der Bühne
meinen erften Erfolg erkämpft. Vierundzwanzig Jahre! Und jedes
Wort diefer Gefchichte. jede Farbe. die mein Auge fah. jeder Hauch
jenes Abends und jedes leife Zittern meines Blutes ift mir deutlich
in Erinnerung geblieben.
Mitte Auguft. an einem wundervollen Tag. deffen linde Hoch-
landsfonne mir die Wangen ftreichelte wie eine zarte Mädchenhand.
fuhr ich. für die GemSjagd ausgerüftet. in einem Bernerwägelchen die
fteile Vapftraße ,zu dem einfam gelegenen WirtShauZ hinauf. wo ein
Jäger mich erwarten follte. um mein Zeug in da2 zwei Stunden ent-
fernte Wohnhaus zn tragen.
Eine herrliche Fahrt wars! Und eine Gegend. die ich zum erften
Male im Leben fah! Am Ufer eines blißenden Baches. der froh und
übermütig da? Lied feiner gleißenden Wellen raufchte. ging die fteile
Straße durch alten. dichtgefchloffenen Fichtenwald. Nur manchmal fah
man in einer Brefche der dunkeln Wipfel eine fonnenbeglänzte Bergzinne
auftauchen, ein grünes Almfeld, einen weißen Schneefleck in der blauen
Höhe. Dann wieder die grüngefchloffenen Mauern. Und unter diefem
Grün ein ftill geheimnisvolle? Spiel von fchlichternem Licht und fami-
tiefen Schatten - ein dämmerigeZ Farbengewirr. das an Leoparden-
felle denken ließ. an die wunderlich gefleckte Haut der Mnränen, an
Böcklinfche Felfen und Meergefchöpfe, und fonft noch an allerlei Dinge.
die man nie gefehen und dennoch kennt feit ewig. Und dazu eine Luft.
die fich trank wie fijßer Wein. der kühl ift auf der Zunge und heiß in
den Adern! Etwas trunken Fliegende?? kam in meine Vhantafie, etwas
wohlig Träumendes fiel mir in? Blut.
Der Kntfcher. leife vor fich hinpfeifend. ging neben dem Schimmel
her und flocht die ausgefranfte Schnur feiner Veitfche zu einem feinen
Ende zufammen, Dann knallte er und fchrie einen Jauchzer ins Blau
hinauf,
Als mein Wägelchen das einfanie WirtÖhauÖ erreichte. wollte ich
gar nicht ausfteigen und blieb noch immer fißen. während der Jäger.
ein fchwarzbärtigen langer Burfch, mein Zeug vom Bock herunterholte

und meine Büchfe nahm. Aber bei dem kräftigen Wegtrunk. den wir dann im Schatten eines wilden Birnbaums hielten. warf ich meine Träume hinter die Schulter und dachte an die Jagd. die mir bevorftand. und fragte: ..Was hab ich für Ausfichten?"
..A paar guate Gamsböck kunnten S' fcho derwifchen“. fagte der J-örfiner.
..Und wie wärs denn mit einem guten Hirfoh?"
..Hertz da fchauts fchlecht aus. fagt derXJ-örftner. Jui ganzen Revier umananderhaben mer koan fchußbaren Hirfch. fagt der Förftner. Ju der Brunft haben mer allweil die beften Hirfch da. aber im Sommer verziagen fi allweil d' Hirfch. der Teifi woaß wohin. fagt der Förftner."
..Warum fagen Sie denn immer: fagt der Förftner? Sie machen ja Dienft im Revier und müffen doch felber wiffen. was an fchuß-barem Wild vorhanden ift?“
..Freili. ja! Aber i fag halt allweil lieber. was der Förftner fagt. Da lag i nacher nix. was ebba nit recht fein kunnt.“
Ich hatte fo eine dunkle Ahnung: da kommft du zu einem. der feine Hirfche vor den Jagdgäften verleugnet. um feine eigene Jägerfreude nicht zu fchmälern.
Wir wanderten los. Und das war ein Weg. der mich wieder träumen ließ. Ein Weilchen hatten wir durch ftilleu. dunklen Wald zu gehen, Dann kamen wir zu offenem Berggehänge. über das ein glatter Fußpfad hinfiihrte. Zur Linken in der Höhe die leuchtenden Alm-felder - in der Tiefe zur Rechten das grüne Wiefental mit kleinen Buchenwäldchen und zerftreuten Gehöften. fchon übergoffen vom Abend-fchatten. der alle Farben fanft umfchleierte. Und in der Ferne vor mir die Kette der Berge. filberig ins Blau gezeichnet. mit Wäldern. die am Abend fchon einen purpurnen Hauch bekamen.
Und wie warm die Stimmung war. die diefes Bild belebte! Ein ferner Jodelrnf. aus hohen Tönen herunterfteigend zu einer lang ge-haltenen Note - das Geläut von Glocken in der blauen Tiefe - irgendwo in der Nähe das Lachen eines Glücklichen. der nicht zu fehen war - dann wieder das Raufchen ein-es Bachs. das Geplauder einer Quelle - und in der Luft immer wieder der füße Wohlgeruch der Bru-nelleu.*den man diirftend atmete,
Auf einem Bergweg laut zu fchreien. das lieb ich als Jäger nicht. Lit-rr damals blieb ich alle paar Schritte im Gold der Sonne ftehen und iauchzte hinunter in das fchallende Tal, 'In meinen Sinnen war

eine Fri-nde- die fich äußern mußte. Und als der Abend feine roten
Gluten uni mich her fchüttete fing ich zu fingen an. Und fang immer-
zn- durch den ganzen dämmrigen Wald. den unfer Weg durchquerte.
Die, Zinnen aller Berge brannten. als wir in der leßten Helle des
Abends zu einer Lichtung kamen. Ich fah ein Gärtlein, von einem
grünen Zaun umfchloffen. Und über die Kronen von Kirfchbäumen-
zwifchen deren Laub wie taufende von Blutstropfen die reifen Kirfchen
hingem hob fich die mit Holz verfchalte Wetterfeite eines alten .Sanft-s,
Wie graue Seideglänzte das flache- fteinbefchwerte SchindeldaÜ.
Weiße Hühner flüchteten vor uns und flogen mit Gegacker iiber
den Zaun. Ein Hund fchlug an und bellte immer wütender, je näher
wir kamen. „Sollmannl He! Was ift denn?" rief eine Männer-
ftinnne. Da fchwieg der Hund. Und grüßend kam au?- dein Zaun-
türchen der Förfter hinaus. ein fihöner. ftattlicher Menfch brannbärtig,
init ruhigen Augen und lachendem Geficht.
„NeinA dachte ich „das ift keiner. der feinen! Jagdgaft etwas
vorljigt."
Bis wir zur Haustür kamen. fagte er mir das gleiche waZ ich born
Jäger fchon gehört hatte: auf ein paar Gemsböcke dürfte ich ficher
rechnen - und gleich am andern Morgen follte mich der Jäger hinauf-
fiihren ins befte Gemskar. Aber im ganzen Revier hätte er keinen
jagdbaren Hirfch. Das iagte er fo- daß ich? glauben mußte. Er
felber hätte leider keine Zeit mich zu führen - aber auf den Jäger
dürfte ich mich verlafien. Es wurde noch ausgemacht, daß mich der
Jagdgehilfe um drei Uhr wecken follte - dann legte der Jäger mein
Zeug auf die Hausbank und ging davon.
Schon wollte ich mit den! Förfter ins Hans treten. Da kam die
Förfterin. *
Ich bin keine verliebte Natur. Bin's nie gewefen. .Auch als*
junger Menfch habe ich immer meine Zeit gebraucht um richtig Feuer
zu fangen. Aber damals fiel es mir mit brennendem Zink ins Blut,
von einer Sekunde zur andern,
Hatte der fchöne Tag meine Sinne gefchult fiir die glühende
Empfänglichkeit diefe*:- Augenblicks? Wäre mir das gleiche auch bei
jeder andern gefchehem die nicht hüßlich war? Oder gefchah wir's nur
bei diefer einen?
Sie war viel jünger als ihr Mann - nur viert fiinf Jahre über
die Zwanzig - ein fchlankeK fanft gemodeltes Figiirchen, deffen Linien

der aus fchwarzer Wolle geftrickte Spenfer und das dünne. grüne Röcklein nur umkleidete. nicht verbarg. Schimmerndes Blondhaar war in ftreng geflochtenen Zöpfen um die Stirn gelegt. Und große blaue Augen hatte fie. Und ein Gefichtchen -- - -

Heinrich Loffow. ein Münchener Künftler. hat vor vielen Jahren eine Kollektion von Bleiftiftzeichnungen veröffentlicht. die er ..Götter-dekamerone" nannte. Da find im Gefchmack des Rokoko die verliebten Abenteuer des Zeus gefchildert. Alle diefe begliickten Freundinnen des Olympiers. diefe Leda. Danae. Europa. Semele. - fie alle fehen fich ähnlich wie Schweftern. bei deren Bildung die Natur immer das gleiche wiederholen und verfeinern wollte: fchlanke. zartgegliederte Weibchen mit zierlichen. nervös gefingerten Händen und mit fchuialen. lind-geformten Grübchengefichtern. in denen fich fehnende Lüfternheit mit . ftaunender Unfchuld zu wunderlichern Liebr-eiz rnifcht - die Augen größer. als große Augen find. das Mischen wie aus einem Rofenblatt gebogen. die Lippen' wie mit dem Silberftichel gefchnitten und gekräufelt. um jedes Grübchen der leife Zauber einer Koketterie. die um fo verfiihrerifcher wirkt. je kindlicher und unbewußter fie zu fpielen-fcheint.

Solch ein Gefichtchen hatte fie - nur das Lüfterne jener Bilder müßt ihr euch fortdenken. Denn etwas Stilles. Sanftes und Frommes lag in den großen blauen Augen. in dem ganzen Wefen diefes jungen Weibes. das mir auf der Schwelle des einfamen Haufes die Hand reichte und mich freundlich. doch ein wenig verlegen begrüßte.

Ohne ein Wort herauszubringen. hielt ich immer ihre Hand in der meinen und fing zu zittern an - und ftarrte ihr ins Geficht. bis fie heiß errötend ihre Hand befreite. Während fie zurücktrat in den Hausflur. fagte fie noch was. Ich war wie taub und verftand keine Silbe - doch jeden Laut ihrer leifen. warmen Stimme empfand ich wie einen* Ieuerbauch in meinem Blut. Und als fie verfchwunden war. hatte ich ein Gefühl. als hätte mich einer mit fchwerer Fanft in den Nacken gefchlagen. Und bei aller Glut. die in 'mir brannte. zuckte mir kalt und mahnend der Gedanke durch den Kopf: ..Scham daß du weiter kommft! Du haft den Verftand verloren] Bleibft du. fo gibt das ein Unglück l“ Aber'wie angewurzelt ftand ich im Vurpurblau des finkenden Abends und fchante ratlos zu. wie der Förfter mein Zeug von der Hausbank nahm. In dereinen Hand meinen Ruckfack und in der anderen meine Biichfe. blieb er vor mir ftehen und fah mir verdußt

ins Geficht. halb mit Aerger und halb beluftigt. Dann lachte er: ..Kommens. Herr Doktor. i führ' Enk aufi ins Kamerl! Derweil S' es Enk kamod machen. weard Eahna die Meinig fcho ebbes zum Nachtmahl richten." Er trat ins Haus. und fchweigend ging ich hinter ihm her. auf eine fchmale. fteile Treppe zu. die in den oberen Stock des Haufes hinaufführte. Dabei kamen wir an der Küche vorüber - und ich fah den offenen Herd und vor dem flackernden Feuerfchein die Geftalt der Förfterin. ganz fchwarz. von einer roten Schimmerlinie umzogen. Mein Herz fing zu hämmern an. daß mir der Atem verfagte. Droben in der kleinen dämmerigen Stube blieb ich. als iä) allein war. unbeweglich auf demfelben Fleck ftehen. ich weiß nicht. wie lange. Vor den Fenftern erblindete das letzte Licht. und es wurde dunkel um mich her. Immer ftand ich und laufchte und drückte die Fäufte auf meine Bruft. Ein Geruch nach frifcher Farbe und nach feuchter Leinwand war in der Stube - ein Geruch. der mich quälte.“ Und der Gedanke befiel mich: mein Zeug zurückzulaffen. durch das Fenfter hinunterzufpringen in den Garten und davonzurennen. Aber ich tappte nach dem Feuerzeug und machte Licht. mit zitternden Händen. Und fah mich in der Stube um. Das war ein kalter unbehaglicher Raum mit jenen billigen. braunlackierten Möbeln. wie man fie manchmal in den Borftädten vor einem Trödlerladen auf der Straße ftehen fieht, Ju der kurzen Bettftell-e blähten fich die Kiffen und das rotgeblümte Federbett wie ein Berg in die Höhe. Und obwohl man die Stuben erft vor kurzem frifch geweißt hatte. war die Decke mit jenen großen braunen Flecken marmoriert. die das eindringende Regenwaffer zu verurfachen pflegt.

An der Mauer hingen grelle Farbendrucke: des Jägers Leichenzug. die Schlacht von Weißenburg. Napoleon als Gefangener vor Kaifer Wilhelm. die heilige Eäcilie mit der Harfe und Jefus der gute Hirte. Und inmitten eines Kranzes von Jägerphotographien hing eine große. fleckig gewordene Photographie des Förfters und der Förfterin als Brautpaar: er in feiner Forftmannsuniform und fie in einem weißen. fchlechtfißenden Kleid. mit dem Myrtenkranz und dem Schleier. der ganz merkwürdig fteife Falten machte. Unter einer papiernen Rofengirlande. die man an das Bild geklebt hatte. war mit verzierter Nundfchrift auf den Karton gefchrieben: ..Zur Erinnerung an den 12. Mai 1875."

'L

Sechs Jahre waren die beiden fchon Mann und Frau. Und auf
dem Herweg hatte mir der Jäger erzählt. daß im Förfterhaufe keine
Kinder wären.
Ju aller Schwüle des Jrrfinns. der mich befallen hatte. ftarrte
ich immer diefes ftille. füße. kindliche Gefichtchen an - und erfchrak
wie ein ertappter Dieb. als ich ein Wochen an der Tür und draußen
'die Stimme des Förfters hörte: ..Kommen S' abi. Herr Doktor. 's-
Nachtmahl fteht auf'm Tifchi"
Diefer Weg über die Stiege hinunter - das war für mich wie
ein Weg in die Hölle, Und doch iiberkam mich ein Gefühl der Ruhe.
als ich die große behagliche Stube betrat. die von einer Hängelampe*
beleuchtet war. Diefe weißen Wände waren ganz bedeckt von Hirfch-
geweihen und üppig wuchernden Efeuranken. deren Töpfe in den
Fenfternifchen ihre Sonnenpläßchen hatten. Unter der Lampe. vor
einem Lederfofa. war der Tifch mit blauem Linnen gedeckt.
Solange mir die junge Frau. die am Gefchirrkaften befchäftigt war.
den Rücken wandte. konnte ich in leidlicher Befonnenheit mit dem
Förfter plaudern, Doch als fie zum Tifch trat und das Lampenlicht ihr
Eefichtchen und das Blondhaar unifchimmerte. ließ mich die erzwun-
gene Ruhe fo bedenklich im Stich. daß der Förfter fragte: ..Was haben
S' denn. Herr Dokter? Taat's Eahna ebba net guat fein?“
Ich fchwaßte etwas von der langen Fahrt in der heißen Sonne.
nahm wie betäubt den Bloß ein. der mir auf dem Sofa angewiefen
wurde. fchlang die Speife hinunter und leerte von dem roten Tiroler
ein Glas ums andere. Wortkarg hörte ich dem ruhigen Geplauder
des Förfters zu und hatte nur manchmal den Mut. einen hufchenden
Blick auf die junge Frau zu werfen. Sie beteiligt-e fich mit keiner
Silbe am Gefpräch und vermied es. mich anzufehen. Und was fo heiß
auf ihren Wangen brannte - war das nur der Schimmer des Lampen-
lichts?
Der Förfter brauchte lange. bis er fait wurde. Dann räumte
die Frau geräufchlos das Gefchirr vom Tifche; und während fich der“
Hausherr fein Vfeifchen anzündete. brachte fie ihren Nähkorb und
begann eine Joppe ihres Mannes zu flicken. Bei einem Loch am
Ellenbogen ftudierte fie ernft und lange. wie der Fleck am beften ein-
zufeßen wäre, Und der Förfter. mitten in einer eifrigen Schilderung
feiner Gemsftände. fagte plößlich: ..Gelt. daß .mi fei d' Naht net

druckt!‟ Die junge Frau fchiittelte den ‚Kropf und beugte das Gefichtchen noch tiefer über die Arbeit,
.Bon den Gemsftänden drehte fich das Geplauder des Förfters hinüber zu der rätfelhaften Gewohnheit feiner Hirfche: im Sommer fpurlos aus dem :lleoier zu nerfchwinden. Dann kamen die Ziehe aufs Tapet. die während des Winters im Garten die Jiofenftanden abfraßen. Vom Garten war's nicht weit in die Küche, Und von der offenen Jeuerftatt. deren Verwandlung in einen praktifchen Kochherd wohl noch zu erleben wäre. fchwang fich die Hauptforge des Förfters hinauf zn dem fanlgewordenen Schindeldach. durch deffen Löcher und Lücken bei jedem Gewitterregen eine böfe ‚Taufe über alle Stuben niederginge. Sonft könnte man ja mit allem noch leidlich zufrieden fein _.- aber diefes unglückfelige Schindeldaih. das in der Tonne wie Zunder auseinander dorrte. wäre die ruhelofe Sorge feines Lebens. Dazu nickte der Förfter mit einem beklommenen SeufZer: ftatt ja! Und der Förfter meinte: mein Herr Onkel. wenn er das Schindeldach nur ein einziges Mal gefehen hätte. würde ficher und mit aller Befrhleunigung den Ban eines neuen Daches beantragen. Nur fehade. daß mein Herr Onkel mit Gefchäften fo fehr überladen wäre. daß er für eine Reife in diefen verlorenen Bergwinkel keine Zeit hätte. Aber mein Onkel wäre doch als ein wohlwollender und gerechter Herr bekannt. bei dem ein gutes Wort gewiß einen freundlichen Ort fände. - -
Das alles hörte ich nur mit halbem Ohr. In die, Ecke des Sofas zerüekgelehnt. qualmte ich den Rauch meiner Zigarette vor mich hin und hielt die Hand über die Augen gedeckt. als hätte ich eine Blende gegen die Lampenhelle nötig. Aber ich wollte nur den Blick verftecken. den ich von diefem füßen. fchimmernden Köpfchen nicht mehr loszureißen vermoihte. Ich fühlte. wie diefer Jrrfinn in mir von Minute zu Minute wuchs. Aus diefem berzehrenden Durft. aus diefer quälenden Schwüle meines Blutes kam mir der tolle Gedanke: ..Vis du auf Hundert zählen kannft. fo lange halte du das noch aus] Dann wirft du auffpringen und den Kopf diefes jungen Weibes packen und ihre Augen. ihre Wangen. ihren Mund mit deinen Küffen verbrennen! Das wirft du tun müffen! Soll dann kommen. was mag!" Und da begann ich die Hammerfchläge zu zählen. die ich unter meiner Rippe fpürte. eins. zwei. drei. vier. - -
Es muß etwas Wahres an der Sage fein. daß man Blicke und Gedanken. die uns mit Glut umfchlingen. körperlich empfinden kann."

Denn plößlich hob die junge Frau das heiße Gefichtchen. als hätte ich
ihren Namen gefchrien. und fah mich erfchrocken an, Dann griff fie
mit zitternder Hand nach dem vollen Weinglas ihres Mannes und
_trank es haftig aus. bis anf den letzten Tropfen,
Der Förfter lachte: ..Was haft denn. Alte? Warum tuats di denn
gar fo dürften heut?"
Ich wollte etwas fagen. Aber was mir aus der Kehle kam. das
war nur ein erwürgter. heiferer Laut. Und wie ein Verrückter fprang
ich auf.
Die junge Frau wurde bleich, Und der Förfter nahm die Pfeife
aus den Zähnen und fah ganz merkwürdig an mir hinauf.
Ich ftammelte: Der Tag hätte mich übermiidet. es wäre. fpät. und
ich müßte mich fchlafen legen.
Die beiden fchwiegen. während ich wie ein Narr zur Tür hinaus-
ftürmte.
Droben in der Kammer riß ich. ohne Licht zu machen. die Kleider
vom Leibe und warf mich ins Bett. Die feuchte Leinwand wirkte wie
ein Vrießnißumfchlag. nur nicht beruhigend! Gefoltert von allen
Bildern meiner Sinne. lag ich dunftend unter dem fchweren Federbett.
Und immer hielt ich den Atem an und laufchte. Noch lange konnte ich
drunten im Haus. wie fernes Gemurmel. die Stimmen der beiden
Menfchen hören. Dann vernahm ich Schritte im Flur. Türen wurden
auf- und zugemacht. und ein Vlumps war zu hören. als hätte man
fmwergenagelte Schuhe auf die Dielen geworfen. Jetzt war es ftille im
Haus. Und drunten in der Stube rief der Kuckuck an der Schwarz-
wälder Uhr die elfte Stunde,
Ju Schweiß gebadet. ohne mich zu regen. erduldete ich die Qual
diefes gräßlichen Bettes und alle Marter meiner Gedanken. Wie eine
Ewigkeit erfchien es mir. bis der Kuckuck wieder fchrie. Und plößlich
war es mir. als hätte ich vor der Tür ein Geräufch gehört. Ich feßte
mich auf und machte Licht. Und da wurde ohne Vorficht die Tür
geöffnet und die Förfterin trat in die Kammer. mit hängenden Zöpfen. “
*die cFüße nackt. einen roten Wollrock um das Hemd gebunden. Als
fie die Kammer hell fand. zuckte fie zufammen und blieb bei der Türe
ftehen - und lächelte fo feltfam hilflos.
Erft wußte ich nicht: War das eine gefpenftige Ausgeburt meiner
Wünfche? Oder war es Wirklichkeit?
Hatte fie meine tolle Qual erkannt? Und wollte fie die Barm-

herzige fpielen? Oder war fie an diefen flinken Weg gewöhnt? War fie immer fo freundlich. wenn Gäfte unter diefem faulgewordenen Schindeldach übernachteten?
Etwas Widerli>)es griff niir an die Kehle - ein Gedanke. der mich .hkühlte
„Was foll das heißen? Sind Sie verrückt? Was wollen Sie?"
Da fagte fie, erfehrocken und leife: „Auffi fchauen hab i miiaffen . . . .b S' net ebba ebbes brauchen tauten?"
„Neinl Danke! Ich brauche nichts!“
Sie neigte das Köpfchen, „Guat Nacht. Herr! _Schlafen S' halt nat!“ Dann ging fie zu der Tür hinaus.
Ich löfchte das Licht. Und mit dem Kopf zwifchen den Händen blieb ich im Bette fißen.
Von aller fchlaflofen Folter der dunklen Stunden. die da an mir vorüberfchlichen. will ich fchweigen.
Ich hörte den Kuckuck ein Uhr rufen. zwei Uhr, drei Uhr. Dann wurde es lebendig im Haus. Schwere Schritte ftolperten über die Stiege herauf. eine Fauft trommelte an meine Tür. und ich hörte die Stimme des Förfters; „Ruß Herr Dokter! Auf! Drei hat's g'fchlagen! Tummeln S' Eahna! Oder es kannt ebba fein, daß mer z'fpat kommen.“ Die Schritte entfernten fich und kamen wieder. „Soll ebba die Meinig aufftehn und a Fruahftu> richten.-"
„Ich danke. nein! Ich will nichts haben!“
„Meinetwegenl Uber tummeln S' Eahnal“
Zerfchlagen und müde, mit Blei auf den Lidern. kleidete ich mich an, nahm den mit Braviant und Wäfche angepackten Bergfack auf den Rücken und griff nach der Büchfe. Als ich herunter kam. ftand der Förfter fchon wegfertig bei der Haustür und fagte mit lachender Gut-miitigkeit: „Jeßt aber flink. Herr Dotter! A Stündl brauchen mer guat! und bis mer auffi kommen. weard's grad fchußliacht.“
Das verftand ich nicht. Zur Jagdhütte im Gemskar hatte ich doch einen Weg von vierthalb Stunden? Und wo war der Jäger? Wie kam est daß der Förfter mich begleitete? Geftern hieß es doch, er hätte keine Zeit. mich zu fiihren? *
Es zuckten mir Gedanken durch den Kopf, die mich die Nähe diefe-Z freundlich tuenden Menfchen mit Unbehagen empfinden ließen. Und als wir hinaustraten in das fühle Grau des Morgens, deffen Sterne fchon erbleiihtem fchob ich für alle Fälle die Patronen in meine Biichfe.

Da kam der Jäger mit Keuchen gelaufen und ftotterte: ..Max und
Jofefl A biffl verfchlafen hab il"
..Macht nix!“ jagte der Förfter. ..Grad tuat's es no! Aber flinke
Füaß müaffen mer machen! Nimm dem Herrn Dokter fein Sach. daß
mer gfchwinder fiiranand komm-en! Und tummelts enk a biffl! Tum-
melts enkl“
Eine halbe Stunde ging es iiber ebenen Steig hinaus und dann
empor durch fteilen Bergwald. mit einer Eile. daß mir der Atem
fchwand. Und immer mahnte der Förfter noch: ..A biffl flinkerl Flinkerl
'Daß mer net z'fpät kommen!“
Es wurde fchon hell über den Wipfeln. Die Meifen fingen zu
zwitfchern an. und eine Ringdroffel flötete ihren füßen Schlag'
Jn das graue Zwielicht. das noch zwifchen den Bäumen träumte.
dämmerte weiß die Lichtung eines Almfeldes herein,
..Richten S'Eahnal" zifchelte mir der Förfter zu und gab dem Jäger
einen Wink. zurückzubleiben, Dann pirfchte er lautlos vor mir her. dem
Waldfaum entgegen. Und nickte mir kichernd zu: ..Guat haben mer's
troffenl Wie am Schnürl ziagt er übers Almfeld her!" Langfam
direkte er fich und deutete auf die Lichtung hinaus. ..Dös is der befte.,
den i hab! Jeßt fchießen S' 'n nobel auffil"
Jch glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen. als ich - in dem
hirfchleeren Revier -' einen kapitalen Kronenhirfch da draußen über
das Almfeld trollen fah. Doch ich machte einen flinken Strich unter all
meine wunderlichen Gedanken - und hob die Büchfe an die Wange.
Mit hoher Flucht quittierte der Hirfch die Kugel. machte noch ein-
paar rafende Sprünge und iiberfchlug fich.
..Hat'n fcho!“ rief der Förfter und fprang mit einem Jauchzer auf
das Almfeld hinaus. Und der Jäger kam gelaufen. ..Gratulier. Herr
Doktor!" Er lachte. ..Js halt deacht oaner dagwefen!“
Eine nachdenkliche Stimmung befiel mich. während ich langfam
über das Almfeld hinaufftieg. Als ich den verendeten Hirfch erreichte.
hatte der Förfter fchon die Joppe abgeworfen und begann die rohe Arbeit.
Schweigend ftand ich dabei. Der Förfter. der zwifchen den Hinterläufen.
des Hirfches kniete. lobte den „noblen“ Schuß. Und während“ er die
Arme bis zu den aufgeftülpten Hemdärmeln in die dampfende Bauch-
höhle des Wildes tauchte und den Wanft herausriß. guckte er lachend*
an mir hinauf und fagte: ,. Den hätten S' fei fonft net gfchoffenl“
Nicht nur in jener leuchtenden Morgenftunde. vor dem aufge-

tirochenen Hirfch und beim Anblick diefes lachenden Gefühl-Z - auch noch in mancher Stunde all der 24 Jahre. die feit damals vergingen. hab ich mir über das Rätfel diefes Wortes den Kopf zerbroehen.
Als der Förfter feine Arbeit getan hatte. fäuberte er mit einem Grasbüfchel die Arme und lachte wieder: ..Laffen S' Eahna nimmer aufhalten! Schaun S'. daß S' auffi kommen zu die Gamsböck. Den Hirfch trag i hoain. Und für's Gweih laß i a Kiffen machen und fchick's Eahna eini d' Stadt!“
„Dankel“ fagte ich in einer Regung von Zorn. die ich felbft nicht recht verftand. ..Hängen Sie das Geweih nur in Jhre Stube! Und fchreiben Sie meinen Namen drauf!" Jch winkte dem Jäger und ging davon.
Als wir zum Waldfaum kamen. drehte der Jagdgehilfe das Geficht.
„Was hat er denn. der Förftner. daß er fo gfpaßig dreinfchaut?“
„Fragen Sie ihn! Dann werden Sie ja hören. was der Förfter fagt!"
Ein Morgen kam. vollwunderfamer Schönheit. verfchwenderifch an Glanz und Farben.
Drei Tage blieb ich droben in der Jagdhütte des Gemsreviecs.
Doch ich hatte auf der Jagd ein fo niederträchtig-es Vech. als wäre mir ein rafendes Glück in der Liebe befchieden gewefen.
Am vierten Mittag packte ich verdroffen mein Zeug zufammen.
Doch ftatt den bequemen Heimmarfch zu dem einfamen Hans_ mit dem faulen Schindeldach zu nehmen. ftieg ich auf befchwerlichen Wegen iiber die Berge.
Den Förfter und die ..Seinige“ hab ich im Leben nicht mehr ge-fehen. Erft 14 Jahre fpäter kam ich wieder in die Gegend. Aber da faß ein neuer Förfter in dem alten Haus. das ein rotes Ziegeldach be-kommen hatte. Jch mußte fragen. was aus den beiden Leuten von damals geworden - und bekam eine fchwarze Antwort: die Förfterin wäre in ihrem erften Wochenbett geftorben; und der Förfter hätte ein Rückenmarksleiden bekommen - vom Hirfchtragen - und wäre in Beufiou gegangen.
Ob er noch lebt? Jch weiß nicht - bin auch ganz ohne Neugier.
Aber manchmal denk ich an ein grünes Grab. das da draußen in einem verlorenen Winkel der Berge liegt. Und diefer Gedanke peinigt mich.

Stadtfchulrat Dr. Georg Kerfchenfieiner:

Die induftrtelle Arbeitsteilung und das Vroblem der Volkserziehung

Die Entwicklung der modernen Jnduftrie wird der Erziehungs-politik des modernen Verfaffungsftaates ein Problem ftellen. das um fo fchwieriger zu behandeln fein wird. je weiter man feine Löfung bin-ausfchiebt. Jch verfolge das Auffteigen diefes Problems fchon feit einigen Jahren. aber niemals ift es mir klarer geworden als im Herbft vergangenen Jahres. wo ich in den Vereinigten Staaten Amerikas die Arbeitsorganifation einiger induftrieller Riefenbetriebe ftudierte.

Was den Fabrikbetrieb vom Handwerksbetrieb unterfcheidet. ift vor allem die weitgehende Arbeitsteilung. Wenn der einzelne Arbeiter eines großen Betriebes immer nur einige wenige Arbeitsprozeffe auszuführen hat. die feiner Begabung angepaßt find. fo wird durch die fich fteigernde Gefäiicklichkeit nicht nur die Güte des Arbeitsproduktes gewinnen. fondern auch die Arbeitszeit für das einzelne Vrodukt auf ein Minimum reduziert. Dadurch werden wiederum die Herftellungskoften verringert. der Preis der Ware verbilligt. die Umfaßmöglichkeit vergrößert. das Zinserträgnis des im Betrieb arbeitenden Kapitals vermehrt und fomit der materielle Befiß eines Landes verftärkt.

Vom volks wi rt f ch a f t li ch e n Standpunkte aus ift diefe natur-notwendige Entwicklung der Jnduftrie unter dem Antriebe des raftlos arbeitenden Kapitals eine durchaus erfreuliche. Vom volks e r z i e h e - r if che n Standpunkte waren fo lange keine wefentlichen Bedenken zu erheben. als der fortfchreitende Vrozeß der Arbeitsteilung nicht das Grundelemeut aller Erziehungsmöglimkeit. die Arbeitsfreude. bei den großen Mailen der gelernten Arbeiter zerftörte. Aber das nach Be-fchäftigung hungernde Kapital fiihrte die indnftrielle Entwicklung auf der Straße der Arbeitsteilung immer weiter, Je höher die Löhne und je kürzer die Arbeitszeiten wurden. defto mehr fuchte das Kapital durch andere Mittel zu erfehen. was es hier an Zinsertrag verlieren mußte,

War früher der Antrieb zur Arbeitsteilung nicht zum geringften durch die Abficht einer zweckmäßigen Organifation der Arbeit gegeben. fo fpornte nunmehr ausfchließlich die Furcht vor der fich fchmälernden .Rente des Kapitals zu immer weiteren Gliederungen der Arbeits-prozeffe an. Wo nur immer der Mafchine ein Arbeitsprozeß ausge-liefert werden konnte. da wurde auf die nicht immer zuverläffige Ge-fchicklichkeit des Menfchen verzichtet. nnd wo vollends der Durchführung des Arbeitsprozeffes eine autoinatifche Mafchine zur Verfiigung geftellt werden konnte. da wurde die Menfchenhand nahezu völlig aus-gefchaltet. Sie erhielt keine weitere Aufgabe mehr. als die Mafchine in Gang zu feßen oder den rhythmifchen Wechfel ihrer Tätigkeit mit der Pünktlichkeit einer Bräzifionsnhr durch einige Fingerbewegungen zu regulieren. .

' Es gibt Fabrikationen. wo diefe Entwicklung der Vroduktionsweife zum Segen für die Menfchheit geworden ift. Das ift vielleicht iiberafl da zu behaupten. wo es fich um die Herftellung von Halbfabrikaten han-delt. deren Erzeugung einft fchwere. aufreibende körperliche Arbeit er-forderte. Es gibt aber auch Fabrikationen - und fie find bei weitem in der Mehrzahl - wo diefe Entwicklung der Produktion zum Flurhe für die Menfchheit wird. wo fie nicht mehr kulturfördernd. fondern in hohem Grade kulturhemmend wird. In ..the Vaft and Vrefent“ fagt Carlhle. daß das letzte Evangelium in diefer Welt fei. Arbeit zu kennen und fie zu tun, Die heilige Glut der Arbeit gleiche einem läuternden Feuer. worin jedes Gift verbrannt wird. Das Schickfal habe im Grunde kein anderes Mittel. um zu kultivieren. Gefegnet fei daher. der feine Arbeit gefunden habe; er möge keinen anderen Segen verlangen. Aber die Arbeit. wie fie der Großbetrieb der amerikanifchen Jnduftrien den Menfchen auferlegt. kann unmöglich das letzte Evangelium diefer Welt fein. weder zeitlich noch räumlich. Es wäre denn. daß die Entwicklung der Kultur die Maffen der Menfchen wieder zur Sklaverei zurückführen müßte. von der fie die Maffen in blutigen Kämpfen einft befreit hatte. zn einer Sklaverei. die viel fchlinnner ift. als fie jemals im Laufe der Menfchengefihichte war. Die Arbeit. die ich in den gewaltigen Schub-fabriken in St. Louis gefehen habe. die dort 25 00() Menfchen befchäftigt. ift alles Segens entkleidet. In endlofen Reihen* ift der Menfch hier ein-gefchaltet als Mafchine zwifchen anderen Mafchinen. die feine Hand felbft gebaut hat. damit er fich befferals Glied in die. groß-e Sklavenkette rinfiige. .

Und diefe Taufende und Hunderttaufende von modernen Sklaven find vollberechti-gte Bürger des Staates. Sie beftimmen fein Gefchick. unfer aller Gefchick. durch das allgemeine gleiche und freie Wahlrecht. Noch mehr] Sie find Menfchen wie wir. von gleicher Raffe und gleichem Stamm. viele von ihnen von großer Intelligenz. eiferner Willenskraft und tiefer Moralität. Sie haben das gleiche Anrecht wie wir alle auf den Befiß der Kulturgüter. den ungezählte Generationen vor uns ge-meinfam für ihre Nachkommen gefchaffen haben. Aber der Tag. das Jahr. das Leben rollt ihnen dahin ohne den Himmelsglanz der inneren Arbeitsfreude. aus der allein die gefunde Kraft zur wertvollen Lebens-geftaltung. zum richtigen Genuß der Kulturgüter herauswächft. '..Ach. Sie glauben nicht. wie fröhlich unfere Arbeiter find“. fagte mir ein Amerikaner. ..und alle haben auch nicht das Bedürfnis nach einem geiftig angeregten Leben." Gewiß. fo lange die Kraft des jungen Arbeiters zunimmt. fo lange das frohe Gefühl einer fich fteigernden-Leiftungsfähigkeit in der Seele des Arbeiters fich ausbreitet. fo lange die Ausficht auf ftetig fteigender!, Lohn mit fteigender Leiftungs-fähigkeit wächft. wird auch die gleichförmigfte Arbeit noch nicht völlig ihres Segens beraubt fein und felbft bei fähigen Köpfen den Mangel an geiftigem Leben wenn auch fühlbar. fo doch nicht erdrückend machen. Aber der Tag kommt mit tödlicher Sicherheit. wo bei den beften die Müdigkeit der Seele fich einftellt und nur die Hungerpeitfche die alte Leiftungs'fähigkeit noch eine Zeit lang aufrecht erhält. Wenn aus der mechanifchen Arbeit kein Kraftzuwachs mehr für den Arbeiter fließt. wenn der Arbeiter von keiner Hoffnung mehr getragen wird. dann hört die Arbeit auf. ein Kulturfaktor zu fein. und wenn Millionen von Volksgenoffen unter folchen Bedingungen durch das Leben wandern. dann hören fie auf. für die Kultur des Volkes fich zu intereffieren und freiwillig und einfichtsvoll an ihr mitzuarbeiten.

Man wende nicht ein. daß die hoch gefteigerte Arbeitsteilung kein geiftig hochftehendes Menfchenmaterial verlangt. Das ift nur bei ganz wenigen Juduftrien der Fall. Gerade die wichtigften Jndnftrien. wie die vielgeftaltigen Mafchineninduftrien. verlangen *auch bei größter Arbeitsteilung intelligente. anpaffungsfähige und willensftarke Menfchen. die eine der wertvollften Geiftesgaben befißen müffen. die Fähigkeit gefpanntefter Aufmerkfamkeit. Jeder Fabrikant weiß. daß nur geiftig und moralifch gut qualifizierte jugendliche Arbeiter lernen. den Arbeitsmafchinen die höchfte Leiftungsfähigkeit abzuring-en. Jeder

Fabrikant weiß. welch enormen Unterfchi-ed beim redlichften Willen der Arbeiter die Leiftungen der gleichen Arbeitsmafchinen aufweifen, und ein aufmerkfamer Beobachter braucht nur einen Tag durch die Arbeitsräume einer großen Jnduftrie zu wandern. um fofort an den gefpannten Muskeln des Gefichtes die Summe geiftiger Energie abzulefen. die hier an den unbarmherzig produzierenden Arbeitsmafchinen verbraucht wird, Jin Zwange einer langjährigen mechanifchen Arbeit wird dann freilich die Intelligenz nicht mehr weiter entwickelt. Wo Jahrelang keine neuen Aufgaben mehr an den Arbeiter het-antreten. beginnt auch der befte ftumpf und gleichgültig zu werden. Das zeigt fich felbft bei der geiftigen Arbeit. gefchweige denn bei der manuellen. Man verfpricht fich viel von der Verkürzung der Arbeitszeit in den hoch entwickelten Jnduftrien. Sie wird eine weitgehende Erziehung für die Ausnutzung der Mußezeit vorausgefeßt. den- 'Zuftand erträglicher machen. aber das Problem nicht löfen und die ungeheuren Gefahren für die Kultur des Volkes nicht befeitigeu. Wenn die Tages- und Berufsarbeit. die den Menfchen bis zum Grabe begleitet, nicht eine ftändige Quelle einer wenn auch noch fo befiheidenen Lebensfreude ift- wenn das Jntereffe an ihr durch nichts mehr täglich neu entzündet wird. dann retten auch die beftverwendeten Mußeftunden die Seele eines . geiftig Hungernden nicht.

Was können wir nun tun, um diefe Wirkung der unaufhaltfam fortfchreitenden Arbeitsteilung für die Mehrzahl unferer intelligenten Arbeiter hintanzuhalten? Was können wir tun. um der entgötterten Arbeit ihren Segen wieder zu geben? Jch glaube. es g i bt ein Mittel. nur ift es fraglich, ob der natürliche Egoismus des Arbeitnehmers wie des Arbeitgebers fich freiwillig entfchließt, es zu gebrauchen. Das Mittel heißt: Belebung der Arbeitsfrende durch Wechfel der Arbeit. Jin normalen. pflichtgetreuen Menfchen lebt die Arbeitsfreude. das ift die Freude an der Arbeit um der Arbeit willen, fo lange, als fie ihn irgend welchen Kraftzuwachs erleben läßt, Das können wir täglich felbft beim fpielenden Kinde beobachten. Sobald das normale Kind bei feinem frei gewählten Spiele nichts mehr lernt. nichts mehr geiftig oder körperlich gewinnt. beginnt das Spiel das Jntereffe des Kindes zu verlieren. Jeder Erzieher weiß. daß damit der Moment gekommen ift. es einem neuen Spiele zuzufiihren. Nicht anders ift es bei der Arbeit des normalen Erwachfenen. Wenn der Arbeiter nn- der einen Mafchine feine höchfte Leiftnngsfähigkeit ent-

Michelangelo da Caravaggio;
Der Falfchfpieler
(Galerie Dresden)

EMPTY

wickeli hat, beginnt natnrnotwendig das, Jntereffe an der Bedienung diefer Mafchine zn erlahmen, Die moralifche Kraft de?- einen oder anderen oder auch die Ansficht auf Fefthaltung der einmal erreichten Lohnhöhe läßt den Zeitpunkt hinansriickeih wo die geiftige Spannkraft in der Bedienung der Mafchine nicht mehr auf der gleichen Höhe zu halten ift. Aber friiher oder fpäter kommt der Augenblick doch. Warum ftellt man nnn nicht diefen Arbeiter rechtzeitig an die nächfte Mafchine welche den Arbeitsprozeß der vorausgehenden fortfeßt? Gewiß- die ,Leiftungsfähigkeit diefer nächften Mafchine wird unter der neuen Hand zunächft nicht anf ihrer vollen Höhe ftehen. Auch der Lohn des Arbeiter?- wird vielleicht zunächft um einen größeren oder kleineren Betrag finken. Arbeitgeber wie Arbeitnehmer werden alfo bei diefem Wechfel anfänglich nicht ohne Opfer durchkommen. Aber je höher die moralifche Kraft der beiden ift* defio eher werden fie fich zu diefem Opfer entfchließen. Denn beide gewinnen fchliefzlich mehr als fie verloren haben. Ich habe in meinem eigenen Leben zweimal unter Verzicht auf fehr nennenSwerte Einkommensbetriige nnd anf geficherte Lebensftellnngen mein Arbeit?- fcld gewechfelt, nur um meine ArbeitÖfreude und damit mein innereZ Glück zu retten. Und ich habe viele geiftige Arbeiter kennen gelernt, die ebenfo handelten und heute noch fo handeln. An der zweiten Arbeits- mafchine erwacht der feelifch Ermiidete zu neuem geiftigem Leben. Wieder find ihm neue Aufgaben geftelltf wieder kann er täglich feine Leiftnngßfähigkeit wachfen f-ehen- wieder fteigt der Lohn und vielleicht fogar zu einem höheren Grade alsf dies vorher möglich war. So kann der gelernte Arbeiten von Mafchine zu Mafchine fchreitendf lange Jahre hindurch vom eigenen Arbeitsintereffe gefangen gehalten werden, Immer mehr fieht er dabei die Zufammenhänge der Arbeitsprozeffe feines Be- iriebesr immer mehr Mafchinen feffeln feine Aufmerkfamkeit- immer weiter öffnet fich fein Blick- immer mehr wird er fich der Verantwortlich- keit des einzelnen bewußt- deffen ArbeitÖprodnkt die Grundlage der Arbeitsleiftung_des nächfien Mitarbeiters ift.

Ich weiß nicht, wie weit diefer Weg in den einzelnen Jnduftrien gangbar ift. In den Mafihineninduftrien ift er es ficher. Denn ich habe ihn in einer Reihe von LehrlingZabteilungen großer Jnduftrienf faft möchte ich fag-en- unbewußt, befchreiten fehen. Gerade die Jnduftriein deren Erzeugniffe bei großer Kompligiertheit große Genauigkeit er- fordern- find von felbft gezwungen, den intelligenten Lehrling von Arbeitsmafmine zn Arbeitsmafchine zu fiihren» wenn fie einen intefli:

genten Arbeiterftamm fich erziehen wollen, Nur wenn der Lehrling zum fertigen Arbeiter geworden ift. dann hören fie fo vielfach auf. ini gleichen Syftem weiterzufahren.
Die Befchreitnng diefes Weges wird wefentlich erleichtert. wenn durch geeignete öffentliche Schulen. welche den Lehrling wiihrend feiner ganzen Lehrzeit begleiten. der jugendliche Arbeiter in alle Arbeits-prozeffe feines Berufes fhftematifch eingeführt wird. Wenn der Lehr-ling hiebei in der Schule zu keiner nennenswerten quantitativen Arbeitsleiftung in einer gegebenen Zeit gebracht werden kann. die Qualität der Arbeitsleiftung eines Vrozeffes kann er immer durch eigene Verfuche am eigenen Leibe erfahrenlernen, Und diefe wenn auch noch fo kurze Erfahrung wird es ihm erleichtern. als fertiger Arbeiter durch rechtzeitigen Wechfel der Arbeit im eigenen Berufe den unheilvollen Wirkungen der Arbeitsteilung zu entgehen,
Die Löfung des Vreblemes der Volkserziehung. das ift der Er-ziehung der Staatsgemeinfchaft zu einem in fich gefchloffenen. in gemein-famer Tätigkeit vorwärtsfchreitenden Kulturvolke. wird nicht möglich werden ohne die Löfung des Problems. wie der moderne Juduftrieftaat die echte. wirkliche Arbeitsfreude zu erhalten oder gar zu entwickeln irn-ftande ift, Viele und fchwere Hinderniffe ftehen der hier verfuchten Löfung im Wege. Die in den einzelnen Betrieben felbft liegenden will ich nicht erwähnen. Ich will nur auf eines der größten außerhalb der Betriebsorganifation hinweifen. auf die Parole der organifierten Arbeiter. daß die Lohnverhältniffe Zwifchen dem fchlechten und dem vor-trefflichen Arbeiter keine nennenswerten Differenzen aufweifen dürfen. und daß die quantitative Arbeitsleiftung des hervorragenden Arbeiters über eine beftimmte von der Organifation vorgefchriebene Grenze nicht hinausgehen darf. eine Varole. wie fie nicht unheilvoller gerade für das Auffteigen des Arbeiterftandes felbft erdacht werden kann, Aber nichts ftärkt alle diefe Hinderniffe beffer. als das langfame aber fichere Sinken der echten Arbeitsfreude durch die fortfchreitende Arbeitsteilung.

Dr Alfred Kuhlo
Sundikus des Baverifchen Induftriellenverbandes:
München als Juduftrieftadt
Sie wollen. daß ich Ihnen einiges über München als Jnduftrie-
ftadt berichte? Da darf ich wohl vorausfchicken. daß München gar keine
Induftrieftadt im eigentlichen Sinne des Wortes ift. Die allgemeinen
Vorausfeßnngen für die günftige Entwicklung einer großen Jnduftrie
find in München leider nicht gegeben. Befonders die fogenannte fchwere
Jnduftrie. d. h. die Großeifen- und Mafchineninduftrie. kann dort keine
Stätte finden. Der Grund hierfür liegt in der ungünftigen geographi-
fehen Situation: man denke fich. daß alle Rohftoffe zu enormen Vreifen
für Frachten vom Norden bezogen werden müffen und die Mehrzahl der
Vrodukte denfelben Weg wieder zurückgehen muß. da Miinchen kein kauf-
kräftiges Hinterland hat. Da erfcheint es verftändlich. daß derartige
Znduftriezweige in Miinchen keinen Boden finden konnten. Auch Textil-
induftrie mangelt vollftändig; hier find es in erfter Linie die un-
günftigen Arbeiterverhältniffe. welche die Anlage großer Betriebe ver-
hindert haben. Die Textilinduftrie braucht für ihre meiftens nicht fehr
hochwertigen Vrodukte billige und zuverläffige Arbeitskräfte; diefe laffen
fich aber anderswo beffer finden als gerade in München.
Wenn alfo München auch auf eine größere Entwicklung von Eifen-.
Mafchinen- und Textilinduftrie aus den angeführten Gründen ver-
zichten muß. fo weift die Hauptftadt Bayerns doch eine groß-e Reihe von
Spezialfabriken und befonders Mittel- und Kleininduftrie auf. Die
gewerbliche Tätigkeit ift in München fehr entwickelt. auch ift die Zahl
der in Gewerbe und Induftrie befchäftigten Verfonen eine wefentlich
höhere als in den beiden* baherifchen Juduftriefiädten Nürnberg und

Augsburg. Die Zahl der großinduftriellen Etabliffements ift allerdings keine große.
Eine Jnduftrie ift in München bodenftändig iin wahrfteu Sinne des Wortes: die B-rauinduftrie; von ihr ftammt auch der Bei- uame „die Bierftadt". Die Uranfänge diefer Jnduftrie datieren auf das 15. Jahrhundert zurück. Es ift intereffant- feftzuftellen, daß Um- ftände. welche fonft die gewerbliche Entwicklung regelmäßig hindern. nämlich polizeiliche Verordnungen. gerad-e das Münchener Braugewerbe erheblich gefördert haben. Die ftrengen Volizeivorfchriften für die Brauereien, deren wefentlichfte fchon im Jahre 1516 erlaffen wurde. haben den Grund zu dem Ruf und der Weltbedeutung des Münchener Bieres gelegt. Dadurch. daß die Herftellung des Bieres fchon vor Jahr- hunderten in Miinchen von den Behörden ftrenger überwacht wurde! als irgendwo anders in der Welt, *war feine »Qualität der aller anderen Vrodukte überlegen und fand bald den Weg anf den Weltmarkt. Das Münäfener Hofbräuhaus wurde fchon im Jahre 1589 gegründet; fein Bier. das urfprüuglich nur für den Bedarf des Hofes beftinnut war. hat bald große Berühmtheit erlangt. Der Export Münchener Bier-es hat großen Umfang eigentlich erft feit dem Jahre 187L- d. h. zur Zeit des allgemeinen wirtfchaftlichen Anffchwnngs iu Deutfchlaud. an- genommen. Heute wird Münchener ,Bier in allen Teilen der Welt ge- truuken. Der Export der Münchener Brauereien ift ungefähr die Hälfte der gefamten baherifchen Bieransfuhr. obwohl die Brauereien in Kulm- bach Nürnberg und Würzburg ebenfalls große Ouantitäten ausführen. Leider hat der Export Münchener Bieres nach Norddeutfchland erheblich abgenommen; trotzdem find die deutfchen Bundesftaaten noch immer die befteu Kunden der Münchener Erportbrauerei-en. Eins mag jedoch noch erwähnt fein: Troßdem Münchener Bier überall in der Welt ge- trunken wird und die Ausfuhr ganz ftattliche Ziffern aufweift. trotzdem ferner der Konfnm der Münchener an Bier pro Kopf der Bevölkerung in den letzten Jahren ganz erheblich zurückgegangen ift, werden noch immer mehr als drei Viertel des in Miinchen gebrauten Bieres in München felbft getrunken. Einen befferen Beweis fiir die Boden-

ftändigkeit diefes Juduftriezweiges wird man wohl kaum beibringen
können.
Ju den leßten Jahren ift iu Miinchen eine andere Juduftrie
heimlich geworden: die Kunftgewerbeinduftrie. Die neuen
Wege der angewandten Kunft in Deutfchland find in der Hauptfache
auf die Jnitiative Münchens zurückzuführen; dort entftand der jetzt
glücklich überwundene Jugendftil. der immerhin das Verdienft hat. eine
Reform der Jnnenkunft vorbereitet zu haben. Jn München find die'
Seidl. Riemerfchmidt. Bruno Vaul. Fifcher. Bartfch. Trooft und viele
andere zu Haufe. die der Raumkunft neue Bahnen eröffnet haben und
den Ruhm Münchens im ganzen Reiche verbreiteten. Das Kunft-
gewerbe ift im allgemeinen eine Mittel- und Kleinbetriebsinduftrie; fie
befchäftigt aber viele Taufende und ift in ftetig auffteigender Entwick-
lung begriffen; wenn von Münchens Juduftrie die Rede ift. muß fie
in erfter Linie erwähnt werden, Vielleicht wird Deutfchland einmal
feinen neuen Stil. der noch immer nicht endgültig gefunden ift. fich aber
zweifellos aus den vielen talentvollen Anfäßen heraus entwickeln wird.
Münchener Anregungen und Münchener Juduftriefleiß verdanken.
Die fogenannte fchwere Eifeninduftrie kann fich. wie fchon
erwähnt. in München nicht entwickeln; einige Verfuche find nach fchweren
Verluften kläglich gefcheitert. Dagegen hat München einige Spezial-
fabriken der Mafchineninduftrie. die mit großem Erfolge arbeiten und
feit Jahrzehnten Weltruf genießen. Jn erfter Linie find dies die
Lokomotivfabriken von Maffei und Krauß. Die erfte Maffeifche Loko-
motive wurde fchon im Jahre 1841 hergeftellt; heute laufen diefe-
Münchener Lokomotiven in allen Ländern der Welt. Die Firma
Krauß 8x Co. konnte f>)on im Jahre 1905 das Jubiläum der Herftellung
der 5000. Lokomotive feiern; von diefen Mafchinen wurde nur ein
Fünftel an den baherifchen Staat geliefert; die übrigen laufen im
übrigen Deutfchland und in anderen europäifchen Staaten; 471 Loko-
motiven gingen über See. Die Firma Maffei baut auch Schiffe in
München; viele ihrer Dampffäjiffe bevölkern den Bodenfee. Starnberger
See und Ammerfee. einzelne auch die Donau und den Neckar. Die
Zi?)

Firma Ratgeber in München fabriziert in der Hauptfache Eifenbahn-
waggons und liefert ihre Erzeugniffe an alle deutfchen Bahnen. zum
Teil auch ins Ausland. Man>)er fürftliche Hofzug wurde in München
hergeftellt. *
Ein nicht unbedeutender Jnduftriezweig Münchens ift die
gtapbifche Jnduftrie. welche durch die zahlreichen in München
anfäßigen Künftler ftets reiche Befruchtung findet; ihre Erzeugniffe
gehen in alle Teile der Welt. München ift der Verlagsort vieler vor-
nehmen Kunftzeitfchriften. auch die Voftkarteninduftrie fteht in Blüte.
Wenn alfo München 'auch nach Lage der Verhältniffe nicht den
Ehrgeiz befißen kann. eine Jnduftrieftadt im wahrften Sinne des
Wortes zu werden. fo kann es doch mit Stolz auf die rege gewerbliche
Tätigkeit blicken. die fich in ihrem Bannkreife entfaltet. Vielleicht trägt
gerade der Umftand. daß München nicht von rußerzeugenden Fabrik-
kafernen durchzogen ift. mit dazu bei. den Reiz der Stadt zu erhöhen
7 und die vielen Vorzüge. welche fie durch ihre reizvolle natürliche Lage
ihr eigen nennen kann. befonders zur Geltung zu bringen. Die Freunde
folcher Vorzüge können auch für die Zukunft in diefer Beziehung ganz
ruhig fein: München wird feinen Charakter als Kunft- und Refidenz-
ftadt nie verlieren. da naäj Lage-der Dinge nicht zu erwarten fteht. daß
fich Jnduftrie in größerem Umfange dort anfiedeln wird.

Knut Hainfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung einer) Wanderers,
Einzige berechtigte Ueberfcßung aus dem Nomegifchen von Pauline Kleider
WWW-Nik ISI() h3/ either! Langen, Armeen.
Fortfcßung

„Da kommt der andere Hampelmann auch" fagte er, „Und er fieht fogar noch lächerlicher aus als die" fagte er.

„Was fagft du?“ fragte Nils.

„Was fagft du?" entgegnete Lars. „Spiil dir erft den Mund ordentlich aus und dann rede verftändlich."

Da blieb der Knecht ftehen. Er wollte hör-em nm was es fich handle, und fagte:

„Ich berftehe rein gar nichts."

„Sof nicht verftehen? Aber die Herbftpflügerei auf einem un-geichnittenen Acker, die verftehft dry" erwiderte Lars. „Jar dar- verfteht allerdings niemand fo gut wie din" fagte er.

Aber da lief dem Knecht doch einmal die Galle über- und feine Wangen verloren die Farbe- als er antwortete: „Du bift doch ein greuliiher Dummkopf. Hör doch endlich auf mit dem albernen Ge-fcbwöß!"

„Dummkopfl Neiny hör einer den Stußer!" fagte Lars zu mir, „Wie fein er fich ausdrückt! Grenlich fagt er! Und dann ift er ganz bleich geworden, Ich bin länger hier auf Oevrebö gewefem nnd habe an den Abenden oft der Herrfchaft vorgefungenf daS kann ich dir fagen. Aber feither gibts» nichts als Durcheinander und Großtuerei. Jar du. wirft dich wohl erinnern, wie es früher hier wari" fagte er nun zu mir. ,Da hieß es, Lars zuerft und Lars* zuleßt- und die Arbeit wurde ebenfo-gut getan. Jin Jahr nach mir kam der Knecht Albert, aber dann bift

t
du gekommen. Nils. und jetzt ifts die reine Schinderei. nichts als Bauen und Pflügen und Miftfahren. Tag und Nacht. das kann ich dir fagen. daß man fchließlich fo mager davon wird wie ein Zaunpfahl."

Hier mußten Nils und ich hell herauslachen, Und Lars fühlte fich gar nicht gekränkt darüber; er war im Gegenteil fehr ftolz. weil er fa witzig gewefen war. daß er ganz verföhnt wurde und mitlachte.

..Ja. das fag ich gerade heraus." fuhr er fort. ..und wenn du nicht zwifchendurch ein ganz behaglicher Menfch wärft -. nein. behaglich. das will i>f nicht fagen. aber du bift ehrlich und ziemlich unigänglich. gewiffermaßen. Und wenn es nicht darum wäre. dann..."

..Nun. was würde denn dann gefchehen?“

Lars war immer freundlicher geworden; nun lachte er und jagte:

..Q ich möchte dich gleich ungefpitzt in den Erdboden hineinfchlagen!“

..Willft du meinen Arm anfühlen?“ fragte der Knecht.

..Was gibt es hier?“ fragt plötzlich der Kapitän. der auf uns zukommt; er war fchon auf. obgleich es erft früh uni fechs Uhr war.

„Nichts" erwiderten Lars und Nils zugleich.

..Wie fteht es mit der Brnnnenftnbe?“ fragt der Kapitän mich; aber er wartet meine Antwort nicht ab. fondern wendet fich an Nils und fagt: ..Du mußt mich gleich nach der Bahn fahren. ich muß nach Ehrifiiania.“

Hierauf gingen Grindhufen und ich an die Brnnnenftube und Lars Falkenberg an feinen Graben. Aber es war eine kleine Verftimmung zwifchen uns eingetreten.

..Es ift ichade. daß der .Kapitän wegreift." fagte fogar Grindhufen.

Mir ging es ebenfo. Aber der Kapitän mußte wohl in Gefchäften verreifen, Holz nnd Getreide mußten verkauft werden. Aber warum reifte er fo früh am Morgen? .Den Friihzug konnte er ja doch nicht mehr erreichen. Hatte es nun wieder Streit drüben gegeben. und wollte er fort fein. ehe feine Frau anfftiinde? '

.k K

7.:

Ja. es gab oft Streit drüben.

Jetzt war es wieder fo weit gekommen. daß der Kapitän nnd feine Frau offenbar gar nicht mehr miteinander fprachen. fondern nur gleichgültig uebeneinander hinlebten; wenn fie hie und da ein Wörtchen wechfelten. fah jedes nach einer andern Seite hinaus. Bisweilen aber fah der Kapitän feine Frau doch an und riet ihr dann. bei dem guten Wetter ein wenig auszugehen. Einmal rief er fie auch vom Hof herein.

damit fie ein wenig auf dem Flügel fpiele; aber das tat er vielleicht
einzig und allein des Gefindes wegen.
Ach. es war fo traurigl
Ueber der gnädigen Frau ruhte eine ftille Schönheit; manchmal
ftand fie auf der Freitreppe und fchaute zu den Bergen hinüber. ihre
Züge hatten einen weichen Ausdruck. und ihr Haar fchimmerte ganz rot-
golden. Sie fah fchon aus wie eine junge Mutter. Aber wie einfam
war ihr Leben! Keine Befuch'e mehr. kein Klavierfpiel. kein Gefang.
keine Freuden. - nur Kummer und Schande!
Der Kapitän hatte ja verfprochen. feine Laft bis auf weiteres zu
tragen. und er gab fich gewiß alle Mühe. Aber er konnte nicht mehr.
Das Unglück war auf dem Hof eingezogen. und Unglück ift fchwerer zu
tragen als fieben Laften. Wenn feine Frau ein einziges Ma(heftig
wurde und vergaß. fich dankbar zu zeigen. dann ftarrte der Kapitän zum
Boden. und nach einer kleinen Weile nahm er feinen Hut und ging
hinaus. Alle Mägde konnten von folchen Auftritten erzählen. und ich
war felbft ein paarmal Zeuge davon. Natürlich konnte er ihren Fehl-
tritt nie vergeffen. nein. nie. Aber er hätte nicht daran zn rühren
brauchen. Hätte er aber auch fchweigen fallen. wenn fie fich vergaß und
fagte: ..Du weißt ja. daß ich nicht wohl bin. und weißt. daß ich nicht fo
viel gehen kann wie friiher?" -> ..Still. Luife." antwortete er dann wohl
und runzelte die Stirn. Damit war der Streit fchon wieder in vollem
Gang. ..Nun willft du mich wohl wieder daran erinnern?“ s ..Reim
du felbft erinnerft mich daran. du haft deine Schamhaftigkeit verloren.
dein Fehltritt hat dich frech gemacht.“ - ..Ach. warum bin ich nur
wieder hierhergekommenl Daheim ging es mir viel heffer." - ..Jax
oder bei dem Windhuud." - ..Du haft doch gefagt. er hätte dir einmal
geholfen. Ja. ich fehne mich wahrhaftig manchmal zu ihm zurück. Hugo
ift viel beffer als du."
Sie war ganz unvernünftig in ihren Worten. fie fagte möglicher-
weife vie(mehr. als fie meinte. Aber fie war für uns alle vollkommen
unkenntlich. fie war verdorben worden. Frau Falkenberg verderben?
Nein. ach nein! Gott allein weiß es. Sie entblödete fich jedenfalls
nicht. abends in die Küche zu kommen und Nils freundliche Worte zu
fagen über feine Jugend und Kraft. Jch war wieder ein wenig eifer-
füchtig und neidifch auf den Knecht. weil er jung war. und dachte: ..Sind
denn alle Leute verrückt geworden? Sollte man nicht die Aelteren
vorziehen?" Hatte ihr jetzt wohl die Unfchuld des Knechts in die Augen
32:]

geftochen. oder wollte fich Frau Falkenberg nur felbft ein wenig über Waffer halten und verfuchen. etwas jünger zu tun. als fie war?
Aber eines Tages kam fie zu Grindhufen und mir zu der Brunnenftube heraus. feßte fich da nieder und fah uns eine Weile zu. Eine halbe Stunde lang ging die Arbeit jetzt wie gefchmiert. der Granit wurde nachgiebig nnd fügte fich unf-erm Willen; wie Riefen bauten wir *an der Mauer. Aber auch jetzt war Frau Falkenberg ganz unvernünftig; während fie dort drüben faß. ließ fie die Augen immer hin und her laufen. Warum legte fie nur diefe neue Gewohnheit nicht ab? Jhre Augen waren zu ausdrucksvoll für diefes Spiel. es ftand ihr gar nicht gut. Jch dachte: ..Entweder will fie nun bei Grindhufen und mir ihre Dummheiten mit dem Knecht Nils wieder ausgleichen oder fie 'fpielt min auf neue Rechnung weiter." Was war richtig? Jch konnte mir nicht klar darüber werden. und Grindhufen verftand überhaupt nichts davon. Als fie gegangen war. fagte er: ..Die gnädige Frau ift doch eine riefig gute Verfon. fie ift eigentlich wie eine Mutter. Hat fie *nicht extra das Waffer befühlt. ob es uns nicht zu kalt wäre?“
Eines Tages. ich ftand eben an der Küchentreppe. fagte fie zu mir: ..Erinnerft du dich noch an die alten Zeiten hier auf dem Hof. wo du zum erftenmal hier warft?“
Sie hatte noch nie auf jene Zeit angefpielt. und nun fagte ich nur: ..Ja _ ja. ich erinnere mich wohl noch."
..Du haft mich einmal nach dem Pfarrhaus gefahren." fagte fie.
Da dachte ich fo halb und halb. fie wolle fich am Ende ein wenig mit mir unterhalten. nur nm fich *etwas zu zerftreuen; und ich wollt. ihr gern ein wenig helfen. ihr den Anfang erleichtern. etwas gerührt war ich ja auch, So fagte ich:
..Ja. ich erinnere mich wohl noch; es war eine fehr fchöne Fahrt. Aber die gnädige Frau hat damals gefroren.“
..O nein. fondern du haft gefroren. denn du haft mir deine eigene Decke vom Bock gegeben. Du Aermfterl"
Da ward ich noch mehr gerührt. und ich fing auch leider gleich an. mich ein wenig aufzufpielen. Ei. fie hatte mich nicht vergeffen. und die paar Jährchen feither haben mich wohl auch nicht allznfehr mitgenommen!
..Die gnädige Frau täufcht fich wohl betreffs des Teppichs." fagte ich; ..aber wir faßen in einer Hütte. eine Frau kochte uns Kaffee. und Sie gaben mir von Jhrem Miindvorrat."

Jch hatte den Arni um einen Bfoften geichlungen und lehnte mich
ans Geländer. Aber das beleidigte fie wohl. fie mochte den Eindruck
bekommen. ich mache mich auf eine längere Unterhaltung mit ihr gefaßt.
Und ich hatte auch gefagt: wir hätten in einer Hütte gegeffen, Natür-
lich war ich zu weit gegangen; aber nach allen diefen Wandermonaten
war ich eben des Jnachtnehmens nicht mehr gewohnt.
Als ich ihr Mißfallen fah. richtete ich mich gleich auf; aber es war-
fchon zu fpät. Sie war zwar noch immer freundlich. aber fie war wohl
empfindlich und mißtrauifch nach diefen böfen Zeiten und fah felbft in
der Ungewandtheit eine Unhöflichkeit.
..Ja. ja." fagte fie. ..ich hoffe. es geht dir diesmal gut auf Oeprebö
wie damals."
Damit nickte fie mir zu und ließ mich ftehen.
Wieder vergingen einige Tage. Der Kapitän war noch nicht zurück.
aber er hatte eine freundliche Voftkarte an feine Frau gefchickt. in der
ftand. er hoffe. in der nächften Woche kommen zu können. Und zugleich*
fchicke er auch Röhren. Doppelhahnen und Zement fiir die Waffer-
leitung.
..Hier fieh einmal.“ jagte Frau Falkenberg und trat mit der Karte
in der Hand zu mir. ..Der Kapitän fchickt diefe Sachen für dich und
jagt. du follft fie an der Bahn abholen laffen."
Wir lafen die Karte miteinander; es war mitten auf dem Hofe um
die Mittagszeit, Jch weiß nicht. wie ich es erklären foll: »als ich fo
neben ihr ftand und mein Kopf zu dem ihrigen hinneigte. tat mir das
im innerften Herzen wohl. Als fie die Karte gelefen hatte. fah fie mich
an. Jetzt kokettierte fie nicht; aber fie entdeckte wohl einen andern Aus-
druck in meinen Augen. denn fie fah mich fortgefetzt an, Fühlte auch
fie meine Nähe. wie ich die ihre? Diefe beiden traurigen Augen. die
fich auf mich richteten und auf mir ruhen blieben. waren bis zum Rande
mit Liebe erfüllt. Sie konnte nicht zurechnungsfähig fein. ihr Blick war
pathologifch tief. als fei er von dem Leben. das fie unter dem Herzen
trug. beeinflußt. Sie atmete fchwerer. und ihr Geficht überzog fich mit
einer tiefen Röte. dann wendete fie fich und ging langfam fort.
Jch hielt die Karte noch in der Hand, Hatte fie fie mir gegeben?
Hatte ich fie genommen?
..Jhre Karte.“ fagte ich. ..Hier. ich bringe fie . . .“ Sie ftreckte
die Hand nach rückwärts aus. ohne fich unizudrehen. und ging weiter.

Diefes Vorkommuis befchäftigte mich mehrere Tage lang. Hätte ich ihr nachgehen follen. als fie mich verließ? Ach. ich hätte es probieren. hätte einen Verfuch machen können. ihre Tür war nicht weit weg. Vathologifch? Aber warum war fie überhaupt mit ihrer Karte zu mir gekommen? Sie hätte mir mündlich Befcheid geben können. ‚Jeßt erinnerte ich mich auch. daß wir vor fechs Jahren genau fo zufammengeftanden und ein Telegramm von ihrem Manne gelefen hatten. Suchte fie folche Situationen auf und taten fie ihr wohl?

Als ich fie wieder fah. konnte ich ihr keinerlei Verlegenheit anmerken; fie war freundlich und kühl, Da mußte ich auch über die Sache weggehen. Was wollte ich denn auch von ihr? Nein. wahrhaftig!

Heute bekam fie Befuch. eine *Frau aus der Nachbarfchaft mit ihrer Tochter. Sie hatten wohl von der Abwefenheit des Kapitäns gehört und wollten feine Frau nun ein wenig zerftreuen. Vielleicht waren fie auch aus Neugier gekommen. Sie wurden gut bewirtet; Frau Falkenberg war ebenfo liebenswürdig gegen fie wie friiher. und zum Schluß ipielte fie ihnen noch etwas vor.

Als die Gäfte gingen. begleitete Frau Falkenberg fie den Weg hinunter und redete ganz vernünftig mit ihnen. obgleich fie wohl andres im Kopf haben mochte als Haushaltuug und Schlachttage. O. fie fah fo angeregt und vergnügt aus! ..Kommen Sie recht bald wieder! Jedenfalls du. Sophie." -- ..Ja. fchönen Dank. Aber Sie kommen wohl nie mehr nach Nedrebö?" - ..Doch doch. Wenn es jetzt nicht fo fpät wäre. ginge ich gleich mit.“ - ..Aber morgen ift auch noch ein Tag.“ - ..Ja. es kann wohl fein. daß ich morgen komme. Bift du es?“ fagte fie zu Ragnhild. die ihr mit einem Schal nachgegangen war. ..Ach das ift zum Lachen! Meinft du. ich friere?“ *

Die Stimmung auf dem Hofe hatte fich. im ganzen genommen. bei allen gebeffert. und wir fühlten uns nicht mehr fo fehr niedergedrückt. Grindhufen und ich mauerten an unferer ftolzen Brunnenftube. und Lars Falkenbergs Graben rückte immer näher zu uns heran. Da der Kapitän fo lange ausblieb. wollte ich die Arbeit noch befchleunigen; vielleicht könnte ich dann den größten Teil der Wafferl'eitung bis zu feiner Rückkehr fertig haben. Und wenn wir ganz fertig würden. das wäre ein Streich! Eine frohe Ueberrafchung konnte er wahrhaftig brauchen. denn. - ja. am Abend vor feiner Abreife hatte es wirklich wieder Streit zwifchen ihnen gegeben, Er war wohl wieder an das Unglück feines Haufes erinnert worden; vielleicht hatte im Zimmer feiner Frau noch

ein nnverbranntes Buch nmhergelegem und zum Schluß hatte der Kapitän gefagt: „Aber jeßt fchlage ich Holz. um diefe Schuld zu bezahlenf und ich habe fiir viel Geld Getreide daliegen. Dann mag Gott mir verzeihen *u wie ich ihm. Gute. Nacht, Lnife!"

Als wir den letzten Stein in das Refervoir eingemauert und überall zementiert hatten. gingen Grindhufen und ich zu Lars und halfen ihm noch beim Graben. Es ging leicht und gut vorwärts. ab und zu mußte ein Stein gefprengt werden. der eine und andre Baum im Walde mußte fallen. aber wir kamen weiter und weiter- fchliefzlich zog fi>) eine lange fchwarze Linie von der Brunnenftube bis zum Hofe hinunter. Dann kehrten wir wieder zurück und gruben die richtige Tiefe aus. Der Graben follte ja kein Staatswerk fein. fondern ein unterirdifches Lager fiir Wafferröhren, die nun gleich gelegt werden follten, Wir mußten nur tiefer graben, als der Froft fiir gewöhnlich ins Erdreich eindrang, das war alles; und das mußte gefchehen. ehe die Erde zufröre- - jeßt legte fich der Reif bei Nacht fchon weiß auf die Felder. Da ließ Nils alles andre liegen nnd ftehen nnd half uns auch.

Aber ob ich mauerte oder grub, es war doch immer nur eine Arbeit mit den Händen- und mein unbefchäftigtes Gehirn hatte Muße. fich mit allem möglichen andern abzugeben, So oft ich an die Epifode mit der Karte des Kapitäns dachte leuchtete es wie heller Glanz in meinem Innern auf. Doch warum follte ich mich weiter darum kümmern? O nein. und ieh war ihr ja auch nicht bis an die Tür nachgegangen.

Aber hier ftand fiet und dort ftandeft du. Ihr Atem ift dir entgegengekommen; er fchmeckte nach Fleifchesluft. Sie kam aus einer dunkeln Welt nein, fie war nicht von der Erde. Erinnerft du dich an ihre Augen?

Und jedesmal drehte fich alles in mir um, und es wurde mir übel.

In finnlofer Reihenfolge drangen wilde und zärtliche Namen von Orten auf mich ein, wo fie möglicherweife herftammen könnte: Uganda. Tananarivo- Honolulrn Venezuela Atacama. Waren es Verfe? Waren es Farben? Ich kann es nicht fagen.

13

„Die gnädige Fran will angefpannt habein fie will nach der Bahn.“

Eile fcheint fie indes keine zu haben; fie trägt der Köchin auf- ihr etwas Mundvorrat zu richtent und als der Knecht fragtt ob fie den Viktoriawagen oder den Landauer wolle. überlegt fie einen Augenblick und wählt dann den Landauer mit zwei Pferden.

Dann fuhr fie ab. Nils kutfchierte.
Am Abend kamen fie wieder. Sie hatte auf halbem'Wege wieder umgedreht.
. Hatte Frau Falkenberg wohl etwas vergeffen gehabt? Jeßt verlangte fie andre Pferde und neuen Mundvorrat und wollte auch gleich wieder fort. Nils machte Einwendungen; es fei fchou Abend. und fie würden von der Dunkelheit überfallen. Aber Frau Falkenberg wiederholte ihren Befehl. Während fie wartete. ftand fie in Hut und Mantel im Zimmer; fie hatte nichts vergeffen. tat auch gar nichts. ftand nur ruhig da und ftarrte ins Leere.
Ragnhild ging zu ihrhinein und fragte. ob fie ihr bei irgend etwas behilflich fein könnte?
..Nein. danke.“ lautete die Antwort; und dabei faß die gnädige Frau vorgebeugt und wie von einer Todestraurigkeit zu Boden gedrückt da.
Es war angefpannt. und Frau Falkenberg kam heraus,
Als fie fah. daß Nils wieder fahren wollte. tat er ihr leid. und fie fagte. Grindhufen folle fahren. Während fie dann auf Grindhufen wartete. feßte fie fich auf die Treppe.
Dann fuhren fie ab. Es war ein fchöner Abend. nicht zu kalt für die Pferde. '
..Wie anders fie doch geworden ift!" fagte Nils. ..Es ift mir ganz unbegreiflich. Ich war wie aus den Wolken gefallen. als fie plößlich ans Fenfter klopfte und mir befahl. umzudrehen. Da waren wir ungefähr halbwegs. Aber fie fagte kein Wort davon. daß fie fofort wieder wegfahren wollte."
..Sie hatte doch wohl irgend etwas vergeffen."
„O nein." fagte Ragnhild. ..Als fie im Wohnzimmer war. dachte ich gleich an die Vhotographien. ob fie diefe am Ende verbrennen wollte. Aber fie fiehen noch da, Nein. fie hat abfolut nichtshier getan."
Jch ging niit dem Knecht durch den Hof. und da fagte er:
fteht fchlimm bei der gnädigen Frau. fie hat gar keine Harmonie mehr in fich. Was meinft du. wohin fie nun wohl reift? Das mag Gott wiffen; aber offenbar war fie felbft noch nicht ganz entfchloffen. Als wir Ruft machten. fah fie den Weg entlang und dann fagte fie: ..Ich habe fo große Eile. Nils. denn ich follte an vielen Orten zugleich fein und doch auch wieder nicht von Haufe abwefend.“ - ..Die gnädige Frau follte fich nicht vielerlei vornehmen. fondern nun zur Ruhe kommen." erwiderte ich, Aber du weißt ja. wie fie jetzt ift. fie kann es nicht er-

Rembrandt van :liijn:
Die fteinerne BrÃ¼cke
lGalerie Amï¬erdam).

ur.-
"t
.7
K

tragen. wenn ihr jemand widerfpricht, Sie fah nur auf die Uhr und wollte dann weiter."
..War das auf dem Wege zum Bahnhof?"
..Nein. es war auf dem Rückweg. Und fie wurde da faft heftig."
..Vielleicht hat ihr der Kapitän gefchrieben. fie falle kommen.“
Der Knecht fchüttelte den Kopf.
..Reim doch. das mag Gott wiffen. Was wollte ich fagen. - ja. morgen ift es Sonntag.“
..Rum was ift damit?"
..Ach nichts. Jch möchte den Sonntag nur benützen. mir einen kürzeren Weg für den Winter zu fuchen. woran ich fchon lange gedacht habe. Jeßt geht es noch leichter. als wenn erft Schneeliegt.“ *
Beftändig hatte er feinen Hofbetrieb im Kopf. Er feßte feine Ehre darein und'wollte fich überdies jeßt erkenntlich zeigen. weil ihm der Kapitän nach der Ernte den Lohn bedeutend erhöht hatte.
Nun ift es Sonntag. *
Jch habe einen Spaziergang gemacht und die Brunnenftube und den Graben infpiziert, Noch ein paar fchöne Tage. dann kann die Leitung gelegt werden. Jch war fehr gefpannt und konnte kaum warten. bis der Sonntag vorüber war. um weiter zu machen. Der Kapitän hatte fich ja mit keinem Wort in mein ganzes Unternehmen gemifcht. fondern mir alles überlaffen. Deshalb war es mir durchaus nicht gleich? gültig. ob der Froft kam und mir etwas verdarb.
Als ich von diefem Spaziergang wieder nach Haufe kam. fehe ich den Landauer auf dem Hof ftehen. aber die Vferde waren ausgefpannt. Um diefe Zeit konnte er ja aber von der Fahrt nach dem Bahnhof eigentlich noch gar nicht zurück fein. ..Warum hält denn Grindhufen wieder vor dem Haupteingang?" denke ich. während ich nach der Küche gehe,
Fortfeßung im nächften Heft

Dr. Eugen Kilian
Oberrcgiffeur am königlichen Hoftheater in :llliünchen:

Der Regiffeur im Kaften

Ein dramaturgifcher Zukunftstraum.

Man hat es von je als einen Mißftand empfunden. daß die Tätigkeit des infzenierenden Regiffeurs mit der leßten Vrobe gewiffermaßen beendet ift. An der Aufführung felbft und an den Wiederholungen des Stückes. das durch feine Jnfzenierung aus dem Halbdunkel der Studierftube in das lebendige Licht der Bühne gerettet wurde. hat er keinen oder doch nur fehr bedingten Anteil mehr. Wenn fich der Vorhang über dem leßten Akt der Generalprobe gefenkt hat. legt der dirigierendeRegiffeur den Taktftock aus den Händen; er fieht fich genötigt. das Fahrzeug. das er bisher mit ficherer Fauft durch die Stürme und Untiefen der Vroben geleitet hat. mehr oder minder feinem eigenen Schickfal zu überlaffen. Diefes Schickfal aber ift nach der Generalprobe noch nicht entfchiedeu, Das gefchieht erft in der erften öffentlichen Vorftellung. die auch der Darftellung erft ihr endgültiges Gepräge gibt. Mag eine Aufführung durch die Vroben noch fo peinlich und gewiffenhaft bis, in alle Einzelheiten ausgearbeitet fein: ein Faktor fehlt. ihr den Charakter abfoluter Fertigkeit zu geben. das ift die Mitwirkung des Vublikums.

Es ift bekannt. welch bedeutenden Einfluß diefe Mitwirkung des ..verflucht gefcheidten Kerles“. wie Laubes Optimismus das Publikum einmal genannt hat. auf das künftlerifche Ausfehen einer Vorftellung ausübt. .Teilnahmslofigkeit und Jntereffenlofigkeit drücken lähmend auf die Leiftungeu der Darfteller; ein verftändnisvolles Mitgehen des Hörers. das fich keineswegs immer in lauten Beifallsftürmen zu äußern braucht. wirkt anfeuernd und belebend auf die Kunft des Schaufpielers. Befonders ftark find die Spuren. die die Mitwirkung des Vublikums bei allen Stücken des heiteren Genres hinterläßt. Die Laune des Schanfpielers erftickt. wenn fie keinen Widerhall im Auditorium findet. Laute Heiterkeit dagegen beflügelt den Humor des Spielers und fteigert feine Ausdrucksfähigkeit zu einer Höhe. die keine Vrobe bisher ahnen ließ. Das helle Gelächter aber. das bei der Vorftellung hundertmal befreiend und erlöfend fich ber-nehmen läßt. beeinflußt den Charakter der ganzen Zilk]

Darftellung. Diefer Einfluß ift vielfach folcher Art. daß felbft der erfahrenfte Regiffeur damit nicht zu rechnen vermag. Jede erfte Aufführung eines Luftfpiels ift für Spielleiter und Darfteller eine Art von Ueberrafchung. Stellen. von denen fich der Regiffeur eine fichere Wirkung erhoffte. bei denen er nach Laubes erprobtem Rezept eine borforgliche ..Lachpaufe" einlegte. gehen eindruckslos vorüber. und die vorgefehene Vaufe erweift fich als ein toter Punkt. Andere Stellen. wo niemand auf der Probe eine befondere Wirkung erwartete. rufen Ausbrüche ftürmifcher Heiterkeit hervor. Das Tempo und der Charakter der Darftellung werden in merklicher Weife beeinflußt.

Nicht in demfelben Maße wie in dem Luftfpiel. aber doch immer in fühlbarer Weife macht fich auch in der Tragödie der Einfluß des Publikums bemerkbar. Auch hier fteht der Regiffeur bei jeder Erftaufführung zahlreichen Ueberrafchungen gegenüber. Die begreifliche Erregung des Darftellers am Vremierenabend. das Streben. fein Beftes zu geben und um jeden Preis zu wirken. verführt ihn vielfach zu einem nnfchönen Zuviel. zu einer Forcierung in Ton und Gefte. zu Ausfchreitungen und Extravaganzen. von denen keine Vrobe etwas vermuten ließ. Das künftlerifche Maß. das diefe glücklich gezeitigt hatten. geht in der Hiße des Gefechtes vielfach verloren; an Stelle des einfachen und natürlichen Ausdrucks tritt ein übertriebenes Schwelgen im Gefühl. jenes unechte. triinenfelige Theaterfentiment. das der Tod aller echten Kunft ift. Selbft neue. unrichtige Betonungen überrafchen das Ohr des Spielleiters. Alle folche Entgleifungen. vor denen auch eine gut diszipliniert.: Künftlerfchar nicht völlig gefichert ift. werden durch die Erregungen der erften öffentlichen Vorftellung. durch die Mitwirkung des Publikums und ihre Folgen verfchuldet.

Erft nach den Erfahrungen der Premiere läßt fich die Vorftellung eines Stückes endgültig in ihren Einzelheiten feftlegen. Vom idealen Gefichtspunkt müßte nach jeder Erftaufführung noch einmal eine gründliche Probe des Stückes gehalten werden. die alle Erfahrungen des erften öffentlichen Abends verwertet. die alle Entgleifungen der erften Vorftellung wieder einrenkt. Dazu wird in der Heßjagd des heutigen Theaterbetriebes leider keine Zeit gefunden. Der Regiffeur vermag nur durch Winke. Ratfchla'ge und Ermahnungen. mit denen er auf die einzelnen zu wirken fucht. die Darftellung in der Richtung zu erhalten. die ihm die richtige zu fein fcheint.

Der nnheilvolle Einfluß. den die erfte öffentliche Vorftellung eines Stückes auf feine künftlerifche Geftaltung ausübt. fteigert fich durch die

Wiederholungen; je größer deren Zahl ift. defto mehr häufen fü die Gefahren. die der Borftellung drohen, Aeußere Umftände. die Stärke des Befuches. die Haltung des Publikums. vielfach auch Stimmung und Laune des Darftellers üben ihre Rückwirkung auf den Charakter der Vorftellung, Leider fehlt es vielfach an dem Geifte einer ftrengen künftlerifchen Selbftzucht. das die einzige Gewähr dafür bietet. daß fich eine Vorftellung auch bei zahlreichen Wiederholungen auf der urfprüug-lichen künftlerifchen Höhe erhält. Allzu häufig ift die Erfcheinung. daß eine Vorftellung dadurch nicht. wie es fein follte. eine Vervollkommnung gewinnt. fondern in ihrem Niveau immer mehrherabfinkt. An einer Stelle werden die Tempis überhafiet. an der anderen gedehnt und ge-fchleppt. Der Darfteller lebt nicht mehr in der Geftalt des Dichters. er beginnt mit ihr zu fpielen und fteht über der Rolle anftatt in ihr aufzugehen. Die Naivität und die Wahrheit der kiinftlerifchen Dar-ftellung geht verloren. Der Komiker. gereizt durch den Beifall des Publikums. beginnt zu übertreiben. fucht nach neuen Nuancen und ver-ftärkt die erprobten Wirkungen in unkünftlerifcher Ehargierung. Der Regiffeur fteht einer folchen Entwicklung. falls ihm nicht gerade die Möglichkeit gegeben ift. durch neue Proben dem drohenden Verfalle zu ftenern. in vielen Fällen machtlos gegenüber,

Er fchielt in diefem Falle mit neidifchem Auge auf die Tätigkeit feines Kollegen in der Oper. auf die des Kapellmeifters. hinüber, Um * wieviel beffer ift doch diefer daran! Wie fouverän fteht der mufikalifche Dirigent dem von ihm geleiteten Kunftwerk gegenüber! Er legt den Taktftock niemals aus den Händen. er bleibt der Herr der Situation. auch wenn er zum hnndertften Male in demfelben Werke am Pulte fteht. Auch er ift in dem Gelingen feiner Arbeit felbftverftändlich manchen Zufälligkeiten unterworfen, Judeffen - mögen die Sänger. mit denen er arbeitet. gut oder minder gut bei Stimme fein. mögen fie größere oder geringere Intelligenz bei der Bewältigung ihrer Auf-gaben befunden: das Wichtigfte. das mufikalifche Enfemble. bleibt in den Händen des Kapellmeifters, Er braucht vor verkehrten Tempi. vor einer Gefährdung des Enfembles durch die Willkür des einzelnen. vor einer völligen Zerftörung feiner Intentionen nicht zu bangen. wenigftens lange nicht in dem Maße wie der Leiter des Schaufpiels. Er hält das Schickfal des Abends in feiner Fauft. Er ift in der glücklichen Lage. einer jeden Vorftellung feinen perfönlichen Willen. das individuelle Gepräge feiner befondern Perfönlichkeit aufzudrücken. Darum ift die

Verfäjlampung einer Vorftellung auf mufikalifchem Gebiete unendlich feltener als auf dem Gebiete des Schaufpiels.

Der Regiffeur hat allen Grund. nach der Tätigkeit des Kapellmeifters mit einem gewiffen Neide hinüberzufchielen, Man kann es ihm nicht verargen. daß er fich danach fehnt. auch im SÖaufpiel bei jeder Wiederholung des Stückes noch Herr der Situation zu bleiben. in ähnlicher Weife wie es der Kapellmeifter in der Oper ift. Diefe berechtigte Sehnfucht macht es begreiflich. daß man in der Tat fchon einen Weg zu finden fuchte. auch dem Regiffeur einen gewiffen direkten Einfluß auf die Vorftellung des von ihm einftudierten Stückes zu fichern. Weshalb follte nicht auch das Schaufpiel eine Art von Kapellmeifter haben? So wurde von wohlwollender und ernfter fachmännifcher Seite einmal der Vorfchlag gemacht. für den Regiffeur in ähnlicher Weife wie für den Souffleur einen Kaften an der Rampe zu errichten. der es- ihm ermöglicht. fichtbar für den Darfteller. der ganzen Vorftellung anzuwohnen und aus der Tiefe feines verborgenen Ortes - dem Kapellmeifter gleich - eine gewiffe dirigierende Tätigkeit auszuüben. Er foll von hier aus durch Winke und Zeichen die Tempi regulieren. er foll bei Verfchleppungen den Darfteller befeuern. vor Ueberhaftungen ihn bewahren; auch die Stärke des Tones foll er überwachen. überftarke Ausbrüche dämpfen. allzuleife oder undeutliche Sprache verhindern. Auf die Einfäße.“ auf das ganze Enfemble foll er - dem Kapellmeifter ähnlich >- feinen Einfluß üben. Ob feine dirigierende Tätigkeit fich auch darauf erftrecken kann. falfche Betonungen zu verhindern und unechte Gefühlstöne auszufchalten: war in jenem Vorfchlage noch ni>ft ausfprochen. .Ju den Einzelheiten war das Vrogramm für die Tätigkeit des Regiffeurs im Kaften noch nicht geordnet.

Der Gedanke hat unzweifelhaft etwas Verlockendes. Welche vielverheißende Ausficht für den Regiffeur. durch feine Tätigkeit im Kaften die Vorftellung überwachen. fie vor Entgleifungen bewahren und feine eigenften Intentionen in ihr zeigen zu könnenl

Schade nur. daß der fchöne Gedanke feine theoretifche Abftammung nichtzu verleugnen vermagl Daß feiner Verwirklichung. zum Gewinne- der Kunft. bedenkliche Schwierigkeiten entgegenftehen. Daß er vor allem mit einem fehr wichtigen Faktor nicht rechnet: mit der Vfhche des Säiaufpielers.

Jener Vorfchlag verkennt den großen Unterfchied zwifchen dem gefungenen und gefprochenen Wort. Ju der Oper und im mufikalifchen

Drama ift enge Fühlung zwifchen dem Kapellmeifter und den Sängern
auf der Bühne unumgänglich notwendig. Eewiß ift es in dem Künft-
werk Richard Wagners und im ganzen modernen Mufikdrama wün-
fchenswert. daß der Sänger fich von der Abhängigkeit vom Kapell-
meifter nach Möglichkeit befreie, Aber das kann doch immer nur in
bedingtem Sinne gefchehen. höchftens fcheinbar. Der Zufammenhang
zwifchen Dirigent und Sänger darf an keiner Stelle zerreißen. Schon
aus phonetifchen Gründen gelten für den Sänger. feine Stellung. feine
Beziehung zu Orchefter und Vublikum. ganz andere Gefeße als fiir den
Schaufpieler.

Jm Schaufpiel herrfcht das Gefeß der Jntimität. Was auf der
Bühne vor fich geht. ift eine Welt für fich. Diefe Welt fucht den Anfchein
zu wecken. als ob fie nicht wiffe. daß fie von der vierten Bühnenfeite
her in ihrem Tun und Gebahren beobachtet werde. Höchfte Jntimität
und abfolute Emanzipation von dem Publikum war von jeher - ni>jt
bloß heute - das Ziel jedes guten Schaufpiel-Enfembles. Eines der
gefährlichften Hinderniffe für eine intime Schaufpielkunft war zu allen
Zeiten der ominöfe Kaften an der Rampe. in dem ein bedauernswertes
Männlein oder Fräulein foufflierender Weife fein Handwerk treibt. Die
Aufmerkfamkeit. die der Schaufpieler notgedrungen und leider allzu
häufig. jenem einblafenden Wefen im Kaften zuwenden muß. übt auf
die künftlerifche Leiftung des Darftellers einen fehr verhängnisvollen
Einfluß. Es ift kaum zu glauben. wieviele und wie verfchiedene Sünden
in der Leiftung des Schaufpielers ihren letzten Grund in feiner text-
lichen Unficherheit haben. in feiner Abhängigkeit vom Souffleur. Erfte
Bedingung für eine vollwertige fchaufpielerifche Leiftung ift und
bleibt die fouveräne Beherrfchung des Textes und eine völlige Emanzi-
pation 'von dem Mann im Kaften. Die vollendetften Enfemble-Vor-
ftellungen der Theatergefchichte waren folche. wo ohne Souffleur ge-
fpielt werden konnte. Diefes Ziel bleibt freilich bei dem heutigen
Theaterbetriebe mit feiner nervöfeu Ueberhaftung ein unerreichbares
Ideal. Es fehlt die Zeit und die Ruhe. um fo zu probieren. daß die
Hilfe des Souffleurs entbehrlich wird. Der Schaufpieler. und zwar nicht
bloß der fogenannte Schwimmer. wie der Theaterjargon den böfen
Lerner zu bezeichnen pflegt. ift auf die Unterftüßung des Männleins im
Kaften angewiefen; er hat fich wohl oder übel mit der Tatfache abzu-
finden. daß er ihm feine Aufmerkfamkeit in größerem oder geringerem
Maße zuwenden muß.

ZR'.

.Der Uebelftand indeffen. den die Mitwirkung des foufflierenden
Wefens im Kalten für die kiinftlerifche Leiftung bildet. wird durch jene
Tatfache nicht gemindert. Wie wiirde fich diefer Uebelftand aber ver-
doppeln und verzehnfachen. wenn fich zu dem Souffleur noch ein zweites
Wefen im Kaften gefellen wollte. ein zweites Wefen. dem der unglückfelige
Spieler feine Aufmerkfamkeit zuwenden müßte. Das zappelnde Regie-
Männlein im Kaften. das mit Zeichen. Winken und Gebärden die Bor-
ftellung dirigieren wollte. wiirde den an fich fchon nervöfen und aufgereg-
ten Schaufpieler vorausfichtlich zur wahren Verzweiflung treiben. Man
denke fich in die Lage des armen Spielers! Statt ganz und gar in feine
Rolle aufzugeben. ftatt nur in dem Enfemble zu leben. das feine Um-
gebung bildet. foll er unaufhörlich nach dem diri'gierenden Männlein im
.Kaften hinüberfchielen. um zu beobachten. ob diefer ein znftimmendes
oder ablehnendes Geficht zu feiner Leiftung macht! Er foll. während
er feine ganze Seelenglut in feine Worte zu gießen fucht. auf die Winke
achten. die ihn auf technifche Mängel feiner .Kunft hinweifen. Und wehe
ihm. wenn er die Winke und Zeichen. die er erhält. unriäjtig deutet
oder fie am Ende gar nicht verftehtl Welche Unruhe. welche aufregende
Unficherheit würde fich feiner beniächtigeni Es ning vereinzelte Fälle
geben. wo der Darfteller für einen folchen Wink aus dem Kaften dank-
bar wäre. Vielleicht wenn er. in Verkennung der räumlichen und
akuftifchen Verhältniffe. allzu leife oder undeutlich wird - gerade das
wird freilich der Regiffeur im Kaften am wenigften beurteilen können. -
In den weitaus meiften Fällen aber würde der Darfteller durch eine
folche Mitwirkung nur beunruhigt und in feiner Leiftungsfähigkeit
fchwer gefchädigt werden. Vor allem aber würde die Zumutung. auf
das Regiemännlein zu achten. die Jntimität des Spielers auf das
fchlimmfte gefährden. Das ganze Streben jedes wirklichen Künftlers
geht dahin. ganz und gar in feiner Rolle aufzugeben; fo völlig in ihr
und dem Enfemble zu leben. daß ihm die Emanzipation von der vierten
Bühnenfeite. vom Publikum und -- Souffleur zur zweiten Natur wird.
Und nun wird ihm eine zweite Macht vor die Nafe gefeßt. die jenes
löbliche Streben hindert und unterbindet. die ihn von neuem zwingt.
feine Aufmerkfamkeit einer verkehrten Seite zuzuwenden. Es würde
durch diefe unwillkommene Mitwirkung aus der Tiefe eine Unruhe und
Erregung in das darftellende Verfonal kommen. die fiir das Enfemble
ftellenweife zur Kataftrophe zu werden drohte.

Nein. nein - es ift ni>its mit dem Regiffeur im haften. es ift nichts

mit dem verlockenden Zukunftstraumx der dem Regiffeur die Möglichkeit einer tatfächlichen Mitwirkung an der Vorftellung vor Augen gaukelt, Der Regiffeur im Kaften ift nicht-Z als eine fchillernde Seifenblafe, die in der groben Atmofphäre der realen Bühnenluft fofort zerftiebt. Der Regiffeur muß wohl oder übel darauf verzichten es dem Kapellmeifter gleichzutun. Er muß fich refignierten Herzens mit der Tatfache abfinden- daß feine Tätigkeit mit der letzten Vrobe im wefentlichen beendet ift.
Um eine Vorftellung auf ihrem urfprünglichen Niveau zu erhalten- um fie im einzelnen zu verb'efiern und zn vervollfommnern um zn berhindern, daß fie durch häufige Wiederholungen der fog. Verfchlampung entgegengeht, bleibt ihm nur ein Mittel: der Vorftellung fo oft als möglich anznwohnen fcharf zu beobachten einreißende Mängel und- Verna'chläffigungen fofort zu riigen und abznftellen- durch Winke und ,praktifche Hinweife vor der Vorftellung den Darfteller in der künftlerifcben Unsreifung feiner Leiftung zu fördern. Er wird* wenn dies in fachlicher und überzeugender Weife gefchieht, dabei meiftens offene Ohren finden, Freilich ift diefe Aufgabe nicht immer leicht und dankbar. Denn es fehlt auch nicht an folchem die es für höchft überflüfiig erachten, wenn der Regiffeur an fchaufpielerifchen Leiftungem die. den - ach, häufig fo wenig maßgebenden! - Beifall von Publikum und Vrelfe gefunden haben, mit allerlei Nörgeleien herumkritifiert.
Die ichwere Auf-gabe des RegiffeurZ wird ihm nur durch eines erleichtert: durch eine Erftarkung der künftlerifchen Disziplin im darftellenden Verfonal felbft. Wenn jeder einzelne von den Gefühlen einer ftrengen Verantwortung durchdrungen ift- wenn er io viel künftlerifche Selbftzncht befißt, daß er, ohne fich dura) perlönliche Stimmung nnd Laune, durch beifällige oder ablehnende Haltung des Publikums beirren zu laffen- auf dem einmal als richtig erkannten kjinftlerifchen Weg ausharrt, wenn er fich, ohne nach dem Publikum hinunter zu blinzeln, einzig von dem Geieße künftlerifcher Wahrheit und künftleriicher Schönheit beftimmen läßt: dann ift am ficherften die Möglichkeit gefchaffein daß fich eine theatralifche Vorftellung anf der urfprünglichen Höhe erhiiltx auch ohne daß fich der Regiffeur - in oder außer dem Kaiken » dirigierend an ihr zu beteiligen braucht.

Omar al Nafchid Bey:
Das Erwachen der Menfchheit aus der
Erfcheinung

Im Gegenfatz zu den Beiträgen von Schriftftellern und* Künftlern. die. in Miinchen lebend. etwas vom befondern Charakter. etwas vom gegenwärtigen geiftigen Leben diefer Stätte erkennen laffen. ftellt das Nachfolgende den Standpunkt eines Mannes dar. der. obgleich in München lange anfäffig. losgelöft von aller Beziehung zur nahen Umgebung. unabhängig vom Ort feines Aufenthalts. unberührt von der geiftigen Richtung feiner Zeit. einfamen Weges den allgemeinften Fragen der Menfchheit nachging.

'Der Verfaffer diefes Schriftftiicks. Omar al Rafchid Bey. ftarb jeßt. am 26. Januar 1911. Er hinterließ ein einziges. ungezählte Male durchgearbeitetes. bis auf das letzte Wort vollendetes Werk: die wahrhaftige Frucht. der geklärte Niederfchlag feines ganzen Lebens. Dies Leben. abweichend von aller üblichen Führung. nie den fcheinbar* felbftverftändlichften bürgerlichen Forderungen fich fügend. blieb Außenftehenden befremdlich und unverftändliih. weil es nur geleitet war von einem Ziel: zu erkennen; weil es im Banne einer Aufgabe ftand: Das Erkannte in Worte zu prägen.

Jhn beunruhigte kein Ehrgeiz. den Erfolg feiner Arbeit durch eine Veröffentlichung perfönlich zu erleben. Jhn befeelte nur der eine Trieb. fein Werk fo vollendet zu geftalten. wie es mit Daranfeßung aller Kräfte. jedes Atemzuges. möglich fei. Der Oeffentlichkeit fremd und gleichgültig gegen fie erwarb er fich die Liebe und Ergebenheit eines kleinen Kreifes von Verehrern. Diefen und den treuen Seinen las er ftändig vor. was er gefchrieben. um an der lebendigen Wirkung feiner Worte ihre Kräfte und Mängel zu bemeffen. Er ftarb in der ruhigen Zuverficht. daß für

die Herausgabe der hinterlaffenen Handfchrift mit der Gewiffenhaftigkeit heiliger Liebe geforgt würde. Und weil er fein Leben lang gerungen hatte. fich feines eigenen tiefften Weiens klar bewußt zu werden. ftarb er freudig und voll Frieden in der Gewißheit. unter allem Vergänglichen und allem Bänglichen des Lebens eine unverlierbare Ewigkeit in fich zu bergen.

O. K o f a h l.

Zn dem. was ich dir noch vom Kreislauf der Erfiheinnng zu fagen gedenke. beachte wohl:

Auf Einem Gedanken ruht. wovon ich dir rede. ZamZQrn; auf Unzulangen im Ur-fprnng _- auf Ver-langen ruht das Weltall. 7

Eines ift. was wir. in diefer Welt erwachend. raftlos fuchen; Eines. was wir in finnlicher Anfchauung befangen. vielheitlich fchauen; Eines nur. was wir mit zahllofen Worten benennen; alles Gefchehen und alle Geftaltung _ alles Gefchöpfe und aller Welten all-einiger Gedanke:

--- Verlangen, *'->

Verlangen. dem Urfprung entquellend. Verlangen nach Ueberbrückung der Kluft. Verlangen nach Wiedervereinigung. unferer Leben Sinn und -aller Welten unerkanntes Ziel -: Verlangen nach Erlöfung.

F

Was ich dir von tiefer Erkenntnis verkündige. befißt die Menfchheit nicht. und nicht überliefert wurde mir die Lehre aus der Gemeinfchaft hoher Meifter -: den Sinnen entrückt. der Gedankenqual entronnen. in wunfchlofer Allhingebung verfnnken - fand ich mich erleuchtet. Erkenntnis trat zutage. wuchs und erfiarkte.

In folche Erkenntnis weihe ich dich ein; von folcher Erkenntnis getragen erachte dich auf ficherem Wege - du nahft den Wiffenden.

All-nr-fprung - tik-Teil und gegen-Teil; - Aus folcher ent-
Zweiung: Ver-langen nach Er-gänzung; - aus folchem Verlangen: Tat: aus Widerftand gegen Tat: Erkenntnis
_ buddhi -_

Durchfchanen diefer Welt Wirklichkeit. Erwachen der Menfchheit aus

dem Traume der Erfcheinung * Ueberwindung _des Verlangens. Aufgeben des Jeh-wahnes; Einheitserkenntnis: fich felbft im Nächften. fich felbft im All wiedererkennen - Erkenner. der fich felbft erkennt.
Wer in diefer Welt das eigene Heil fucht. dem ift Selbftfucht geboten; dem ift kein Entrinnen aus dem Jil). dem ift kein Entrinnen aus dem Verlangen. dem ift bein Entrinuen aus der Täufchung.
Wer msn-*1 durchfchaut hat. dem ift diefe Welt verloren; darum ift Erkenntnis Ent-täufchung; darum ift Erkenntnis Erwachen - Erwachen ift Erlöfung,
Davon ift gefagt: ..Erkenntnis und einen anderen Weg hat der Meufch nicht.“ Und wie Finfternis dem Lichte weicht. fo weicht die Erfcheinungswelt der Erkenntnis und ift nicht mehr.
Hüte das Urerbe - dir und allen denen. die auf Erden mit dem Tode ringen.

X

Aus Sinnes-wahr-nehmuug wird. was du Wirklichkeit diefer Welt nennft. »Was deinen Sinnen wirklich wahr fcheint. ift deinem Nachfinnen hinfällig; was deinen Sinnen ftandhält. flieht vor deinem Befinnen. mündet fich felbft widerfprechend in Widerfinu. und nur in finnlicher Auffaffung fcheint Sinn in der Welt. Und gewiß: wäre letzter Sinn in der Erfcheinung. fo wäre Erfcheinung Wefen.
Sinneswahrnehmung in dir ift rings um dich finnlich begrenzt. Grenze deines Schauens ift der Gegenftände finnlicher Widerftand - Nele der Dinge bleibt deinen Sinnen ewig unnahbar.
Wie ein Strom Ufer von Ufer trennt. fo trennt finnliche Anfchauung Seele von Seele; und wie du von Ufer zu Ufer auf unficher fchwanbender Fähre gelangt. fo gelangt Seele zu Seele durch blind fuchende Sinne; und wie ein mächtiger Strom jenfeitiges Land völlig deckt. fo decken zügellos ftürmende Sinne alle Seele außer dir.
Jrdifche Wahrnehmung ift der Blindheit vergleichbar - was wir hier gläubig fchauen. ift nicht die Welt.
Mahal Es fcheint. es ftellt fich dar. es mutet dich an. dich gelüftet danach und du erliegft der Luft. - Von gleißender Erfcheinung ge-
*

blendet. fuchft du unficher taftend dein Ziel. taumelft. Wahnbildern folgend. von Trug zu Trug - wahrlich einem Trunkenen vergleichbar.
Und wie ein Trunkener unter den Hufen einer Büffelherde fich im *Varadiefe träumt. fo träumft du trunken von Sinnesluft ein erlogenes Glück.
Verlangen in dir 'ift der Seele Verlangen nach ewigem Ziele; Sinneswahrnehmung in dir hält dich in vergänglicher Erfcheinung zurück. Die Erfcheinung ergreifend. bift du ergriffen - Seele in den Feffeln der Sinne.
Darum fagt Maitrahana Upanifhad: ..Atma von den Gegenftänden überwältigt."
Darum fagt man: fich ernüchtern. wieder zu fich kommen. fich auf fich felbft befinnen.
* Darum lehrt der Erlauchte: ..Unterfcheidung des Wandelbaren vom Unwandelbaren. des Ewigen vom Vergänglichen) Unterfcheidung des Wefens vor der Erfcheinung.“ *
1';
Unabfehbare Kluft. unlöslicher Widerfpruch uns irdifch Schauenden zwifchen Erkenntnis und Anfchauung; Torheit. ewiges Ziel in vergänglicher Erfcheinung zu fuchen. Daraus finnlofes Haften und Irren. endlofer Wechfel. unabläffige Erneuung. daher die Unbeftändigkeit. die Friedlofigkeit. die Vergänglichkeit alles Jrdifchen. daher die Unfinnigkeit fteter Wiederholung alles Gefchehens. aller Gebilde. aller Gedanken - ein raftlofer Kreislauf von Hoffnung zu Enttäufchung. Darum die Unzulänglichkeit. das Stückwerk. die Unvollkommenheit. die Unauflöslichkeit aller Dinge; darum des Hohenziels Unerreichbarkeit. des Zweifels Unftillbarkeit. die Troftlofigkeit. Unbegreiflichkeit. Verkehrtheit. Verruchtheit. die Widerfinnigkeit diefer Welt q der Welt Luft ift Fraß. der Welt Lohn ift eitel Trug. der Welt Ziel ift Vernichtung - und du folcher Welt williger Sklave.
Jft Luft Frieden? Jft nicht verlorene Luft Schmerz? Und wäre nicht dauernde Luft Qual? Und fchließt nicht Luft Seeligkeit aus? »-

Wagft du es. zu widerfprechen? -- Was auf Erden vermöchte Verlangen
nach dem Höchften zu ftillen. Verlangen nach Gottheit?
Das Gepräge diefer Welt ift Vergänglichkeit.
Was von Gedanken und Dingen diefer Welt lebt. atmet in Ein-
hauch und Aushauch. aus Entftehen zu Vergehen.
Alles Werden durch Abfonderung. durch Abftammung. durch Ver-
zweigung. durch Spaltung. durch Unterjcheidung voneinander. Alle
Empfindung und Wahrnehmung durch Abftand; alles Wollen und Tun
durch Gegenftand und Widerftand. Jch-nicht-Jch-bewußtfein durch An-
ftoß und Hemmung. Gedanke durch Urteil. Wirklichkeit. Leben. Dafein
durch Wandel > nichts. was unverändert. nicht beftändig. nichts in
Frieden im Himmel und auf Erden. .
Samfsra ift Wechfel; wer Frieden im wechfelnden Samfsra fucht.
der ift betrogen; Frieden kann nur zu Unfrieden wechfeln.
Entzweiung will Vaarung. Anfammlung will Auflöfung; weil Ent-
ftehen ift. darum ift Vergehen; weil Verfchiedenheit ift. darum ift ein
Verfcheiden; weil Leben ift. darum ift Tod.
Diefer Welt Beftand durch Gegen-ftand. diefer Welt Sinn durch
Gegen-finn; darum diefer Welt Wider-fpruch und Wider-finn; darum
diefer Welt ruhelofer Kampf; 'darum diefer Welt Vergänglichkeit,
Alle Erfcheinung ift durch Entzweiung in Gegenfaß; aller Gegen-
faß will Ausgleich. Was durch Entzweiung aus Einheit entfpringt.
endet in Einheit.
Wie alles Urteil in feinem Gegenurteil fich aufhebt. wie aller Ge-
danke. zu Ende gedacht. durch feinen Gegenfinn in fich felbft zurückkehrt.
fo kehrt alle Erfcheinung in fich felbft zurück. fich felber aufhebend.
Alle Wirklichkeit hält ftand. folange du Befriedigung im Wirken
fuchft. folange du. felbft Erfrheinung. finnliche Erfcheinung wahr-nimmft.
folange du an diefe Welt glaubft.
Erfcheinung durchfchaut. hält nicht ftand. verblaßt. zerrinnt. geht
zugrunde. geht auf den Urgrund zurück. Wirklichkeit als Schein er-

kannt, wirkt nicht mehr- ift nicht mehr wirklich - enift (: ift nicht), wie
ein Traum beim Erwachen zu nichte wird.
Was als Wirklichkeit diefer Welt erfcheinh ift nicht an fich - Ich-
wahr-nehmung ift be-Ding-ung. Ich er-innert fich aus zeitlofer Ver-
gangenheit und Zukunft- aus raumlofer Nähe und Ferne; Ich ver-
gegenwärt-igt fich aus feelifch ewiger Gegenwart finnlich gegenwärtige
Erfrheinung. Der Gedanke im Ich wird leib-haftig; wa?, du wirklich
wahr' nennfh hat fich gefchaffen.
Wirklichkeit ift Erfcheinung; Erfcheinung ift aus dir felbft. Dein
Verlangen zeugt diefe- dein Verlangen zeugt andere Welten - dies
wunderbar Einfache erfaßt die Menfchheit nicht.
Was dir als Wirklichkeit diefer Welt erfcheinh ift nicht an fich. ift
zu finnlich anfrhaulicher Ericheinung gewordener Gedanke in dir - ift
dein träumendes Verlangen die unermeßliehe Kluft zu überbrücken der
'weite Jrrweg nach der ewigen Heimat.
Die Geftaltung diefer Welt ift dein; Wirklichkeit folgt deinem Ge-
bot » Ich-wahr-nehmung ift Be-ding-ung, D11 er-innerft dich aus zeit-
loier Vergangenheit - du er-innerft dich aus raumlofer Nähe und
Ferne W du ver-gegenwärt-igft dir aus feelifch ewiger Gegenwart
finnlirh gegenwärtige Erfcheinung. Deine Einbildung wird Vor-
ftellung: der Gedanke in dir hat finnliches Dafein gewonnen, was du
wirklich wahr nennfh hat fich gefchaffen.
Die gewaltige Welt ift aus deiner Empfindung geborene deine
eigene Schöpfung *- du felbft.
Dies wunderbar Einfache wird von Unmündigen widerftrebend er-
faßt -- volles Erleben hievon ift nur dem wahrhaft Erwachten be-
fehieden. -
I

An nnfre Mitarbeiter und nnfre Mitarbeiterinnen!
Wir find mit belletriftifchem Material überlaftet. Dramen. Romane. Skizzen und Gedichte haben in den nächften Monaten nicht die geringfie Ausficht auf Annahme.
miiffen u n g e l e f e n zurjickgehn.
Alle f olche Sendungen
Die Redaktion von ..Nord und Süd".
Rund
Das filtrkere Rom
Darüber konnte doch kein Zweifel herrfchen. daß Rom aus dem Renkontre mit dem fächfifchen Prinzen. als iiberlegen „Stärkerer" hervorgehn miiffe. Beide. Vavfttum und der zu höchfteigener Ueberrafchnng als ..Moderuift" angefprochcne Vrinz Max. wollen und wünfchen das Gleiche. Nämlich die Fufion der römifchen und der griechifch-orthodoxen Kirche. welche Vereinigung einen ungeheuren Kraftzuwachs der fchwarzen Macht bedeuten wiirde. Aber der Prinz ift in der Sache der unpraktifche Jdealift. der da glaubt. das Scbisma liege ausfchließlich auf religiöfein Gebiet. Und fo weift er denn auch den Weg der verföhnlichen chriftlichen Liebe. Und will dogmatifche ?inderniffe wegränmen. Empfiehlt ein iealiftifches Entgegenkommen Roms. das die Heimkehr der Schisniatiker durch hiftorifche Lockerung der trennenden Dogmen erleichtern foll. Rom kennt aber feine orthodoxen Wappenheimer weit beffer. Rom weiß. daß fiä) die Kraft der fchismatifchen Kirche faft gänzlich aus nationalen und politifchen achtkomvonenten zufammenfeßt. Und weil fich Rom deffen bewußt ift. daß nicht Archiniandritcn. Vatriarchen und Venen das entfcheidcnde Wort in der Frage zu fvrechen haben. fondern fcbau
ftarke. politifche Weltlichkeiten. erachtet Nom die reine religiöfe Fufionsmöglichkeit als wahnwißige Utopie. Und für eine folche denkt es nicht daran. auch nur die Knochen eines einzigen feiner hiftorifch-dubiofen Väter oder Lehrer zu riskieren. Ich habe es im Orient. wo die orthodoxe Kirche nicht innner den großen einheitlichen Rückhalt bei Staat und Nation genoß. wie in Rußland. des öftern erlebt, daß die Frage der Vereinigung mit Rom angefchnitten wurde. Aber immer gefchah dies in Stunden politifcher oder nationalcr Not und Bedrängnis. Die Fufionsider verflüchtigte fofort. wenn diefer Anftoß nachließ. Ein Beweis dafiir. daß auf orthodoxer Seite die Tendenz

zur Union fich nicht auf religiöfem. kirchlichem Gebiet beftätigte.
Wer die Kirchenftreitigkeiten auf der Balkanhalbinfel verfolgt. weiß. wie Vateiarchat und Exarchat fich nicht unter einen Hut bringen laffen und wie in der Vatriarchatskirche fich die grie-chifchen. ferbifchen und rumänifchen Ambitionen befehden. .In einer Kampf-ftunde gegen tiirkifchen Druck war aller-dings von einer Fufion zum emeinfamen Widerftand die Rede. A er es war den national fo disparaten Kirchen niemals Ernft damit. Zu einer tempo-rären Waffengemeinfchaft gibt .fich Rom begreiflicherweife nicht her.

Rundfchau

Und jetzt da fein Gtößen- und Kraftwahn unheimlich wächft - fchou gar nicht.

Das Ei W Prinz Max - wollte klüger fein als die Henne - Rom.

An eine Vereinigung auf rein kirchlicher Bafis ift nicht zu denken. Rom kämpft nicht mehr auf politifchem und nationalcm Boden. Es ift dariiber hinaus. verfolgt foziale Ziele. Die Orthodoxe!! aber find noäj ganz Ruffcn. Bulgaren. Serben. Griechen. Rumänen und ftecken gänzlich im Streit der Gruppen, Solche Kirchen können vorläufig nicht miteinander gehn. *4:*

Der f erbifche Prinz

Ein Gerücht. ein monftruöfes Gerücht ift unlängft in der Preffe der zunächft intereffierten Länder. Oefterreich-Ungarn und Serbien. aufgeflattert. Nafch wurde es mit dem Mäntelchen der Unwahrfcheinlichkeit verdeckt. Der fonft immer bald zur Stelle befindliche offiziöfe Dementirapparat kam diesmal erft nach Wochen in Aktion. Gleichwohl bleiben B e l g ra d e r Kreife dabei. daß diefes Gerücht nicht gänzlich aus der fchwiilen Verfchwörerlnft des dekadenten ferbifchen Chauvinismus gegriffen war. Und dabei wird auf einen Präzedenzfall hingewiefen. der niemals reftlos aufgeklärt worden ift. auf die von Serbien ausgegangene Entfendung von Bombenattentätern nach Cetinje. angeblich zur Vernichtung der dortigen Dvnaftie. Das Gerücht befagte nicht mehr und nicht weniger; es fei durch die Ausfage eines aus Belgrad ausgewiefenen Oefterreichers feftgeftellt worden. der vielgenannte Wildling und frühere Kronprinz Georg habe feinerzeit Geldbeträge an ferbifche Desperados ausbezahlt. die angeblich einen Anfchlag ,auf das Lebendesgreifen Kaifers F r a nz J of ef. wie angenommen wird. während deffen Befuch in den annektierten Provinzen Bosnien-Herzegowina. ausführen follten, Diefer Anfchlag fei lediglich an den vorzüglichen und umfaffenden Siwerljeitsinaßregeln gefcheitert. die der dortige Landeschef. G. d. J. Varefanin. getroffen hätte. Das Attentat entlud fich denn auch erft

nach dem Kaiferbefuch. gegen den
Landeschef felbft. wahrfcheinlich
damit die anarchiftifchen Hand-
langer doch den Lohn als einiger-
maßen verdient einftreichen konnten.
Der Gedanke. daß ein Ange-
höriger eines regierenden Königs-
haufes felbft von den Qualitäten
des exzeffiven. und. wie man weiß.
unfreiwilligvonderKronamvartfchaft
zuriickgetretenen Prinzen Georg. der
feine ganzen ehrgeizigen Hoffnungen
auf die Partei der extrem-chauvi-
niftifchen Jungferben feßt. einen
fo lächerlich-ungefiuiden Plan faffen
konnte. fcheint alfo leider nach fer-
bifcher Anffaffung a priori nicht
ganz indiskutabel zu fein, In dem
gleichen Belgrad. in dem eines
fchbnen Morgens die zwei ver-
ftiimmelten ,ttönigsleichen im Kanal
lagen. der Schlußeffekt des Dramas
der Obrenowitfch. fprach fich auch
das Tollhausgerücht über den Ex-
kronprinzen ohne fonderliches Er-
ftaunen. ohne moralifche Entrüftung
herum.
Es ftehtalfo wirklich noch fchlechter
um die Karageorgiewitfch. als fie
es verdienen. Der fchwache. zag-
hafte König. der nicht einmal Herr
über feine Söhne. über fein Haus
werden kann. der den Schatten
des großen Verbrechens. das ihn

auf den Thron führte. nie recht los werden konnte. und die Spieß-gefellen. die den Mord aus-führten. nur mit den größten Opfern von allzufichtbaren Hof- und Staatsftellen. fernzuhalten vermochte. der Schattenkönig. der fich fo recht an keinem monat-chiftifchen Hof präfentieren kann und es endlich faft erreicht hat. daß man in Wien. Berlin. London 2c. an die' Möglichkeit. den königlichen „clier trete“ zu empfangen. dachte. muß auch das noch erleben. daß fein Erftgeborner und fein Anhang nicht nur Serbien politifch und wirtfchaftlich auf einen Tief-ftand. auf dem fich Serbien noch niemals friiher befand. herabdrtickte. fondern daß auch das Gerücht. der Prinz habe fich tatfächlich damit befchäftigt. die Annexion von Bos-nien. den Bankrott der großferbifchen Ideen. mit einem v e rbr e ch e ri-fchen Akt anarchiftifchen Charakters zu rächen. für denkbar möglich. und nicht ..aller Grundlage entbelnend“. wie fonft die reinigende Formel lautet. ge-halten werden konnte.

König Veter könnte. wenn ir-gend ein Schatten von Wahrheit an der Sache ift. fich der Pflicht nicht entziehu. die beliebten mo-dernen Theorien von Veranlagung und pfhchiatrifchen Hilfsmitteln fprechen zu laffen und den Wild-ling foweit unfchädlich zu machen. daß ihm die Rolle eines Märtyrers für die „lerbifche Sache“ verleidet werde. Es ift zu hoffen und zu erwarten. daß das Gerücht Mache der Gegner des Vrinzen ift.

Daß es iiberhaupt diskutabel war. ift ein trauriger Beweis fiir die ferbifche Dekadenz. Wenn der Löfchapparat des Berliner Wolff: bureans auch nach längerer Frift in Tätigkeit trat und erklärte. es fei kein Wort wahr an dem Gerücht. ift das noch lange kein beruhigender Abfchluß fiir Kenner des heutigen Serbiens.

Vera-5

Das 50 jährige Jubiläum der Auf-hebung der Leibeigenfchaft in Rußland.

Am 3, März (19, Februar a. S.)

1861 hat Kaifer Alexander ll. das berühmte Manifeft von der Aufhebung der Leibeigenfchaft in Rußland unterfchricbeu. Diefer Tag fchließt eine ganze Veriode der ruffifcheu Gefchichte ab. die Veriodc. in der das ganze politifche und foziale Leben Rußland?! anf der Sklaverei vieler Millionen von Bauern ruhte. Von diefem Tag an fängt die eigentliche Europäifieruug des ruffifchen Volkes. nicht nur der obern Schichten der Gefellfchaft. an.

Mehr als 200 Jahre hat das ruffifche Bauerntum unter dem Joch der Leibeigenfchaft gelitten. Das alte Rußland kannte keine Leibeigeufchaft. Die Bauern bildeten im alten Rußland. ebcnfo wie icht. den größten Teil der Bevölkerung, In ihren pcrföulichen Rechten ftandeu fie aber mit andern Ständen gan gleich. Sie befaßendas Recht. frei i r Land zu verlaffen und fich da anzufiedeln. wo es ihnen geeignet fchien. Die einen wohnten in den Städten und trieben Handel und Gewerbe. die andern. in viel größerer Zahl. befchäftigten fich mit Ackerbau. Vieh- und Waldbienenzucht auf den Ländereien der Fiirften. der reichen Klöfter und der Grundbefißer. mit denen fie befondere Verträge fchloffeu. Varallel mit der Einigung des großruffifchen Volkes unter dem Szepter Moskaus uud mit feiner Befreiung nach außen hin eutfteht im 14. und 15. Jahrhundert im Innern eine fonderbare foziale Ordnung. wo alle Schichten der Bevölkerung zum Staatedienftc zugezogen werden. Jeder mußte entweder das

'teich verteidigen (wie der Dienftadel) oder fiir das Reich arbeiten. d. h. die. die das Reich verteidigen. ernähren. Diefe letzte Vflicht fiel auf die Bauern. Sie trugen die Left der finanziellen Verforgung des Staats. da die einzige Quelle. die die finanzielle und militärifchc Ordnung des Landes fichcrn konnte. der Grund und Boden war. Diefes Snftem legte den Grund für die Lcibeigenfchaft der Bauern.
Die erften Anfänge der Lcibeigenfchaft können wir fchon um die Mitte des 16. Jahrhunderts bemerken. ihre gefehliche Anerkennung bekam fie aber erft in der erften Hälfte des 17. Jahrhunderts.
Je mehr die Macht des ruffifchen Reichs nach außen hin wuchs. je mehr fich Rußland iu ein nugcheures Kaifertum verwandelte. dcfto fchwer-cr wurde die Lage des ruffifclnn Volks im Innern. Im 18. Jahrhundert. während Rußland zu einer der erften enropäifchen Großmächte wird. verliert der ruffifche Bauer feine Freiheit vollftändig. Unter Katharina 1|.. die den rnffifchen Adel endgültig vom obligatorifchen Staatsdienft befreit hat. verwandelt fich der Bauer in ein vollftändiges Eigentum der adligcn Grundvefißer. Nur dem Namen nach bleibt cr kein Sklave feines Herrn. Seine ganze Arbeit ftcht zur Verfiigung dcs Grundbefißers. Die Grundbefißer bekommen das Recht. ihre Bauern einzeln und in ganzen Familien mit oder ohne Land zu verkaufen. fie für kleinfte Vergehen körperlich zn beftrafen oder ohne jegliches Gericht nach Sibirien zu fchicken. Und der Bauer hat kein Recht. feinen Herrn vor dem Gericht zu verklagen. Fiir eine folche Anklage wurde wie der Ankläger felbft. fo auch der. der die Anklage gefchrieben hatte. mit Veitfchenhieben beftraft nnd zu lebensliinglicher Zwangsarbeit nach Sibirien gefchickt.
Eine folche Lage konnte natiirliäj nicht ohne Vroteft bleiben. Jm Anfang der 70er Iahre des 18. Jahrhunderts entftand ein großer Baneruaufftand unter der Leitung des Thronvrätendenten Vugatfchoff. Diefer Anfftand verbreitete fich bald über ein großes Gebiet. und nur mit Anfpannung aller ihrer Kräfte gelang es der Regierung

Katharinas ll.. den Staat vom Untergang zu retten. Nach dem Aufftandc verfchlechtcrte fich die Lage der Bauern noch mehr. er hatte aber doch große Folgen, Er zeigte das ganze moralifche Uebel der Leibeigenfchaft und ftand in fpiitern Zeiten als ewige Drohung vor Augen der Regierung und des Adels. Nach diefem Anfftande beginnen auch die beftcu Geifter der gebildeten Gefellfchaft offen für die Aufhebung der Leibeigenfchaft aufzutreten. Die größten ruffifchen Hunianiften des 18. Iahrhunderts. Nowikoff und Radifchtfcbew büßen ihre freien Worte. der eine mit der Einfperrnng in die Feftuug von Schliiffclburg. der andre mit der Verfchicknng in einen entlegenen Ort Oft-Sibiricns. Die Zahl der Anhänger der Befreiung wächft allmählich. Jin Anfänge des 19. Jahrhunderts fängt auch die Regierung an. fich mit der Frage der Befreiung zu befchiiftigen. 1803 erfcheint das Gefetz über ..freie Ackerbancr". das den Grundbefißern das Recht gibt. ihre Bauern mit Land zn befreien. Diefcs Grieß übte mehr eine inoralifche als reale Wirkung. Der Adel fah darin den erften Schritt der Regierung auf 'dem Wege zur Bauernbefrciung. In der Tat war es aber nicht fo. Obgleia) der erfte Minifter Alexanders |.. Speranskh. die Aufhebung der Leibeigenfchaft als notwendige Bedingung der Erneuerung Rußlands anfah. fing er doch mit der politifchen Reform an. Nach dem Sturze Speranskhs und befonders nach der Gründung der Heiligen Allianz beginnt eine lange Veriode der Reaktion. wiihrend der die Lcibeigenfchaft noch fchrecklichern Umfang erreicht. Die Bauern antworten darauf mit mehr oder weniger großen Anfftänden in oerfchicdenen Gebieten Rußlands. mit der Ermordung ihrer adligen Herrn. mit Brandftiftungen und Maffenflucht naäj Kaukafns oder Sibirien. ..Das Gefpeuft des Vugatfchoff-Aufftands." fagt der Hiftoriker Semewskh. ..ftand ewig vor den Augen unferes Adels und. wie ein fchreckliches memento moi-i, erinnerte ihn ftändig daran. daß es im Intereffe des Grundbefihcrs felbft ift. mit der Leibeigenfäjaft zu beendigen."

Diefe ewige Gefahr. die dem Staate von unten auf drohte. bildete auch den

Hauptgrund. weshalb alle ruffifäten Regierungen der erften Hälfte des 19. Jahrhunderts fich auf diefe oder jene Weife mit der Frage der Bauern-befreiung befchäftigten. Die wirtfchaft-liche Entwicklung forderte auch eine neue Organifation der Arbeit. das all-mähliche Aufbliihn der Juduftrie konnte nicht lange auf dem Grunde der unfreien Arbeit ruhen, Seit den 20er Jahren. dank der Tätigkeit der ..Dekabtiften“. entfteht auch eine große liberale Bewegung in der aufgeklärten Gefellfchaft. Troß der ftrengften Zen-fur treten die beften Schriftfteller Ruß-lands fiir die Befreiung der Bauern auf. Aus den kleinen literarifcheu und revolutionären Kreifeu verbreitet fich die Idee der Befreiung allmählich iiber das ganze gebildete Rußland. In den 40er Jahren erfcheiuen einige Gefetze. die als ihr Ziel die Beichränkung der Leibeigenfchaft haben. Die Regierung Nikolaus l. wagt aber. aus Furcht vor der Oppofition des Adels. nicht. offen mit der endgültigen Löfung der Frage aufzutreten.

Erft nach der fchweren Niederlage im Krimkrieg und nach der Thron-bcfteigung Alexanders ll. eutfteht eine neue Aera fiir die Bauernfrage. Bald nach feiner Thronbefteigung fagt Alexander ||. in einer Rede an den Moskauer Adel. daß ..es beffer ift. die Leibeigenfchaft von oben aufzuheben. als auf jene Zeit zu warten. wo fie fich felbft von unten aufzuheben anfängt.“ Im Jahre 1856 wird ein geheimes .Komitee fiir die Löfung der Bauern-frage gegründet. Den mächtigen An-hängern der Bauernbefreiung. der Tante des Kaifers. Großfiirftin Helena Vawlowna. und feinem Bruder. Groß-fiirften Konftantin. gelingt es. folche Kenner und Freunde zum Werk der Befreiung des Volkes hinzuzuziehu. wie die Brüder Milutin. Kawjelin. Sfamarin. Arfakoff. Ticherkaßkn und andre. Die Macht der Kamarilla war aber noch zu roß. Der gut gefinnte. aber fchwache aifer wagte lan e Zeit nicht. das Werk der Bauernbefreinng auf den offenen Weg zu bringen. Erft im Jahre 1858 trat die Regierung offen fiir die Aufhebung der Leibeigenfchaft ein. .In allen Gouvernements wurden fpezirlle Komitees gebildet. die Vreffe

erhielt das Recht. frei die Bauernfrage
zu befprechen.
Diefe Maßnahme der Regierung
rief einen nnbefchreiblichen Euthufias-
mus in den liberalen Kreifen der ruffi-
fchen Gefellfchaft hervor. ..Du haft
gefiegt. o Galiläer!“ fchrieb der be-
rühmte Emigrant und Revolutionär
Herzen in feiner Londoner Zeitung
..Kolokol“ (..Die Glocke“). Der Sozialift
Tichernhfchewskv und der Slawophile
Akfakoff begrüßten in gleich en-
thufiaftifchen Worten das offene Auf-
treten der Regierung. Es war eine
Zeit der größten Hoffnungen. denn in
der Befreiung der Bauern fah man nur
den erften Schritt der ruffifchen Freiheit
im allgemeinen. Die nächfte Zukunft
zeigte aber. daß diefe Hoffnungen zu
übertrieben waren.
Sowohl in den Gonvernement-
Komitees. als auch fpäter beider ge-
nauen Bearbeitung des Gefeßes in den
fogenannten Redaktions-Kommiffionen.
fowie im zentralen Haupt-,Komitee und
im Reichsrat mußten die Anhänger der
Bauernfreiheit einen fchweren .Kampf
mit ihren Gegnern ertragen. Die Grund-
befiher bekamen viele Konzeffioueu. Die
Bauern wurden zwar befreit und fogar
mit Land. aber das Land. das fie be-
kamen. bildete nur einen Teil jenes
Landes. von dem fie früher gelebt hatten.
dabei mußten fie diefes Land dem Staate
fiir eine hohe jährliche Zahlung ab-
kaufen. Der befte und der größte Teil
des Landes blieb in den Händen der
Grundvefitzer. Die Folgen diefes Feh-
lers der Bauernreform des Jahres 1861
machten fich fchon gleich nach der Reform
bemerkbar. Bald entftand eine neue
Bauernfrage. der Mangel an Land zu-
grunde lag. Die jeßige fchwere Lage
der ruffifchen Bauern ift in vielen Be-
ziehungen die Folge der llnvollftändig-
keit der erften Reform Alexanders [l.
Und trotzdem war es eine große Re-
form. trohdem bildet der 19. Februar 1861
eine Schwelle in der ruffifchen Gefäjichte.
Es ift der Tag. an dem Rußland ,zum
erften Mal die Morgenröte der Freiheit
erblickte. und obgleich fie iu fpätern
Zeiten oft mit dichten Wolken bedeckt
wurde. ift doch der Sonnenaufgang nahe.
ti. |3.

Internationales Recht

In praktifcher Nußanwendnng gibt
es kaum etwas- das labiler. verfchieb-
barer und verfchieden gedeuteter wäre.
als das fogenannte internationale Recht.
Zn jedem Einzelfall müffen erft Ge-
lehrte und Halbgelehrte angerufen
werden. um es ansznlegen. Und allemal
und faft von jedem gcfchieht dies anders.
Kommt es zwar zur Gewaltaustragung,
dann verfagt - wenigftens fiir die
Sache des Stärkern W die Stimme
diefes Reaus zunächft vollftändig. Daran
hat auch der internationale Aeropag
im Haag nicht das geringfte geändert.
So binfeneinfach es erfchien. daß Ho(-
land, das nicht unter der Kuratel der
Neutralität fteht - ein internationaler
Begriff. der übrigens auch in jedem
Sonderfall andre Grenzen erhält -
ohne Einfpruch des größern oder fleinern
Ant-lands den Vunkt Vlicffingen am
niederländifchen Globus bcfeftigen oder
nicht befeftigen kann und daß uur die
Nebenfrage derOffenhaltung der Schclde
mit dem Flußanwärter Belgien zu re-
geln war, bekam die große europäifche
Volitik doch einen roten Kopf dariiber.
ob das internationale Recht Holland
diefen Spaß geftatten könne oder nicht.
lind nur weil es fich herausftellte, daß
ein noch fo fehr fortifiziertes Vlieffingen
etwaige ftrategifche Zukunftsziige gar
nicht zu alteriereu vermöge. beruhigte
fich die anfgewjil)lte See des inter-
nationalen Einfprnchs. Ein Beweis -
oder wenigftens ein deutliches Indicium
dafiir, daß das internationale Recht im
Bedarfsfall lediglich ein Werkzeug
und Mittel des Starken ift.
Die Schweiz hat bekanntlich - ziem-
lich unvekiimmert um die Klanfeln ihrer
Neutralitätsaffeknranz - Befeftigungen
angelegt und ihre militärifchen Streit-
mittel bis zur Befähigung fiir eine
offenfive Defenfibe verftärkt. Bulgarien
hat in einer Zeit, da es international
verpflichtet wart keine Befeftigungen in
Oftrumelien zu errichten und ihm
international unterfagt wart feine Flagge
auf dem Schwarzen Meer zu zeigen,
beides getan. Damals lag fiir die
fiarken Mächte jedoch kein wefentlicher
politifcher Grund zur Anrufung des
angeblich verlegten internationalen
Rechts vor.
Soviel fteht feft, daß die politifche

Weltordnung immer weiter zur Un-
erkennung des Sahes: the (taz-8 of
8mal ZtateZ are paßt dringt und daß
das internationale Recht in entfcheidenden
Momenten nur ein Recht der ftar-
ken M ächte ift. alfa den Elementar-
grundfatz des Rechtsfehußes Aller und
?iicßbefondere der Schwachen entgegen-
te t.
Eine Komödie alfo - die nur Ala-
demifer. Theoretiker ernft nehmen,
nicht aber die entfcheidenden Faktoren-
deren Dreadnougths. Kanonen und Ge-
wehre die Rechtsbafis jederzeit zu ändern
vermögen. Darum auch in wichtigen
Fragen - die Impotenz der Schieds-
gerichte. die auf einer labilen und nicht
von dcr Gerechtigkeit lapidar feftgelegten
Grundlage arbeiten.
Können wir einmal mit Selbft-
aufrichtigkeit dafiir zuzugeftehn, daß es
kein internationales Recht
ibt. werden die großen Friedens-
iiter gezwungen werden, ein anderes
Schußmittel zu fuchen und auch zu
finden. Das geheuchelte Recht gehört
in die Ecke. 8.
Die Nixc vom Güldenfee.
Die Fortfeßung des Hirfchfeld-
fchen Romans mußte diesmal wegen
Raummangels ausfallen. .Des-
gleichen ließen fich, troß des ver-
ftc'irkten Umfangs des Heftes. ein
paar ausgezeichnete Beiträge über
Miinchen nicht mehr unter-
bringen.
Jungtürkifcher Optimismus
Gewiß ift der um die tiirlifche Armee
hochverdiente dentfche General von der
Golß ein Berufener in Sachen der neu-
ottomanifchen Entwicklung. Aber mir
will est als altem Kenner des fozialen
und politifchen Tiirkentumd. denn doch
fäjeinem daß fich der Organifator der
tiirkifchen Wehrkraft in feinem jiiugften
35()

Vortrage über den Werdegang der Neutürkei nicht ganz zutreffend geäußert hat. Wenn vonder Goltz behauptet. es gäbe derzeit keine alttürkifche Gegen- bewegnng oder überhaupt keine alt- türkifche Vartei mehr» fo ift das nur infofern richtig, als es keinen ehrlichen Türken mehr gibtf der das geftiirzte hamidifche Stiftem wieder aufrichten wollte. Das Urteil des Generals ift offenbar unter den Eindrücken dee felbft- bewußten türkifchen Militärmilieus zu- ftande gekommen» daS fich die Kraft zumißt. jede Gegenftrömung eindijmmeu zu können, Eine Höheinueinung. der die Stimmun des Tals fremd blieb.
Dad türkiiche Volk äußerte bioher [einen namhaften Widerftand gegen das jungtiirkifche Reformwerk. Es verhielt fich paffio. abwartend. denn die Koften der Volksbegeifterung und des Straßen- jubels trugen ausfchliefzlich Lcoautiucr. Griechen, Armenier. d. h. Nichttiirkeu. Der echte Türke hat durch das Deo- potcnregiinent den öffentlich freien (He- brauch feiner politifcheu Meinung faft gänzlich verloren (die ausländifch ge- bildete Intelligeuzminderhcit zählt bei diefer Behauptung nicht mit). Der echte Türke ift auch weit toleranter. als man annimmt. Sein Fauatismno. der ihn zeitweilig iu fo iibeln Ruf brachte. wurde ftets von oben angeblafen. Und im Gehorfam übertrifft der Türke alle andern Völker. Der echte Türke war daher ä pri0ri [ein Gegner des neuen jungtürkifchen Gleichheits- und Brüder- liihkeitsftatuts. Aber der bedöchtige langfame. vorfiihtige Moslini ließ die Jungtiirken vorerft allein hantiereu. Die Mehrheit wollte fehu. abwarten. ob durch die große Nivellierungsarbeit nicht etwa alle jene Qualitäten. die von jeher die Kraft des Islams abgeben- plattgedrückt oder gar unterdrückt wiirden. Er verirhloß nur tiefer in fich die in ihm feftgewurzelte Ueber- zeugung feiner Superoritiit über die andern Nationalitäten und Raffen der Türkei. Und diefe Muffe. diefe Mehr- heit bildet eben die alttiirkifche Partei, die in ihrer Haltung durch die bedenk- liehen Stoekungeu und Reibungen inner- halb der jungtiirkifcheu Arbeit immer noch derftärkt wird.
Die Inngtürken find iiber den Wider- fpruch. den ihre Gleichberechtigungß-

grundfäße gegen ihre eigene Ueber-
zeugung aufrichteu. daß die Zukunfts-
tiirkei nur unter türkifaj-uationaler Vor-
herrfchaft Ausficht auf Dauerbeftand
habe. keineswegs hinweggekommen.
Die Jungtiirken haben die bedenk-
liche Spaltung der innern Gewalteu
in die Militär- und Komiteeherrfchaft.
die eine Doppelregieruug herbeifiihrte,
bisher nicht iiberwundeu. Dabei hat
die Militärpartci den Vorteil der effek-
tiven Kraft und noch jenen fiir fich.
daß fie die tiirkiichen Eigenheiten. die
religiöfen und nationalen Empfindungen
weit mehr fchonen kann, als die ganz
auf europäifchem Kulturftandpunkt
ftehenden und daher rückfichtelloiern
Jungtiirken.
Die Inngtiirkcu haben ferner aus
Utilitijtsgriindeu ihr Werk zum großen
Teil durch Nichttiirkeu beginnen laffen
mjiffen, Der echte Türke läßt fit() nicht
iiber Nacht zum politifchcn Arbeits-
menfchen umwandeln. Die Jungtiirken
haben daher noch heute - was fie auch
Kontriires behaupten wollen » nur eine
ganz fchwache Fiihlung mit der tür-
kifcheu Volk-?mehrheit erkaugen können.
Die Folgeerfcheinung aller diefer Be-
hinderungen ift eine Stockung des innern
ReformwerksaufallcnLinien. DieIuitiz.
die Verwaltung ftehn. bis auf einige
Einzelheiten. fait gänzlich noch auf dem
rii>ftiindigen Status des alten Shftems.
Und wenn auch der riefige Umfang und
die Mannigfaltigkeit der giinzlichen Re-
formieruug nicht verkanut werden darf
und einige mutige Schritte. jo in Sachen
der Eutwaffnung der Bevölkerung. tat-
fächlich getan wurden. fieht das türkifche
Volk. das immernoch avfeitZ fteht und
beobachtet. diefe Verfuche doch mit ganz
anders kritifcheui Auge an. als das
Abendland es tut. Wer Albanien gc-
nauer kennt, den Charakter und die
Lebenoweife der Albaner aus eigenen
Anfihauungen beurteilt. weiß, daß die
fogenannte Vazifizierung diefes Landes„
die auch von der Golß auf das Gut-
konto der Armee und der Jungtiirken
ftellt und die fich in der Abnahme einer
großen Anzahl oon Waffen ausdrücktr
eine Utopie ift, Tatfächlichzu azifizieren
ift Albanien nur auf wirtimaftlimem
Wege. durch Hebung des dortigen Volks-
wohlftands. nicht durch milit'arifihe Ge-
walt. die wohl Teilerfolge erzieleni in

gewiffen Gebieten diefEntwaffnung durch-
fjihren kauu„ den Kern der Albanert die
fich in das fturmfreie Innere zuriiekzogeu
und bei ihrer Zähigkeit auch nicht einmal
auszuhuugern wären (find doa) Not und
Hui! er dort permanent), jedoeh niemals
paziäzieren wird.

Aueh in Makadonien, dem Ausgangs-
punkt aller antiti'irkifehem zentrifugalen
Bewegungen find die Jungtürken bisher
gezwungen gewefen, fehr widerfpruchs-
voll vorzugehn. Ihr Schwanken zwifchen
unbegrenztem Bruderoertraun in die
friiheru Gegnern die chrit'tlichen Natio-
nalitäten, und neuerdings als nötig
erkannten großer Strenge gegen Nicht-
tiirken gibt keinen giinftigen Eindruck,
Der zwar fehwer denkbare, aber
doch nnliingft drohende Zufammenfchluß
der ftreiteuden Kirchen und damit der
bisher disparaten nationalen Propa-
gauden ließ geradezu eine Kataftrophe
im tiirkifchen Sinne befürchten.

Die große Mehrheih die all dies
kühl fiehtt beurteilt- kritifiertt da fie
nicht mit dem Herzen an der Neu-
bewegnng teilnimmt- das find jene
Alttiirken7 deren Exiftenz abgeleugnet
werden foll.

Fiirwahrt nicht um mit den Aus-
fühmugen des hochverdieuten Generals
zu polemifierein deffen Urteil offenfichtlieh
vom Optimismus der tiirkifehen Militär-
kreife und des Jungtürkeutums beeinflußt
wurdei fchreibe ich diefe Zeileut fondern
weil ich glaube. daß Deutfchlaud bei
feinem Intereffe fiir die Türkei und mit
-Rüekfieht darauft daß es reichlich deut-
fches Geldt deutfehe Arbeit und deutfches
Vertraun in die Türkei trügti begrün-
deten Aufprueh darauf hat„ auch die der
tiirlifchen Nenaiffance weniger giinftigen
Faktoren zu kennen.

Meinem r. Zietten (Miinchen).

Karl Kraus.

Es ift nicht Ziel diefer Zeilen-
ein Vortritt des Wiener Bubliziften
Karl Kraus zu entwerfen. Wenn
ich heute an fo fiehtbarer Stelle
für Kraus eintretet fo treibt mich
nur meine verdammte Pflicht und
Schuldigkeitt zu oerfuchen- eine
neue Brefche zu ftoßen durch den
Wall des Schweigens der fich um
ihn türmt.

Diefest leider feltene- Bflichtge-
fühl macht den Journalismus zur

Romantik unfrer Jugend. Der Ritter des Mittelalters foeht nur fiir die körperlich Schwachen. Der Ritter der Gegenwart kämpfe für die geiftig Starken. Der Journalift muß Büttel und Herold fein. Er züchtige Buben mit den Rutenhieben feines Stils und bahne den Künftleru mit dem Rapier feines Temperaments eine Gaf e. Er breche das Tor auft welches das Back oor unliebfamen Meinungen zufchla'gt,

Aus der „Fackeltß einer elf Jahre alten Woehenfchrifh in deren brennend roten Heften fich das ftärkfte Temperament des heutigen Schrifttums entladen find die beiden Bücher von Karl Kraus hervorgegangeiu die „Sittlichkeit und Kriminalität“ (L. Rosnert Wien; 2. Auflage) und „Sprüche und Widerfprüche“ (Albert Langen-München) heißen.

>t' *

e.:

Keiner hat mit der Ausdauer von Karl Kraus gegen die Grundfeinde unfrer Kulturx gegen Gemeinheitt Vreßzenfur; ftaatliche Uebergriffe und fexuelle Bevormundung gekämpft. Keine Gefellfchaftskritik entlarvt wie die feine den Trottelx der uns immer wieder das fchou banale Zitat vom ftets verneinenden Geift an den Kopf wirft. Denn alles» wogegen unfre Skribenten kämpfen (das fei einmal feftgenagelt) und alles- was immer mehr die Empörung und den Abfeheu befferer Menfehen er-

weckt- ift dem Schmock und dem Philifter lieb und tenen und alle die hohen Ziele und edeln Werte- für deren Verwirklichung wir, die fogenannten Gewohnheitsfchimpfen uns die Feder wundfchreiben- find ihm fremd und gleichgültig.
Kampf ift das Element von Karl Krause in deffen Natur fich antithetifches Temperament mit der heute ftärkften faiirifchen Kraft ver- einigt hat. Der pathetifche Zug macht feine Kulturkritik die ihm Bedürfnis» nicht Gefcbäft ift- zum Erlebnis; mit ihr ift er wie mit feiner Waffe dern Witz- organifch verfchmolzen- fie ift nicht ein Vor- wurf feiner Feder- fondern ein Teil feines Ich. Den Satiriker in ihm befriedigt wohl die Geftaltung gro- tesker Erfcheinungen, z. B. die Nordpolentdeckung. Aber fo tief leidet er unter der Schmach der verpefteten Stadtkultur einer Kul- turftadi- daß immer neuer Haß feine polemifche Kraft nährt. Haß und Liebe find vielleicht die ftärk- fien Erfcheinungen im Menfcl)en. Aber Kraus hat wirkliche wie wenige die Krafte zu haffen und zu lieben. Nichts liegt ihm fernen als bloße Veraäjtung- Entriiftung oder Ab- fcheu. Selbft der Ekel„ in den fich der Haß eines objektiven Betrach- ters verwandelte ift ihm fremd.
Kraus liebt - fpottet - haßt.
Das find die klaren Aeußerungen feines Menfchentums,
Er fißt wie ein Argus in einer Stadt- die man eher nach Cliquen als nach Bezirken einteilen könnte.. Allein und einfamx fpießt er jede Gemeinheit- jede Dummheitx jede gedruckter jede gefprochene Schur- kerei mit feinem Hohn und feinem Witz auf, und das alles nun um an vereinzelten Beifpielen Kor- ruptionj Verduinmung und ethifche Gefeßlofigkeit zu beweifen. Diefes epigrammatifche Talent mußte fich zum Aphoriften entwickeln- was es fchon warf wenn es nur einzelne Sätze aus größern Gefügen her- ausbrach. Seine Aphorismen- die einzeln weniger ftark als im Zu- fammenhang wirken» find feine Kunftform. Sie geben ftofflich ge- ordnet ein Bild feiner Weltan-

fchauung und den Abdruck des
Menfchen und find felbft dann-
wenn fie nichts als Wiß find-
wefentlich fiir das Ganze. Denn
Kraus fchreibt keine Einfälle nieder-
fondern gibt Denkfragmenten eine
endgültige Form. Er legt eine
metaphorifch zum Wiß gewandte
Wahrheit wie einen Mofaikftein
hin, der einzeln nichts» iftx aber im
Gefamtbild vielleicht der wefent-
lichfte Teil des Körpers werden
wird. Und dar* alleÖ in einer an
Shakefpeare gcfchulten Sprache
perfönlich gefärbt durch autithetifche
Stilifierung, gefchmeidig gemacht
durch regelmäßigen Saßbau und
natiirlich und einfach gehalten dank
der Wahl der alltäglichen und
daher beften Worte.
In dem Buch „Sittlichkeit und
Kriminalität ftehn Prozeßkritiken
und pfvchologifche Unterfuchungeni
die an die bedeutendften Tribunal-
komädien und -tragödien der leßten
Jahre anknüpfen. Kraus bekämpft
den Indizienbeweis und verficht die
Freiheit normaler und anormaler
Sexualitätj die Diskretion des Vor-
lebensx foweit es keinen Zufammen-
hang mit dem Delikt hate und zeigt
an kurzen Zitaten aus Gerichts-

protokollen- wie oft wißbefliffene Richter die Gefühle von Angeklagten und Zeugen in niedertrc'ichtigfter Weifeverhöhnen. JiichterundStaats: anwalt find die Angeklagten vor dem Gerichtstifch feiner Empörung per- nichtet durch die Schärfe feines Hohns. Viele Lefer werden durch feine Betrachtungen noch heute be- kannter Brozeffe (Herr-ar). Montig- nofa Klein* Beer. Riehl. Odilon) erft jeßt ein richtiges. pfncholo- gifches Bild der damals nur als Senfation angefehenen Fälle ge- winnen.

Felix ZlöZZinger.

Theater bei der Gräfin
Gabrielle Hohes

Die eleganten Räume der Gräfin Gabrielle Hoyos (Herbert Bismarcks Schwägerin) in der Bendlerftrafze' öffneten fich zum zweiten Mal in diefem Winter vor geladenem Publikum zu einer mufikalifch- dramatifchen Aufführung. Nachdem fchon friiher b' Alberts „Abreife“ mit gutem Gelingen zur Dar- ftellung gebracht worden war. gab es diesmal eine künftlerifche Sen- fation; die Auffiihruug eines Werks das man in Berlin fonft nicht zu hören bekommt: Tfchaikowskis ein- aktige Oper „Jolanthe“ nach einem Text feines Bruders Modeft Tfchai- kowski- der noch in Rom lebtx ift ein Werk. das textlich wie mufi- kalifch fo hervorragend ift. daß man wohl eine Aufführung im Kgl. Opernhaus oder in der Komifchen Oper (obwohl das Sujet durchaus ernft ift) längft hätte erwarten dürfen.

Umfomehr intereffierte es. diefes Werk auf der hübfrhen kleinen. kiinftlerifch ausgeftatteten Privat- biihne kennen zu lernen. Konneffe Hohes fpielte felbft die Titelrolley und ihre mufikalifchen Fähigkeiten kamen zur vollen Geltung. Ihre fehr fhmpathifche Stimme ift freilich klein. reicht aber fiir die Gefellfchafts- räume vollkommen aus und wurde von den fonft mitwirkenden Berufs- fr'ingern und Sängerinnen nicht erdrückt. Kointeffe Hohes hat auch eine ftarke fchaufpielerifche Be- gabung. fpielte die Rolle fehr

poetifch und fang mit bedeutendem Mufikverftändnis. Sanft wirkten Mitglieder der Berliner Opern mit. unter ihnen ift befonders Frau Sachfe-Friedel von der Volksoper zu erwähnen. die durch ihr fchönes Organ und ihr fchaufpielerifches Können fehr angenehm auffiel. Ferner Herr Kai Haffing als burgundifcher Ritter. Herr Holmquift als Herzog war etwas zu laut. Herr Förfter wenig glücklich in der Maske des Königs. Ausgezeichnet fowohl ftimmlich. wie in der Maske und im Spiel war Oscar Seelig als maurifcher Arzt.

Die Mitglieder des Philharmonifchen Orchefters. unterftüßt durch Jofef Schwarz am Klavier, begleiteten fehr diskret. Sie wurden von dem jungen. aber fehr temperainentoollen und mufikalifchen Kapellmeifter Dirk Fock geleitet.

Die Regie lag in den Händen des Herrn Swend Gade und war norziiglich.

Leider befißen wir in Berlin nur _ wenig Brioathäufer- die fo dem gefellfchaftlichen Leben und zugleich. der Kunft zu dienen verftehn.

M.

Rundfchau

Curt Herrmann: Der Kampf um den Stil. (Verlag von Erich Reiß-Berlin)

Man hat in den leßten Jahren öfter mit uiiterlich verleßender Herablaffung betont- daß die Theorie immer ein Nachlaffen oder Starken der produktiven Kraft bedeutet und diefe zweifelhafte Weis-_ heit mit einem Sah aus Goethes Zitatenwarenhaus 'velegtr ohne zu bedenkenj welche kunfthiftorifche Werturteile die ev. Richtigkeit diefes Saßes nach fich ziehn wiirde,

Jeder Klinftler fchafft bewußt nach beftimmten Brinzipienr und daß fich die modernen Klinftler auch iiber fie äußernj darin fehe ich nur ein erfreuliche? Zeichen einer fich felbft hewußten Kultur, Und wer follte uns wertvolleres iiber feine eigene Kunft zu fagen haben als der Künftler felbftx den fie doch am tiefften berührt? Wer follte uns beffer an jene Grenze fiihren können- wo überhaupt das Reden aufhört und die Empfindung anfängt?

Diefes *Lob kann man Herrn Herrmann fpendenx daß er den Lefer in ein intimes Verhältnis zu feiner Kunft bringh d. h. zn der des Neo-Jmpreffionismus. Man erftauntr wie da von technifcher Spielerei geredet werden konnte- wo foviel Empfindung und großes Wollen vorhanden ift.

Vfychologen haben öfter die fkeptifche Frage nach dem Werte von Künftlerbiichern aufgeworfen. Ich meine„ daß ihre Benußung nur eine Taktfrage ift. Jede Einfeitigkeit wird man dem Künftler als Schöpfer zugeftehn müffen. Um fo fchöner ift er» wenn fie wie hier vermieden ift. Herrmann fieht im Neo-Impreffionismus nicht den allein felig machenden Weg- der zur Kunft fiihrt. Das möchte ich ihm noch befonders hoch anrechnem daß er die eine Kunft als das Ziel betont hat„ zu dem oerfchiedene Wege fiihren. Der feiner der von Matiffe und mancher andre. Es geht nicht ant den Jmpreffionismus als die leßte Vhafe- als das non plno ultra hinzuftellent wie man es heute in gewiffen Kreifen liebt, Der heilige Geift ift ewige Bewegung-

und auch die Jungen find auf dem Wege zur Kunft. Auf einem andern Wege als die Jmpreffioniften, Aber mit gleicher Kunft und Vitalitc'it.

Weniger gt'inftig als über den Autor muß man iiber den Verleger urteilen. Es geht nicht an„ fo viele leere Seiten einzuklemmen- die nnfehlbar aus der Lektüre herausreißen. Auch ift die Auswahl im Abhildungsmaterial mangelhaft. Will Herr Reißx wie es fcheinh wirklich die Lücke in unferm Verlegerfhftem ausfiillem die von den jungen bildenden Künftlern fo fehmerzlich empfunden wirdj fo muß es mit mehr Form gefchehn. Das Bedürfnis war jedenfalls fchreiend.

ill. [L. Lcdönlunclc.

Mufikbeigabe

Uaableldinge IMMO-811801181* Musil(
.exam-..Umt- "on Neuland .
W-Ã¼cnqkkie'. l7. keeuot'eia, 071.13
Seite langsam. F? l

Lia-samkeit., ein stem-mee

l-i n xciruekcxcetrll
x e
i7 i 7 ,0L ix c
..*.j M

Iron-neu, beil'- ge dial-ler 'ie-ler Qual-len, Lau bekÃ¤me-gel joint-er Ion-neu,
.NZ
?i7
eur-lu. "|0 .7 or. 'ev-lo- [..-7. .UNI-1,
'el-'q o.. ccm-re. de. 'cl-m' ce": lÃ¼cken-
:4 '--
*

Muï¬kbeigabe

i - dor-*k0n-oen mit
(tank - len Nun - .jak-we] - len, dab' Lo l'un - kelnjcb dingen-nen, loan-in
*ÃŸ

Ui' - 3M ol] >10 dai-len ron meiner 8120 elo-ren'kaict ei.
meiner
mehr* nur! ...e-*4'* bet-'Ã¼
x(- 'ama-...--WUI
'57

. mu', 'oi-(Feri Zenit', . :an mein-:8 lu . vera,
(Zip - fein mei-nee Ilka- baue,
.l
[aa-doo., 'or .13a
inne-wi ..l-lea Welt.
"Texten-mi
'ok eier N
are-'.361- 6M.
W
.Ic-iu er.

Zn unfrer Mnfilbeigabe
Mita-huet Tonfetzer. insbefondcre
Walter Braunfels

Während Berlin nicht ganz mit Unrecht als Hort der klaffifchen Richtung in der Mufik gilt. darf Miinchen fchon feit länger als einem Viertel-Jahrhundert den Ruhm beanfprnchen, daß in feinen Mauern die Anhänger des For-tichritts in der Mufik in namhafter Anzahl leben und fich auch eifrig rühren. Schon Iofeph Rheinberger. der von 1859 bis 1901 an der Münchener Mufikfchnle lehrte. ein Fiji-ritter von '.menfem Wiffen und feltener Lehrbejähignngt wan troßdem er mit feinem eigenen Schaffen ein durchaus konferoativer Mnfiker war, doch keineswegs gewillt. die neudeutfche Richtung. insbefonderc das Werk Wagners. ohne weiteres zu oerdannnen; darum finden wir auch unter feinen Schülern zahlreiche der modernen Richtung durchaus ergebene Tonfeher. Diefe fanden ihre Hauptfrühe an Alexander Ritter. der von 1885 bis zu feinem Tode iin Jahre 1896 in Miinchen an feiner Tafelrnnde den Modernismus in der Mnfik gelehrt und vor allem Richard Strauß dafiir gewonnen hat. Eine noch größere Lehrtätigkeit in fortfchrittlicheni Sinne entfaltete der leider viel zu früh. im Alter von 46 Jahren. 1907 geftorbene Ludwig Thuillef der fo recht als das Haupt der neuen Münchener Kompoütions-Schule zu gelten hat. Zu ihr muß anch der Rheinländer Max Schillings gerechnet werden. der freilich vor einigen Jahren nach Stuttgart iibergefiedelt ift. Hans Vfiizner aber. der anch eine Zeit lang in Miinchen gelebt hat. darf den Repräfentanten der Münchener Schule ebenfoweuig beigezählt werden wie Mar Reger. Anton Beer-Walbrunn und Friedrich Klofe; diefe beiden entfalten gegenwärtig an der Münchener Mufiffchule eine reiche Wirkfamkeit. Etwas abfeits ftehn Hermann Bifchoff, deffen zwei Symphonien berechtigtes Auffehen erregt habein und Otto Naumann. Sie find ausgefprochene Stranßianer. Dagegen gehören fo recht zu Thuilles Schule und Gefolgfchaft Felix vom Rath und Friß Neff. die beide allzu jung geftorbeu find. Karl Blehle, Ernft Boehe, Walter Courvoifier. Edgar Jftcl, Rudolf Louis. der mit feinem Lehrer genieinfam eine ausgezeichnete Harmoniclehre verfaßt

hat und durch eine Reihe wertvoller niufikgefchichtlicher Werfer vor allem durch fein Buch „Die deutfche Mufik der Gegenwart“ fehr bekannt geworden ift, Richard Mors. Anguft Neuß. Rudolf Siegel nnd Julius Weisinann. um hier nur auf einige hervorftechendere diefer jungen Münchener Komponiften hinzuweifen.

Neuerdings hat außerdem noch Walter Braunfels ganz befondere Beachtung gefunden. C-r ift am 19. Dezember 1882 in Frankfurt a. M. zur Welt gekommen und hat während feiner Gnmuafialzeit bereits auf dem dortigen Konferuatorinin Mufik ftudiert. In Miinchen. wo er es einige Zeit mit der Jurisprndeuz verfncht hatte. ging er dann ausfchließlich zur Mufik iiber und fchlofz fich, nachdem er kurze Zeit in Wien fein Klauierfpiel bei Leichetihkh vervollkommnet und bei Karl Nawratil Kontrapunkt getrieben hatte. aufs engite an Thuille und Schillings an; er blieb dann anch weiter in Miinchen. Zielbewußt wandte er fich hauptfächlich der dramatifchen Kompofition zn. und zwar verlegte er das Schwergewicht dabei wieder auf das rein Mufikalifche. So fchon in feinem 1901-5 entftandenen Märchenfpiel ,.Xalada“. von dem eine Szene auf der Tonkiinftleroerfammlung in Effen 1906 zur Aufführung gelangte wiihrend das g a n z e Werk einer folchen bisher nicht gewürdigt worden ift. Dagegen kam fein zweites. in den Jahren 1906-7 entftandenes Biihnenwerk. die heitere Oper ..Vrinzeffin Brambilla“. 1909 ini Stuttgarter Hoftheater heraus und erregte große Hoffnungen auf die weitere Entwicklung des jungen Kom-

poniften. der fich den Text felbft nach einer Novelle E. T. A. Hoffmanns gedichtet hatte. dabei jedoch zu breit gcworden war und die dramatifcbe Wirkung beider Schilderung des Karnevallebens nicht geniigend ins Auge gefaßt hatte. Ani wertvollften in der Vartitur. die eine große Sicherheit in der Beherrfchnng des befonders farbenreich behandelten Orchefters zeigt. find die großen Vakalfiiße. wie iiberhaupt die technifafe Arbeit fehr gelungen ift. Sinn fiir feine Stimuiungsuialerei und fcharfe Charakteriftik ift geniigend vorhanden. dagegen ift die rein melodifche Erfindung nicht immer bedeutend. auch entbehrt fie manchmal noch der Selbftiindigkeit. In diefer Hinficbt bedeutet das 17. Werk vou Braunfels einen großen Forifchritt, Es ift dies die Vertonung des 6. Kapitels aus der „Offenbarung Iohannes“ fiir Tenorfolo. Doppelchor und Orchefter. Der graudiofeTert hat den Kompouiften fichtlich infpiriert. wenngleich er die bereits bei dem Zuge der apokalhptifchen Reiter erreichte ftolze Höhe in der zweiten Hälfte feines Werks völlig nicht mehr behauptet. Seine Tonmalerei fei befondere hervorgehoben. ebenfo die Vlaftik der meiften feiner Motive. Anklang hat auch feine Mufik u Shakefpeareei „Was ihr wollt“ gefunden. vor allem das Lied des Narren „Komm herbei. Tod“. Auch fonft hat der junge Komponift niit Liedern Glück gehabt; veröffentlicht hat er als op. 1 und 4 je „fechs Gefänge“. fowie als op. 7 „Fragmente eineö Federfniels“ fiir eine Singftinime mit .fi-lavierbegleitung und die Vertonung des Gedichts von Clemens Brentano ..Nachkliinge Beethovenfcher Mufik". die wir hier mit Erlaubnis des Verlags (Dr. Heinrich Lewr) in Miinchen) zum Abdruck bringen. .In diefer vornehmen nnd gehaltvollen Kompofition. der man eine gewiffe Großzügigkeit kaum abfvrechen darf. fchwebt in. E. der Genius Beethovens. Viel aufgeführt worden find die ,.Shniphouifchen Variationen“. die Braunfels iiber ein altfranzöfifches Kinderlied als fein 15. Werk hat erfcheinen laffen. Sie find mit großer Kunft und vielen kontrapunktifchen Feinheiten gearbeitet und zeugen von einer virtnofeu Beherrfchung des modernen Orchefters. paffen aber m. E. nicht

recht zu dem einfachen Thema und find zu wenig frei von Trockenheit der Erfindung. Dagegen foll Braunfels mit feiner „Serenade fiir kleines Orchefter" ov. 20. die deuiniichft im Druck erfcheinen wird. auch die Freunde bliiheuder Melodik durchaus befriedigt haben. Rach der Uraufführung. die kürzlich in Miinchen ftattgefunden hat. fchrieb Rudolf Louis dariiber: ..Eine ganz entziiclende Toufchöpfung. die dem Komponiften einen Erfolg brachte. der den feiner Apokalhpfe vielleicht noch übertraf, Keine größern Gegeufiiße kann man fich denken. als die wildphantaftifchen Vifioncn jenes Chorwerks und die friedlich begliickte Zdhllik der Serenade. deren leuchtendeKlangfarbendie Strahlen der Sommerfonne unter italienifchem Himmel zu reflektieren fcheinen. In der Serenade haben mich die beiden niittlern Siiße beim erften Hören am ftcirkften angefprochen. Die Orchefterbehandlung in dem neuen Werke ift fo glänzend. wie wohl in keinem der vorangegangenen. und auch fonft zeigt es fich, wie viel Braunfels. deffen ganz ungewöhnlich fchöpferifche Begabung fiir den Urteilsfiihigen von vornherein feftfteht. inztvifchen noch gelernt hat“ Hoffentlich hat der dem Komponiften naheftehende Münchener Referent den Mund nicht zu voll genommen. Jedenfalls darf man der Weiterentwicklung von Walter Braunfeld. der fich bisher keineswegs einfeitig mufikalifch betätigt hat. mit Hoffnung entgegenfehn.

prof, l)r, Will-i. Mimizan.

Fiir den gefamten Inhalt verantwortlich: l)r. E. (H. Friedegg in Schöneberg - Redakteur der Muflkbeigabe: Alex Jadasfohn in Berlin. - Druck von Richard Falk. Berlin W. 66. Leipzigerftr. 115f16.
linverlangte Manufkripte fenden wir nicht zurück. wenn ihnen F_ nicht Riickporto beiliegt. *-

xÃŸk-UÃ¤ 7e
P 0F Kae
UU'UZKZU'X"
cn
C i x 7 fin-,1Â»
Z x. (IKZ-

."7 GuftaoEberlein:
W Nach des Tages Miihn.

- y
WSW

Seutfche Halbmonafsjßhrifi
Wegeben bondcE'urkNaölaWr

W5 :Zaikj'ch rifienxYerlaZ GmbH,
u - BerlinWzo/Iaunfi-einerfkrZ

55. Jahrgang. 8d. 156. Heft 425. Erfteß märzheft l9ll

Or an cferueuenHixnjivereini un
Ã¶erSF'eFFFing-esefelllehajr g 9 l
uit/Ã¶ effing-HoehiehulegucYe-rlitr.
W

Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat
Dr. Adolf Matthias:

Eine deutfche Frau aus den Werdetagen unferes Liberalismus

Es ift ein feltfanler Widerfpruch. daß unfer Liberalismus bei der Ausgeftaltung unferes konftitutionellen Staates und bei der Neugründung des Deutfchen Reiches die ausfchlaggebende und treibende Kraft gewefen iftt daß diefer Liberalismus noch heute weithin in unferer beften Vreffet in Kunft und Wiffenfchaft und Religion eine herrfchende Stellung einnimmtf daß er fogar bis tief in andere Parteien hinein feine Wirkungen in der Form von „Modernismus“ und in anderen Geftalten geltend macht und daß er troßdem im offiziellen politifchen Leben fich in der Minorität fiebt und ini eigentlich amtlichen Bereiche im Grunde nur eine geduldete Rolle fpielt. Das follte anders fein: der Liberalismus von heute täte deshalb gut. immer wieder fich und feine Gegner zu erinnern an die Zeiten, da feine ftarken Wurzeln fich einfenkten in den deutfchen Boden und zugleich die Grundlagen des neuen Deutfchen Reiches gelegt wurden; er follte fich deffen recht oft und eindringlich erinnernf um neuen Mut und neues Leben zu fchöpfen *aus feiner ruhnireichen Vergangenheit. in welcher er mit entfagungsvollem Optimismus an unferes Vaterlandes Kräftigung und Größe die befte Arbeit getan hat. Solche und ähnliche Gedanken ftiegen in mir auft als ich das Lebens-bild einer deutfchen Frau aus jenen Tagen las. das Lebensbild der Frau Vauline Brater. das ihre Tochter Agnes Sapper 1) in anregender Form entworfen hat; als ich den Reiz nachempfand. den das Leben und das Wefen diefer edlen Frau ausgeübt haben muß. und als zugleich das Bild Karl Braters lebendig wurde, diefes Vorkämpfers fiir deutfche Einheit und liberale Ideen in der Diafpora des Südens in

1) Fran-Rankine Vrater. Lebensbild einer deutfchen Fran. Von Agnes Sapper. Mit 2 Bildniffen. 5. Auflage. Miinchen 1911. C. H. Beckfche Verlagsbuchhandlnng.

den Tagen unferer Zerriffenheit. politifchen Reaktion und ftaatlichen Ohnmacht. ,

Man empfindet es wie eine Pflicht der Dankbarkeit. die beiden prächtigen Geftalten wieder weiteren Kreifen bekannt und befreundet zu machen. die Frau. die mit ihrer urwüchfigen fiiddeutfchen Frifche jeglicher Langenweile den Laufpaß gibt. ..weil fie eine der größten Sünden" fei. und den Mann. der fo plaftifch hervortritt aus dem Spiegel diefer edlen Frauenfeele. die fich und was fie hat an Herz und Glück. in den Gegenftand hinein verliert. den fie liebt, - Pauline Brater war die Tochter des Erlanger Mathematikprofeffors Wilhelm Pfaff. Von acht Kindern war fie die jüngfte; fie wuchs auf in Verhältniffen. die fo befchra'nkt und einfach waren. daß fiir eine Kinderftube kein Raum fich bot und der ftudierende Vater in dem großen gemeinfamen Zimmer einen feften Kreideftrich um feinen Arbeitstifah zog. um feines Lebens und feines Studiums ficher zu fein. und daß er diefen Kreis mit derbem Schlag verteidigte. fobald ein Kind die Grenze iiberfchritt und fein Studium gefährdete, Schon früh wehte um unfere .Heldin ein vornehmer Geift. Männer wie Schelling. Rückert. Vlaten und Raumer ftanden zum Haufe Vfaff in nahen Beziehungen. und da um die Geburtszeit Vaulinens der Vater mit Rückert gemeinfam Nal und Damajanti überfeßte. fo bekam Vauline bei der Taufe zu ihrem gut bürgerlichen Namen den poetifchen Damajanti. den der Pfarrer mit einigem Entfehen ins Kirchenbuch eintrug. In folcher Atmofphäre aufgewachfen. entwickelte fich Vauline zu einem mehr dem Schlichten und Echten als dem äußerlich Vernehmen zugewandten Wefen ohne Streberei. mit Sinn für fröhliches Behagen und mit der Anfchauung. daß nicht Geld. fondern Geift die Welt regiert oder doch regieren miiffe. Als fie in den Backfifchjahren fich befand. zog nach Erlangen die Witwe des verftorbenen Oberappellativnsgerimtsrats Brater mit ihren Kindern. Sie knüpfte Beziehung zum Haufe Vfaff an. und Karl Brater trat der Pauline Vfaff näher. Er war ganz anders geartet: zurückhaltend. fchon in feinen Studienjahren ein viel verfprechender Jurift; von Haus aus mit ge-

Wir ftellen ausdrücklich feft. daß diefer Auffaß gefchrieben wurde. als der von uns hochgefchiißte Autor noch Vortragender Rat im Kultusminifterium war. Am 1, Juli 1910 ift Geheimrat Matthias aus feiner Stellung ausgefihieden. Wir bemerken. daß der Auffaß längere Zeit lediglich aus technifchen Griinden bei uns gelagert hat. Geheimrat Matthias wollte zur Zeit feiner Aktivität mit feinen liberalen Anfiihten fo wenig zuriickhalten. wie er fie icht befonders unterftreiwen will_
Die Redaktion.

jeßten Manierenr unterfchied er fich von der fröhlichen und unbefangenen Art des Vfafffchen Haufes. fühlte fich aber angezogen von dem frifchen und treuherzigen Ton. Pauline, die eine „wilde kleine Hummel“ war. urteilte: „Dem Brater gegenüber fühle ich mich immer wie auf den Mund gefchlagen.“ 1843 machte er fein juriftifches Examen und wurde als Hilfsarbeiter in die Gefeßgebungskommiffion des baherifchen Juftiz-niinifteriums berufen, fchloß Freundfchaft mit den Brüdern Friedrich und Theodor Rohmer und wurde dadurch mit Bluntfchli bekannt. Jin Jahre 1848 trieb ihn fein warmer Vatriotisrnußj als Redner in Wahl-verfammlungen aufzutreten und mit Friedrich und Theodor Rohmer eine lebhafte publiziftifche Tätigkeit in bahrifchen Zeitungen zu ent-falten; feine Auffäße zeichneten fich durch maßvolle Haltung. kritifche Schärfe und glänzenden Stil aus. Er machte fich dadurch einen Namen; in demfelben Jahre wurde er. noch nicht dreißig Jahre alt. zum Bürger-inejfter der Stadt Nördlingen gewählt. Dort war auch der Bruder von Pauline Vfaff Subrektor an der Gewerbefchulej und fo fügte es das Schickfalf daß die Schwefter ebendahin ging. um dem Bruder feinen kleinen Haushalt zu führen. Brater erkannte bald den Schaß von geiftigen und gemütlichen Eigenfihaftem der in dem jungen Wefen fchlumrnerte. Bräziiix wie er' warf faßte er ihre acht vortrefflichen Eigen-fchaften in einem Briefe an feine Schwefter alfo zufammen: Große Gutmiitigkeit. viel Menfchenverftanö muntere Laune. Schmiegfamkeit. praktifches Gefehick. HäuZlichkeitj körperliche Gefundheit. angenehme und hiibfche Züge; niit etwas graziöferem Gang. fchlanker Taille. tem-perierter Gefichtsfarbe wäre fie fogar eine Schönheit. Sie ift mit einem Wort eine fo gefund organifierte Natur, wie ich unter allen Mädchen meiner Bekanntfchaft keine getroffen habe. Arm ift fie freilich; aber ich habe mir diefen Einwurf ohne recht befriedigenden Erfolg alle Tage gemacht. So wurde denn aus den beiden ein Baar. und zwar ein glück-liches. In der erften Zeit braufte die Gattin wohl einmal in ihrer Kraftnatur auf- wenn der Gatte nach Gleichmaß und Ordnung ftrebte. Aber das gab fich bald- da fie den Grundfaß des ruhigen Mannes zu dem ihrigen machte: „Nicht mein und nicht dein Wille foll gelten im Haus. fondern was recht und gut ift. fei Norm. Darüber ift Verftän-digung nötig. und darüber hat man fich zu einigen.“ Die inneren Be-dingungen zum Glück waren fomit gegeben; mit den äußeren mußte das Ehepaar den Kampf des Lebens kämpfen: Als Brater feine Stelle angenommen hatte. war er erfiillt von nationaler Begeifterung und von

der Hoffnung. als Gemeindebeamter der nationalen und freiheitlichen Sache dienen zu können. Doch Anfang der fünfziger Jahre erftarkte die Reaktion in Bayern wie anderswo auch. Der Augsburger Regierungs-präfident von Weldenf Braters Vorgefeßter- ftand an der Spiße der reaktionären Wartet. Brater vertrat die Rechte der Gemeinde und der Selbftperwaltung; er wollte fich dem Willkürregiment nicht fügen. Der Riß wurde größer und größer* da Brater in Wort und Schrift eine energifche Tätigkeit für Anerkennung der Frankfurter Reichsverfaffung entwickelte. Man dachte daran, ihn als Hochverräter in Unterfuchung zu ziehen. Verleumdungen kamen hinzu. Disziplinarunterfuchung wurde eingeleitet. Doch ftellte fich heraus. daß die Gefchäftsfiihrung mufterhaft war. Nun verfuchte der Negierungspräfident mit Höflich-keitt giitlichem und gemütlichem Einfluß den Bürgermeifter aus feiner Stellung heraus zu manöbrieren. Dazu kamen erneute Angriffe der reaktionären Vartei. Das alles zeitigte in Brater den Entfchlußx fein Amt niederzulegen. Der Verfuch der Gemeindebevollmächtigtem ihn zu halten. war vergeblich. Er blieb bei feinem Entfchluß. Jn diefer Zeit - es war im Januar 1851 - ftand ihm die tapfere Frau. die fich Mutter fühlte als heldenmütige und verftändnisvolle Bundesgenoffin zur Seite. erleichterte ihm mit ihrer fonnigen und warmen Liebe den Lebens- und Leidensweg und fchiißte ihn vor Erbitterung. Und das tat not. Denn zunächft war Brater ohne jeden Rückhalt “nd ohne Unter-halt. Ein hilfreicher Freund aber ftand ihm bei: der Verlagsbumhändler Karl Beck in Nördlingen der mit ihm die „Blätter fiir adminiftrative Vraxis" begründete damals die einzige Zeitfchrift diefer Art in Deutfch-land die noch heute, wenn auch in veränderter Formy am Leben ift. Da-neben befchäftigten ihn andere politifche und juriftifche Arbeiten- die er in feiner höchft befcheidenen Wohnung erledigte wo nun bald ein nied-liches Töchterchen in einer erborgten Wiege in diefer Zeit der Not als eine Gabe des Glücks empfunden wurde. Jm Laufe desfelben Jahres erhielt Brater von Miinchen die Aufforderung fiir den „Nürnberger Korrefpondenten" die Berichterftattnng beim Wiederbeginn des Land-tages zu übernehmen. Brater nahm das Angebot an. weil er hoffte, in Miinchen eine fefte Aufteilung als Anwalt zu erhalten. Diefe Hoff-nungen erfüllten fich nichh und Brater kehrte, nachdem die Bericht-erftattung erledigt war, nach Nördlingen zurück. Ju diefen Jahren des Kampfes gegen widrige Schickfale ftand Pauline dem Manne treu zur Seite und gewann an Energie des Wefens. Jntereffant, wie fich das

aua) an ihrer Handfchrift bemerkbar machte: die dünnen und fchrägen Züge von ehedem wandelten fich in fefte. gefchloffene. faft troßig da-ftehende Buchftaben. Im Jahre 1854 fchienen beffere Zeiten anzu-brechen. Bluntfchli entwarf den Wlan zu feinem Staats-wörterbuch und wandte fich an Brater um Mitarbeit. Eine dauernde Ueberfiedelung naaj München war die Folge. Brater fchied mit fchwerem Herzen von feinen Nördlinger Freunden: der Witwe des BerlagsbuÖhöndler-Z Beck und Ernft Rohmer. der diefem Verlage vorftand und einige Jahre fpiiter fich mit der Witwe Beck verheiratete. Die Hoffnung auf eine Anwalt-ftelle. die von neuem in Brater fich regte. zerfchlug fich wiederum, Wie zum :Sehne bot man dagegen dem Manne. der ftets im Kampfe gegen reaktionäre und ultramontane Gefinnung geftanden. eine StaatZ-anwaltfchaft an. Brater verzichtete feiner Grundföße wegen. Stolz fchreibt er an feine Mutter in diefer Zeit; ..Du mußt bedenken. daß ich aus diefen Höndeln-mit erhöhtem Selbftgefühl herborgehe. daS keiner niedergefchlagenen Stimmung Raum gibt . . . Wenn ein Menfch mit irgend einer Eigenfchaft außerhalb des Zeitcharakters fteht. auch wenn diefe Eigenfchaft eine Tugend ift. fo wird er dafiir büßen miiffen. wie fiir ein Lafter. So geht es mir mit meiner politifchen Tugend und meiner Unfähigkeit. den Staat als eine Verforgungsanftalt anzufehen. in die man fich um den Preis der Menfchenwiirde einkauft.“ Gleichwohl wurde Brater nicht erbittert. Er fchreibt weiter in diefen Tagen: ..Die heutige Armfeligkeit ift noch immer ein Fortfchritt gegen die tiefe Ver-derbnis der vergangenen Zeit. und es geht mit dem öffentlichen Leben vorwärts. Einftweilen muß man den Gedanken fefthalten. der das A und O meines politifchen Glaubens ift. Die politifche Entwicklung geht vorwärts." - Mit *diefem OptimismuS verband fich bei Brater - und darin follte er uns heute ein Vorbild fein - politifche Maßhaltung und bornehmer Ton. In den ..Fliegenden Blättern auS Bayern". die er als Flugfchriften im Jahre 1857 hinauÖfandte und in denen er dem einreißenden Veffimismus entgegentrat mit dem Hinweife auf die Pflicht. der Verzweiflung an der Verbefferungsföhigkeit der öffentlichen Zuftände entgegenzuarbeiten. vertrat er die Meinung. daß man den Ultramontanen in Bayern die Alleinherrfchaft nicht laffen dürfe. damit nicht das Schweigen der öffentlichen Meinung als Zuftimmung gefaßt werde. Doch bei aller Gegnerfchaft gegen diefe Vartei und bei aller Schärfe des Angriffs wahrte er die Gerechtigkeit in der Beurteilung auch der Verdienfte des Gegners. Und wie er die Sache ftets über die

Perfon ftellte. zeigte fich in feinem weiteren Wirkeni das immer um-
faffeuder werden follte, Jm Herbft 1858 wurde anläßlich der Präfidenten-
wahl der Landtag fofort wieder aufgelöfti und eine lebhafte politifche
Bewegung bemächtigte fich weiter Kreife. Brut-er fchrieb eine Flug-
fchrift „Regierung und Volksvertretung in Bahern'Z die in Nördlingen
zunärhft anonym erfchien und fofort vergriffen war. So gewaltig war
ihr Eindruck gewefen. Als der Name des Autors bekannt wurde ftellte
man ihn als Abgeordneten für Nürnberg zur Wahl. Pauline begleitete
den Gott-en in Gedanken mit treuen Hoffnungen in die Wahlverfamm-
(ungern mit banger Sorge am Wahltage und mit hellem Jubel beim
glänzenden Erfolge. Am 14. Dezember war der Wahltag; bis zu feinem
Tode blieben die Nürnberger ihrem Erwählten treu. Nun ftand er
nicht mehr allein; die Gruppe der nationalgefinnten Männer fchloß fich
um ihn gegen altbahrifehen Fanatismus fiir den deutfchen Bundesftaat
unter Preußens Führung. Diefem Ziele follte von 1859 an die „Süd-
deutfche Zeitung“ dienem die mit dem 1. Oktober in München erfihien.
Daß ein „preußifches Blatt“ fich hier aus Licht waget rief allgemeinen
Unwillen wach; es tobte förmlich von allen Seiten gegen Brater. Ver-
dächtigungen der kleinen Schmutzpreffe jede perfönliche Schikane wurde
in Bewegung gefeßt. um Brater die Exiftenz in München unmöglich zu
machen; als Frau Pauline eine für die veränderten Verhältniffe paff-ende*
Wohnung fuchte und fand. nahm der Vermieter fein Wort zurück als er
härter mit welchem ftaatsgefährlichen Mieter er es zu tun habe. Prater
blieb ruhig. Deu Grundgedankent Deutfchlands Führung dureh Preußen.
predigte er den widerwilligen Gemütern der Süddeutfchen mit klarer
nnd fcharfer Kritik mit nie ausfeßender Konfequenz- doch mit jener
fchonenden Milde, welch-e am meiften geeignet ift. dauernde Ueber-
zeugungen zu begründen. Anfangs wurde die Zeitung mit einmütigem
Haß empfangen; nicht lange und fie war das Lieblingsblatt des ge-
bildeten Münehen. Pauline Prater lebte ganz mit der Zeitung. „Ihr
Inhalt'J fo fchreibt fiel „und überhaupt was fich jetzt in der Welt zu-
trägt, befehäftigt meinen Mann ausfehließlich und fomit auch mich, ich bin
ganz und gar eine Politikerin geworden und von meiner Zeitung ein-
genommen wie von meinen Kindern." Und Bräter pflegte zu fagen:
„Du bift mein Publikum ich muß durch dich fehen. welchen Eindruck der
Artikel auf die Leute machen wird.“ Dabei trat dann wieder die große
Voruehmheit Braters und die Verfehiedenheit männlichen und weiblichen
Temperaments nicht felten zutage. Wenn er die Zeitung nicht benußen

wollte. um die Verleumdungen zu widerlegen. welche andere Blätter gegen ihn brachten. dann feßte fie ihm wohl zu und wollte. daß er die Grobheiten gehörig heimgebe. und hätte am liebften ihm folche in kräftigen Worten in die Feder diktiert. Aber er ließ fich nicht beirren: ..Uni die Sache handelt es fich. nicht um meine Perfon.“ erklärte er ihr immer wieder; ..warum von dem koftbaren Raum der Zeitung etwas auf Widerlegung perfönlicher Angriffe verwenden. laß fie nur fchimpfen. viel beffer ift's. wir bleiben bei der Sache.“ Jm Grund ihres Herzens war Pauline denn doch ftolz auf diefe vornehme Kampfesweife. und der Segen ihrer Wirkung blieb nicht aus - die heftigen Angriffe verftummten allmählich auch ohne Widerlegung. Und wie fich felber. fo ftellte Pauline auch ihre beiden Töchter beim Redaktionswerke zur Berfügung. die nun als größere Schulmädchen wohl zu brauchen waren: ein rührendes Bild. wenn die ältere. Anna. bei eiligen Telegramnien in Schürze und ohne Hut iiber den gliihend heißen Odeonsplaß rannte und die Druckerei zwang. was fie als Eilbote brachte. noch in die nächfte Nummer zu bringen. Leider fiel in diefe frifche und lebensvolle Tätigkeit ein trüber Schatten. Im Winter 1862/63 befiel Brater ein bedenklicher Hüften. Der Arzt erklärte. der Kranke müffe das rauhe Münchener Klima verlaffen. Entweder mußte die Zeitung eingehen oder an einen anderen Ort verlegt werden. an dem ihre Redaktion nicht mit fo ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden war. Frankfurt wurde gewählt. Braters zogen nach Wiesbaden. Die Zeitung wollte aber nicht mehr recht gedeihen. Dazu kam das Unglück. daß Paulinens Bruder plößlich berwitwete und daß Pauline nach Erlangen iiberfiedeln mußte. um den Kindern ihres Bruders eine Mutter zu fein: ..Unftet und flüchtig muß ich fein und habe doch keinen Abel erfchlagen." fchrieb fie in diefer Zeit an Bekannte. Es wurde noch unfteter. Unvermntet wurde der Landtag einberufen. Da Pauline ihren kranken Mann nicht allein ziehen laffen konnte. ging fie mit ihm dorthin. Er konnte nicht fehlen. Denn inzwifchen hatte er von Nürnberg aus den Kreis von Freunden und Genoffen. die gleich ihm ein einiges Deutfchland unter der Führung Preußens anftrebten. gefamrnelt und die Gründung der ..Fortfchrittpartei in Bayern" veranlaßt. Jin Winter 1863 kam die dänifche Frage hinzu. Fiir einen Politiker vom Fach mit der Begeifterung. wie fie Brater erfüllte. war eine unruhige Zeit zu erwarten. Diefe kam denn auch: Brater wurde zum gefchäftsführenden Mitgliede des Zentralausfchuffes fiir die faileswig-holfteinifchen Angelegenheiten ernannt. der

feinen Siß in Frankfurt hatte. Es kam eine arbeitsreiche. miihe- und fchmerzvolle Zeit fiir den wackeren Vatrioten und kranken Mann; denn die Wege. die zum Ziele fiihrten. billigte er nicht; die Annexion durch Preußen war ihm nicht fhmpathifch. gleichwohl freute er fich des Ergebniffes. als an ilnn nichts mehr zu ändern war. Befonders aufregend waren die Tage der Kataftrophe im Sommer 1866. Die Familie Brater brachte ihn in Erlangen zu. Die Aufregung erreichte hier ihren Höhepunkt. als ein Gefecht in nächfter Nähe erwartet wurde. Die öfterreichifch gefinnten Elemente der Bevölkerung waren aufgehetzt. und Brater. der Bismarcks Bedeutung längft erkannt und offen hervorgehoben hatte. erfuhr. daß der Vöbel gewillt war. ihm ..feine preußifchen Fenfter" einzuwerfen. Aber mit Eintritt des Waffenftillftandes verlief fich rafch die Erregung. und das Jahr 1866 wurde in Beziehung auf die Feindfeligkeiten gegen Brater ein Wendepunkt. Nachdem die Ereigniffe ihm recht gegeben. verlor die Feindfchaft mehr und mehr ihren Stachel. und immer weitere Kreife gingen vom engherzigen Vartikularismus zu nationaler Gefinnung über. Brater fvllte fich nicht lange der herrlichen Tage freuen. die fein Freund Völk ini deutfchen Zollparlament im Jahre 1868 mit den jubelnden Worten begrüßte: ..Die Nation geht unzweifelhaft ihrer Größe entgegen . . . Jetzt ift Frühling geworden in Dentfchland.“ Jin Süden hatte Brater Heilung von feinem Leiden gefucht. er hatte fie nicht gefunden. Am 20. Oktober 1869 fchied er aus dem Leben. Die Teilnahme. die der Verluft erweckte. war in den beften Kreifen eine tiefgehende. Man klagte. ..daß Bauern den beften Bürger verloren habe. die Vartei ihre Seele"; ..eine ftaatsmännifche Intelligenz erften Ranges. ein unerfetzliches Fiihrertalent" fei mit ihm dahingegangen. ..Die reine und unbedingte Sachlichkeit wurde unter allen feinen feltenen Tugenden als die feltenfte" gepriefen. Was man zehn Jahre friiher für unmöglich gehalten hätte. gefchah; die königlichen Staatsminifter nahmen teil an feinem Leichenbegiingnis, Brater hatte feine Grundfäße nie verleugnet und fich nicht gebengt vor den Mächtigen; die gute Sache. der er mit Hingcbuug gedient hatte. hatte ihn in die Höhe gehoben und ihm den Sieg verfchafft iiber feine politifchen Gegner. Es ift rühreud zu fehen. wie bei der Gattin von nun an nur d a s Jntereffe erweckte. was mit ihrem Manne zufammenhing. und welche Frifche und Tatkraft fie zeigte. wenn fie in ihres Mannes Geift und an feinem Werk arbeiten konnte. Sie fühlte fich durch ihn erhoben iiber alles Kleinliche. Selbftfüchtige. Unwahre. für das Große und Gute hatte er ihr Herz und Sinn er-

fchloffen. und diefes inneren Reichtums wegen berfank fie nicht in dem unendlichen Leid um den Dahingefchiedenen; fie furhte vielmehr nach dem. was fie darüber erheben konnte. Und als das Jahr 1870 heran-kam init der Ernte. für die auch Brater gefät. da wurde Pauline gewaltig mit erregt. Entriiftet über die leichtfertige Kriegserklärung der Fran-zofen fchreibt fie: ..Könnte man doch den Groll der deutfchen Frauen nußbar machen fürs Vaterland“. Und als die Kunde von den Siegen der Deutfchen kam. da drang der Jubel und die Dankbarkeit auch der trauernden Witwe ins Herz. Mitten in der Siegesftimmung jährte fich der Todestag Braters; die Münchener Neueften Nachrichten fchrieben an dem Tage: ..Wenn wir mit jubelnder Begeifterung die Heldentaten unferer Söhne und Brüder feiern. wenn wir in ftolzer Trauer des Muts und der Opfer der Gefallenen gedenken. fo werden wir auch des ftillen Denke-rs. des beredten Kämpfers. des treuen Beraters Deutfchlands. unferes Brater. dankerfüllt uns erinnern. der mitgeholfen. die herr-li>jen Siege unferer Tage vorzubereiten. und der. wenn auch nicht auf blutigem Schlachtfelde. doch auf dem Felde der Ehre. mitten in feinem deutfchen Berufe fiel." Daß die große Zeit fich fo bald erfüllen follte. hatte der Dahingefchiedene felber nicht geahnt. Als er gefchäftsfiihren-des Mitglied des Zentralausfchuffes für die fwleswig-holfteinifchen An-gelegenheiten war. fchrieb er im Jahre 1864 feiner 13 jährigen Tochter einen Geburtstagsglückwunfch auf einem gedruckten Formular. das für Mitteilungen der gefchäftsführenden Kommiffion beftimmt war. und redete humorvoll als Gefchäftsfiihrer feine Tochter an. Nach feierlicher Einleitung kommt dann folgender Glückwunfch: ..Mögen Sie wohl-behalten f o v i e l e J a h r e erleben. als von heute an zu dem gefegneten Tage verftreichen werden. wo unfer deutfches Vaterland unter einen Hut gebraaht und feinem großen Elend ein Ende gemacht ift. Möge Ihnen die lange Zwifchenzeit durch eine frohe und fromme Jugend und durch ein heiteres Alter verfchönert werden. Mögen Sie Jhren würdigen Eltern und unvergleichlichen Tanten allezeit zur Ehre und Freude gereichen fowie auch durch' einen friedfertigen und einträchtigen Verkehr mit jüngeren Gefchwiftern den leßten Wunfch erfüllen. welchen fich mit geziemender Hochachtung anzudeuten erlaubt haben:

Namens der gefchäftsführenden Kommiffion:

Der Vorfißende Der Gefchäftsführer

verhindert. Vrater.

Der „Gefchäftsführer" ahnte nicht daß er damit der Geburts-
trägerin nur noch fechs glückliche Jahre wünfchtel Er fchied dahin kurz vor der Erfüllung feiner Sehnfucht. Das Bild aber- das fich in dem patriotifchen Herzen feiner Gattin widerfpiegelte und immer mehr ab- klärtel follte uns neben den anderen Bildern im Ahnenfaale des Libe- ralismus gegenwärtig bleibenf damit wir aus ihnen Kraft und Wärme fchöpfen, Es tut gerade heute not- daß die Herzen wieder wärmer werden und die Köpfe kälter und daß die Wünfche der Vattioten zu perfönlicher Leidenfchaft und ihr Verftand zu nüchternfter Einficht ge- langt. Brater war *einer der Auserwählten, in denen die große Jdee des deutfchen Einheitsftaates unter Preußens Führung und die beften Gedanken eines vornehmen Liberalismus zu feften und maßvollen For- derungen fiihrten- einer jener klaren- Wahrheit fuchenden Geifter* die durch keinen Schein zu befriedigen in felbftlofem Sinne nur den Erfolg der Sache, niemals aber eigene Vorteile fuchten und bei diefem Suchen mit tapferem Herzen kämpften. So lange die Erhebung unferer Nation aus den Trümmern des heiligen römifchen Reiches als eine große Zeit gilt und die Arbeit für den einheitlichen Staat d e u t f ch e r Nation als eine gute Arbeit und als ein Verdienft- foll man jener Arbeiter aus den Kreifen unferer Liberalen mit Dankbarkeit gedenken. Brater hat ja
von feiner Höhe nur in das Land der Verheißung gefchaut; er follte fich nicht des Gewinnes freuen. Das ift tragifches Gefchick. Aber es ift das Gefchick jedes Mannes- der für den Staat- nicht für fich felbft
Großes zu fchaffen fncht.

Lebensfchule und Schulleben
Weitere Antworten auf unfre Nundfrage.
Geh. Ob-Med.-Rat Prof, Dr. V. Ehrlich (Frankfurt a. M.):
Jn Beantwortung Jhrer Anfrage wollte ich bemerken, daß meiner Anficht nach die jehige Schulbildung eine viel zu vielfältige und weitumfaffende ift. die nur geeignet ift. die Jugend zu belaften. Jch würde eine Spezialifierung. je nach den natürlichen Anlagen. vom 10. Jahre ab für das richtige halten. und fpiiter Konzentration auf ein paar befondere Studienfächer.
Einer der größten und erfolgreichften Berliner Bankiers:
Jah hatte die Ehre. Jhre werte Zufchrift vom 17. cr. und den beigefügten Fragebogen zu empfangen,
Ich habe mich bisher niemals entfchloffen. an der Erledigung von Rundfragen irgendwie teilzunehmen. und ich möchte diefen Standpunkt auch fernerhin beibehalten. Jch will aber nicht darauf verzichten. Jhnen perfönlich. alfo nicht für die Oeffentlichkeit. auszufprechen. daß ich in der mir vorliegenden Frageftellung fchon eine Antwort. der ich aus vollem Herzen zuftimme. enthalten erachte. Jch muß täglich _ fehen. daß ausgezeichnete Leute irregeführt werden durch die Ueberwertung ihrer Bildung; fie können nicht glauben. daß jemand. der die Klugheit befiht. große Bildungsmengen in fich aufzunehmen. um deswegen noch immer im praktifchen Leben verfagen kann. D as praktifche Leben verlangt ganz befonders einen einfachen Anblick der Dinge. eine faft naive Anf ch a u u n g und erträgt nicht Methoden. wie fie ein Gehirn

aushält. welches ganz komplizierter Materien in der Zeit feiner Studien und Forfchungen Herr geworden ift.

Ich bedaure aufrichtig daß ich Ihnen nicht weiter dienen kann. als es hier gefchieht; ich habe den Mut. eine Anficht auszufprechen. aber den begreiflichen Wunfeh. fie nicht für die Oeffentlichkeit zu unterfchreiben.

Minifterialdirektor Dr. H. Thiel:

Auf Ihr gefälliges Schreiben vom 20. cr. beehre ich mich. die geftellten drei Fragen wie folgt zu beantworten:

Ich glaube nicht. daß die Deutfchen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfragen kranken. wenn man diefe Frage fo auffaßt. daß fie fich auf den Wert der Bildung und nicht auf den Weg zur Bildung bezieht. Keiner kann eine möglichft tiefgehende Bildung höher fchäßen als ich. aber bei dem Drang nach akademifcher Bildung handelt es fich allermeift viel weniger um Bildungshunger als um Standesfragen. Man will bei der großen Wertfchäßung. deren fich der akademifch Gebildete. oder richtiger der Mann. der eine Hochfchule befucht hat. bei uns erfreut. zu diefer Klaffe gehören oder in fie auffteigen. womit dann höhere Stellung in der fozialen Stufenleiter und auch höhere Anfpriiche an Gehalt verbunden find oder erftrebt werden.

Die Gefahren der weitgehenden Akademifierung aller Berufe haben Sie richtig erfaßt und ich betrachte Ihre Umfrage aus diefem Grunde als fehr zweckmäßig. wir fangen an. uns einem Schulglauben oder richtiger einem Schulaberglauben hinzugeben und der Meinung zu huldigen. man könne nur in der Schule oder fonftigen Unterrichtsanftalt etwas lernen. Man vergißt dabei ganz. daß man auch im und durch das Leben und durch Selbftftudium in feiner Bildung ganz wefentlich gefördert werden kann. wenn man nur die nötigen geiftigen Eigenfchaften und den guten Willen hat. Wer fich in einem längeren Leben aber aufmerkfam mit diefen' Fragen befchäftigt hat. wird eine Menge von Menfchen kennen gelernt haben. die in der Schule wenig

xx
a.,
Jacob van Ruisdael:
Die MÃ¼hle von Wijk bei
Duurftede
(Galerie Dresden)

hervorragend. ohne akademifche Bildung. doch ihren fpäteren Beruf vortrefflich erfüllt haben und in ihrer Privatwirt-fchaft wie in ihrer ftaatsbürgerlichen Pflicht durchaus ihren Mann geftanden haben. Der Drang zur Hochfchule bringt. abgefehen von dem akademifchen Vroletariat. noch die Ge-fahr mit fich. daß unfern eigentlichen Erwerbsftänden viel-fach die beften Kräfte entzogen werden. oder daß fie wenig-ftens die hierfür geeignetften Jugendjahre zu ihrer prak-tifchen Ausbildung nicht genügend ausnußen können und daß ihnen fchließlich aller Wagemut und die Fähigkeit. fich aus eigener Kraft eine Exiftenz gründen zu können. ver-loren geht und fie zu dem großen Heer derjenigen über-gehen. die auch mit einer verkürnmerten Exiftenz zufrieden find. wenn es nur ein ficheres Aemtchen oder Vöftchen ift.
Es liegt in unferer ganzen Entwicklungs- und Bildungs-gefchichte. die wiederum auf einer Naturanlage des ger-manifchen Stammes beruht. begründet. daß wir die theo-retifche und rein geiftige Arbeit gegenüber ein-er mehr prak-tifchen und auf den Erwerb gerichteten Tätigkeit über-fchäßen. Es würde fpeziell unfern Mittelftänden und vor allem den Handwerkern und ihnen ähnlichen Befchäftigungen zum größten .Seile gereichen. wenn hier eine gewiffe Ame-rikanifierung Vlaß griffe und jede ehrliche Arbeit fich gleicher Wertfchäßung in dem Maße erfreute. als fie in ihrer Art vollkommen ift.

Geheimrat Richard Witting:

AufJhre gefällige Rundfrage erlaube ich mir folgende Antwort zu geben:

1. Die Deutfchen der Gegenwart kranken meines Er-achtens an einer Ueberfchäßung des W if f e n s. Man ver-wechfelt bei uns ftändig: viel Wi f f e n und viel K ö n n en und bewundert die Vielwif f er. auch wenn fie im Leben nicht das Geringfte g e k o n n t haben.

2. Es kommt alles darauf an. Willen. Kraft. Charakter zu erzeugen. Wie man das macht. erfcheint mir weniger

wichtig. Eine „Akademifierung“ der liberalen, und be-
fonders der rein praktifchen Berufe ift vielleicht nicht un-
gefährlich.
3. Ich habe fogenannte akademifche Bildung. Sie hat
mir nach den bei uns nun einmal herrfchenden Gepflogen-
heiten die äußeren Vorbedingungen für meinen Lebensgang
gegeben. Im iibrigen halte ich die Wegel fich Bildung und
Wiffen zu verfchaffenh als ziemlich gleichwertig und meine-
man follte auf die „akademifche" Bildung
keinen fo befondern Wert legen.
Fabrikbefißer Heinrich Freefe (Berlin-Niederfmönhaufen):
Die Frage, ob die Deutfchen der Gegenwart an einer
Ueberwertung der Bildungsfragen krankeni läßt fich nur
beantwortenl wenn man weiß, welche Art von Bildung ge-
meint ift.
Handelt es fich um die Kenntnis n üblicher Dinge,
' fo beantworte ich Ihre Frage mit Nein. Ich hoffe! daß
diefe Art der Bildung in allen Ständen mehr zunehmen
möge. Ein Ingenieur- der fein Fach beherrfchtf ein Kauf-
mann„ der die modernen Spra>fen kennt, ein Werkbeamter
oder Arbeiter, der fich fchriftlich gut ausdrücken kann und
der richtig rechner werden immer wertvoller fein als andere.
Meinen Sie aber mit der Bildung- die überwertet wird-
den Befiß von Kenntniffem die für das Leben wertlos oder
fchädlich find, wie die der Grammatikt der alten Sprachen
oder der Gefchichte des Volkes Israel, auf die in den hohen
und niederen Schulen noch immer fo viel Zeit verwendet
wird- fo beantworte ich Ihre Frage mit Ia. Diefe Kennt-
niffe werden leider viel zu hoch bewertet.
Den Befuch einer Hochfchule halte ich für nuß-
dringend. Fortbildungsfchulem Volkshochfchulem Handels-

hochfchulen können für die praktifchen Berufe fehr erfprieß-
lich wirken. wenn das. was gelehrt wird *- und die Art.
wie es gelehrt wird - den Anfprüchen des praktifchen
Lebens entfprechen. Die Erfahrungen mit den akadetnifchen
Handelshochfchulen find noch gering, Jch will aber hoffen.
daß fie der Jnduftrie und dem Handel geeignete Verfonen
fiir die höheren Stellen fchaffen. an denen jetzt immer ein
empfindlicher Mangel herrfcht.
Fiir den Erfolg in den praktifchen Berufen bietet
ausreichendes Wiffen allerdings noch keine Gewähr, Der
Erfolg in Handel und Jnduftrie hängt hauptfächlich von
anderen Fähigkeiten und Eigenfchaften ab: Arbeits-
kraft. Menfchenkenntnis. Entfchlußföhig-
keit. Wer damit ausgeftattet ift. wird auch ohne höhere
Bildung dem voraus kommen. der nichts weiter als diefe
Bildung befißt. Wer aber jene. fiir den wirtfchaftlichen
Erfolg an erfter Stelle entfcheidenden Eigenfchaften in die
Wagfchale werfen kann. dem wird eine Hochfchulbildung den
Erfolg erleichtern. Joh habe es als ehemaliger Handels-
fchüler niemals bedauert. daß ich fpäter immer noch Zeit
zur Aneignung von Kenntniffen gefunden habe. die mir der
Befuch einer Hochfchule in meiner Jugend wahrfcheinlich
leichter vermittelt haben wiirde,
Geheimrat Max Grube (Meiningen):
Jch glaube. daß die Stimmen der Künftler bei der inter-
effanten Rnndfrage kaum in die Wagfchale gelegt werden
dürfen.
Jeder echte Künftler wird ftets dazu geneigt fein. alles
, Akademifche mit unfreundlichem Auge anzufehen. er kann es
fogar leicht unterfchößen, '
Auch in der Theaterwelt regen fich jeßt Wünfche nach

Hochfchulen. ja es ift fogar der Vorfehlag gemacht worden. Lehrftühle und Seminare für Schaufpiel- und Regiekunft an den Univerfitäten zu errichten.
Alle diefe Beftrebungen gehen vielleicht von Kennern aus. ficherlich aber nur höchft felten von den Könneru,
Kommerzienrat Karl Siegismund. Erfter Vorfteher des Bär-fen.-bereins der Deutfchen Buchhändler zu Leipzig:
Die von Ihnen aufgeworfene Frage. vb die Deutfchen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfragen kranken. ift ficherlich eine der inter-effanteften der Ießtzeit. uud fie wird weiter in den Border-grund treten. je fchwieriger es für den einzelnen wird. eine fefte Pifitiou im Leben zu erringen. und je fchärfer der Wettlauf um die Weltherrfchaft in wiffenfchaftlicher oder merkantiler Hinficht wird. Ich verueine Ihre Frage. wenn von Ihnen iin allgemeinen an die Sorge um die Aneignung einer möglichft umfaffenden Bildung gedacht ift. und nicht etwa nur die Abfchlußprüfungen auf den höheren Schulen oder der Univerfität gemeint find. Soweit das Studium eines wiffenfchaftlichen Berufes in Frage kommt. find die Examina natürlich notwendig. fie brauchten aber in vielen Fällen nicht fo in den Vordergrund zu rücken. befonders dann nicht. wenn es fich um die Ergreifung eines praktifchen Berufes handelt. Dem Streben. auch diefen mehr und mehr zu akademifieren. kann ich fhmpathifch mich ui>)t gegeniiber-ftellen. und die Erfahrung hat mich im Laufe von 30 Jahren gelehrt. daß in meinem Berufe Gymnafial-Abiturienten nicht felten. und Herren. die eine Anzahl Semefter aka-demifcher Freiheit genoffen haben. oft gänzlich verfagten. Faft auf allen Gebieten menfchlicher Tätigkeit drängt alles auf das Spezialifieren hin. So follte auch das Schulleben eines jungen Mannes. der einen praktifchen Beruf ergreifen will. mit dem 18. Lebensjahr beendet fein; dann muß die Lebensfchule beginnen. Greife ich den kaufmännifchen Be-ruf heraus. fo bildet deffen Grundlage eiferner Fleiß. pein-

lichfte Genauigkeit und gewiffenhaftefte Pünktlichkeit. Dem Lehrling diefe Eigenfchaften beizubringen. kann nicht zeitig genug angefangen werden. aber fie können zumeift nur durch mechanifihe Befchäftigung gelehrt werden. Mir ift oft begegnet. daß junge Leute. die vortreffliihe Examina abgelegt hatten. die aber zu fpät in den kaufmännifchen Beruf eintraten. für die Ausführung mechanifcher Arbeiten fich zu gut dünkten und nicht begreifen konnten. weshalb fie an diefe geftellt wurden. Sie werden auch fpäter nicht erfaßt haben. auf welchen Grundlagen das gefchäftliche Leben beruht. Daß neben der praktifchen Ausbildung die theoretifche nicht zu leiden braucht. ift natürlich; ein fleißiger Menfch findet immer die Zeit und bei jedem einfichtigen Ehef Verftändnis. um Sprachen. Korrefpondenz. kaufmännifches Rechnen und Buchführung. Gegenftände. an die er im Gefchäft nicht herankommen kann. nebenher zu treiben. Da ich früh den Kampf um meine Exiftenz aufnehmen mußte. ift es mir nicht vergönnt gewefen. eine Univerfität zu befuchen. Jch habe es wohl bedauert im Hinblick darauf. daß ich Jahre akademifcher Freiheit in einem Lebensalter. wo das menfchliihe Gemüt am aufnahmefähigften ift. nicht habe genießen können. aber während diefer Jahre habe ich eine fcharfe und tüchtige Lebensfchule beftanden. die es mir möglich machte. in Lebensjahren. in denen andere noch vor dem Katheder faßen. eine felbftändige Stellung einzunehmen und auszufüllen. Univerfitäts-Jahre hätten mir ficherliih eine größere. weit umfaffendere Bildung gebracht. vorbereitet für meinen Beruf und für die Stellung. die ich im Leben einnehme. hat mich jedoch die Lebensfchule. durch die ich in jüngeren Jahren gehen mußte.

Dr. Georg Kaifer (Dresden):

Der Rofenkavalier

Richard Strauß hat mit dem ..Rofenkavalier“ einen neuen großen äußeren Erfolg errungen. und zwar einen Erfolg auf einem von ihm bisher nur einmal und kurz betretenen Gebiete: der mufikalifchen Komödie. Sein Singgedicht ..Feuersnot". das 1901 feine Uraufführung in Dresden erlebte. blieb bisher der einzige Verfuch des Meifters auf dem Gebiete des heitern Mufikdramas. So fehr nun äußerlich jenes Werk Münchens vergangene Tage charakterifierte. blieb es doch innerlich jener alten Zeit ziemlich fremd. ftand vielmehr mit allen Fafern feiner künftlerifchen Seele in unfrer Zeit. ja war der perfönlichfte Ausdruck feines Schöpfers und angefüllt mit allerlei Tendenzen. Der ..Rofenkavalier" dagegen fteht nicht innerlich in unfrer Zeit. er ift nicht tendenziös und philofophiebefchwert; in fpielerifcher Anmut. in gaukelnden und fchwärmenden Sentiments und in der feltfam unbekümmerten. laxen Moral feiner Gefellfchaftskreife fiihrt er eine vergangene Zeit herauf. zeigt ein Kulturbild. bei deffen Betrachtung jedes Spintifieren. jedes Austüfteln von Beziehungen. jedes Su>)en nach Symbolen von Uebel ift. Das neue Werk bildet fo den ftärkften Gegenfaß zu den vorangegangenen Schöpfungen „Salome“ und „Elektra“. die beide in einer antiken .Hülle einen Kern von modernfter Pfhchologie und Phhfiologie bergen. Strauß wollte einmal der Jdeenfchwere ledig fein; mit Luft und Laune ging er an den leichten problemlofen Stoff. Er felbft hat gefagt. es fei anödend. immer in demfelben Stil zu arbeiten. er hielte feine eigenen Werke nicht aus. wenn er nicht mit den ftiliftifchen Formen abwechfle: damit zeigte er die innerliche Nötigung zur Wahl eines folchen Stoffs an. Wir können ihm glauben. ohne uns doch der Wahrnehmung auch äußerer Beeinfluffung zu entfchlagen. Ein Teil von Publikum und Preffe fand feine leßten Werke einander zu wefensähnlich. man rief dem Schöpfer diefer fchwer gepanzerten Werke zu. er folle doch einmal in der Befchränkung der Mittel den Meifter zeigen.

beweifen. daß er auch einen leichten luftigen Stoff genial zu bertonen wiffe. wie man umgekehrt vor faft 100 Jahren dem Schöpfer des ..Frei-fchiiß" zurief. ein Volksftück könne mancher fchreiben. er möge an einer großen Oper feine Meifterfchaft erproben.
So ging Straußens eigene Neigung bei der Wahl des Stoffes niit den Wünfchen eines großen Publikums Hand in Hand. Das Textbuch geriet dem Komponiften nicht zufällig in die Hände. es ift eigens für Richard Straußfche Vertonung gefchaffen. Hugo von Hofmannsthal be-fißt viel äfthetifches Empfinden; er war der rechte Mann. ein Kultur-bild der Maria-Therefia-Zeit mit dichterifchen Farben zu malen. Ein Alt-Wiener Bild. Der Dichter hat mit einer dramatifierten Wiener Rokoko-Novelle eine Karnevalsfarce verbunden mit reichlichen Zutaten aus dem Schatzkäftlein der Urahnen.
Der erfte Akt beginnt mit dem Morgeuausklang einer füßen Liebes-nacht zwifchen der Frau Marfchallin und ihrem Liebften Octavian. genannt Oninquin. einem jungen Herrn aus großem Haufe, ..Bichette“. „Ouinquin" -- ..Ouinquin und Bichette" -. die Vögel fingen. und die Sonne laäjt. Der Feldmarfchall aber fißt im krowatifchen Wald und jagt auf Bären und Luchfe. Ein Getöfe in der Antichambre ftört das Jdhll. O Gott. der Feldmarfchall; nein. aber ein Störenfried immer-hin. ein Vetter der Fürftin. Baron Ochs auf Lerchenau. Er verlangt von feiner Bafe einen Nat. wen er zu feiner Braut. einem reichen Mädchen aus neugeadeltem Haufe. nach alter Adelsgepflogenheit als Rofenkavalier mit der filbernen Rofe fenden folle. Octavian hat fich derweil hinter einen Wandfchirm zurückgezogen und wandelt fich in das Zofel Mariandel. Ochs auf Lerchenau. ein ländlicher Don Juan mit brutalen Sitten. fängt fofort Feuer. Es lodert noch ftärker auf. als ihm die Marfchallin fchelmifch mitteilt. die Zofe habe Adelsblut in den Adern. fei gewiffermaßen eine Schwefter des Grafen Octavian Rofrano. den fie ihm als ..Rofenkavalier" vorfäflage. Als die Fürftin nach einer lebhaft bewegten. kulturhiftorifäf intereffanten Szene ihre Anti-chambriften. allerlei kuriofes Volk. entlaffen hat. verfällt fie in milde Refignation. in Vorahnung. daß der Frühlingsliebestraum bald aus-geträumt fein würde.. Die Vorahnung erfüllt fich fehr rafch. Jugend drängt zu Jugend. der Rofenkavalier fieht die Braut des Ochs auf Lerchenau. Beide entflammen für einander. Als fich der Bräutigam und feine Livree in der allerübelften Weife im Haus der Braut ein-führen. zieht Octavian zum Schuß der jungen Schönen den Degen und

verwundet den hochnäfigen. feigen Landjunker am Arm. Nur die Aus-
ficht auf das Rendezvous mit dem fchönen Zofel Mariandel kann den
Verwundeten tröften. Auch diefer Akt ift durch allerlei Zutaten im
Zeitcharakter gewürzt. Der leßte Akt ift überwiegend im Stil der Farce.
der Boffe gehalten. deren Zweck ift, Baron Ochs auf Lerchenau zu
foppen und in lächerliche Situationen zu bringen. Mit Unterftüßung
von „Verdächtigen“, Intriganten. verfchmißten Italienern. gelingt dem
Uebermut des Grafen Octavian die Fopperei glänzend, Bis auf die
Knochen blamiert muß Baron Ochs von feiner Heiratsfahrt abfehn und
verfchwinden. Der Marfchallin aber bleibt nichts übrig. als refignierend
dem Bund der Ingend zuzuftimmen und den vielgeärgerten Vater der
Braut zu verföhnen.
Ein Wiener Rokokoftück aus der Mitte des 18. Jahrhunderts: Da
fpielt nicht Ehriftian Wolfs fpekulative Bhilofophie- nicht der eben er-
fchienene „Meffias" von Klopftock hiiieim nicht Friedrichs des Großen
imponierende Verfönlichkeit -* die adeligen und hochadeligen Kreife
Wiens leben hier in beneidenswert forglofem Lebensgenuß. unberührt
von tiefen geiftigen Aufregungen. dahin. Der Dichter vollbringt es
bewundernswert. uns in die, ariftokratifche Gefellfchaft der damaligen
Wienerftadh iu ihre Sitten und Gepflogenheiten einzuführen; er weiß
fein Kulturbild zweifellos für unfre Zeit farbiger und reicher zu ge-
ftalten, als Mozarts „Figaro"-Diehter Daponte es uns fchildert, Wir
fühlen uns beim Marfchieren der Lieferanten, Bittfteller. Künftler in
das Schlafgemarh der Marfchallin. beim Betrachten des fogenannten
Levers eigenartig berührt: wie in einer andern Welt. wie vor einem
Puppentheater faft. oder auch beim Auftritt der prächtig gepußten
Läufer in Faniuals Valais. Ein ganzes gelehrtes Buch über den „guten
Ton" jener Zeit ift hier ins Dichterifche umgefeßt und ein durch und
durch feffelndes Milieu gefchaffen. Leider ift aber über die Milieu-
fchilderung hinaus keine poetifch wertvolle. das Milieu als folches be-
herrfchende Handlung gewachfen, Der alten Ariftokratie ftehn die
„Bagatelleadeligen“ gegenüber. der geadelte Finanzier. deffen Geld-
beutel dem herabgekommenen Baron Ochs von Lerchenau zu neuem
Glanz verhelfen fall; wie die nur um des väterlichen Geldes willen um-
worbene Tochter des Bagatelladeligen von ihrem brutalen Bräutigam
befreit und in die Arme des wahrhaft liebenden Nofenkavaliers geführt
wird. ift der Hauptgegenftand der Handlung. Das meifte Intereffe von
allen Figuren erregt jedoch eine Verfon. die nur gezwungen, gekünftelt

dem Ganzen eingefügt ift. mit den Gefchehniffen in fehr lofem Zu-
fammenhang fteht: die Marfchallin. eine wunderbar weiche. milde.
gütige Frau. deren Liebe zu dem jungen Octavian fo groß ift. daß fie
den Geliebten einer Jüngern ohne Groll überläßt. Diefes Gefchick. die
Freude und den Stolz ihrer fchon voll aufgeblühten Fraufchaft fo rafch
verlieren zu müffen. ergreift uns menfchlich. wenngleich ihre Liebe zum
Rofenkavalier den Beifall des ftrengen Sittenrichters natürlich nicht
finden kann. Diefe Frau mit der ftarken Liebe ift die Schwäche der
Dichtung; fie bleibt einen ganzen Akt lang der Bühne fern und er-
fcheint fo als Freifchüß-Eremitin und (tea er(machine am Schluß des
Werkes. Größere Anfprüche darf man auch an die Vfhchologie des
Stückes nicht ftellen; wie Octavian im zweiten Akt die Marfchallin. der
er irn erften fortgefetzt unwandelbare Liebe fchwört. vergißt. als ob er
einen Zaubertrank getrunken. ift nicht motiviert und unerklärlich. So
kommt dies Stück im Grunde vor lauter Milieufchilderung nicht zum
eigentlichen dramatifchen Leben. und wo dann einmal ein Fortgang er-
folgt. gefchieht es ruckweife und mit aufdringlicher Deutlichkeit, Der
Titelheld. eine Hofenrolle. hat feinen Ahnherrn in Mozarts Cherubim
aus dem ..Figaro"; er ift wohl die eigentliche treibende Kraft des
Ganzen. tritt aber zeitweife mehr als gut ift in Vaffivität. Es wäre
vielleicht beffer gewefen. den nrfprünglichen Titel des Werkes ..Ochs
von Lerchenau" beizubehalten.

Die Straußfche mufikalifche Faffung der Richtung hält nur teil-
weife am Rokokocharakter feft. Sie ift mit andern Worten dem Text.
der auch äußerlich in mannigfaltigen archaiftifchen Wortwendungen ein
Charakteriftikum hat. nicht überall adäquat. Sie geht hier und da mit
Erfolg auf alte Mufter des 18, Jahrhunderts zurück. arbeitet aber ein
paar Takte weiter im eigentlichen Straußfinne. mit Kakophonien.
Diffonanzen. naturaliftifchen Tonmalereien. Man darf die Frage auf-
werfen. wie ein folches Kulturbild überhaupt komponiert werden müffe.
ob es nicht einzig richtig wäre. da der Text die Lebensanfchauung längft
gewefener Menfchen. die Weltanfchauung von Gefellfchaftskreifen eines
vergangenen Säkulums dichterifch zum Ausdruck bringe. auch mufikalifch
den Stil jener Zeit zu imitieren? Alfo diefes Werk ganz im Charakter
Jofeph Johann Fuxens oder etwa Hahdns zu halten? Ein klaffifches
Beifpiel für diefe Art von Kompofition befißen wir noch aus jener Zeit
felbft an Vergolefis „ba 36mm vertraue“. Andererfeits haben wir in
Wolf-Ferraris ..Vier Grobianen“ ein Wek. das. ungeachtet leifer An-

lehnungen an Mozart. mit durchaus modernen Mitteln einen Rokoko-
ftoff trefflich vertont. Wenn ein Maler von heute eine in feiner Phan-
tafie lebende Rokokogruppe von Menfchen oder ein Barockgebäude in
feiner-Kunft fchaffen will. muß er da notwendig. um den Geift des
Barocks heraufzubefchwören. in der Manier Watteaus malen? Kann er
nicht. wenn er nämlich ein fenfibler Künftler ift. felbft bei Anwendung
der allerneueften Maltechnik. des dickften Pinfelftrichs. ein ftilvolles
Barock- und Rokokoporträt fchaffen? Kommt es bei alldem nicht ganz
auf den hineingelegt-en Ausdruck und weniger auf die Mittel an?
Selbftverftändlich durfte Strauß mit feinem Orchefter die Vertonung
des Rokokoftoffs unternehmen. fagen wir doch auch den Gluckfchen Opern
und dem Gluckfchen Orchefter nach. daß fie den Geift der Antike wieder
lebendig machen. Eine andre Frage ift aber. wie es um den Gebrauch
moderner. feftftehender mufikalifcher Formen in einem folchen Zeitbilde
befchaffen fei. Darf auf einem Rokokobilde ein Radfahrer zur Staffage
gehören. und darf der moderne Wiener Walzer. wie er auf der Gaffe
gepfiffen wird. die komifche Handlung von weißgepuderten Perücken
tragenden Rokokomenfchen begleiten? Im ..Rofenkavalier“ ftecken
Dutzende von Wiener Walzern. die teilweife nach Straußfcher Vor-
.fchrift noch mit dem fpezififch Wienerifchen gliffando der heutigen
Kaffeehausmufiken gefpielt werden follen. Das in einem Gafthof auf-
fpielende Orchefter des dritten Akts ift ganz in der heutigen Wiener Art
befeßt. mit Harmouium. Flöte. Streichern. fein erfter Walzer zudem
wohl in parodiftifcher Abficht dem bekannten ..Wenn die Blätter leife
raufchen" angeähnelt. Wohl kann die freche Luftigkeit des robufteu
Ochs von Lerchenau dem im Walzer ausgefprochenen Uebermut angepaßt
fein; aber wir empfinden dennoch die Form des Wiener Walzers. wie
ihn faft 100 Iahre fpäter. als unfre Handlung fpi-elt. Launer und
Strauß gefchaffen haben. hier als ftilwidrig. weil uns die Walzerform
zu fehr als eine Erwerbung des kaum vergangenen Jahrhunderts be-
kannt ift. Zumal da wir fortgefeßt an die äußerliche Verwandtfchaft
von Mozarts Cherubim und Octavian denken müffen. dünkt uns die
moderne Tanzweife fehlt. In der Operette. die Stilwidrigkeiten mit-
unter fogar zu grotesk-komifchen Wirkungen ausnußt. wie Offenbach.
bedeutet das Rokoko-Koftiim. wie fchließlich jedes hiftorifche Kleid. nichts
weiter als Maskerade; Hofmannsthal-Strauß aber wollten mit dem
..Rofenkavalier" ein höheres Kunftwerk fchaffen. nicht vom Operetten-
ftandpunkt beurteilt fein. und fo bleibt es denn bei der Wahrheit des

Wortes: um die Heiterkeit ift es eine ernfte Sache. Stiltvidrig find
auch die gewaltfamen orcheftralen Blähungen. die lärmenden Ex-
plofionen. krachenden Paukenfreuden. die das plötzlich wie aus der Ber-
fenkung auftauchende Salome- und Elektra-Orchefter im ..Rofenkavalier"
von fich gibt. Man fehe fich Verdis ..Falftaff" an. ein geniales Werk;
man vergleiche die Gefchehniffe dort. nach welcher Wertung man wolle.
mit den in Rede ftehenden. und muß zugeben. daß bei Verdi viel Wolle.
bei Strauß mehr Gefihrei zu finden ift. Wenn die Lerchenaufche rohe
Livr-ee die Faninalfchen Zofen arg beläftigt und zur kreifchenden Flucht
treibt. erklingt im Orchefter eine ganz ähnliche Mufik wie zum Opferzug
der Tiere und Sklaven in der „Elektra“. Die hier fcheinbar beabfich-
tigte Selbftparodie kommt nicht zur Wirkung. So ftehn zu platte
mufikalifche Späße und Gemeinpläße und zu aufdringliche. grelle Ton-
1nalereien. beide von der Dichtung mit Ausnahme des ichwankhaften
letzten Akts nicht notwendig gefordert. endlich gegenüber einer groß-en
Menge ftilvoller Mufik. einem mufikalifchen Luftfpielton von feinftem
Reiz und wärinfter anheimelndfter Farbe. Hier liegt das Neue. das
uns Strauß zu geben vermochte. in dem herzigen. die Sentimentalität
jener Zeit vorzüglich treffenden Geplaufch und Gekofe.. dem heimlichen
Liebesflüftern. den Eiferfüchteleien der drei Liebenden: Marfchallin.
Sophie und Oetavian, Da ift in der Orchefterfprache die Stimmung
des zierlich fteifen Rokoko unvergleichlich feftgehalten. Dief-e herrlichen
Stücke des Werks gehören zur Jnnenhandlung. zum rein Lhrifchen. wie
fich denn in ihnen manche Beziehungen zum Liederkomponiften Strauß
finden laffen. Zu ihnen können faft der gefamte erfte Akt - unzweifel-
haft der befte von den dreien -. einige wenige Stellen des zweiten ge-
rechnet werden. namentliäj ein Duett von Octavian und Sophie. und
der dritte Akt vom Abgang des Ochs an. alfo der Schluß der Komödie.
Jn diefen Teilen zeigt fich Strauß als ein Lhriker von höchftem Rang.
Verwendet er fonft die Singftimmen mehr rezitativifch und deklama-
torifäj. fo gibt er ihnen hier Fluß und köftliche Sangbarkeit und dem
Orchefter finnlichen Wohlklang ohnegleichen. Wäre das ganze Werk in
der Art feines erft-en Akts fortgeführt. wir dürften von einer höchft wert-
vollen Neufchöpfung reden.

Bedeutende Einzelheiten tauchen in allen Akten auf. Die etwa
80taktige Einleitung fetzt ftürmifch ein mit dem Rofenkavaliermotiv.
dem etwas Mutwilliges und zugleich Abenteuerliches eigen ift (Sprung
über Sext und Non in die Oktav und daran anfchließend in der' Quart

Oberons Horririif). Die Liebesfzenen des erften und leßten Akts find vornehmlich in der warmen. finnlichen E-Dur gehalten. wie denn Strauß überhaupt wieder feine Tonartenwahl mit feinfter Empfindung getroffen hat. Ju Ueberfchwänglichkeit redet die Einleitung. zugleich Wagners Triftan leife parodierend. von der Liebe Octavians zu der aufgeblühten Marfchallin. deren Geftändnis ..Du bift mein Bub . . ,“ zum erftenmal eine gefchloffene Form (8 taktig. E-Dur 4/4) zeigt, Der erft-e (Frühftüeks-) Walzer (in A-Dur) beftrickt'durch feine Holzbläfer-inftrumentation. er hat Verwandtfchaft mi Straußens Bläferferenade in feinem großväterifch-geniütlimen Ton. Weich gebundene chromatifche Serien umfchmeicheln das Geplaufch der Marfchallin. Baron Ochs hat eine ganze Reihe von Leitmotiven; das zuerft (in C-Dur 4/4) auf-tretende und fein Erfcheinen begleitende fchildert mit den ruhigen. durch groteske fchnelle Schnörkel verbundenen Akkorden feinen Adelsftolz. das zweite (Des-Dur 4/4) in gebundenen Achteln von faft Ehopinfcher weicher Linie und mit kurzen Vorfchlägen gezierte feine Galanterie zur Damenwelt. das dritte (ebenfalls zuerft Des-Dur 4/4). als Parodie von ..Steuermann. laß die Wacht“ (Holländer) erfcheinend begleitet ihn. wenn er als Bräutigam auftritt. Von Erinnerungsmotiven ift dann noch das Motiv der filbernen Rofe zu erwähnen. wieder mit einem Sextenfprung (zuerft in felberner Ges-Dur). Diefe Motive find aufs kunftvollfte verwendet. ineinandergewoben. umgekehrt. verändert. felbft parodiert. Dafür nur ein Beifpiel: Auf die Meldung des Ochs. er werde fich mit der Tochter des reichen Faninal verheiraten. antwortet die Marfchallin: ..Mein lieber Vetter. ich kapier fchon. wieviels ge-fchlagen hat" (Orchefter: Motive der filbernen Rofe. gleichbedeutend mit Geldmotiv. dazu gleichzeitig Umkehrung der zweiten Hälfte des Motivs vom Rofenkavalier. der als Vermittler hingeftellt wird. und Stücke des Galanteriemotivs). Von mehr oder weniger feft gefchloffenen Formen feien außer den vielerlei meift fehr platten Walzern. zu denen auch das derbe. öfters erfcheinende und wie ein Gaffenhauer ins Ohr fallende Leiblied des Ochs gehört (..Ohne mich jeder Tag Dir zu lang") noch erwähnt: Das in A-Moll 2/4 ftehende kläglich leiernde Bittlied der drei Waifen. das fich nach erfolgter Gewährung fofort in A-Dur kehrt; der im Haffefchen Stil gefchriebene italienifche Gefang des der Mar-fchallin vorfingenden Tenors (Des-Dur 3/4); das prächtige con moto F-Dur-Stück (2/4) mit Hahdnfcher Melodik. in dem die Marfchallin von ihrer Kindheit plaudert; eine Art Hahdnfches Molto-Allegro. mit

dem der zweite Akt einfeßt (G-Dur 2/4). das zärtliche As-Dur-(6/8)-Duett Sophiens und Octavians im zweiten Akte; das fechsftimmige Vrefto-Fugato. das die Wirrniffe des letzten Aktes einleitet; fchließlich als wertvollftes Stück des Ganzen das unbefchreiblich fchöne. in der Stimmführung herrlich fich wölbende. von zauberifchen Klängen überftrömende Terzett (Des-Dur 3/4) der drei Frauenftimmen. an das fich dann noch ein volkstümlich gehaltenes Duett Sophie-Octavian (G-Dur 4/4) anfchließt. mit nicht zu glücklicher Einmifchung der Eelefta. Noch muß der oft feinfinnigen Tonmalereien gedacht werden (namentlich in dem großen Renommierbericht des abenteuerlichen Ochs); fie find mit gewohnter Meifterfchaft erfunden.
Die einheitliche dramatifche Geftaltung und künftlerifche Wirkung der Mufiktragödien „Salome" und „Elektra" erreicht Strauß in der mufikalifchen Komödie vorerft noch nicht; er hat fich wohl für die Lyrik des Luftfpielftoffes einen eigenen Ton gefchaffen. die bewegende dramatifche Handlung aber mit zu großen. zu wichtigen Mitteln und Effekten mufikalifch illuftriert. wie fie dem Rokokoftücke widerfprechen. Jn der Abficht. etwas Volkstümlich-Heiteres zu fchaffen. ift Strauß zu weit hineingegangen in das flache Land. Zahlreiche Schönheiten der Partitur können nur einigermaßen entfchädigen für das Manko an dramatifcher Gefchloffenheit. Das Werk macht nicht den Eindruck. als wenn es für feinen Schöpfer eine Herzensfache gewefen fei.
.Die Aufführung unter Schuchs Orchefterleitung und Max Reinhardts der Regie willkommenen Hilfe war wundervoll. die Ausftattung prächtig. der Beifall des bei vierfach erhöhten Breifen ausverkauften Haufes befonders am Schluß fehr herzlich.

Georg Hirfchfeld:
Die Nixe vom Güldenfee
Ein Märchen der Gegenwart
Cam-right bei' 3. schockt-Lurker, schier, [/erlogäanxmlt, Zerlin MW.
Fortfeßung

Als die Aprilfonne wärmer. wie mit feinen, goldenen Fingern über ihr Lager ftrich, als fie wieder fühlte. was fie einft aus ihrem tiefen, glücklichen Schlaf geweckt hatte. zur Anbetung des Lichtes - da ließ fie aus fich entfteigen. was des Rätfels Löfung werden follte. da krümmte fie fich in den irdifchen Urfchmerzen. Das Kind. das die Wärterin dem bleichen Vater zeigte. war feltfamer Art. Ein Knabe. ein filberfeines, faft durchfichtiges Wefen mit Haaren. wie goldene Sonnenfädchem und mit Augen. wie blaues Berlmutter. Es fchrie nicht. es ftarrte nur ftumm in den fremden Tag. Es fchien fich in den- dunklen Mutterfchoß zurück-zuwiinfchen. „Verirrt bin ich." fagte fein blaffer. winziger Mund. „Er-kennt es und tötet mich - wozu foll ich noch bei euch verfolgt werden? Aber der Arzt. der vor ihm ftand. mit feiner Gelehrtenbrille. wollte feine ganze Kunft daran feßen. daß es fi>) Leben gewann - der Vater, die Wärterin, die lauernden Gratulanten vor der Tür. fie alle wollten, daß es lebte. Nur die Mutter fchien es nicht zu wollen - das erkannte diefes ftutnme. kleine Gefchöpf. Denn als die Sonne des Geburtstages unterging und harte Abendröte den Raum erfüllte. ftreckte es fich plöß-lich und wurde ganz fteif und ftill. Der Arzt beugte wieder feine Brille über den winzigen Körper. Er prüfte. er laufchte. Dann fagte er zu Sebaftian: „Faffen Sie fich. Herr Wirt - es war nicht möglich. Das Kind ift nicht lebensfähig gewefen."

Weinte er? - Es fah fo aus. Mit ängftlicher Neugier verfolgten Freias Augen feine Geftalt. als er wankend zur Tür fchritt. Eine Hoff-

Fritz Erler
Fremdlinge

nung war ihm zerftd'rt worden. Wie konnte er aber um eine Hoffnung trauern? Wäre er des Kindes ehrlicher Erzeuger gewefen! in reiner Kraftr in frohem Lebenswillenf der Gattin wahrhaft treu - fo hätte das Kind gelebt. Das war ihm jeßt gewiß. Diefes Kind war nie eine Hoffnung gewefen - für ihn und für fie. Es mußte fterben. Sie reckte fich denn ein fchreckliches Behageir ein Frohfinn faft- fo furchtbar wie ehrlich, durchzuckte fie. Sie war endlich mit fich allein. Es war aus ihr herausgenommeln körperlich und geiftig. was fich lügnerifch in fie hineingedra'ngt hatte. Sie fchloß die Augen und fah in halbem Traum ein anderes Kind vor fich. ihr wahres glückhaft ftroßendesx von ewigem Leben. Draußen fchaukelte es fich mit göttlichen Gefpielen auf dem unendlichen Meer. Wer follte ihr das geben? Ein FreundT der kommen “mußte rafch- gewaltig. wie die Morgenfonne, und fie ihrer Welt! die auch die feine war. zuriickgab?

Zum Erftaunen all der pflegfamen, fchleichenden und flüfternden Menfchen war fie am dritten Tage nach der Geburt fchon genefen. Sie verließ ihr Lager und fchritt in den leuchtenden Frühlingstag hinaus. Das Kind war hinten in den Waldbergen begraben worden - fie aber firebte zum kühlen See hinunter. Vom Eife war er befreit, Schon regten fi>) die Fifche im Grunde * fie fah es. Der Föhnwind braufte, Die erften Wanderoögel waren aus dem Süden heimgekehrt und umflatterten Freias Haupt wie mit zwitfchernden Grüßen. Aus dem Ufertang flogen eben entfaltete Libellen auf und fchmiickten ihr weißes Gewand wie fprühende Edelfteine. Nicht matt und fchleppendf eine aus tiefen Leiden EntlaffeneX fchritt fie am See entlang - je mehr fie fich dem Ziele nähertet defto kräftiger und anfrechter wurde fi-e- defto heller blickten ihre Augen in die lichte Ferne. Jhr Ziel aber war die Grotte- aus der fie fonft am erften Friihlingsmorgen hervorgetreten. wenn Glotz- ihr treues Neittier. auf fie wartete. Sie wußte noch nicht. was fie unternehmen wollte, aber ein Erwachen war ihr auch heute gewiß- ein Wiederfehen mit allen- die fie verlaffen und die ihr ficher verziehen hatten. Schon erreichte fie die Sandbank vor der Grotte. fchon fah fie den gebrochenen Baumftamm wieder- der den ahnungslofen Sebaftian einft getragen/ fchon wollte fie durch ihre hohlen Hände den Oheim Gloß herbeirufen, daß er fie auf den moofigen Rücken nähme und hinübertrüge über die blaue Flut - da hörte fie plößlich haftige Schritte hinter fich. Ihre Hände wurden von einem atemlofen Verfolger gepackt. Sie wandte fich erftarrend um -- Sebaftian ftand vor ihr',

Er fah fie durchbohrend an. Sie wußte nicht. war es Haß. war es Liebe. ..Du willft - -l?" flüfterte er mit heiferer Stimme.
Es war ihr plöhlich leicht. fich von feiner Umklammerung zu löfen. Er fiel gleichfam wie etwas Leblofes vor ihr ab. Traurig. aber un-beirrt fah fie ihm in die glühenden Augen. ..Ia. ich will. Sebaftian. Verfuche nicht. mich zu halten. Ich kehre in meine Grotte zurück."
..Ift das deine Treue? Ift das dein Ernft? Alles foll ich durch dich verlieren - alles?l"
..Ich verftehe dich nicht. Was verlierft du durch mich? Eine Pein. eine Angft und einen Irrtum."
..Weib. du haft mir mein Haus und mein Kind gegeben! Mein Kind mußte fterben. weil es von dir kam. Und mein Haus -"
..Dein Haus wird leben bleiben."
..Nein] Das fühl' ich ganz gewiß] Es wird in die Erde finken. wenn du nicht mehr darin bift. denn du wirft dich an mir rächenl"
..Armer Sebaftian!“ Hab' ich deine Träume fo vergiftet? Hätteft du mich doeh nie ins Menfchenleben geholt.“
..Ich laffe dich nicht] Hab' ich dich gefangen. du Kobold. fo follft du auch bei mir bleibenl"
..Hüte dicht Nimm deine Hand von mir] Ich habe dir immer nur Gutes getan und will es auch ferner tun! Du haft von mir nichts zu fürchtenl"
..Von wem fonft?“
..Nur von dir felbft. Es fteckt ein Wurm in deiner fchönen Seele. Darum hab' ich lange getrauert. Sebaftian. denn als ich in den Apfel tief hineinfchnitt. fand ich ihn. Nähte ihn weiter niit deinem Beften. du' Armer - du kannft ja nicht anders. Wenn ich bei dir bliebe. würde er dich fchnell verzehren und ein forglofes Alter wäre dir nicht mehr ge-wiß."
..Spotteft du? Blickft du fo erhaben auf mich nieder? Hab' ich nicht auf mich genommen an Laft und Lüge. was nie ein Menfch ge-tragen hat? In fchmußige Unwahrheit hab' ich mein Heiligftes ge-zogen. meine Ehe und mein Glück] Eine Maske hab' ich getragen dir zu Liebe vor allen meinen Mitmenfchen! Niemand weiß es. wie ich gekämpft habe für dich - nur du allein] Mit Bitterkeit haft du mir alles umhüllt. was fonft füß und gut für mich gewefen wärel Ich habe meine Verwandten. meine Freunde. mein gutes Gewiffen. meinen Gott verloren] Alles durch dicht"

..Durch mich! Und da willft du mich halten?“
..Freia. ich tat es. weil ich dich liebe! Weil ich ohne dich nicht leben kann! Verftehft du das nicht?“
..Mag fein. daß es Liebe ift. was du fühlft. Doch dann verfteh' ich es nicht. eure Menfchenliebe."
..Menfchenliebe? Das heißt Wohltun! Jch fpreche von Leiden-Walt!"
..Und ich von Wohltun. Laß' deine Leidenfchaft. Sebaftian. Sie bewegt mich nicht. Es gab Stunden. wo ich nicht wußte. galt fie mir oder dem Golde. das ich dir geholt habe? War ich aus Fleifch und Blut für dich oder aus hartem. totem Metall _-"
..Hüte dicht“
..Jch kam von diefem Zweifel ab - fei ruhig. Jch weiß jeßt. daß deine Leidenfchaft beglücken kann - aber andere Wefen als mich. Be-gliicke fie und mich laß' ziehen.“
..Du wagft diefen kalten. erbärinlichen Spott? Du Dämon! Du willft mir einreden. daß du es niäjt wußteft. wie du mir untreu wurdeft? Daß du es nicht für verboten hielteft. einem anderen Manne zu gehören als mir. nach unferm höchften. heiligften Gefeß?l“
..Das wußte ich nicht. und darunter litten wir beide. Jch ver-wechfelte in eurer Liebe Wahrheit und Betrug. Als ich wahr fein wollte. war es um mein Glück gefchehen. und auch um deines. armer Freund. Darum laß' ich dir jeßt dein Gefeß und kehre zu meinem zurück. Jch babe geboren. und „der Tod war meine Frucht. Jch habe geliebt. und zwei Feiglinge waren meine Geliebten, Glaube mir. was du mir gabft an Menfchenliebe. ich hab' es teuer bezahlt. Eial Eial Wehe. du Wind] Fließe. du Flut! Raufche. mein Röhrichtl Jch komme!“ -
Er glaubte fie eben noch mit eifernem Griff zu halten - da fchritt fie fchon. die Arme ausbreitend. mit einem wonnevollen Lächeln in die Wafferweite. Er wollte ihr nacheilen. auf die Gefahr hin. fich zu ver-ftricken in Tang und Schilf. jeßt fchon der Rache ihrer verbündeten Geifter zu verfallen - aber ein wunderbarer. gewaltiger Anblick bannte ihn. Er blieb am Ufer ftehen und ftaunte. Der Aether hatte fich rings belebt. Ein Saufen. ein Summen. ein filbernes Zwitfchern erfüllte die blaue Wölbung. Das kam von Mhriaden Vögeln. die aus den Wald-bergen fich zum Waffer hinuntergefchwungen hatten wie auf einen mäch-tigen Sammelruf. Jhr Gewjihl umfchattete den ftrahlenden Tag. und doch fchien feine Heiterkeit gefteigert. Ein Chor der Gefchöpf'e - nichts blieb ftumm. Sie alle begrüßten Freia. Und wie in jener Mondnacht.

als fie zu Fifelinus' Geige ihren felig unfeligen Tanz getanzt. fo hoben fich jetzt die Köpfe der Fifche wieder weit hinaus aus der Seefläche. Ein Farbenprangen heute. ein übermütiges Leuchten wie von flüffigen Metallen überall. Und was gefchah nun noch? Mit einem lachenden Griffe hatte die Nixe fich ihres irdifchen Gewandes eutledigt, Ein Rudel Hirfche fprang aus dem Uferwalde hervor und nahm ihre Kleider wie frifches Gras in die Mäuler. Freia nickte - da kehrten fie mit der Beute rafchelnd in den Wald zurück, Das Weib aber fchritt jeßt. nackt und makellos. wie einft. als der Menfch fie noch nicht berührt hatte. in den See hinaus, Gloß näherte fich ihr - er lächelte. aber feine runden Goldaugen fchimmerten wie von Tränen. Wartend hielt er vor ihr an -- da fchwang fie fich auf feinen moofigen Rücken. Und ftolz. der alte Zelter. trug er fie wieder durch die founenwarme Flut. Der ganze Schwarm des Fifchvolks eilte hinterdrein. Sebaftian taten die Augen weh - es war ein unfägliches Leuchten und Flimmern. Dazu der Gefang der Vögel im Aetherblau - auch fie folgten nach -- ein raufchender Feftchor - bis alles allmählich leifer wurde. dunkler und ini Dunft verfchwand.

Sebaftian ftand kalt und ftarr. wie ein Steinbild. nichtwie ein lebendiger Menfch. am Ufer. Noch eine Stunde lang. Als feine Glieder fchmerzlich zu brennen anfingen. als es ihn fror bis ins Herz hinein. erwachte er. Er fah fich um. Der See lag grau und ftill - der Himmel hatte fich mit Wolken bedeckt. Kein Wefen mehr. weder Fifch noch Vogel. war zu fehen. Und Freia war ein Kindermärchentraum. Da fchlurhzte er. Einmal nur. ein einziges Mal. Aber es war doch echter Schmerz. Er fjihlte fich arui und fchönheitsverlaffen. Etwas Furchtbares. aber göttlich Seliges. an dem er gelitten und genoffen hatte. war ihm genommen. Nun kam der kalte. wandellofe Alltag wieder. Langfam trat er den Heimweg an. Doch fchon während er. den Kopf gefenkt. die einfame Uferftraße eutlangfchritt. kam ihm die Ueberlegung feiner irdifchen Lebenskräfte wieder und mit diefer fein Heil. Er fühlte fich ihr jeßt dankbar. denn fie hatte ihn ja wirklich fich felbft zurückgegeben. Die Weisheit der armen Nixe war groß. Ihr göttlicher Geift hielt beide Wagfchalen in Händen - die überirdifche und irdifche. Sie verließ ihn und nahm nichts mit von ihm. Kein Vfand. keinen Lohn. Sie machte reinliche Scheidung. Und feine Leidenfchaft? Ach Gott. die große Leidenfchaft. Er wäre an dem ungeheuren Zwiefpalt des Zufammenlebens mit ihr gewiß noch zugrunde gegangen. Nun fühlte fie fich wohl

in ihrem kühlen Bereich - und er? Er brauchte fich nicht mehr zu fürchten. Das war fchon ein hoher Gewinn. Weder vor der Welt. noch vor dem Pfaffen. noch vor der Rache der Naturgeifter - Freia rächte fich nicht.
So war es gut - fo wurde er ruhiger. Er wollte ihrer in Ehrfurcht gedenken - jetzt erft die Wundergabe ihres kurzen Befißes verftehen. Dann wiirde er fchon mit feiner und mit ihrer Seele Frieden fchließen. O. wie er ihr dankbar war. wie er wieder atmen konnte. ein ehrlicher. befreiter Menfch! Befreit - jawohl. das war er. Da drüben ftand jetzt fein ftolzes. gliickhaftes Haus. und ein Refervefonds des Drachengoldes lag auch noch in verfchloffenen Schränken. Und die Witwe. die reiche. liebenswiirdige. ungarifche Witwe wohnte noch da. Zu ihr befchloß er zunächft zu gehen. Von ihr aus wollte er feinen Befitz erft neu und ganz begreifen. Als Sebaftian in das Hotel zuriickkehrte. ftarrten ihn feine Leute mit fchreckhafter Verwunderung an. denn er lächelte rofig und kam doch ohne feine Frau.
So einfach. wie er fich den Uebergang ins neue Leben vorgeftellt hatte. geftaltete er fich freilich nicht. Als die Nixe verfchwunden war. wirkte der Traumbann. den ihre Erfcheinung auf das Haus und feine Menfchen gelegt hatte. nach. Das erfchrockene und mißtrauifche Un-behagen des Erwachens nach überlangem Schlaf lag jeht auf allen Ge-miitern. Man rieb fich die Augen und fragte. was denn eigentlich ge-fchehen fei? Die Wirtin war fort - ja wohin denn? Mau hatte fie eigentlich fehr geliebt. und jeßt trauerte man um fie. als ob nicht ein unheimliches Phantom. fondern ein leuchtender Schutzgeift das Haus verlaffeu hatte. Die harte Wirklichkeit. in der man nun lebte. tat weh. Man ftieß fich an allen Ecken und Kanten. Und während das Gefinde mit fteigender. frecher Deutlichkeit eine Erklärung für Freias Ber-ichwinden verlangte - an die Ehefcheidung. die Sebaftian erzählte. glaubte man nicht. folche irdifchen Angelegenheiten fahen ganz anders aus - während es im Hotel zu tufcheln und zu kichern begann. feind-felig. unbekiimrnert. redete der Herr Pfarrer im Dorfe eine freiere Sprache. Seine Vertrauten waren der Kronbergerfepp und fein Weib. Die fahen jeßt die Zeit gekommen. ihre alte. unter der Afche der Ab-hängigkeit glimmende Rache an dem Wirt aufflammen zu laffen. Er hatte fie von Haus und Boden getrieben - das Blockhaus. das er ihnen dafür gegeben hatte. blieb den verbitterten Alten fremd. Einfam lag es oben im Bergwalde - der Fifchfang war ihnen entzogen - fie lebten von Almofen und Rudergeld. Bisher waren fie von fcheuer Ehrfurcht

vor dem märchenhaften Aufftieg des Tyrannen erfiillt gewefen >- nun aber. da fein Glück. das rätfelhafte Weib. verfchwunden war - mit ihm hing ficherlich alles zufammen - nun forfchten fie dem Geheimnis des Böfen nach. Sie waren die älteften Anfiedler vom Güldenfee _ fie verftanden fich wohl beffer als törichte Zuläufer darauf. was hier webte und lebte mit unfichtbarer Macht. Hatte der alte Fifcher nicht fchou Erfcheiuungen gehabt. die ihm das neumodifche Volk nicht glauben wollte? War es nicht unumftößlich. daß ihm zur Dämmerftunde die Nixe erfchienen war. ihn fo erfchreckeud. daß er die Angel fallen ließ. fich bekreuzigte und floh? Die Nixe. die in der Goldquelle geboren war. tief unter der Erde - fo wußten es Sepp und fein Weib-von Urahnen her. Das nie zu fördernde Teufelsgold floß unter dem Güldenfee. denn darum hieß er fo. und kein Waffer glänzte fo golden zur Abendftunde. Sie verachteten den Schuß - fie waren fromme Leute. Aber der plöß- liche Reichtum des Wirtes? Und das rätfelhafte Weib? Genau fo fah ja die Nixe aus. die Sepp gefehen hatte. Wer konnte mit den Fifchen fprechen? Wen begleiteten die Vögel? Wem fchmückten Bienen uud Libellen kronengleich das Haupt? War man blind im Güldenfeehotel?
All' das überlegten die alten Fifchersleute fich raunend Tag für Tag. Und als die Kunde kam. daß die Wirtin plößlich verfchwunden fei. nach- dem fie ein _totes Kind geboren habe. da ftiegen der Sepp und fein Weib ins Dorf hinunter und befuchten den Herrn Pfarrer und blieben gleich bei ihm. wochenlang. denn fie fchienen ihm außerordentlich wertvolle Mitteilungen zu machen.
Das zeigte fich bald in den Predigten. Es wurde eine richtige. kleine Heße daraus. faft mit Inquifition und Scheiterhaufen. Aber in diefem zahmeren Zeitalter feßte fie erft ein. als ihr Gegenftand nicht mehr zu faffen war. Die Naturforfcher hatten der Kirche fchou gründ- lich das Gefchäft verdorben - der Teufel war nicht mehr beim rechten Namen zu nennen. und was Sünde hieß. konnte ebenfogut ein Teil der geheimnisvollen Kraft fein. um die man fich in allen Schulen mühte. So lange Freia da war in ihrer verwirrenden Zauberfchönheit. wagte fich kein Zelot heran. Erft als man fie nicht mehr zu fürchten hatte. machte man fie ihrem Befißer und Befchwörer zum Vorwurf. Auch konnte man Moral und Religion jeßt auf einer ungefährdeten prak- tifchen Grundlage fchüßen. Das Hotel war gegründet. der Segen des Fremdenzufluffes erreicht. die Erfchließung des Güldenfees unwider- ruflich. Nun follte aber auch ein Mann von amtlich abgeftempelter Nedlichkeit hier Herr fein - kein dunkler Abenteurer. kein Bundes-

genoffe unbegreiflicher Mächte. der die prachtvolle Gründung fchließlich doch in Verruf bringen mußte. So. wirkfam in Opportunismus und Seelforge geteilt. eiferte der Herr Vfarrer. Sebaftian fpürte bald die Folgen feiner Hetze. Jin Volk begegneten ihm Unluft und Mißtrauen. niemand verdingte fich mehr dem Wirt. man mied ihn offenfichtlich. als trüge er ein böfes Zeichen. Jeßt half kein Wohltun mehr - auch ver-trug es fich nicht mit feiner angegriffenen Kaffe. Die fchlimmfte Er-fahrung aber machte Sebaftian mit feinen Gäften. Die reiche Ungarin. das Ziel feiner Träume und Freias Erfaß. wurde merklich kühler. an-ftatt jeder Eiferfucht enthoben zu fein, Sie fprach fchon von Abreife und Znrückgezogenheit auf ihren Vußtagütern. Sebaftian diente wie ein Knecht um ihre gute Laune. Und ein fchlechtes Gerücht fchien aus dem engen Lager fein-er Feinde in die weite Welt hinauszudringen - der Mai. der diefes Jahr befonders fchön war. brachte eine große Ent-täufchung. Wenige Gäfte kamen und keine von denen. deren Zahlungs-fähigkeit das Herz eines Wirtes höher fchlagen läßt.
Ein böfes Omen aber fah Sebaftian geradezu in dem Eintreffen des Geigers Fifelinus, Er hätte ihn am liebften abgewiefen. aber fein törichter Buchhalter hatte fchon ein Zimmer für den berühmten Künftler referviert. Fifelinus war noch bleicher. noch kleiner und feltfamer als im vergangenen Jahre. Sein erdfahles. breites Geficht mit dem zottigen. fchwarzen Haarkranz. feine gekrümmte Zwergengeftalt wirkten wie ein Spuk in den wunderfamen Maitagen. Die Kinder fürchte-.ten fich vor ihm. und daß er ein Geift aus den dunklen Bergen fei. der kurze Zeit bei den Menfchen einkehrte. war ihnen bald gewiß, Alles mied ihn. und er flüchtete ebenfo vor jeder Begegnung. Im Hotel mußte er wohnen. es gab kein anderes Haus am See. und das tiefer gelegene Dorf war fern. der Weg dem Gebrechlichen zu befchwerlich. So hufchte er denn erft bei Dunkelheit ins Haus. aß feine Mahlzeit auf dem Zimmer. und in der Frühe. bald nach Sonnenaufgang. verließ er fchon das fchlafende Riefengebäude, Nur ein paar müde Kellner und Berg-führer. die vor der Tür auf ihre Herrfchaft warteten. fahen den Geiger. So wurde feine Anwefenheit bald fagenhaft. und die fernen. melan-cholifchen Klänge. die fein Jnftrument aus Nebel und Felfenklüften herüberfandte. fteigerten das Gefühl von einem überirdifchen Wefen. Kecke Buben wünfchten. zu erfahren. was hinter dem Geheimnis fteckte > fie hatten den buckligen Geiger noch nie gefehen und ftiegen jeßt den Klängen nach. um ihn irgendwo aufzutreiben. Aber vergebens. Sie

fanden ihn nicht. Fifelinus ging Wege auf feiner langen wehevollen Suche. die ein unbekiimmertes Bubenherz nicht fand.
Was fuchte er?
Er hatte irn Winter den Güldenfee verlaffen. als er Freia in einem Kampf verftrickt fah. der das edelfte Herz zum Sumpf der Erniedrigung herabzog. Mit reinem. frei wählendem Gemüt ftand fie zwifchen zwei Männern »- er verftand fie fo gut. Aber die Männer ließen fie nicht in fich felber ruhen. fie griffen roh nach ihr und mußten ihr das Herz zerreißen. Das war der gewöhnliche Weg. den er fie nicht gehen fehen konnte. Da entfernte er fich lieber ohne Abfchied. In einer großen Stadt aber hatte er bald darauf den Engländer Ionathan getroffen. und beim Wein war dem fonderbar Erregten das Wort entfchlüpft: ..Ich reife nicht mehr an den Güldenfee" und dann noch: ..Der Wirtin geht es ficher wieder gut.“ Fifelinus wußte nicht. wie viel Refignation oder zhnifcher Spott in diefen Worten lag - jedenfalls fchloß er daraus. daß das Erlebnis mit Jonathan überwunden war. und daß Freia lebte. Es zog ihn von neuem mächtig an den geliebten See - fchon im Mai traf er ein.
Fortfeßung im nächften Heft.

Hans Freimark:

Moderne Theofophie

.Zeitlofe. abgründige Gefühlsvertiefung. Ringen mit der Gott genannten Ueberhöhung eigenen feelifchen Empfindens und Begreifens und Auffchwung in unbegrenzte Weiten verklärenden geiftigen Schauens. das war einft der Jnhalt des Wortes Theofophie.

War. Denn auch die Theofophie fcheint dem Einfluß der Mode unterworfen. Oder follte das nicht wahre Theofophie fein. was heute im Gewande diefer auftritt? Es wird fich zeigen. Sicher aber ift das Gewand. in dem fie auftritt. eminent modern.

Der fpät mittelalterlichen. vorwiegend deutfchen Theofophie galt als Hauptfache das durch inniges Verfenken in fich erlangte befondere Verhältnis zu dem allbefeelenden. auch in der eigenen Bruft thronenden Gotte, -- Die neuere Theofophie denkt praktifcher. utilitarifcher. Jhr kommt es nicht fo fehr auf die Vergottung des Menfchen an. als auf die Stellung diefes göttlichen Menfchen in der Welt. Wohl erhofften und erlebten auch die alten Theofophen eine Veränderung ihrer Beziehungen zur Außenwelt dank ihrem Verfenken in die Welt ihres Jnnern. Doch diefe Veränderung befchränkte fich auf die Gefühlserkenntniffe der Einheit aller Dinge. Sie begnügten fich mit diefem beruhigenden idealen Ergebnis und erftrebten nicht einen real-einträglichen Ruhen ihrer Erkenntniffe. Ganz anders die moderne Theofophie.

Die derzeitigen theofophifchen Strömungen. verkörpert durch die von der mhftifäj-fchamaniftifÜen Blavatskh begründete ..Theofophifche Gefellfchaft“. durch die neuchriftliche Theofophie fwedenborgifch-fpiritiftifcher Färbung. durch den gefundbetenden Eddhismus und durch die idealiftifch umkleideten beftechenden Lehren eines Ralph Walde Trine. Braun und anderer. haben das gemeinfam. daß fie den Hauptwert ihrer Theorien in greifbaren Refultaten irgend welcher Art fehen.

Refultaten. die imftande find. die Vofition des Anhängers in der Welt zu verbeffern und ihm die Herrfchaft über fie in größerem oder geringerem Umfange zu verfchaffen. Nebenher erfchließen fie ihm eine neue. aber keineswegs geiftige. fondern mit allerhand recht realiftifchem Wunderkram erfüllte Welt. *

Die Verheißung realer Erfolge einerfeits. und der finnverblendende Wunderkram andererfeits find die Hauptlockmittel der modernen Theofophie. Daß fie - im Gegenfatze zur alten Theofophie - iiberhaupt locken will. daß fie eine ziemlich mächtige Bewegung wurde. Gefellfchaften. Logen und Brüderfchaften zu ihren Vertretern hat. das dankt die Theofophie Amerika. Und amerikanifch find auch die ihr eigenen Grundzüge des Strebens nach Erfolg und nach - Phänomenen. Amerika ift das Geburtsland der modernen Theofophie aller Schattierungen. felbft der neuchriftlichen Form. Fußt doch auch diefe im Grunde genommen auf dem durch die amerikanifchen Gefchwifter Fox 1848 unter der Marke Spiritismus neu in die Welt lancierten Mediumismus. Nur daß die neuchriftlichen Theofophen fich durch ihre Medien. nicht wie die Spiritiften mit beliebigen Verftorbenen. fondern mit Gott-Vater direkt in Verbindung glauben. Ebenfo ift die indifche. die fogenannte Adhar-Theofophie der Blavatskh nrfprünglich ein Brodukt amerikanifchen Geiftes. freilich durch vielerlei Einflüffe ab- und umgewandelt. Zwar Blavatskh felbft war Deutfch-Rnffin. doch ihr langjähriger Aufenthalt in Amerika und vor allem ihre intenfive Befchäftigung mit dem damals graffierenden Geifterfport beeindruckten die impreffionable Vfvche der Vrophetin durchaus in der Richtung amerikauifcher Denkweife. Selbft das Ueberfinnliche muß greifbar fein oder doch greifbare Früchte zeitigen. Die Konfeqnenzen diefer Denkweife waren die „yivchological tricks" der Blavatskr). ihre Wundergefchichten im Stile Caglioftros. ihre ..geiftigen Führer“ und ihr ganzes mehr mhftifizierendes als mhftifches Gebaren. Mit ihrer Ueberfiedlung nach Indien wurden aus den ..geiftigen Fiihrern". diefen ihr allein wahrnehmbaren Sendlingen einer unfichtbaren intelligiblen Welt. die Mahatmas. die geheimnisvollen tibetanifchen Freunde. die. im Befiße urzeitlicher Weisheit. fie zum Sprachrohr und zur Interpretin ihres Wiffens erwählten. Noch in Indien war Blavatskh die „femme aux oben()-mSneZ“. Botfchaften an die Mahatmas und von ihnen vermittelte fie auf okkultem Wege. in ihrem Haufe erklangen ..Aftralglocken". für einen unerwartet eintreffenden Gaft zauberte fie auf einem Picknick eine zum

Service paffende Taffe aus dem Erdboden heraus und die Doppelgänger der in Tibet weilenden Meifter gingen bei ihr ein und aus.
Doch das Magiertum fchaffte nicht nur Anhänger. fondern auch Feinde. So wurde es beifeite getan und die ..Geheimlehre“ gefchrieben. Jn diefer großzügigen Kosmogenie und Anthropogenie lebte fich Blavatskt) aus. Sie glaubte ohne Zweifel. was fie vifionär erfchaute. und fie fchaute. weil fie von Jugend an zu Gefichten disponiert war. Jhre genialen Phantasmorgien fuchte Blavatskt) durch alle möglichen Hinweife und Nachweife alter und neuer Wiffenfchaft zu ftützen. Auch bewies fie oft ziemlichen Scharfblick. wie ja nicht felten exaltierte und ekftatifche. von manchen phhfifchen Hemmungen befreite Naturen und fchloß zuweilen von Bekanntem glücklicher anf Unbekanntes. als die zeitgenöffifche Forfchung. Das bilderreiche. fhmbolfchwangere und dabei mit gelehrten Zitaten überreich gefpickte Werk. das in wunderbarer Wei/fe Religion und Wiffenfchaft zu vereinen fchien. war ihrer Anhängerfchar ein willkommener Ausgleich fiir die abgetanenen Phänomene. Die Reinkarnationstheorie und die Karina-Lehre. nach der jede Handlung eine entfprechende Wirkung in irgend einer Zeit. auch in einem fpäteren Erdendafein. hat. kam den Wünfcheu der Kreife entgegen. in denen die Blavatskhfchen Lehren in der Hauptfache propagiert wurden. Die foziale Stellung. in die der einzelne hineingeboren wird. ift danach nicht ein Zufall. fondern ein ihm durch feine Bemühungen in früheren Erdenleben zukommender Ausgleich; und Not und Leid find nicht etwas. das man lindern muß. fondern es ift Karma. dem man den Betreffenden nicht entziehen darf. Auch war es ungemein intereffant. mit Brocken miß_ftellter indifcher Gelehrfamkeit um fich zu werfen. fich als Schüler eines unfichtbaren Meifters zu gerieren. allerhand von Erinnerung an frühere Leben fich einzubilden und von phantaftifchen kosmifchen Gefetzen zu fabeln.
Wohl trachtete Helene Petrovna Blatskh in ihren leßten Jahren (fie ftarb im Jahre 1891) die üblen Wucherungen ihrer Lehre zu befeitigen und auf die notwendige Verinnerliämng. als das wahre Ziel theofophifchen Strebens. hinzuweifen. Aber wie es fo geht. Di-efe guten Anfähe entwickelten fich nicht weiter. Die Theofophifche Gefellfchaft war zu tief in den Wunderkram hineingeraten. Entfagung. Vernichtung des Selbft. die angeblichen Ziele. find nur Scheinziele; das wahre Jdeal ift gar nicht Entfagung und Vernichtung des Selbft. fondern eine recht reale. mit geiftigen Mitteln bewirkte Herrfchaft über

die Umgebung. ein An-Sich-Zwingen materieller Güter auf pfhchifchem Wege. ein Befeitigeu alles Entgegenftehenden und aller Entgegenftehenden auf magifche Weife.
Es ift hier nicht der Ort. zu unterfuchen. ob diefe Ziele auf dem angegebenen Wege zu erreichen find. Daß man diefe Wege wählt. ift charakteriftifch. und daß man fie wählt um des äußeren Erfolges. den fie verfprechen.
Auch den Gläubigen der Mrs. Eddi). den Anhängern der chriZtiein Icience, ift der äußere Erfolg alles. Er ift nicht nur Erlangung der Gefundheit. wie die deutfche Bezeichnung ..Gefundbeten" glauben laffen könnte. fondern er ift alles fiir den Einzelnen Angenehme und Nützliche: ..Gott will. daß es dir gut geht. daß du gefund bift. daß du ein behagliches Heim haft. ein einträgliches Gefchäft." ..Das Gegenteil ift Irrtum. Irrtum aber exiftiert nicht. nur unfere verblendeten Sinne fpiegeln uns feine Exiftenz vor. denn in Gott. in dem alles ift. ift keiu Irrtum möglich. Leben wir ganz im Sinne Gottes. d. h. ein uns angenehmes Leben. fo fchwindet aller Irrtum. Um dies zu tun. haben wir nur nötig. uns innigft durch Gebet oder- durch Gedankenkonzentration mit Gott. dem Urquell alles Guten. in Verbindung zu feßen. uns feinen wohltätigen Einflüffen aufzufchließen und als erftes Gebot. an unfere Gefundheit. unfern Erfolg zu glauben. dann werden wir die eine erlangen und der andere wird nicht ausbleiben."
Ohne Zweifel ein paffable. anfprechende Lehre. durchaus kein bloßes Theoretifieren. fondern praktifäje Anleitungen für eine radikale Ausnüßung der Weltanfchauung. -> Die gleichen Anweifnngen geben Trine in feinen mannigfachen Schriften. voran der bekanntefteu ..In Harmonie mit dem Unendlichen“ und Braun. ein Deutfch-Amerikaner. in feiner ..Bemeifterung des Schickfals". in den Lehrbriefen feines Graal-Ordens und in verfchiedenen Brofchüren. Trine bleibt noch einigermaßen auf der idealen Ebene. Braun dagegen nähert fich in feinen leßten Veröffentlichungen bedenklich der amerikanifchen ..pfhchologifchen Literatur" mit ihrem ..perföulichen Magnetismus" und ähnlichen Mäßchen populärer Ausfchlachtungsverfuhe. unter Benüßung des zeitgemäßen Faktors der Suggeftion und unter fälfchlicher Berufung auf den theofophifchen Grundfaß. daß der Glaube Berge verfeßen kann.
Das moderne Element all diefer' ..theofophifchen" Lehren ift die Möglichkeit ihrer praktifchen Verwertung. Man hat heute das achtungswerte Streben. feine Ideale zu verwirklichen. und diefes Streben führt

zu den vielfachen Verfnchen. die Lebenslehren der Blavatskh. ja felbft die eines Braun. zu befolgen. nach ihnen zu leben. Kolonien tun fich auf und beftehen zum Teil auf diefer Grundlage. doch ift dann meift das Znfammenhaltende weniger das Lehrgebäude. als eine ftarke Verfönlichkeit. wie die von Katherine Tingleh. dem Oberhaupte der theofophifchen Kolonie Point Lorna in Kalifornien. Andererfeits aber verleitet diefes gleiche Streben zu einer Beräußerlichung der Ideale. Jdeal ift nur noch. was real nußbringend ift. Wie ja auch der Bragmatismus. diefe gleichfalls neuerdings von Amerika aus verbreitete philofophifche Strömung. als Wahrheits- und Wertmeffer einzig die Nützlichkeit. Einträglichkeit und den Erfolg einer Weltanfchauung anfpri'cht. In den Hörfälen der Univerfitäten. den Berfamnrlungshäufern dcr Eddhiften und Theofophen nimmt fich diefe Doktrin nicht übel aus. Anders ift es. befieht man fich das Bild. das ihre Befolgung in der Wirklichkeit ergibt.

Da liegt der Nußen einer Lehre nicht etwa in dem Seelenfrieden. den fie vielleicht gibt. fondern einzig in den von ihr an die .Sand gegebenen Mitteln. den Nachbar zu übertrumpfen und fich allerlei Vorteile zunächft diesfeitiger. dann natürlich auch jenfeitiger Art - denn wann hätte der Egoismus jemals vor dem Grabe Halt gemacht? *- zu fichern. Diefes ganz felbftverftändliche Bemühen. das zudem durch die Umftände felbft in feine Schranken verwiefen wird. ift. wo es ohne Verbrämung auftritt. keinesfalls verächtlich. Wenn es aber mit dem Schein einer wahren felbftlofen Gefittung oder tieffter religiöfer Gläubigkeit bemäntelt wird. verleitet es zu einer ethifch höchft gefährlichen Begriffsakrobatik. die in Begriffsverwirrung und totaler moralifcher .Saltlofigkeit endet. Der innere Halt fehlt. wie ihn die alte Theofophie in ihrer Verinnerlichungstendenz wollte. Er wird erfeßt durch den äußerlichen Halt. den man in*materiellen Erfolgen und in okkulten Vhänomenen. den Zeichen der Bewährung. zu haben glaubt, Als weitere Stüße tritt der Verfonenkultus hinzu. Bei den Scientiften ift Mrs. Eddh die Brophetin. bei den Theofophen indifcher Richtung früher die Blavatskh. jeßt Tingleh. für die amerikanifche Gruppe. Befant und Steiner für die europäifche und bei den neuchriftlirheri Theofophen irgend ein obfkures ..Vater-Medium“. Der Umgang mit diefen ..Begnadeten“. diefen ..Meiftern" begnadet felbft. So fchraubt man gegenfeitig das Gebäude künftlich in die Höhe und glaubt. eine neue Stufe des Menfch-Seins erklommen zu haben,

Hans Freimark Moderne Theofophie

Eine erlöfendef Religion und Wiffenfchaft vereinende Lebenslehre- wie es die modernen Theofophen meinen, ift die heutige Theofophie nicht, Dazu haftet ihr zuviel Charlatanismu? und Schamanismus an.- Wohl kann man das Prinzip gutheißenf das darauf dringt Ideale zu verwirklichen. Aber das darf nicht zu einem rigorofen Draufgängertum verführen! dem jedes Mittel rechtf und der eigene Leib und die eigene Seele das Nächfte ift, Der Weg- den die alten Theofophen gingen, durch innerliches Nahekornmenf Welt und Menfchen tiefer und inniger zu erfaffenf zu derftehen und ihn en gerecht zu werden! ift ohne Zweifel der wiirdigeref wenn er auch unmodern fein mag.
Möglich ift es troßalledemr daß der Theofophie in ihrer heutigen Form die Zukunft gehörh allerdings nur eine befchriinkte Zukunft. Denn ein wahrhaft idealiftifch denkendeis*X fpirituell gefchulteres Zeitalter wird für diefen feltfamen Muminenfchanzf diefes Zerrbild der Theofophie nur ein Lächeln haben,

Die Mutter

Mein Bub ging aus dem HMS
Zur Nachtzeit mit den Diebem
Mit Dirnen zog mein Kind hinaus
Und fucht fich was zum Lieben.
Er lag die ganze Nacht
Auf Gaffen und in (Hoffen; _
Es grant der Tag- da kehrt er heim . . .
Die Tür war nicht oerfchloffen.
Ich wufch ihm wieder abF
In Waffer kühl nnd klar
Den Weindrmft nnd den Gaffenftaub -
Ein langes-t rotes Haar.
Er feufzte und fchlief ein -
Noch wifcht ich mir die Hände -
Und träumt fchon feinen Knabentraumr
Vom Gral- den er noch fände.

8. W. Ichultbeißz.

Dr. Max Goldftaub:

Aus der Tiermythologie der Griechen

Der Schwan. fein Gefang. fein Sterbelied

Die Tiermhthologie verfetzt uns in jene Kindheitsftufe im religiöfen Leben der Völker. da der primitive Menfch doch fchon die roheften Symbole feiner Gottesverehrung. wovon nur Ueberrefte fich zäh erhalten. zu überwinden reif wird. Für jene unfaßlichen Mächte. die fein Herz mit lähmender Furcht oder mit Wonnefchauern erfüllen und immer wieder feinen Geift in ihr geheimnisvolles Wefen verftricken. fucht er allmählich nach befriedigenderen Abbildern. und im Bereiche der lebendigen Natur treten fie ihm in körperlicher Geftalt entgegen. Vertraut zwar find ihm die Tiere. die einen als feine überlegenen Feinde. dieandern als treue Freunde oder Gefährten. und verwandte Züge fprechen ihn an. Aber vieles an ihnen ift und bleibt ihm doch fremd. das flößt ihm oft eine Art von Graufen ein. oft auch reißt es ihn hin zu demiitiger Anbetung. Und ihr untrüglicher Jnftinkt. ja felbft ihre natürlichften Fähigkeiten wirken auf ihn. finnt er erft darüber nach. wie feltfame Wunder: in unergründliche Tiefen hinab taucht der Fifch; den Vogel trägt fein Flug mühelos hinauf in den reinen Aether. Mit Staunen fieht er Scharen von Fifchen zu beftimmten Zeiten wandern und gewiffe Arten von Vögeln pünktlich abziehen und wiederkehren. Manche hat er als Wetterpropheten erprobt. von andern lernt er die Heilkräfte von Pflanzen kennen und nußen. So mutmaßt er bald geheime Zufammenhänge mit den göttlichen Gewalten. Und es wird dem grübelnden Geift aus diefer oder jener mhthifchen Vorftellung irgend ein Tier. oft auch verfchiedene zugleich. zur leibhaftigen Jukarnation eines Gottes. Bekannt ift folcher Glaube als heimifch bei den Germanen. aber es herrfchte einftmals der gleiche bei den Griechen. Jhnen ging auf manch einem hohen Berge Zeus in Wolfsgeftalt um. in unheimlichen Schluchten Apoll. den Vofeidon. des Meeres Gebieter. fühlten fie im Delphin gegenwärtig. doch barg eben diefen Gott auch das Roß. Und fpäter. wie der Hellene längft im eigenen Ebenbilde feine

Götter fich denkt und anbetet. hängt er doch noch immer gläubig an ihren alten Verkörperungsformen. bis diefe mehr und mehr verblaffen. Die heiligen Tiere der vermenfchlichten Göttergeftalten. ihre Lieblinge. Begleiter. Boten und Diener find die letzten Spuren davon.
* Es ift eine eigentiimliche Vorftellungswelt. die oft fchwerer nach-empfindend zu deuten als durch neue Rätfel zu verdunkeln ift. Von hohem Intereffe aber find diefe aus naiven. manchmal freilich auch komplizerten Sinneseindrüclen gewonnenen Gebilde und lehrreich; denn getreu fpiegelt fich auch in ihnen Wefen und Art der verfchiedenen Völkerindividuen. Bizarr und nicht felten grandios bei Semiten. deren Phantafie gern ins Ungemeffene fchweift. bei indogermanifchen Völkern wiederum durch deren innige Ver-trautheit mit der Tierwelt von fchlichter Einfachheit. zeigen fie bei den Griechen poefievolles Naiurempfinden. eine bunte Viel-geftaltigkeit und wenigftens auf der Höhe ihrer Entwicklung viel von jener Schönheit und Anmut. die diefes Volk auf Erden zu erfüllen und der Menfchheit als Erbe zu hinterlaffen auserwählet ward. Eine diefer Schöpfungen der Volksfeele aber haben feine kunftmäßigen Dichter vornehmlich in Befiß genommen und verklärend mit dem ganzen Zauber der Poefie gefchmückt. ja unfterblich gemacht: den Schwan. ihres eignen Schaffens hehres Symbol.
In lichtem Grau fchimmert der Flgum des Schwans. den wir in unferm Weltteil hauptfächlich kennen. in feiner zarten Kindheit. fpäter aber gleicht fein Federkleid dem frifchgefallenen Schnee oder dem fil-bernen Gifcht der Meeresbrandung. Ein blendend weißer Glanz in fonngetränkter Luft. oder ein leuchtendes Schimmern auf tanzenden Wellen. fo erblickt man den Vogel von den ftarkbewegten Schwingen in gewaltigem Flug dahingetragen. oder majeftätifch auf dunklem Waffer kreifen. Und Menfchen finnenfreudiger und phantafiereicher Natur-völker unter dem ftrahlenden Himmel des Südens oder im klaren Lichte des Nordens und in der Einfamkeit weiter Meeresgeftade. nebft andern Indogermanen befonders die Griechen. gewahrten im Säawan eine Manifeftation jener großartigen Phänomene und Kräfte des Lichts oder auch der fchäumenden Meereswogen. die in ihrer Seele die Vorftellung mächtiger Gottheiten weckten, Verließen griechifche Stämme die alte-Heimat. dann wies ihnen den Weg zur neuen. voranfliegend oder fchwim-inc-nd. der weiße Vogel. das ift ihr Schußgott felbft oder fein heiliges Tier. Alfo erzählte die fromme Legende manch einer griechifäfen

Willem Cornelisz Dunfter:
Soldateurauferei bei Teilung
der Beute
(Galerie Dresden)

Niederlaffung vom weifenden Schwan. gleichwie die geheiligte Sage des Auszugs der Israeliten aus Aegypten von der führenden Wolkenfäule bei Tage und der Feuerfäule bei Nacht. Die lichte Art des Schwanes nämlich. den griechifcher Glaube fo heilig hielt. wertet die Bibel überhaupt nicht. Und in rigorofem Dogmatismus verkeßert die priefterliche Klägelei der Speifegefeße den Schwan als unrein grade fo gut wie feinen Antipoden. den Raben. Ein griechifcher Mhthus dagegen gerät über dem Widcrfpruch zwifchen deffen finft-erem Gewande und dem Berhältnis zu Apoll auf die finnige Erfindung. wie zur Strafe für fündhaften Ungehorfam des Gottes Fluch das einftmals helle Gefieder des Raben in die Farbe der Nacht verwandelt habe.
Nicht eine einzige Gottheit nur haben Griechen im Schwan verkörpert gefehen. fo wenig wie gewiffe Naturerfcheinungen ausfchließlich an ein e Verfonifikation gebunden waren. Und wenn außerdem in dem einen Falle ein für allemal nur ein beftimmter Wefenszug des Gottes in feinem Abbild inkarniert fein und bleiben mochte. fo hat doch in andern das nimmer müde Spiel mhthologifcher Dichtung und Spekulation im Lauf der Zeit zu den urfprünglichen Beziehungen zwifchen dem Gott und feinem heiligen Vogel fekundäre gefügt. Davon aber ift manch eine vielleicht aus lokalbegrenzten Kultlegenden hervorgegangen oder aus religiöfen Borftellungen eines einzelnen Stammes. die erft durch ihn zu allgemeinerer Geltung gelangt find. Denn am wachfenden Ruhm des Gottes hatte fein Abbild getreuen Anteil. und erhob fich ein Stammesgott zu einem panhellenifchen. fo machte das ihm geweihte Tier die Wandlung mit. Und fchließlich ift auch die Doppelnatur des Vogels. der auf dem Waffer wie in der Luft heimifch ift. nicht ohne Reflex geblieben. Darum ift der Schwan bald als eine Jnkarnation des hellen Lichts und des klaren Aether-s gedacht worden. bald verkörpert er die hellfchimmernden Meereswogen. bald auch die helltönenden Winde. die den Schiffern Glück bringen. gleich jenem wunderbaren Licht. das nach weitverbreiteter Sage plößlich am finfteren Himmel rettend auflenchtet. Und dementfprechend erfcheint er. ein fleifchgewordener Lichtgedanke wie die Olhmpier felber. außer dem Zeus und dem Bhoebus Apollo auch der Aphrodite und noch andern Göttern zugefellt. Ein buntes Gemifcb mhthifcher Borftellnngen findet fich zufammen. das. fofern es einer einheitlichen Grundidee fubftituiert werden foll. vielleicht gedeutet werden könnte als das Phänomen der Helligkeit. nicht nur des Lichtes. fondern auch des Klanges. Der freudig helle Schein. der. den jungen Tag ge-

bärend- die Welt durchflutet und aus der fchäumenden Meeresbrandung hervorglänzh der frifche Odem der Naturf der wie ein_ Singen und Klingen durch das All tönt und fich bisweilen zu ftiirmifchem Gebraus erhebt das wunderfame Ahnenf das in das Dunkel der Zukunft bis zu den Pforten des Todes leuchtetf das find die geheimnisvollen Mächte, die dem nihthifchen Bilde des hellgefiederten, helltönendem hell-feherifchen Schwans zugrunde liegen.

Alte griechifche Sagen fchildern d'en auch von der antiken Kunft gern dargeftellten Aktf wie Zeus in Liebe einem göttlichen Weihe genaht fei; die einen nennen Leda, andere jene Nemefis* die eine Verkörperung der fruchtbaren Schaffenskraft der Natur ift. Der Gott nimmt die Geftalt eines Schwanes anf fo weiß wie Schneef nach Worten des Euripides. Und er zeugt das leuchtende Zwillingspaar der Diaskuren, die Helfer in Gefahr und Not, und Helenaf filberhell wie Mondesglanz und von fo fieghafter Schönheit daß fich wie wir bei Homer (eien, felbft die trojanifchen Greife ihrem Zauber nicht entziehen können: Dämonen des Lichts. ihrem Erzeuger wefensgleich und deffen Inkarnation.

Auch Aphrodite hat fich griechifcher Glaube unter dem Schwane vorgeftellt. Aber nicht dem Urbild weiblicher Schönheit oder fleifchlicher Liebesluft galt die Verkörperung, fondern der Göttin des Meeres- aus deffen glitzerndem Schaum fiel ein leuchtend Wunden geboren ward. Erblickten die Schiffer auf ihrer Fahrt übers Meer den Schwanf fo war es ihnen ein glückbringendes Omen. Aus Sturmesnot aber errettete die Bedrohten Aphrodite felbftf die im hell aufbrodelnden Gifcht fromme Vhantafie auf dem weißen Schwan oder auch auf dem Schwanenwagen dahinfchweben fah. Davon fingen die Dichten zumeift die römifchem und Kunftdenkinöler fchon viel früherer Zeit zeigen das anmutige Bild der auf ihrem heiligen Vogel reitenden Göttin.

So vereint die zwiefache Natur-des fliegenden und iÜwimmeWeu Vogels im mhthifchen Bilde vom Schwan die vergöttlichten Kräfte bete' rogener Elemente. Zu beiden Kreifen aber neigt's gewiffermaßen, wenn wir den Schwan mit gnädigen Windgöttcrn in Verbindung gefeßt finden. Denn find es auch Luftdämonen, die ihren hellen Atem durch die Natur wehen-*fo offenbart fich doch dem fee-fahrenden Griechen ihre Gottesgewalt, ganz anders denn zn Lander auf dem unendlichen und unwirtlichen Meer, das ihn zu fernen Handelspliißen trägt oder in eine neue Heimat. In weiblicher Geftalt mit fegelartig flatternden Ge-

wändern fehen wir auf alten Bildern folche luftigen Geifter auf Schwänen emporgetragen. gerade fo wie Aphrodite über die Fluten. Wenn dabei die Jdee der Helligkeit mit der von Heil und Erlöfung verwoben erfcheint. fo ift das eine fehr naheliegende Uebertragung. Denn des Menfchen Herz. das den Haß der Elemente fürchtet. atmet froh und erleichtert auf. wenn fich die wild erregten Wogen fänftigen. und aus rabeufchwarzem Gewölk verheißungsvoll ein heller Strahl fich hindurchringt.

Licht. Reinheit und Heil *- diefe Vorftellungen hat griechifcher Bolksglaube aber in keines zweiten Gottes Wefen. gleichviel ob urfprünglich und ausfchließliä). fo tief und feelenvoll empfunden. wie in Vhoebus Apollo. Zwar teilt er feine Lichtnatur mit der feines Vaters Zeus. aber die des Sohnes ift die ftärker betonte. wie fie vielleicht auch den .Jnhalt feines Namens bildet. Auf lichtem Hochgebirg oder auf einfamen Felsklippen. und wiederum in geheimnisvollen Grotten oder unwegfamen Säfluchten waren die Kultftätten diefer Religion. Noch l* ift die Frage nicht endgültig gelöft. wo fie erftand. und welchen Weg fie : nahm. Doch fie erfüllte mit ihrem Licht und Heil die gefamte griechifche f Welt. als die alten Bewohner des Mutterlandes fie nach Kleinafien und den Jnfeln getragen oder von dort empfangen hatten. Seine Verehrer geleitete auf ihrer Fahrt als Gott der Kolonien Apollo felber. in Geftalt eines Delphins. wie die Tradition zu berichten wußte. Aus naheliegenden Griinden hatte man diefe in Delphi. wo das uralte Heiligtum ftand. fanktioniert.

Aber ebenfo alte. wo nicht ältere Sagen wichtiger Kolonien. fcheinen in poetifcher Umkleidung auf die gleiche Rolle des Schwans zu deuten. Und vor allem klingt das Schwanenmotiv in reichfter Variation aus den hochheiligen Legenden von Delos. der einft fo armfeligen Jnfel. von wo der erftandene Gott zum erftenmal feine Lichtftrahlen über den Erdball gießt. Bedeutfam verwebt den Schwan bereits in die Geburtsftunde ein alexandrinifcher Dichter. Der fchmückt zwar den Akt nach dem pompöfen Zerernoniell des Vtolemäerhofes aus. deffen Poet er war. aber Material dazu liefern ihm Züge alter Tradition. worin der gelehrte Bhilolog nur allzufehr bewandert war. Als die gefegnete Stunde nahe ift. fo heißt's in diefem Hvmnus. da kommen aus Lhdien weiße Schwäne. und während fie fiebenmal um die Jnfel kreifen. verkündet ihr jubelndes Lied des Gottes Erfcheinen.

Auch der aufwachfende Knabe entbehrt nicht ihren Anblick. noch

ihren Gefang. Denn auf dem kreisförmigen See. in deffen Nähe die Mutter. den heiligen Baum umfchlingend. ihren lichten Sohn geboren. leben fie dem Dienfte der Mufen. wie Euripides nach wirklichem Vorhandenfein malt oder phantafievoll erdichtet. Dann geleiten die heiligen Vögel den Gott. wenn er die Stätte feiner Geburt verläßt. in ihre fagenumwobene Heimat. wo. durch hochragende Berge von aller Welt abgefchieden. das Volk der Hyperboreer fiindlos ein gliickfeliges. dem Gotte des Lichtes geweihtes Leben führt. Alljährlich wiederholt es fich. ehe die Winterftiirme heranbraufen. In feierlichem Ernft ertönt da der Abfchiedsgefang auf Delos;- unter feinen Klängen zieht Apoll. auf Schwänen oder auf dem Schwanengefpann durch die Luft getragen. zu feinen Getreueu. Nach einem halben Jahre jedoch fiihren ihn. der im ewigen Lichte verjjingt und vom vergoffenen Blut des getöteten Drachens entfühnt ift. feine Schwäne zurück um die lichte Frühlingszeit. Die ganze Natur begrüßt freudig den Heimgekehrten; in das helle Sprudeln der Quellen aber und in die Lieder der Vögel. mengen fich die Inbelchöre der Menfchen. die nicht aufhören. dem Gott in begeifterten Hymnen und Päanen zu huldigen. Ein gefeierter Sänger aus Lesbos. der ein Zeitgenoffe des Solon war. hat für Delphi. in deffen lokaler Legende der gleiche Mythus vom Kommen und Gehen des Gottes auftritt. ein folches Preislied gedichtet. und ein Stück feines Inhalts wenigftens ift uns durch einen fpäten Rhetor erhalten worden. Den eben geborenen Sohn fchmiickt Zeus mit goldner Mitra und fchenkt ihm die tönende Lyra und einen Schwanenwagen. Auf ihm eilt er alsbald zu den Hyperboreern und fpäter. nach Ablauf eines großen Jahres. zu den Delphiern. denen feine Ankunft verheißen war. Das erfüllte fich im Sommer; und immer um diefe Zeit rufen fie nun mit Hymnen den Gott aus dem Lande feines Lieblingsvolkes herbei. der auf feinem Schwanengefpann erfcheint. So find die heiligen Schwäne ein wefentliches Element diefes Hyperboreer-Mythus. und neben den Delphin. als die eigentliche Inkarnation des delphifchen Apoll. tritt der Schwan. dem die delifche Sage diefe Geltung allein zuerkennt. In folchem Grade aber durchdringen fich fchließlich der Gott und fein heiliger Vogel an diefen beiden univerfalften Kultftätten der griechifchen Apollo-Religion. daß Ariftophanes in feiner Vogelkomödie von Apollo als vom (delphifch-) pythifchen und delifchen Schwan reden kann.

_Knut Hamfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderero.
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Norwegifchen von Pauline Kleider
Maxx/right RA() bg slide-Xi (Zange-n, Munten.
Fortfeßung
Die Mägde kommen mir entgegen und fagen. die gnädige Frau fiße im Landauer. fie fei auch diesmal wieder mit zurückgekommen. der Wagen fei fchon dicht vor dem Bahnhof gewefen. und jeßt wolle fie noch einmal hin. Ob man da noch aus der gnädigen Frau klug werden könne?
..Sie ift wohl etwas nervös." fage ich. ..Wo ift Nils?“
„Im Walde drohen. und er fagte. er werde nicht gleich wieder nach Haufe kommen. Außer uns ift niemand da. und wir können nichts mehr lagen. wir haben fchon genug geredet." erwiderten die Mädchen.
..Wo ift Grindhufen?"
..Er holt neuen Vorfpann. Und die gnädige Frau fißt im Landauer und will gar nicht ausfteigen. Geh du nun und rede mit ihrl"
..Na. das fchadet ihr nichts. wenn fie ein paar Mal ausfährt." lag. ich. ..Regt euch nur nicht dariiber aufl“
Damit trat ich an den Landauer. Das Herz hämmerte mir in der Bruft. Wie angegriffen fie war. Verzweiflungsvoll mußte alles für fie ausfehenl
Jch öffnete den Wagenfchlag. begrüßte fie und fagte:
..Erlauben Sie. daß ich diesmal fahre?"
Sie fah mich ruhig an und erwiderte:
..Reim warum denn?“
..Grindhufen ift vielleicht etwas ermüdet. im weiß nicht . . .“

..Er hat mir verfprochen. mich zu fahren." fagte fie. ..Nein. er ift gar nicht ermüdet. Kommt er nicht bald?"
..Ich fehe ihn noch nicht." erwiderte ich.
..Mach die Tür wieder zu und fag ihm. er foll jeßt kommen!" befahl fie mir. indem fie fich zugleich fefter in ihren Mantel hüllte.
Nun ging ich zu Grindhufen in den Stall; er legte den frifcheu Pferden eben das Gefchirr an.
..Was ift denn eigentlich los?" frage ich, ..Sollft du denn gleich wieder wegfahren?“
„Ia, Oder foll ich nicht?“ erwiderte Grindhufen und hielt einen Augenblick in feiner Arbeit inne.
..Es fieht fo fouderbar aus. Wohin will denn die gnädige Frau. weißt du es?“
..Nein. Sie wollte gleich in der Nacht noch einmal nach dem Bahn-hof; aber ich jagte ihr. das hielte keines von uns aus. Da fchlief fie im Hotel. Und heute morgen wollte fie nun wieder nach Haufe. fagte fie. an!? jetzt will fie wieder auf den Bahnhof. fagte fie. Ich verfteh es ni
Nach diefen Worten macht fich Grindhufen wieder mit dem Gefchirr eu fchaffen.
..Frau Falkenberg fchickt mich: du follft dich beeilen."
..Ia. jeßt komm ich. Aber diefe Bauchgurten hier hat der Kuckuck gefehen!"
..Bift du nicht zu müde. den ganzen Weg noch einmal zu machen?"
..Nein. du weißt. daß ich das fchou kann. Und fie hat mir ein fäfönes Trinkgeld gegeben."
..So. fo?"
..Iawohl Ach ja. das ift ein ganz apartes Frauenzimmer."
Hierauf fage ich zu Grindhufen:
..Ich meine. du follteft jeßt nicht wieder mit ihr wegfahren."
Er hält jäh inne.
..Meinft du das? Ia. da könnteft du recht haben.“
Doch nun erklang die Stimme der gnädigen Frau draußen; fie war bis an die Stalltür gekommen.
..Bift du denn noch nicht fertig? Muß ich noch lange auf dich warten?“
..Ießt komm ich fofort." erwiderte Grindhufen und hatte es eiliger als vorher. ..Diefe Bauchgurteu da wollen eben gar nicht zugehen.“
Frau Falkenberg ging zum Landauer zurück. Sie lief förmlich.

Der dicke Velzmantel. den fie anhatte. war ihr zu fchwer; fie focht mit
den Armen. um vorwärts zu kommen. Ach. es war ein recht trauriger
Anblick; wie ein Huhn fah fie aus. das über einen Hofplaß binfliehf
und mit den Flügeln nachhelfen muß.
Wieder trat ich zu ihr; ich nahm die Mütze ab und bat fie fehr
höflich. ja. unterwürfig. die Fahrt aufzugeben.
„Du brauchft mich ja nicht zn fahren.“ verfeßte fie.
„Nein, Aber wenn fich die gnädige Frau doch entfchließen könnte.
zu Haufe zu bleiben."
Da wurde fie ärgerlich; fie fah mich von Kopf bis zu Fuß an und
fagte:
..Entfehuldige. aber hier darfft du dich nicht einmifchen. Wenn ich
es auch einmal veranlaßt habe. daß du verabfchiedet wurde-ft , .
..Nein. nein. nicht deshalb." fagte ich verzweifelt. ftockte aber gleich
wieder. Wenn fie es fo auffaßte. dann vernichtete fie mich.
Einen einzigen Augenblick lang zuckte rafch wie ein Blitz eine Art
Wut in mir auf.
Ich durfte ja nur in den Wagen hineingreifen und diefe junge
“Verfom diefes jammerwürdige Huhn herausheben. Meine Arme müffen
gezuckt haben. denn fie machte eine ängftliche Bewegung und rückte
weiter zurück. Dann kam bei_mir plötzlich der Rückfchlag: ich wurde
dumm und weich und machte fogar noch einen Berfuch.
..Es wird fo ungemütlich hier. wenn Sie fortgehen; das denken wir
alle. Wir wollen uns lieber etwas Hübfches zu Ihrer Unterhaltung
ausdenken. Ich könnte ein wenig lefen. irgend etwas vorlefen. und
Lars fingt ja fo hübfch. Dort kommt Grindhufen; darf ich ihm fagen.
er foll die Vferde wieder einftellen?"
Sie fah mich verföhnt an und überlegte einen Augenblick. Dann
aber antwortete fie:
..Du bift wohl in einem Irrtum begriffen. Ich will den Kapitän
abholen. Borgeftern ift er nicht gekommen und geftern auch nicht. aber
einmal wird er fchon kommen. Ich will ihm entgegenfahren."
„Ach fo!“
..Ja. und nun geh! Jft Grindhufen da?“
Ich war plößlich wie auf den Mund gefchlagen. Sie hatte recht.
das klang ganz glaubwürdig. Ach. ich hatte mich wieder wie ein Tor
benommenl“
..Ja. Grindhufen ift hier." brachte ich noch heraus.

Und ich feßte meine Mütze wieder auf und half felbft beim Ein-
fpannen. Ich fühlte mich fo verwirrt und befchömt. daß ich nicht ein-
mal eine Entfchuldigung vorbrachte. fondern nur eifrig half und überall
hinfühlte. ob das Gefchirr auch in Ordnung fei.
„Du fährft mich alfo. Grindhufen?" rief Frau Falkenberg heraus.
..Jawohh gnädige Frau. jawohl.“ antwortete er.
Dann klappte fie die Tür von innen zu. und der Landauer rollte
zum Hof hinaus.
' -7
'-
..Jftfie abgefahren?" fragten die Mädchen und fchlugen entfeßt die
Hände zufammen. y
„Ja gewiß. fie will ihrem Mann entgegenfahren."
Danachging ich wieder zu meiner Brunnenftube. Wenn Grind-
hufen uns verließ. waren wir um einen Mann weniger. Dann konnten
wir andern zeigen. ob wir noch ebenfoviel fertig brächten.
Jndeffen war es mir fchon klar geworden. daß mich Frau Falken-
berg mit einer falfchen Vorfpiegelung überrumpelt hatte. als fie er-
klärte. fie wolle ihrem Mann entgegenfahren. Das tat nun allerdings
nichts; folange Nils mir bei dem Graben geholfen hatte. waren die
Pferde gar nicht bewegt worden. fie waren alfo gut ausgeruht; aber
jedenfalls war ich fehr dumm gewefen. Hätte ich mich nicht felbft auf
den Bock fehen follen. ohne vorher um Erlaubnis zu fragen? Aber
was dann? Nun. dann hätten die fpäteren Verrücktheiten zum Teil
durch mich gehen müffen. und ich hätte ihnen einen Riegel vorfchieben
können. He. he! Du verliebter alter Kracher] Die gnädige Frau
hatte doch wohl ihre eigene Abficht bei der Sache: Sie wollte es ihrem
Mann heimzahlen und auch fort fein. wenn er zurückkehrte. Aber fie
fchwankte noch immer. wollte und wollte nicht. wollte und wollte wieder
nicht. die ganze Zeit über; aber die Abficht hatte fie. Und ich reine
Seele war ja nicht fpeziell deshalb auf die Wanderfchaft gegangen. um
die bürgerlichen Jntereffen der Eheleute bei ihren Liebesgefchichten zu
wahren. Mochten fie das felbft tun! Frau Falkenberg war jeßt ganz
verdorben. Sie hatte wirklich Schaden genommen und war richtig zu-
grunde gegangen; nnr war es bald gleichgültig. was fie mit fich anfing.
Ach. nun hatte fie auch das Lügen angefangen! Nach den Variete-
Augen kam das Lügen dran. Heute war es eine Notlüge gewefen.
morgen würde fie zum Vergnügen lügen. das eine zog das andere

nach fich. Aber was dann? Das Leben ift reich; auf ein Menfchenkind mehr oder weniger kommt es ihm nicht an.
Drei Tage arbeiteten wir ununterbrochen an dem Graben; dann waren nur noch ein paar Meter übrig. Bei Nacht hatte es nun ungefähr drei Grad Kälte; aber dashinderte uns nicht. und wir rückten immer weiter vor. Grindhufen war zurückgekommen. und er mußte nun den Tunnel für das Rohr unter der Küche graben. ich felbft grub im Bferde- und Kuhftall. das war der wichtigfte Teil. Nils und Lars Falkenberg verlängerten indeffen den Graben bis zum Refervoir hin.
Heute habe ich endlich Grindhufen ausgefragt.
..Na. diesmal ift die gnädige Frau alfo nicht wieder mit dir heimgekommen?" fagte ich.
..Nein. fie ift mit dem Zug abgefahren."
..Ja. fie wollte ja ihrem Mann entgegenfahren." ,
Grindhufen ift fehr vorfichtig gegen mich geworden; zwei Tage lang hatte er kein Wort zu mir gefagt. und auch jekt erwidert er nur:
..Ja. das war ihre Abficht. Ja. das tat fie wohl. du verftehft doch . . . ihrem eigenen Mann . .
„Ich dachte. fie reife zu ihren Eltern nach Chriftiansfand."
..Ja. das ift auch möglich.“ fagte Grindhufen. dem diefe Auslegung offenbar mehr zufagte. ..Ja. das ift doch klar wie der Tag. daß fie dort einen Befuch machen will. Ja. ja. fie wird wohl bald wiederkommen."
..Hat fie das gefagt?"
..Es klang wenigftens fo. Und er. der Kapitän. ift ja auch noch nicht da. Ja. fie ift wirklich ein fehr großartiges Frauenzimmer. ..Hier haft du etwas zu effen und zu trinken für dich und für die Pferde.“ fagte fie. ..und hier haft du noch obendrein etwas.“ fagte fie. Ach. eine folche Frau gibt es* nicht mehr!"
Aber zu den Mägden. die fich allmählich tröfteten. hatte Grindhufen gefagt: die gnädige Frau werde aller Wahrfcheinlichkeit nach nicht mehr hierher zurückkehren. Sie habe auf dem ganzen Weg Grindhufen nach Jngenieur Laffen ausgefragt und frei gewiß zu ihm aereiit. Ach ja. bei dem Mann werde fie nicht verkommen. dort fei alles lauter Bracht und Herrlichkeit.
Dann kam wieder eine Karte von dem Kapitän an feine Frau. die aber nichts weiter enthielt. als die Bitte. ihn am Freitag durch Nils an der Bahn abholen zu laffen und ja feinen Velz nicht zu ver-

geffen. Die Karte hatte fich verfpätet. es war fchon Freitag. Diesmal war es übrigens ein wahres Glück gewefen. daß Ragnhild einen Blick auf die Nückfeite der Karte an ihre Herrin geworfen hatte.
Wir blieben in der Kammer des Knechtes fitzen und redeten weiter vom Kapitän. Wie er dies bei feiner Rückkehr nun wohl aufnehmen werde? Was wir fagen follten und ob wir iiberhaupt etwas fagen follten? Alle drei Mägde waren bei diefer Beratung zugegen. .Die gnädige Frau hätte wohl fchon in Chriftiania fein können. als der Kapitän die Karte an fie fchrieb, Sie war alfo gar nicht hingereift. Ach. alles miteinander war mehr als traurig]
..Hat fie keinen Brief zurück gelaffen?‟ fragte der Knecht.
Nein. es lag kein Brief da. Dagegen hatte Ragnhild etwas auf eigene Fauft getan. was fie vielleicht nicht_ hätte tun follen: fie hatte die Photographien. die auf dem Flügel ftanden. in den Ofen geworfen.
..Ob das Unrecht fei?" fragte fie.
..Gewiß nicht. Ragnhild. gewiß nicht."
Ragnhild erzählte weiter. fie habe au>] das Weißzeug der gnädigen Frau durchgefehen und alle Tafchentücher. die ihr nicht gehörten. auf die Seite gelegt. O fie hätte noch allerlei in Frau Falkenbergs Zimmer gefunden; eine mit Ingenieur Laffens Buchftaben gezeichnete geftickte Wefte. ein Buch mit feinem vollen Namen drin. einige Bonbons. die in ein Kuvert mit feiner Adreffe gefteckt waren: und alles hätte fie verbrannt.
Ia. Ragnhild war ein ungewöhnliches Mädchen. So einen Inftinkt gab es nicht wieder, War fie der Teufel. der in ein Klofter gegangen war? Sie. für die der Treppenläufer und die vielen Schlüffellöcher von fo großem Wert gewefen waren.
Fiir mich nnd meine Arbeit war es recht günftig. daß der Kapitän den Wagen nicht friiher verlangt hatte. Der Graben war nun in fein-er ganzen Länge fertig. und beim Legen der Röhren mußte mir Nils helfen. Aber zum Zufchütten nachher brauchte ich alle Mann auf dem Hof. Es war übrigens wieder mildes Wetter mit Regengiiffen; das Thermometer zeigte mehrere Grad Wärme.
In diefen Tagen war mir die Wafferleitung eine wahre Wohltat; fie nahm meine Gedanken ganz in Aufbruch und verjagte mir manche Grille. die ich fonft wohl gefangen hätte. Wenn ich mich gar zu be-drückt fühlte. ballte ich wohl einmal die Fauft. und wenn ich allein am Wafferrefervoir war. f>)rie ich wohl auch in den Wald hinein. Aber

jetzt fortgehen, da?, konnte ich unmöglich. Wo hätte ich auch hin-
gehen fallen?
Der Kapitän kam.
Er machte fofort die Runde durchs ganze Wohnhausf war in den
Wohnzimmerm in der Küche ging nach oben und kam wieder herunter-
noch immer im Pelz und Ueberfchuhen.
„Wo ift meine Frau?" fragte er.
„Die gnädige Frau ift dem Herrn Kapitän entgegenaereif fagte
Ragnhild. „Wir dachten fie werde jetzt niitkonnnen."
Der Kopf des Kapitän-Z fank nach vorn; dann fragte er, mn fie
ein wenig ausznforlchen:
„Sie ift alfo mit Nils hingefahren? Das ift doch ärgerlich, daß
ich auf dern Bahnhof nicht beffer nachgefehen habe."
Da fagte Ragnhild.
„Reim die gnädige Frau ift fchon am Sonntag abgereift."
Da wurde der Kapitän wieder Herr über fich felbft und ent-
gegnete:
„Am Sonntag? Dann hat fie in Chriftiania mit mir zufammen-
treffen wollen. Hm. Wir find alfo aneinander vorbeigefahrenf ich habe
geftern einen Abftecher gemacht - ich war in Drammen _f ich meine
in Fredriksftadt. Haft du etwas zu elfen- Ragnhild?"
„Jawohl- bittet Herr Kapitänf der Tifch ift gedeckt."
„Uebrigens habe ich den Ausflug fchon oorgeftern gemacht. Ja,
ja, dann ift es wenigftens ein kleiner Ausflug fiir fie. Steht alles gut
hier anf dem Hofe? Haben die Knechte fleißig gegraben?"
„Sie werden wohl bald fertig fein."
Darauf ging der Kapitän ins Haus hinein,
llnd plötzlich kam Ragnhild dahergelaufen und erzählte un?" was
er gefagt hattef damit wir uns danach richten könnten nnd nicht am
Ende die Sache noch verichlimmerten.
Später kam der Kapitän zu uns aufs Feld heraus. „Guten Tagy
Leute!" begrüßt-e er uns auf Offiziersweife, Er war höchft überrafchh
als er fah*- daß die Röhren fchon gelegt waren. Jah wir hatten fchon
angefangen, den Graben znznwerfen.
„OluSgezeichnete Burfchenl" fagte er. „Jhr braucht nicht fo lange
wie ichf 11m ein Gefchäft fertig zu machen.“

Dann ging er in die Brunnenftube. Als er wieder herauskam. fah
er nicht mehr fo keck aus den Augen. eher etwas entmutigt; vielleicht
war ihm dort in der Einfamkeit allerlei eingefallen. Ietzt blieb er bei
uns ftehen und fah uns mit der Hand am Kinn zu. Das dauerte eine
Weile. dann fagte er zu Nils:
..Nun hab ich das Holz verkauft."
..Und der Herr Kapitän hat vielleicht einen guten Preis dafiir be-
kommen?"
..Allerdings Einen recht guten Preis. Aber ich brauchte diefe
ganze Zeit dazu. Ihr feid hier hurtiger gewefen.“
..Wir find auch viele hier gewefen. bis zu vier Mann hoch."
fagte ich.
Dann verfuchte er. einen Scherz zu machen. und tagte:
„Ia. ich weiß wohl. daß du mir ein treuer Mann bift!"
Aber er fah nicht fcherzhaft dabei aus. und fein Lächeln war nur
wie ein Schatten. Ießt hatte die Erfchlaffung wirklich Befiß von ihm
ergriffen. Nach einer kleinen Weile feßte er fich auf einen Stein. den
wir aus dem Graben herausgefchafft hatten und der ganz mit Lehm
bedeckt war. Von da folgte er uns mit den Augen. Da trat ich mit
dem Spaten in der Hand auf ihn zu. weil mir der gute Anzug leid tat.
„Soll ich nicht den Lehm ein wenig abkraßen?"
..Nein. das tut nichts." erwiderte er. _
Aber er ftand doch auf und ließ mich das gröbft-e von dem Stein
wegnehmen.
Plößlich fahen wir Ragnhild über den Hof und den Graben entlang
daher laufen. Sie hielt etwas Weißes in der Hand. ein Päpier. Ohne
ein einziges mal anzuhalten. kam fie rafch näher. Der Kapitän fah
ihr ruhig entgegen.
..Es ift nur ein Telegramm." fagte fie atemlos. ..Ein Expreßbote
hat es gebracht."
Da ftand der Kapitän auf und machte eilig ein paar Schritte auf
das Telegramm zu. Er riß es auf und las es.
Wir fahen gleich. daß es etwas Wichtiges enthalten mußte. denn
der Kapitän rang förmlich nach Atem. Dann ging er dem Hofe zu.
ja. er lief tatfächlich; und als er fchou eine gute Strecke von uns weg
war. wendete er fich um und rief Nils zu: *
..Spaun fogleich ein. ich muß nach der Bahn!"
Dann lief er weiter.

Der Kapitän reifte ab: er hatte nur ein paar Stunden daheim zugebracht.
Ragnhild erzählte. wie geheßt der arme Mann gewefen fei; er habe ohne Velz einfteigen wollen. dann habe er den Mundvorrat. der für ihn hergerichtet worden war. vergeffen. und das Telegramm habe offen auf der Treppe gelegen.
..Unglücksfall." ftehe drin. ..Ihre Gattin . .. Volizeivorftand.“
Ach. was das doch bedeuten könnte?
..Ich dachte es mir gleich. als es mit einem Expreßboten kam.“ _ fagte Ragnhild mit einer ganz fremden Stimme und wendete fich ab.
..Ia. es wird wohl ein großes Unglück fein." fagte fie.
..Ach nein.“ verfeßte ich und ftarrte immerfort in das Telegramm hinein. Seht hier. es ift nicht fo gefährlich. Hört nur: ..Bitte Sie. fofort zu kommen. Ihre Frau verunglückt. Volizeivorftand.“
Es war ein Eiltelegramm. und es kam von der kleinen Stadt. der toten Stadt. Ia. fo war es. Ein *Raufchen ging durch die Stadt. dort war eine lange Brücke. ein Wafferfalll Ieder Schrei erftarb. nach welcher Seite man auch rufen mochte. - niemand hörte einen. Und es waren keine Vögel dort. _- - .
Aber die Mägde reden mit fonderbar fremder Stimme auf mich ein. Uns allen wird ganz elend zumute; deshalb muß ich gewichtig und ficher auftreten. ..Die gnädige Frau ift wohl gefallen und hat fich verleßt. Sie war ja jetzt nicht fo fehr gut zu Fuß." fagte ich. ..Biel-leicht hat fie fich aber doch felbft wieder aufgerichtet und ift faft ebenfo gut gegangen wie vorher. hat vielleicht nur ein wenig geblutet. Diefe Volizeivorftände find mit dem Telegraphieren eher rafch bei der Handl"
..Nein. nein." widerfpricht Ragnhild. ..du weißt wohl. wenn ein Volizeivorftand telegraphiert. dann hat man die gnädige Frau irgendwo tot aufgefunden. Das ift nicht . . . Nein. es ift nicht . . . nicht zum aushalten . " '
Fortfeßung im nächften Heft

M. Jafie:

Sprüche

Ein Menfch. der nicht an den Tod denkt. denkt überhaupt nicht.

Es gibt Bücher und Frauen. die wundervoll ausgeftattet find. deren Inhalt aber gleich Null ift - und umgekehrt.

Manche Eheleute haben. wie die Villenbefißer. nur zwei glückliche Tage. den Hochzeits- und den Scheidungstag.

j

Der religiöfefte Menfch ift der. der nie etwas Böfes gewollt hat.

*

Berlin W feftet. Berlin 0 faftet,

Es gibt Künftler und andere Leute. die fo viele Jubiläen feiern. daß fie nach der Todesfeier fchnell vergeffen find.

*

Das größte Kunftwerk ift das. das dem Gebildeten und der Menge gleichmäßig gefällt.

Jeder Befiß ift eine Gefahr.

Die fchöne Frau ift meift in der Defenfive. die häßliche in der Offenfive.

B

Es ift fchwer. in Venedig kein Dichter zu fein. Es ift faft unmöglich. in Berlin Voet zu bleiben.

B

Man foll grundfäßlich nicht grundfäßlich fagen.

Es ift eine Kunft. in Berlin dunnn zu bleiben.

Rund

Die polnifche Enteignung.

Ein Rück- und Ausblick

Mit Abficht gebrauche ich diefe. in dem zwar verabfchiedeten. aber nicht durchgeführten Gefeß und deffen Begründung gefliffentlich vermiedene nationale Ueberfchrift. Staatsrechtlich ift der Beriff des polnifchen Befißes fchwer ?aßbau vielleicht fogar oerfaffungswidrig, Jndef en weiß in der Praxis jedermann. ob es fich beim Güterverkehr um Polen oder Deutfche handelt, Sogar die beiderfeitigen Strohmänner der polnifchen Aufkäufer und der Anfiedlungskommiffion find dem Kundigen bekannt. Schlimm genug. daß es manchmal die politifchen Beamten an diefer Sachkunde haben fehlen laffen. wodurch beifpielsweife der Einbruch polnifcher Erwerbungen in Pr. Schlefien möglich geworden ift. An diefer mangelnden Bezeichnung nahmen der deutfche Großgrundbefiß und die Konfervativen Preußens in Berkennung der tatfächlichen Verhältniffe einen ungerechtfertigten Anftoß. Der volksverräterif che Güterfchacher deutfcher'Befißer. der auf unfer Nationalgefühl ein fchlechtes Licht wirft. erheifcht gebieterifch auch den etwaigen Auskauf allzu gewinnluftiger Gutseigner. die in häufig erwiefenen Fällen aus gemeiner Spekulation gehandelt haben. Das Gefeß kehrt zur Auffüllung des

fchau

Geldfackes und weiterer räumlichen Ausdehnung mit Sicherheit wieder. darf daher nicht in der Verfenkung verfchwinden.

Das ftolze Wort von der Bodenftändigkeit und der Schollenliebe des deutfchen Bauern ift dadurch fchmählich zu fchanden geworden und hat mit Recht Waffer auf die Mühlen der landfeindlichen bürgerlichen und fozialen Demokratie geliefert. Die Gewinnfucht deutfcher Befitzer ift der Regierung und damit unferm Volke in den Rücken gefallen. Die Gefamtheit des deutfchen konfervativen Großgrundbefißes wird diefen Abtriinnigen. den leider nur zu häufigen

räudigen Schafen und vaterlandslofen Gefellen. nicht mehr die Stange halten wollen. Trotzdem konnte und mußte die damalige Stellungnahme der ländlichen Konferoatioen im preußifchen Abgeordneten: und Herrenhaufe diefen iibeln Eindruck erwecken. def en fchlimme Folgen die ehrenhaften deutfchen Landwirte tragen mußten. Das verlegene Auskunftsmittel des preußifchen Abgeordnetenhaufes. nicht nur das Gebiet der Enteignung. fondern auch den Umfang der Enteignung zahlenmäßig zu befchränken. richtet fich von felbft. Jn nationalen Dingen follte es keine Kompromiffe geben. Die Gegner des Gefeßes follten fich aber künftig nach Aufbrauch der Ankaufsgelder

vergegenwärtigen. daß fie unleugbar den Vorwurf des Eigennuizes auf fich laden und einen Mangel an Volksgefiihl verraten. den fie fonft den parteidoktrinären fog. entfchiedenen Liberalen vorwarfen.
Im irdifchen Völkerleben fteht die Majeftät des Volkstums über der Religion. was uns die ftreng katholifchen Polen mit erfchreckender Schärfe lehren. Wir können fie deswegen nur bewundern.
Es ift eine Schwach. daß die Deutfchen fich in diefer Beziehung von ihren gefährlichften Widerfachern auf altem deutfchem Volksboden befchämen laffen. Denn auch der Often ift nicht nur unfer angeftammter Kolonialboden. fondern altgermanifches Land und die deutfche Völkerwiege. die nur unfre humaniftifche Verbildung und ein vrientalifches Chriftentum auf das Pamir verfeßt hat.
Ein Einwand gegen die etwaige deutfche Enteignung könnte berechtigt erfcheinen. Wer bürgt bei dem Zickzackkurs der nachbismärkifchen Regierungsweife dafür. daß nicht einmal ein agrarfeindliches Minifterium durch Mißbrauch des Gefeßes feinem Haß gegen das wurzelfefte Bauerntum und befonders gegen den befeftigten Großgrundbefiß Ausdruck gibt? Aber auch diefes Bedenken war nicht ftichhaltig. In zwei pofenfchen Kreifen hat die gegenwärtige Regierung fchon felbft die Ueberzeugung gewonnen. daß die Aufteilung in bäuerlichen Befiv die zuläffige Grenze erreicht hat. Sie hat daher den Güterbeftand als Domänen behalten. Ratfamer erfcheint mir der Weiterverkauf als deutfcher fideikomniiffarifcher Befiß. wozu ich als Eigentümer die Hm. o. Friedländer und v. Euro nicht rechnen möchte. Ein Staat jedoch. der nicht feinen Grundbefiß. die feftefie Säule des Staats. in der erforderlichen Artmifchung fchüßt. verdient. von einem Automobiladel regiert zu werden. wo der Grundfaß gilt: antun-1 non olet. Es wäre jedoch eine Beleidigung der preußifchen Krone. troß mancher Anfätze in diefer Richtung. anzu-

nehmen. daß je eine preußifche
Regierung folches tun könnte. zu-
mal fie ja die fideikommiffarifche
Feftlegung mit Recht verftändnis-
voll befonders begiinftigt.
Wie kann man glauben. daß
fie treue deutfche Befitzer dann ent-
wehren wird. wo fie andrerfeits
den Abzug deutfchen Befißes aus
dem Often fo bitter beklagt. Am
wenigften dürfen freilich folche ino-
derne. zum Teil erft heraufge-
kommene Magnaten klagen. die
fich durch den Aufkauf deutfcher
Rittergiiter in polnifch-gefährdeter
Gegend Riefenherrfchaften gefchaffen
und fie dann in Forft und Fafaneu-
fowie Rebhuhnremifen verwandeln.
weil ihnen ihr Bergwerksbefitz und
ihre Börfenfpekulation folchen un-
wirtfchaftlichen Luxus geftatten.
Sie find eben keine Landwirte.
fondern ländlich gewordene Kapi-
taliften. die volkswiitfchaftlich fchäd-
lich wirken. Aber bindende Er-
klärungen in diefer Hinficht auch
jeßt noch bei der Gefeßesausfiihrung
abzugeben. wäre für die Regierung
immerhin nützlich. Die Geldbe-
willigung geftattet übrigens die er-
wiinfchte ftete Einmifchung und
Auffícht der Voksvertretuug.

Nundfchau
Das formellex doch nur fcheinbar erledigte preußifche Gefeß erweckt indeffen auch ein danerndes gefamt-deutfches Jntereffa wofür fchon die flawifchen und die andern Wider-facher des ganzen Deutfchtums ohne Rückficht auf die zufälligen- teil-weife dynaftifchen politifchen Gren-zen des noch heute ftaatlich zer-riffenen deutfchen Volkes mit nach-drücklichem Eifer forgen werden.
In Galizien hat fich ein polnifcher Staat im Habsburgerreich gebildetx der die Hälfte feiner reichstreuen Bevölkerung rückfichtslos im natio-na'lpolnifchen Intereffe vergewaltigt. Früher gefchah das noch in andern rotruffifchen Gebieten. wie Wol-hynien und Podolien. Aber der flawifche Bruder- der herrfchende Großruffex hat fich diefe Unter-drückUng oerbeten und die pol-nifchen Schlachzizen felbft an die nationale Kette genommen.
Jndeffen das Gefchrei über die Beeinträchtigung der polnifchen Volksrechte felbft im Stammlande der Kongreßpolen -ift arg iiber-triebenl nachdem das preußifche Königstum erft das Weichfelgebiet in feiner kurzen Verwaltungszeit zu einem modernen Staatsgebilde aus tieffter Verrottung erhoben hatte. Die polnifih durchfeßten Landfchaften Preußens danken ihren Wohlftand- ja ihre ganze Gefittung erft diefem Staate. Diefen ftir die Polen betrüblichen Tatfachen verfchließen fich auch die preußifchen 'Voten nichh da ihnen aus diefer deutfchen Kultur erft die Möglich-keit eines nachhaltigen Widerftands auf wirtfchaftlicher Grundlage ge-geben ift, Um fo ernfter ift der Umftandt daß diefe Auflehnung gegen den wohltätigen Staat ihre politifche Nahrung aus dem ver-btindeten Nachbarftaat- der deut-fchen Oftmark an der Donauy zieht. an deren Gründung und Feftigung fett den Babenbergern alle deutfchen Stämme mitgewirkt haben- fei es mit dem Schwerte noch zuleßt in den Ttirkenkriegen und nicht un-wefentlich die brandenburg-preu-ßifchen Waffeny fei es mit dem Vflug bis zu den äußerften Grenzen Oefterreichs- wie die niederrheinif chen Franken Siebenbürgens und die

Schwaben des Banats aus den
einft oorderöfterreichifchen Landen
am Oberrhein dies beweifen.
Der Aufruhrherd des Volentums
liegt in Lemberg wo einft 1200
deutfche Familien den befißenden
Bürgerftand bildeten- und in Krakau-
deffen Bauten den Geift und die
Hand deutfcher Kraft noch heute
befunden. Das armex am fchlech-
teften verwaltete Galizien lebt aus
öfterreichifchem Steuerfäckel- der
ihm die Erfchließungsbahnen baut
und duldet- daß die deutfchen Kul-
turfta'ttenF wie die Lemberger Uni-
verfität/ zu einer Erziehungsanftalt
des fanatif chen Volentums Preußens
und Rußlands werden. Die
Schwäche der öfterreichifchen Staats-
männer rechnet mit der Nachficht
der reichsdeutfchen Amtsgenoffent
die an der Bundestreue des deut-
fchen Oefterreichs nicht zweifeln
wollen nnd können.
Aber die Grundlage der politi-
fchen Gemeinfchaft ift das nationale
BandF das nach Bismarcks Wunfch
beide deutfchen Großmächte auch
ftaats- und nicht nur völkerrecht-
lich umfchließen follte. Hätte
Oefterreich mehr Vertrauen zu feinen

deutfchen Brüdern gehabt. wären
die deutfchen Teile der Lombardei'.
das Veltlin und die Brifanza. wie
auch Venetiens. die Zetti und
trecleri communi und der Norden
Friauls dem habsburgifchen Staat
mit weftdeutfcher Hilfe zu retten
gewefen. Das ftets gefchlagene
und immer treulofe Italien hätte
dann nicht die günftige Grenze er-
halten. die jetzt Oefterreichs Ver-
teidigungsftellung erfchwert. Die
weltbiirgerliche Begeifterung über
Italiens Einigung auf öfterreichifche
Koften hat inzwifchen einer real-
politifchen Ernüchterung in Deutfch-
land Platz gemacht. die dem fieg-
reichen Verlierer künftig zuftatten
kommen wird.
Aehnlich liegt es in Galizien,
Das polnifche Staatswefen auf
öfterreichifchem Boden muß zum
Abfall drängen. den bloß die kaifer-
treuen Nuthenen aufhalten. oder
eine Perfonalunion verhindern. wie
fie jeßt bereits tatfächlich einge-
treten ift.
tümer Aufchwiß und Sahbufch. eine
reindeutfche Landfchaft. wo ein
deutfcher Erzherzog fich als pol-
nifcher Magnat gebärdet und fogar
die habsburgifche Bediententracht
durch polnifche Schnurenröcke und
Ezapkas erfeßt hat. find der
polnifchen Anmaßung bereits zum
Opfer gefallen. dazu noch die zahl-
reichen deutfchen Siedler-Gemeinden
Oftgaliziens. Was Preußen in
den gemifchtfprachigen Provinzen
zur Abwehr des ftreitbaren und
vordringenden Polenturns tun muß.
bleibt Oefterreich in Galizien zum
Schirm des gedachten fchlefifchen
Landftreifens der böhmifchen Krone
und feinen eigenen dort angefeßten
Die fchlefif chen Herzog- '
deutfchen Bauern nicht erfpart. [Zee
tue egitur, Kirstein. Die politifchen
und Parteibedenkeu der Gegner
der preußifchen Polenvorlage waren
ficherlich nicht gerade national er-
hebend. Aber der fonft doch fo
oerföhnliche und manchmal zu weiche
Reichskanzler blieb feft und fiegte
wie er als deutfchgefinnter Staats-
mann fiegen mußte. um jetzt an-
fcheinend zu verfagen - als ..Zau-
derer“.

Vielleicht ziehen die öfterreichi-
fchen Minifter aus diefer bisherigen
zielbewußten Haltung eine Lehre
für ihre eignen. gleichen Verhält-
niffe. wobei es fich natürlich um
keine Enteignung handelt. aber die
endliche Stärkung des kulturell.
wie politifch führenden Stamms.
der den Staat gegründet hat. da-
durch felbftlos zufammenhält. fo daß
an diefem Opfermut alle Zerfalls-
hoffnungen fcheitern werden. Die
nachbisinärkifche Zeit im kleindeut-
fchen Reich ift auch reichlich epi-
gonenhaft und tatenfcheu. Vielleicht
erlebt dafür Oefterreich unter einem
jüngeren Herrfcher wieder eine natio-
nale Blüte in Erinnerung der großen
Babenberger und Habsburger Zeit.
nachdem die Heimat des Haufes
Lothringen wieder deutfch und
diefes fich wieder feines deutfchen
Urfprungs von der Schwert- und
Kunkelfeite bewußt geworden ift.
Das deutfche Gemeingefiihl regt
fich von neuem im deutfchen Donau'-
reich und wird kräftigft vom weft-
deutfchen Brudernachbar erwidert.
Der Slaveukongreß in Prag läßt
uns jedoch dauernd auf der Wacht
ftehn. da die flawifche Gefahr bei
der nur zeitweife befeitigten Ein-
kreifuug Dentfchlands ftändig wächft.
[cirka 'an Zement-

Rundfchau

Der homofexuelle Skandal am With-fe
„d/lan 'ic-.un COEi10ni“ Alfo lautet der am feinften duftende Ausdruck in der Schlammflut der anonymen Briefe. womit zahllofe Wiirdenträger des Vatikans zwei Jahre lang iiberfchwemmt worden find; die erften diefer Schreiben liefen fchon Ende Januar 1909 ein. die legten im Herbft 1910. Homofexuelle Orgien follen gefeiert werden in den Borgia-Gemächern. die nach Lees Tod init einem Koftenaufwand von 300000 Francs zur Amts: und Brioatwohnung des Kardinal-Siaatsfekretärs eingerichtet und möbliert worden find. Se. Eminenz Raffaele Merry del Val wird als Held unnennbarer fexueller Berit-rungen genannt und als Genoffen feiner perverfen Lüfte geiftliche und weltliche Würdenträger des Vapfthofes. Herr B a t ri ck Mac Swineu hielt mit der Erhebung feiner Klage allzu lange zurück. weil er zuoerfichtlich annehmen durfte. daß S. E. der Kardinal-Staatsfekretür als Hauptperfon der Angriffe klägerifch auftreten werde. Zwanzig Monate verfloffen. aber S. Eminenz fand niemals die Minute freier Zeit. um die Anklage zu unterzeichnen. Vielmehr ließ feine Eminenz erft Ende 1910 durch feinen Bureauchef Mtgr. Eanali Hrn.Swinev eröffnen. daß der Ire fiir fich allein den italienifchen Richter anrufen möge. Durch diefen Trick der letzten Stunde verfielen 38 der faftigften Briefe der Verjährung. Sodann verlangte Eanali. daß Mac Steiner) forgfältig alle Briefe ausfcheiden folie. die geiftliche Wiirdenträger der Kurie treffen, Als der Ire diefem fchlangenklugen Rate nicht folgte. vielmehr das Briefbiindel ohne vorherige Sichtung dem römifchen Amtsrichter verlegte. wurden ihm durch päpftliches Breve feine fämtlichen um rund 50000 Francs erkauften Titel und Würden aberkannt. Der Sekretär des Kardinals. Domherr Forti. erwies fich vor Gericht in feinen Ausfagen derart unficher und fchivankend. daß er als Zeuge den iibelften

Eindruck hinterließ. Von dem Freunde Merry del Vals. dem an: geklagten „Grafen“ F e r n a n d o d el F i e rr o. berichten die höhern Polizeibeamten Aldifi und Roftagno. daß er feit Jahren im fchivarzen Buch der Homofexuellen Roms ftehe und mit Vorliebe die Ge- fellfchaft junger Leute auffuche. deren perverfe Neigungen der Be-' hörde bekannt find. Gleichwohl amtet Fierro heute noch als aktiver Geheimkämmerer. Anno 1905 ift fodann ein andrer Geheimkämmerer. „Baron“ Mac Nut. wegen per- oerfer Unzüchtigkeiten. verübt um Mitternacht auf dem öffentlichen Blade vor dem Bahnhof an einem minderjährigen Streichholzoerkäufer. zu drei Monaten Gefängnis rechts- kräftig verurteilt worden. ..Damals gelang es dem Kardinal rechtzeitig aus Mac Nuts Brioatwohnung im Dona-Balaft compromittierende Briefe zu retten.“ Siehe V. Char- bonnel ..ha vente 8in- le Vatican. be jeone earclinal (ic-.8 apparte- mentZ Zargia.“ Mac Nut galt als Bufenfreund des Kardinals vom Seminar in Birmingham her und kam auf feine direkte Einladung

nach Nom. wo ihm der einflußreiche Vraelat die päpftlichen Titel und Würden taxfrei verfchafftc. Da die Schreibverftändigen fich nicht einigen konnten. mußte Fierro freigefprochen werden - wegen unzureichender Beweismittel und wegen der liftig erfchlichenen Verjährung für nenn Zehntel aller Briefe. Damit ift jedoch der Skandalprozeß noch nicht zn Ende.' In feiner Verlegenheit denunzierte der mexikanifche Günft-ling des Kardinals einen vierten Geheimkämmerer. den „Baron“ D u M es nil in Paris. als Ber-faffer der anonymen Briefftellerei; Du Mesnil zeigte darauf tele-graphifch die Klageerhebung gegen Fierro an. So wird zu neuem Termin die heilige Walpnrgisnacht dem römifchen Richter weitere neu-modifche Gräuel aus den alten Borgia-Gemächern vorführen.
Zpectnwr alter.

Heinrich Secholzer: Die letzten Tage des Minifteriums Emil Olivier Juli-Auguft 1870. Zürich 1910. Verlag: Ari. Jnftitut Orell Fiißli.

So klar der deutfch-franzöfifche Krieg in feinem ftrategifchen Verlauf am Tage liegt. fo umftritten er-fcheinen die wahren tiefern Urfachen feines Entftehns. Die vorliegende Brofchiire nun unternimmt einen kühnen und bedeutfamen Verfuch. diefe welthiftorifche Kataftrophe ans ihrem Entftehn zu begreifen.

Auf Grund des umfaffenden do-kumentarifchen Materials ergibt fich mit wiffenfchaftlicher Stringenz eine Schlußfolgerung. die der vul-gären Vorftellung ftracks zuwider-läuft. Darin liegt das fpezififche Berdienft diefer Arbeit. daß fie durch exakte Detailunterfuchung die bekannten. entfcheidenden Tatfachen in einen neuen. überrafchenden Zu-fammenhang bringt.

Das Gewicht der Verantwortung verfchiebt fich fo in einer Weife. daß die Schuldigen und die Un-fchuldigen zum Teil geradezu ihre Rollen tanfchen. Die Darftellung wird fo durch den natürlichen Gang der Argumente zu einer voll-ftändigen Rettung des Mannes. auf

deffen Haupt die Varteileidenfchaft
bisher das eigentliche .Odiurn des
Kriegs gebiirdet hatte.

So wächft die Schrift zu einem
eindrucksvollen Rehabilitationsakt
hiftorifcher Gerechtigkeit aus. _
kl.

G. Gronau: Die Künftlerfamilie
der Bellini
Velhagen c2: Klafings Verlag.

Wenn man an venezianifche Kunft
denkt. fo taucht vor dem fchauenden
Auge die königliche Geftalt eines
Tizian auf. man erinnert fich an
Giorgione. jenen Meifter. der mit
feingeftimmten Karben. die Seele
der Landfchaft osenbart oder die ge-
heimnisvollen Beziehungen menfch-
licher Sinnenfreude in den feinen
Körpern feiner Frauen. in Augen
und Händen feiner männlichen Ge-
ftalten verrät, Man denkt doch
nicht zuleßt an das zauberifche Va-
thos eines Tintoretto. bei dem Ge-
bärden und Farben oft verblüffend
über die Leinwand zu hnfchen
fcheinen. Oder wer den Abgefang
einer Kunft liebt. jene Art. die nur
für ganz feine Seelen zu fprechen
fcheint. der denkt an die Freude.

die beim Anfchaun der Farben-
gegenfäße von zitronengelb und
blaßblau auf dem Hintergrund
eines mattgetönten Grau. der Pinfel
Tiepolos in uns erregt. Vielleicht
auch erinnert man fich der kleinen
Landfchaften mit ihren impreffio-
niftifchenFarbenreizen eines Guardi.
und nur ganz zuleßt taucht aus
dem Winkel des Erinnerns der
Name Bellini anf. und man ge-
denkt zarter Genüffe. die kleine
Madonnengeftalten mit feinem Ge-
fichtsoval und niedergefchlagenen
Angenlidern oder reizende Kinder-
körperchen uns gefchenkt haben.
Man vergißt über den Großen
der entwickelten Kuuft jene Meifter.
bie die Zeit der Vollendung ein-
geleitet haben und in deren Art
ein fcharffichtiges Auge alle An-
fäße künftiger Entfaltung entdecken
kann. Eigentlich beginnt die autoch-
thone venezianifche Malerei erft
mit dem Aelteften der Familie.
dem Vater Jacopo Bellini. Zwar
wiffen wir. daß er feine Kunft auf
Reifen und an der Hand umbrifcher
und Florentiner Meifter gebildet
hat. aber die eigene Art. jene Freude
an Farbe und der Mannigfaltigkeit
der Lebenserfheinnngen. dringt
immer wieder durch. Ein übel-
wollendes Schickfal hat durch Zer-
ftörung feiner größten Werke dem
Meifter den würdigen Nachruhm
verfagt. Aber aus feinen Skizzen-
biichern. die uns heute in zwei
Publikationen vorliegen. können wir
ihn uns ganz rekonftruieren. und
dann begreifen wir. daß ein Künft-
ler. der in mancher Beziehung
hinter den Erweckern Florentiner
Kunft zuriickfteht. die Kunft feiner
Heimat erhebt und belebt. Ein
glückliches Schickfal fiihrte den
großen Meifter Andrea Mantegna
in die Familie der Bellini ein.
Da er Nicolofia. der Tochter Jaro-
pos. die Hand zum Ehebunde reicht.
verbindet er fich auch mit venezi-
anifcher Kunft. ihr eine neue Weihe
fchenkend. So wachfen die Söhne
Jacopos. Gentile und Giovanni.
durch Glück und Natur begiinftigt.
über des Vaters Kunft hinaus
und fiihren die Kunft Venedigs
einer Höhe zu. von der aus nur

noch ein Schritt zu Giorgione ift. Gentiles Leben gleicht einem Roman. führt es doch den Mcifter mit Kaifern und Königen zufammen und läßt ihn neben feiner engern und weitern Heimat auch das Türkenreich und feinen Beherrfcher. Mohammed ll.. erfchann. Neben kleinern Porträts. wie eben dem tief durchgeiftigten Porträt des Sultans. ift fein Lebenswerk in den großen Bildern niedergelegt. die wir heute in der Akademie zu Venedig und der Brera zu Mailand bewundern. Würden diefen Werken felbft malerifche Qualitäten jeder Art mangeln. fie redeten deutlicher und unverfälfchter als jede Chronik von den Zeiten. da der Meifter lebte. Die feftfrohe Beherrfcherin der Adria fteigt in ihrem ganzen Glanze vor uns auf. den Leichtfinn. den Reichtum jener Tage erblicken wir und aus den Bildern jugendfrifch wie damals. als fie gefchaffen wurde. die Stimme der Vergangenheit.
Der Erbe feiner Werkftatt. feiner Skizzen wurde fein jüngerer Bruder Giovanni. und Gentile vertraute den Pinfel. das Zepter des bildenden Meifters. nicht unwürdigen Händen.

Mit der ftrengen. energifchen Zeichnung. die Giovanni von feinem Schwager Montegna gelernt hat. verbindet er bald einen Zauber der Farbe. der dem Paduaner fremd ift. Vor allem aber ift er der erfte. der in der Landfchaft mehr fieht als ein Nebeneinanderr von Berg und Tal. von Fluß und Baum. der die Seele der Landfchaft ent: deckt. Wie oft find feine Hinter- gründe von feinen Nachfolgern ver- wertet worden. und beim Anblick der Allegorie in den Uffizien zu Florenz tritt einem unwillkürlich der Name Giorgione auf die Lippen. Wie er als Beherrfcher der Form fich immer mehr und mehr von den Banden des Modells löft. wie er den eignen Schönheitstypus findet. das verrät der Ueberblick über feine Werke. ein Gang durch die Mufeen und Kirchen Venedigs. Giovanni. der als Kitnftler eine Höhe. wie nur wenige. erreicht hat. ift auch als Menfch achtungs- und liebens- wert gewefen. Aus dem Munde Albrecht Dürers. der fich 1506 in Venedig aufhielt. ertönt fein Lob: „weh es fo ein frummer Mann fey.“ Ju die Kunft jener Meifter fiihrt uns in trefflicher Schilderung und gründlichfterSachkenntnis die Mono- graphie Gronaus ein. Wer Venedig liebt. wer gern in Mußeftunden die Schönheit jener Stadt und ihrer Kunft an der Hand eines ver- ftändigen Führers durchfchreiten will. der greife zu diefem Buche. das ihm bald ein guter Freund fein wird. n. c.

Gefchichten aus dem alten Pitaval Herausgegeben na der von Schiller getroffenen Auswa l und um weitere Stücke vermehrt von Paul Ernft Drei Bände geheftet Mk. 9.-. in Leinen Mk. 12.-. Infelverlag. Leipzig.

c Durch die Herausgabe der ..Rechts- fälle“ des Franzofen Pitaval hat Schiller im Jahre 1784 einen Kampf gegen die verderblichen Wirkungen fchlechter Unter- haltungslektiire eröffnen wollen. Wenn man den Urfachen nachgehe - fo fiihrt er in der hier wieder abgedruckten Vorrede aus - welche den Gefchniack an diefen Geburten der Mittelinäßigkeit unterhalten. fo finde man ihn in dem

allgemeinen Hang der Menfchen zu leidenfchaftlichen und verwickelten Situ-ationen gegründet. Eigenfchaften. woran es oft den fchlechteften Produkten am wenigften fehle. Aber derfelbe Hang. der das Schädliche in Schuß nähine. warum follte man ihn nicht für einen riihmlichen Zweck nußcn können? Beffere Schriftfteller möchten fich doch dazu herablaffen den fchlechtcn ihre Kauft-griffe abznfehn und zum Vorteil der guten Sache davon Gebrauch zu machen! Die ‚CauZeZ rend-23“ des Pitaval. denen Schiller eine fo bedeutfame Rolle zuwies. waren zuerft feit 1734 in Paris in 50 Bänden erfchienen. Ihren Inhalt fchildert der Dichter mit folgenden Worten: ..Man findet in diefem Werk eine Auswahl gerichtlicher Fälle. welche fich an Intereffe der Handlung. an fiinftlicher Verwicklun und Mannig-faltigkeit der Gegen-itände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vor ntg der hiftorifchen Wahrheit vor-aus a en. Man erblickt hier den Men-fchen in den verwickeltften Lagen. welche die ganze Erwartung fpannen und deren Anflöfung der Diviuationsgabe des Lefers eine angenehme Bcfchäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leiden-fchaft entfaltet fich hier vor unfern Augen. und iiber die verborgenen Gänge der Jntrige. iiber die Machinationen des geiftlichen fowohl als weltlichen Betru es wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern. die fich im gewöhnlichen Leben dein Auge des Beobachters verftecken. treten bei folchen Anl'ciffen. wo Leben. Freiheit und Eigentum auf dem Spiele fteht. fichtbarcr hervor. und fo ift der Krimi-nalrichter imftande. tiefere Blicke in das Mcufchenherz zu tun. Dazu kommt. daß der uinftändlichere Rechtsgang die

eheimeu Bewegurfacheu menfchlicher
Handlungen weit mehr ins klare u
bringen fähig ift- als es fonft gefchie t.
und wenn die oollftändigfte Gefchichts-
erzählung uns iiber die lehten Gründe
einer Begebenheit, iiber die wahren Mo-
tioe der handelnden Spieler oft genug
unbefriedigt läßt- fo enthüllt uns oft
ein Kriminalprozeß das Inncrfte der
Gedanken und bringt das oerfteckteste
Gewebe der Bosheit an den Tag.
Diefer wichtige Gewinn fiir Menfchen-
kenntuis und Menfmenbehandlung. fiir
fich felbft fchon erheblich genug um
diefem Werk zu einer hinlänglichen
Ein fehlung zu dienenx wird um ein
gro es noch durch die vielen Rechts-
kenntniffe erhöhtF die darin ausgeftreut
werden und die durch die Individualität
des Falls auf den man fie angewendet
fiehtt Klarheit und Intereffe erhalten.‘‘
Wir brauchen die Parallele zwifchen
eiuft und jeßt nicht ausdrücklich zu ziehn.
Jeder begreift es. wenn das erfte
ute Wolfsbach des ausgehenden
8. Jahrhunderts dent beginnenden
20.Jahrhunderts aufs neue borgelegtwird.
Die alte Ueberfeßung ftammt aus jener
guten alten Zeit. wo es noch fiir eine
Schande galtf ein fchlechtes Deutfch zu
fchreibem es geniigte daher. fie ftiliftifch
zn modernifieren. Eine neue Auslefe
dagegen fchien dem Herausgeber Paul
Ernft geboten: von der alten Schiller-
ichcn Auswahl wurden etwa zwei Drit-
teile aufgenommem die die beiden
erften Bände füllen, wiihrend der dritte
Stücke des vollftändigen Vitalia(enthält.
die bei Schiller fehlen und die neu
übertragen wurden.

H. Lowenfeld: Die Kauft der
Kapitalsanlage

Nach der zweiten Auflage des englifwen
Buchs „till about inureztment" iiber-
feßt und fiir dentfche Börfen-
verhältniffe bearbeitet, Preis Mk. 5--L
gebunden Mk. 6-. S. Schott-
länders Schlefifche Verlagsanftalt,
Berlin W. 9.

Die Originalausgabe diefcs Werks
hat in England bei Fachleuten uns
Laien fo großes Auffehn erregh daß
in verhältnismäßig kurzer Zeit mehrere
Auflagen notwendig wurden. Blättert
man in der (uns vorliegenden. fehr ge-
diegenen deutfchen Ausgabe, dann findet
man diefen ungewöhnlichen Erfolg dnrch-
aus berechtigt. Von den erften Zeilen

des Buchs an hat man das fichere Gefühl. daß hier ein Mami der Praxis fprieht, der genau weiß. was er will und worauf es ankommt. Er denkt nicht im entfernteften daran. den Lefer mit grauen Theorien zu füttern und in feinem Hirn Träume von unerhörten Reichtiimern hervorzurufen. Mitten hinein in das Leben und feine harten Notwendigkeiten ftellt er ihn und zeigt ihm in fcharf gedachten, zuweilen glänzenden. immer aber eindringlichen Erörterungen. was er zu tun hatt einerfeits um fein Kapital vor Verluften zu fchiißen. andrerfeits um den höchftmöglichen Ertrag aus ihm zu ziehn.

Der Verfaffer ift kein Freund der fogenannten Spekulation. Immer wieder warnt er vor ihr. Ihm ift das Anlegen von Kapital tatfächlich eine Kauft, die fchwierigl aber doch erlernbar ift fiir jedem dem die Gabe des Denkens nicht nerfagt ift. Den Fachman erfreut an den Ausführungen Lowenfelds vor allem die fcharfef logifche. von Schlußfolgerung u Schlußfolgeruug fortfchreitende Darftellun . die klare, .jeder Vhrafe abholde Spra e. Sehr intereffant muß man Lowenfelds Methode der „Geographifcheu Kapitals-Verteilung“ trennen; fie wird wohl auch den deutfchen Kapitaliften zu denken ben. Mau darf das Werk ruhig ein Lehrbuch nennen und ein gutes dazu. Zeigt es doch, wie jedermann vom Sparer zum Kanitaliften anffteigen kann und auf Grund der Finanzkenntniffe. der ihm Lowenfelds Buch einleuchtend vermittelti als Kapitalift immer mehr in die Höhe kommt.

Das Werk ift fchon wegen der Fülle von ausgezeichneten Anregungen. die es bietet. aufs wärmfte zn empfehlen.

Rubens

Von S. L. Benfufan, Ueberfeßt von Alice Fliegel. Band x der Sammlung farbig illuftrierter Künftlermonographien „Meifter, bilder in Farben.“ Mit 8 Vollbildern in den Farben der Originale.

Elegant kartoniert Mk. 2.- (Verlag „Harmonie“. Berlin 1911.)
Die herrlichen Bildwerke zu fchaun. wie fie menfchliche Sammelfreude in Mufeen und Bildergalerien aufgeftapelt hat. ift nicht jedem Sterblichen vergönnt. Aber zugegeben. es gliictte uns. die .Werke allein würden uns noch immer fremd anmuten. wenn wir den Meifter. das Milieu. in dem er gefchaffen hat. nicht kennen. Diefe Kenntnis bieten die obengenannten Klinftlerinonographien. deren zehnter Band Rubens gewidmet ift. in knapper. aber für den Laien vollftändig genügender und allgemein verftändlicher Form. Wir fehn. wie der Künftler fich durch die Einflüffe verfchiedener Schulen hindurch gearbeitet hat und wie vielfeitige Anregungen ihn fchließlich zu dem künftlerifchen Ausdruck feines eignen Schaffens gefiihrt haben. Die packende. leicht faßliche Lebensbefchreibung wird durch acht prächtige. farbige Neproduktionen feiner bedeutendften Werke unterftiißt. fo daß man zum Schluß ein klares Bild des Künftlers und feiner Lebensarbeit vor fich hat. Bei fehr anfprechender Ausftattung koftet der Band nur 2 Mark. fo daß die Anfchaffung diefes ausgezeichneten Bildungsmittels den breiteften Kreifen des Volks möglich ift. t1.

Im Frührot. Gedichte von Gottfried Kölwel. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. Berlin-Leipzig. 1910.
Es ift immer beffer. ein guter Menfch zu fein als ein fchlechter Dichter. - Nirgends in diefen Verfen findet manEigenart. Schärfe. Feinheit. Keine Gefühle. fondern Gefühlchen. keine Größe. fondern Scheine, Der Autor fchießt mit Kanonen nach Spatzen. Nicht einmal der gewaltige Schatten eines Heine macht das Buch lesbar. wieviel weniger die naive Nachahmung des Exzentrifchen. das Dehmel. Altenberg. Hille. E. Lasker-Schüler. Nice. Huch gefchrieben haben. Fiir den Berfaffer gibt es nur einen Troft: daß andre ebenfo

fchlecht fchreiben. wie er. p l
l'.-.

Phafen der Kultur und Richtuugs-
linien des Fortfchritts

Soziologifche Ueberblicke vou Dr.
Müller-Lher. Miinchen. J. F. Leh-
manns Verlag. Preis geheftet Mk. 7-.
gebunden Mk. 8-.

In dem großangelcgteu Werk werden die Phafen. die die Kultur_ von den älteften Zeiten bis auf unfre Tage durchlaufen hat. iiberfichtlich dargeftellt. Von diefer Grundlage aus geht aber der Verfaffer neue eigue Wege weiter. Indem er jede einzelne Phafe mit der folgenden forgfältig vergleicht. entdeckt er fehr merkwürdige Linien. die fich durch die ungezählten Jahrtaufeude des gefamteu Kulturverlaufs hindurchziehn. die Richtungslinien des Fortfchritts. die nun ihrerfeits wieder zur Erforfchung der Richtuugsgefetze der Kulturbewegung benüßt werden. Das Ziel. das dem Verfaffer dabei vorfchwebt. kennzeichnet er mit folgenden Worten: ..Wie der Menfeh durch die Naturwiffenfchaft zur Beherrfchun der Naturkräfte gelangt ift. fo foll ihn die Kulturwiffeufchaft be-fähigeu. in der Kulturentwickluug immer mehr bewußtund zweekfeßend einzugreifen und fchließlich err und Meifter zu werden iiber die ultur. die er bis dahin wie ein blindes Verhängnis über fich ergehn laffen mußte.“ Dies ift die fehr hohe Idee. die der Verfaffer in einer Reihe von Einzelwerken. die aus jahr-

zehntelanger Arbeit hervorgegangen find. fiir alle wiehtigern Kulturgebiete durchführen will.
In dem vorliegenden Buch legt er das Fundament der Kulturentwickiung. er zieht die Grundlinien des Vhafenverlaufs der Wirtfchaft. In knappen Ueberblicken. die den Gedanken der Entwicklung fchlagend zum Ausdruck bringen. wird uns die Entwicklungsgefchichte der Nahrung. des Werkzeugs (Technik). der Kleidung. der Wohnung vor Augen efiihrt. In den Kapiteln iiber die Gefchichte der Arbeit werden die Gefehe der wirtfchaftlichen Entwicklung erforfcht. deren allgemeinftes das Gefeß der Arbeitsvergefellfchaftung ift. In dem Kapitel ..Die Urfachen des Kulturfortfchritts" verfolgt der Berfaffer Vhafe für Vhafe die wirkenden Urfachen und enthüllt fchließlich in der Fortfchrittstheorie die verborgenen Mächte. die den Wunderbar(der Kultur aufgerichtet haben. Ein Schlußkapitel von gewaltiger Wirkung (Kultur und Glück) gibt eine packende nnd kühne Antwort auf die rätfelvolle Frage. worin eigentlich der Sinn der Kultur zu fuchen ift und worin bis jetzt der Kulturfortfchritt beftanden hat. Ueberall gibt die dem Verfaffer eigene Betrachtungsweife iiberrafchende Auffchliiffe fiir das Berftändnis unfrer Zeit: die gegenwärtigen Znftiinde lernen wir begreifen als die augenblicklich legten. aber immer weiter drängenden Glieder unendlich langer Kaufalreihen. So z. B. wird in dem .Kapitel Gefchichte der Arbeitsteilung (Differentiation) gezeigt. daß die anch jetzt noch viel umftrittene Frauenbewegung nur ein notwendiges Glied ift in der Entwicklungsreihe: |. Gefchlechtliche Arbeitsteilung. [l. Arbeitsteilung der Männer. ll'. Arbeitsteilnn der Frauen. und daß auch diefe Rei fe nur wieder eine Teilerfcheinnng ift des allgemeinen Gefcßes der Differentiation. das die gefamte organifche Entwicklung beherrfcht. -
Das Buch ift im beften Sinn gemeinfaßlich gefchrieben; durch die faft (apidare lieberfichtlichkeit und Kürze und vor allem durch die aller Bhrafe abholdc Klarheit der Darftellung wird es jedem - gebildeten Laien fchon vom erften Kapitel (Einfiihrung in die Gefellfchaftslehre oder Soziologie) zu einer genußreichen und erhebendcn Lektüre werden;

Wolltnend berührt auch die iiber allem
Kla fcn- und Barteigezänk ftehende
echt wiffenfchaftliche Unparteilichkeit. die
befonders in den Unterfuchungen iiber
die foziale Frage zutage tritt. -

Mufikbeigabe

H

.*-

U

*Wir Zwei.
[..MP-Im um] Takt.
(0. n. .ti-em)

'Wirtin Rookie

..7

*.37

_ _rc-

â€œW. -

,-.i

se
, .

I
Zielll'ia ein liter -
ds
Zr. tl'die ein
93*
'cler' -

"G
"E5
gen
(ier.
wir

-
ZZ'-
Zpnl - ren

Zpat - ren
8tei * gen
'lit - ges
eng

'|[|i

. pao r, 80
- paar, 30
wir nach
solch' . nen
[kamm
- l kamm
un
Duell
uncl
uncl
friert
[rie.]
'die .y.-q,i*m..;Â».iiickan f7..- kitcruu ..I "RDT-"Mu, null..
io (guet-.Wl'ier l-J -
[Trinkaus (incl
in -
nur Zeh'n
8x
8te 4M] - so Simi
LL'. 4.2i] -
'.17'
88km
'Ek
Zita
sie

[job,

nov,
mer,
89-17*

' i
1
i
436

Mufikbeigabe

, __, _ -
Mßß--"*** "-- .7* -- *q- ---- - ..4
' - . . . .
. _.- -

8te l l.e - lien wir in rider-:|- le'in-lraeln reed' ge-mül . iii-lt,
L1'. l. l.e-ben K'l" eit-88er [in-trunk recht xe-müi- lieb, Zelten seit bei-nab'yier-:eito Wo-
.nmlKclu 62. -crdel ba- rkiaelrbarn eien-i nur atm-wer, mar-gens uncl beim -ger seite' en
nei-Mum] cler ol - ie Maucher la-ebeil Ill" .emebwic-gea uns er m3 - 'el ü-berw Lot-le
> im' .camer- .reka'euci
Zi. 4 um] ciia Welt :which-an ib - re al e lion - cke uncl im (iin-cließ außen-s
> lauern-ner reer-Wera!

B_ 4. uncl clieitltelirieiticirnuseen in * ce 7.-.. cin-t nn (Jiu-clear lio-

WR_-
--4
8.8:
ken,

.R Fft'ä.

Ukr- 1. (len ua-un-lc-r dea-eben "uhr icli cite-gez . nean-nen - ein-8 uncl niert-bett.
GFZ.). e e. ken..-

“gn-..1L zii-:en froh rengn'uglnir bei-cken uncl wir zin- en uns ein [neck beim K - dekoriert-immer.
1„ima-t)Zweittil-ten-srlrarl'üie Jil-lion - er. te :Wei-er lx'äpl-e en, cite eich cin-ein - an - äer Wiegen.
' >_ L kann*

8ie:4. 8114er. Wil' uitciic-ku-men. 'täte-men uncl rer-intuntenßacdtäwz gro-83.2 Gluck(cter Zinn-cke. *
Ä.

q
CNN-.ra

- 4. Clinic cler Stumm;
eii- ren Wir untl inne-men, treu-men uncl 'er-lniu-cnen Zockncias gro-880
ZAM; 'Opfer-.2.
".178
437

Langun.
..c-c:

itlr‘l In,
Z*
'ra-k."- _a- a, lra - - a- a-h. tra-h-Iu!
if.
“a, lra-Ia-Ia, lm-lu- la -Ia. m -
(uk-.xu-
> -_ —
in la-lu-la-la-la. (rn-[..k-
pom "7c- rd.
f

ha - la -
How "Yard.
la» Tra - la,
exp-cu
Ira . 'm4u-|o-tu,1w *
l. - - la. Tm- |3,lc.4a-]:1,!m43,1c..-]3-[3,lm. la - In - la, 'ku . la-la-la.lra-la-la-la.lra-
pow rim rd
H.110

Zu unfrer Mufikbeigabe

Martin Knopf

In der luftigen Nachfafchingszeit möchten wir auf einen jungen Komponiften heitern Genres aufmerkfam machem von dem man ' möglicherweife bald in weitern Kreifen hören wird. Martin Knopf erfcheint zum Operetten-Komponiften prädeftiniertx und wenn er einmal einen guten Text zu einem Dreiakter erwifchen follte. fo werden feine Melodien gewiß ähnlich wie die von Lehan Straußx Fall. Nelfon. Wanda etc, den Weg iiber die ganze Welt machen. Martin Knopf ift ein gebildeter Mufiker. der feine Studien unter dem leider kürzlich fo früh oerftorbenen Wilhelm Berger gewiffenhaft getrieben. der fich aber ganz und gar auf das leichte Genre geworfen hat. da er die Grenzen feiner Begabung genau kennt.

Seine erften Sachen hörte man bereits vielfach in der erften Zeit der Berliner Eabaret-Epidemien. Wir nennen da nur die populären Nummern „Liebften ich bitt dich“. „Das Bracelet“y „Die Braunen'ß „Mademoifelle Froufrou'ß „Der f chüchterne Kanalier“„ „Adieu Marie. ich geh“. „Lindenraufwen“. „BenfionsgeheimntffetI „Das muß ein Wäfchermädel feint'r „Drei kleine MädchenC „Franz und Fränze“ etc. Namentlich feine hübfchen Duettex z. V. die „Benfionsgeheimniffe“. die in den „Lebenden Liedern“ fo oft zur Aufführung kamen. find befonders reizvoll. Knopf hat fich auch mit einigen Operetten bereits verfuchh mit einer abendfiillenden- die am Dresdner Nefidenz-Theater zur Aufführung kam und über einige Bühnen ging. fpäter mit einer reizenden einaltigen

Operette ..Prinz Mariah“. aus der
einzelne Nummern erfchienen find-
ein Walzerlied „Schau in den
Spiegel ich hinein“. eine Tanzlid
„Ballhausmäuschen“ und ein Tanz-
duett „Die kecken alten Herren.“
und neuerdings ift Knopf mit einer
einaktigen Operette „Im Schlaf-
eoupe“ im ..Intimen Theater“. in
Berlin recht erfolgreich zur Auf-
führung gekommen. Aus diefer
Operette ift befonders das reizende
Lied ..Wiffen Sie noch“ zu er-
wähnen.

Seine Kompofitionen find faft
alle im Verlag „Harmonie“. Ber-
lin. erfchienen. auch inInftrumental-
ausgaben und zweihändig für Kla-
vier. zum Tanz auch als Walzer
arrangiert. z. B. Walzer ..Die
Braunen“. „Schah. ich bitt' dich“ etc.
Die kleine Probe. die wir als
heutige Mufikbeigabe bringen. gibt
Knopfs Eigenart gut wieder. Das
Hauptmerkmal feiner Mufik ift
Grazie. prickelnde Rhythmik und
neuerdings. in feinen neuern Sachen.
aparte Harmonifation,

l)r. _]. Ztirner.

Fiir den gefamteu Inhalt verantwortlich: l)r. E. E. Friedegg in Schöneberg -
Redakteur der Mufikbeigabe: Alex Jadasfohn in Berlin. - Druck von Richard Falk.
Berlin W, 66. Leipzigerftr. 115/16.

F Unverlangte Manufkripte fenden wir nicht zurück. wenn ihnen
nicht Riickporto beiliegt. -
'K

. 3)
'
Uhl()
JUL)

Win
U K" 'W x*
k--.
__-
P
4a::- egal/m7
* |' (Zu unferm AuffaÃŸ Ã¼ber Gul- .
branffon)

i.
. ..r z
- kr_ ._
, _ "l- 1
f'
2.-!!
'- Fur" -
-l

Deuklcbebk
SWV-egebr warf

i'- â€œ"*.r(8.b..'
NorditaliS .Mio-einstigen?
55. Jahrgang. 8d. [56. Heft 426. cZweites mÃ¤rzheft lJll

.Organ äerneueuHqufivet-eini un*
561* &Yigg-WFWFZWF(g g
unYMeflmqg-Hochjcyu [e YucY yrl‟ 1' ly.

ift ein anderes. in normalen Zeiten die Regierungsgefchäfte zu erledigen. ein anderes. in ftu'rmifchen Tagen auf der Kommandobrücke des Staatsfchiffes zu ftehn. Herr v. Moltke. der den Anforderungen der Navigation in den fchwierigen innern Gewäffern nicht gewachfen war. wurde deshalb ausgefchifft. und als netter Pilot wurde Herr b. Dallwiß. der bis dahin im fichern Bart des Breslauer Oberpräfidiums faß. an Bord genommen. Mit anderen Worten: Der Beamte wurde vom Staatsmann abgelöft.

Der Vorgänger des Herrn b. Dallwiß war. troß mancher perfönlichen Vorzüge. nicht der Mann fiir die Leitung ein-es Minifieriums. noch dazu des Minifteriums des Innern. Der Enkel des Generalfeldmarfchalls hat während feiner minifteriellen Tätigkeit von feines großen Oheims ftrategifchem Scharfblick und von der dazu gehörenden Feftigkeit in der Durchführung des als richtig Erkannten wenig gezeigt. ,Im Wahlreformentwurf. in der Demonftrationsära und während der ganzen parlamentarifchen Kampagne zeigte er keine glückliche Hand. Er war natiirlich nicht ganz felbftändig in fein-en Entfchließungen; immerhin hätte man von ihm. der doch politifch eine beftimmte und nicht unfhmpathifche Vhhfiognornie hatte. in der Praxis mehr Brägnanz und Entfchiedenheit erwarten dürfen. Die rechte Aktivität wurde vermißt. Man muß Herrn v. Bethinann das Kompliment machen. daß er einen Beweis von ficherm Blick gab. als er zum Mitarbeiter auf dem im politifchen Kampf am heißeften umftrittenen Voften den Mann gewann. der wie wenige das Zeug dazu hatte: Hans v. Dallwiß.

Hans von Dallwiß

Die ganze Karriere des preußifchen Minifters des Innern zeigt. daß man es hier nicht mit einer alltäglichen Erfcheinung des ftaatlich-politifchen Lebens zu tun hat. Nach Erledigung feiner Studien und nachdem er einige Iahre in der Verwaltung gearbeitet. wurde er 1886 Landrat des Kreifes Lüben. 1893 als Vertreter des Wahlkreifes Glogau-Liibeu ins Abgeordnetenhaus gewählt. Hier trat an ihn die große Belaftungsprobe des Charakters heran. die jeden einmal im Leben auf Herz und Nieren prüft. Bei der Beratung der Kanalvorlage lautete für ihn die Alternative: Stellung oder Ueberzeugung? Er entfchied fich bei diefer Frage. fo „vital" fie auch war. für den Ausdruck der Ueberzeugung -- und wurde daraufhin zur Dispofition geftellt.

Aber fchou mancher bedeutende Staatsmann früherer Zeiten ift in's Exil gewandert. um fpäter mit um fo größeren Ehren weiterzuwirken. Schon wenige Monat-e. nachdem er zur Dispofition geftellt worden. trat Dallwitz als Regierungsrat beim Pofener Oberpräfidinm ein und wurde von hier ins Miuifterium des Innern berufen. wo er als Geh. Regierungsrat und vortrageuder Rat bald das Dezernat der Perfonalien erhielt. Nur kurze Zeit war hier fein-es Bleibeus. Sein Stern ftieg weiter. Um 1. Ianuar 1908 wurde er zum Anhaltifchen Staatsminifter und Wirklichen Geheimen Rat ernannt. zugleich zum Bevollmächtigten beim Bundesrat. Im Herzogtum Anhalt war ihm zum erftenmal Gelegenheit geniigender Ellenbogenfreiheit zur Erweifung feiner fpezififch ftaatsmännifchen Fähigkeiten gegeben; in einem Zeitraum von nahezu fieben Iahren hat fich Herr v. Dallwiß die höchfte Anerkennung von Fürft und Volk erworben.

Er wußte. daß der Lateiner nicht umfonft die Finanzen als nem-118 rerum bezeichnet-e. und er ftellte in erfter Linie den Haushalt des Herzogtums auf eine fo gefunde. fefte Bafis. daß ihm von hier aus das Fortfchriten zur harmonifehen Weiterbildung aller ftaats- und volksfördernden Faktoren möglich wurde. Dabei hat Herr v. Dallwiß zunächft - wie er überhaupt an fich felbft immer die höchften Forderungen ftellte - die Zügel der Verwaltung ein wenig ftraffer angezogen. als es unter fein-em jovial-en Vorgänger v. Koferiß der Fall war: und der ftaatsmännifchen Initiative gab der Erfolg Recht. Als in allen Satteln. gerechter Sachwalter des Staats gleichwie als univerfell unterrichteter. fchlagfertiger. dabei ftets vornehm fachlicher Debatter voll Selbftbeherrfchung. hat er fich das Vertrauen des Landes erobert. Die Leidtragenden dabei waren die Vertreter der Sozialdemokratie. die bei

Dallwiß' Abgang im anhaltifchen Landtag nur noch einen ganzen Mann ftark war.
Für jedem der um die ganz geringe Zahl wirklich ftaatsmännifch beanlagter Verfönlichkeiten im Deutfchen Reich weiß, war es fo keine befondere Ueberrafchung daß fich der König von Preußen im Einver-nehmen mit dem Minifterpräfidenten im November 1909 den Mann nach Preußen zurückholtef der einft zu Seiner Majeftät allergetreuefter Oppofition gezählt- um ihm das große fchlefifche Oberpräfidium anzu-vertrauen. Als Nachfolger des fehr populären Grafen Zedliß hat Herr v. Dallwiß in Breslau keine leichte Aufgabe vorgefunden. So weit wie das in den wenig-en Monden feiner Breslauer Wirkfamkeit möglich warf hat er fich aber anch dort durch Konzilianz wie durch Feftigkeit-z, V. während der WahlrechtS-Demonftrationem die Sympathien er-worben- die jeder feftumriffenen- originalen Verfönlichkeit ficher find. Denn wenn „der Kaifer kein Vhilifter“ ift„ fo ift- um dies bekannte Wort zu variieren! der jeßige preußifche Minifter des Innern kein Bureaukrat. Schon der große weltmännifche Zug feines Wefens hebt ihn weit über die Sphäre der bloßen VerwaltungÖtechnik hinaus.
Hans von Dallwiß ftannnt aus Schlefien. Hier hat fein dem deutfchen Uradel angehörendes Gefchlecht viele Jahrhunderte eine große und ver-dienftliche. Rolle im Dienfie des Staate-Z gefpielt- wie auch die v. Dallwiß mit den anderen namhafteften Gefchlechtern Schlefi-ens durch Bande des BlutS verknüpft find. Das „Uradlige _Tafchenbuch" (1907) verzeichnet die Familie v. Dallwiß als evangelifchen Meißnifchen Uradel- der zuerft 1266 urkundlich erfcheint. Das Wappen derer v. Dallwiß- fowie eine Anzahl alter Laufitzer Urkunden weift auf die gemeinfatne Ab-kunft der Dallwiß und des aus Siiddeutfchland ftammenden uralten DhnaftengefÖlechts der Grafen v. Schaffgotfch unverkennbar hin.
Exzellenz v. Dallwiß ift 1855 als Sohn des pneußifchen Kammerherrn und 'in Schlefien begüterten Rittergutßbefißers Wolf v. Dallwiß in Breslau geboren.
Karriere und Herkunft des Minifters haben nun einzelnen Organen der Oppofition genügt- ihn fchon bei feinem Antritt als „reaktionär‟ gerichteten Verwaltungsniann einznfchäßen. Ein willkürliche-*A ober-flächliches Urteil; es fei denn„ daß man al? reaktionär alles bezeichneh was nicht fpeziell im deniokratifchen KatechiZmuS fteht. Die g e i ftig e Kulturx fußend anf einer fcharfen natürlichen Intelligenz (wie fie bei unferen ländlichen Gefchlechtern troß mancher gef-ellfchaftlichen Starr-

heiten vielfach prägnant anzutreffen) ift bei Herrn v. Dallwiß zu einem Zeitbewußtfein emporgebildet. dem fich die Entwicklungen und Anforderungen unferer Tage fehr deutlich manifeftieren. - allerdings auch ihre Auswüchfe. „Liberal" im politifchen Sinne ift Herr v. Dallwiß nie gewefen; liberal jedoch könnte man viele feiner Maßnahmen nennen. wenn man diefe Bezeichnung mit fachlich-fortfchrittlich *oder freiheitlich identifizieren wollte. Die von ihm durch die eingehenden neuen Grundfäße über vereinfachte. abgekürzte. zeitgemäße Gefchäftsführung 'in die Wege geleitete preußifche Verwaltungsreform. die Einbringung der Feuerbeftattungsvorlage (fchon in Anhalt wurde unter feiner Minifterfchaft die Feuerbeftattung zugelaffen) find Beifpiele für feine moderne Anffaffung der Obliegenheiten eines Staatsmanns. cFreilich. er geizt keineswegs danach. gerade der Attribute „modern" oder „liberal“ teilhaftig zu werden: das wiirde feinem befonders ausgeprägten Wefenszug der reinen Sachlichkeit bei der Ausführung von Staatsgefchäften widerfprechen, Ein Wort. das er einmal bei Erörterung einer Regierungsvorlage im Gefpräch fallen ließ. möge dies illuftrieren: ..Die Regierung glaubt. das Richtig e zu tun; oh es als liberal oder als reaktionär ausgelegt wird. ift für fie nicht maßgebend!"

Neben einer rückfichtslofen Sachlichkeit find die r e d n e rifch en Werte. Vräzifion und Entfchiedenheit weitere Merkmale feines ftaatsmännifchen Naturells. Er wird fich nie in breit ausgefponnenen oder in Details hängen bleibenden Gedankenfpaziergängen bewegen. noch weniger etwa fchönrednerifche Stilismen kultivieren. Treffend fagte ein bekanntes linksnationalliberales Blatt nach feinem Debut im Abgeordnetenhaufe: ..Der neue Minifter des Innern hat eine Art. zu reden. die feffelt. Er ftolziert nicht auf Stelzen und ergeht fich nicht in knnftvoll gefchraubten Wendungen. die von unfern in diefen Stücken nicht eben verwöhnten Politikern leicht als Reichtum des Geiftes ausgelegt werden. Er fprach natürlich. wie andre Menfchen auch reden. Aber was er redet. hat Hand und Fuß und auch einen gewiffen bon 8en3.“

Dies Zeugnis braucht nur noch nach der Seite hin ergänzt zu werden. daß fich die Erklärungen des Minifters v. Dallwiß neben ihrer Ungefchranbtheit und Beherrfchung der Sache durch große Beftimmtheit auszeichnen. Ohne Umfchweife ließ er gegnerifchen Vorwürfen eine entfchiedene Abweifnng oder ein ruhiges Zugeftändnis folgen. diefes z. B. im Falle der galizifchen Dienftmagd auf Fehmarn. Wenn der

Minifter die Landräte und die Schüßleute etwas mehr. als es dem öffentlichen Empfinden entfprach. in Schuß nahm. fo muß man berückfichtigen. daß bei diefen Debatten die Parteileidenfchaften und Parteifpekulationen aufs höchfte entfeffelt waren; daher die ftarken Uebertreibungen in den Angriffen auf jene Beamten-Kategorien.
Einem bloßen Kompromiffeln. Nachgeben und Zureden um jeden Preis. ebenfo einem fchwächlichen Ausweichen ift ein Politiker und Staatsmann vom Schlag eines Dallwiß durchaus abhold. Klipp und klar lehnte er es ab. fich mit dem Parlament über die Wahlreformvorlage zu unterhalten: weil dies gegenüber denfelben Abgeordneten. die die Vorlage fchon einmal verwarfen. durchaus unpolitifch und unzweckmäßig fei. die Parteien eher noch mehr verheße. ftatt fie zn beruhigen. Welcher Realpolitiker. der den Mut hat. von taktifchen und Parteirückfichten abzufehen. müßte diefen Standpunkt nicht gelten laffen?
Rein perfönlich befißt Exzellenz v. Dallwiß eine Art. die Diftinktion und Natürlichkeit verbindet und als gediegenfte und gewinnendfte Erfcheinungsform ariftokratifcher Perfönlichkeitskultur anzufehn ift. Die thpifchen graublauen Augen des fchlefifch-märkifch-pommerfchen Edelmanns blicken. offen und forfchend zugleich. aus dem fchmalen Geficht mit den prononcierten Zügen des geiftigen Arbeitsmenfchen. Stirn und Augenpartie find von der eigenartig einheitlichen Modellierung. die der Phhfiognomiker als charakteriftifch für den geborenen Redner betrachtet. Die 'Nafe. eine fogenannte Kämpfernafe. von der feften. etwas hakigen Form. wie man fie auf Eäfarbildern fieht. Des Minifters ganzes Wefen ift geklärte Ruhe. die ihn auch bei lebhafterer Rede nicht verläßt. Als einzige Lieblingsbefchäftigung. der Herr v. Dallwiß in. gewiß nicht reichlichen. Mußeftunden obliegt. ift dem Schreiber diefer Zeilen das Reiten bekannt. Früher jedenfalls konnte man ihn bisweilen fchon in aller Frühe hinausgaloppieven fehn. Verwunderlich ift es freilich nicht. daß Excellenz v. Dallwiß wenig Zeit für Paffionen hat: er. dem (ähnlich wie dem verftorbenen Geheimrat Holftein. der ja a u ch Junggefelle war) die Politik Lebens-inhalt-ift!
Als eine generelle Schlußbemerkung Folgendes: Wir werden in Preußen-Deutfchland in den maßgebendften Regierungsftellen in abfehbarer Zeit andre als konfervative Männer nicht fehn. Der Liberalismus ift aus Gründen. die hier nicht unterfucht werden können. nicht ohne Schuld an diefer an fich einfeitigen Erfcheinung. Er kann

fick) allenfalls nur damit tröften- daßx wenn die Konfervativen den vor-
wiegenden politifchen Einfluß im Staat haben, der Liberalißmu? die
wirtfcbaftliche Bormachtftellnng innehat. Es ift auch nicht zu ver-
geffen- daß das Deutfibe Reich wegen feiner geographifcben Lage nicht
ohne weiteres nach den parlanientarifcben Grundfäßen andre: Länder
regiert werden kaum fo daß da2 konfervative Vrinzip in der deutlchen
innern Politik immer einer befondern Berückfichtignng bedürfen wird.
Uber felbft die radikalfte Oppofition wird das größte Jutereffe an einer
Regierung haben- deren Männer vor allem einen klaren Stand-
punkt und den Wille n 311 r Tat erkennen (offen. Und auch dem
Volke - möge der einzelne Mann denken- wie er wolle - imponiert
anf die Dauer der feftumrifine Charakter eines Staatsmann? mehr-
als die problenmtifcln- Natur eines fcvönredn-erifcheir halbentfcbloffenen
Fortwurftel-Diplomaten,
>'fi :tc
,7-,

Vrof. Dr. Hirth (Wien):
Uugedruckte Briefe von Karl Gntzkow

Es ift ein merkwürdiges Spiel des Zufalls. daß die über Antrag des Fürften Metternich verfemten Häupter des ..jungen Deutfchland“. Laube und Gußkow. gerade in Oefterreich. das ihre ..Aechtung" am entfchiedenften betrieben hatte. zu weitcfttragender Bedeutung gelangen follten. Nur eines Luftrums von 1835 bis 1840 bedurfte es. um in dem dirigierenden Staatskanzler die Erkenntnis reifen zu laffen. wie verfehlt der von ihm veranlaßte Bundesratsbefchluß des Jahres 1835 gewefen war. durch den er alle Anhänger des ..jungen Deutfchland" ins Mark hatte treffen wollen. Fiir H ein e hatte er (und noch mehr feine feinfinnige Frau) immer eine Schwäche. und verfchiedene Memoiren. die in den letzten Jahren erfchienen. konnten von der Schäßung. deren fich der ..ungezogene Liebling der Grazien“ bei Metternich erfreute. berichten. Aber auch fiir Laube und Gnßkow. felbft fiir Börne (Mundt und Wienburg ftanden als ‚Theoretiker Metternich immer ferner) hatte er nicht unbedeutende Shmpathien und er tat nichts. um ihre ftillfchweigend geduldete Verbreitung in den öfterreichifchen Erblandcn zu hindern. Ja nicht einmal der. Einzug auf die Bühne des Burgtheaters wehrte er ihnen; fchon 184() wurde diefer Gußkow mit dem „Werner" ermöglicht. 1843 Laube mit ..Monaldeschi“. und glaubwürdige Berichte befagen. daß Metternich fich felbft fiir die Aufführnngsbewilligungen der Dramen diefer ..verpöntent' Autoren eingeletzt haben foll.

Allzugiinftig war im Vormärz die Wiener Zenfur Gußkow und Laube nicht. und wo fie ihnen hemmend in den Weg treten konnte. tat fie es gern. Aber man wiirde fehlgehen. wenn man darin eine aparte Rankune fehen wollte; anderen. weniger ..kompromittierten“ Dichtern erging es im vormärzlichen Oefterreich nicht beffer. und es muß immerhin als ein Zeichen der Objektivität betrachtet werden. daß Landes und Gußkows Produkten nicht von vorneherein der Weg in das Burgtheater verfperrt war. Denn wie man im alten Wien die Hoffchaufpieler als k. k. Beamte anfah. fo war man verfucht. auch in den Dichtern eine Art von Aintsperfonen zu fehen. die fich ftreng lohaler Gefinnungen zu befleißiaen hatten.

Nach Wien führte Karl Gußkows Inteveffe wiederholt in feinen-i bewegten Leben. und auf dem Burgtheater möglichft oft zu Worte zu gelangen. war fein eifrigftes Bemühen. Nicht immer wollte dies reftlos glücken und immer wieder mußte er klagen. wie wenig konvenieut fich das Burgtheater ihm zeige, Eine Reihe von ungedruckten Briefen. die hier zum erften Male veröffentlicht werden. lehrt dies aufs an-fchaulichfte. Es find inhaltsreiohe Dokumente zur Lebensgefchichte des Schriftftellers. und *fie find - wie es Goethe einmal von Briefen formulierte - wirklich ..die wichtigften Denkmäler. die der einzelne Menfch hinterlaffen kann. da fich alles. was uns freut oder fchmerzt. drückt oder befchäftigt. von dem Herzen loslöft. .

27 Iahre des Wirkens Gußkows erfahren durch diefe Briefe ihre Beleuchtung; fie find fämtlich an Wiener Freunde gerichtet und be-treffen neben eigenen Angelegenheiten auch viele öffentliche.

Der erfte Brief ift an Fr a nz v o n H olb ein gerichtet. der nach dem am 3. April 1841 erfolgten Rücktritte Deinhardfteins. der zum Zenfor ernannt wurde. Direktor des Burgtheaters geworden war. -Gnßkow fchreibt an ihn:

Euer Hochwohlgeboren.

werden meine Sendung erhalten haben. Ein mir aus Hamburg nach-gefchickter Brief des Herrn Deinhardftein beftimmt mich. fchriell noch diefes Poftfkriptum folgen zu laffen. Ich fendete Herrn Deinhard-ftein mein Trauerfpiel ..Patkul" mehr aus Aufmerkfamkeit als in der Erwartung. daß es gegeben werden könne. Er fchreibt mir nun. daß dies Drama vielleicht durch die Zenfur ginge. In diefem Falle aller-dings wäre mir die Aufführung diefes ..Patkul“ weit erwünfchter. weil fie mich den Wienern auf einem höheren Standpunkt zeigen würde, Warum follte auch Anftaud genommen werden? Freilich Auguft ifi edel gezeichnet und feine letzte Demiitigung. die Szene im Kerker (Akt 5. leßte Szene) ändere ich ohnehin. da mir diefe Schlußkonfrontation felbft nicht gefällt, Hier wird das Trauerfpiel (für das fich der König fpeziell intereffiert) herauskommen. fowie die in aller Welt herumvagiereudeu Mitglieder wieder beifammen find.

Herr Deinhardftein deutet an. daß er mir in feiner jeßigen Eigen-fchaft als Zenfor für das admikitus! behilflich fein könne. Möchte es nicht leere Verficherung fein!

Ich verlaffe mich auf Ihr gütiges Wohlwollen und denke nun. Sie werden *fchou fehen. wie es am beften ift.

Vertrauensvoll und mit Hochachtung

Gußkow.

Berlin. den 8. Mai 1841.

Das ..Vertrauen" in Deinhardftein täufchte den Dichter; ..Patkul“ kam im Burgtheater niemals zur Aufführung. Dagegen erlebte ..Die Schule der Reichen“ in diefem Iahre 1841 ihre Wiener Premiere. ohne

indes fonderlich anzufprechen. Ein Jahr fpäter folgte „Richard Savage'J und anfangs 1843 „Ein weißes Blatt", Damit hatte Gußkow feinen feften Platz im Spielplane erobertr ohne freilich mit allen Stücken, die von 1841 bis 1846 entftandem in Wien ankommen zu können. Erft fein „Dreizehnter November“ erlebte am 12. September 1845 die Erft-aufführung. An den Theateragenten H oldin g fchrieb Gußkow damals:

Euer Wohlgeborem

bin ich für die Bemühungenf die fie meinem „13. November“ zuwandten, fehr verbunden . . . . Mit „Anonym" wills mir nicht recht glücken, auch glaub' ich daß diefe Arbeit in Oefterreich nicht paffiert . . ,

Noch eine Bitte!

Könnten Sie nicht in der Kanzlei des Hofburgtheaters erfahren- wie oft der „13. November“ gegeben worden ift? Ich habe Berechnung über vier im September ftattgefundene Vorftellungen empfangem finde aber das Stück auch einmal im Repertoire des Oktober eingefeßt , . . . Vielleicht wäre das Beftef Sie fprechen mit Herrn von Holbein darüber. Sie tun mir wohl diefen Gefallen.

Mit Achtung ergebenft

Gußkow.

Frankfurt a. M„ 22. Februar 1846.

Das Jntereffe Gußkows für die genaue Aufführungszahl feines Stückes erklärt fich daraus daß Holbein 1844 die Einführung der Tantieme am Burgtheater durchgefeßt hatte. (Das erfte Stück, das nach diefer neuen Einrichtung entlohnt wurde war Halm s „Sampiero“.) Gußkow hatte übrigens mit feiner Vermutung wegen der Oktober-Auf-führung des „13. November“ recht; die fünfte und lebte Vorftellung fand am 6. Oktober 1845 ftatt.

Ein fehr bedeutungsvoller Brief ift der folgende an den jugend-lichen Helden des Burgtheaters L u d wi g Lö w er gerichtete. Gußkow hatte ihn 1845 während eines Wiener Aufenthalts kennen gelernt. Diefe Anwefenheit hatte der Dichter bekanntlich zur Abfaffung feiner „Wiener Eindrücke“ benutzt, ein Buch, das in der öfterreichifchen Hauptftadt in vieler Hinficht peinlichftes Auffehen erregter worauf Gußkows Brief auch anfpielt. Wenn er dem Jntendantem Grafen M o r i ß Dietrich-ftein, die Schuld an feiner Kaltftellung im_Burgtheater beimeffen wollte, überfah err daß Dietrichftein wegen der „Wiener Eindrücke“ nicht anders handeln konnte. Gußkows Buch war ungerechh ge-legentlich auch taktlos und das konnte man ihm lange nicht verzeihen, Er fchrieb an Löwe:

Verehrter Herr und Freund-

ich erfahre du'rch Holdingr daß Sie fich erft kürzlich teilnehmend über meine Jntereffen am Burgtheater ausgefproäien habem und laffe mich dadurch auf das wohltuendfte an die freundlichen Stunden erinnern,

die ich in Ihrer Nähe. unter Ihrem gaftlichen Dache verlebtel Was ift feitdem an uns vorübergegangeni Und welche Stürme können noch bevorfteheni

Die kleinen Vaufen. die der politifche. polternde Weltgeift läßt. benützt die Kunft. muß fie rafch benüßen; aber Sinn und Neigung dafür fehlt ja allerorten, Sie haben jeßt in Wien eine folche Vaufe zu be- nußen und ich höre mit wahrer Freude. daß Sie dabei mit jugendlicher Kraft tätig find und eine neue Rolle na>) der anderen erfaffen. Soeben find Sie mit dem griimnigen Holefernes*) befchäftigt. in dem merk- würdigen Stücke. das ich vor fieben Jahren in Hamburg fah vor einem Vublikum. das mir für ein folches Werk noch nicht reif fchien. Vielleicht faffen die Wiener die tiefe Dialektik des Autors. dem ich gerne auch auf der Dresdener Bühne Bahn machen möchte. wenn wir uns hier über gewiffe prüde Maßftäbe hinausfchwingen dürften.

Meine ..Wiener Eindrücke" trugen mir Dietrichfteins mehrjährige Rache und fhfiematifche Entfernung vom Burgtheater ein. Ich kann nicht fagen. daß Holbein viel getan hätte. um mich etwas vom Um- fchwunge der Verhältniffe gewinnen zu laffen. Jeßt hör' ich. foll es im Werke fein. einige meiner Stücke herauszubringen. Ich glaube nicht daran. bis ich nicht die Theaterzettel fehe. Ein Gefellfchaftsftück ..Ottfried"**) würde fich fo gut für die friedlichen Anfchauungen des ..Belagerungszuftandes“ eignen. la Roche hätte in diefem Stücke fo reiche Gelegenheit. eine neue humoriftifche Rolle zu fchaffen. aber da follen ..gefegnete Umftände" der Damen hinderlich fein! O diefe fchwangere Zeit! Sie ift den Königen und den Dichtern gleich ge- fährlich!

Fragen Sie doch einmal la Roche an. ob er nicht etwas für die Befchleunigung diefes ..Ottfried" tun könnte; freilich. wenn er Accoucheur fein müßte. wenn er eine Entbindung zu befchleunigen hätte. dann wäre auch diefe Bitte überflüffig.

Jft denn noch eine Ausficht für ..Akofta" vorhanden? Werden Sie diefe Rolle nicht. wie der Moliere***). auch von ihren Herkulesfchultern abfchütteln?

Wenn man in Frankfurt ein außeröfterreichifches Deutfchland macht. werden alle die Vriefter der Kunft. die den Zufammenhang mit deutfcher Bildung erhalten. heilige Gefandte und wahre Staatsmänner. Das Burgtheater. das eigentlich die Bundeslade. das ..Valladium“ des deutfchen Genius fein. follte. ..verpfändet" und außerhalb Deutfchlands? Welch ein Widerfpruch! Führte man ihn aber aus. welche hohe Auf-

*) Die Premiere der Hebbelfchen Dramas fand - mit Löwe in der männ- lichen Titelrolle - am 1. Februar 1895 ftatt.

**) Das Stück wurde erft unter Landes Direktion im Jahre 1856 dreimal (ohne Erfolg) gefpielt.

k") In Gnßkows ..Urbild des Tartjiffe“ (Premiere am 13. Februar 1899; noch in den letzten Jahren ein erfolgreiches Burgtheatcrftiick) fpielte Fichtner den ..Molierc.“ ..Uriel Acofta“. mit Löwe in der Titelrolle. kam am 15. Juni 1899 zur Erftaufführung. '

gabe erwüchfe für jenes Jnftitutl Jhre Räte. die lebendigfte Prote-
ftation gegen alles. was in Frankfurt gefchähel Nur laffet Euch nicht
in die alten Zenfurleiften fchmieden und feid fchnöde gegen die öfter-
reichifchen Provinzmufter!
Wie gern fäh' ich Sie wieder einmal im Lampenlichtel Da kommt
fo mancher Kunftjünger aus Wien und fpielt uns Proben vor und be-
klagt fich. daß man hier nur norddeutfche Manier genießen wollel
Beften Leute. muß ich denen oft jagen. ich fehe es. Jhr kopiert den
Löwe. aber tätet Jhr's nur in feinem Geifte. dann wäret Jhr uns fchon
willkommen] Jhr bringt Löwes Feuer. feinen Tonfall. feine Lhrik mit.
es ift eine andere Weife. als man hier fpielen zu fehen gewohnt ift.
aber bringt Jhr auch Löwes innere Glut. feine hohe Geftaltungsgabe.
bringt Jhr Löwes Liebenswürdigkeit und fein Auge. fein alles zer-
fchmelzendes Auge mit? Das laffen die Burfchen bei Jhnen. lieber
Freund. das bringen fie nicht mit. und fo fieht man recht. wie felten
ein Meifter an feinen Schülern Freude hat.
Leben Sie wohl. lieber. verehrter Freund. Jhr
Gußkow.
Dresden. 5. Februar 1849.
Der folgende kurze Brief ift an F r i ed rich H alm gerichtet. mit
dem nun eine fehr lebhaft geführte Korrefpondenz einfeßt. Wichtige
Veränderungen in Gußkows Leben waren vorangegangen; eine Be-
rufung als Dramaturg des Burgtheaters. die als ziemlich ausgemacht
galt. wurde in Wien vereitelt. und zwar. wie es in dem Berichte der
Kommiffion. die ein Gutachten über die Wahl eines Dramaturgen zu
erftatten hatte. ausdrücklich heißt: ..wegen politifcher Gründe". Gußkow.
der mit feiner Dresdener Dramaturgenftelle längft unzufrieden war
und 1849 den Kontrakt mit der Jntendanz wirklich löfte. hätte gern
ein Wiener Engagement angenommen. Aber fein Verhalten während
der Berliner Märzrevolution hatte „oben" verftimmt und fo zerfchlug
fich die Berufung an das Burgtheater. Gußkow blieb weiterhin in
Dresden. mit epifchen und dramatifchen Werken befchäftigt. Hier be-
gründete er auch am 1. Oktober 1852 feine Wochenfchrift ..Unterhal-
tungen am häuslichen Herd“. deren Redaktion er neun Jahre lang
führte. Dann debütierte Friedrich Halm. der bis dahin ausfchließlich
als Lhriker und Dramatiker aufgetreten war. mit feiner packenden
Novelle ..Die Marzipan-Life". die durch die Art ihres Vortrages leb-
haft an die Manier Heinrich von Kleifts erinnert. Jm Gegenfaße zu
feinen Dramen hält fich Halm in diefer Novelle von jeder gefuehten
Effekthafcherei ferne und man begreift es. daß ihm Gußkow in dem
folgenden Briefe feine lebhafte Befriedigung über diefes erfte epifche
Produkt (dem fpäter nur noch zwei folgen follten) ausfprach.
0

Das Schreiben lautet: ,
Dresdeny 3. Iuli 1856.
„Unterhaltungen am häuslichen Herd.“
Nehmen Sie, geehrter Herr und Freund- vorlieb mit der kleinen Summei die meine Schuld berichtigen foll. Da ich die Honorare meines Blattes felber zahle* fo hab ich mir immer die Nachficht meiner Mitarbeiter zu erbitten und kann leider mit den Honoraren der Feuilletons anderer Unterhaltungsblätter nicht konkurrieren.
Das Intereffe- das Ihre Erzählung überall erweckte- werden Sie wohl felbft beobachtet haben. Ich wiinfchte es käme bald ein Nachfolger.
Mein Blau, Madame Nettich in Breslau zu begrüßen- fcheint leider nicht in Ausführung zu kommen. Ich muß dies auch deshalb bedauern, weil meine Kenntnis des künftlerifchen Genius diefer vortrefflichen Frau nur auf einer einzigen Rolle beruht.
Von Ihnen geht die Sage läge ein Stück antiken Inhalts vor.
Heben und wärmen Sie recht bald wieder die Herzen!
Mit nochmals wiederholtem Dank für die Erzählung und die Freundlimkeit Ihrer Erinnerung iiberhaupt bin ich herzlichft ergeben
der Ihrige
Gußkow.
Vier Iahre fpäter (inzwifchen gewechfelte Briefe find belanglos) wandte fich Gußkow an Halm wegen der Errichtung des Schillerpreifes; der hatte gegen die Inftitution die lebhafteften Bedenken- die freilich zum größten Teile daherriihreny daß Gußkow mit der Tendenz, die in der Verleihung des Vreifes lagx nicht recht vertraut war. Allerdings läßt fich nicht verkennen- daß er mit feiner Argumentation nicht ganz unrecht hat, wenn auch der Stifter des Vreifes von anderen Vorausfeßungen ausgegangen warf als Gußkow annahm. An eine „Behinderung" des dramatifchen Schaffens dachte der damalige Vrinzregent Wilhelm mit feiner Schöpfung keineswegs. Der in fehr erbittertem Tone gehaltene Brief erklärt fich am leichteften daraus.- daß Gußkow damals wegen vieler fehlgefchlagener Hoffnungen in beftändiger Aufregung lebte und fich vielleicht die erften Spuren der geiftigen Zerrüttungf die ihn fpäter zum Selbftmörder werden ließ- fchon 1860 geltend machten. So ift der Brief vielleicht eines der erfte n Dokumente, das von den Angftzuftändeni utner denen Gußkow bis zu feinem Tode litt, Auskunft gibt,
Er fchreibt an Halm:
Dresdem 24. Iänner 1860.
Geehrtefter Herr und Gönner]
Ich weiß nicht; ob Ihnen bekannt gewordenf daß ich die Zweämäßigkeit des in Berlin errichteten dramatifchen Vreisgerichtes bekämpfe. _Ich habe die Schmeichler und Unterwürflinge der Großen gegen mich, alle Schaffenden- aus höherem Triebe Schaffende, Kom-

Francesco Mola:
Hero ftÃ¼rzt fich Ã¼ber den Leich-
nam Leanders

EMPTY

poniftem Maler für mich. Ein berühmter Maler fagte mir: Wenn König Ludwig erklärte er gäbe alle Jahre taufend Gulden dem durch eine Kommiffion von 9 Vrofefforen anerkannten „beften" Gemälde, das in München gefchaffem würde fich alles voll Entrüftung von der Staffelei erheben und eine folche Einmifchung in den ftillen Frieden der Konzeption und der Ausführung bei den ohnehin fchon großen Schwierigkeiten des Concurrierens, für eine unerträgliche Beläftigung erklären. Jah noch mehu doch bleibe dies Wort unter uns - ich n e hme Jh r E h r e n w o r t -, der Vorfißende der Kommiffion, B ö ck h, fchreibt mir: „Vollkommen muß ich Jhnen zugebem daß die dramatifchen Dichter durch das Breisinftitut eher entmutigt als angeregt werden." Der Mann ift Beamter und muß die Uebereilung des Brinz-Regenten durchführen helfen!

Täufche ich mich nun in dem Gefühh das ich über diefe Angelegenheit habe? Jft es eine Rückwirkung der großen Sorgen und Leidem mit denen ich meine materielle Exiftenz notdürftig erkaufen muß? Jft es die Enimutigungf die fich eines Schriftftellerlebens wie des meinigen, bemächtigh wenn man fo mit dreißig Jahren Arbeit nichts hat als nur fein bißchen Ruf?

Jch möchte wohl ein kurzes Wort von Jhnen hören, ob Jhnen die Berliner Einrichtung Freude macht? Der Lohn (per Jahr berechnet 333 Taler- 10 Ngr.) ift kärglich; Napoleon hätte den Zjährigen Breis auf 25000 Franken geftellt. Gefeßh Sie haben einen neuen Stofff ergreifen ihn mit Liebe, führen ihn aus Jhr Werk ift Jhnen Wert - mifcht fich beim Arbeiten nicht der Gedanke ein: Wie widerlich daß Du nach allem, was Du als dramatifcher deutfcher Autor von Wien bis Hamburg nun mit diefer Arbeit erleben mußt, auch noch 9 berühmte Namen Dir denken mußt„ die Dich in eine Concurrenz bringen- Dich unter 7-8 Stücken der voranzugehenden engeren Wahl nennen und den erften Breis und als das „befte" vielleicht etwas bezeichnen. dem Du ja mit Freuden jede Ehre gönnft - warum aber mit einer ungefuchten und verftimmenden Erfahrung für Dich? Jch habe in meinem zweiten Artikel nur alle die Autoren genannt, die bis vor Jhrein Auf-Zrehteki dichteten. Die Zufammenftellung von 1831 an hab ich mir vor-e a ten.

Geben Sie mir! damit ich mich nicht verirre„ einen Ausdruck Jhres Gefühls bei Lefung des Berliner Vorhabens einen Ausdruck des Gefühls„ das Sie von jeßt an bei Jhren neuen Schöpfungen haben werden. Novelliften- Lhriker fehen diefer Chicane der dramatifchen Broduktion gleichgültig zur dem Feuilletoniften ift der dramatifche Autor nur Mittel zu feinem Broterwerb - da fehlt die Stimmung, in der fich der dramatifche Autor von 20 Jahren Erfahrung befindet der Anton den für alles Leid„ das mit der Theatercarriere verbunden ift- zuleßt doch wenigftens der Erfolg lohnt. Und nun wird auch noch diefer durch neue Weife caffiert. Aben wie gefagt„ irr' ich michr faff' ich die Sache

zu perfönlich. fo hör' ich in meinem Widerfpruch auf. Laffen Sie mir bald einige Zeilen zukommen.
Mit Ihnen bekannter Hochachtung Ihr
Gußkow.
Neue Hoffnung eröffnet fich Gußkow bei Begründung der ..Deutfchen Schillerftiftung". deren erfter Generalfekretär er wurde. Allerdings fein Wefen war fo reizbar geworden. daß er mit allenVor- ftandsmitgliedern in ftetem Aufruhr lebte. Eine Reihe von Briefen unterrichten darüber; immer fah er fich von Feinden umringt. und namentlich Major Serre. der Arrangeur der großen Schillerlotterie. die eigentlich das Inslebentreten der Stiftung ermöglicht hatte. war fein ftets befehdeter Gegner. Unaufhörlich fuchte Gußkow gegen ihn zu agitieren. wie in dem folgendem. an die Wiener Hoffchaufpielerin I uli e R e ttich. die Freundin Halms. gerichteten Briefe:
Verehrte Frau.
ich hoffe. die inliegenden Briefe kommen nicht zu fpät. Ich war einige Zeit verreift - in Ihrer Nähe. in Ifchl] - Zurückgekehrt. find' ich einen Berg von Arbeiten. die zu erledigen find. namentlich für unfere arme- reiche Schillerftiftung. die von Serre fo fchmählich betrogen wird.
Die Wienerinnen. Sie an der Spiße. follten eine öffentliche Erklärung erlaffen. Sie hätten Ihre edlen Gaben für die allgemeine Schiller- ftiftung. nicht für das einzelne Dresdener Filial beftimmt und ver- langten die entfprechende Verwendung des Gewinnes. Das würde Nachfolge finden und der Major und die beiden Dresdener Bürger- meifter erfchrecken. Noch nimmt das Publikum nicht viel Teil. weil die fchwierige Gliederung der Stiftung nicht von jedem verftanden wird. Dafür haben wir defto mehr im Stillen zu tun. Ich arbeite an langen Expofes für unfere Generalverfammlung. Proteften. Eingaben u, dgl. Zum Glück kann ich. ehe nicht die Ausgabe meiner Dramen beendet ift. doch an nichts Neues gehen und habe auch. nach meinem „Zauberer“ zu nichts mehr rechte Luft. .
Ich fchicke Ihnen drei Briefe. an den Referenten der ..National- zeitung". den der ..Voffifchen Zeitung“ und einen Referenten nach aus- wärts. Dr. Schmidt-Weißenfels.
Laube hat. glaub' ich. für mich in neuerer Zeit den beften Willen. Ich hab' ihm wenigftens zu oft gefagt. daß ich (unter uns) ohne kleine Erträgniffe der Wiener Tantieme gar nicht materiell exiftieren kann.
_ Aber fein fcrupulofer Sinn wird immer reizbarer. Er vergegenwärtigt fich beim Lefen die Aufnahme der Stücke. Szene für Szene. fieht und hört hier noch Applaus. plötzlich verftummt er ihm. er fühlt den Abend der Darftellung bereits fo voraus. daß er zu nichts mehr Courage hat als zu den franzöfifchen Sachen. Er könnte wohl eine meiner neueren Be- arbeitungen geben. Aber die fich von felbft verftehende Tatfache. daß

z. B. „Richard Savage" nicht 7 volle Häufer*) machtf kiihlt ihn fogleich ab. Jeßt könnte ihm z, B. Bändchen 9: „Vatkul'Z der ganz befonnen _- glaub ich - überarbeitet ift! Anlaß zu einem Experiment geben. „Es lohnt fich nicht“ - die ftehende Antwortf und nicht etwa auZ Gleich-gültigkeit, fondern Scheu und Couliffenfieber. Es ift ihm zur fixen Idee geworden, daß alle? durchfa'llt. Ä

Biel Glück für Ihre Excurfion nach Berlin, der ich im Namen Victoria") ein gutes Ohmen wünfche.

Empfehlen Sie mich Ihrem geehrten Gatten und dem treuen Freunde Münch. Mit herzlich ergebenem Gruß Ihr

Gußkow.

Weimarf 4, 7. 1862.

Auf ein Gaftfpiel der Rettich am Victoriatheater bezieht fich auch der folgende Brieff der wegen GußkowZ peinlicher Verfeindung_mit Julian Schmidh dem Herausgeber des „GrenzbotenC und feiner immer unhaltbarer werdenden Stellung als Generalfekretär der Schillerftiftung von befonderem Jntereffe ift.

Er fchreibt an Halm:

Weimarf 24./6. 1863.

Mein hochverehrter Herr-

ich kann wohl zu unferer lieben Frau Rettich mit Gretchen fchreiben:

Ich habe fchon foviel fiir Dich getan-
Daß mir zu tun faft nichts mehr iibrig bleibt-

zumal in Berlin. Ich fchickte im vorigen Jahre eine Menge Briefe an Frenzelf (Max) Ring und wen nicht] Mit den Jahren kommt man von den beften alten Bekannten ab- inan wird egoiftifcher- kälter und ifoliert fich. Alle diefe Beziehungen wird ja die liebenswjirdige Frau leicht wieder anknüpfen können! Ich lege ein paar Briefe bei - einen an die Höhle des Löwen - meinen Erzfeind Julian (Schmidt) felbft nicht, aber an feinen Theaterrezenfentenf der nicht unfreundlich gegen mich geworden fcheint und eine alte Bekanntfchaft ift.

Wo fpielt Frau Rettich? Jin Victoria wieder? Sie weiß für Halm und Vuiliß fo ins Feuer zu gehen, fpielt in Linz „Waldemar“ _-i -l Wenn fie einmal „Richard Savage" erlöfte! Ob das Stück alt oder neu ift - die Generalin von heute ift neu, Die geiftvolle Frau ift- ich weiß es, die Ratgeberin Laube?, Käme es doch einmal von ihren Lippen: Sie müffen diefe durchaus umgearbeiteten- neugeftalteten Stücke von Gußkow geben, wie fie in feiner neuen Ausgabe erfcheinen, „Dreizehnter November", „Komödie der Befferungen***), jeßt Lieslif nächftens

*) Julia Rettich gaftierte am damaligen Viktoriatheater.

**) Das Stück wurde nur fecbsmal gegeben.

***) -Bekannter geworden unter dem Haupttitel „Lenz und feine Söhne“- 1855 erfchccnent in Wien niemals gegebcn- ebenfo die „Liesli" (Uraufführung in Dresden am 12. März 1899,)

..Wulenweber“ ufw. Meine an Laube felbftgerichteten Bitten und Klagen (denn ich brauche Exiftenzmittel) werden gar nicht beantwortet. Wer zehnbändige Romane fchreibt. kann kein Theater mehr dirigieren. keine Stücke lefen und präparieren. Ich weiß. welche Abforption zu neunbändigen Romanen gehört und die zehn- oder fieben-?bändigen werden nicht anders wirken. Man hat ein Chaos im Kopf. Da ifts am leichteften. man greift zu den franzöfifchen Stücken. da ift keine andere Korrefpondenz und Verftändigung ufw. nötig als mit dem Betriebsagenten. der das Gefchäft vorbereitet und erweitert.
Aus der Schillerftiftung möchte ich gerne berichten. daß alles in Ordnung ift mit Dresden; aber leider - nein! Wir beziehen zwar fchon die herrlichen. großen Summen und ich habe mit großer Anftrengung und noch obwaltender Gefahr für die Ausdehnung meiner Berechtigungen und Befugniffe durchgekämpft. daß unfer Caffierer nicht mehr ein Vrivatmann. fondern die hiefige Bank ift. (Bitte davon nur um Himmelswillen keinen offiziellen Gebrauch zu machen; meine Stellung ift fehr. fehr fchwer!) Aber der Vertrag. den wir mit dem Lotteriecomite fchließen wollten. kann noch immer keine rechte. beiden Teilen genügende Form annehmen . . . . Wenn ich nicht feit den zwei Iahren. daß ich hier bin. vorzugsweife an meiner Dramenausgabe und der neuen Bearbeitung meines ..Zauberers" tätig gewefen wäre. alfo an einer nicht zu fehr meine ganze Sammlung in Aufbruch nehmenden Arbeit. ich hätte keine Stimmung finden können. fonft etwas zu fchaffen. fo fchwierig. alle innere Freude verderbend ift mein Amt und Stand . . Ueber Smillerftiftungsfachen hätte ich viel auf dem Herzen. vielleicht erleichtere ich mich nach der Konferenz. Ihrer Discretion bin ich ja gewiß.
Mit aufrichtiger. herzlicher Ergebenheit
Gußkow.

Auch der nächfte Brief ift von Gußkows unbegründeter Verärgerung über die Vorgänge im Verwaltungsrate der Schillerftiftung erfüllt. Er hatte nicht mit allem recht. was er den Mitgliedern diefer Körperfchaft vorwarf. Gewiß war feine Stellung. da er als Generalfekretär nicht einmal ftimmberechtigt war. fehr fchwierig. Und daß ihm der Vorfißende. Dingelftedt. nicht fehr gewogen war und ihm fein Amt nach Kräften verbitterte. mag fogar unumwunden zugegeben werden. Aber Gußkow muß vorgeworfen werden. daß er mit Intriguen nicht fparte. in ungezählten Briefen gegen feine Gegner Stimmung zu machen fuchte und aus perfönlichen Gründen (er fühlte fich in Weimar unglücklich) die Verlegung des Sißes der Stiftung erftrebte. So fpißte fich das Verhältnis zwifchen ihm und den anderen Komiteemitgliedern immer mehr zu, Vieles wurde Gußkow mit Unrecht zur Luft gelegt. namentlich der Vorwurf. daß er feine Freunde allzureichlich mit Stiftungen bedenke. ift nach den jeßt erfolgten Veröffentlichungen der Akten der ..Schillerftiftung“ als völlig widerlegt zu betrachten. Gußkow war als

Generalfekretär von peinlichfter Objektivität. und wenn er fein Amt länger bekleidet hätte. wäre ficherlich der tragifche Fall niemals ein-getreten. daß zwei Schriftfteller (Ortlepp und Leper). die fich bittlich an die Stiftung gewandt hatten und die Gußkow einer Unterftüßung für würdig erachtet hatte. buchftäblich verhungert wären . . .
Geehrter Herr.
mit wahrem Verdruß feh' ich in den Wiener und Berliner Blättern meinen Namen in den Streit gegen Ihr neues Drama gezogen*). Als wenn ich mich einer befonderen Vorliebe der Wiener und Berliner Vreffe zu erfreuen hätte. zumal in Herrn Julian Schmidts Organ. der Berliner Allgemeinen Zeitung. bin auch ich nicht einer von den Autoren. wo die Feuilletoniften die einmal feftftehende Kategorien nicht wieder loswerden können und die Kritik fofort ..fertig ift mit dem Wort“] Wie bringt mich Herr Kuh in diefe Parallelen! . . .
Herr Kuh feßt mich in einen Widerpart gegen Ihre Mufe. der mir gänzlich fremd ift. Hoffentlich ift das öfterreichifche Publikum ver-nünftig genug. das Uebelangebrachte diefes Strateglers einzufehen und mich nicht provinziellen Vorurteilen zu opfern. Es fehlte nur noch. daß mir das bißchen Exiftenz. das mir Laube geftattet. durch diefe unfinnige Varallele verkürzt würde] Meine unaufhörlichen Bitten. die ich an Laube richte. mich an den Wohltaten der TantiEme mehr teilnehmen zu laffen. und mir die nicht zu fchildernden Schwierigkeiten meiner Exiftenz zu erleichtern. fcheitern an feiner Herzenskälte und feiner voll-ftändigen Gleichgültigkeit.
Ich verfprach. Ihnen nach der im Iuni abgehaltenen Konferenz des Verwaltungsrates unferer Stiftung zu fchreiben. Leider muß ich mich darauf befchränken. mitzuteilen. daß zwifchen dem Lotterieverein in Dresden und dem Verwaltungsrat ein Vertrag gefchloffen ift. der für die Stiftung beruhigend ift. Dingelftedt. der auf Reifen ift. fcheint nur die Vollzähligkeit der gerichtlich zu vidimierenden Unterfchriften abzuwarten. Im Uebrigen hätte ich. von meinem Standpunkte aus. nur das Unerfreuliche zu melden. Ich will es nicht tun. da ich in einer gebundenen Stellung lebe. Sollten Sie Dingelftedt in Wien fehen. fo bitt' ich. auch von diefem Geftändnis keine Erwähnung zu tun. Grade ihm fteh ich am fchroffften gegeniiber. Von der Ueberzeugung mach' ich kein Hehl. daß ich eine Rettung der wahren Beftimmung der Schillerftiftung nun darin fehe. daß fie in Weimar fortkommt. daß die Satzungen. die am 10. November 1864 einen neuen Vorort ver-langen. unverändert bleiben. und daß die Wahl. mindeftens fechs Monate vorher. in aller Ruhe. ohne Ueberftürzung. ohne Beeinfluffung. beffer noch fchriftlich als durch Generalverfammlung. vollzogen werde. Als neuer Vorort diirfte fich. aus Rückfichten des Dankes. des Ineins-

*) Bezieht fich auf Halms ..Begum Somru“. den Emil Kuh auf das fchimpf-lichfte_rezenfiert hatte. wobei er fich auf ein angebliches Urteil Gußkows berief. das diefer niemals abgegeben hatte.

lebens mit unferer großen Neuerwerbung. der ausgezeichneten Per-
fönlichkeiten. wie Pfodenhauer*). Gürtel. Carus. Iudeich") nur
Dresd en empfehlen. Darum fich gruppierend: (Preußen) Breslau.
(Oefterreich) Wien. (Bayern) Nürnberg. (fiidweftdeutfche Staaten)
Darmftadt. (freie Reichsftadt) Hamburg. Alle anderen Lockungen.
z. B. mit dem hiefigen ..Schillerhaufe“ (für ..Kanzlei und Archiv“ [bis
jetzt noch große Namen für kleine Begriffel]) find nur Reclamen für
das Verderbliche.
Ich fchreibe diefe Zeilen. die mit meinem Amte nichts zu tun
haben. fondern von mir als dem Mitbegründer und Freund der Stiftung
kommen. und einem Mitbegründer und Freund der Stiftung vorge-
fchrieben werden. einem Ehrenmann. der. da meine Stellung fehr
fchwierig ift. fie als einen Akt des perfönlichften Vertrauens betrachten
wird und mir durch feinen Namen eine Bürgfchaft der unverbrüchliihften
Discretion ift - felbft gegen Ihre Herren Kollegen im Vorftand. Wollen
Sie mir eine befondere Freude gewähren. fo geben Sie mir in einigen
Zeilen noch eine ausdrückliche Beruhigung über die richtige Auffaffung
des Dranges. in welchem ich mich Ihnen gegenüber ausgefproäjen habe.
B e w e i f e für die Notwendigkeit meiner obigen Auffaffungen zu geben.
werd' ich mir leider verfagen müffen.
Mit Ihnen bekannter herzlicher Verehrung und. wie immer. auf-
richtig und treu ergeben Ihr
Gußkow.
Weimar. 9. Auguft 1863.
[LZ. Um noch einmal auf die alberne Kuh-Parallele zurück-
zukommen. auf Frenzel hab' ich in literarifchen Urteilen keinen Einfluß.
Ich muß ihn glauben. fichirren. denken und fchreiben laffen. wie eben
fein empfindliches und jede Bevormundung ablehnendes Naturell mit
fich bringt***). _
Der folgende Brief ift ausfchließlich Stiftungsangelegenheiten ge-
widmet und bezieht fich auf die Ö 1(und xu der Saßungen. (Die Unter-
ftützungsarten werden nicht genannt; Saßungsänderungen können nur
bei Zuftimmung von fo vielen Zweigftiftungen. die zwei Drittel des
Gefamtvermögens repräfentieren. erfolgen.) Diefe fpielten in Gußkows
Kampf mit dem Verwaltungsrate ihre 'bedeutfamen Rollen; Halm als
Vertreter der Wiener Zweigftiftung bei der Generalverfammluug feinen
Anfchanungen zugänglich zu machen. ift der Hauptzweck des Briefes:
Weimar. 27. Auguft 1864.
Mein hochverehrter Herr nnd Freund!
Obgleich Sie mich durch die fchweigende Aufnahme meiner Ihnen
im Frühjahr gefchickten Herzensergießuug nicht ermuntert haben. Sie

*) Dresdener Oberbiirgermeifter,
**) Mitglieder der Dresdener Zweigftifung.
*FM Karl Frenzel übernahm 1861. nach Gußkows Rücktritt von der Redaktion.
die Leitung der ..Unterhaltuugen am häuslichen Herd.“

an Jhr früheres Wort zu erinnernj ich könnte offen zu Jhnen reden, fo drängt mich doch die hohe Wichtigkeit der Fragem die innerhalb der Schillerftiftung nunmehr ihrer Erledigung entgegengehen- wiederum_ an eine Jnftanz zu appellierem die nach allemj was ich zu beobachten glaubef die entfcheidende ift„ die Wiener und zunächft Ihre eigene Anficht.

Sie werden beftürmt werdenf nach Ö xu der Saßungen- Jhr Vermögen zu jenen 2/3 fchlagen zu laffenj die nötig findj um Aenderung der Saßungen zu meiden (von Dresden wegen der Oeffentlichkeitj von Weimar oder deffen Beauftragten wegen fernerer fünfjähriger Weimarer Vorortfchaft).

Jch kann Jhnen die Verficherung geben„ daß ich, ohne im mindeften auf die Meinungen der Zweigftiftungen gehorcht zu haben, doch vollkommen weiß, daß die Neuwahl Weimars durchaus zweifelhaft ift. Man 'fieht in Weimar nicht eine von gebieterifchen Tatfachen und reicher Vertretung allfeitiger Teilnahme empfohlene Vofitiom fondern nur eine einzige Berfonf Dingelftedtf der man nicht 10 Jahre lang die Herrfchaft über das große Schillerftiftungsgebieß das vielleicht mit der Literatur felbft adäquat ift- laffen will. Jch kann als Gen-eralfekretär und Begutachter von des Jahres über 100 literarifchen Exiftenzen nur fagen: Es wäre gewiffenlos gehandelt die Stiftung in einer Stadt von 12 000 Einwohnern zu laffenr die durchaus unliterarifch geworden ift und nicht das mindefte Material befißtf uni mit der Literatur au content zu bleiben! Weimar gehört dem Tode und der Vergangenheitj die Schillerftiftung dem Lebem der Gegenwart und der Zukunftl Eine einzige dürftig ansgeftattete Leihbibliothek ift die Quelle die bei jeder Gelegenheit- wenn man fie befragen muß verfiegt, Ich bin armfelig über die neuefte Literatur unterrichtet, wie vielleicht wenige; aber immer nur auf fein eigenes Gedächtnis angewiefen bleibem muß bedenklich werden. Eine Schillerftiftung gehört fich in eine große Stadt, in den lebhaften Kontakt mit Literaturfreundenx die mit der Zeit mitgehen.
“ Hier ift davon geradezu nichts zu finden.

Jhnen in Wien liegt vor allem an der Oeffentlichkeit. Auch da teile ich Jlmen mit„ daß nicht alle den alten Standpunkt der Schillerftiftung verlaffen haben. Das geiftlofe Gefchreibfel des jetzt in den Verwaltungsrat gekommenen Dresdener Ziegler*) in feiner Brofchiire „Die Schillerftiftung und die Oeffentlichkeit“ kann niemanden bekehrt haben. Die Zeitungsartikel, die er für feine Meinung und die der altem jetzt in Dresden dominierenden Lotterieherren anführt- hat er alle felbft gefchrieben, der überbetriebfame Mann.

*) Der Reifefchriftfteller Alexander Ziegler; die Zeitnngsartikeh die Gußkow erwähnt, waren in den „Dresdener Nachrichten“ enn 1. April und 24. Mai 1864 erfchienen. Auch das „Frankfurter Tageblatt“ und die Münchener „Allgemeine Zeitung“ bemängelten Gußkows Gebahren, namentlich die Verleihung von Stiftungen an Auerbach nnd Griepenkerl.

Aber gut. das Prinzip fiege. fiege wenigftens in Betreff der ..Ehrengaben" - foll nun darum die Generalverfammlung ..Aenderung der Saßungen" votieren?
Ich widerrate dies aus heiligfter Ueberzeugung. Wir bekommen mit Aenderung der Saßungen die unangenehmften Konflikte mit den Regierungen. die fich die Genehmigung der Aenderung vorbehalten haben. namentlich mit Sachfen und Preußen. Meiner Meinung nach follte die Generalverfammlung einer auf Jahrhunderte berechneten Stiftung die Huldigung bringen. daß fie nach winzigen 5 Iahren nicht fchon diefe kurze Erfahrung für maßgebend erklärt. fondern in konfervativer Selbftüberwindung gleich zu ,Beginn fagt: Die Saßungen bleiben unverändert.
Wie nun mit der Oeffentlichkeit und Ö X?
Ich rate ein- Proviforium. Da die Frage der Oeffentlichkeit Erwägungen mancherlei. pro und contra. anregt. fo laffe man es erft auf einen V e r f u ch mit ihr ankommen, Man nehme auf etwa 2 Iahre die Praxis an: Iede Unterftüßung. Ehrengabe. Penfion ufw. wird nur in der Vorausfeßung erteilt. daß der Empfänger. um das Vertrauen zur Stiftung zu machen. Vorurteile zu widerlegen ufw.. für die empfangene Wohltat dadurch feinen Dank bezeigt. daß er der Verwaltung geftattet. wenn fie will. in ganz oder halboffizieller Weife ab und zu Bekanntmachungen zu erlaffen. die nicht im Widerfpruch mit Ö l(ftehen. Man hat gefagt: die Empfänger können fich ja felbft anzeigen] wie es in Wahrheit auch bei fürftlichen Penfionen. die nie von den Gebern bekannt gemacht werden. gefchieht. Aber nur wenige Empfänger taten es bisher. Wie follten fie auch dazu kommen; wie eine paffende Form dafür finden? Ießt übernimmt die Verwaltung felbft diefe Dankabftattung. diefe B e k a n n t m a ch u n g der Dankabftattung. . .
Auf diefe Art bleiben die Saßungen vorläufig unverändert. und die. die nur deshalb auf Wiens und Dresdens Oeffentlichkeitsdrang rechnen. um Ö x11 in Anwendung zu bringen (Addition von ?(3- des Stammvermög-ens) und mit Aenderung von F 1(auch den Saß hineinzubringen zu Z l7 ..Der Vorort kann wiedergewählt werden“. diefe verlieren ihr Spiel.
Eine 20_25 jährige Praxis des wandelnden Vororts wird vielleicht endliche Fixierung bringen. Jetzt ift die Erfahrung zu jung. Ießt wiirden die Vorteile der Fixierung nur von Perfonen. nicht von Tatfachen geerntet werden.
Städte. die man als zweckmäßige. neue Vororte bezeichnet. find: Dresden. Berlin. Frankfurt. Stuttgart. Wien. Leipzig ift fogar für Karlsruhe. Einladungen zu fürftlichen Tafeln find überflüffig.
Wer Weimarfche Orden haben will. foll fie auf anderem Wege als durch die Schillerftiftung erwerben.
Es ift eine Gewiffenspflicht. daß ich gerade Ihnen. dem Vorfißenden des maßgebendften Eomites. diefe meine Meinung über das Schickfal einer mir fo werten. von mir zumeift ins Leben gerufenen Stiftung

offen ausfpreche. Sie werden jeßt den Befuch Dingelftedts empfangen. Er wird Ihnen beweifen. daß die Addition des Vermögens von Wien. Dresden. Weimar beinahe die 2% zuwege bringt. die nötig find. um die Saßungen iiberhaupt nur anzuriihren. Erklär-te Wien: Wir laffen die Saßungen unverändert und fuchen unferen alleinigen Wunfch. größere Oeffentlichkeit. durch ein gefchäftliches Proviforium von einigen Jahren . . zu erreichen. fo ift die Stiftung . . in ihrer Entwickelungs-fähigkeit gerettet.

Traurig genug. daß ich als Generalfekretär für alle diefe meine lleberzeugungen. die nur der Sache dienen. durch den gänzlich mit Dingelftedt übereinftimmenden Verwaltungsrat im Stiftungsleben fo gut wie mundtot bin.

Mit herzlichem Gruß und verehrungsvoll wie immer Ihr

Gußkow.

In Stiftungsangelegenheiten war dies der leßte Brief Gußkows an Halm; am 15. November 1864 erbat er feine Entlaffung vom Generalfekretariate. die er am 29. November erhielt.

Wieder aufgenommen wurde die Korrefpondenz. als Halm feit dem 11, Iuli 1867 als Generalintendant der Wiener Hoftheater fungierte. Wiederholt erbat fich Gußkow brieflich die Berückfichtigung feiner älteren und neueren dramatifchen Produktion. ohne Erfolg zu haben; unter Salms Jntendanz findet fich keine Premiere eines Gußkowfchen Stückes. Er fchreibt ihm:

Keffelftadt bei Hanau. 2. März 1868.

Mein hochverehrter Herr und Gönner!

Bei dem vielfachen Tumult und Lärm. den Sie feit länger als einem halben Iahr in Ihre ftille. behagliche Bücherwelt. wo ich Sie einmal vor Iahren befuchte. haben eindringen laffen. kann ich mir nicht verfagen. Ihnen einmal ein Lebens- und Anteilzeichen zu geben. obfchon es von einem Manne kommt. von dem man geneigt fein müßte. anzunehmen. daß ihm das Streiten und Hadern der Welt und nun vollends um Angelegenheiten der Bühne gleichgültig geworden ift]

Die Rechte der Vegetation machen fich aber geltend. das Wachstum meiner Wurzeln kann ich nicht hindern. und fo bin ich denn auch. fo* widerwärtig niir die Wiener Iournaliftik bei Ihrer unifonen Ge-häffigkeit gegen mich werden mußte. aufmerkfam der ganzen Burg-theaterfrage gefolgt. foweit ich mich aus der alten und der neuen „Vreffe" dariiber orientieren konnte.

Wie ich über Laub e denken mußte. war fchon einmal Gegenftand einiger Zeilen. die wir wechfelten. als ich noch in Weimar war. Vor acht Tagen haben die .,Rückblicke"*) auch meiner Erwähnung getan und

*) Diefe „Rückblicke“ find Laubes „Gefchichte 'des Burgtheater-s“. in Fort-feßungen zuerft m der „Neuen freien Vreffe“ erfchienen.

meines Abfcheidens von der Bühne. Mich überrafcht wahrlich von jener Seite nichts. Auf zwei eingefandte Stücke bin ich ohne alle Antwort geblieben, Die Art. wie Laube. ich glaube. es war 1856. verhinderte und mir geradezu verbot. dem ftürmifchen Ruf des Publikums bei Aufführung der ..Ella Rofe"-zu folgen. halte ich für den Anfang jener fchmählichen Behandlung. die ich feitdem von der Wiener Iournaliftik erfahre. Wien ift eine Stadt des Enthufiasmus, Ift es im Zuge des Wohlwollens. fo foll man nicht fich fträuben. es anzunehmen. Der Umfchlag kommt nur zu leicht. Ich wurde damals. felbft nach dem 5. Akte noch. fogar aus der Loge der Kaiferin mit Applaudiffements gerufen. und er ftand neben mir und fagte: ..Du gehft nicht] Ich *muß es nachher büßen] Es heißt. wir machen Demonftration!" Ein Autor. der bis dahin über 2() Iahre lang in Wien liebenswürdig behandelt worden war. und zum erfteumale Gelegenheit fand. Wohlwollenden perfönlich entgegenzutreten. briiskierte das Vublikum -- die Schuld fiel auf mich. Es hieß. es wäre Hochmut. und mit eigenem Ohre hörte ich beim Hinausgehen von Damen den Ausruf: ..Unverfchämt. nicht zu kommen -!" Die Kritik hatte es dann leicht. die gute Meinung abzukühlen. 'Noch wie heute hör' ich. als die 2. Vorftellung war. und wir uns nach ihr bei der klugen Rettich zum Nachtimbiß einfanden. wie Ihnen auf Ihre leife Frage: Wie war's? Laube antwortete: Flau. oder noch Schlimmeres*).

Bei alledem hatte ich unter Laube den Vorteil. daß. da er fich felbft des Iahres circa 20-25mal gegeben machte. er ..Schandenhalber" ab und zu auch für andere feiner Richtung forgen mußte. Denn nach feinem Shftem würde ich als Burgtheaterdirektor. wenn ich in feine Fußftapfen getreten wäre. mir 50 Abende haben herausbringen können; denn ich glaube. die vergeffenen unter meinen Stücken find noch nicht "in dem Grade vergeffen wie auf der gefamten deutfchen Bühne „Struenfeu" und ..Monaldeschi“.

Mir ift unbegreiflich. wie man von Ihnen verlangen kann. daß Sie die ..Böfen Iungen“ geben. Noch unbegreiflicher. wie es Ihnen Laube zumuten konnte . . . Kritiker und Vroduzent zu fein in Einer Verfon verträgt fich nicht derfelben Bühne gegeniiber oder man müßte fchreiben. wie zu Witthauers") Zeit gefchrieben wurde. Mir fchickte Hülfe-n meinen ..AntonioVerez"***). der angenommen war. zurück. wie ich mir in den ..Unterhaltungen am häuslichen Herd". ..Bemerkungen über den Charakter der Religiofität Sr. Majeftät des Königs Friedrich Wilhelm 17. erlaubt hätte". in Wahrheit. weil ich einige Vorftellungen feiner Bühne getadelt hatte, Weitentfernt bin ich. folcher

*) ..Ella Rofe“ ftand von 1856-1864 auf dcm Spielpläne und wurde fechzehnmal gegeben. -

**) Friedrich Witthaner. einer der fcinften Schriftfteller des vormärzlichen Wien. gab bis 1895 die ..Wiener Zeitfchrift“ heraus.

f tUnter dem Titel ..Vhilipv und Serez“ in Stuttgart wenig erfolgreich -au ge u r.

Tyrannei recht zu geben. Es ift aber ein anderes. wenn man ein Inftrument für fo f>)lechtgeworden erklärt. wie Laube das Burgtheater. acht Tage nach feinem Adgange. und doch darauf fpielen will. Soll der Direktor dulden. daß in feine Truppe der Geift der Meuterei ge- fchleudert wird? Soll er die Hand bieten. daß die Meuterei zum Ausbruche kommt? Das künftlerifche Wirken und Schaffen verlangt ein friedliches. neutrales Zufammenwirken . . .
Landes ..Böfe Iungen“ (ein aktuelles Drama. das den Selbftmord des Finanzminifters Brück behandelt) kam unter ungeheueren Demon- ftrationen für den Verfaffer am Theater an der Wien zur Aufführung. Halm hätte. auch wenn er nicht Landes perfönlicher Gegner gewefen wäre. das Stück im Burgtheater nicht darftellen laffen können. zumal er forgfam bemüht war. fowohl den früheren Direktor als auch Gußkow felten zu Worte kommen zu laffen. Am 15. April fchrieb ihm diefer neuerdings aus Keffelftadt einen beweglichen Klagebrief. worin er die Nichterledigung feines oben zitierten Schreibens urgiert und dann fort- fährt: . , . . Ich erhebe aber auch die Bitte. die Möglichkeit erwägen zu wollen. od nicht bei dem Mangel an Novitäten und infolge der- zu erwartenden Ablehnung des Uedermaßes an franzöfifchen Stücken eine oder die andere meiner älteren dramatifchen Arbeiten in das* Repertoire des Burgtheaters aufgenommen werden könnte. z. B. meine Tragödie ..Bugatfchew'h leßtere wefentlich in der Form. wie diefelde in derlneueften Ausgabe meiner Dramen (Leipzig. bei Brockhaus 1862)- vor iegt.
Schließlich glaube ich. angedeutet zu haben. daß ich mit Dank eine Beruhigung entgegennehmen wiirde über die Beforgnis. daß mein am Burgtheater feither in gewiffen Interwallen regelmäßig gegebenes Stück ..Das Urbild des Tartuffe" der kirchlichen Konflikte wegen bei Seite gelegt worden fein möchte. während ich doch umfomehr auf fernere Wiederholungen desfelben zu rechnen haben follte. als meine ebenfalls im Burgtheater einverleibt gewefenen Stücke ..Zopf und*- Schwert") und ..Königsleutnant“ durch den politnfchen Freigeift in Wegfall kommen mußten.
Der Schlußpaffus des Briefes ift von befonderem Intereffe. er zeigt. wie ängftlich Halm alles von der Hofbühn-e fernzuhalten fuchte.. was Laube ihrem Spielplane einverleidt hatte. wenn es den Anfchein hatte. daß es „oben" mißliebig aufgenommen werden könnte. Den harmlofen ..Königsleutnant“ ließ Halm freilich noch 1868 hie und da abfpielen. von diefem Iahre an auch nicht mehr. Wie fehr diefe Ver- fchließung des Burgtheaters auf Gußkow einwirken mußte. zeigt der leßte Brief. Halm hatte ihn brieflich zu beruhigen und zu vertröften verfucht; recht fkeptifch antwortete Gußkow:

*) Letzte Aufführung 1865 unter Laube.

Keffelftadt bei Hanau. 29. Auguft 1868.
Mein hochverehrter Freund]
Es hat mir. felbftverftändlich. wohlgetan. in dem gegenwärtigen *Ehef der kaiferlichen Theater den alten perfönlichen Gönner behalten .zu haben und aus Ihren im Frühjahr erhaltenen Zeilen zu entnehmen, daß Sie auf die Förderung meiner Intereffen bedacht bleiben wollen. Vergeben Sie mir aber auch das offene Geftändnis. daß Ihr Ablehnen meiner nächften Vorfchläge und Ihr Vertröften auf günftigere Zeit mich *an die außerordentliche Artigkeit und liebenswürdige Eourtoifie er- innerte. womit die Nachrichter jemanden. deffen Kopf fie aus den Schultern nehmen. erft um Verzeihung bitten. Sie machen mit meinen Vorfchlägen und Bitten fo gemütlich tabula reiZa. daß nicht minder. wie Sie über meine fubmiffefte Eingabe an die k. k. Hofburgtheater- direktion gelacht zu haben erklärten. fo auch ich bekennen muß. nach Durchlefung Ihrer mir werten Zeilen gelacht zu haben. freilich ein wenig mit Zufatz von Schmerz und Aerger. ..Fiir den Augenblick ifts mit allen Ihren Wünfchen und Bitten nichts; es wird Ihnen aber nicht unangenehm fein.“
Ich habe mir dann manchmal das Repertoire darauf angefehen undmir gedacht: Wie angenehmunangenehm muß es doch dem M o f e n- thal fein. in diefer Zeit mit den ..deutfchen Komödianten" hervor- zukommen. den Weilen mit „Edda“ und anderen mit anderen viel- begehrten und preffanten Stückenl Ach. ich habe noch andere von den Toten auferftehen fehen und war ganz nahe. an meine. wie Laube mich immer verficherte. und allerdings auch die „Kritik“ nicht in Ab- rede ftellte. durchgefallenen Stücke ..Weißes Blatt". ..Ottfried“ ange- kommen. Doch. wie gefagt. über folche Gedanken. Gedanken. die etwa fo fich formulieren: Am Burgtheater. das alle Tage fpielen muß. lebt manches fort. was überall tot ift (vergleiche 5-6 Stücke Bauern- felds u. a.). warum follte nicht auch von Dir - ? über folche Grübeleien fährt Ihre Feder dahin wie ein Hauch über die erften An- fänge eines Liihtbilds. Da nun gar noch an ein Experiment mit ..Pugatfchew“. ..Antonio Perez" oder dergleichen denken] Daß ..Zopf und Schwert" fürder „unmöglich" fei. ift Ihnen auch nicht vielmehr als (Verzeihung. ich greife nach dem nächften Bilde vor meinem Fenfter) eine zufällig vom Baume fallende Birne.
Nun bliebe alfo nichts übrig. als 1) der Beweis. daß Wagner gefund ift - alfo ..Acofta7' (auch Sonnenthal fpielte ihn fchou). 2) ..Ur- bild des Tartuffe“ - als Beweis. daß der neue Burgtheaterchef keine geheimen Inftruktionen oder wohl gar Antipathien hat. 3) „Werner“ bringt mir kine Tantiemen. war aber jahrelang ein bequemer Lücken- biißer. 4) ..Königsleutnant“ bedarf eines Gaftes. . . .

von Karl Gußkow F. Hirth
_-fi *
Jn allem Ernfh ich habe im Oktober Einnahmen nötig. Bringen
Sie mich im September einigemale heraus] Dixi.
Begierig bin ich auf das Refultat *Jhrer Vreisausfchreibung*),
' Jm Oktober will ich Jhnen auch ein vieraktiges Luftfpiel vorlegen und
* nun haben Sie alle Hände voll zu tun.
Mit herzlicher Ergebenheit und hochachtungsvoll Jhr
Gußkow.

*) Die Breisausfchreibnng war am 30. Oktober 1867 erfolgt. Die 2 Vreife erhielten unter 197 Stücken Schaufert für „Schach dem König“ und Wolfgang von Müller fiir „Ueber den Barteicn.“

Eremitage bei Bayreuth

Verückenfträucher und verfchwieg'ne Gänge
Und langer grünverwachfene Alleen,
Einfiedlerklaufen mit verliebter Enge,
Die unter alten Buchen träumend ftehn.
Ein Venustempel - künftliche Ruinen-
Und ein Theater wie für Heroinen
Sieghafter Schönheit in das Grün geftellt.
Und Wafferkünfte die vor langer Zeit
Um amoureufe junge Nhmphen fpielten
Und ihre zärtlich-weißen Glieder fühlten:
O du vertändelte verliebte Welh
Verfchwärmte. töricht-füße Seligkeit] . . . . . .
Vor langer Zeit . . . Leis plätfchern die Fontänen,
Eintön'ge Glöckchen klingen durch die Nacht,
An fchlanken Säulen füße Frauen lehnen
Und durch den Bark hin bebt ein weiches Sehnen-
Das all-es Tändeln noch verliebter macht.
Und endlich langes. warmverhülltes Schweigen.
Der volle Mond beginnt heraufzufteigen.
Nur einmal noch durchbebt ein Laut die Stille
Des weiten Backs: ein Laut in weicher Füller
Von einer Frau, die leife„ lockend lacht.
blora Zcaun,

Alfred Mayer (Miinchen):
Olaf Gulbranffon

Die Führung in der Malerei des 19. Jahrhunderts wird den Franzofen zuerkannt. Sie haben den Vorfprung bis in' die Gegenwart behalten. Deutfche Maler ziehen noch immer nach Paris. um zu lernen. womit nicht gefagt fein foll. daß der franzöfifche Einfluß in jedem Fall erfpkießlich fein muß. Gerade in jüngfter Zeit erleben wir es. daß Eezanne auch d e u t f che Talente in Verwirrung bringt.

Auf dem Gebiete der Graphik ift es anders. Daumier und Lautrec zwar bleiben uns immer imponierende Größen. und vielleicht haben wir diefen Beiden keine adäquaten Künftlererfcheinungen in Deutfchland gegeniiberzuftellen. Andererfeits hat fich iin der Gegenwart das Niveau deutfcher Graphik derart gehoben. daß jeßt von einer Präponderanz der Franzofen auf diefem Spezialgebiet nicht mehr gefprochen werden kann. Man vergleiche daraufhin nur die führenden Vertreter franzöfifchen Humors im Album „[68 maitrSZ (le 1a Carricature“ mit unfern Mitarbeitern am Simpliziffimus. Eine Abhängigkeit der Deutfchen von den Franzofen ift in keinem Fall zu fpüren.

Das Aufblühen der Graphik zu neuer Bedeutung ift im Vaterlande Albrecht Dürers keiner Zufälligkeit zuzufchreiben. Im Zeitalter der Gotik war den vortrefflichen Meiftern der .Graphik keine Kunftgattung zweiter Ordnung. viel eher war ihnen Stift. Stiche(und Griffe(das geeignete Werkzeug. dem befonderen Zeitgefühl oder Stilempfinden Ausdruck zu verleihen. In unferer Zeit fehen .ganz hervorragende Talente wie Stauffer-Bern. Ferdinand Hodler. Max Klinger. Peter Halm u. a. m. die befte deutfche Tradition fort. Mehr aber als in vergangenen Zeiten ift - als Produkt anferes ironifchen Jahrhunderts - die karikaturiftifche

WSW/u*-
.7- /7
a x .
.VV
nx l
g.
1 LK*
o> e ..
. 7
5.* ,4, / ,
MGB/Y!, >24. . - p
a iii-*-
/ .
"-

olli-_K
W (Zu unferm AufiaÃŸ Ã¼ber Gul-
branffon)

*"- ruc

Untreue."
"Rx
*- Ã– 1: > ÃŸ
'QVCZY/
M

Olaf Gulbranffon Alfred Mayer

Zeichnung zur Entwickelung gekommen- begünftigt durch die Erfindung neuer Verfahren in der Reproduktionstechnik. Speziell durch die Grün- dung des „Simpliziffimus" und durch das neue Farbendruckverfahren gelangte die Wißblattzejchnung zu unerwartet auffälliger und künftle- irfcher Bedeutung. Diefes deutfche politifch-fatirifche Wochenblatt brachte plößlich eine große Anzahl bis dahin verborgener Talente zum Erblühen.

AlZ uns fein Gründer und Verleger Albert Langen einen fkandinavifchen Zeichnen von dem hier gefprochen werden follr zuführtex - hatte der „Simpli“ in einem faft fiebenjährig-en Krieg gegen die Auswüchfe in Politik und Gefellfchaft Boden gewonnen. Unter Thomas Theodor Heine? Führerfibaft hatte fich ein ganzer Stab bedeutfam-er Künftler

Alfred Mayer Olaf Gulbranffon
"'-

durchgefeßt. Die Rollen waren fo verteilt. daß in ganz wundervoller Er-
gänzung jeder ein begrenztes. aber ausfchlaggebendes Stoffgebiiet ver-
forgte. und was das Wichtigere war. es lernte jeder mit mehr oder
weniger Gelingen in der durch die Reproduktionstechnik vorgefchriebenen

Formel fich kn a p p auszudrücken. Den Grundfaß für jeden geiftreichen
Zeichner hat einmal Max Liebermann treffend fo formuliert: ..Zeichnen
heißt weglaffen“.

Olaf Gulbranffon Alfred Mayer

Nur der geiftfprÃ¼hende Thomas Theodor war von Anfang an im
Stoffgebiet nicht beengt, Er forgte immer bis zum heutigen Tage fÃ¼r die
groÃŸe Weltfatire. HÃ¤ufig zu Gaft erfchien damals der NumÃ¤ne Vascin.

"x

*GGW-..ZW
diefer fabelhafte Schilderer der aktuellen Sittenverderbtheit und De-
kadenz. Durchaus von d e u tf ch er Art fÃ¼hrte fich der geniale. leider

fo früh verftorbene Rudolf Wilke einf der fich mit Bruno Vaul zufammen gerne in den niederen Schichten des Volkes bewegt. Bruno Vaul bevorzugt die plumpen bajuoarifchen Typenf die er grandios der Flächenwirkung eines neuen monumentalen Vlakatftils einordnet. Thönh und Reznirekr die fo fleißigen Mitarbeiter. ftanden in künftlerxifcher Beziehung gegen die .genannten zurück.

Olaf G u l b r a n f f o 11 berührt fich in feiner Weltanfchauung nur mit Rudolf Wilke. Dir-fe zwei Optimiften kennen keinen höheren Zweck, als das Lachen in uns zu entbinden.

Gulbranffon empfindet und fieht ausfchließlich in Linien, Er ift unter feinen Kollegen der Zeichner Kat' exochen. Auch Rudolf Wilke zwar beineiftert die Linief die meiften feiner Zeichnungen verraten indeffen den verkappten Maler, der von der momentanen Jmpreffion ausgeht. Er erreicht oft rembrandeske Wirkungen, Yascin und Reznicek wurzeln im Malerifrhem aber auch all die übrigen fpüren zeitweife den Drang. fich farbig zu betätigen. Thomas Theodor malt Bilder, ,wenn eine Feiertagsftimmung über ihn kommt. Seine forgfältig ausgeführten landfchaftlichen und arehitektonifchen Hintergründe verraten ohnehin die Neigung des Malers. Wir wiffenX daß ausgefprochene Zeichnertalente wie Buick) und Oberländer eine gleiche Sehnfucht zum Vinfel nicht unterdrücken konnten. Diefes den meiften gemeinfame Beftreben erfcheint faft wie eine Beftätigung des längft überwundenen VorurdeilS. als ob die Graphik doch nicht ganz gleichbereclnigt mit der Schwefterkunft auftreten könne. Gulbranffon allein -* man mag noch an Emil VreetoriuS denken - kennt diefen Ehrgeiz nicht, Wenn er die Farbe benüßtf fo dient fie ihm . nur dazuf die Kontur fchärfer hervortreten zu laffen. Dadurch. daß er bei der Stange bleibt. niemals das Bedürfnis empfindet. mit der Malerei zu kokettieren. dadureh ift er esF der die z e i ch n e r i f the K a r i ka t u r z u r K u n ft e r h o b e n h a t. Dabei wird man vom Autor des „Chriftoforus" (in Nr. 36, zehnter Jahrgang des Simpli) aber nicht behaupten wollen, daß ihm die malerifche Begabung fehle. Diefeß ikonographifeh intereffante und malenifch behandelte Blatt (der Chriftoforus- trägt auf feinen Schultern den ruffifchen Kaifer durch ein Blutmeer) fteht

im Werke des Zeichners einzig da. denn Gulbranffon fucht
fernerhin felden das zweite Talent in fich auszubilden. Es ift ihm wohl
fympathifcher und mag ihm künftlerifch nicht minderwertiger erfcheinen.
nur mit dem Stift möglichft knapp in wenigen Strichen und Schnörkeln
fich auszudrücken.
Wie merkwürdig ift es doch. daß diefer uns aus Skandinavien im-
portierte Künftler am Simpli heute den echteften Vertreter d e u t f ch e n
Humors darftellt. Man wäre faft verfucht. feine Vorläufer in Bufch und
Ober-länder zu erkennen. Diefer aus vollem Half-e lachende Bejaher des
Lebens. ohne Galle. urgefund. von keinerlei dekadentem Zuge ange-
kränkelt. bäuerifch im guten Sinne und doch empfänglich für die feinfte
Kultur unferer Zeit. ift als Norweger eine ne u-e Erfcheinung. Wie
anders verbarrikadiert fich fein großer humorbegabter Landsmann Ibfen
hinter der Satire. Gulbranffon hat den Trieb. fich unverhüllt. unzwei-
deutig. unfhmbolifch und beherzt zu entladen. Er hatte als fein Arbeits-
feld einen Teil der politifchen Satire am Simpli übernommen. Der Not
gehorchend. nicht dem eigenen Triebe. Sein freiheitsdurftiges Tempe-
rament kann fich ficher nicht im Dienfte einer Tendenz zufrieden geben.
Er hilft fich durch den Ausweg. daß er immer das Menfchliche zum Aus-
gangspunkt feiner Ironie wählt. Ift Kunft nichts anderes als Geficht
feines Vorftellungsbefißes. fo gehört Gulbranffon zu den eminenteften
Küniflern der Gegenwart. Er hat einen Schaß von Beobachtungen in fi>)
angefammelt. Er empfängt durch das Auge und fchafft aus dem Gedächt-
nis. Sein Linienftil ift abftrakt. fein Kunftempfiuden lebendig. Das
Wefen aller Kunft läßt fich auf einfache Formeln zurückführen. Die
heterogenften Kunfterfcheinungeu unterftehen. wie wir wiffen. ein und
derfelben Gefeßmäßigkeit. i
Gulbranffon. der Künftler des 20. Jahrhunderts n. Chr.. ringt nach
dem leßten und kürzeften Ausdruck und gelangt dabei zu einem Refultat.
das mit der geometrifchen Formel übereinzuftimmen fcheint. durch die
bereits in der altägnptifchen Kunft die entfche'idende und für immer
gültige Beobachtung fixiert worden ift. Erft die Sublimierung der geo-
metrifchen Linie. die charakteriftifche Ueberfchneidung. bringen das fo

moderne Eigenleben einer GulbranfionfÖen Zeichnung bewor- Haupt-
fächlich aber die unerhörtefte phhfiognomifme Begabung. Die Art. wie er
feinem Gedächtnis eine nie gefehene Erfcheinung auf Grund von Voc-
ftellungen oder Vhotographien einprägen kann - ermöglicht es ihm. die
Menlfben in größter Lebendigkeit wiederzugeben. Viele in der Serie der
..berühmten Zeitgenoffen“ find nicht ähnlich. aber doch von fo fuggeftiver
Kraft. daß wir an die von Gulbranffon hervorgetriebenen Charakteriftik.
glauben müffen. ja fie nachträglich am Original entdecken. Befonder'
humorvoll find feine Entdeckungen des Tierhaften im Menfchenantlt.
und -Geftalt. Verblüffend ift die Gedächtnisarbeit in Rekonftruieren der
Typen auf Vergangenheit und Zukunft. Die Illuftrationen zu Ludwig
Thomas ..Tante Frieda" werden erft dem die ganze Freude geben. dem
die Verfönlichkeit des Autors bekannt ift. Nur fo. wie ihn Gulbranffon
vor uns hinftellt. kann der 15 jährige ..Lausbub" ausgefehen haben.
Gulbranffonfche Karikaturen wirken durch fie. ohne Textbegleitung.
Sie unterfcheiden fich merklich von den Produkten der Illuftratoren. der
ach fo geiftreichen Zeichner. die zum Bilde den Kommentar des Wortes
benötigen. Selbft Thomas Theodor ift vom Gedanklichen ganz untrenn-
bar. Gulbranffons Talent wird - wie gefagt - im Dienfte einer
Tendenz nicht zu Schaden kommen. Unbeftechlich und gewappnet bewährt
fich die künftlevifche Diktion von Olaf Gulbranffon. Seine Entwicke-
lungsmöglichkeiten ruhen in der eigenen ftarken Berfönlichkeit. Er ift
niemals auf Abwege geraten. niemals hat feine Leiftungsfähigkeit Rück-
fchritte merken laffen. So lange wir ihn unter uns haben - diefen no()
jungen robuften Doeißiger - werden wir uns das Lachen nicht >-
gewöhnen.

Georg Hirfchfeld:
Die Nixe vom Güldenfee
Ein Märchen der Gegenwart
Coyxkixbe bei' 8. &daniela-Fer', .Foul-8, Wrlagxanetalt, 8mm [NW.
Fortfeßung

Da blühte es rings und fang das Vreislied ewiger Schönheit. Uber Freia war nicht mehr da. Gefchieden fagten die einen - verfchwunden die anderen, Gefchieden und verfchwunden aus Menfchenliige und Leben - das war eins. So fühlte es der Geiger. Und er wußte wenn er in das Farbenwunder der erwachten Natur hinausfah, daß fie nicht fern fein konnte. Nicht in eine fremde Stadt jenfeits des Weltmeeres war Freia gezogen, wie die Leute fchwaßtem wie der verlogene Wirt ihn glauben machen wollte -- im Bannkreife des Güldenfees war fie noch heutey nur dorthin, in ihre wahre Heimat konnte fie aus dem Menfchen-leben, das fie enttäufcht und verraten hatte' geflohen fein. So nahm er denn feine Geige und fuchte fie, und als er fie nicht fand- wußte er fie doch unfichtbar in feine Nähe zu bannen. Wochenlang durch Traum und Tag, wanderte Fifelinus auf den Uferwegen und höher im felfigen Geröll. Bald kannten ihn die Tiere in Wald und See -- fie flohen nicht mehrr wenn er kam, fie blieben ihm nahe, fie folgten ihm fogar und laufchten gebannt feinem Spiel, nicht anderst als wenn die Nixe zu ihnen gefprochen hatte. Eines Abends aber wurde er fehr müde. Er hatte fich weit verftiegen und einen befchwerlichen Abftieg zum See hin-unter machen müffen. Endlich, als es fchon dunkelte und der Waffer-fpiegel die Metallfarben deS Sonnenunterganges trug, hatte er ihn er-
Namenlofe Erfänitterung lähmte den Geiger. Er ftand, die Arme ausgebreitet, mit brechend-em Blick. Ein leiferr wehevoller Seufzer ent-rang fich feiner Bruftr und rotes Herzblut fchien ihm folgen zu müffen.

..Fifelinusl" Sie nahm feinen Kopf in ihre Hände. ..Küffe mich!“
Er blieb regungslos. und fie näherte nun ihren Mund dem feinen. fie drückte ihre warmen Purpurlippeu auf feine eifigen fahlen.
..Leb' wohl. Bruder! Du kennft mich nun und wirft durch dein Gefühl von mir erftarken. Leb' wohl! Wir fehen uns nicht wieder!“
..Waruml Warum diefe lehre Höllenqual?"
..Ich habe gelobt. keinem Menfchenautliß mehr zu erfcheinen. Und du bift ein Menfch. wenn du auch mein Bruder bift."
..Töte mich!"
..Ich will dir Leben geben! Deine Kunft war bisher nur eine dunkle Gewalt für dich. mehr Verhängnis als Erlöfungi Sie befaß dich mehr. als du fiel Nun wird es anders werden. Fifelinusl Ießt haft du deiner Kunft ins Herz gefehen!“
..Und fluche ihr! Iawohl] Ich fluche ihr! Was ift die Kunft! Ich will das Leben! Ich will dich! Dich!“
..Bruder!“
..Ich foll dich nicht wiederfehen?"
„Nie mehrt"
..Ich foll die Gabe der Geifterwelt befißen und nicht genießen?"
..Genieße fie _ du wirft mich fehen. ohne daß ich da bin! Du wirft mich hören. ohne daß ich zu dir fprechel"
..Schon wieder Traum] Verfluchter Traum! Das Erbteil des Krüppelsl Ich werf' ihn von mir! Ich verachte ihn] Wachen will ich! Herrfihenl Ueber die Meufchen! Durch dich! Durch das Leben! An deiner Seite!"
Freia verfchwand.
Er blickte wild umher. Er fuchte fie vergebens. Still lag der See - nur der Abendwind rafchelte im Röhricht. Da rief er nach ihr. in lang gezogener. öder. furchtbarer Klage: ..Freial Freia! Verlaß' mich nicht!" *
Es fchwieg. Noch einmal tönte feine Stimme. ftärker als je. iu fchauriger Verzweiflung: ..Freiai Schwefterl Dich kennen. ohne' dich leben? Was verlangft dal?"
Todesftille.
Da nahm er die Geige und fpielte den Wodaustanz. Entfeßt ver- * bargen fich die Fifche im Grunde. Die Vögel fuchten flatternd den Wald auf. Nur die Wefpen und Mücken hefteten fich an den Geiger und ftachen ihn tollkühn. um ihn zum Schweigen zu* bringen. Aber ver-

gebens. Die Geige aus glühende Herz gepreßt. den blißenden Bogen. fchwingend. wanderte er rund um den See. mit feltfam hüpfenden Schritten. Nicht einmal, hundertmal, Jmmer haftiger. immer fchneller. Jedesmal. wenn feine irre Geftalt an der Grotte vorüberkam. blieb fie ftehen. und das Spiel feßte einen Augenblick aus - er wartete er glaubte immer wieder. jeßt lockte er fie, jeßt kam fie und blieb bei ihm. den Tanz der Freiheit mit ihrem Bruder in die beftürzte Menfchenwelt zn wagen - aber vergebens, Es täufchte ihn diesmal, Und weiter zog Fifelinus. rund um den See - rund um den See fang und ächzte heulte feine Geige. Kein Ende kein Ende. Bis ihm die Verfolger. durch Sebaftian gewißt. von der anderen Seite entgegenkamen. ihn feffelten und den Wahnfinnigen fortfchafften. zur Stadt hinunter. ins Jrrenhaus. Doch bevor er fich ergeben. hatte Fifelinns noch die Geige an einem Felsblock zerfchmettert. Den unverfehrten Bogen verwahrte ein Hirtenknabe,

1x.

Bevor Sebaftians Sommergäfte kamen! verließ ihn fchon feine größte Hoffnung. Die Ungarin ließ ihn abfallen. als er feine Werbung wagte.. und kehrte auf ihre Güter zurück, Diefe Enttäufchung verwirrte Sebaftians gefamten. bis ins Kleinfte durchdachten und geficherten Zukunftsplan. Dazu kam noch, daß fein bummelnder Bruder Schulden auf feinen Namen gemacht hatte daß er die Eltern in Wien unterftüßen mußte. und daß feine eigenen Gläubiger fich nicht mehr zufrieden geben wollten - mit Fre'ia war das Glück vom Güldenfeehotel gewichen. das wurde ihm erfchreckend klar und immer klarer. Was war das? Nächte fie fich doch noch an ihm? Er hatte fich in eine fo fchöne anfpruchsvolle Dankbarkeit hineingewöhnt. und nun - nun zeigte fie ihm ihre Tücke. Sein düfterer Fatalismus machte ihn fchlaflos. Der allzu fchnell Verwöhnte wurde ein mürrifcher- unaufmerkfamer Wirt. So litt der Ruf feines Haufes.

Es gab wohl noch viele Naturfchwärmer. die dem Güldenfee zuliebe fchlechte Behandlung mit in Kauf nahmenj aber die eigentlich zahlungsfähigen, denen es ohnehin befchwerlich war. in die einfame Höhe hinaufzufahren, blieben allmählig fort und befuchten bequemere Baradiefe.

Ein außerordentlich heißer Sommer kam. Gewitterfchwüle laftete täglich auf den Bergen. der See lag lau und regungslos. Gefahr brütete im giftgelben Himmeh und eines Abends brach fie aus. Da erkrachte es plößlich. als ob die Engel über den Wolken auf alle Donnerpauken-losgelaffen wären. da riß ein furchtbarer Bliß fein Zickzack in das laftende

Dunkel. Die Gäfte des Güldenfeehotels faßen eben an der 'kohle cl'dota - dem Herrn von Seligmann fiel der Zwicker in die Suppe. und Miß Aberdeen wurde ohnmächtig wodurch die fonft bezwungene Vanik ausbrach. Alle erhoben fich von der Tafel - Sebaftian konnte die Verwirrten nicht mehr zur Ruhe bringen. Er hatte heute auch keine Macht über fie - mit leerem Blick. von Hiße und Angft erfchöpft. ftand er am Fenfter und ftarrte in das wütende Durcheinander. in den ftürzenden Regen. Vlößlich aber. noch ehe man fich vom Entfeßen der Höllenmufik erholt hatte. kam ein viel ftärkerer. gewaltigerer Schlag. grüner Feuerfchein erfüllte den ganzen Speifefaal. und alsbald ertönte ein angftvoller Schrei vom Hofe her: ..JG bin getroffen! Feuer! Feuer!“ Ein Hausknecht hatte ihn ausgeftoßen. und man fah den Mann. vom Bliß gelähmt. ampBoden liegen. Das Stallgebäude aber hüllte fich fchon in fchwarzen Rauch - wie ein mutwilliges Feuerwerk fprangen Futterbündel. in praffelnde Funken verwandelt. gen Himmel. Jeßt wurde die Vanik vollkommen. Alles ftürzte zu den Ausgängen. Fenfterfcheiben krachten und fielen klirrend zufammen. denn befonders kühne Bergfteiger hatten diefen Weg gewählt. Herr von Seligmann ftieg brutal über eine ohnmächtige Gräfin fort. mit der er vor zehn Minuten noch galante Konverfation gepflegt hatte - junge. viel umworbene Damen wurden von ihren bleichen Kavalieren zur Seite geftoßen. Dabei drohte dem Speifefaal noch keine Gefahr. Nur die Vanik brachte Wunden. da2 Feuer nicht, Die Flammen drohten freilich vom Stallgebäude. wo fie immer üppiger emporfchoffen. auf das Hauptgebäude überzugreifen. Sebaftian verfurhte die dörfliche Feuerwehr zu organifieren - aber er tat es mit halben Sinnen. im Innerften wußte er. fein Hotel war verloren. Was er in der erften Stunde. da er Freia fich gewonnen. befürchtet hatte. erfüllte fich jetzt. Die höheren Mächte waren doch mit ihr verbündet. Solange fie bei ihm war. hatten fie gefchwiegen - nun aber entlud fich der ganze Grimm über den Entführer. Jeßt war er ihnen kein mächtiger Wirt mehr. fondern ein Staubkorn. das fie in die Luft bliefen. Sollte er Freia zu Hilfe rufen? Die verbarg fich gewiß im äußerften Schlupfwinkel ihrer kühlen Flut - er aber. der ihr kein Menfchenglück gebracht hatte. follte in heißen Flammen zugrunde gehen. .

Tränenlos. unverftändliche Worte ftammelnd. irrte er umher und gab es fchließlich auf. die fchwerfälligen Bauern. die ratlos daftanden und immer die falfchefte Stelle fchüßten. zu kommandieren. Fiir die Gäfte. die mit gerungenen Händen. dicht aneinander gedrängt. ohne Hut

und Mantel unter dem feurigen Himmel blieben. ohnmächtig zufahen. wie ihre Koftbarkeiten von Rauch und Waffer zerftört wurden. für feinefonft fo zart behüteten Gäfte hatte der Wirt jeßt weder Blick noch Wort.. Er ließ fie ftehen. er irrte an ihnen vorbei. Und Herr von Seligmann. der wie ein Erzvater im Kreife der Seinen vor dem brennenden Ierufalem ftand. rief befchwörend. die Fauft zum Himmel gereckt: ..Das ift ein. Wirt] In der Gefahr läßt er uns im Stich' Geld hat er von uns nehmen können. aber Rückfichten kennt er nichtl Das wird ihm teuer zu ftehen kommen! Heute ift Herr Sebaftian fertigt" Mit Verwünfchungen fchloffen fich die Umftehenden feiner düfteren Prophezeiung an. Sebaftian hörte es. ihm graute. aber er blieb nicht ftehen. er wagte es nicht. zu den Entrüfteten hinzutreten. ihnen Troft zuzufprechen - fachte zog er- [ich von der Stätte des Schreckens zurück. Doch als er zum See entwifchen wollte. wo feine leßte. dunkle Hoffnung war. ftieß er mit dem dicken.- Vfarrer zufammen. der eben heranwackelte. um wenigftens für die Seelen zu forgen. wenn die Feuerwehr verfagen follte. Sebaftian machte infiinkbip Kehrt. um nicht in Fluchtverdacht zu geraten. und eilte. den puftenden Vriefter an feiner Seite. dorthin zurück. woher er eben gekommen war. Er hörte dabei den Vfarrer beftändig unheilvolle Worte vorfich hinmurmeln und verftand nur: ..Stunde der Vergeltung! Heidentuml Sündenlaftl" Auf irgend eine Oppofition ließ er fich nicht ein. denn er dachte an etwas völlig anderes. Ihm war inzwifchen der Umftand klar geworden. der ihn am tiefften erfchütterte. mehr als alle Drohungen von Gott und Menfchen: das Hotel war nicht verfichert. Oder vielmehr. es war verfichert. aber bei einer Gefellfchaft. die vor dem Bankerott ftand. Iener Kapitalift. den er einft zur Rekognofzieru-ng des Güldenfees mitgenommen. hatte ihn überredet. fich diefer Gefellfchaft anzuvertrauen.. Nun war fie. wie ihr Vertreter. fallit geworden, Ein echter Sebaftian.. hatte er gar nicht anders können. als das leichtfertig 'Erworbene leichtfertig zu fichern. Sein Wiener Gottvertrauen hatte ihn diesmalgründlich getäufcht, So billige Volieen des Glaubens und der Börfe wurden die teuerften - auf feine Mehlfpeisköchin konnte er fich verlaffen. aber auf die Freundfchaft des Himmels nicht.
Der Vfarrer murmelte immer noch die an den Wirt gerichtete Bußpredigt vor fich hin. Das ertrug Sebaftian nicht länger. Schon wollte* er den afthmatifchen Eiferer anherrfchen. als ihm ein Zufall zu Hilfekam. Hochwürden ftolperden über die Deimfel einer Feuerfpriße und blieben wie ein darüber gehängter Sack liegen. Sebaftian dachte gar

nicht daran. dem Vedrängten zu Hilfe zu kommen. fondern er machte fchleunigft Kehrt und lief wieder mit mächtigen Sprüngen zum See hinunter. Endlich war er im Dunkel geborgen. Weitab lagen Rauch und Flammenzifchen. Beten. Fluchen und Gefchrei. Am Ufer blieb er ftehen. die wohltätige Kühlung dicht an den Füßen. und ftarrte auf das Reich feines einftigen Glückes zurück. Ein braunroter Schwall lag über dem brennenden Gebäude. Wie fchwarze. winzige Zwerge ftanden die vielen Menfchen herum. fcheinbar ganz untätig. ohnmächtig der Zer-ftörung zufchauend. Sie fchienen vor Entfeßen zu fchweigen. denn man hörte fie hier nicht. Man fah nur das Feuer. die Funken im Nacht-himmel. den Rauch und das Gewühl. Nun dauerte es fehon mehrere Stunden _ am Morgen war ficher alles leer gebrannt, Die Arbeit fiat-ker. heiß durchrungener Iahre war vernichtet.
Langfam wandte Sebaftian fich ab und fchlich den Uferweg entlang. den er eiuft an jenem erften Frühlingsmorgen gegangen war. Bald ftand er vor Freias Grotte. Seltfam - es regte fich nichts. Kein Fifch war zu fehen - weder Neugier noch Schadenfreude - und heute hatte doch die Stunde der Vergeltung für alle Verfolgten und Mißhandelten gefchlagen. Kein Wefen erfchien. um der Zerftörung der Zwingburg zuzufeben. Es lag kein Spott. keine Befreiung über der fchwarzen Wafferweite - eher ein milder Gram und eine ftolze Abgewandtheit. Hoffnung keimte in Sebaftian »- es wurde ihm gewiß. daß Freia es war. die das empörte Tiervolk befänftigt. Hohn und Hehe unterdrückt hatte. Spurlos waren alfo die Tage des Zufammenlebens mit ihm doch nicht an ihr vorübergegangen. Und er wollte fich ihrer einfamen Hoheit würdig erweifen. Noch einmal follte fie ihm helfen. ihn mit Drachengold verfehen. und fein neues Leben follte ihr beweifen. daß fie keinen Un-würdigen begnadigt hatte. Er fehte fich auf den gebrochenen Baum-ftamm und rief ihren Namen leife in die Nacht hinaus. In fiebernder Erwartung laufchte er - nichts regte fich. Da rief er fie wieder. in-brünftig. indem er fich mühte. die weiche Klangfülle. die ihm aus erften Liebeszeiten erinnerlich war. nachzuahmen. ..Freial Freia!" Ver-gebens. Ein Frofch hüpfte von der Sandbank ins Waffer zurück - fonft war nichts zu hören. Er erhob fich - die zitternden Hände faltend. betete er von neuem in die ftumme Ferne hinaus. Er m u ßte fie jeßt rühren. Sie konnte nicht ganz für ihn .erftorben fein. Aber Freia kam nicht. Sie hatte ihn wohl gehört und lag in ihrer Grotte. unfichtbar. von Gloß bewacht. der breit vor ihrem Körper lag und die abermalige An-

näherung des Menfchen befürchtet hatte. Er wollte fie jeßt vor ihm fchüßen - um jeden Vreis. Der weiche Lügner war gefährlich. wenn er erft verzweifelte, Gloß mißtraute Freias Liebeseinfamkeit - ihre fchlafenden Sinne konnten von neuem erwachen. und dann war fie ewig verloren. Die Nixe durchfchaute feine Befürchtung und ftreichelte den ehrlichen Moosrücken. Er brauchte keine Angft zu haben, flüfterte fie. fie fei blind und taub fiir Herrn Sebaftian. Aber Gloß blieb auf feiner Hut. .

Als der Wirt bis Morgengrauen gewartet. geweint. gefleht und gerufen hatte. verlor er die Faffung. Das verwünfafte Nixengezücht fah er nicht wieder - fie wollte ihn zugrunde gehen laffen -- alles war von jeher darauf gelegt gewefen, nun gut denn - fo ftrafte er fie jeßt mit ihrer eigenen Rache. Was fie ihm nicht zugetraut hatte, das follte ge-fcbehen- Er ging in den Tod. Zum Bettler wollte Sebaftian nicht werden. Und mit wilder Gebärde fprang er auf. rang feine Hände zum bleich-en Morgenhimmel und fchritt. die klappernden Zähne zu-fammenbeißend. ins Waffer hinab. Nicht fo fchnell. wie einem Selbft-mörder guttat- und ungefchiikterweife an einer Stelle, wo dichtes Röhricht war; ftatt tiefen Waff-ers feichter Schlamm und die Gefahr eines wirklich qualvollen Todes. Vielleicht hatte Sebaftians befferes Ich die Möglich-keit einer Rettung f>)on darin gefehen. Erft als er zu finken begann und feuchte. fäflangengleiche Feffeln an den Beinen fühlte. als er nicht unter-tauchte. fondern ftrampelnd fich immer ärger in den Schlinggewächfen verfing - da kroc_h die kalte. unerbittliche Todesangft über ihn her. und aus gepeinigter. ehrlicher Seele rang fich würgend ein Schrei nach Hilfe.

Als Freia dies vernahinf ftieß fie den beftürzten Gloß zur Seite und fchritt raufchendf aber nicht allzu gefchwind auf den Geängftigten zu.

„Sebaftian“ fragte fie und beugte fich wie über einen feltenen Fund im Waffer. „Was tuft du da?"

„Kommft du endlich?" rief er ächzend. „O cFreia! Ich will fterbenl“

„Und dann rufft du nach Hilfe?"

fpotte nicht] l Ich kann auf diefe Weife nicht zugrunde gehen! Ich will einen ehrlichen Tod fterbenl"

„Aber wann?“

Auf diefe feltfame Frage fand er keine Antwort. In aller Angft fah er doch prüfend in ihr Antlitz auf. Ein Lächeln entdeckte er nicht darin, aber eine undurchdringliche Entfchloffenheit. die ihn zittern machte. Sollte fie ihn jeßt noch verfinken laffen? War das Weib dazu fähig?

Gurgelnd wiederholte er das Wort Hilfe. zerrte wieder ein bißchen an den furchtbaren Feffeln und fchien dann vefigniert fein Schickfal von ihr abhängig zu machen. Sie lächelte. Er hatte genug gezappelt - länger follte er kein Sumpfwaffer fchmecken. Rafch machte fie ihn los. Dann führte fie ihn aufs Trockene. Er wollte vor feiner Retterin niederknieen. aber daran hinderte fie ihn. denn fie wußte jeßt. daß der Kniefall nur eine wirkfame. keine wahre Handlung des Menfchen war. ..Bleib ftehen.“ fagte fie fo rauh. daß er fie erfchrocken anfah. und heftig warf “ fie das Goldhaar über die Schulter fort. ..Was wollteft du von mir? Warum riefft du mich die ganze Nacht?“

..Freia.“ erwiderte er demütig. indem fein triefender Körper vor Kälte zitierte. ..Du bift jeßt wieder die hohe Göttin für miäi. das reine. unuahbare Weib -- ich könnte wohl Anfprüche auf dich machen. denn du haft deinen Gatten nach unferen Gefeßen böslich verlaffen. aber das tue ich jeßt nicht mehr. Ich unterwerfe mich dir als Menfch. Aber du weißt wohl. wie unglücklich ich bin. Sieh nur dort hinüber *- mein Hotel ift ein öder. rauchender Trümnierhaufe. ich bin ein verfchuldeter Bettler. ich kann jetzt fechteu gehen von Haus zu Haus. So endet das ungeheure Glück. das du mir gebracht haft. Bleibe ruhig. ich bitte dich - ich werfe dir ja nichts vor! Ich bin genug geftraft worden. das fiehft du hoffentlich. Daß der Himmel drohen fich auch noch bemüht hat. dich an mir zu rächen - das war wohl nicht' notwendig.“

..Torheit.“ erwiderte fie finfter. ..Der Himmel hat nichts mit mir. und ick) babe nichts mit dem Himmel zu fchaffen.“

..So fei mir wieder gnädig. Freia - fchau' mich wieder heiter an. deinen alten Sebaftian - der Himmel wird's ja auch tun. er macht ja jeßt fchou ein blaues Auge auf] Ach. Freia -l“

..Laß deine Blicke! Laß deine füßen Reden!“

..Blicke? Süße Reden?“

..Ich weiß. was ich davon zu halten habe! Was ift dein Begehr?“

„Wenn dn fo zu mir fprichft. verlier' ich allen Mut. Da wirft du mir's natürlich nicht erfüllen."

..Aber du haft doch wohl die ganze Nacht geglaubt. daß ich's erfülle? Als du mich riefft und riefft? Und dachteft doch. daß ich dein Haus aus Rache zerftört hätte?“

..Deine Logik ift entfeßlich. Freia. So gefcheit warft du früher nicht. Haft du dir das im Menfchenleben angewöhnt?"

..Was ift dein Begehr?“

*7.... *
K*v-.;*..//
Vompeo Battoni:
Die lefende bÃ¼ÃŸende Magdalena
(Galerie Dresden)

3-Z- 17, :Bea JB_
*/iÂ» 07 7b":
l nun-N817Â»-
x
'*P l: "f .'i_7.-'.-**_.-*'

..Alfo. ich fag' dir's! Bliße mich nicht fo fehr ani Ich ertrag' es nicht! Ich bin ein armer. hilflofer Menfch! Ich werd' mich zu Tode berkühlt haben] Aber mir bleibt nichts andres übrig - ich fag' dir's - nur du kannft mich retten! Hole mir noch ein einziges Mal. zum unwiderruflich leßtenmal. Freia. eine Mufchel voll Gold von der Drachenquelle!“

..Das tu' ich nicht."

..Freial Nur fo komm ich wieder in die Höhe!"

„Warte ein wenig! Ich will dir etwas anderes holen!“

Sie ließ den Verdußten ftehen und ftieg in ihre Grotte. ..Kommft du endlich wieder? l" japfte Gloß und fah fie befchwörend an. Sie aber lachte ihr filberhelles Lachen und gab ihm fogar einen Nafenftüber. Ietzt konnte der alte Karpfen fie nicht mehr in Gefahr glauben. Staunend fah er zu. wie fie etwas Blißendes aus einer Truhe nahm und damit entfchloffen zu dem Menfchen zurückkehrte. Sebaftian hatte inzwifchen höllenbange Minuten durchlebt. Als er die Nix-e wiederkommen fah. atmete er auf. „Du Treue." flüfterte er - aber fie ließ ihn nicht weiterfprechen.

* „Hierl“ rief fie und fchwang etwas fo Leuchtendes in der Luft umher. daß ihm die Augen davon übergingen. ..Geralt fieht mich nicht wieder - aber das Gefchenk. mit dem er mich begrüßt hat. fieben Zwerge fchleppten es mir herauf. das follft du habenl"

Sie warf ihm eine Kette zu - er konnte das Kleinod kaum halten und wußte in feiner Blendung nicht. ob es zu fchwer war. oder ob das Leuchten der Edelfteine ihn betäubte. Etwas nie Gefehenes hielt er in Händen. Ihm fchwindelte vor dem Rubinfeuer. vor dem dunkeln Glühen der Smaragde und Saphire. ein riefiger Diamant machte die Prüfung der wundervollen Goldarbeit faft unmöglich. Noch begriff er nicht. daß ihm der Schaß gehören follte. ..Geralt fchickte es dir?“ fragte er fchüchtern. „Weshalb?"

..Wes-halb] Wie kannft du nur fragen? Um mich bei der Rückkehr aus dem Mentchenleben zu begrüßenl"

Er ftreckte ihr die Kette wieder hin. Sie ftarrte ihm überrafcht ins Geficht. „Willft du fie mir wiedergeben? l"

..Nein. nein!“ flüfterte er erbleichend. ..Ich weiß ja noch gar nicht. ob fie mir gehören foll] So etwas Ungeheures _1"

..Sie gehört dir." erwiderte fie. in letzter Enttäufchung erkaltend. indem fie das Kleinod zu feinem Schrecken in den Schlamm fallen ließ. „Hehe fie nur auf. Sie gehört dir *- unter einer Bedingung."

..Was if_t das? l“ rief er. nachdem er den Schaß wieder gierig an fich gerafft hatte.
..Daß du verfchwiudeft und nie mehr an den Güldenfee zurückkehrft! Nie mehr!"
„Freia“ fagte er. das Kleinod ans Herz gepreßt. mit fchwacher Wärme - ..das verlangft du?" Ich foll meine Retterin meiden? Ieh foll dich nicht wiederfehen?“
..Nie mehrl“
..Aber wir waren doch einmal fo glücklich mit einander - foll das nicht wiederkommen?"
..Nie mehr! l Der Tod fteht darauf!"
Da fiel ihm das Herz in die Hofen hinab. Schlotternd verfprach er alles. Aber ohne die leßte Gefühlsbreite. ohne einen leßten Gemütserguß konnte der Wiener. fichergeftellt. nicht Abfchied nehmen. Er ließ noch einmal feine fchönen Augen fpielen. ..Freial Ein Abfchiedskuß! Damit weihft du mich fürs ganze Leben!"
..Mach'. daß du fortkommft!" fchrie fie. Und ein heulender Morgenwind feßte ein. Ihn fror entfeßlich. Es war ihm. als würde er jeßt hinausgezifcht und gepfiffen. Von Freias Geiftern. von ihr felbft. Das machte ihm Beine. Die Kette ans Herz gepreßt. lief er. ohne fich umzufehen. kläglich die Uferftraße entlang. Bis er an die Biegung des Weges gelangte. die über die Vaßhöhe zum Tal führte. Dort verfchwand er. Freia ftarrte ihm nach. hoch aufgerichtet. den Wurffpieß ihres Haffes. den fie gefchleudert hatte. in der Fauft. Sebaftian verfchwand anf Nimmerwiederfehen, Seine große Gründung aber verglomm jeßt traurig in der Morgenkühle. _
Ein leifes. krampfgefchütteltes Schluchzen war noch vernehmbar - dann hatte fie ihn endgültig überwunden. ihren Menfchentraum. Dann kehrte fie zu Gloß zurück und bat den Hocherfreuten. zu fchweigen. Er verftand fie. küßte ihre glühende Hand und verließ die Grotte. Freia blieb allein. Bis es Abend wurde. lag fie auf ihrem Ruhebett. dann erhob fie fich und fchritt in den See hinaus. Gewaltig. völlig geklärt wölbte fich über ihr der ausgeftirnte Himmel. Kein Gefchöpf war unter ihm fo frei. fo rein. fo einfam. wie Freia. Aber die vom Menfchenleben geweckte Sehnfucht ließ *fie jeht nicht fo. Eines Unnennbaren Braut er-lÜallLkt-L fie in der filberblauen Stille und flüfterte plößlich einen Namen. den fie vorher nie gewußt hatte -- das geftand fie fich ftaunend. wie zum Tode bereit. ..Albo!" fo tönte es raunend. klagend. mächtig anfchwellend

durch die Ferne. ..Albol" riefen ihre dürftenden Lippen und küfzten den Geliebten aus der Dunkelheit herbei. Sie fchwebte aufrecht auf dem Waffer. wahrer Glücksempfängnis bereit. Und da kam er. Da tönte es fchon mit Manneston. herrlich wie Gottesruf von weit her: ..Freial“ ..Albol“ ..Freia!"
Der Bräutigam drang durch das fchmale Fliißehen. das den Gulden-fee mit dem Meere verbindet - er fprengte das träge Wäfferlein faft, Ein brauner Triton. den Lilienkranz im Haar. ein Sohn des Meeres. riefenhaft und jung noch. wie ein Knabe. Es jauchzte im Weltall. als Freia ihm in die nervigen Arme fank. und ein Spriihregen von Stern-fchnuppen jagte über den fchwarzen Augufthimmel. Dann umfchlang der Bräutigam die Braut. und ohne Abfchied vom Güldenfee. von Gloß und feinen fchlummernden Fifi-hen. ging es in die wahre Beftimmung hinaus. Eine Hochzeitsreife tat die Nixe Freia mit Albo. dem Triton. wie die Götter in menfchenverfunkenen Zeiten. Durchs ganz-e Donauland. an fchlafenden Städten und Klöftern vorbei. die Sterne als leuchtende Tra-banten. Aber als der Morgen graute. fahen fie im erften Frührot das Meer. Und die Sonne ftieg. Ein herrlicher Empfang fiir Freia. In die blaue. wogende Unendlichkeit warf fie fich mit dem jauehzenden Ge-liebten. Hier wollte fie glücklich fein. Hier wollte fie Kinder gebären. Und Fifelinus' Geige glich hier dem Urton von Wogenprall und Windes-wehen.
Um Güldenfee behielten die Menfchen das Regiment. Still trauer-ten Glan und die Seinen um Freia. Aber fie gönnten ihr das Meeres-glück. Sie konnten es auch nicht hindern. daß nach Sebaftians Ver-ikhwjnden ein neuer Wirt an den See kam. ein feifter. freundlicher Mann. der das Vertrauen des Pfarrers und feiner Herde fchnell gewann. Er tilgte die Spuren feines fchwindelhaften Vorgängers. Bald ftand ein neues. prächtiges Haus. und die Fremden belebten noch zahlreicher. als früher. das Seeufer. Der Kronbergerfepp und fein Weib aber hatten nun einmal in all die helle. prakt-ifehe Wirklichkeit das dunkle Gerücht von einem überirdifchen Wefen gebracht. das mit dem verfchwundenen Glücksritter verbiindet gewefen wäre. Sobald der neue Wirt erkannte. daß außer dem guten Effen und der gewaltigen Naturfchönheit auch ein bißMn-"Nomantik zu den Loikmitteln fiir die Fremden gehörte. ließ der

gute Gefchäftsmann fich diefe Chanoe feines Unternehmens* nicht entgehen. Un eine wirkliche Nixe *glaubte er nie-hh auf die war er. auch gar nicht neugierig und hütete fich wohl„ ein folches Gezücht zu befchwören: Aber er beauftragte einen armen Künftlerf der bei ihm vorfprach eine Nixe auZ Marmor zu meißelnf mit allen Kräften feiner hungrigen Vhantafief und das Kunftwerk gelang, Es wurde in den See verfenkt, zufällig an der richtigen Steller dortf wo einft Freia? Wohnfiß gewefen, Hier lag die fehöne Vuppe nun im tiefen Grunde, über dem daZ klare Waffer grünlich * hinfloß. Sie wurde die größte Sehenswürdigkeit vom Güldenfee, und Ruderboote brachten die Fremden für fünfzig Heller an die Stelle.
Ende.

Knut Hamfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Norwegifchen von Pauline Klaiber
(Forme-PW 1.910 by Albert Langen. Antrieb.
Fortfeßung

Das waren fchlimme Tage; ich arbeitete ftrenger als je vorher. aber wie ein Schlafwandler. ohne Spannung. ohne Luft. Wenn doch nur der Kapitän bald käme!

Nach drei Tagen kam er. ftill und allein . . . die Leiche war nach Ehriftiansfand gefchafft worden. Er wollte [ich nur einen andern Anzug holen und dann gleich dorthin reifen. um über das Begräbnis dort zu bleiben.

Diesmal war er höchftens eine Stunde daheim. dann mußte er wieder fort. um den Frühzug zu erreichen. Ich fah ihn nicht einmal. denn ich war auf dem Felde. “

Ragnhild hatte ihn gefragt. ob er die gnädige Frau noch am Leben getroffen habe?

Da hatte er fie zuerft nur angefehen und die Stirn gerunzelt.

Aber Ragnhild hatte nicht nachgelaffen und ihn angeflebf- Lk möge ihr doch um Gottes willen etwas fagen. Und die andern Mädchen hatten auch hinter ihr geftanden und waren ebenfo verzweifelt gewefen.

Da hatte der Kapitän ihnen geantwortet - aber mit fo leifer Stimme. daß er gleichfam nur mit fich felbft fprach:

„Sie war fchon mehrere Tage tot. als ich ankam. Es war ein Unglücksfall; fie wollte iiber den Fluß hinüber. aber das Eis war zu dünn. Nein. es war gar kein Eis da; aber die Steine waren fehr fchlüpfrig. Doch. es lag auch eine Eisdecke auf dem Waffer."

Die Mädchen fingen zu jammern an. aber das konnte der Kapitän
ni>)t ertragen. Er ftand von feinem Stuhl auf. räufperte fich kräftig
und fagte:
..Schon recht. ihr Mädchen. geht jekt wieder hinaus! Hör.
Ragnhildl“ Und das war es. was er ihr unter vier Augen fagen wollte:
..Was wollte ich fagen? Haft du hier vom Flügel einige Bhotographien
weggenommen? Ich begreife nicht. wo fie hingekommen find.“
Da wurde Ragnhild keck; ihre Augen glänzten. und fie erwiderte
_ Gott fegne fie für diefe Lüge -:
..Ich? Nein. das hat die gnädige Frau eines Tages felbft getan."
..So. na fa. Ich konnte nur nicht begreifen. wo fie hingekommen
waren.“
Das erleichterte . . . Ja. diefe Aufklärung erleichterte dem Kapitän
das Herz!
Vor der Abreife fagte er noch zu Nagnhild. ich dürfe Oevrebö niäft
verlaffen. ehe er wieder da fei. -
14.
Nein. ich ging nicht fort.
Ich arbeitete - ich ftampfte die traurigften Tage meines Lebens
zu Tode und machte die Wafferleitung fertig. Es war ein wirkliches
kleines Ereignis auf dem Hof. als wir zum erftenmal Waffer herausi
laffen konnten. und es tat uns allen wohl. daß wir nun etwas neues
hatten. worüber wir untereinander reden konnten.
Lars Falkenberg hatte uns nun verlaffen. Zwifchen ihm und mir
war fcbließlich keine Berftimmung mehr gewefen; es war wieder ganz
wie in den alten Tagen. wo wir als Kameraden miteinander umhera'
gezogen waren. i
Ihm ging es beffer als manchem andern; er hatte einen leichten
Sinn und einen leeren Kopf. und außerdem hatte er eine unverwüft-
liche Gefundheit. Mit dem Singen auf dem Hofe war es jekt fteiliG
für alle Zeiten vorbei; aber er hatte in den letzten Jahren gewiß felbft
einen kleinen Verdacht in Beziehung auf feine Stimme gefaßt. und
nun warf er hauptfächlich damit um fich. wie er einft - feinerzeit -
bei Tanzfeften und bei Herrfchaften gefungen habe. Nein. mit Lars
Falkenberg ftand es nicht fo fchlimm. er hatte fein Gütchen mit zwei
Kühen und einem Schwein. außerdem feine Frau und feine Kinder.
' *' Aber was follten denn Grindhufen und ich anfangen? Ich konnte
zwar überall hinwandern; aber der gute Grindhufen konnte nicht wan-

dern. Er konnte nur an jedem Ort folange bleiben. bis ihm aufgekündigt wurde; und wenn diefe harte Meldung kam. dann war er immer fo verwirrt. daß er es nicht leicht nehmen konnte. fondern meinte. das fei für ihn ganz befonders fchlimm.- Nach kurzer Zeit aber fand er feinen Kinderglauben wieder - nicht an fich felbft. fondern an das Schickfal. die Vorfehung; es wurde ihm wieder leicht ums Herz. und er fagte: ..Ach ja. mit Gottes Hilfe wird fich fchon etwas finden.“
Aber auch ihm ging es gut. Wo immer er hinkam. fand er fich ausgezeichnet zurecht. und er wäre gern bis an feinen Tod dageblieben. wenn es von ihm abgehangen hätte. Heim brauchte er nicht zu gehen; feine Kinder waren erwachfen. und nach feiner Frau fehnte er fich nicht. O nein. der alte rothaarige Ausbund von früher fehnte fich jekt nur noch nach einem Ort. wo er arbeiten könnte.
„Wohin willft du von hier aus?“ fragte er mich.
..Sehr weit fort. hoch auf die Berge. nach Trovatn. in einen Wald.“
Und obgleich er es mir durchaus nicht glaubte. erwiderte er doch leife und nachdenklich:
„Das kann wohl fein.“
Nachdem die Wafferleitung fertig war. fchickte Nils Grindhufen und mich bis zur Rückkehr des Kapitäns in den Wald, Wir hackten _Stumpen heraus und fammelten die Zweige. die die Holzfäller liegen gelaffen hatten; das war eine leichte angenehme Arbeit.
„Du könnteft hier bei der Winterarbeit helfen.“ fchlug ich ihm vor.
..Von diefen taufend Stämmen ift eine Menge Brennholz da. das du gegen eine entfprechende Vergütung fägen und klein machen könnteft.“
..Ja. fprich mit dem Kapitän darüber!“ bat Grindhufen.
Und die Hoffnung auf eine lange Winterarbeit machte diefen Mann zu einer zufriednen Seele; er konnte mich gut leiden. Alfa auch Grindhufen ging es nicht gerade fcblecht.
Doch nun war ich noch übrig; und mir war es .gar nicht fo zumute. als könnte ich noch viel aushalten. - Gott beffere es!
' '
K
Am Sonntag trieb ich mich müßig umher und fand nirgends Ruhe.
Ich wartete auf den Kapitän. der heute zurückkommen follte. Um mich noch einmal zu vergewiffern. machte ich einen langen Spaziergang an den Bach hinauf. der unfer Wafferbaffin füllte. Ich wollte die beiden kleinen Bäche. die ..Quellen des Nils“. noch einmal ganz drinnen im Berge fehen.

Als ich auf dem Rückweg durch den Wald wanderte. begegnete mir Lars Falkenberg. der- von drunten kam und nach Haufe wollte. Eben ging der Vollmond als eine große rotleuchtende Kugel auf. und ringsum wurde es hell. Es war auch etwas Schnee gefallen. und die Luft war froftklar. daß man leicht atmen konnte. Lars war fehr freundlich; er hatte drunten im Dorf etwas mit Branntwein eingeheizt und fchwahte nun in einem fort. Aber es wäre mir lieber gewefen. wenn ich nicht mit ihm zufammengetroffen wäve.

Vorhin hatte ich eine gute Weile in der Felfenfchlucht geftanden und dem Raufchen gelaufcht. fonft war nichts zu hören gewefen. Ab und zu rafchelte es ein wenig. aber es war nichts als ein verdorrtes. zufammen-gerolltes Blatt. das von den gefrornen Zweigen herunterfi'el; und das klang faft wie ein kleiner Quell. Dann rauf>)ten Himmel und Erde wieder. und mich überkam eine milde Stimmung. Ein Dämpfer legte fich auf alle meine Saiten,

Lars Falkenberg wollte wiffen. woher ich komme und wohin ich wolle. Vom Bach? Vom Wafferbaffin? Das feien lauter Narrenpoffen. fagte er. die Leute follten -ihr Waffer felbft herbeitragen. Der Kapitän laffe jeßt während der Ernte pflügen und führe fo viele neumodifche Er-findungen und Mafchinen ein. daß er wahrfcheinlich eines fchönen Tages in die Luft fliegen werde. Ein reicher Ertrag. heiße es. O ja. aber man bedenke dabei nicht die vielen Ausgaben für alle diefe Mafchinen. und für jede Mafchine mehrere Leute! Was nur allein Grindhufen und ich in diefem Sommer gekoftet hätten] Und was er felbft während der Ernte gekoftet habe] In den alten Zeiten feien Reichtum und Mufjk auf Oevrebö daheim gewefen. Da fei man drinnen im Zimmer gewefen und habe dort gefungen, ..Ich will nicht davon reden.“ fagte Lars. ..Und jeßt ift bald nicht ein einziger großer Baum mehr im Walde übrig."

„Aber in einig-en Iahren gibt es wieder ebenfoviele."

„Ach. einige Iahre] Viele Jahre. denk an mich] O nein. Alter. es gehört mehr dazu. als nur Kapitän fein und kommandieren: Brrl. - fo fteht es da. Nun. er ift jeßt auch gar nicht mehr der. der das Wort führt. und ich fehe nie mehr jemand kommen. der ihn in allen Verhält-niffen um Rat fragt.“

„Haft du den Kapitän drunten gefehen? Ift er heimgekommen?“ unterbrach ich Lars.

..Ia. vorhin ift er angekommen. Er fieht aus wie ein Skelett. Na. woran habe ich denn eben gedacht. - ja. wann reift du ab?“

..Morgen.“ antwortete ich.
„Was. fchon morgen?" Lars wurde ganz wohlwollend gegen mich;
er fagte mir aufs freundlichfte Lebewohl und meinte. er hätte nicht geglaubt. daß ich fo bald fort wolle.
„Jin Frühjahr werd ich dich dann wohl wieder fehen.“ fagte er.
..Aber jeßt will ich dir etwas fagen: Du follteft dein Leben nicht immer fo vergeuden und es dir nirgends behaglich fein laffen. das fage ich dir nun zum leßten Male auf dem Wege. vergiß es aber ja nicht] Es geht mir zwar auch nicht fo brillant. aber ich kenne nicht viele von unferm Kaliber. denen es viel beffer ginge. und ganz befonders hier nicht. Ich habe doch, wenigftens ein Dach über dem Kopf. jawohl. Frau und Kinder. zwei Kühe -. eine. die im Herbft kalbt. die andre im Frühling -. und dann noch ein Schwein. das ift mein ganzes Eigentum. Doch ich will nicht. damit prahlen. aber wenn wir genau nachfehen. dann habe ich doch auch“ ein Gütchen. fo ift es."
..Ja. mit dir. wo du dich fo in die Höhe gebracht haft. fteht es allerdings *nicht fehl-echt.“ fage ich.
Bei diefer Anerkennung wird Lars immer freundlicher; er fließt über vor Wohlwollen und erwidert:
..Was das anbelangt. fo könnteft du felbft am allermeiften vorwärtskommen. denn du bift ni>it allein ein wahrer Taufendfaffa bei der Arbeit.. fondern kannft auch noch fchreiben und rechnen. Aber du bift felbft fchuld daran. und du hätteft das tun fallen. was ich dir fchon vor fechs Jahren geraten habe. nämlich ein oder das andre Mädchen vom Hofe hier heiraten. fo wie ich mir die Emma genommen habe. und dich dann irgendwo häuslich niederlaffen. dann müßteft du jekt nicht von Dorf zu Dorf' wandern. Und ich rate dir ganz dasfelbe jeht noch einmal.“
„Es ift zu fpät." erwidere ich.
„Ich du bift allerdings tüchtig grau geworden; deshalb weiß ich nicht. welches Mädchen von der Umgegend du hier bekommen könndeft. Wie alt bift du?“
..Ach ftill. frag mich nicht danach!“ .
..Es müßte ja auch nicht gerade eine ganz junge fein. Doch ich wollte dir noch etwas fagen, Komm ein Stückchen mit. dann fällt es mir vielleicht wieder ein.“
Ich gehe mit. und Lars fchwaht in einem fort. Er bietet mir an. beim Kapitän ein gutes Wort für mich einzulegen. damit ich auch eirr Stück Rodland bekomme, -

„Das ift doch fonderbar, daß ich das, woran ich dachte. fo ganz ver-
geffen habe" fagte er. ,.Komm. geh mit mir nach Haufe, dann wird es
mir wohl einfallen!"
Wie gefagt. er war voller Wohlwollen. Aber ich follte das eine und
*andi-e noch fertig machen und wollte deshalb nicht weiter mit ihm gehen.
„Den Kapitän kannft du heute abend jedenfalls nicht mehr fprechen.“
,.Nein.“ erwiderte ich, „aber es ift zu fpät. Emma ift fchou zu Bett,
ich ftöre nur."
.,Durchaus nicht," perfekte Lars. „Und wenn fie zu Bett ift- dann ift
*fie eben zu Vettf und du haft doch ficher auch noch ein Hemd bei mir liegen.
:Komm undfnimm es mit. dann braucht Emma den weiten Weg nicht zu
machen.“
„Reim aber grüße Emma von mir!“ wagte ich nun zu jagen.
„Im das werd irh. Und wen-n du wirklich keine Zeit haft. mich bis zu
.meiner niedern Hütte zu begleiten. - gehft du morgen in aller Frühe
weg?“
Ich dachte nicht mehr daran. daß ich den Kapitän heut abend nicht
'mehr [prechen konnte, und fagte.ja.i>1 ginge fehr früh weg.
„Dann werde ich Emma gleich jeßt noch mit dem Hemd hinunter-
fchicken,“ fagte Lars. „Und nun leb wohl für diesmal. Vergiß nicht.
was ich dir gefagt habe!"
So trennten wir uns.
Als ich eine Strecke weiter bergab gegangen war. verlangfamte ieh
meine Schritte. Was ich noch packen und fertigmachen wollte, eiiie eigent-
-lich gar nicht. Ich drehte alfo wieder um und wanderte, leife vor mich
-hinpfeifend. noch eine Weile im Mondfchein umher. Es war ein herr-
licher Abend, nicht fehr kalt. nur eine weiche Ruhe über allen Wäldern.
So verging wohl eine_ halbe Stunde, als zu meiner großen Ueberrafahuno
.plößlich Emma mit dem Hemde daherkam.
' '
*
Am nächften Morgen ging weder Grindhufen noch ich in den Wald.
*Grindhufen war beunruhigt und fragte mich:
„Haft du fchou mit dem Kapitän wegen mir gefproehen?"
„Ich hab ihn noch gar nicht gefprochen.“
„Du wirft fehen. er wirft mich hinaus. Wenn er nur ein klein
.bißchen Energie hätte. ließe er mich das Holz kleinmachen. Uber er kann
fich wohl kaum noch einen Knemt halten.“

„Das fagft du. Grindhufen? Und du konnteft den Kapitän früher“
recht gut leiden?"
.,Ja. das weißt du auch. Ja. felbftverftändlich ift der Mann felbft.
ganz gut und recht, Hm. Jch möchte wiffen. ob nicht am Ende der Floß-
infpektor jeßt etwas Ordentliches für mich zu tun hätte. denn der Jn-
fpektor ift ja ein fchwer reicher Mann."
Um acht Uhr traf ich mit dem Kapitän zufammen. und wir fprachen-
eine Weile miteinander. Dann kamen ein paar Nachbarn zu Befuch. die
wohl kondolieren wollten. Der Kapitän fah angeftrengt aus. war aber
durchaus nicht gebrochen; fein Benehmen war feft und beftimmt. und er
fprach über einen neuen Blau mit mir. Er hatte halb und halb die Ab-
ficht. ein Trockenhaus für Heu und Getreide einzurichten.
Und nun war wohl nirgends mehr etwas Reparaturbedürftiges auf
Oevrebö. Nein. nirgends mehr war etwas in Unordnung: keine Ge-
miitsbewegungen. keine abgebeßte Seele . , . Beinahe mit Wehmut dachte
ick. an das alles, Niemand mehr ftellt freche Bhotographien auf den
Flügel im Zimmer. aber es fpielt auch niemand mehr auf dem Flügel;
er ift mit dem leßten Klang verhallt. - nun fchweigt er. Denn Frau
Falkenberg ift niäjt mehr da und tut nun weder fich felbft noch andern
etwas zuleide. Nichts von dem alten ift mehr da. Nun fragt es fich. ob es
wohl fpäterhin wieder Freude und Blumen hier auf Oevrebö geben wird?
„Wenn er _jeßt nur das Trinken nicht wieder anfängt." fage ich zu
dem Knecht Nils,
„Ach nein.“ erwidert er, ..Jch glaube gar nicht. daß er je getrunken*
hat. Er hat gewiß nur fo getan; eine Weile hat er es toll getrieben.
Doch. um von einem aufs andre zu kommen. - fiel)t man dicht im Früh-
jahr wieder hier?"
„Nein. jeßt komm ich nicht mehr.“ erwidre ich.
Wir verabfchieden uns voneinander. Nils und ich, Das Gleich-
gewicht diefes Mannes. fowie feine rechtfchaffene Gefinnung werde ich-
nie vergeffen; und ich fehe ihm nach. während er über den Hof hingeht,
Da wendet er fich plößlich um und fragt:
„Bift du geftern im Wald gewefen? Liegt der Schnee fo tief. daß;
ich mit dem Schlitten Holz holen kann?"
„O ja." antworte ich.
Da tritt er erleichtert in den Stall. um anzufpannen.
Jetzt kommt auch Grindhufen dazu. der ebenfalls in den Stall will.
Er bleibt einen Augenblick bei mir ftehen und berichtet. der Kapitän habe*

ihm ganz von felbft die Holzfällerarbeit im Walde angeboten. ..Mach foviel von dem Klafterholz klein. wie du kannft." fagt er. ..Bleib noch einige Zeit da; wegen des Lohns werden wir uns fchon einigen." - ..Ich danke. Herr Kapitän.“ fagte ich. - ..Geh jeßt und melde dich bei Nils." fagte er. „Ach, was für ein ftattliaher. prächtiger Menfch] So gibt es nicht viele.“

Nach einer Weile läßt der Kapitän mich rufen. und ich begebe mich gleich auf fein Zimmer. Er bedankt fich für meine Arbeit im Hof und draußen und rechnet mit mir ab. Dann wären wir eigentlich fertig mit- einander; aber er kommt wieder auf das Trockenhaus zu fprechen. und 'wir reden eine Weile darüber. Jedenfalls könne vor Weihnachten keine .Rede davon fein. fagt er. aber wenn die Zeit da fei. würde er mich recht gern wieder hier haben. Zugleich fieht er mich voll an und fagt:

..Aber du kommft jeßt wohl nie wieder hierher?"

Ich ftußte. hielt aber feinen Blick aus und antwortete:

„Meinl"

Als ich hinunterging. dachte ich noch weiter über feine Worte nach, Hatte er mich durchfchaut? Jn diefem Fall hatte er mir ein Vertrauen bewiefen. das ieh fehr hoch anfchlage. Er war doch -ein gebildeter Mann. Vertrauen? Aber was koftete ihm das? Ich war ein abgedankier Menfch. Er hatte mim ruhig auf dem Hofe geduldet und mich tun laffen. 'was ich wollte. bloß wegen meiner gänzlichen Unfchädlichkeit. So war es wohl, Jm übrigen gab es auch gar nichts zu durchfchauen.

Und ich ging überall herum und verabfchiedete mich von allen. von 'Nagnhild und von den andern Mädchen. Als ich dann mit dern Ranzen -auf dem Rücken über den Hof ging. fagte der Kapitän von der Frei- treppe aus:

..Es ift mir eingefallen . .. Wenn du zur Bahn willft. könnte dich der Kleinknecht hinfahren.“

Der gebildete Mann! Aber ich dankte und nahm das Anerbieten nicht an. So abgedankt fühlte ich mich doch nicht. daß ich nicht diefe Strecke Wegs hätte Fuß gehen können!

* !

t

Jeßt bin ich wieder in meiner kleinen Stadt. Und ich bin hier ein- gekehrt. weil das Städtchen auf meinem Wege nach Trovatn und dem Hochgebirge liegt.

Hier ift es gerade wie früher. nur daß jetzt ober- und unterhalb des

Wafferfalls eine dünne Eisdecke über dem Fluffe liegt. und auf dem Eife felbft Schnee,

Hier in der Stadt forge ich für einen Anzug und fonftige Aus-
kültuug. und nachdem ich gute neue Schuhe bekommen habe. gehe ich mit den alten zum Schuhmacher. fie befohlen zu laffen. Der Schuhmacher knüpft ein Gefpräch mit mir an und bittet mich. Vlaß zu nehmen. ..Woher kommft du?" fragt er. Und dann werde ich auf einmal in den Geift der Stadt hineinverfeßt,

Später fchlendre ich auf dem Kirchhof umher. Auch hier hat man
fich für den Winter eingerichtet. Die Pflanzen und Büfche find mit Stroh umhüllt. und über viele empfindliche Grabft-eine find hohe hölzerne Ge-häufe geftülpt. und diefe Gehäufe find überdies durch einen Anfirich ge-fchüßt. Es ift. als hätte man gedacht: „Seht. hier habe ich nun diefen Grabftein; mit einiger Vorficht kann er für mich und die Meinigen in vielen Generationen verhalten.“

Der Weihnachtsmarkt wird auch gerade gehalten. und ich geh für eine Weile hin. Was da alles zum Verkauf ausgeboten ift] Buttertonnen. Stühle aus ausgehöhlten Baumftämmen. die ausfehen. als kämen fie aus der Unterwelt. rofenfarbige Faufihandfchuhe. Mangelhölzer. Fuchsfelle. Und es find auch Vferdehändler und Viehzüchter da. die fich mit be-trunkenen Leuten vom Tal einlaffen; ja. auch Inden find da. die den andern eine ausgeleierte Tafchenuhr oder auch zwei anfchwindeln wollen. obgleich es in der Stadt kein Geld mehr gibt. Und die Uhren find aus dem Lande. wo Böcklin - nicht her war. wo niemand und nichts her ift. Ach. unfer Weihnachtsmarkt!

Aber am Abend gibt es hier Beluftigungen für alle und jedermann.
Ia. in zwei Sälen wird getanzt; wahre Meifter fpielen auf Hardinger Geigen. Das ift wunderbar fchön; man kann nichts andres fagen. Die Geigen haben eiferne Saiten. und - es ift keine Redensart - es ift wirklich eine Mufik mit einem Stachel. der durch Mark und Bein geht. Sie wirkt verfchieden auf die verfchiednen Menfchen; einige fühlen fich von nationaler Süßigkeit durchdrungen. andre fletfchen die Zähne und heulen vor Wehmut. Noch nie ift durch fo eine Mufik mit einem Stachel größere Wirkung erzielt worden.

Dann wird getanzt.

In einer Vaufe fingt der Schullehrer das folgende poetifche Lied:

..Du alte Mutter fchindft dich krank.
Es rinnt der Schweiß wie Blut. . .“

Aber einige von den tollen Burfchen wollen nur immerfort tanzen. Was foll das auch! Da ftehen fie mit dem Arm um ihre Mädchen und rufen: ..Das Singen fchickt fich nicht!" Der Sänger hält inne. ..Wasl" ruft er. ..Nicht fchicken? Dann würde es fich felbft für Vinje *) nicht fchickenl“ Es gibt einen Aufruhr. eifriges Hin- und Herreden. lautes Schimpfen. Gefchrei. - Noch nie ift mit einem Gefang voll Voefie eine ftärkere Wirkung erzielt worden.

Und es wird getanzt.

Die Mädchen aus dem Tal haben fünf rote Unterröcke an. aber das macht nichts; fie find es gewohnt. fchwer zu tanzen. Es wird getanzt. daß es nur fo dröhnt. der Branntwein heizt auch ordentlich ein. der Hexen-keffel brodelt. Morgens um drei Uhr kommt die Volizei und klopft mit ihrem Stock auf den Boden. Vunktuml Die Vaare gehen hinaus in den Mondfchein und zerftreuen fich in der Stadt und in der Umgegend. Neun Monate fpäter liefern dann die Mädchen aus dem Tal den Beweis. daß fie troß allem einen Unterrock zu wenig angehabt haben. Niemals hat ein Unterrock zu wenig eine größere Wirkung getan]

Der Fluß ift ftill geworden. er ift nichts mehr fürs Auge. der Winter ift über ihn gekommen. Er treibt zwar noch die Holzfchleifereien. Säge-werke und Mühlen. die an feinen Ufern ftehen. weil er ein großer Fluß ift und bleibt; aber er ift ohne Leben und hat fich felbft eine Decke über-gelegt.

Und dem Wafferfall ift es vollends fchlecht gegangen. Ich habe doch einft vor ihm geftanden. habe in feine Waffer hineingefchaut und gedacht: ..Wenn ich immerfort in diefer raufchenden Welt da drunten leben müßte. - welche Folgen würde das für mein Gehirn haben? Ießt ift der Waffer-fall klein und murm-elt nur leife; es wäre eine Schwach. wollte man das Raufchen nennen. Ach. lieber Gott. er ift ja nur noch die Ruine eines Wafferfalls! In Armut ift er verfunken. große Steinblöcke ragen überall hervor. ein paar Baumftämme haben fich fchräg und gerade darüber gelegt. trocknen Fußes könnte man jeßt auf den Steinen und Baum-ftämmen hinüberfpringen. “

' *
*

*) Vinje:Norwegens erfter Dialektdichter._

Fortfeßung im nächften Heft

Rund
Olivier
In einer eben erfchienenen Schrift. die fich ..Die lehren Tage des Minifieriums Emil Olivier. Juli-Auguft 1870") betitelt. verfucht Heinrich Seeholzer. auf 103 Seiten den Beweis zu führen. um den fich Olivier in einem zwölfbändigen Werl felbft bemüht hat. daß der franzöfifche Vremierminifter nicht der Urheber des deutfch-franzöfifchen Kriegs gewefen ift. Für die Kataftrophe macht er auf deutfcher Seite ganz allein den Fürften Bismarck verantwortlich. auf franzöfifcher Seite die Kaiferin Eugenie. den Minifier des Aeußern Gramont. der auf Wunfch Napoleons (ohne feine Minifierkollegen zu befragen) den Voifchafter Venedetti wild gemacht hat. und AdolpheThiers. derin der Kammer Jahre lang zum Kriege hehte und an der Bildung der Ueberzeugung von der ftrategifchen Ueberlegenheit der Franzofen iiber alle andern Völker wefentlichen Anteil hatte.

Aus dem Material. wie Seeholzer es zufammenftellt. ergibt fich in der Tat. daß Olivier den Krieg am allerwenigften gewollt hat. Aber er wollte den Krieg nicht aus dem Grunde vermeiden. weil er etwa der Anficht gewefen wäre. daß die Franzofen fiir einen Krieg

*] Verlag Art. Jnftitut Orell Fiißli. Zürich.

ichau
nicht vorbereitet find. fondern deshalb. weil er fich vom Frieden eine günftigere Entwicklung der franzbfifchen Verhältniffe verfprach und dem Vaterland die notwendigen Opfer jedes Kriegs erfparen mochte. Die hiftorifche Figur Oliviers gewinnt dadurch keineswegs. fie wird nicht größer. fondern verfchwindet ganz und gar im Schatten Bismarcks.

Die Wahrheit. die Seeholzer ans Tageslicht zu ziehn meint. ift nur traurig. Diefe Wahrheit ift zudem nur fubjeltiver Art. Denn in feinem - übrigens vortrefflich gefchriebenen und tieffchiirfenden - Bändchen weift Seeholzer treffend

darauf hin. daß Bismarck erft nach dem fiegreichen Krieg und noch mehr nach feiner Entlaffung gezeigt hat. welche Rolle er in der welt- hiftorifchen Kataftrophe gefpielt hat. Als man am Anfang des Kriegs ftand. bemühte er fich. die Spuren feiner Urheberfchaft mbglichft zu verwifchen. und tat fo. als hätte ' Gott felbft die Emfer Badegefchichte eingefädelt,

Wären die Würfel für Frankreich günftiger gefallen. dann hätte Emil Olivier wahrfcheinlich vierundzwan- zig Bände verfaßt. um feinen An- teil an der Nügeerklärung zu be- _weifen. wenn fich nicht laufend andre Federn in Bewegung_ gefeßt hätten. um feinen Ruhm zu ver- künden.

Runofchau

Da die Götter es anders ge-
wollt habeu. berührt es uns menfch-
lich fhmpathifch. daß Seeholzer fich
der Aufgabe unterzogen hair Oli-
oiers Ehre zu retten, Umfo fom-
pathifchen als diefe Aufgabe recht
undankbar ift, Denn in der Politik
»entfeheidet nicht die Ehre fondern
der - Erfolg.
l)r, l-:rnZt linear-.gg
'Die Partie auf dem Balkan-
Schachbrett
Das junge Königreich B u l g a r i e n
erftrebt mit allen Kräften die Schaffung
eines großen Staates. der nicht nur
Makedonien in fich begreifenF fondern
feine Weftgrenze bis zum Vresba- und
Ochrida-See und der Stadt Skoplje
(lleskneb) und die Siidgrenze bis Ko-
nica - Saloniki- Seres-Kodza-Jaila
hinausriicken fall; feine Bevölkerung
wiirde alsdann von 4.1 auf iiber 6 Milli-
onen fteigen und vier Häfen erften
Rangs (Varna-Burgas-Saloniki und
die nur mit Spezia oergleichbare Bucht
von Lagos) am Schwarzen und Aegä-
ifchen Meere anfweifen.
Diefem Großbulgarien müßte die
Oberherrfchaft auf der Balkanhalbinfel
zufallen,
Jin Jahre 1903 drohte erftmals der
Ausbruch des Krieges zwifchen Bulgarien
und dem Osmarrenreich und irn Sommer
1908 war er feitens des Generalftabs
und des Kriegsminifteriums der bul-
garifchen Armee befchloffene Sache. als
*der von Tirnowo nach Sofia znriick-
kehrende Fiirft Ferdinand in feinem
Eifenbahnfalonwagen einen Minifterrat
abhielt und im leßten Augenblick fiir
den Frieden entfchied; die fchen zur
telegraphifchen Beförderung bereitliegen-
den Mobilmachnngsbefehle wanderten
ins Archiv des Kriegsminifterinms. und
feither klagt die Militärpartei den
Minifterpräiidenten Malinoff rnit Heftig-
keit an. daß durch fein Zandern der
gjinftigfte Augenblick zum Losichlagen
derpaßt worden fei. Tatfäehlich befand
fich damals die tiirkifche Armee in völ-
liger Auflöfnng und ihre Streitkräfte
in Kleinafieni Shriem Armenien und
Arabien verzettelt, während das bul-
garifche Heer mit feinen nenn ftarken
Dioifionen und 1080 Gefchiißen Feld-
artillerie aus Creuzots Werkftätten fich
die Bewunderung aller Faehmänner

verdiente, Seit vollen zwanzig Jahren trägt_der jüngfte Staat Europas die fchwere Laft eines ftarken Heeres. das feit dem glorreichen Sieg von Sliwniha gegen die damals iiberle ene Truppen-macht Serbiens von ho em Selvftbe-wußtfein befeelt ift. Da jedoch diefe nationale Heeresmacht - die Moham-medarner Bulgariens pflegen fich durch Zahlung von 500 Francs vom Militär-dienft loszukaufen - weder zur Finanz-kraft noeh zur Bevölkerung der Vul-garen irn richtigen Verhältnis ftehtt fo drängen die innerpolitiichen Verhältniffe des Landes zur kriegerifchen Expanfion. Die Unabhängkeitserklärnng des vor-dem der Türkei unterftellten Vafallen-ftaates und feine Erhebung zum König-reich anläßlich der Einoerleivung der drei tiirkifchen Vilajets von Vanjaluka. Serajewo und Moftar in den habs-burgifchen Donauftaat nahm das kriegs-lnftige Bulgarenvolk als diirftige Ab-fchlagszahlung hin. Im Entwurf feines Staatshanshalts fiir das Jahr 1911 wird die Befeftigung der Donaulinie und des Hodza-Balkans durch Ausbau und Veftörknng der Feftungen Siliftria. Schumla, Nuftzuk, des Schipkapaffes. von Vlewna. Ljitbrod und Widdin vor-gefehn. Bulgarien findet es fiir not-wendig- fich im Norden den Rücken zu decken; gegen den Süden errichtet es keine Befeftigungen.

Rn m ä nie n kann die Eroberungs-politik feines Nachbarn nicht durch ftiil-fchweigendes Wohlwollen fördern. denn der bnlgarifche Vergrößernngsdrang be-deutet eine ernfte Gefahr fiir die Do-brudfcha. Ein Groß-Bulgarien müßte eine geradezu unwiderfiehliche An-ziehungskraft auf die in Rumäniens Siidprovinz lebenden Bulgaren aus-üben und mit Naturnotwendigkeit die nationale Nordgrenze bis Jiakza. Tulf-fcha und bis zn den Donaurniindungcn vorfchieben- um bei Reni, Ismael und Kilia dem Ruffen-Brfreier die Hand zu reichen. Ebenfo wenig geht Rumänien einig rnit der panhellcnifchen Volitik Griechenlands; die in Mazedonien und an der theffalifchen Grenze haufcnden

rumänifchen Elemente. die Kuhowallachen. haben ethnogravhifch von einem Griechen-regiment mehr zu fürchten als von der alten Tiirkenherrfchaft. Dem Osmanen-reich ift es innerhalb Jahrhunderten nicht gelungen. die unter feinem Szepter lebenden Völkerfchaften fich zu affimi-liercn; die religiöfen Unterfchiede machten fchon die gefellfchaftliche Annäherung uumöglich;dagegeu verftehn die Griechen. gleich frcffendem Feuer jede andre Rationalität anfzuzehren. Rumänien muß daher mit Eiferfucht jeden Er-oberungszng Bulgariens und Griechen-lands verhindern. Lediglich durch diefes den politifchen Intereffen iunewohnende Gewicht ift der Staat König Earols mit der Folgerichtigkeit eines Natur-ereigniffes an die Seite der Türkei ge-drängt worden. Ein vanflawiicifches Reich auf dem Balkan ftört Rumäniens Zirkel; feine in Mazedonien und Epirus wohnenden Landsleute - weit über hunderttanfend Seelen - leben zu weit entfernt vom Mutter-land. um ihm angegliedert zu werden; fie bilden ein-efurengte Entladen unter ftärkern ?invifchen Völkerfchaften; ihre Nationali-tät ift von dem Osmaneureich ausdrück-liä) anerkannt und befondern Schuhes verfichert worden. um als Gegengewicht gegen die ferbiichen. bulgarifchen und griechifchen Afpirationen verwendet zu werden. Obendrein ftand das rumä-nifche Volk iahrhundcrtelang mit der Türkcnherrfchaft nicht nur in freund-fchaftlichem Verhältnis. fondern in tat-fächlichem Bündnis.

Infolge ihrer geographifchen Lage mußten die beiden Fürfientümer Moldau _und Walachei. die heute als König-reich Rumänien begriffcn werden. vom dritten bis zum zwölften Jahrhundert die gewaltfamen Einwanderungen der Gotheu. Hunneu. Bulgaren. Avaren und Ungarn aushalten, Sie felbft waren allzu fchwach. nm erfolgreichen Wlderftand zu [elften. und erfaßten darum gefchickt den richtigen Angen-blick. um fich auf die allgemein gefürch-tete Türkeumacht zu ftützen. Znerft rief die Walachel nnd ein Jahrhundert fpäter - gegen das Jahr 1500 - auch die Moldau den Schuh der Mufelmänner an. nm fich mit Erfolg dcr Beutezüge der Volcn und Ungarn zu crwchren.

Die oerfchiedenen Kapitulatioueu zwifchcn den Sultanen in Konftantinopel und

den Dovau-Fiirftentiimern vom 14. bis 17. Jahrhundert ftellen richtige Bündnisverträge vor. worin im Tanfch für die formale Souveränität und die tatfächliche Beichiißnng durch die Osmanen die Rumänen wichtige Rechte und Brivilegten zugebilligt erhielten. So war z. B. den Türken verboten. walachifchen Boden zu betreten. dort Grundeigentum zn erwerben oder gar Mofcheen zu errichten. Das Verbot wurde mit folcher Strenge gehandhabt. daß die von Konftantinopel die Depefchen überbringenden Knriere auf dem Südnfer der Donau Halt machen und ihre Briefe dem Statthalter von Galah übergeben mußten. der ihnen nach Verlauf einiger Tage die Antwort des Moldanfürften einhändigte. In der Zwifchenzeit wurden die türkifehen Knriere von der chriftlichen Bevölkerung gleich Beftkranken ge-1nieden.

Durch diefes Bündnis mit den Mufclmäunern vermochten die Rumänen ihr Blut als lateiuifche Raffe rein zu erhalten. Auch die Türken fanden bei diefem Handel ihre Rechnung: fie hatten bei allen ihren Vorftößcn. deren Endziel jahrhundertelang die Stadt Wien blieb, ihre rechte Flanke gegen die einbruchslnftigen Ruffcn gedeckt.

Später annektierten die Osmanen die Moldau nnd Walachei und verloren fie endgültig erft durch den Barifer Vertrag infolge Napoleons ll'. Vorliebe für den lateiuifchen Stamm an der untern Donau. Noch heute leben 44732 Mohammedaner in Rumänien.

Aber auch nachdem diefer Donanitaat aufgehört hatte. im Kriege zwifchen Rnffeu und Türken die Schlachtfelder In liefern, mußte er fchweres Leid ernlden: im Krieg der Jahre 1877-78 lernte es am eignen Leibe erkennen. was die Undaukbarkeit nnd Eigenliebe einer Großmacht bedeuten. Die Rnffen hauften im Lande der Verbündeten fchlimmer als dic Eroberer. Alle Verbrechen und Gräuel ihrer im Jnnerften verrotteten und verfanlten Verwaltung offenbarten fich auf Rumäniens Boden. Gewiffe Großfürften. Brüder nnd Neffen des Zaren Alexander". ließen gegen das Donceur von vielen Millionen Rubeln 'ganze Eifenbahnzüge voll Vrooiant. Winterklcidung und Munition

auf das tote Gleis der kleinen Stationen zwifchen Kifchenew und Slatina abchiehen. Zehn Wochen fpäter verkauften die Armeelieferanten. die fchon am erften Transport Millionen verdienten. die Ladung jener ..verloren gegangenen Güterzüge“ um den zwanzigfachen Vreis famt dem Auffchlag horrender Eilfrachtfäße von Moskau. Kafan. Kiew und Rifchneh-Nowgorod bis Giurgewo an die ruffifche Armeeverwaltnng zu Liftowa; in der Zwifchenzeit ftarben die Mannfchaften im Schipkapaß vor Hunger und Kälte nach Taufenden. Der Berbiindete fah aber anäf ans nächfter Nähe den Mangel aller Disziplin und des Vflichtgefühls der Oberften im Ruffenherr. Auf dem Bahnhof von Braila lagen das Generalkommando eines Armeckorps famt den Stäben dreier Divifionen und fämtlichen Oberften und Regimentsadjutanten nach einem dreißigftündigen Gelage tagelang im Zuftand der fiirchterlichften Betrunkenheit. während ihre Regimentcr längft die Donau überfchritten hatten und rat- und hilflos zwifchen Dobritfch und Basgrad umherirrten. Dazu kam der Undank von Vlewna. Vor den Schanzen Osman Gahzis verblutetcn des Zaren befte Truppen. die Grenadiere und Garden. Vergebcns. Erft die Rumänen nahmen die große Redoute mit dem Bajonett. Dafür erzwang das von den Rumänen herausgehauenc Rußland von feinem Verbündeten die Abtretung des reichen dichtbepölkerten Beffarabien und gab ihm dafiir als zweifelhaften Gegenwert den von dcm befreiten Bulgarien willkürlich losgeriffenen Landfeßen der fmnpfigcn und diinnbeoölkcrten Dobrudfcha.

Der Schmerz fiir den Verluft Beffaraviens. den Rumänien immer als Beraubung empfand. ift noch nicht erlofchen. Die Erlebniffe des Kriegs der Jahre 1877-78 entfernten Rumänien auf immer von Rußland.

Nachdem im Spätfommer 1896 der Kaifer Franz Jofef von Ocfterreich-Unga rn feierlich den Kanal für die freie Schiffahrt dnrch das Eiferne Tor eröffnet hatte. folgte er einer Einladung des Königs Carol nach Bukareft. Vielleicht enthiilltc fchon jene Revue. wobei 30000 Mann rumänifcher Truppen vor dem habsburgifchen

Kaifer vorbeizogen. ein perfönliches Abkommen zu gemeinfamer Abwehr des moskowitifchen Vanflavismus. Die Neugier drücke keinen Politiker allzu-fchwer. ob die Tendenz wechfelfeitigen Schußes nun auch richtig unter Brief und Siegel feftgelegt worden ift oder nicht. Es ift vernünftig. daß Rumänien in Friedenszciten fich nicht mit fchrift-lichen Verträgen bloßftellen will; fein König gilt als einer der kliigften Staats-männer. und zwar naäj dem übereinftim-menden Urteile der Herren B. v. Bülow und K. o. Goluchowski als der beften Kenner des Balkans; denn 7 feine Lehr- und Leidensjahre waren lang. Rach-dem der Graf von Flandern die Krone Rumäniens ausgef lagen. nahm fie Für-ft Karl von Ho enzollern an. der während des fiebzi er Kriegs an feinen Vater fchrieb. daß fein Herz dort weile. wd Vreußens Fahrten wehn; zur felben Zeit erklärten die rumänifchen Kammern ihre Sympathien für Frankreich. In jenen trüben Tagen dachte König Carol mehr als einmal daran. die Krone niederzulegen. Merkwürdiges Spiel des Schickfals! Dem Wohlwollen Napoleons !!!. ver-dankte der Hohen-zollernprinz feine Königskrone. und der ufammenbruch des napoleonifchen aiferreichs in Frankreich ermöglichte ihm. die Krone zu behalten. Als der Sturm vorbeigezogcn. ein Hohenzoüer den deutfchen Kaifcrthron beftiegcu und Rumänien fich der Kontrolle Frankreichs entzogen hatte. gab Carol die Idee der Abdankung auf. Aber noch oft fanden Köni Earols Vläne und Abfithten fchar en Widerfprnch bei der Mehrheit feines Volks. das mit zäher Energie am lateinifchen Urfprnng feiner Raffe fefthält. Erft nach Jahrzehnten lernte Rumäniens Volk den innern Wert feines Königs fchäßen. der ein ftattliches Heer (4 Armeekorps mit 644 Gefchüßen) zu fchaffeu. Jnduftric. Handel und Ge-werbe zu fördern und Wohlftaud ins Land zu bringen verftand. Heute beugen fich alle Varteien vor der hohen Autori-tät des Monarchen und vertraun feinem politifchen Scharfblick. Aber die öffent-liche Meinung im Land ift einem allzu intimen Bündnis mit Ungarn ungiinftig. In Transfilvanien leben nämlich nahe-zu drei Millionen Rumänen in härteftet Unterdrückung durch die Magharen; diefe

Rumänen erlitten irn Reich der Stefans-
krone bei den leßten Reichstagswahlen
fo fiirchterliche Mißhandlungen. daß fie
ch zu einem Bündnis mit Jufth und
damit zum Bruch mit der habsburgifchen
Dhnaftie hinreißen ließen. Erft wenn
Ungarns Staatsmänner Apponhi. Tisza
und Khuen-Hederväry die Stellung
ihrer Rumänen nach dem Grundfaß
der volitifchen und nationalen Gleich-
berechtigung verbeffert haben werden.
ift die Hoffnung gerechtfertigt. daß die
Soldaten König Carols vertrauensvoll
Schulter an Schulter mit den Ungarn
gegen die Slaven in den Krieg ziehn
werden,
Bei der Familienfeier in Cettinje
hielt Rußland feine .,Rentree
folenne“ in die europäifche Volitik.
Graf Lexa von Aehrenthal hat als
Spaßvogel fiir den moutenegrinifchen
Häuptling den Königstitel beantragt.
während Rußlands Zar Jahr für Jahr
zwei Millionen Rubel ins arme Land
der Czernagora fendet. um in den
37500 Kombattanteu der Schwarzen
Berge mit ihren 84 Gefchiißen und
Z6 Mafäfinengewehren unter dem ruf-
fifchen Inftrnktor Nicola Votapofk die
Befaßung einer uneinnchmbaren Felfen-
burg auf dem Balkan fein eigen nennen
zu dürfen und ftjindlich in der rechten
Flanke Ocfterreichs und iu der Nord-
oftecke des albanifchen Wetterwinkels
ein ftarkes Armeekorps bereit zu haben.
Zum Ueberfluß braäiten damals zwei
Großfiirften dem Schwiegervater Euro-
pas auch noch den Marfchallftab als
Ehrenlommandeur über die einand-
dreißig Armeekorps Rußlands; König
Nicola l. mußte Neu-Antivari als den
längft erfehnteu Hafen der Slaven
am Adriameer feiern und irn Verein
mit dem König Ferdinand von Bul-
garien und dem Kronprinzen von Ser-
bien recht laut und offenherzig erklären.
daß die drei Könige der balkanifchen
Slavenfamilie fich unter den Schuß
und Schirm des Heiligen Rußland ge-
ftellt haben. Mit diefem Text zur feft-
lichen Mufik gaben die Staatsmänner
Nikolaus ll. zu verftehn. daß das Reich
militärifch wieder zu erftarken beginne
und daß ohne ihre Zuftimrnung keine
Orientfrage beantwortet werde.
Der Vartner des alten Zweibunds.
Frankreich. das bisher dem Os-

'Hilfein Berlin.
manenreich 2.4 Milliarden Francs als billige Darlehn vorftreckte. holte zur Zeit der Aequinoctialftiirme aus den Archiven feines Finanzminifteriums eine Verordnung aus dem Jahre 1823 her- vor, um dem kranken Mann am Bos- porus den Geldbeutel der franzöfifcheu Sparer hoch zu hängen. Groß- britannien ftand bei diefem intereffanten Kampf um Geld und Macht. der in den Anleiheverhandlungen zu Varis klaffifch in die Ericheinung trat. als Berbiindeter an Frankreichs Seite.*uud die Herren Edward Grey und Arthur Nicolfon gaben im richtigen Augenblick dem „germanifierten“ Sir Erneft Caffel einen Wink mit dem Zaun- pfahl. als patriotifcher Cithmann feine Tafche zuzuhalten. und ließen oben- drein den englifchen Diskont auf die unerhörte Höhe von 5 Vrozent bringen. Gleichzeitig bewies der kalt geftellte General Chem) Vafcha als Flamnacher in der „Review“. daß die Hohe Vforte zur Deckung ihrer Geldbediirfniffe fich fchon zu Wucherzinfen verftehe. Sie fchreibe im Juni 1909 zu London 100 Millionen und erhalte 80 und am 13. Oktober 1909 bei der ..Banque Otto- mane“ 157.5 Millionen und erhalte nur 126, Der Abgeo' dnete Chefik-Beh-el- Mohad aber beklagt bei der Kritik des türkifchen Staatshaushalts. daß den Verwaltern des Schaßes binnen zwei Jahren 1 Milliarde 475 Millionen Franks durch die Finger liefen und dem Lande keine fichtbare Verbefferung brachten.

Frankreich begehrte nicht nur eine Uebcrwachuug der Dette Vublique. fon- dern auch eine dauernde Kontrolle des tiirfifchen Budgets durch feine Abge- fandten. einen Generaldirektor des ge- famten Rechnungswefens und einen zweiten zum Mitglied des oberften Rech- nungshofs. “Djawid Bet) und Hakki Vafcha wiefen diefe direkte Ginflnßnahme der Weltmächte auf ihr Budget als eine Verlegung der ftaatlichen Sou- veränität und Würde zurück und fanden Durch diefe deutfch-
türkifche Finanzaktion mjiffen felbftver- ftändlich unfre handelspolitifchen In- tereffen in der Türkei ebenfo wie der diplomatifche Einfluß des Deutfchen Reichs bei der Hohen Vforte eine er- hebliche Stärkung erfahren.

So ift heute fchon der Aufmarfch
der Figuren auf dein Balkan-Schachbrett
klar entwickelt; die Vartie verfpricht.
intereffant zu werden. *
Meic
Berufskonfuln
Die heutige konfularifche Tätig-
keit krankt faft in allen Staaten
daran. daß fie mit einem Fuß auf
politifchem Boden fteht uud fich
nicht - wie es die Wichtigkeit des
Berufs forderte - ausfchließlich
wirtfchaftlichen Jutereffen zuwendet.
Wenn es auch für die Sache der
diplomatifchen Information in
manchen Fällen von Nutzen ift.
die konfularifchen Beamten zu
diplomatifchen und politifchen Hilfs-
dienften heranzuziehn. geht es doch
zumeift auf Koften des Hauptberufs.
In Halb: und Biertelkulturftaaten
mag ja der Schlitz der Verfonen-
rechte der Staatsangehörigen wich-
tiger fein. als der der Handels-
agenten. Ich will aber nicht von
der konfularifchen Tätigkeit in
Barbarenländern fprechen. fondern
von der Mehrheit der Berufskonfulu.
wie fie als Förderer. Anreger. Be-
rater und Befchüher des heimifchen
Handels im wirtfchaftlich ent-
wickelten Ausland gedacht find.
Die diplomatifche Betätigung
verleiht dem Konful einen gewiffen
perfönlichen Nimbus. eine geheime
Wichtigkeit. die die intenfivfte
Wahrnehmung der Handelsintereff en
niemals bieten kann. Faft jeder
Berufskonful greift daher - wenn
keine diplomatifche Miffion in ab-
kühlender Nähe ift -- mit beiden
Händen nach der Arbeit. die ihm
äußerliche Ehrungen. billige Lor-
beeren und eine bevorzugte Vofi-
tion bieten. fo etwa wie der in-
telligente Truppenoffizier auch ein-
mal lieber Generalftabsdienft tut.
als Rekruten drillt.
Fiir die Außenwelt gilt der diplo-
matifche Staatsbeamte ja immer
noch für den Bevorzugten. mit
individueller Betätigung ausge-
ftatteten Träger und Mitarbeiter
an der Weltpolitik. Fiir den Ein-
geweihten freilich. der es mitgemacht.
wie fehr die heutigen Diplomaten
an den Drähten der Zentrale für

auswärtige Politik hängen und in diefer Beziehung nur falongewandte Uebermittler der heimifchen Juftruktionen und Antworten find. fchrumpft das Vreftige fchon um ein weniges zufammen.

Ich glaube nicht. daß es fo fchwer wäre. diefes deuHauptberuf des Handelskonfuls fchädigende Streben einzudämmen. Andeutungsweife etwa dadurch. daß die vorg e f e tz t e n Behörden für Diplomaten und Konfuln fch ä rfer g etrennt werden. daß nicht die Diplomaten die Fähigkeiten und Leiftungen der zw eiten zu be - urteilen hätten. daß eine amtliche Gleichbewertnng der beiden Berufe jenes Hinauf- und Hiniiberfchielen der konfularifchen Beamten auf die bevorzugte Tätigkeit der Diplomaten abfchwächen wiirde. Bekanntlich wird die Befähigung zum genauen Kenner des wirtfchaftlichen Lebens. durch die exekutive. auf offizielle und gefellfchaftliche Kreife befchränkte Lebensart des Diplomaten geradezu verneint. Mit geringen Ausnahmen hat ja auch kein Diplomat je den wahren Vulsfchlag eines Volks. in deffen Land er oft Jahrzehnte zubringt. gehört. Er macht beftenfalls

Schliiffe aus Reflex-en auf die Regierung. Vreffe und obere Ge-fellfchaft. Fiir den wirtfchaftlichen Vertreter. den Konful. muß jedoch folche Exklufivität geradezu Un-fähigkeit zum Berufe bedeuten.
Die Rolle als Beobachter. Sta-tiftiker und Berichterftatter des kommerziellen. induftriellen nnd agrarifchen Lebens des betreffenden Fremdftaates wird zwar noch ver-hältnismäßig zureichender. wenn auch zumeift viel zu fchablonenhaft von den Berufskonfuln ausgefüllt.
Als Förderer. als Anreger der richtigen Gelegen-heit fiir den Jmport und Export. fiir das Unternehmer-tu m verfagen jedoch die Meiften.
Zum Teil aus bureaukratifcher Sorge. eine Verantwortlichkeit fiir das eingeratene oder nur gefchil-derte Gefchäft übernehmen zn fallen. zum Teil weil die Konfuln tat-fächlich zu geringe Kontaktnahme zu der Handelswelt von hiiben und drüben kein präzifes Urteil zu fällen imftande find. Jch hatte Gelegenheit. in eine große Anzahl von Anfragen aus der Heimat. über Gefchäfte. Ausfichten von Unternehmungen oder Einzelperf onen die fich am wirtfchaftlichen Leben des betreffenden Fremdftaates be-teiligen wollten. Einficht zu nehmen und auch ebenfo zahlreiche Be-fcheide der Konfulate auf folche Fragen kennen zu lernen.
Wieder mit wenigen Ausnahmen begegnete ich faft durchwegs prak-tifch unbrauchbaren Auskünften.
Faft keine amtliche oder halbamt-liche Antwort war geeignet. dem Kaufmann oder Unternehmer felbft als unverbindlicher Ratfchlag. als Wegweifer. als Befta'tigung einer Vorausfeßung zu dienen. Der Nachfaß des Konfularbefcheids er-fchiitterte immer wieder das „Ja" des Vorfaßes.
„Zenit die Berufskonfuln fchon aus anderweitigen Griinden nicht durchweg dem Kaufmannsftande entnommen werden können. müßte auch. weit eingehender als es bis-her gefchieht. ein inniges praktifches Vertrautfein mit den wirtfchaftlichen

Verhältniffen der vertretenen Heimat gefordert werden, Aber nicht cr-worben in theoretifcl)en Kurfen oder während einer flüchtigen Volontar-dienftzeit bei einem großen Jnftitut. fondern fchon etwas gründlicher und auf einer etwas breitern Bafis. Der Beruf des Handelskonfnls er-fordert einen ganzen Mann. Nicht einen Halbdiplomaten. der im Nebenberuf die wirtfchaftlichen Jn-tereffen eines Landes vertritt. Der Handel ift heute eine Großmacht. die fich auch ausfchließlich ihrer Sache dienende Repräfentanten leiften kann. .2. Z.

Liebesbriefe oon Muffet*)

Jm März 1880 empfing Herr Jules Troubat den Befuch einer vornehmen. weißhaarigen Dame. die ihm unbefangen und rückhalt-los fagte: Jch war in meiner Jugend die Freundin Alfreds de' Mnffet. Aus diefer Zeit befiße ich eine Menge Briefe des Dichters. um derenwillen ich jeßt einige

*) Alfred de Muffet. Liebesbriefe an AimEe d'Alton. Mit ungedruckten Ge-dichten 1837-1884. Einleitungen und Anmerkungen von LEon Leiche. Ueber-tragung von Augufte Förfter. Ver-lag von Hermann Seemann Nachfolger. Berlin und Leipzig.

Bedenken nicht abwehren kann.
Diefes Verhältnis blieb geheim;
ich frage mich ob ich es preis-
geben foll oder ob iä) nicht beffer
täte. die Briefe einfach zu ver-
nichten. Es bedurfte keines be-
fondern Aufwands oon Beredfam-
keit des Herrn Troubatx diefe
Dame. die auf diefe Briefe ohne-
dies maßlos ftolz war. davon zu
überzeugeny daß fie die Schäße
nicht vernichten dürfe, Nach eini-
gen Tagen brachte fie Herrn Trou-
bat ein Käftchen mit Briefen und
bat ihn/ es unter zwei Bedingun-
gen in der Nationalbibliothek zu
deponieren: erftens follte das Depot
anonym bleiben. Zweitens diirfte
das“ Käftchen erft nach fünfzig
Jahren geöffnet werden. Die
Einwendungen des Herrn Delisles
beftimmten fchließlich die Legatinr
den Zeitraum auf dreißig Jahre
zu reduzieren.
So wurden im Jahre 191.0 von
den Briefen Abfihriften hergeftelltx
und nun find fie auch in deutfcher
Sprache erfchienen.
Die allerpikantefte Rolle in diefer
Affäre fpielte Paul de Muffet.
Nicht genug daran- daß er zum
Schluß die Geliebte feines Bruders
geheiratet hat. ift auch das Legat
mit feinem vollen Einoerftändnis
und zu feinen Lebzeiten (er ift erft
am 17. November 1880 geftorben)
der Nationalbibliothek vermacht
worden. und es ift offenkundig.
daß er weit mehr als feine Frau
gewiffe Teile diefes Briefwechfels
durchgeftrichen. umgefchrieben und
abgeändert hat. Diefe Korrekturen
find übrigens weiter nicht wunderbar,
Denn Baul de Muffet hatte auch
fonft die Manie. die Werke feines
Bruders zu korrigieren.
Aimee d'Alton. die Empfängerin
der Briefer foll ein entzüekendes
Berfönchen gewefen fein. Barrer
der Schöpfer der Büfte Alfreds de
Muffet. hat auch von feiner Freundin
eine reizende Statuette hergeftellt,
Wenn man fich an diefe Statuette
hält. war Aimee in der Tat fehr
oerfiihrerifeh. Sie befaß blonde
Haare. die in zwei Lockenbiifchel
geteilt waren, blaue. fanft dreifte
Augen» eine grade Nafer einen hoch-

miitigen Mund. eine winzig kleine Hand. einen fchlanken cFuß. Sie war aber noch geiftreieher. als fie fchön war. Als fie Muffet kennen lernte. hatte fie ihr fiinfund-zwanzigftes Lebensjahr grade voll-endet. Sie war kein unerfahrnes Mädchen mehr„ frifch zwar und rofig wie ein reifer Bfirficlr aber ihr ganzes Gehalten. ihre Konver-fation. ihre Manieren waren die einer jungen Fraux die iiber den Ö 7 völlig Befcheid weiß, Eine wiffende Jungfrau. Das war Muffets Fall. Unreife Früchte lockten ihn nicht mehr. lockten ihn weniger fogar' als ein wenig an: geftochene. Eines Tags. als fie ihm recht gelangweilt und ner-ftimmt erfchiem wagte er es. ihr zwifchen zwei Tanztouren zu fagenr daß die Liebe das probatfte Mittel gegen die Langeweile wäre worauf fie ihm ganz ernfthaft er-widerte. fie wiinfche nurF ihn der: liebt zu machen. Das ließ er fich denn auch nicht lange gejagt feinr und das Liebesfpiel begann mit einer Börfex die Aimee für ihn häkelte. Alfred de Muffet war nämlich ein Spieler. der das Geld

auch fonft leichtfinnig um fich warf. Außerdem hatte er die angenehme Gewohnheit- nichts zu arbeiten, Als er Aimee kennen lernte- war er 26 Jahre alt. Es war 1837. In diefem Jahr arbeitete Muffet ohne jedes Fieber» ohne jede Aufregung immer unter dem Einfluß feiner Empfindung, Anders zu arbeiten. war er unfähig- Er fühlte fich wie fein Biograph- Bruder und fpäterer uneheliiher Schwager Paul getreulich berichtet- durch feine Liebe fiir Aimee freu- diger und freier. Er nahm die Widerwärtigkeiten diefer Welt ge- duldiger hin„ er blieb gerne zwifchen feinen Büchern eingefperrtt und er arbeitete in diefen Monaten mehr als je.

In feinem flatterhaften Herzen konnte Aimee natiirlich nicht ewig regieren. Es war aber fchon fehr viele daß die Beziehung zwei Jahre dauerte. Nach fechs Monaten war der wohltiitige Zauber der kleinen Börfe oerflogem Alfred oerfiel wieder feinen alten Siindenr er ergab fich dem Schachfpielx den Dirnen und dem Abfhntht und zwar fo„ daß er infolge der Spieloerlnftex die er im Mai 1838 erlitty nicht in der Lnge wart die Miete fiir das Zim- mer zu bezahlein das ihm für feine Zufammenkiinfte mit Aimee diente. So wurde die Liebe obdachlos,

Die Briefe Alfreds an Aimee find anders als die an George Sand. Die Epifteln an die Sand find extravagantx oerzweifelh ro- manfifchr die an Aimee zierlich lebhafte leidenfchaftlich und leicht- fertig. Die Briefe an die Sand erinnern an die verzweifelten Schreie eines Kinde-Z- das man von feiner Mutter trennte die Briefe an Aimee an die Streiche zweier Schuljungen in den Ferien.

Sie fcheinen mir nett- intereffant- pikant- geiftreichr hübfch aber nicht großx nicht ftark, nicht tief. Sie find unendlich wahr- weil fie fo unendlich oerlogen find. Während er fie noch feine SeeleL feine weiße Rofet feine geliebte GöttinX fein Mönchleim fein Puppchen nennt und ihr Szenen machr wiihrend

er ihr fchwörd daß fie fein Glück-
feine Freude, feine Rubel feinen
Mut bedeutex läuft er fchon der
Rachel und der Garcia nach.
Die Ueberfeßung der Frau
Augufie Förfter ift vortreffliclx die
Ausftattung gut. Junge Mädchen
bekommen fiir zwei Mark keine
pikantere Schokolade keine in
befferer Emballage.
[ZenZt krieaegg.

Kleine Meufchen in der großen
Stadt

Ein Stadtbilderbuch von C. A.
Brendel. Herausgegeben von der
Literarifchen Vereinigung des Berliner Lehrervereins. Buchverlag
der „HilfeT Berlin-Schöneberg.

An Bilderbiichern ift gewiß fein
Mangel. In jedem Buchladen harten
unfer 50 ftatt eines, Unter vielem abfolut minderwertigen gibts feit Jahren
fchon manches gute und lufti e Bilderbuch das anch auf die kindli e Vfhehologie Riickficht nimmt. Stofflich blieben
aber faft alle beim Alten. Neben dem
Familienleben machten wilde und Haustiere und ländliche Idhllen den Inhalt
aus. Darin liegt eine gewiffe Riickftiindigkeiß eine Art Unwahrhaftigkeit
und ein Verluft fiir unfre kleinen
Menfchen in der Stadtr alfo fiir die
Mehrheit der deutfchen Jugend! die in
Mietshäufern, vielleicht Zogar Mietskafernein und in den Stra en der Stadt
heranwiichft, Das vorliegende Bilderbuch flieht diefem Mangel abzuhelfen.

EZ riicit das Leben auf der Straße, die Dinge und Vorgänge vor das kindliche Auge- die ihm im Häufermeer geläufig find- und zeigt fie den kleinen Befehauern in einem freundliihen Humor. Da fehn wir die Milchfrau, den Bofrboten, den erften Schulgaug. den Einkauf bei der Gemiifehändlerin, den Schußmann als Retten den Leierkaftenmann- die Zeitungsbons an der Straßenbahn„ das Leben am Bahnhof. den Drofchkenkuticher. kleine und große Soldaten, den Vartloiiehter, den Elefanten im Zoo, die Rollt'chuhläufer, die Schlittenfahrt, den Eislauf den Weihnachtsmarkt und auf dem Unifchlag den Buddelfpielulaß neben dem Tumult der Großftadt. Unter 15 diefer 16 großen Bilderi die ihre Haupttnpen in ihren Beziehungen zur Kinderwelt zeigen, find drollige Szenen aus dem Straßenleben dargeftellti die fait inuuer in naher Verbindung zu dem Bild dariiber ftehn und dem jungen Befehauer manchen Juchzer entloeken. Die Zeichnungen find von lriinftlerhandi leuchtend in Farbe uud mit fröhlicher Bewegung, Wir glauben. daß diefes ljinftlerifch und und technifcl) feine Buch das unter der Fiirforge der Literarifchen Vereinigung des Berliner Lehrerbereiuß entftandt allen Kindern Freude machh in der Stadt - und auf dem Lande.

Ein Handbuch des Internationalen Rechts*)

Die in den leßten Jahrzehnten bedeutend gefteigerten internationalen Reehtsbeziehungem das Anwachfen des NemtsverkehrT der die Grenzen der Staatsgebiete immer mehr iiberfchreiteh bringen es mit fich daß von praktifchen Juriften die gleiche Vertrautheit mit den

*) Normen iiber die ‚Internationalen Remtsbeziehuugen auf dem Gebiete des Zivil- und Strafrechts und iiber den Rechtshilfeverkehr mit dem Oluslande. Zufanimengeftellt von Dr. Alfred Bloch. k. k. Oberlandesgerichtsrat und Dr. Felix Frank. t. k. Staatsanwaltsftellvertreter, Wien 1910, Hofvnchhandluug Manz.

Normen des internationalen Rechts verlangt wirdx wie mit den Vorfchriften des inländifchen Rechts. Mit diefen erhöhten Forderungen ift nun die Entwicklung der Literatur nicht Hand in Hand gegangen.

Es gibt nur wenige WerkeF die das gefamte internationale Rechtsgebiet praktifih behandelm und die findx mie die meiften Sammlungen der internationalen Recht-Zmateriem längft veraltet und haben damit ihre Brauchbarkeit fiir die Praxis faft ganz eingebiißt. Es fehlte bisheran einem Handbuch. das den Braktiker in die Lage gefeßt hätte! fich rafch und ficher iiber die in internationalen Nechtsfragen geltenden Vorfchriften zu informieren. und er war darauf angewiefenr fich diefe Normen aus oerftreuten Anmerkungen der Gefeßesausgaben und Kommentare zufammeuzufuchen und fie in Neichsgefeß- und Verordnungsblättern nachzulefem ein Verfahreny das viel Zeit und Mühe koftet. aber die Gewähr der Zuverlc'iffigkeit nicht bietet.

Aus diefem praktifchen Bedürfnis ift der ca. 1100 Seiten umfaffende Band entftanden- der in erfter Linie als Nachfchlagebuch für den praktifchen Gebrauch beftimmt ift. Er befchränkt fich deshalb auf fhftematifch gedrdnete Vorführung der in Betracht kommenden Normenx ohne' fich auf das Gebiet theoretifcher Erörterungen zu begeben.

Um den Stoff nicht ins Uferlofe wachfen zu laffen- haben die Autoren» zwei hochangefeheneWiener Juriftent nur die Rechtsmaterien in das Handbuch aufgenommen. die in die Kompetenz der Ge-

richte fallen, Sie haben das ge-
famte Vrivatrecht berückfichtigt und
das Strafrecht. dagegen blieben
Verwaltungs- und Zollrecht aus-
gefchloffen,
Auf diefem befchränkten Gebiete
haben aber die Verfaffer eine fo
oollftändige Zufammenftellung der
beftehenden Rechtsnormen geboten.
wie das bei einer fo zerftreuten
Materie nur möglich ift. Das Ma-
terial ift dazu von Grund auf neu
gefammelt und gefichtet worden,
Die gefeßlichen Beftimmungen find
im Wortlaut wiedergegeben. wo-
durch die praktifche Brauchbarkeit
erheblich gewonnen hat. weil man
nun das Nachfchlagen der Gefetzes-
fammlungen erfpart.
In einem allgemeinen Teil find
zunächft alle Normen. die fich auf
den Verkehr mit dem Ausland
iiberhaupt beziehn. nach Materien
gefondert dargeftellt. in einem be-
fondern Teil die Vorfchriften. die
den Verkehr mit den einzelnen
Staaten fpeziell regeln. Innerhalb
der einzelnen Staaten find dann
die Normen wieder nach Rechts-
materien geordnet.
Der Verlag der Hofbuchhandlung
Manz in Wien hat das Werk
thpographifch fehr überfichtlich und
auf fo dünnem Vapier hergeftellt.
daß das Handbuch bei al(feinem
breiten Umfang doch noch hand-
lich ift,
Jeder praktifche Inrift braucht
das Werk fo notwendig. wie etwa
das Bürgerliche Gefetzbuch.
l)r. [Z. ii..

Mufikbeigabe

l-"rau kann Zelte-lu 'Meinung-8'611 luxe-eignet
' Bagesanbeueli,

(akut-e)
I. k'. Snow.. 0.7. 23 X" 3
N 1 l belebt b0n*egt,äoeb 011-10 :u teilen.
erwarte. Wiki-'ZZ - l - Y - N:
i] “' >' ' " 'i
ein*
f e.
klzuo. x!
in):

(1)17 Nec-kal.
der klos nur le] - oem
-sküflt im er - .u
t *lle Lac-die 'okkdlke_.
*516

Mufikbeigabe

schwimmt
ick -
(kur-cb (leo l) -

.-

"l
** Z
i
NF('eng-ke M
'W'
"Bl
-u
- den sehon
in cpu-em ro - len 618713.
WERNER“ “NEW
cler- roma sta'.
fl NEC/'O WM.

Mufikbeigabe

aller-MÃ¤del GMâ€œ.-
- i
ra . ueber gebt .lie
'7 .

_nor-a a (Frei-era

m*- au.. Luxem- Fe"-

Zu unfrer Mufikbeigabe

Adolph Paul Boehm

Verhältnismäßig recht rafch ift Adolph Baal Boehm bekannt geworden: insbefondere werden feine Lieder, deren fich namentlich Julia Hill und Vanl Schmedes im Konzertfnal angenommen habenx fchon viel gefangen; auch haben fta] zahlreiche größere Orchefter beeilt, feine erfte im_Druck erfchienene fhmpho- uifehe Dichtung „Hafchifch'ß die die Wir- kung diefes nartotifchen Mittels niufi- kalifch zu fchildern fuchtt zur Aufführung zu bringen. Nach dem ftarlen Inter- effel das diefes trotz des programm- matifchen Titels durchaus abfolnte und an fich verftiindliche Mufit bietende Werk bisher gefunden hatt kann der Komponift anch gewiß fein, daß feine hierdurch gleichzeitig damit eutftandene noch ungedructte fhmohonifche Dichtung „Der erfte Tag“ und feine ebenvol- [endete groß angelegte Symphonie „Der Friede“ fehr bald auch ihren Weg in die Konzertfiile finden werden, freilich nur in die großem denn der Orchefter- apparatr den er bei-langt, fteht nicht jedem ehrgeizigen Dirigenten zur Ver- fiigung. Allem Anfcheiu nach diirfte Boehni- der bisher Kammermufilwerten und Klavierkompofitiouen ganz aus dem Wege gegangen ift- auch weiterhin uns vorwiegend Lieder und Orchefterwerfe fchenfem falls er nicht noch ganz zur Oper abfchwenlt. Schon hat er das dramatifche Mufikioert „Gertraudefß deffen Dichtung auch von ihm herriihrtr vollendett wenn auch noch nicht auf die Bühne gebracht.

An feinem Schaffen berührt es fehr fnmpathifch. daß er ganz offenbar darauf auegehtt einen eigenen Stil zu finden. Am gljicklichften fcheiut er mir in der Stimmungsmalerei zu fein; es fteckt auch in ihm viel echte Leidenfchaft. In feiner Melodit geht ert troßdem er fich an ein möglichft großes Publikum wen- det. jeder Trivialitiit mit Glück aus aus dem Weg. Eine trefflich'e Vrobe feiner Art, zu fchaffenf fcheint mir fein Lied ob. 23 No. 8 „Tagesanbruch“ zu fein, das mit Genehmigung des Verlags Otto Juni(e in Leipzig hier zum Ab- druck gebraeht werden darf. Man be- achte die forgfiiltige mufikalifche Be- handlung der fchöuen Faltefcheu Verfe und die glückliche Ergänzung der durch- aus inelodifch gehaltenen Singftimme durch die Klauierbegleitung; läßt man diefe weg und hält fich nur an die Me-

lodie, fo fällt die Aehnlichtcit der Stelle „das erfte Singen" mit einer Vhrafe der Elfa im „Lohengriu“ anf eine Aehnliihteit. die faft ganz verfchwindet- fowie Boehms aparte Klavierbegleitung hinzutritt. Sehr fchön macht fich auch die Steigerung gegen den Schluß der gefangenen Worte uud das allmähliche Verhallen des Klauiers. Erloiihnt fei noch, daß Boehm einige ganz befonders gelungene Lieder mit Orgelbegleituug gefchricben hat und daß fein Gefang „Anbetung“ mit Orchefter höchft wir-kungsvoll ift.

Geboren ift Boehm am 4. Seb-tember 1878 in Wiesbaden. Seine El-tern. die fehr mufitalifch waren„ ließen ihm fchon wahrend feiner Ghmnafial-

zeit eine gute mufilalifche Ausbildung
geben und widerftrebten ihm auch nicht,
als er das zuerft ergriffene Studium der
Medizin aufgab. um fich ganz der Mufik
hinzugeben. Nachdem er kurze Zeit auf
dem Dresdner Konfervatorium bei
Albert Fuchs. der vor kurzer Zeit viel
zu früh der Kauft entriffen worden ift.
gearbeitet hattet fiihrte ihn fein Militär-
jahr, das er in Darmftadt abdiente,
mit dem dortigen Hofkapellmeifter De
Haan zufammem der ihn recht förderte.
Viel Anregung empfing er dann auf
dem Hochfehen Konfervatorium in
_-. .-
-F7- .: e ,
.e' 3
Ä "c "7'
* '-M"" ' 'F
untl'»'*------*
(.y'
- ik
EeeieeF-..-.>-/
4._X'. .
Frankfurt a, M. bei Bernhard Sekles.
aber weit mehr gab ihm fchließlich- als
als er in Dresden feinen Wohnfiß
genommen hattet der mehrjährige Ver-
kehr mit Johannes Schi-chen deffen be-
reitZ in me rern Auflagen verbreitete
Harmonielehre bekanntlich durchaus
modern gehalten ift und als bahn-
brechend gilt. Seit dem Herbft 1910
lebt Boehm. da feine Gattin vom Dres-
dner Opernhaufe an das Berliner
iibergefiedeltift- in Charlottenburg und
zwar ausfchließlich dem eigenen Schaffen.
prof. l)r. Wild. »Altmann

Fiir den gefamten Inhalt verantwortlich: l)r. E. E. Friedegg in Schöneberg -
Redakteur der Mufikbeigabe: Alex Iadasfohn in Berlin. - Druct von Richard Falk-
Berlin W. 66. Leipzigcrftr. 115f16.
F
Unverlangte Mannftripte fenden wir nicht zuriick- wenn ihnen
nicht Riictporto beiliegt.
'T